









ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

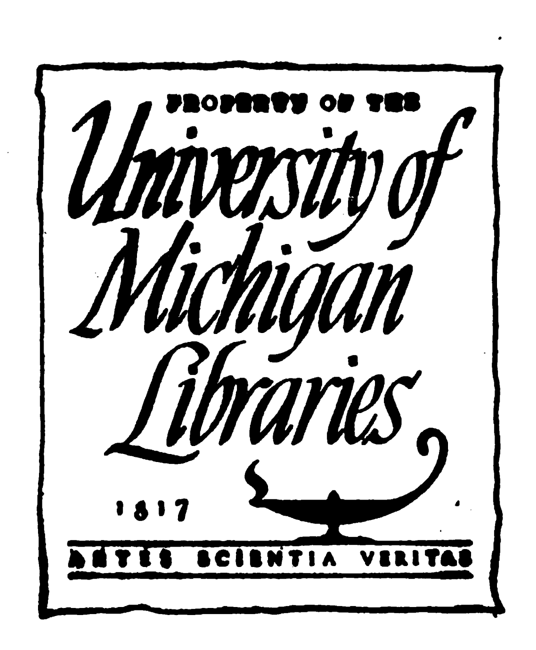
ACHTUNDDREISSIGSTER BAND

DER NEUEN FOLGE SECHSUNDZWANZIGSTER BAND

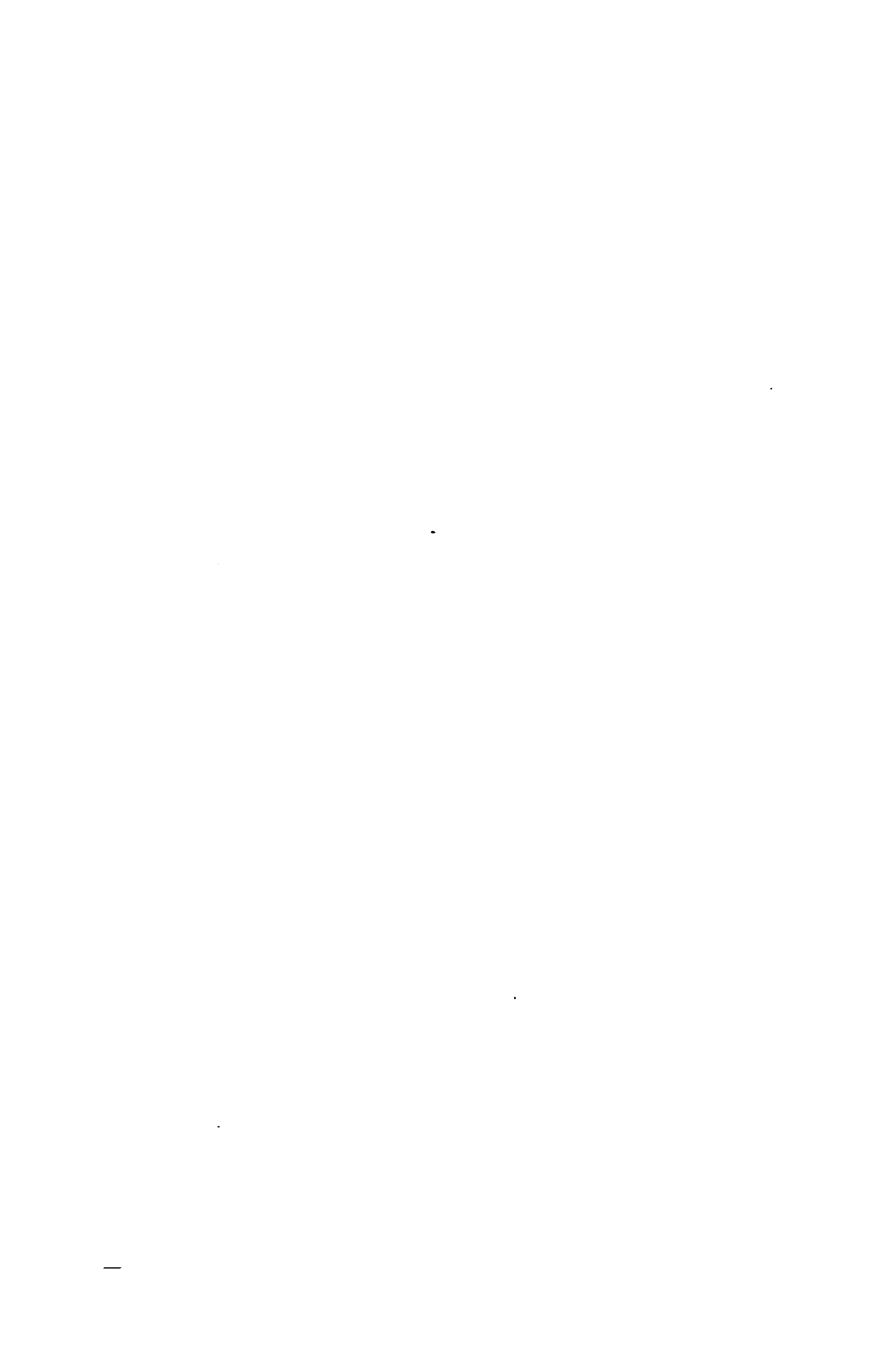
BERLIN

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1894.







ZU WALTHER VON DER VOGELWEIDE.

1. Der *vaden* 44, 9.

Das lied im hohen stil 43, 9 ff *Ich hœre iu sô vil tugende jehen*, eine huldigung des sängers, die er einer frau darbringt, und zwar vor ihr selbst, in persönlicher gegenwart vorgetragen gedacht, geht durch antworten der frau in eine wechselrede über, in welcher die rechte art der minne verhandelt wird. am schlusse verheifst die frau dem bewerber, der recht verfahre, das beste (womit natürlich den edlen frauen mehr zugeschoben wird, was sie tun sollten):

kan er ze rehte ouch wesen frô
und tragen gemüete ze mâze nider unde hô,
der mac erwerben swes er gert.
welch wîp verseit im einen vaden? guot man ist guoter sîden wert.

Der faden war das zeichen der gunst, die verheifsen wurde, und zwar der höchsten, nur dass, wie bei aller verblümten rede, der grad, das wieviel der zugesagten gunst unbestimmt bleibt.

Wie es eigentlich gedacht war, wird deutlich durch eine stelle in Boccaccios Decamerone 9, 5, wo eine frau einem manne ihre gunst gewährt u. a. mit den worten: *tu m'hai con la piacevolezza tua tratto il filo della camiscia*, in Steinhöwels übersetzung: *du hast mir mit deiner lieplichen* (so l.) *zucht den faden aus dem hemde gezogen* (s. 567 Keller). es erscheint da schon zur blofsen redensart geworden, setzt aber voraus, dass die frau zuerst würklich einen faden aus dem gewebe ihres kleides herauszog (das also ein entsprechend lockeres sein muste) und dem manne übergab, damit aber sinnbildlich sich selbst: der faden war ein für eine zusage gegebenes pfand.

Sprachlich zu bemerken ist noch für Walthers worte, dass das *einen vaden* nicht einen beliebigen meint, sondern den bestimmten mit der bekannten bedeutung, wie es auch bei Boccaccio *il filo* heifst, mit derselben bedeutung; es gehört zu dem dritten *ein*, das der beobachtung so lange entgangen ist, obschon es uns in 'ein hohes ministerium' uä. noch so nahe liegt, und das sich nun immer häufiger findet, seitdem man das auge dafür hat.

Der gebrauch des fadens erscheint auch in der niederländischen fassung des alten liedes von der Frau von Weifsenburg im Antwerpener liederbuch von 1544 nr 23 (auch in Uhlands Volksliedern s. 289 ff), hier aber so, dass umgekehrt der mann den faden aus dem ärmel zieht und der frau hingibt. der frau 'von Lutsenborch' hat ihr buhle Friedrich den willen getan und ihren gatten erschlagen; aber da sie nun ihn selbst für sich will, weist er sie schnöde ab (s. 293), er wolle ihre treue nicht, denn sie könne ihn ebenso verraten:

hi troc uut sijnder mouwen
ein sijden snoerken fijn:
'hout daer[1]*, ghi valsche vrouwe,*
ghi sulter bij[2] *bedroghen sijn'* —

dh. er übergibt ihr nur den faden, hier schnur genannt, aber damit nicht sich selbst, worauf sie rechnete, sodass das herkömmliche sinnbild hier umgekehrt verwendet ist. die frau erhält äufserlich, worauf sie anspruch machte, aber nur so, die schnur ist da nicht mehr sinnbild, sondern die ganze gabe selber, die doch durch die sonstige bedeutung nun eine verhöhnende bedeutung erhält. es erinnert an den im minneleben entwickelten seltsamen gebrauch des korbes, eigentlich zum aufziehen des bewerbers zum stelldichein, dann aber mit dem boden so eingerichtet, dass der arme 'durchfiel', der korb also als zeichen scheinbaren gewährens, aber höhnisch ins gegenteil verkehrt.

Die sinnbildliche verwendung des aus dem kleide genommenen fadens stammt aber aus dem rechtsleben, jener gebrauch im minneleben ist eigentlich eine rechtshandlung[3]. der faden ist

[1] 'nehmt hin', genau wie franz. *tenez là.*

[2] d. i. *sult daer bij.*

[3] ich verdanke das meinem verstorbenen collegen vom deutschen recht, prof. Stobbe, und möchte, da einmal sein name zu nennen ist, auch eines wenig bekannt gewordenen umstandes erwähnung tun, der freilich schmerzliche empfindungen erregen muss. Stobbe hatte jahre lang für eine zweite ausgabe von JGrimms Rechtsaltertümern mit hingebender liebe gesammelt und ist zur ausführung des vorhabens nicht gekommen, wie JGrimm selbst auch nicht, sodass nun ein buch von 1828 die stelle ausfüllen muss, für die seitdem durch forschung und funde so viel stoff und licht hinzugekommen ist. wie fehlt uns nicht, auch für philologische zwecke, eine genauere kenntnis des alten rechtslebens, das ja damals leben und denken der leute (von jugend auf) umspannte und durchdrang, nicht wie jetzt ein vom leben abgesondertes gelehrtes gebiet war. der obige fall kann das wider nahe legen.

an die stelle des halmes getreten, den man überreichte als zeichen einer übernommenen verpflichtung, zuerst als stellvertretendes zeichen eines landstücks, das man einem andern abtrat, s. darüber JGrimms Rechtsaltertümer s. 121 ff, vgl. 604; der lateinische ausdruck ist *festuca, stipulus* (daher noch *stipulieren*). der halm war nicht überall zu haben, besonders nicht in städten, das führte zu seiner vertretung durch den faden, der in der form ähnlich doch jederzeit zur hand war. so bestimmte im j. 1166 kaiser Friedrich für die stadt Aachen. die betreffende verfügung des kaisers, in einer längeren urkunde bei Lacomblet Urkundenbuch für die geschichte des Niederrheins I 184, lautet: *Quia quaedam abusio pro longa consuetudine* (als altes herkommen) *in populo aquensi locum justitiae obtinuit* (zu einem rechtssatz geworden ist), *ut qui de calumpnia vel aliqua re impetebatur, non poterat expurgationis satisdationem offerre* (sicherung geben, dass er zur rechtfertigung vor gericht erscheinen werde), *nisi per festucam, quam inclinatus de terra levasset, quam si subito non invenisset, in penam compositionis* (bufse) *incidit. nos hanc iniquam legem perpetuo condempnantes . . . statuimus, quod liceat unicuique in hoc nostro regali loco Aquisgrani, pro qualibet causa, qua impetitus fuerit, expurgationem suam offerre per quodlibet vel minimum, quod de mantello vel tunica vel pellicio vel camisia vel qualibet veste, qua inditus* (so) *est, manu potest avellere directe stando sine aliqua corporis flexione.* s. dazu Heinr. Siegel Die gefahr vor gericht und im rechtsgang, Wien 1866, s. 25 ff. übrigens war das verfahren in der sitte schon länger tatsächlich im gange, s. Siegel s. 26 zb. aus SGallen. auch kaiser Friedrichs verordnung kann dafür zeugen; denn wenn da für das überreichen des stückchens vom kleide ein niederbücken für unnötig erklärt wird, was sich ja gar zu sehr von selbst versteht, so muss das von pedanten bei dem neuen verfahren noch mit verlangt worden, dies also schon im gange gewesen sein. auch die von Walther bezeugte anwendung im minneleben sieht durchaus wie schon länger feststehend aus und kann daher mit für den rechtsgebrauch als zeugnis dienen.

In der kaiserlichen verfügung ist freilich nicht der faden bestimmt, sondern *quodlibet vel minimum de mantello* usw., daher der begriff in allgemeinster fassung, um für die ausführung spielraum zu lassen, der bei dem alten gebrauch gar zu eng be-

schränkt war. wie man aber das *quodlibet vel minimum de mantello avellendum* am leichtesten und daher wol am gewöhnlichsten ausführte, das zeigen eben die dichterstellen. dabei scheint auf seide besonderer wert gelegt zu sein.

Hier im minneleben gewinnt aber der faden eine ganz andere, neue wendung des sinnes, die sich ja so nahe legte. aus dem faden oder der schnur wird ein band als zeichen, dass die frau den mann gleichsam bindet, für sich gefangen nimmt in liebe. in einem fastnachtspiel 'die Harnischvasnacht' spricht einer von einem kampfe, den er vor habe:

do schicket mir mein pul ein seidene pinden,
das ich durch iren willen wer keck usw.

Fastnachtsp. 756, 18.

die seidene binde, mit dem eignen kleide doch in keiner beziehung mehr, ist da doch vorwiegend noch ein zeichen der gunst, wie jener faden, das ihn im kampfe mutig machen soll, aber doch zugleich, indem es ihn an sie bindet, zu ihrem ritter macht. geradezu als gefangenschaft, durch eine fessel angezeigt, erscheint das verhältnis des liebenden zu seinem buhlen im 16 jh. zb. bei Murner in der Geuchmatt, wo die geuchin ihrem gauch ein halsband machen lässt:

und umb sin hals dermasz beschlieszen,
das si den schlüssel solt behan
und er im halsband gfangen gan.

Scheibles Kloster VIII 940.

der gauch wird sogar als an der schnur geführt gedacht, wie es ebenda heifst: (*geuche*)

die si mit schwarzen siden schnüren
am hals gefangen har müsz füren.

s. auch in Grimms Wb. unter 'gefängnis' 2, c.

das bild des mannes als eines gefangenen in der gewalt der frau gehört doch auch schon dem 12 jh. an, s. Morungen Mfr. 126, 18; um so leichter konnte es sich bei dem aus dem rechtsleben übernommenen faden einstellen und unterschieben.

Die vorstellung und das bild vom bande als zeichen der 'verbindung' in liebe und freundschaft (wir haben ja dafür kaum ein andres bild) ist übrigens fortgeführt worden und bis heute nicht abgerissen, wobei die anknüpfung an die alte sitte wol erkennbar bleibt. das sog. *angebinde* zum geburtstag ist eine unmittelbare

fortsetzung jenes bandes und fadens, jetzt zwar nur noch vom geschenk selbst, aber dies war ursprünglich und lange von einem bande begleitet, das man auch mit sprüchen, versen und malerei versah. das band war gemeint als zeichen des neu geknüpften, geistigen bandes zwischen dem geber und dem beschenkten, mehr ein zeichen der ergebenheit des erstern, als dass dieser den andern neu an sich fesseln wollte, wie es uns leicht erscheint, dh. immer noch mit dem grundgedanken, den jener faden bei Walther aussprechen sollte. im 17 jh. scheint ein band die notwendige begleitung jedes wunsches zum geburts- und namenstag gewesen zu sein. Fleming s. 121 (149 Lapp.) hat ein langes gedicht 'im Nahmen Dreyer Schwestern auff ihres Vatern Nahmens-Tag', in dem von einem bande nichts gesagt ist, aber am schlusse:

so viel zieh förderhin des glückes bey euch ein,
so viel der schlingen hier an unserm bande seyn.

Fleming 122.

also das band mit vielen schlingen versehen, die das bild des bindens und haltens verstärken sollten, wenn sie auch der dichter sich anders auslegt. auf dieser linie liegt noch das mit blumen und blättern bemalte band, das Goethe der Friederike in Sesenheim als begleitung eines gedichtes zuschickte, am schlusse:

und das band, das uns verbindet,
sei kein schwaches rosenband.

auch die bänder, mit denen man auf kirchhöfen die zum gedächtnis ausgehängten totenkränze reich geschmückt sieht, mit gedichten bedruckt, gehören hierher, ein zeichen der verbindung und treue übers grab hinaus, immer von kostbarer seide, die von jeher als stoff geboten scheint, schon bei Walthers faden. alles das war den leuten wol noch im 17 jh. wenigstens ungefühlt gegenwärtig durch lebendige überlieferung, was wir jetzt uns auf gelehrtem wege wider auffrischen.

2. *Ich bin niht niuwe* 59, 17.

Das *niuwe* war nicht weiter beachtet, so sehr es hervortritt, bis Simrock in seiner ausgabe s. 175 es besonders ins auge fasste und als 'karg' auslegte, was Wilmanns in der 2 ausg. 'im hohen grade wahrscheinlich' findet. aber als ich bei Simrock brieflich genauer nachfragte, hatte er doch keine würkliche stütze für die

bedeutung, es war vielmehr zu bemerken, dass es sich ihm mit *genouwe* verwischt und verwechselt hatte.

Die abhilfe liegt doch nahe: 'ich bin kein neuer, gehöre nicht zu den neuen'. ich bin noch von den alten:

ich bin niht niuwe,
dem ich dâ gan, dem gan ich gar,

wem ich meine gunst und neigung schenke, dem gebe ich sie ganz, nicht in stücken oder auf zeit, wie man jetzt tut, wer den neuen sitten, dem neuen zeitgeist folgt. das *niht niuwe* muss sich aber auch auf die vorhergenannten *scham unde triuwe* beziehen, tugenden alter zeit, an denen er festhält, obschon sie nun sehr schaden, worauf er trotzig ausruft:

schaden nu alsô dar! ich bin niht niuwe usw.,

also, mich geht das nichts an, weil ich noch auf dem alten standpunct stehe. das *gan* in der schlusszeile muss als eine einzelne äufserung der *triuwe* gemeint sein, auf die es hier besonders ankommt der frau gegenüber, der er mit dem liede huldigte. so scheint der rechte gedankenfaden gewonnen, in dem das *niht niuwe* doch fast den knotenpunct darstellt.

Walthers liederbuch ist ja voll von klagen, oft den allerbittersten, dass in der höfischen welt eine änderung des geschmacks, der sinnesweise, der grundsätze für leben und denken eingerissen sei, die ihm als der schmerzlichste verfall erschien, während die vertreter der neuen richtung die der alten mit hohn und spott behandelten, den auch Walther erfahren muste. wen hat nicht schon, der Walther mit herzensteilnahme list, die frage beunruhigend beim lesen begleitet, was an dem bösen bilde der zeit bei ihm tatsächlich wahres gewesen und was etwa als übertreibung oder auch als folge seines scharfen und feinen, auch überfeinen empfindens anzusehen sei, wie es grofsen künstlern eigen ist (fehlt es doch auch Goethen nicht). freilich bringt er diese klage nicht allein, sie ist bei den zeitgenossen fast allgemein und reicht schon ins 12 jh. ziemlich weit zurück.

Im schärfsten gegensatz, mit berechnendem bewustsein grell gegeneinander gestellt, erscheinen im Meier Helmbrecht, also um die mitte des jhs., *die alten* und *die niuwen site*, jene vom vater, wie er sie in seiner jugend bei hofe gesehen, diese vom sohn geschildert, der freilich nur vom hofleben in einer ganz verkommenen, ins tiefste gesunkenen form zu berichten hat. der sohn sagt:

der niuwen site weiz ich vil 912.
und der vater, nachdem er mit seiner schilderung zu ende ist:
als vil weiz ich der alten site.
sun, nu êre mich dâ mite
und sage mir die niuwen, 981 ff.

Walther klagt seine zeit an:
mit den getriuwen alten siten
ist man nû zer welte versniten 90, 27.
dicht vorher mit der äufserung von furchtbarer bitterkeit:
deich sô gar ertôret bin
in mîner zuht und mir daz nieman wert 90, 25.
dazu kurz *die alten*, als vertreter der alten guten sitten und sinnesweise:
wir klagen alle, daz die alten sterbent und erstorben sint 38, 16,
wobei doch das *alle* auffallen darf, da die jungen, von denen oft die rede ist, als die eigentlichen vertreter der neuen denkweise in die klage doch nicht einstimmen konnten. Walther meinte wol sich und seine gesinnungsgenossen.

Neben den alten muss wol aber auch *die niuwen* gangbar gewesen sein, wie Walthers äufserung doch wol sehen lässt. es liegt auch so nahe, bei einem umsatz der weltanschauung, in welcher sich ja die grofse entwicklung bewegt, die gegensätze mit diesen einfachen namen zu unterscheiden. so im zeitalter der reformation. da heifsen die vertreter der alten kirche 'die alten, die alten christen' und nennen sich selber so, zb. in einem katholischen streitliede aus Solothurn v. j. 1533 in meinen Historischen volksliedern:
do die luterschen knaben mit irer rot
die alten tätendt schmähen.
Soltaus Hist. vl. 2 hundert s. 143.
got und sin wärde muter geschändt (geschimpft),
dar zu die frommen alten. das.
sant Urs stund by der alten rot. s. 146.
wo inen ward (begegnete) *ein alter christ,*
do bruchten sy gewalt und list. s. 149 uö.
dagegen 'die neuen' von den Lutherischen zb. bei Luther in der schrift Wider Hans Worst, wo er hauptsächlich den gedanken verficht, er und die seinen verträten das alte, er wäre kein neuerer, der vorwurf träfe vielmehr die papisten: *darumb lestern die Papisten*

Christum selbs, die Apostel vnd gantze Christenheit, wenn sie vns Newe vnd Ketzer schelten, s. 14 in Knaakes neudruck (1880). *ich will beweisen, das jr die Newe, falsche Kirche seid*, s. 18. Christ. Weise in seiner poetik, Curiöse gedanken von deutschen versen Leipz. 1692, nennt, wo er von Opitzens rhythmik handelt, dies äufserlich 'die neue manier' im gegensatz zu der alten des 16 jhs. mit silbenzählung.

Aber die benennung ist so natürlich, dass sie gewis von jeher und überall sich geltend gemacht hat, und auch Walthers '*niuwe* steht damit wol im rechten lichte.

3. Walther und die höfische gesellschaft.

Von Walthers verhältnis zu seinem höfischen lebenskreise ist in seinem liederbuch so viel die rede, dass eine genaue darstellung, die in der kunst zwischen den zeilen zu lesen geübt sein müste, ein buch für sich füllen könnte. man könnte damit, da in des dichters verhältnis und misverhältnis zur gesellschaft auch eine entwicklung versteckt vorliegt, selbst zur herstellung einer innern chronologie von des sängers leben und liedern beitragen.

Ich will nur ein lied anziehen, das, bei dürftiger überlieferung schwer erkennbar, doch auf jenes verhältnis in einer bestimmten lage ein volles, wenn auch schmerzliches licht wirft, eine kleine änderung des überlieferten textes vorausgesetzt. den grundton, aus dem es klingt, kann die bittere äufserung in dem liede *In numme dumme ich wil beginnen* 31, 33 ff anschlagen, das an herzog Leopold gerichtet ist, der um schutz des bedrohten höfischen geschmacks angegangen wird:

> *ich hân wol und hovelîchen her gesungen:*
> *mit der hövescheit bin ich nû verdrungen,*
> *daz die unhöveschen nû ze hove genæmer sint dan ich.*
> *daz mich êren solte, daz unêret mich.* 32, 1 ff.

das ist noch in zorn geredet, wie denn die auslassung in die drohung ausgeht: *sô verkêr ich mîne zungen*, in dem darauf folgenden spruche deutlicher und kräftiger ausgedrückt: *sô wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten* 32, 7 ff.

Aber aus ganz anderer tonart klingt es, aus denselben verhältnissen heraus, in einem liede oder spruche, der nur in der Würzburger hs. erhalten ist, mit sinnentstellenden fehlern,

von Lachmann nur in den anmerkungen mitgeteilt (s. 186 der 2 ausg.) mit besserungsvorschlägen, dann von den herausgebern in den text aufgenommen, auch mit beiträgen zur versuchten herstellung, für die doch éine stelle noch zu tun übrig lässt. das lied gibt ein bild von des dichters stellung bei hofe, dass man den blick gern davon wegwendet, so unwürdig ist es des edlen geistes. es hebt an in der überlieferten form der wehklage, des weherufs, zugleich als anklage bei der *hövescheit* gedacht, die als richterin angerufen wird (wie in dem erwähnten spruche Leopold als helfer angerufen wird):

Owê daz mir so maniger[1] *missebieten sol!*
daz klag ich hiute und iemer rehter hövescheit.
ir sint doch lützel, den ir schapel stê sô wol,
ichn fünde in doch ein lange werndez herzeleit,[2]
und wære ich (hs. *er*, L. *et*) *von in anderswâ.*[3]
wan daz ich gerne bî in (*ir* hs., *in* L.) *bin, daz ist der*
schade. ich bin eht (hs. *oc*) *gerne dâ.*
iedoch swer sîne zuht behielte,
dem stüende ein schapel wol von sîden.

Er hat über schlechte behandlung zu klagen, nach andern äufserungen eben durch sein festhalten an der alten *zuht* herbeigeführt, und deutet ein mittel an, wie er sich rächen könnte: es sind doch wenige, die sich die besten dünken, ton angebend auftreten uä., denen ich nicht ein tief gehndes leid zu finden wüste, wenn ich von ihnen fort wo anders wäre; nur dass ich

[1] Lachmann wollte *manegiu* haben, und allerdings kommen klagen vor, dass der geschmack der frauen entartet sei und sie bildung, *zuht* und *fuoge* nicht mehr zu schätzen wüsten, zb. in dem liede *Âne liep sô manic leit*, das aus bitterstem klagemut kommt:

lât mich zuo den frowen gân,
sô ist daz mîn aller meiste klage,
sô ich iemêre zühte hân,
sô ich ie minder werdekeit bejage usw. 91, 1 ff.

aber nur Pfeiffer ist Lachmann darin gefolgt, dieser mochte mit durch das erwähnte *schapel* bestimmt sein. aber auch männer trugen in festlicher haltung kränze (s. in Grimms Wb. unter 'kranz'), auch *schapel* genannt (s. Mhd. wb. II 2, 86).

[2] so Rieger, hs. (ohne *lange*) nur *herze werndez leit*; nur *werndez leit* 37, 27.

[3] auch Lachmann meinte eigentlich mit *et* schon denselben gedanken, aber mit *ich* ist er doch erst durchgedrückt.

gern bei ihnen bin, das ist der schaden; und noch einmal: ich bin nun einmal gerne da, darum muss ich die schlechte behandlung ertragen. aber doch wären nur die wert, die tonangebenden ersten zu sein, die an der bildung festhielten — also auch mir gegenüber, das lässt er nur raten, so gedrückt ist jenen *zuhtlôsen* gegenüber sein mut: er muss in der unwürdigen lage bleiben, weil er keinen andern ort für sich weifs, wo er doch noch so gerne sein könnte. der gedanke, dass auch die gesellschaft ihn nicht missen könnte, tritt auch in einem andern liede auf, in dem er sich mit der welt auseinandersetzt, schon in ziemlich gespannter stimmung,

und ist vil unnâhen,
daz ich dir noch sül versmâhen. 60, 4.

am schärfsten aber klingt in dieser richtung ein wort in einem der lieder von der 'welt', von denen gleich mehr die rede sein wird:

Welt, ich hân dînen lôn ersehen . . .
ich hân lîp und sêle (des was gar ze vil)
gewâget tûsentstunt durch dich:
nû bin ich alt und hâst mit mir dîn gampelspil.
ist mir daz zorn, sô lachest dû. 67, 12 ff.

die jungen, die neuen trieben ihren spott mit ihm und seiner alten lehre von minne und hofzucht (*gampelspil* sonst eigentlich noch schlimmeres, ein tätliches narrenspiel) und lachten ihn aus, wenn er darob zürnte, auch in liedern. man fragt sich aufs neue, was daran wol übertreibung des reizbaren dichters sein mochte: aber auf alle fälle blieb genug übrig, um auch uns nachträglich schärfsten zorn empfinden zu lassen über die unwürdige lage, in die der edle sänger, unserer edelsten einer, eben durch treues walten seines dichteramtes geraten war. aber — ein tief greifender unterschied von heute — er durfte solche anklage den davon betroffenen offen ins gesicht singen, während ein heutiger dichter sich in sicherer deckung auf seinem sofa beim ofen schreibend auslassen würde.

4. Das *bilde* 67, 32.

Lachmann bringt am ende seines zweiten buches ein büschel lieder von besonders hoher kunst und besonders tiefem gehalt. es ist wesentlich eine endliche auseinandersetzung des betagten

sängers mit der 'welt', von der öfters die rede ist, aber nicht wider so entschieden als hier. für *welt*, wie er das wort braucht, auch anderwärts, ist zu bemerken, dass ihm darin der kirchliche begriff und der höfische sich kreuzen oder in eins verrinnen, also die welt im gegensatz zur ewigkeit und die welt als die höfische gesellschaft, dieses wie ähnlich noch französisch '*le monde*'.

Die form ist wie gesagt eine besonders kunstvolle, die beiden stollen nehmen den abgesang und damit die krönung des kleinen kunstganzen aufsergewöhnlich in die mitte, und dieser ist in sich besonders kunstvoll, ja künstlich gestaltet durch pausenreime. schade, dass wir von der melodie nicht einen schein haben! es lässt sich übrigens bemerken, dass bei Walther die form dann gern am künstlichsten ist, wenn er selbst vom inhalt am meisten erregt ist: der sicherste beweis vom künstler höchster art, der seine aufregung durch kunstarbeit bändigt und gerade da das schönste erzeugt.

Für den inhalt und seinen vortrag aber ist zu bemerken, dass ihn der dichter in der form eines rätsels bringt, das ist an der ganzen kunstarbeit die hauptsache; man weifs ja, wie beliebt und geübt diese form seit jahrhunderten war, im kreise der fahrenden besonders ausgebildet und auch im kunstgesang gern verwendet. Walthern aber dient hier die rätselform zu seinem höchsten zwecke, geht über geistreiches spiel hinaus in vollsten schwersten ernst über.

Was oder wer ist das *bilde*, von dem er in so rätselhaften wechselnden bildern erzählt, wie es ihn anzog und abstiefs und er ihm doch nicht entrinnen kann, ohne bis zum schluss das rätsel gelöst zu geben? die herausgeber haben sich in mancherlei richtung versucht, wobei doch mehr eine leidliche auskunft aus der verlegenheit herauskam. auch die hörer von damals musten und sollten raten, werden aber, wie sie den sänger und seine stimmung und denkart kannten, bald gemerkt haben, wen er meinte: sie selbst, die hörer selbst, als vertreter der höfischen gesellschaft, der *welt*, seiner welt. darauf führt ja schon die stellung des liedes am schluss und als abschluss der andern strophen in gleicher kunstform von der welt und Walthers verhältnis zu ihr[1]. er erzählt von dem lebenswege, den er gegangen, und dem ziele, dem er nachgegangen war:

[1] dabei muss ich doch erwähnen, dass schon Pfeiffer in seiner 2 ausg.

Ich hâte ein schœnez bilde erkorn,
und owê daz ichz ie gesach
ald ie sô vil[1] *zuoz ime gesprach!*
ez hât schœne unde rede verlorn.
dâ wonte ein wunder inne, daz fuor ine weiz war,
dâ von gesweic daz bilde iesâ.
sîn liljerôsevarwe wart sô karkelvar,
daz ez verlôs smac unde schîn.
mîn bilde, ob ich bekerkelt bin
in dir, sô lâ mich ûz alsô,
daz wir einander vinden vrô:
wan ich muoz aber wider in.

Es wird einem schwer, dem meisterhaften gebilde, das sich durchaus in reiner kunsthöhe bewegt, schleppende bemerkungen in prosa anzuhängen; aber es muss doch sein. das alte *bilde* galt allgemein auch von lebenden wesen, sogar mit erhöhtem sinn (jetzt noch 'frauenbild' uä.), hier von der welt, als hohe erscheinung gedacht, deren dienste sich der dichter gewidmet hatte, um ihre gunst zu werben. auf einmal hat er das bitter zu bereuen, das bild ist unheimlich verwandelt; wenn ihm ein in ihm wohnendes wunderbares etwas schönheit und rede gegeben hatte, so ist das wunder nun verschwunden und das bild stumm und hässlich geworden: der dichter sieht die welt auf einmal mit ganz anderen augen an. statt der lilien- und rosenfarbe, wie sie schöne frauen als farbe haben, hat sie nun eine kerkerfarbe, dass der blumen duft und glanz verschwunden sind — und nun mit plötzlicher anrede traulich und treulich (es steht ja vor ihm): 'mein bild, wenn ich (oder gleich: da ich nun einmal) in dir gefangen bin im kerker, so lass mich doch aus, nicht um ganz von dir zu gehn, sondern so, dass wir uns (auf eine zeit einmal wider) froh finden, denn hinein muss ich ja doch wider'.

Es ist im grunde dieselbe stimmung, dasselbe verhältnis

(1866) s. 148 meine auffassung vortrug; er hatte mich nämlich für diese um meine bemerkungen zur ersten ausgabe gebeten, ich schrieb ihm zu obigem liede: 'die welt ist es, die von Walther so oft erwähnte, genauer sein höfischer lebenskreis, das hofleben, das ihm eben seine welt war', was dann Pfeiffer gelten liefs und aufnahm.

[1] *sô vil* meint nicht würklich viel, sondern 'auch nur so viel', wie wir sagen, dh. so wenig, wie man es durch eine handbewegung andeutet, lat. *vel tantillum.*

zwischen dem dichter und dem hofe, wie sie sich in dem spruch oben *Owê daz mir sô maniger missebieten sol* aussprachen, aber hier weitergeführt und in anderer fassung, dort nur der gedanke in trotziger drohung hingeworfen, dass er ja fortgehn könne, hier weichmütig die bitte, ihn auf zeit einmal an die luft zu lassen, *daz wir einander* (einmal) *vrô vinden*, denn: wenn wir immer beisammen sind, ärgert ihr mich und ich euch (mit liedern) — denn entbehren kann ich euch doch nicht, wozu als ergänzung aus dem andern liede sich ergibt: ihr mich doch auch nicht.

Es ist unmöglich, von einem kunstgebilde, wie dieses, den inhalt so prosaisch auseinander zu zupfen, nur wer in die tiefe des vorgetragenen empfindungsganges vordringt, kann es wahrhaft verstehn. man denke sich aber, wie den hörern, da ihnen das aus des sängers munde (gewis auch mit bedeutsamem geberdenspiel) unmittelbar ins gesicht erklang, zu mute sein muste: ich bewundere hier, wie anderwärts, die einzige kunst des dichters, mit den gedanken und empfindungen der hörer gleichsam fangball zu spielen [1], während er sich selbst zugleich ihnen treulich kindlich preisgibt. in dem liede *Owê daz mir* usw. ist von dem verhältnis zwischen ihm und der 'welt' wie nüchtern tatsächlich geredet, in dem andern aber ist das ganze in eine reine kunsthöhe gehoben, auf der nichts von dem schlimmen beschönigt wird, aber doch wie in ein inneres traumhaftes schauen hinaufgehoben, in dem man sich an dem stoff, der im grunde mehr traurig als tragisch ist, doch weidet wie an echtem schönen — ich gestehe, dass sich meine bewunderung des liedes, so oft ich es seit jahren näher vorgenommen habe, immer mehr vertieft hat, als könne man hier zugleich besser als sonst lernen, was eigentlich rechte kunst ist.

Eben zur kunstarbeit ist noch zu erinnern, wie der dichter ein paarmal mit seinen bildern gleichsam spielt, indem er sie plötzlich ernst nimmt, sie verschieben sich ihm unter der hand gleichsam, wie es nur mit traumbildern geschieht. so das *liljerôsevar* der hohen frauengestalt, wozu dann auf einmal die blumen mit ihrem duft und glanz ernst genommen werden. und

[1] ein deutliches beispiel gibt das lied *Die mir in dem winter vröude hânt benomen* 73, 23, wo er auch mit der höfischen gesellschaft wegen ihres verhaltens gegen ihn scharf ins gericht geht, das aber so witzig in scherz zu kleiden weiſs, dass der bittere ernst nur einmal scharf aufleuchtet.

das *karkelvar* eigentlich von einem, der durch lange kerkerhaft (und wie waren damals die kerker beschaffen) wie zum gespenst abgemagert und entfärbt ist — aber der dichter nimmt die vorstellung des kerkers auf einmal ernst, womit dann das ganze in überraschender wendung zum abschluss eilen kann: die welt selbst der kerker, in dem der dichter schmachtet, dass er einmal an die luft muss — und dann ganz unerwartet die schlusswendung, in welcher, da sie in der zeit beliebt war, Walther überhaupt meister ist, aber nirgends so merkwürdig durchschlagend, wie hier: *wand ich muoz aber wider in* — damit wird über das ganze ein wehmütig mildes licht der ergebung gegossen, aus dem doch erhebend die kraft des dichters herausleuchtet, herr seiner selbst zu sein.

Leipzig im sommer 1893. RUDOLF HILDEBRAND.

SEGEN AUS LONDONER HSS.

1) *Wundsegen von den drei brüdern. ms. Sloane* 962 *in quart,* xv *jhs.,* 261 *bll., pergament und papier, medicinische tractate in prosa und versen enthaltend, bl.* 63ª:

A charme for a woũde.

Tres boni fratres ibant et per vnam viam ambulabant et obuiavit eis dominus noster ihesus christus et dixit eis. o boni fratres quo itis? domine et magister nos imus ad montem oliueti ad colligendas herbas et doloris et plagationis. et dixit eis uenite post me et iurate in signis maximis et per uulnera christi vt non abscondite dicatis neque mercedem inde capiatis set (*sic*) ite ad montem oliueti et accipite oleum oliue et lanam ouis et ponite super plagam et dicite sicut longinus hebreus percussit latus domini nostri ihesus christi et plaga illa non diu sanguinauit nec putruit nec doluit nec guttam fecit nec tempestatem habuit ardoris sic fiat ista plaga. in nomine patris + et filii + et spiritus sancti + amen. vt non sanguinet nec putriat nec doleat nec guttam faciat nec senteat nec tumeat. In nomine patris + et filii + et spiritus sancti + amen.

Derselbe segen deutsch in der papierhs. Add. 28170 *in quart,* xv *jhs., bl.* 113ᵇ:

Iz giengen drei vil gůte prvder einen wech do pechom in vnser herre ihesu christ. Er sprach wa welt ir hin drei vil

gute prvder Herre wir suchn̄ ein chraut. Dez chraft ze wnden güet sey. Iz geschozzn̄ sey iz geslagen sey. Iz gesniten sey iz gemült sey. Swie so der uunten sei dez chraft gewunden (= ze wunden) gůt sey. Er sprach swert in got in got (*sic*). daz ir sein nicht lön enphahet vnd daz ir sein vnhëlleich seit vnd pey dem spünne der müter sand Marien. Get auf den perch ze chunolaphet (*aus* munt olivet *verderbt*). Nemt des öles ab dem ölpaum vnd eins schafes der wolle vnd legt vber diu wnde vnd sprecht als geschehe der wunden. als der wunden geschach do Juda loynus (*l.* der jude longinus) unserem herren durch sein zeswe seyte stach. Diu wnde diu plůt nicht vil si gewan weder hittz noch hier (*vgl. dazu zb. Anz. des germ. mus.* 1859 *sp.* 166 noch erschwiczt noch enhurt). si geswal noch geswar. Noch me aiter gewan. Christ nicht enwelle daz diu wnde geswere noch geswelle amen.

Ich schliefse hier an aus der papierhs. Arund. 33, xv *jhs.*, 66 *bll. medicinischen inhalts, bl.* 95 *einen Longinus-blut- und pfeilsegen*: Vor das blut (*rot*). ich bit dich blut vnd gebut dir blut durch das vil heylige blut das longinus unseren herren durch seyn rechte seyte liefs do gink aus blut vnd wazzer. daz du blut durch daz vil heylige blut vnsers herren blutest nicht mere.

Der phil segen (*rot*). Longinus eyn Juden Ritter waz der vnsern libn̄ herren ihesum christum eyn sper durch seyn reyne site stach Nicodemus der Jude der vnsern libn̄ herrn ihesu christo dy nagel aus henden vnd aus fuzzen tzoch. Alzo war dese wort sint Alz war gebe mer got hute alz heyl daz der phil aus ge.

2) ***Wurmsegen.*** *die beiden folgenden formeln stehn am schluss einer reihe von meist deutschen recepten, welche die bll.* 108ª—110ª *der von verschiedenen händen geschriebenen miscellanhs. Arundel* 164 *in folio*, xv *jhs., (aus dem Nürnberger augustinerkloster) füllen*:

Wider den wurm der heizet der wirzel sprich dise wort. der wurme varen dri di sancte ioben azen. der ein was wiz der ander waz swarz. der dritte waz rôt. Herre sancte jobs (s *von anderer hand zugesetzt*) die wurme sint tôt. Daz sprich dristunt vnd wende als dicke daz phert wmme (*sic*) sprich auch dri pater noster in sancte jobes ere.

Noch ist ein ander wurm deren wirzel (*gemeint* tanne-

wetzel?). schrip dise wort in ein bli[e]. Ego sum alpha et o. primus et novissimus. vnd sprich ein pater noster. vnd nym daz bli vnd ganc (*hs.* gāt) zu dem pherde vnd sprich im in die or[e]n. dristunt. Tot ist der wurm vnd binde dem pherde daz bli an die stirn.

Arundel 33 (*s. oben*) *bl.* 95: Vor dy worme (*rot*). Job lag in den strozen bas (bis *oder* das) en dy worme oßen der eyne was weys der ander swartz der dritte rot nu leget ir worme alle tot daz gebut euch got vnd der gute sant Job. a. m. e. n.

3) *Segen gegen zahnweh. hs. Arundel* 33 *bl.* 87[a] (*vgl. MSD*[3] II 281):

Vor den tzanswern (*rot*). In nomine patris et filii et spiritus sancti. Maria super petram maxillam manuque tenens venit filius dei et dixit ei cur hic sedes maxillam in manuque tenens. Respondit Maria venit ille vermiculus (v[c]niculus *hs.*) qui dicitur magranus (magn̄us *hs.* = emigraneus) et me mordet. Ihesus respondit adiuro te magrane in nomine patris et filii et spiritus sancti ut exeas et inde recedas ab hoc famulo dei ut non noceas ei in dentibus aut in membro aliquo per christum dominum nostrum amen.

4) *Fiebersegen. hs. Harl.* 2558 *in quart,* 227 *bll., medicinische tractate aus verschiedenen zeiten enthaltend, p.* 195 *von einer hand des* XIV/XV *jhs.:*

Pro frebribus (*rot*). Petrus stabat ante portas ierusalem. superuenit dominus et ait illi quid hic iaces petre. Respondit petrus domine iaceo de mala febre et ait illi dominus demitte illam febrem et sequere (segn[c]ere *hs.*) me. et statim dimissa est et recepit sanitatem et secutus est ihesum et ait illi petrus domine oro ut quicunque hanc literam portaverit non sibi noceat febris. dixit dominus fiat sibi (*sic*) verbum. In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. Crux sacra + (*alle kreuze rot*) Crux splendida + Crux salua et libera hunc famulum dei R. ab omni perpesie (*l.* perpessione?) febris et ab omnimodis malis presentibus preteritis atque futuris Amen. + In monte tebon (*d. i.* Celeon) requiescunt VII dormientes s. Malcus Maximianus Marcianus Constantinus Johannes Cerofyon Dionysius (*d. i.* Serapion) per merita eorum et intercessiones omnium sanctorum defende hunc famulum R omnimodis malis et infirmitatibus ut posset remedium habere ab omnibus febribus et pacem. libera ab omnibus incidiis (*sic*) inimicorum

suorum visibilium et invisibilium amen. + hel + heloy + yabel + hee + ix + ye + ye + adonay + Saboth + Tetgramacio + hen + toto + hade + al + al + la + herm + la + la + ua (?) + a + de + geradi deo + ihesu christi piisimo pater. R. famuli tui miserere per tua sancta nomina me R fende te pius et libera me ab omnibus infirmitatibus et ab omnibus malis inimicorum meorum visibilium et invisibilium. amen.

5) *Augensegen. hs. Add.* 28170 *hinter dem oben abgedruckten wundsegen von den drei brüdern bl.* 113ᵇ:

Himlischer vater veruche daz maal vñ den . . . . g .der augē vō disem menschen sam du hast abgenom̄ daz mail vō dē augē deins dieners herren Jacob In nomine pat's et filii et spiritui (*sic*) + sc̄i am̄. Kirieleison xp̄eleison pr̄ n̄r. Januarius felix philippus saluanus alexander vitalis martialis. Daz sint die sibñ sün sand felicita' die chöme (*l.* chönnen) vns gehelfe am̄. Ich beswer dich mail oder sm'cze der augen p + eim vater vn p + eim sün vñ dem heiligen geist vñ pei der werdē muter sand marien + pei den vier vñ zwainzege altherre (*sic*) vñ pei den vie + r evangelisten pei den zwelpoten pei allen heiligen vñ erwelten daz du vō disem menschē entweichest du vngenēm' pünchte. Ich besw' dich pei der signuft dez heiligen chrávcze + (*sic*) pei der sálgen erczneie dez heiligē leichnam vnsers h'ren ihm̄ xp̄m̄ vñ seines heiligē pluts pei seinen füf + wntē pe[i] allen engel (*sic*) gots du varst dahin da du her chom pist Kirieleison xp̄eleison p̄r n̄r. Nilaria dulcia (?) filana xp̄oforus abraham divina inclina (?) sat'ipina ir lieben heiligen helft vns in diser nôt ayos ayos ayos sc̄s dñs sc̄s deus sc̄s om̄potēs erpm dich h're uber vns. Ich besw' dich meil daz du swindest in disem mēnschñ vñ furpas nicht wachsest du seist weis oder swarcz oder röt gepüt ich dir daz du v'swindest in der chraft der heiligen drivaltichait Ki xp̄e p̄r. n̄r. nu plas im in diu augen vñ nenne daz mensch.

User (*l.* Xp̄s) vb'wint christ reichsent xp̄s gepütet + der segē dez himlischē vat's helf disē augē h're got helf disen augen am̄ als dein' dieners sam du hast abgenom̄' vñ geholfen den augē h'n tobias vñ . . . . . . plindē rainst vñ v'treib allez daz I

schedleich sei daz wir derchomē dein pmūg vñ dich lobñ ewickleich am̄. (nu rūr daz ertreich) Unser herre rū^r^t daz ertreich vñ neczezt (*l.* neczetz) mit der spaichel vñ salwolt (*sic*) da mit disiu augē des plintē gepōnen (*l.* gepo^r^nen) mēnschē vñ sprach wasche dich als du gelaubest als wirstu erlauchtet mit dem zaichñ dez heiligē chrâvz + Ich gepiut dir mail per(!) + vat^s^ per + dem sun vñ per + dem heiligē geist pei dem vorchtsam̄ gerichte pei dem zit^c^ten (!) nam̄ der heiligē t^i^. tat (*l.* trinitat) pei d^s^ heiligē + mariē pei dē heiligē engel sand gabri + vñ sand raphahel + daz du genczleich' v^s^windest vñ furpas nicht wachsest . . . dich d^s^ va + ter vñ d^s^ sun + vñ der heilige geist + der segē der drivaltichait segē disiu augē am̄. Wa du ein chrâvcz sehest da mache ein chrâvcz mit gūter andacht | der segē ist gūt zu dē augen.

6) *Segen gegen feinde. hs. Add.* 17527 *in folio,* xv *jhs., papier, bl.* 14^b^:

Qui habet ininicicioz (*sic*) audiat vnam missam et dicat in honore dei p̄ris et filii et sp̄s sancti am̄. III. p̄r. n̄r. cum tribus genuflexionibus et beate marie III. p̄r. n̄r. cum tribus genuflexionibus et omnium sanctorum III. p̄r. n̄r. cum tribus genuflexionibus et sub eleuatione dic.

Eya immer den nam ihesu crist vor gleich alle mein wint (*so noch öfter* w *für* v) toten leuten sint. Als wenig moge se mir geschaden als di vor dreisik iar sint begrabin. Se haben in irin rachen toder mann wachen. Se haben in eren herczen totir manne smerczen. Als vor (= wâr) mus das sin als mein frawe sente marey̌ enphing vnd gebar ein kint an alle man als vor mussen alle mussen irew glider sin kegen mir lan (*verderbt*). Eya immer den nam ihesu crist vor ein leich das ist. Eya immer den [nam] ihesu crist vor ein ware das ist. Eya etc. wy̌ gleich ein leich der andern ist.

Der water sei mit mir der son sei mit allen meinen winden. der heilige geist czwischen vns beyden. Der mus vns mit libe vnd mit togunt scheiden. et dic tribus vicibus.

7) *In derselben hs. bl.* 17^b^ *beginnt ein zauber* 'de pervinca', *der bisher unediert scheint; ähnliches ist von* verbena *bekannt. s. Anz. des germ. mus.* 1862 *sp.* 234 *(deutsch auch in der oben erwähnten hs. Arundel* 164 *bl.* 112^a^*):*

Hic est de pervinca.

In prima luna cum ad uesperem stit (*sic*) accipe parum auri et aliquantulum argenti et crustam panis tritaci ad mensuram digiti et parum salis addis et omnia subpone et dimitte iacere sub radice pervince et veniens ad eam ante ortum solis dicens: In nomine patris et filii et spiritus sancti amen. O pervinca, patrem et matrem occidisti, Romam ambulasti pacatum delesti et portas intrasti per hostium (*sic*) exivisti. Propter hoc tibi dico, ut vincas omnes homines, clericos et laycos, potestates masculinas, et feminias, et cum veniam ad pallacium omnes sint mihi placiti, qui mihi nocere volunt; quamdiu te mecum portauero semper me amant omnes homines et femine ante et retro. Vincas etiam omnes inimicos meos mihi mala volentibus (*sic*) vincasque potestates masculinas et femininas et omnes gentes et totam orbem terrarum. Vinca ideodicis (*sic*) et omnes karactheres, vincas et omnes homines, viros et mulieres, malum indicentes et malum dominum et malam dominam.

Super ripam riue sorores sedebant pervincam manibus tenebant carmina reuoluebant sed nesciebant pre mala domina, quam habebant. Tunc supervenit sancta maria et dixit: super ripam riui tres sorores sedent. Respondit una: pervincam sendens (*l.* sedentes) manibus tenemus carminare eam nescimus.

Tunc sancta maria respiciens videt ihesum stantem et dixit: Ihesus fili karissime, hanc pervincam mihi carmina. Ihesus xp̄us ut audivit, dextera sua manu benedixit, dextero suo pede calcavit, dextera sua manu signavit, dextera sua manu benedixit, dextero pede calcavit et dixit: O pervinca benedicta sis super omnes herbas, sis hoc carmine carminata, ut ad omnes res faciendas sis bona. Si quis te in nomine meo portauerit, sit securus in omnibus locis ubicumque ambulauerit. In nomine patris et filii et spiritus sancti domini nostri ih̄u xp̄i adiuro te herba vulgariter appellata pervinca quam in manu mea teneo eo quod cuncta vincas per deum patrem omnipotentem, qui pro salute generis humani descendit de celo et natus ex maria virgine passus sub poncio pylato cru. mor. et se. desce. ad inf. tertia die res. a mor. asc̄e. ad celos. se. ad dex. dei patris om. inde ven. et iudi. vivas et mor. 7 seculū p ignē . . . . . . *Nun folgt eine lange reihe der üblichen beschwörungen und anrufungen, von denen nur etwa folgendes ausgehoben werden mag:*

Invoco te pervinca per dei tonitrua necnon per coruscati-

onęs et fulgora. Adiuro te per septem candelabra, quae in suis luminaribus ante altare dei aureum sunt lucencia . . . . Coniuro te per patrem et filium et spiritum sanctum et per sanctam mariam matrem dñi nī Jhū xpī per celum et terram et herbas et flores et per lucernas solis et lune et per aquas turricutes (*sic*) et per focas ardentes et per lignum verum et per omnes creaturas et per omnes papas romanos et per cunctos episcopos et abbates et per cunctas viduas et virgines et per cunctas undas maris et per VII. dormientes. Coniuro te per maxima luminaria celi et terrae die et nocte lucencia et per claritatem celi et per cuncta cetera sydera et per cuncta terrena dei deo plena, que per terram sunt serpentia et per omnia maria et per cuncta piscium genera, quae in maribus omnibus sunt natantia, et per quatuor elementa scilicet aquam, terram, aerem, ignem, et per omnia terrestria et infernalia . . . . . Coniuro te per nomen dei sanctissimum, quod est compositum hys IIIIor α. g. l. α. Coniuro te per sanctum, qui hodie celebratur per universum mundum, ut qualemcunque puellam sive feminam te manu mea habens tetigero illico in amore meo ardeat inextinguabiliter nec praeter me aliquem diligat nec concupiscat. Etiam quamdiu te super me habuero omnes inimicos meos prevaleam et potentes devincam et quasi perterriti omnes omnes (*sic*) voluntatem meam faciant et impleant. Et si te mecum habuero coram aliquo episcopo siue rege aut alio principe sive magnate et etiam quocunque homine clerico uel muliere sive viro sim illis placens. Et si aliquod negotium sive beneficium uel experimentum et aliquod experiri [velim *oder ähnlich*], statim ardentès sint tam homines quam spiritus ad illum perficiendum pro mea voluntate; et quamdiu te super me habeam non mihi arasci (*sic*) valeant sed semper me ament et quidcunque agavi (*sic*) sit illis placens et si aliquis uel aliqua mea licentia te gerat sive super se habeat voluntatem suam tamquam meam perficiat. Et si aliquis uel aliqua te furatus fuerit, non illi proficias sed semper inpedias. pervinca nomen omne imple vincas et vim habeas contra omnia illa, pro quibus te invocavi et coniuravi per virtutem et potestatem domini n̄r ih̄u xp̄i qui in trinitate vnus regnas in secl̄a secl̄or amen. p̄r. n̄r. Credo. Deinde amputa superiorem ramum omni auro quod ibi tenes et repone in ceram benedictam et feras tecum honeste.

Herrn prof. ESteinmeyer habe ich für seinen wertvollen rat bei auswahl und drucklegung der einzelnen stücke zu danken.

London. ROBERT PRIEBSCH.

MITTELHOCHDEUTSCHES AUS EINER HS. DES MERTON COLLEGE IN OXFORD.

Herrn prof. Napier verdanke ich den hinweis auf den jetzt mit H 3. 15 *(früher als* CCCXV) *bezeichneten codex und die möglichkeit ihn zu benutzen. der codex, von Coxe Catal. codd. mss. qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie asservantur vol.* I *s.* 125 *besprochen, gehört dem* 10 *jh. an und enthält die canones des Eusebius in der bearbeitung des Hieronymus; ASchoene in seiner ausgabe des Eusebius vol.* II *verzeichnet ihn nicht. auf der leer gebliebenen vorderseite von bl.* 9 *sowie auf bl.* 154 *(dem letzten blatte) hat eine hand des* 13/14 *jhs. in grofser, ungelenker schrift die nachfolgenden fragmente, vielleicht ansätze zu selbständigen poetischen versuchen, eingetragen. ich gebe sie mit auflösung der ziemlich häufigen compendien und indem ich die ergänzten buchstaben resp. wörter einklammere. — für das thema von* II *verweist prof. GRoethe auf Raumsland HMS* III 61ᵇ (4).

I

bl. 9ᵃ [Div] sele gert des wortes kvnft
D[az] komen sol mit engel zvnft
[V]on himel her in erden
Und mensche mit vns werden.
5 Almehtig, svnder,[1] ist daz wort,
De (!) himlen zil gab er den ort
Und aller creature
ein wesen vil gehvre[2].

II

bl. 154ᵃ 'De profundis[3] hie wil ih
Als div schrift bewiset mih
Von der latine rihten
In tische zvngen tihten.

[1] *hs.* ſtvn (d *übergeschrieben*)*; über die stelle radiert.* [2] *v.* 7. 8 *in éine zeile geschrieben, während sonst die verse abgesetzt sind.*

[3] *der schreiber hat schon vorher einmal mit* De pfuedis *(verschrieben!) angesetzt.*

5 Ein wiser vnd ein tôrscher man
Gesellescbaft sich namen an
Vf rehter straze verte.
Der weg rvh vnde herte.
bl. 154b Dornig den tumben dvhte
10 Waud wisheit im niht lvhte.
Dar nah si sahen schiere
Vor in vf der riviere
Einen phat gesellen dise
(Der gie [z]e tal dvr eine wise)
15 Der linde senfte s°ze w[as];
Blûmen in zéerten vnde graz.
Der narre sprah: 'geselle gût,
Vf disen phat stet gar min m°t.
Du solt dvr gût gelingen
20 Mit mir vf den nv springen'.

Oxford, ostern 1893. ROBERT PRIEBSCH.

ZU CAP. 28 DER GERMANIA.

Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes ... Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere.

Unsere jungen Germaniahss. haben keine lücke und der archetypus hat also auch keine solche gehabt; aber wenn grammatische oder sachliche gründe die annahme einer lücke notwendig machen, hindert nichts anzunehmen, dass der schreiber des archetypus ein wort seiner vorlage übersehen hat (wenn nicht der fehler noch höher hinaufreicht).

Ohne annahme einer lücke vor *Helvetii*, als fortlaufender text gelesen, erregen die angeführten worte in doppelter hinsicht bedenken. zunächst in stilistischer hinsicht. wir vermissen im ersten gliede des satzes ein grammatisches object zu *tenuere*. verschiedene philologen haben aus diesem grunde zur annahme einer lücke sich genötigt gesehen. FRitter (Rhein. mus., n. f. 20, 213) wollte *agros* nach *amnes* vor *Helvetii* einsetzen. gegen diesen vorschlag bemerkt Wölfflin mit recht, dass durch das zusammentreffen der zwei nicht coordinierten acc. pl. der satz noch viel plumper werde. besser wäre *agros* nach *igitur* eingesetzt worden. Wölfflin selbst, der früher (Philol. 26, 101) keine änderung vor-

nehmen wollte, jedoch meinte, das latein werde besser, wenn man *quantum* vor *inter* einsetze (er belegt *quantum inter* aus Tacitus sprachgebrauch, so Annal. I 60 *quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum*), hat später vorgeschlagen zu lesen: *Igitur* ⟨*quantum agri porrigitur*⟩ *inter* etc. JPrammer will lesen: *Igitur* ⟨*cuncta*⟩ *inter* etc. in einer anzeige der 7 aufl. von Tückings ausgabe kommt Prammer auf die 'harte structur' des überlieferten textes zu sprechen und meint (Zs. f. ö. g. 40, 998), es werde nichts übrig bleiben, als entweder nach seinem vorschlage '*cuncta* nach *igitur* einzuschieben oder nach Wölfflin *quantum* mit oder ohne den zusatz *agri porrigitur*'. diese bemerkung Prammers veranlasst mich, eine besserung des textes zu veröffentlichen, die ich zum ersten male im wintersemester 1881—82 und seitdem mehrfach in vorlesungen dargelegt und begründet habe. es sind indessen ganz andere gründe als stilistische, die für mich die annahme einer lücke notwendig machen. aus stilistischen gründen allein wird nämlich eine änderung kaum als unumgänglich notwendig bezeichnet werden können. die mehrzahl der philologen, die sich mit dem Germaniatext beschäftigt haben, hat an dem satze, wie er überliefert ist, keinen anstofs genommen. bei Plinius lesen wir ähnlich Nat. hist. IV 31: *a Scaldi* (= 'das gebiet von der Schelde an') *incolunt Texuandri.* Schweizer-Sidler bemerkt: '*igitur inter Hercyniam s.* cet. ist hart für das nach Tacitus stil zu erwartende: *quantum inter H. s.* cet., darf aber nicht geändert werden'. wie die mehrzahl der philologen hat auch ganz gewis der schreiber des archetypus (oder der desjenigen urcodex, der zuerst den satz in der überlieferten gestalt hatte) an dem satze in stilistischer beziehung keinen anstofs genommen: um so leichter erklärt es sich, dass dieser schreiber ein wort seiner vorlage übersehen konnte, wenn s a c h l i c h e gründe die annahme eines solchen ausgefallenen wortes notwendig machen.

Welche gebiete weist Tacitus in dem angeführten satze den Helvetiern und welche den Bojern als frühere sitze zu? es wird zur beantwortung der frage das richtigste sein, sogleich eine andre auf uns gekommene nachricht über die frühern sitze der Helvetier heranzuziehen. Ptolemaeus II 11 setzt, wo er den am Rhein gelegenen teil Germaniens (*τὰ παρὰ τὸν Ῥῆνον ποταμὸν*) von norden nach süden zu fortschreitend, bespricht, an südlichster stelle an: *ἡ τῶν Ἐλουητίων ἔρημος μέχρι τῶν εἰρη-*

μένων Ἀλπίων ὀρέων. diese von ihm vorher angeführten (*εἰρημένα*) berge werden an der früheren stelle (kurz vorher) bezeichnet als *τὰ ὁμώνυμα τοῖς Ἀλπίοις καὶ ὑπὲρ τὴν κεφαλὴν τοῦ Δανουβίου*, die sich über 4 längengrade und éinen breitengrad in der richtung von sw. nach no. erstrecken. die *Ἄλπια ὄρη* nördlich der oberen Donau sind also der schwäbische Jura oder die rauhe Alb. die früheren sitze der Helvetier (*ἡ τῶν Ἐλουητίων ἔρημος*) befanden sich also nach Ptolemaeus in dem winkel zwischen dem Rhein und der rauhen Alb. natürlich muss die verbindung zwischen den hier ihnen zugewiesenen gebieten nordwestlich der rauhen Alb und ihrem späteren und engeren gebiete ebenfalls im besitze der Helvetier gewesen sein. als minimum würden also die Helvetier im norden ihres spätern engeren gebietes das heutige Baden und Würtemberg (mit Hohenzollern) aufser den nördlichsten gebieten und aufser dem würtembergischen Donaukreise inne gehabt haben.

Um richtig zu verstehn, was Tacitus mit jenem satze hat sagen wollen, müssen wir nun vor allen dingen wissen, was an dieser stelle unter der *Hercynia silva* verstanden werden soll. Schweizer-Sidler fasst, jedesfalls um der Ptolemaeusstelle willen, die 'Hercynia silva' an unserer Tacitusstelle als die 'rauhe Alp' (so in der 3) oder den 'deutschen oder schwäbischen Jura' (so in der 5 aufl.). hätte Tacitus mit der 'Hercynia silva' hier die rauhe Alb gemeint, dann hätte er sich die nennung der 'Hercynia silva' selbst ersparen können: das einfache *inter Rhenum et Moenum amnes* hätte das gebiet nördlich des Rheins vom Bodensee bis Basel, östlich des mittleren Rheins, südlich des Mains bezeichnen können. aber die 'Hercynia silva' als 'rauhe Alb' würde die ostgrenze des gebietes angeben. die gebiete der Bojer, die '*ulteriora* tenuere', könnte der leser sich nun nördlich des Mains denken: bei gutem willen aber wird derjenige leser, der über die ältern sitze der Bojer schon vorher unterrichtet ist, die gebiete östlich der 'Hercynia silva' verstehn. die ausdehnung des früheren gebietes der Bojer indessen wäre im gegensatz zu dem der Helvetier gar nicht angegeben (der leser, der bereits weifs, wo 'Böhmen' liegt, kann diese ausdehnung dem folgenden satze entnehmen: der leser aber, der nicht vorher unterrichtet ist, erfährt über diese ausdehnung nichts). aber Tacitus konnte bei seinen lesern unmöglich auf verständnis rechnen, wenn er mit der 'Hercynia silva'

hier weder den ganzen sonst mit diesem namen bezeichneten gebirgszug noch einen teil desselben, sondern die rauhe Alb gemeint hätte. der leser konnte unmöglich von selbst darauf verfallen, unter der 'Hercynia silva' dieses specielle gebirge zu verstehn: konnte der leser von selbst wissen, dass die 'Hercynia silva' als ostgrenze des helvetischen gebietes zu denken war, so würde er, weit eher als an die ihm wenig oder gar nicht bekannte rauhe Alb, an den Böhmerwald haben denken können.

Baumstark (Ausführl. erl. des besondern teils, s. 13) und andre haben die 'Hercynia silva' hier als den Böhmerwald verstanden. die Helvetier würden dann also nach Tacitus das gesamte gebiet zwischen dem Rhein im süden und westen, dem Main im norden, dem Böhmerwald im nordosten innegehabt haben: ein im vergleich mit dem der Bojer, wenn diese demnach nur Böhmen gehabt hätten, offenbar viel zu grofses gebiet. das gebiet der Bojer wäre einfach als jenseits des Böhmerwaldes gelegen bezeichnet, dem wortlaut nach eigentlich auch als jenseits des Mains gelegen, und so hätte derjenige leser es auffassen müssen, der über die älteren sitze der Bojer nicht vorher unterrichtet war. indesen der Böhmerwald kann zwar wol im verein mit den andern gebirgen, die Böhmen umgeben, der Hercynia silva zugezählt werden (so bei Vellejus II 108: *Nihil erat iam in Germania quod vinci posset praeter gentem Marcomanorum, quae Maroboduo duce excita sedibus suis . . . incinctos Hercynia silva campos incolebat*), aber auch er kann nicht speciell im gegensatz zu andern bergen, welchen derselbe name zukommt, 'Hercynia silva' genannt werden. der name 'Hercynia silva' bezeichnet seit Caesar im eigentlichen sinne den Germanien von westen nach osten 'ad fines Dacorum' (Bell. gall. VI 25) durchschneidenden gebirgszug. Caesar lässt denselben 'ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus' mit dem Schwarzwald beginnen. diesen südwestlichen teil des gebirgszuges kann indessen Tacitus hier nicht gemeint haben, da er für denselben (Germ. 1) den speciellen namen 'mons Abnoba' kennt: Tacitus hätte, wenn er das gebiet zwischen Rhein, Main und Schwarzwald den Helvetiern zuweisen wollte, statt 'Hercynia silva' notwendig diesen ausdruck brauchen müssen, wenn er richtig verstanden sein wollte. im 30 cap. bezeichnet 'Hercynius saltus' an der ostgrenze der Chatten speciell den nördlich vom Main gelegenen von sw. nach no. sich erstreckenden teil des

gebirgszuges (Spessart und Rhön): an unserer stelle kann unter der 'Hercynia silva' nur eben dieser selbe gebirgszug nördlich des Mains und dessen fortsetzung nach osten hin (Thüringer Wald, Sudeten), oder ein teil dieses gebirgszuges verstanden sein. Müllenhoff DA II 268 versteht die 'Hercynia silva' an unsrer stelle in diesem allgemeinen sinne: er sagt, dass 'Tacitus (Germ. 28) sehr bestimmt behauptet, dass die Helvetier ehedem das südwestliche Deutschland diesseit des Rheins bis zum Main und hercynischen walde inne gehabt hätten, während die Bojer schon östlicher in Böhmen safsen'. also Tacitus hätte den Helvetiern das gebiet nördlich und östlich vom Rhein, südlich vom Main und vom hercynischen walde zugeschrieben. inhaltlich käme dies so ziemlich auf dasselbe hinaus, wie wenn man die 'Hercynia silva' als den Böhmerwald fasst: das den Helvetiern zugeschriebene gebiet ist gegenüber dem, was wir von Ptolemaeus lernen, und dem, was wir als wahrscheinlich bezeichnen können, offenbar viel zu grofs. und das gebiet der Bojer wird, im gegensatz zum genau bezeichneten gebiet der Helvetier, gar nicht genau definiert. eigentlich müste nun 'ulteriora' bei Müllenhoff das gebiet nördlich des hercynischen waldes bezeichnen, so dass, wie bei Baumstarks auffassung, nur die diesseitige, nicht die jenseitige grenze angegeben wäre; aber Müllenhoff tut gleich allen andern erklärern Tacitus den gefallen, das 'ulteriora' als 'östlicher' zu verstehn: in diesem falle wird überhaupt keine grenze der Bojer genannt.

Alle diese sachlichen bedenken und zugleich das von einigen philologen erhobene stilistische bedenken können mit einem schlage gehoben werden durch einsetzung éines wortes. während die von Ritter, Wölfflin und Prammer eingesetzten wörter, *agros*, *quantum* usw. oder *cuncta*, an der sache nichts änderten, kommt durch einsetzung des richtigen wortes erst der richtige sinn in den satz: dieses richtige wort ergibt sich aus Tacitus eignen worten als ergänzung mit notwendigkeit. das wort *ulteriora* bei den Bojern fordert nämlich zur ergänzung sein gegenstück bei den Helvetiern: keiner kann schwanken, welches wort dies sein muss, so dass ein hin- und herraten ausgeschlossen ist. zu lesen ist:

Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes ⟨citeriora⟩ Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere.

1) kommt so ein satz zu stande, an dem kein stilist anstofs nehmen kann. diejenigen philologen, welche bestimmt behaupteten, dass der satz, wie überliefert, Tacitus stil nicht entspreche, behalten recht. 2) vor allen dingen wird so erst der satz richtig. die Bojer sind nun nicht mehr jenseits des hercynischen waldes zu suchen und es ist nicht unbestimmt gelassen, wo. sondern zunächst wird das ganze gebiet der Helvetier und der Bojer umspannt: beide keltische völker zusammengefasst besafsen das gebiet 'inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes', di. ganz Oberdeutschland nördlich der Donau von Baden bis Böhmen, das gebiet nördlich und östlich vom Rhein, südlich vom Main, weiter im osten südlich vom hercynischen walde (den Sudeten und ihrer fortsetzung). und innerhalb dieses gebietes besafsen 'citeriora Helvetii, ulteriora Boii'. Tacitus gibt also nicht an, wo die grenze zwischen den beiden völkern war. indessen das gebiet der Helvetier konnte er darum als 'citeriora' bezeichnen, weil es zu seiner zeit zum römischen reiche gehörte: es waren die agri decumates zwischen dem Rhein zur einen, der rauhen Alb und dem limes (Germ. 29) zur andern seite. an die grenze des reichs, die vom limes gegeben war, muste bei Tacitus 'citeriora' der leser vor allen dingen denken. Tacitus weist also südlich vom Main den Helvetiern das gebiet diesseits des limes (des Trajanswalles vom Main bis zur rauhen Alb) zu, den Bojern aufser Böhmen auch noch das gebiet zwischen limes und Böhmerwald. mit dem ohne allen zweifel von Tacitus geschriebenen und von einem abschreiber ausgelassenen 'citeriora' entsprach also der satz wahrscheinlich möglichst genau den frühern tatsächlichen verhältnissen.

Frederiksberg (Kopenhagen). HERMANN MÖLLER.

DER STRASSBURGER GÖNNER KONRADS VON WÜRZBURG.

Seine dichtung von 'Otte mit dem barte' hat Konrad von Würzburg verfasst für einen herrn von Tiersberc 'zu Strafsburg in der guten stadt', wo dieser als '*próbest ze dem tuome*' (v. 755 f) die höchste würde des kapitels bekleidete. dem ersten herausgeber KAHahn wurde durch Strobel bereits ein canonicus Bertold von Tiersberg zum jahre 1247 nachgewiesen (s. 36), und Hahn

meinte, der domherr könne ja wol 'um 1260 oder auch etwas später' propst geworden sein. so naiv diese art der ansetzung war, sie hat beifall gefunden, und beispielsweise Pfeiffer Germ. 12, 28, Koberstein-Bartsch i⁶ 204, Lambel Erzählungen und schwänke s. 240 datieren den Otte daraufhin 'um 1260'. was wir über Konrads lebensgang und die reihenfolge seiner werke wissen oder vermuten, empfiehlt diese ungefähre zahl besser als Hahns einziger urkundlicher anhalt — und tatsächlich hat Hahn gar nicht übel geraten, wie ich im folgenden an der hand des neuen Strafsburger urkundenbuches zeigen werde.

Unter den vielen hunderten von Strafsburger geistlichen, welche die register von Baltzer zu bd. i und von Schulte zu bd. iii bequem übersehen lassen, erscheint das geschlecht 'von Tiersberc' di. Diersburg (eine gute meile ssw. von Offenburg) würklich nur durch den einzigen 'Bertholdus de Thiersberc (Tiersperg, Diersberc)' vertreten, der in den jahren 1247, 1251 und 1259 je einmal als 'canonicus Argentinensis' dh. als domherr des münsters nachgewiesen ist (StUB i 236,4. 271,34. 328,29). das amt des propstes am münster hatte seit 1252 Walther von Geroldseck inne, der im j. 1260 auf den bischofstuhl erhoben den Strafsburgern bald viel zu schaffen machte. wenn nun um die zeit von Walthers erhöhung der canonicus Berthold von Tiersberc aus den urkunden verschwindet, dafür aber seit 1261 ein 'Bertholdus prepositus' oder 'Bertholt der tûmprobist von Strazburg' (i 464,30) auftaucht, so gibt uns die angabe Konrads, da sie nur in die sechziger oder allenfalls in den anfang der siebziger jahre fallen kann, die zuversicht, in ihm einen Diersburger zu erkennen. sein geschlecht war in der heimatlichen Ortenau dem der Geroldsecke benachbart und obendrein waren sie verwante: das friedensinstrument vom 30 juli 1266, mit welchem der durch das 'bellum Waltherianum' aufgerührte hader seinen endgiltigen abschluss findet und das ua. auch propst Berthold mit untersiegelt hat, nennt unter dem anhange des Walther von Geroldseck auch '*sins vetteren kint dez von Tiersberc*' (i 464,10); der vater, '*dominus de Tiersberg, patruus episcopi*', war in der schlacht von Hausbergen am 8 märz 1262 gefallen (MG. SS. xvii 111, 34).

Propst Berthold von Tiersberg war mithin der unmittelbare nachfolger Walthers von Geroldseck, und für Konrads dichtung ist mit dem jahre 1260 ein fester terminus ante quem non ge-

geben. die zeit bischof Walthers freilich († 14 febr. 1263) wird man für den musen wenig günstig ansehen müssen. im sommer 1261 verliefs nahezu der gesamte clerus die stadt (MG. SS. XVII 105, 29 ff), in die er gewis nicht vor märz 1263 zurückkehrte. nicht ganz sicher lässt sich der mögliche endtermin bestimmen. 'Bertholdus prepositus' erscheint in urkunden der jahre 1261 (I 361,4), 1264 (I 417,33), 1266 (I 464,27), 1272 (III 17,8); seinen nachfolger Friedrich (von Lichtenberg?) finde ich zum ersten male 1277 (II 41,4), aber schon 1275, beim eintritt seiner tochter Junta in das kloster der reuerinnen (Maria Magdalena), wird 'Bertholdus prepositus' als verstorben bezeichnet (III 25,35). nach dem register III 439 sollte man nun allerdings glauben, dass zwei pröpste des namens Berthold unterschieden werden müsten, denn zum j. 1269 (III 6,27) wird unsere obige belegreihe 1261—1272 (1275) unterbrochen durch einen 'R. prepositus': allein die betr. urkunde (nr. 19) ist nur in ältern drucken erhalten, die selbst wider blofs auf einer copie fufsen; einem dieser drucke (Herrgott) fehlt obendrein noch der 'R. prepositus', und der herausgeber bemerkt ausdrücklich, die richtige form der namen sei überhaupt aus den schlechten abdrücken nicht herzustellen. es wäre auch ein eigentümlicher zufall, wenn uns in rascher folge zwei pröpste des namens Berthold über ihre familie im unklaren liefsen, während wir über die geschlechtsnamen der vier nächsten vorgänger und aller nachfolger im amt unterrichtet sind.

So dürfen wir denn die entstehungszeit des Otte vorläufig fest umgrenzen durch die jahre 1260 und 1275 — und von diesen beiden ist das von Hahn richtig geratene als ausgangsjahr auch jetzt noch das wichtigere.

Marburg i. H. EDWARD SCHRÖDER.

GERMANISCHE ANLAUTREGELN.

Der umstand, dass die germ. ursprache ein system genau geregelter auslautgesetze entwickelt hat, beweist an sich noch nicht, dass sie auch den anlaut neu reguliert haben müste. aber eine ganze reihe von erwägungen machen dies doch von vornherein wahrscheinlich. bei metrischen untersuchungen wurde ich widerholt vor die frage gestellt, ob gewisse eigenheiten des versanlautes nicht auf allgemein sprachlicher basis ruhen. als ich dann einmal zu ganz anderen zwecken den germ. wurzelvorrat

mit dem der idg. muttersprache verglich, drängte sich mir die vermutung auf, dass das verschwinden alter wurzeln im germ. sonderleben durchweg phonetische ursachen habe, und zwar ganz besonders in der weise, dass der Germane wurzeln mit unbequemem anlaut ganz oder teilweise aufgab. als ich endlich im colleg eine allgemeine darstellung der germ. grammatik zu geben hatte, schien mir zum zweck genauer beschreibung des sprachlichen characters auch eine übersicht der tatsächlich vorkommenden anlaute, in- und auslaute notwendig; und hierbei bekam ich denn für alle drei fälle würkliche regeln an die hand. ich versuche nun, diese aus metrischen, lexikalischen und grammatischen gesichtspuncten notwendig erscheinenden anlautgesetze möglichst knapp zu formulieren und sodann ihren inneren grund aufzustellen. die leser bitte ich, nicht zu übersehen, dass es sich um einen ersten anhieb handelt*; unsere regeln werden mit der zeit besser formuliert und klarer begründet werden können. —

Wir unterscheiden einfachen und combinierten anlaut. was zunächst einfach anlautende worte angeht, so ist für vocalischen anlaut auf Sievers allgemeine bestimmungen Phonetik[3] s. 129f und in Pauls Grundriss I 281f zu verweisen. wie es scheint, ist jeder urgerm. überhaupt vorhandene vocal oder diphthong an sich im anlaut gestattet. so besitzen ags. *óra* ('litus'), got. *aivs*, got. *aukan* unveränderte idg. anlaute, got. *ahtau* die regelrechte entwicklung eines solchen.

Aber nicht alle vocale sind unbedingt gestattet. für *i* und *u* gilt folgende regel: *i* und *u* stehn anlautend gewöhnlich in tonschwacher silbe, in betonter fast nur, wenn diese zugleich lang ist. wenn auf *i* oder *u* liquida oder nasalis folgt, so wird diese regel zum gesetz.

Zumeist also stehn *i* und *u* in tonschwacher silbe. dies ist der fall in praefixen wie germ. *uz-*, ahd. *ir-*; in partikeln wie *ibu*, *uf*, *ubar*; in pronominalformen wie *is*, *ik*; im verbum substantivum: alles formen, die fast nie satzton haben.

Bei betonter anlautsilbe sind kurzsilbige substantiva — wie *idis*[1] — sehr selten, adjectiva — wie *ubil* — etwas häufiger. meist aber ist dann die anlautsilbe lang: positione oder natura. bei *i* ist das letztere häufiger: *îva-*, *îsa-*, doch auch zb. got. *idreiga*

[* dieser gesichtspunct ist auch für die redaction mafsgebend gewesen. E. SCH.]

[1] vgl. hierzu Kögel Beitr. 16, 502ff, der ursprüngliche länge nachweist.

(mit urgerm. *i*). bei *u* überwiegt positionslänge: *uhna* (ofen), *uhsan* (ochse), *utra* (otter), *unthi* (woge), *ufja* (menge), *urti* (kraut), *usda* (spitze) — alle nach Fick angesetzt; auch *usila* (feuerasche), wenn es selbst nicht als *usla* anzusetzen wäre, hat position bildende consonanz. — aber sogar die worte mit langer anlautsilbe haben oft geringere tonstärke. eine kleine anzahl von adjectiven ist als erster teil von compositis sehr beliebt: ahd. *irmin*, altn. *íll*, *ûr*; sie erhalten dann freilich den ton, aber ihre verwendung selbst beweist doch, dass sie früh an tonkraft eingebüfst hatten: worte von selbständiger bedeutung sinken nicht zu adjectivischen praefixen herab.

Die regel hat zur folge, dass mehrere idg. häufige wurzeln urgerm. in abnahme sind. die wurzel *i* (gehen) ist fast ganz verschwunden; von *iç* (besitzen) und *is* (begehren) sind nur ableitungen mit andern anlauten vorhanden. — wurzeln mit anlautendem *u* sind schon idg. selten. aber auch von ihnen sind *uk* (gewohnt sein) und *ud* (benutzen) bis auf einige langsilbige ableitungen verschwunden, und nachgot. ist die erste (got. in *biûhts*) ganz untergegangen. auch das schöne idg. wort für morgenröte haben wir so verloren. —

Bei *i* und *u* vor verschlusslaut und spirans herscht also nur abneigung gegen betonung kurzer silben. vor *r l m n* wird diese abneigung zum gesetz.

Tonarme formen sind namentlich die so häufigen praefixe ahd. *ir- un-*, partikeln wie *in*, *umbi*, *under*, dann aber, besonders characteristisch, die pronominalformen. wir besitzen in dieser abneigung der germ. sprache wahrscheinlich den grund, weshalb in *irá irú imó inán* dem *i* der accent sogar völlig vorenthalten blieb. warum aber wider *iro* eine ausnahme bildet und den, wenn auch syntaktisch schwachen, ton auf der wurzelsilbe erlangt, das ist so wenig jetzt wie früher zu erklären.

Volltonige formen haben doppelconsonanz oder langen vocal; positionslänge überwiegt durchaus: ags. *irre*, altfries. *irst*, ahd. *irdîn* — ahd. *ilki* (Graff I 245), ags. *ilca* (pronomen) — ahd. *untorn*. mit naturlänge zb. altn. *ûr*, ahd. *ûro*.

Ausnahmen hat diese regel so gut wie gar nicht. von ein paar namen wie *Iro* und *Uro* abgesehen finde ich eigentlich nur éine: ahd. *irah* (neben *uronta* consternantem Graff I 459 steht *urronta*, neben *ula* ebd. I 234 stehn *ûla* und *olla*).

Es darf daran erinnert werden, dass der häufigste fall dieser stellung der beiden vocale, nämlich die anlaute *ir* und *ur*, got. ja ganz allgemein durch brechung beseitigt wird. vielleicht ist das nur der comparativ der urgerm. und in allen andern germ. dialecten modificierten abneigung gegen diese anlaute.

Übrigens sind diese regeln nicht ausschliefslich germanisch, auch lat. ist wenigstens vor *r* silbenlänge bedingung: *urbs urna ursus* — *ūro ūrus* — *irruo* — *īra*. griech. scheint sogar lediglich naturlänge gestattet; *ῑr*, *ῡr* sind nicht selten, *ῐr* fehlt. dagegen kommt vor *l* vereinzelt kurze silbe vor: *ŭlulare*; weit freilich überwiegt doppelconsonanz: *ἰλλός*, *ille ullus*. vor *m n* sind griech. und lat. keine beschränkungen: *ĭmago*, *ἰνέω*. die germ. anlautsregel scheint also, wie das germ. accentgesetz und wie bestimmte acte der lautverschiebung, die verallgemeinerung einer urdialectischen bewegung. sie hat wider den verlust älterer worte zur folge, zb. lat. *ulucus* = skr. *ulûka* (Fick I 32) wird urgerm. aufgegeben.

Für *ar al am an* existieren weder germ. noch aufsergerm. derartige beschränkungen: got. *ara alan*, ags. *arod alet*, ahd. *aran alah* usw.; ganz ebenso lat. *ărator ăliquis*, griech. *ἀρά ἀλύσκω*.

Die regel ist also würklich in zweifacher weise beschränkt: sie gilt erstens nur für *i* und *u*, und zweitens nur für den echten anlaut, dh. für silben, die weder flexivische noch syntaktische enclitica sind (wie *un- ir-* einerseits, partikeln, pronominalformen, copula anderseits). wir können sie also einfacher so formulieren: altgerm. stehn *i* und *u* im echten anlaut in langer silbe — bei folgender liquida und nasalis immer, bei andern lauten fast immer.

Die regel wird nun nicht etwa in der art durchgeführt, dass *i* und *u* in erster silbe vor *r l m n* gedehnt würden. das ist mhd. praxis: 'liquidae stören vorausgehnde kürze, indem sich ihr vocalischer nebenton dem wurzelvocal verschmilzt. die mhd. dichter brauchen häufig reime von *an* : *ân*, *in* : *în*, *er* : *êr*, *or* : *ôr*, *ir* : *ier*, *ur* : *uor*' (Weinhold Mhd. gramm. § 15). doch scheint auch mhd. die dehnung vorzugsweise am wortschluss beliebt. altgerm. bleibt jedesfalls in tonsilben die quantität des vocals vor liquida unbehelligt, wie denn auch consonantisch anlautende silben auf ungedeckte liquida kurz sein dürfen: ahd. *birut*, *kuri*, altn. *firin*, *munuđ*, ags. *hama*, *geþuren*. die regel betrifft also würklich den vocalischen anlaut ausschliefslich. und sie wird auch

nicht durch verdoppelung der liquida durchgeführt; wo doppelte liquida folgt, ist sie aus idg. zeit begründet: ahd. *irri* zu got. *airzis* mit derselben assimilation wie lat. *errare*. sie wird also auf eine dritte art durchgeführt, indem nämlich die widerstrebenden wurzeln oder worte aufgegeben werden.

Dies ist, so weit ich sehe, der einzige fall, in welchem vocalische anlaute bestimmten regeln unterworfen scheinen. bei dem häufigen tausch von *ar* und *ra*, *ul* und *lu* usw. greift jedoch vocalischer schon zum consonantischen anlaut über.

Einfacher consonantischer anlaut ist zunächst wider unbeschränkt. jeder überhaupt vorhandene consonant kommt urgerm. im anlaut vor, doch ist *p* ungemein selten (wie idg. *b*) und *j* fast ganz für pronominalstämme reserviert. besonders beliebt sind *r s f k t*. die vier letzten consonanten sind sehr oft mit andern consonanten, und zwar *f k t* fast immer mit liquiden, nasalen oder *r* verbunden. wo das nicht der fall ist, enthält die erste silbe der mit *s f k t* anlautenden wurzeln überwiegend wenigstens am schluss ein *r* oder *l*, was bei den mit *g d* anlautenden wurzeln nicht ebenso häufig scheint. eine regel, dass jede mit *s f k t* beginnende wurzel *r* oder liquida oder nasal enthalten müsse, existiert freilich nicht (zb. urgerm. *kovi* kuh, *taita* heiter). aber ziemlich oft sind doch idg. wurzeln aufgegeben worden, die urgerm. diese gestalt angenommen hätten: so die idg. wurzeln *gadh* (fassen) — denn got. *gitan*, engl. *to get* kann man nicht mit Fick i³ 65 hierher stellen — *gad* (sprechen), *gas* (erlöschen), *daç* (zeigen), *fig* (malen). — allgemein aber kann man die regel aussprechen: *f k t* sind urgerm. als anlaut in offener silbe nicht geduldet. jedesfalls also muss die so anlautende silbe noch einen consonanten enthalten, am liebsten *l r*. für *s* gilt diese regel nicht.

Es werden also urgerm. alle wurzeln abgelegt, die idg. nur aus *p g d* + vocal bestehn. dies ist eine bedeutsame gruppe wichtiger wurzeln. hierher gehören *pâ* 1 (trinken) und *pâ* 2 (schützen) — denn in der oxytonierten ableitung *patár* steht *p* ja ursprünglich nicht im echten anlaut, sonder proklitisch vor der tonsilbe; weiter *pî* (schwellen), *pu* (schlagen). bis aufs gotische gelangt *pî* (höhnen) in *faian*, später lebt es nur im part. 'feind' noch fort; aber *fiands* hat *fijands* neben sich und später wird durch unterdrückung des vocals der endung der anlaut in geschlossene silbe gestellt, oder das wort stirbt aus, wie englisch. nur *pu* (faul

werden) kommt bis in spätere perioden — aber in einer ableitung mit *l*: got. *fûls*, ursprünglich auch in altn. *fúi* (fäulnis) [dazu *fegja-fúinn*?]. — mit *g* lautet idg. die starke wurzel *gâ* (gehn) an, die deshalb das schicksal der gleichbedeutenden wurzel *i* teilt; ferner *gâ* (tönen), *gi* (bewältigen), *gu* (cacare), *gu* (treiben). einige kommen noch bis in die älteren germ. sprachphasen, sterben aber got. oder spätestens ahd. ab: *gâ* (glänzen), *gu* (schreien); nur in wenigen ableitungen dauert *gi* (leben) fort, welches noch dazu anl. doppelconsonanz entwickelt hat. — mit *d* beginnt die bedeutende wurzel *dâ* (geben), der wurzel *gâ* parallel, ferner *dâ* (binden); *du* (brennen) fehlt mindestens mhd., nhd., auch engl. usw.

Eine allgemeinere abneigung gegen idg. offene wurzeln überhaupt besteht durchaus nicht. idg. wurzeln mit vocalischem auslaut sind erhalten, wenn sie nur nicht mit idg. *p g d* (urgerm. *f k t*) anlauten: *mâ* (messen), *mi* (vermindern), *sâ* (säen), *su* (erregen) sind wurzeln, die unverändert urgerm. fortdauern, und ebenso treiben wurzeln mit idg. *gh dh t* wie *gi* (gähnen), *dô* (setzen), *thu* (schwellen) ihre blühenden triebe bis in die gegenwart.

Stärker noch als das zahlenverhältnis der erhaltenen zu den verlorenen idg. wurzeln spricht die qualität der letzteren gegen die annahme des zufalls. wurzeln wie *dâ*, *gâ*, *pâ* gehn nicht ohne jede bestimmte ursache verloren. an der bedeutung kann es bei ihnen wahrhaftig auch nicht liegen. und also liegt es an der lautlichen gestaltung. so entschieden urgerm. sonst stimmloser anlaut bevorzugt wird (*t k f s*), so entschieden besteht auch die neigung, entweder den cons. oder den vocal der anlautsilbe mit eng sich anschmiegenden lauten zu verbinden. entweder geht der anlautende tonlose consonant selbst eine doppelconsonanz ein, oder seine silbe schliefst mit einem zweiten consonanten, am liebsten mit der liquida, die ja dem vocal am nächsten verwant ist. (der bequemlichkeit wegen fassen wir hier *l, m, n, r* unter diesem ausdruck, wie früher üblich, zusammen.) wurde diese intimität zwischen vocal und liquida doch so früh gefühlt, dass gruppen wie *em*, *ar*, *la* die ältesten binderunen ergaben (vgl. Wimmer Runenschrift s. 168). —

Was kann der grund dieser regel, oder sagen wir noch vorsichtiger, dieser sprachneigung sein?

In all diesen fällen wird die anlautende silbe gleichsam um-

pfählt von einer schützenden umwallung. mag der zaun aus den durcheinandergeschobenen holzstäben eng zusammengehöriger consonantengruppen (wie *str, fl, kr*) bestehn und vorn schützen, oder hinten eine mauer aus dem kitt der vocale und den ziegelsteinen der liq. errichtet sein (wie *kar, ful*) — immer ist eine stärkere abgrenzung vorhanden als bei einer wurzel wie *pd*. indessen diese bevorzugung der ersten silbe würde noch nicht erklären, weshalb gerade liquidae so beliebt sind. und anderseits fanden wir vorhin bei vocalischem anlaut gerade für diese schwierigkeiten.

Ich glaube, diese verschiedenen regeln sind am besten aus der bewegung herzuleiten, welche durch die allmähliche durchführung des germ. accentgesetzes in den urgerm. sprachstoff oder vielmehr in den sprachstoff derjenigen Indogermanen, aus denen eben die Germanen sich loszulösen begannen, gebracht wurde. der accent ist idg. frei und überwiegend musicalisch; nun wird er nach und nach auf die wurzelsilbe geheftet und überwiegend exspiratorisch. der unterschied zwischen tonsilbe und nebentonsilbe wurde durch beide umstände vergröfsert. der hauptton schwebte nicht mehr auf einer durch alle silben gebildeten scala, sondern schied sich von allen andern silben schroff ab; und diese, die in keinem fall mehr (wie früher etwa in einem casus obliquus) des accentes teilhaftig wurden, sanken in ihrem wert. so ist denn auch das germ. auslautsystem eine folge des accentgesetzes. — jene beiden neuerungen waren aber selbst schwerlich von einander unabhängig. dass der accent auf die stammsilbe geheftet wurde, war sicher das ursprüngliche; denn eine bewegung dieser art reicht ja in die idg. urzeit zurück. alle Westeuropäer, aufser den Germanen auch die Kelten, die Griechen, die Lateiner haben an einer derartigen festlegung des haupttons anteil. die umwandlung des wesentlich tonsteigernden accents in den wesentlich tonverstärkenden aber war erst eine folge der barytonierung; ist sie ja doch im ahd. zeit noch nicht völlig durchgeführt, ja noch jetzt nicht in den 'singenden' dialecten. sie folgt psychologisch aus der betonung der ersten silbe. durch diese neue betonung werden naturgemäfs die nebensilben oft verkürzt, weil sie als nebensächlich undeutlicher gesprochen werden. zu den wesentlichen zügen jedes tonbildes gehört aber sein zeitmafs. wir nehmen kaum je bei der aussprache einem wort einen teil seiner kraft, ohne ihn anderswo wider einzubringen (vgl. QF 58, 34).

am deutlichsten tritt diese erscheinung in der mit unrecht jetzt gewöhnlich an den pranger der gänsefüfschen angeschlossenen 'ersatzdehnung' auf. durch verlust eines lautes — eines nasals zb. — wird die zeitdauer des wortes verringert; da man aber noch die ursprüngliche zeitdauer im gedächtnis hat, fügt man durch ein ausruhen auf dem vocal das verlorene zeitteilchen wider dem wortbilde ein. — so also wird es auch damals gewesen sein: die tonsilbe wurde gedehnt, zunächst nicht durch den accent, aber doch um des accentes willen; und allmählich übernahm dann der mit dehnung der silbe (nicht gerade immer mit dehnung des vocals!) gewohnheitsmäfsig verbundene accent die dehnung selbst: er wurde tonverstärkend.

Auf jeden fall ist in der zeit, in der das germ. accentgesetz sich durchsetzte, der tonabstand von der ersten zu den späteren silben ein bedeutender. nirgends fällt aber der ton jäher ab als in einer mit tonlosem consonanten beginnenden offenen silbe. der exspirationsdruck hebt gleichsam die anlautsilbe auf einen wellenberg, um sie dann in das tiefe thal der tonlosigkeit herabzuschleudern. ist nun aber vor oder nach dem vocal ein consonant vorhanden, auf dem die stimme etwas aushalten kann, so wird die disharmonie gemildert. es erschien deshalb wol ein urgerm. stamm *dédi-* zulässig, wo der stimmhafte anlaut gleich einen teil der tonkraft wegnahm und so dem vocal weniger liefs, nicht aber zb. ein *fádi-* zu *pá*, oder wenigstens nicht mehr, als der exspiratorische accent seine volle stärke erlangt hatte: got. kommt *faþ* noch vor, aber auch blofs als minderbetonter zweiter teil von compositis, nachgotisch verschwindet es ganz. — ebenso steht es aber auch mit anlautendem vocal vor liquida. bleibt zuviel tonkraft für das silbenschliefsende *r* oder *l*, so fällt die stimme jäh herab; ist ein teil dieser kraft durch langen vocal vorher oder durch die anpassung auf einen neuen consonanten nachher ihr entzogen, so ist das misverhältnis geringer. in *irach* entsteht etwa dies tonbild: ⌐\, in *irdin* dagegen ⌐_\. wenn *a* die anlautsregel nicht hat, so liegt das vielleicht daran, dass die gröfsere modulationsfähigkeit der extremen vocale mitspielte, vielleicht auch blofs an der sehr viel gröfsern häufigkeit des *a*: es konnten nicht alle worte dieser form aufgegeben und ersetzt werden.

Indes, wir geben zu, dass erklärungen solcher regeln immer viel subjectives behalten. die hauptsache bleiben die tatsachen;

dass aber tatsächlich stimmloser anlaut im germ. seine eigenheiten hat, lässt sich auch für spätere zeit zeigen.

Wie urgerm., so wird auch ahd. die gruppe *p t k* besonders gern zur worteröffnung benutzt. in Notkers Regel stehn *p t k* im satzanfang und nach stimmlosem laut. in viel weiterem mafse aber zeigt die zweite lautverschiebung vorliebe für den tonlosen anlaut: *d* wird allgemein zu *t*, anl. *b* und anl. *g* werden wenigstens auf weiten gebieten zu *p* und *k*. die urgerm. tenues aber behalten ihre tonlosigkeit, ob sie nun zur affricata oder zur doppelspirans verschoben werden.

Dazu stimmt nun noch mhd. die regel, dass tenuis cäsur fordert (QF 58, 19). irgend welche beschränkungen gelten hierbei weder für den anfang des ahd. wortes noch für den des mhd. kolons. nach durchführung des neuen tonsystems hatten sich ja zwischen die hochtonsilbe und den rest des wortes vermittelnd nebentöne eingeschoben, und so war der jähe absturz von der tonsilbe zur nebensilbe gemildert. dass er aber noch immer gefühlt wurde, beweist die mhd. verskunst. für den mhd. vers gelten ähnliche regeln wie für das altgerm. wort: *p t k* allein in offener silbe werden fast ganz vermieden; wo diese consonanten anlauten, schliefst entweder liquida die silbe oder, noch lieber, sie stellt sich zwischen *p t k* und den vocal. — aber ein unterschied bleibt freilich: altgerm. war mit diesen cautelen anl. tenuis sehr beliebt, mhd. wird sie überhaupt lieber vermieden.

Die mhd. dichtung, in allen fragen der harmonie und des wolklangs feinhörig wie keine zweite, lässt ungern einen vers mit einem laut beginnen, die ihn vom schluss des vorigen zu stark abheben würde. ebendeshalb fügen sich die worte so wundersam:

si koment den man mit siten an,
si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

vocale, *d s*, sind die herschenden anlaute der mhd. poesie; daneben ist *v* ziemlich häufig, *f* aber nicht. — was nun speciell die fortis angeht, so ist ihre vermeidung am versbeginn geradezu ein kriterium gröfserer sorgfalt bei mhd. dichtern. alle Spervogelstrophen haben noch nach der lässigeren und altertümlichen art der fahrenden öfters anlautend *t* und *k*; dass in den betreffenden worten fast stets einer jener vermittelungslaute, zumeist *r*,

vorhanden ist, liegt schon im sprachstoff. — aber in den älteren Hergerstrophen ist *k* sogar besonders häufig: *Kerlinc* MFr. 26, 15 *korn* 30, 6 *krist* 30, 13 *künec* 30, 22. in den jüngeren Spervogelstrophen steht dagegen nur noch das eine *kein* 20, 26. die minnedichter meiden *k* von anfang an; nur 5, 2 *kumest*: auch hierdurch beweist das altertümliche verschen Carm. Bur. 136ᵃ seinen volkston: *chume* beginnt die hälfte der verse. natürlich hat der tugendhafte schreiber Hartmann nirgends anlautendes *k*. merkwürdig aber ist es, wie bei Reinmar dieser unschuldige versanlaut fast als kennzeichen der unechtheit angesehen werden kann. es steht 180, 31 *kœm* in einem von Burdach s. 220 angezweifelten lied, 185, 6 *küme* in einem von Erich Schmidt und Burdach s. 221 Reinmar abgesprochenen gedicht, 194, 35 *konde* in einem von diesen kennern ihm allerdings gelassenen, aber nicht völlig sichern liede (Burdach s. 229); ebenso steht es mit *künne* 201, 35. als ganz sichere ausnahme bleibt somit bei Reinmar nur 197, 15 — wo aber das erste wort des ganzen gedichtes mit *k* beginnt und also die von uns als grund der vermeidung stimmlosen anlautes betrachtete glatte verbindung von versschluss und versanfang nicht in betracht kommt. — in strophen, die Haupt Reinmar abspricht, stehn dagegen *kœme* 305, 6, *klage* 313, 2.

Nicht ganz so streng wie bei *k* ist die regel bei *t*. zwar einfaches *t* erlauben nur die volkstümlich-altmodischen strophen wie *tougen* 3, 12 (in den Carm. Bur. dicht neben den *chume*-versen), *tœt* Riet. 19, 10, *tugende* Dietmar 36, 30. bei Reinmar ist *t* (wie *k*) fast verdächtig: *tuo* 176, 6, *tuoz* 176, 21 und *tougenlichen* 177, 6 in einem und demselben, von der hs. A Reinmar dem fiedler zugeschriebenen gedicht (welches jedoch Burdach s. 218 für echt hält). 179, 28 ist *tuot* in *hât* zu ändern (ebd. s. 219). 185, 17 *tanzen* mit *kume* 185, 6 in demselben unechten gedicht. es bleiben aber doch drei ausnahmen sicher: *tœte* 160, 32, *tuot* 179, 1, *tuos* 190, 10. in den sicher unechten strophen steht *tumber* 310, 7. Hartmann hat *t* nirgends im versanfang. — zeigt sich schon in den formen von *tuon* bei Reinmar eine geringere strenge als bei *k*, so ist allgemeine licenz, dass *tr* anlauten darf. so in frühen gedichten *triuwe* 21, 33 und 31, 5 Sperv., *trûric* 32, 20 und *tragen* 38, 6 bei Dietmar, *tribet* in einem volkstümlichen liedchen 204, 9. ebenso Hausen 42, 13 *trûren*. aber Reinmar hat nur *trœste* 190, 37 in einer strophe, die mit

jenen vielleicht Reinmar dem fiedler gehörigen eine gruppe bildet (Burdach s. 218); 179, 4 wird mit b E *vröude* in den versanfang gesetzt werden müssen.

Auch *f* lautet nicht gern allein an. alle gestatten sich *frowe*, sogar Hartmann 217, 8, der auch 214, 2 *fröite* hat; ebenso Reinmar 172, 1 *fröide*, 192, 23 *fräge*. aber *füeres* 182, 24 (neben dem erlaubten *fröide* 182, 20) steht in einem wol sicher unechten gedicht (Burdach s. 220). Dietmar hat 34, 14 *fremedet*, ebenso Hausen 50, 33 *frömde*. — *f* als alleinigen cons. versanlaut meiden auch die ältesten. — *v* dagegen steht nicht nur bei den älteren, in dem in den Carm. Bur. beliebten *vil*: 116a. 141a. 144a, sondern auch bei Reinmar *verliese* 167, 11, *vähe* 173, 15; *f* und *v* sind eben im klang noch verschieden, *v* der für den inlaut — und daher auch für die liednähte bestimmte laut.

Der unterschied in der behandlung dieser anlaute, den jüngere und ältere, echte und unechte strophen aufweisen, beweist, dass die vermeidung der stimmlosen anfänge nicht lediglich aus dem sprachstoff hervorgeht. formen wie *triuwe*, *tröst*, *frouwe*, *fröide* haben im mhd. vers vor *tuon*, *füeren* eben das voraus, was altgerm. *frt-* vor altgerm. **faþar* voraus hat: der unterschied ist ein gewollter, zweckmäfsiger. aber allerdings ist es vollkommen richtig, dass anlaute mit tenuis mhd. überhaupt nicht sehr häufig sind. schon spätahd. tritt ja anl. *p* meist, anl. *k* fast immer vor den älteren lenes zurück, während allerdings *t* unberührt bleibt. diese gröfsere seltenheit der ahd. so beliebten tonlosen anlaute in der mhd. sprache beweist aber lediglich, dass hier wie überall der poetische gebrauch lediglich die quintessenz des sprachgeistes bedeutet. und hiermit kommen wir auf den allerwichtigsten punct.

Wir haben eben ausgesprochen, dass mhd. tonloser anlaut unbeliebt ist — in der sprache überhaupt wie besonders im verse —, dass dagegen ahd. gerade tonloser anlaut beliebt ist und nur bestimmte formen desselben aus bestimmten gründen einschränkungen unterliegen. worauf beruht nun dieser gegensatz? man sieht wol, dass er hand in hand geht mit dem gegensatz der barytonierenden allitteration und des oxytonierenden endreims, des altgerm. gegenrefrains und des mhd. refrains sowie vieler verwanter begleiterscheinungen. suchen wir aber dem gegensatz auf den grund zu gehn, so dürfen wir wol sagen: die altgerm.

zeit nimmt das wort, die mhd. (und ebenso die gleichzeitigen andern germ. dialecte) nehmen den satz als einheit. stark und energisch sondert der germ. urdialect das wort aus der gebundenheit des satzes aus. die wesentlich logische einrichtung des accentgesetzes dient vor allem der isolierung des wortes: wenn es vorher durch die sandhiregeln des satzes wechselnde tonbilder annahm, bleibt es nunmehr starr, von der umgebung fast unberührt; derjenige teil, welcher vor solcher umgebung am leichtesten zu isolieren ist, die erste silbe, wird zum regierenden teil gemacht. aber auch rein lautliche vorgänge dienen demselben zweck. vom anlaut beginnt die verschiebung der idg. med. aspir. zur spirans (und weiterhin zur media); die gemeingerm. schwächung von anl. χ zum *h* oder zum schwund des anlauts bleibt vielfach ganz auf den anlaut beschränkt. in beiden fällen wird der anlaut der aspiration beraubt, weil die schärfere aussprache das neue wort stärker hervorhebt. die anlautgesetze, mögen sie auch selbst nur consequenzen der andern regeln sein, würken in gleicher tendenz. bedenkt man, dass von den vier im skr. häufigsten auslauten: *ch m n t* (Whitney § 149) zwei urgerm. gänzlich verboten sind, so tritt die verschiedenheit der auf weiche wortbindung bedachten altindischen und der auf scharfe wortabhebung sinnenden altgerm. sprache deutlich ins auge. ebenso schwinden altgerm. die meisten vocalischen auslaute, die im skr. besonders beliebt sind: bei vocalischem schluss geht das eine wort ja fast unwillkürlich in das andere über. so bindet jene älteste binderune, auf die wir schon einmal bezug genommen haben, gerade ein auslautendes *e* mit einem anlautenden *m* (Wimmer aao. s. 104). — auch hier können metrische regeln die sprachlichen verdeutlichen helfen: mit ganz ähnlichen, nur freilich weit mehr ausgearbeiteten grenzgeboten wird im vers der classischen mhd. dichtung das vorletzte wort von dem (vocalisch beginnenden) letzten abgeschlossen. — man lese nur einmal ein beliebiges stück Ulfilas zwanglos laut vor: man wird sofort sehen, wie die bindung zweier selbständiger worte sich fast von selbst verbietet. nur tonschwache worte, pronominalformen besonders, schmiegen sich oft an das folgewort, seltener an den vorgänger an.

Im übrigen gebrauchen die altgerm. dialecte nicht alle die gleichen mittel, um den auslaut vom inlaut zu scheiden. ob aber das gotische tönende spiranten auslautend in tonlose wandelt, das

altnord. auslautende *n* unterdrückt oder das ahd. auslautende gemination vereinfacht — ein bewustes abheben der stellung in pausa liegt allemal vor. eine weitgehnde milderung dem gotischen (und vollends dem urgerm.) gegenüber ist freilich in den späteren dialecten nicht zu verkennen. die phonetische isolierung der worte ist dabei überall von einer syntaktischen begleitet: wie die compositionsungeheuer des sanskrit exponenten der indischen lust am verschmelzen und zusammenrühren der silben sind, so beweist die starke zunahme der wortzusammensetzung vom gotischen zu den späteren dialecten eine zunehmende tendenz von der isolierung der worte zur durchcomponierung der sätze.

In mhd. zeit ist nun diese bewegung — ohne die die durchführung der endreimpoesie schwerlich denkbar wäre — zum abschluss gelangt. nicht mehr die streng logische vereinzelung der worte, sondern ihre harmonische fügung ist nun das lieblingsziel des sprachgeistes. und so kommt es in lautlehre und syntax oft zur geraden umkehr althochdeutscher regeln. das schlagendste beispiel, die rückverschiebung, haben wir schon angeführt. urgerm. war auslautendes *d t* beseitigt worden; mhd. tritt es gern an. wenn einstmals idg. **dont* zu ahd. *zan*, idg. **bherńt* zu got. *bérun* geworden war (Kluge in Pauls Grundriss I 360, 2), so wird jetzt aus *nieman niemand*, aus *allenhalben allenthalben* — eine jener merkwürdigen sprachlichen restitutionen, über die noch im zusammenhang einmal zu handeln wäre.

Anlaut und auslaut, das sahen wir schon vorhin, sind von einander nicht unabhängig, sondern beider regulierung fliefst aus gemeinschaftlichen principien. diese aber berühren auch den inlaut. daher stehn sogar auch in bezug auf den inlaut ahd. und mhd. in widerspruch. das mhd. beseitigt die ahd. zahlreich entwickelten sprossvocale, wie es überhaupt den wolklang im wort zurücksetzt gegen den im satz. seine allgemeine tendenz ist die euphonische vermittelung der worte. deshalb stöfst es nach der so glatt vermittelnden liquida das stumpfe *e* gern ab, das durch die abschwächung der endungen schon zum kennzeichen des wortschlusses geworden war; deshalb stellt es in fällen wie *mé*, *wâ* sogar offenen auslaut her. allerdings scheint dieser allgemeinen neigung eine sehr bekannte regel zu widersprechen. wenn ahd. nur selten auslautende lenis zur fortis ward, geschieht mhd. dies regelmäfsig. wird nun aber hierdurch nicht

der auslaut ebenso stark hervorgehoben, wie ahd. der anlaut, wenn dort lenis zur fortis ward? gewis. aber gerade auch diese ausnahme ist characteristisch. vorzugsweise handelt es sich ja um verbalformen, die in der regel am satzschluss stehn. wir finden denn auch würklich, dass 'vocalischer anlaut des nächsten wortes, auch zuweilen *m*, *d*, *s* die lenis oft erhält' (Weinhold Mhd. gram. § 148), wenigstens bei der labialis; auch bei ausl. *d* kommt nach liquida bewahrung der lenis vor (ebd. § 172).

Wir haben uns bei dem einfach consonantischen anlaut am längsten aufgehalten. weil dies der lehrreichste fall ist, glaubten wir an ihn gleich einige allgemeinere betrachtungen knüpfen zu dürfen. denn wenn die betreffenden regeln auch an sich sprachlich keine grofse tragweite haben — sie kommen fast nur für die lexikalische vergleichung in betracht —, sind sie doch lehrreich für die allgemeine entwicklung der sprache. ich weifs wol, dass die alte lehre vom durchgehn der 'sprachidee' durch isolierende, affigierende und agglutinierende zustände jetzt vielfach ganz verworfen, allgemein aber skeptisch angesehen wird. mir scheint es doch wahrscheinlich, dass die lehre von den drei aggregatzuständen der sprache wider zu ehren kommen wird; mir scheint sie nicht sowol der speculierenden sprachphilosophie anzugehören, als vielmehr einfach der erfahrungsmäfsigen sprachwissenschaft. für sie spricht, dass im einzelleben jeder sprache jene drei stufen sich widerholen. vergleichen wir die einfache coordination der sätze in alter zeit mit der mäfsigen subjunction der mhd. prosa, mit den verwickelten perioden der neuzeit, die den eingearbeiteten satz bis zur unkenntlichkeit biegen und zerreifsen, so finden wir wider isolierende, affigierende, agglutinierende zeit; denken wir an die stufen der wortzusammensetzung von der blofsen zusammenrückung (got. *ga-u-laubjats*, *baurgsvaddjus*) über die beliebte und klare composition späterer epochen zu der rein mechanischen wortfabrication unserer tage, so sehen wir dieselben stufen. sollte es sich nicht einfach um phasen notwendigen lernens und vervollkommnens handeln? sollte diese urgerm. wortvereinzelung, dann die mhd. art die rundung des satzes zur hauptsache zu machen, endlich der nhd. periodenbau nicht in gleicher weise eine unvermeidliche stufenleiter darstellen?

Wir kommen zu den regeln für anlautende doppelconsonanz.

Von solchen anlauten abgesehen, die durch die lautverschiebung unmöglich gemacht wurden (*ghr ghv, dhr dhv, bhr*), fehlen urgerm. drei idg. anlautende consonantenverbindungen: *gv, pr, sr*. doch hat jede von ihnen eine andere stellung. nur bei *sr* liegt unzweifelhaft germ. abneigung vor: in völlig sicherer weise wird diese verbindung im anl. durch *str* ersetzt, geradeso wie auch sonst *t* gern vermittelnd in schwierige consonantengruppen eintritt (nhd. *eigentlich* udgl.). dagegen ist einerseits bei *gv* zweifelhaft, ob dieser anlaut idg. vorkam (Fick stellt I[3] 78 die wurzel *gvar* auf), anderseits ist zweifelhaft, ob urgerm. *pr* würklich vermieden wurde. zwar scheinen alle alten worte mit *pr* entlehnt (auch got. *praggan* Schade II 685), aber der umstand selbst, dass alle germ. dialecte lehnworte wie 'priester' rasch und völlig einbürgern, spricht gegen die annahme einer einstigen antipathie gegen diesen anlaut. wurzeln mit idg. *br* waren nicht vorhanden, wurzeln mit idg. *pr* sind zahlreich zu dem durch die lautverschiebung hergestellten und beliebten anlaut *fr* herübergeführt worden. es bleibt also schliefslich nur éin *idg.* anlaut urgerm. würklich verboten: *sr*. problematisch ist die verwandlung des *mr* in *br* (Johansson Kuhns zs. 30, 445 f), und sie wäre gemeinindogerm. die verbindungen von *s*(*z*) + guttural + *l, m, n*, über deren vereinfachung durch ausstofsung des spiranten oder des gutturals Johansson Beitr. 14, 289 f handelt, scheinen allgemein indogerm. dieser vereinfachung zu unterliegen; vgl. über indogerm. *s* + *k* + *m* zu *sm* Johansson Kuhns zs. 30, 424.

Durchaus nicht selten ist es dagegen, dass s o l c h e doppellaute germ. nicht erscheinen, die in andern idg. sprachen sich neu entwickelt haben. besonders hat das griech. anlaute mit nasal nach dentalem und labialem verschlusslaut, die urgerm. fehlen: τλᾶν δμώς, πνεῦμα. die einzige ausnahme bildet das zweifelhafte got. wort *bnauan* (nach Johansson Beitr. 15, 227 mit *bi-* componiert wie altn. *bnere*). ganz vereinzelt begegnen ferner die anlaute *fn* (nur in der wurzel *fnas* altn. ags. ahd., später verschwunden, alle andern fälle scheinen aus älterem *sn* herzuleiten; doch vgl. Bugge Kuhns zs. 22, 329, Johansson Beitr. 14, 329. 334) und *vl* (nur in *vlit* got. ags. as. später aufgegeben). endlich dem got. ausschliefslich eignet der dort nicht seltene anlaut *þl*. bei keinem der hierher gehörigen worte steht idg. anl. *tl* oder *tr* fest, wol aber steht die etymologie von got.

flahta zu *plekt-* πλέκτω fest, und es scheint in einem zweiten fall — bei got. *þlaqs* — die schon von JGrimm (GDS i[4] 245) gelehrte verwantschaft mit lat. *flaccus* zu bestehn. danach wird man schliefsen müssen, dass nicht, wie man gewöhnlich annimmt, germ.-got. *þl* nord.-westgerm. *fl* geworden sei (so zb. Kluge bei Paul i 364, 4), sondern dass vielmehr im got. aus urgerm. *fl* erst *þl* geworden sei, während nord.-westgerm. der idg. anlaut bewahrt blieb. auch got. haben wir ja noch *usflaugjan* gegenüber *þliuhan*. formen mit anl. *fl* stehn nur im ev. Luc. (*flekan* 8, 52, *flodus* 6, 49) und in den briefen (*usflaugjan* Eph. 4, 14, *flautjan* i Cor. 13, 4, *flauts* Gal. 5, 26, *flahta* i Tim. 2, 9), die auch sonst zuweilen mit dem ev. Luc. sprachliche eigenheiten teilen (Braune Got. gramm. § 194 anm.). formen mit anl. *þl* stehn überall (besonders *þliuhan*), auch im ev. Luc. (*gaþlahsnan* 1, 29, *gaþlaihts* 6, 24). nun sind die abweichungen im ev. Luc. ja auf die rechnung der späteren ostgot. abschreiber zu setzen, (vgl. Wrede Anz. xvi 66 anm. 2), diese brauchen doch aber nicht notwendig immer jüngere formen hineingebracht zu haben: der ostgot. dialect kann in seiner unlitterarischen art sehr wol eine aussprache bewahrt haben, die von dem rascher vorschreitenden westgot. dialect und insbesondere von der schriftsprache des Ulfilas schon überwunden worden waren. dies scheint zb. der fall zu sein, wenn im ev. Luc. das auslautende *d* oft gewahrt ist, wo sonst mit grammatischer genauigkeit *þ* gesetzt wird (Braune § 70 anm. 1). ebenso würden wir im ev. Marc. vielleicht **usþlaugjan* lesen. vielleicht würkt auch auf bewahrung oder wandelung des *fl* der folgende laut ein, sowie der verwante tausch von *f* mit *h* altsächsisch nur vor *t* stattfindet: *ahter*, *craht*. *þl* steht vorzugsweise vor hellen vocalen: *gaþlaihan*, *gaþlaihts-*, *þliuhan* enthalten *i*, auch in *þlahsjan* kann das *j* eine andeutung von umlaut des *a* bewürkt haben; vor ganz dunkeln vocalen stehn *þlauts* und *þlaqus-* beide gerade im ev. Marc. *fl* steht meist vor dunkler silbe: *usflaugjan flautjan* und *flauts flodus*, aber auch *flekan* und *flahta*. wir könnten also annehmen, urgerm. anlautendes *fl* sei vor hellen vocalen got. zu *þl* geworden, und die orthographie des Ulfilas habe diese schreibung verallgemeinert. — aber wie das auch sei: ein recht, urgerm. *þl* anzunehmen, haben wir jedesfalls nicht. wie sollte auch zb. das gemeingerm. (got. nicht belegte) ahd. *fliozzan* altn. *fljóta* ags. *fleótan*, dessen beziehungen zu der idg.

wurzel *plu* niemand bezweifelt, jemals dazwischen zu einem *þl* gekommen sein? allerdings wendet man mir ein, dass übergang von *þ* in *f* belegt sei, nicht aber von *f* in *þ*. wenn aber die Lex Salica *þ* in *f* wandelt, so steht auch dieser vorgang im germ. sprachleben so vereinzelt, dass Heinzel (Niederfränk. geschäftssprache s. 41) ihn auf eine 'dem salfr. eigene, im nfr. wie alts. unerhörte aussprache der germ. dentalspirans' zurückführen muste. gerade für *fl-* ist aber auch an den tausch mit *sl* (Johansson Beitr. 14, 323) zu erinnern, der nicht ganz fern abliegt. — für die ursprünglichkeit von *þl* würden Osthoffs etymologien von *flehen*, *fleisch*, *fliehen* Beitr. 13, 399 sprechen, wenn sie sicherer wären.

Es bleiben danach folgende consonantenverbindungen im urgerm. anlaut: *kv kn kr kl*, *hv hn hr hl*, *gn gl gr*, *tr tv*, *þr þv*, *dr dv*, *pr pl*, *fr fl*, *br bl*, *vr*, *sk st str sn sp spr sm sl sv* und aufserdem mit nur je éinem fall *fn* und *vl* sowie vielleicht *bn*. besonders beliebt sind alle verbindungen mit *r* an zweiter stelle.

An erster stelle kommen hier also vor am häufigsten gutturale laute (*k h g*), am seltensten labiale (*p f l*); die dentalen stehn dazwischen, wenn man die verbindungen mit *s* nicht dazu rechnet. von den einzelnen lauten sind am häufigsten *s k f t*; wir haben es schon besprochen, wie diese als urgerm. anlaute eines zweiten stützenden consonanten nahezu bedürfen. im übrigen hängt die häufigkeit der laute in wortereöffnender consonantenverbindung wol einfach von ihrer häufigkeit im anlaut überhaupt ab: $p + x$ ist selten, weil *p* selten ist, *s* und $k + x$ sind häufig, weil *s* und *k* häufig sind. aus demselben grunde ist spirans beliebter als tenuis, diese als media.

An zweiter stelle treffen wir vor allem *r*, demnächst *l*, weiter *n* und endlich *v*. nur nach *s* stehn andere laute: *t*, *p*, aber auch *m*. aber die verteilung ist sehr verschiedenartig.

Nach sämtlichen vorlauten steht *r*, nach allen labialen und gutturalen, aber nach keinem dentalen *l* (einzige ausnahme wäre germ. *þl*), nach allen gutturalen, aber nicht nach dentalen und labialen steht *n* (einzige ausnahmen *fn* in *fnasa* und got. *bnauan*). verschlusslaute, doppelconsonanzen (*tr kr pr*) und *m* stehn nur nach *s*; von den drei sonst erlaubten nachlauten aber stehen nach *s* nur *l* und *m*, dagegen *r*, der häufigste aller nachlaute, niemals. — der halbvocal *v* (an erster stelle nur vor *r*,

und einmal vor *l*) steht an zweiter stelle nach allen dentalen, nach zwei gutturalen (*kv hv*, aber nicht *gv*), nach keiner labialis. der halbvocal *j* steht urgerm. überhaupt nicht nach cons., während er später, besonders altn., ein sehr beliebter begleitlaut wird (*kj gj tj dj*, ja sogar *flj*, *stj* usw.).

Von diesen regeln erklärt sich nur eine aus der natur der betr. sprachlaute selbst ohne weiteres: *pw bw fw* sind für uns fast unsprechbare combinationen. aber beinahe alle andern kommen in andern sprachen vor. wir haben schon auf griech. *tl* und *pn* hingewiesen. auffallend ist besonders die seltenheit von *m* an zweiter stelle; worte wie griech. χμητός skr. *kmar*, griech. τμῆσις δμώς beweisen auch hier die sprechbarkeit der germ. vermiedenen gruppen. nun ist richtig, dass diese anlautgruppen (gerade wie zb. griechisch τλᾶν auch) erst durch unterdrückung eines zwischenvocals entstanden. weshalb wurde aber germ. in solchen fällen nie ein zwischenvocal unterdrückt? sind doch möglicherweise a l l e anlautenden doppelconsonanzen erst auf diese art gebildet worden. wir haben auch zb. ahd. nicht selten synkopen wie *gwisso*; niemals sind diese zu herschenden formen geworden wie mhd. *gnâde, glouben*. wir sagen wider *gewiss*, aber nicht *genade*: *gn gl* sind urgerm. anlaute, *gw* nicht. — auch mit der umkehr dieser erwägung ist nichts geholfen. man könnte etwa denken, es kämen nur solche anlautgruppen vor, bei denen ein zwischenvocal entwickelt werden kann. ich glaube allerdings, dass altgerm. *fr kr* usw. fast stets mit leiser svarabhakti gesprochen wurden, und habe dies vor kurzem in einem aufsatz über allitterierende doppelconsonanz im Heliand (Zs. f. d. phil. 26, 144 ff) zu erweisen versucht. aber diese sprossvocale waren doch überall möglich. wenn got. *ibns* zu *ëban* wird, rechtfertigt dies ein *bnauan* noch nicht, denn ebenso wird aus **bodm bodam* (Braune Ahd. gramm. § 65), ohne dass *dm* als germ. anlaut vorkäme.

Wir müssen also die vorkommenden combinationen einzeln prüfen. da an sich keine derselben etwas auffallendes hat, stellen wir besser die frage so: warum kommen die andern combinationen nicht vor? weshalb fehlen (von unsprechbaren gruppen abgesehen) *km hm gm gv tl tm tv tn þm þn dl dm dn pn* gänzlich, *þl fn bn vl* so gut wie gänzlich? und weshalb ist *sr* verboten, *sm sn sl* erlaubt?

Wir müssen zunächst scheiden zwischen solchen urgerm. anlauten, die direct lautgesetzliche fortsetzungen von idg. anlauten sind, und solchen, die urgerm. (durch unterdrückung von vocalen, durch aufnahme neuer wurzeln, durch analogiebildung) neu entstehn. den letzteren stehn als dritte gruppe diejenigen anlaute gegenüber, die ohne bisher erkannte lautgesetzliche notwendigkeit urgerm. verschwinden.

1) Lautgesetzliche entwickelungen oder fortführungen von idg. anlauten sind *kr* (in ahd. *chranuh*, mhd. *kranz*, altn. *kring*, alle unsicher; ferner in lehnworten wie *kreuz*, *krieg*), *kl* (ahd. *chlioban* zu γλύφω), *kv* (got. *hvaþjan* zu skr. *kvath*), *kn* (wurzel *knu* zu κνύω), *hr* (altn. *hrikta* zu κρίζω), *hl* (wurzel *hli* zu κλίνω), *gl* (nur in ags. *gleó* altn. *gly* zu χλεύη), *gr* (as. ahd. *gram* zu χρόμος), *tr* (ahd. *trâgi* zu skr. *drâgh*, wurzel *tran* zu διδράσκω), *tv* (got. *tvai* zu skr. *dva*), *dr* (wurzel *drug* zu skr. *druh* aus *dhrugh*, wurzel *dran* zu θρῆνος), *dv* (wurzel *dval* zu skr. *dhvar*), *fr* (wurzel *fri* zu skr. *prî*), *fl* (ahd. *flëhtan* lat. *plectere*), *br* (got. *brôþar* zu skr. *bhrâtar*, got. *brikan* zu lat. *frango*), *bl* (ags. *blâvan* lat. *flo*), *vr* (wurzel *vrask* zu skr. *vṛksha*), *sk* (*skaban* zu σκάπτω), *st* (*stîgan* στείχω), *str* (ahd. *strîhhan* zu lat. *stringo*, aber auch *strauma*- zu wurzel *sru*), *sn* (wurzel *snu* = skr. *snu*), *sp* (ahd. *spëhon* zu *specio*), *sm* (ahd. *smërzo* zu σμερδαλεός), *sl* (wurzel *sluk* zu ir. *slug*), *sv* (got. *svistar* idg. *svesr*, *svaran* skr. *svar*).

2) Anlaute, die urgerm. neu entstanden sind:

a) ausschliefslich auf neuformationen beruhen *kv* (aus idg. velarlauten entwickelt; germ. nicht vor dunkeln vocalen); *kn* (geht immer auf germ. synkope zurück: wurzel *knô* zu wurzel *kan kvan*, *knâ* zu wurzel *kan*, *kneva*- zu γόνυ *genu jânu*; in fällen, wo solche synkope nicht nachzuweisen ist, liegen entweder aufs germanische beschränkte wurzeln vor, wie vielleicht in *kneifen*, *knochen*, *knospe*, oder junge neubildungen wie in *knapp*, *knarren*, *knittern*, s. Kluge); *gn* (deutsch meist junge synkopen wie *gnâda*, sonst specifisch germ. wurzeln wie in altn. *gneypa gnýja*, as. *gnornôn*, ahd. *gnîtan* oder onomatopoetische neubildungen wie mhd. *gnappen*; nach Bugge Beitr. 13, 311 f auch alte synkopen wie in ags. *gnorn* zu griech. κινυρός); *pl* (nur in specifisch germ. wurzeln: altn. *plokka*, ahd. *plëgan*, ags. *plôh*); *spr* (meist specifisch germ. wurzeln wie *sprek spriþ sprut sprew* s. Kluge; bei *springen* vielleicht synkope).

b) auf neuformation beruhen oft die sonst auch unter 1) ver-

tretenen anlaute *kr* (specifisch germ. wurzeln zb. in *kraft*, *krank*, *krieg*, *kraus*, *kriechen*; lehnworte wie *kreuz*; selten mit synkope wie das lehnwort *krone*); *kl* (specifisch germ. zb. ahd. *chlagôn*, ahd. *chlang*, ahd. *chlâwa*, ags. *clâþ*, ahd. *chleini*, mhd. *kluoc*; lehnworte wie *kloster*; keine fälle mit wurzelsynkope); *gr* (mit germ. metathesis wurzel *grad* zu skr. *gardh*, wurzel *grip* zu skr. *garbh*; specifisch germ. wurzel *graba-*); *br* (specifisch germ. wurzeln ahd. *brâtan*, ahd. *brucca*; lehnworte wie *brief*; und nach Bugge Beitr. 15, 181. 184 auch urgerm. synkopen wie in ahd. *brôdi*, got. *brûþs*); *bl* (specifisch germ. ahd. *blîo*, got. *blinds*, got. *blôþa*; junge synkopen wie mhd. *blîben*; und nach Bugge Beitr. 13, 180. 181 auch schon urgerm. synkopen wie in ahd. *blôdi*, got. *bleiþs*); *sk* (metathesis in as. *scarp* zu idg. *skrap*; germ. wurzeln wie *ski*, specif. ahd. *skimp*; zweifelhaft germ. *skud*, neu oder zu skr. *kšud* mit eigentümlicher metathesis); *str* (specif. germ. wurzeln *strîd*, *strub* ua.); *sn* (germ. wurzeln *snub*, *snag*; altn. *snaudr*); *sp* (germ. wurzel *spar*, got. *spinnan*); *sm* (westgerm. wurzel *smak*, *smuk*); *sw* (ahd. *swâri*, ags. *sweord*); endlich nach Bugge Beitr. 12, 412 auch *hn* in ags. *hnitu*; nach dems. Beitr. 13, 311 auch *hr* in *hrani* zu griech. *χορωνός* durch synkope.

Sehr oft gehören die hier als specifisch germ. bezeichneten wurzeln aufser unserer sprache noch der slavischen an, aber nur dieser. oft liegt dann gewis entlehnung vor — wie bei *pflug* und *graben* —, nicht selten aber auch würklich gemeinsamer besitz der nachbarn, wie bei *schmecken*. nicht selten sind anderseits die betr. wurzeln dialectisch oder zeitlich beschränkt: *smak* ist nur westgerm., *brauchen* und *bringen* fehlen altn., *blei* fehlt ags. und zb. *kleid* und *klug* treten erst spät auf. für das behagen der Germanen an solchen anlauten sind gerade solche neubildungen der sprachen, dialecte, epochen besonders bezeichnend. lehnt man aus principiellen gründen den begriff der 'neubildung' gänzlich ab, so würde die wideraufnahme lang verborgener worte in die litteratur kaum weniger zu bedeuten haben.

Ob lautgesetzliche fortsetzung (1) oder germ. neubildung (2) vorliegt, das ist in verschiedenen fällen zweifelhaft. besonders wichtig ist darunter aber éine gruppe. nicht ganz selten scheint es nämlich, als ob doppelter anlaut einen sonst zu verschiebenden consonanten geschützt hätte. dies ist in den verbindungen *sk sp st* ja ausnahmslose regel. aber auch Ficks gleichsetzung der

wurzel *bru* zu *βρύω* (wofür Kluge urgriech. **φρύω* annimmt; doch vgl. zb. *βρέμω* = ahd. *brēman* zu skr. *bhram*) ist nicht ohne weiteres abzulehnen; mit wurzelsynkope ist zusammenhang der germ. wurzel *grô* mit der idg. wurzel *gar* möglich. — ich habe vor kurzem gezeigt, wie in metrischer hinsicht jene andern doppelconsonanzen von den 'unlöslichen verbindungen' *sk sp st* nur dem grade nach, nicht absolut verschieden sind; es ist sehr wol möglich, dass auch in rein sprachlicher hinsicht sie denselben näher stehn als man gemeiniglich annimmt.

3) Von idg. anlauten verschwinden lautgesetzlich urgerm. *sr*, indem durch eine besondere regel hierfür (nicht blofs im anlaut) *str* eintritt, ferner in folge der lautverschiebung *ghr ghv dhr dhv bhr* usw. (s. unter 1). — ohne lautgesetzliche notwendigkeit fehlen urgerm.

a) idg. vorhandene anlaute: *gv* (idg. *ghv* selten, nur zur wurzel *ghu*; idg. *gv* ebenfalls selten); *pr* (idg. *br* selten, idg. *pr* beliebt; urgerm. nur in fremdworten).

b) in den einzelsprachen entwickelte anlaute: *km gm*, *tl tm*, *þl*, *dm*, *pn* und *mn*, von denen *þl* got. aus *fl* gebildet ist, während die übrigen griech., ind., slav. durch wurzelsynkopen hergestellt sind; bis auf eine ausnahme auch *wl*.

c) auch in den andern sprachen fehlende anlaute: *pn dn tn* ua; bis auf einzelne ausnahmen *bn* (?) und *fn*.

Auf diese gruppe 3) haben wir unser hauptaugenmerk zu richten. die anlaute *sr* (*gv pr*) hätten sehr wol durch einfache lautgesetzliche fortführung, *km gm dm pn* sehr wol durch wurzelsynkopen germ. gebildet werden können, und specifisch germ. wurzeln mit *tn þn* wären ebensogut möglich wie solche mit *kn gn pl spr*. weshalb sind diejenigen idg. wurzeln, die germ. mit *gv pr* hätten anlauten müssen, aufgegeben worden? und weshalb ist unterdrückung von zwischenvocalen bei *gn* erlaubt, bei *dm* nicht? weshalb ist bei *sr* sogar entwicklung eines zwischenconsonanten gefordert?

Offenbar hängt duldung oder verbot einer gruppe wesentlich von der natur des zweiten lautes ab. allgemein finden wir nun hier die nasale seltener als die liquidae. diese laute sind sonst germ. nichts weniger als unbeliebt, auch nicht neben andern lauten. und dies eben führt uns vielleicht auf die ursache. es wurden wol solche verbindungen im anlaut des wortes vermieden,

die im inlaut häufig waren. gruppen, die sich oft auf der naht von zweiter und dritter (oder dritter und vierter) silbe fanden, erschienen für den wortanfang zweideutig. nach dem, was wir schon gefunden haben, hat diese annahme von vornherein nichts unwahrscheinliches.

Ich nehme das gotische zum beispiel, nicht blofs weil es im ganzen die altgerm. art am treusten bewahrt, sondern besonders auch weil es der einzige germ. dialect ist, für den wir, in Leo Meyers buch, eine vollständige lautliche beschreibung besitzen. haben wir doch für die andern nicht einmal eine solche lautstatistik, wie sie Whitney (Ind. gramm. § 75) für das sanskrit gibt; nur für das nhd. finde ich bei Hess (Geist und wesen der deutschen sprache s. 32f) eine ungefähre angabe über die häufigkeit der laute.

Nun ist zunächst *m*, als zweiter wortanlaut so auffällig selten, einer der beliebtesten suffixanlaute. im wortinlaut treffen wir besonders *hm* oft: *hiuhman- ahman- milhman-*; aber auch *gm* zb. in *bagma-*, *þm* in *maiþma-*; *tm* in *ahmatjan*, *glitmunjan*. dagegen haben wir für *sm* einzig das wort *klismôn-*, ein wort, das nicht häufig genug war, um den idg. beliebten anlant *sm* zu discreditieren. [hierin freilich dürfte got. vereinzelt dastehn; ESchroeder verweist mich auf die häufigkeit von ahd. fällen wie *wahsmo*, *dihsmo*.] freilich kommen auch *dm* und *km* im inlaut nicht vor.

Auch *n* ist ein sehr beliebter suffixanlaut. aber hier kommt doch gerade das anl. gestattete *sn* nicht selten vor: mit wortbildungssuffix in *anabusni*, *usbeisni*, mit suffixabstufung in *auhsne*, mit verbalsuffix in *usgeisnan*. auch hat *kn* gewis zb. in einem verbum **drugknan* existiert. anderseits begegnen solche gruppen, die anl. fehlen, auch im inl. nicht besonders häufig: *namne* mit *mn* (wie *μνάομαι*), *abne* mit *bn* (wie in *bnanan*). dass *pn* fehlt, ist bei der seltenheit von *pn* nicht auffallend.

Ähnliche gründe können bei der vermeidung von *gv* gewürkt haben; hier war ja bei der seltenheit von idg. *ghv* nicht viel zu beseitigen. aber ohne inlaute wie in *triggva* und *glaggvo* besäfsen wir doch vielleicht ein urgerm. **gvona* 'ton'. — wenn urgerm. niemals durch wurzelsynkope ein anl. *pr* geschaffen wurde, so liegt das vielleicht schon daran, dass in den betr. lehnworten (wie got. *praufeteis praizbytairei praitoria*) die erste silbe fast stets vor dem ton steht; bei einer analogen neubil-

dung wäre deshalb zu leicht ebenfalls die zweite silbe betont worden.

Wir werden mit unsern vermutungen wol nicht über die annahme herauskommen: urgerm. wurden alle aus dem idg. sprachvorrat einfach sich ergebenden doppelanlaute fortgesetzt und alle bequem sprechbaren neuen doppelanlaute geduldet, wenn nicht die gefahr vorliegt, dass sie die deutlichkeit der tonsilbe verringern könnten. das urgerm. liebt doppelten anlaut sogar mehr als einfachen und stellt ihn oft und gern neu her (*kv kn gn pl spr* — *kr kl gr br bl sk skr str sn sp sm sw*); für fehlenden doppelanlaut muss also jedesfalls immer eine ursache gesucht werden. in euphonischen rücksichten allein darf man sie nicht finden wollen, schon weil die auf euphonie so viel mehr bedachten schwestersprachen, ind. und griech., manchen doppelanlaut gestatten (*km dm mn* ua.), den das urgerm. sich versagt. erst später beginnt diese rücksicht die sprache zu beeinflussen. wir sahen schon, dass auf die urgerm. wurzelpflege allmählich eine junggerm. satzcultur folgt. ihr dient das ahd., wenn es mit der vereinfachung der anlaute vorangeht und von allen germ. dialecten zuerst *w* und *h* vor cons. beseitigt, worin nach und nach ihm fast alle folgen. ahd. fehlen schon folgende ältere doppellaute: *wr wl, hl hn hr hw* (seit dem 9 jh.), *bn fn, þl þr þv*. besonders characteristisch ist es, wie *dv* vermieden wird: zu *dwal* wird die nebenform *dul dol* hervorgezogen. auch der altn. beliebte anlaut *gn* hat ahd. abgenommen. — überall hätte hier durch zwischenvocale abgeholfen werden können, die bei der gruppe muta + liquida sich so leicht bilden. ebenso gut wie die ältesten runen *haringa, waritu, halaiban* schrieben (Noreen Altn. gramm.[2] § 119), hätte ja auch ahd. die aussprache von *hrêo, wrîtan, hlût* erleichtern können. aber noch hatte man verwirrung in den tonverhältnissen zu fürchten; hat man ja doch auch im norden die sprossvocale wider aufgegeben. lieber half man sich, indem man auf diese worte verzichtete, gerade wie man es mit wurzeln vom typus *pd* gemacht hatte.

Wenn wir für vocalischen und für einfach consonantischen anlaut zu bestimmten regeln gelangt sind, so hat es uns bei anlautender doppelconsonanz nicht gelingen wollen, über die empirie herauszukommen. wir können eben nur constatieren, dass urgerm. die anlautsgruppen *kr kl kn kv* (aber nicht *km*) — *gr gn*

(aber nicht *gl*, noch weniger *gv*) — *br bl* (aber nicht *bn*) — *pl* (aber nicht *pr*) — *sk skr str sn sp spr sm sw* (aber nicht *sr*) besonders beliebt sind, so dass viele dieser combinationen durch wurzelsynkopen erst eigens hergestellt werden. weshalb zb. *gl* weniger beliebt ist, als *gr*, das vermögen wir nicht anzugeben.

Wir trösten uns aber einstweilen mit der tatsache, dass die grammatiken der nachbarsprachen über den anlaut noch weniger zu lehren wissen. auch in den modernsten lehrbüchern fand ich angaben und regeln nur für den relativen anlaut, dh. für die umgestaltung des bereits vorhandenen anlauts nach bestimmten auslauten. für den absoluten anlaut, dh. den von allen sandhirücksichten freien wortanfang, beschränkt man sich durchweg auf die erörterung derjenigen lautgesetze, die bei bewahrung indogermanischer wurzeln eine urdialectische umgestaltung bewürken (so in allerdings sehr lehrreicher weise Stolz Lat. gramm. s. 301 f). eine vollständige beschreibung der anlaute gibt nur GMeyer (Griech. gramm. § 245 ff), und auch er wirft dabei die frage nicht auf, ob bestimmte idg. wurzelformen im griech. urdialect nicht ihres anlautes wegen überhaupt geschwunden sein könnten. für den auslaut kommt die gleiche frage kaum in betracht, weil dieser überall fügsamer ist, während der anlaut sich in der regel starr behauptet — oder mit dem ganzen wort abgeht. das gilt für die idg. ursprache (Brugmann I 488) genau wie für das romanische (Meyer-Lübke I 322) oder speciell für das französische (ebd. 511. 514). — GMeyers behandlung der griech. consonantengruppen im anlaut ist also eigentlich die einzige stelle, wo wir uns für den urgerm. anlaut von aufserhalb rats erholen könnten. aber hier ist die regellosigkeit noch viel gröfser: nicht einmal die lautgesetzliche behandlung von anl. *sk* und *sp* steht fest (aao. § 253 anm.). und während *sn* stets zu *n* vereinfacht wird, schwankt *sm* mit *m* (Solmsen Kuhns zs. 29, 84 f). ich kann also nur die griech. und lat. anlaute zur vergleichung mit den urgerm. hier aufstellen:

Griechische anlautsgruppen.

1) bewahrt aus idg. wurzel: *sm sk st sp* — *kl kn̥* — *gn* — *tr dr* — *pr pl pn* — *skl str stl spl*.

2) lautgesetzlich entwickelt: *chr chl chn phr*.

3) neu gebildet durch metathesis oder wurzelsynkope:

a) ausschliefslich: *kr gr* — *km* — *tl* — *tm dm* — *mn*,

b) neben der bewahrung: *kl* — *tr dr* — *pr*.

4) aufgegeben: *vr vl — sn sv — tv dv.*

Während das germanische doppelanlaut bevorzugt, werden griech. auch erlaubte anl. doppelconsonanzen gern vereinfacht: *sk st sp* verlieren öfters das *s* und *str* zuweilen das *t*. in beiden puncten ist das griech. zum germ. in entschiedenem gegensatz, besonders im zweiten: germ. wird *sr* stets zu *str*, griech. *str* umgekehrt zuweilen zu *sr*. — auch metathesis erlaubter doppelanlaute und sonstige umgestaltung kommt vor: *sk* wird zu *ks* und *kt*, *sp* zu *ps* und *phth*. dies sind anlaute, welche germ. absolut fehlen; griech. werden sie eigens hergestellt.

Lateinische anlautsgruppen.

Im lat. beschränken sich die anlautsgruppen fast ganz auf spirant + verschlusslaut und verschlusslaut + liquida oder nasalis. durchweg wird vereinfachung angestrebt: *sk st sp* wechseln auch hier oft mit (meist sogar überwiegendem) *k t p*; *tl — gn — sm sn sl — vl vr* werden sämtlich auf den zweiten laut beschränkt. ebenso werden dreifache consonanzen vereinfacht.

Zu fehlen scheinen idg. wurzeln mit *dl dr*. beliebt sind besonders *kr tr pr fr — kl fl* — die auch germ. häufigsten anlautsgruppen. —

Allgemeinere regeln bin ich nicht im stande aus diesen angaben zu erzielen. aber der grundcharacter der sprachen verleugnet sich auch hier nicht. auf mannigfaltigkeit des wolklangs achtet das griechische; auf wegwerfen alles überflüssigen schmucks besteht das lateinische; in sorgfältiger scheidung führt das germ. eine feingegliederte hierarchie der worte und silben nach ihrer bedeutung durch. auch die germ. anlautsregeln sind ein werk desselben geistes, der die subtilsten gliederungen wissenschaftlicher methodik — und die unmöglichsten politischen rangverhältnisse im heiligen römischen reich deutscher nation schuf.

Berlin, 29 märz 1893. RICHARD M. MEYER.

EINE URGERMANISCHE INLAUTREGEL.

So viel ich sehe, ist noch nirgends eine im urgerm. inlaut streng durchgeführte und folgenreiche regel formuliert worden. sie lautet: urgerm. stehn nie zwei spiranten nebeneinander. daher wird bei der lautverschiebung *kt* nicht zu *χþ*, sondern zu *χt*, *pt* nicht zu *fþ*, sondern zu *ft*, *tt* nicht zu *þþ*,

sondern zu *þt* (und weiter allerdings zu *ss*, s. u.). dieselbe regel liegt auch der grösten ausnahme von der lautverschiebung, der bewahrung von *sk st sp*, zu grunde. in fällen wie got. *gahugds*, as. *habda sagda* scheint idg. doppelspirans vereinfacht: *ghdh* zu *gh* + *t*, *bhdh* zu *bh* + *t* (Kluge in Pauls Grundriss I 327, d); danach tritt dann verschiebung ein. über urgerm. doppelspirans vgl. Kluge aao. 335, D: *ss* ausgenommen gehören die doppelspiranten durchweg erst den dialecten an.

Eine ausnahme von jenem gesetz macht nur *s*. dieser spirant steht sowol geminiert als auch nach *χ þ f*, aber nicht vor ihnen. die verschiebung von *sk st sp* wird also durch diese ausnahme noch nicht möglich.

Wenn drei consonanten zusammenstofsen, steht zwischen zwei spiranten fast immer der typische vermittelungsconsonant *t*: got. *þlauhts*. auch zwischen spirans und andern öffnungslauten steht vermittelnd *t*: *svistr*. spirans + *t* ist überhaupt altgerm. eine lieblingsverbindung. got. wird ja die gruppe verschlusslaut oder spirans + dentalis allemal in die gruppe spirans + *t* gewandelt: nicht *pt*, sondern *ft* in *gaskafts*, nicht *bd*, sondern *ft* in *þaurfta*, nicht *kt*, sondern *ht* in *sauhts*; ebensowenig *tt*, *þt*, *dt*. die verbindungen *ft ht st* im got. vergleichen sich den urgerm. verbindungen *fs χs ss*. —

Die regel scheint specifisch germanisch. der gegensatz zu dem griech. assimilationsgesetz (*πλέκω* - *ἐπλέχθην*) ist zwar nur ein scheinbarer, da griech. *χθ* ja, wenigstens ursprünglich, nicht spiranten, sondern aspiraten darstellt; überdies ist auch die assimilation hier nur fürs auge berechnet (GMeyer Griech. gramm. § 275). aber griech. wird gerade das germ. stets geduldete *ss* vereinfacht: *ἔπεσσι* wird *ἔπεσι* (Brugmann Grundr. I § 563, 2). — dagegen kann wol an das ind. hauch-dissimilationsgesetz (ebenda § 475. 480) erinnert werden, obwol auch hier ind. aspirata gegen germ. spirans steht. dass aber zwei germ. unmittelbar benachbarte wurzelconsonanten ind. durch einen vocal getrennt sind, ist eine so häufige erscheinung, dass ein vergleich beider dissimilationen wol erlaubt scheint.

Berlin, 28 märz 1893. RICHARD M. MEYER.

ZWEI GEDICHTE FRAUENLOBS.

In der Kolmarer meisterliederhandschrift (*cgm.* 4997) *finden sich bl.* 76ᵈ—77ᵇ *und bl.* 104ᵇ—ᵈ *zwei lieder, in denen sich, was Bartsch* (*Meisterlieder der Kolmarer handschrift s.* 11 *nr* 53 *und s.* 14 *nr* 95) *entgangen zu sein scheint, Frauenlob als dichter nennt. bei einer etwaigen neuausgabe der Frauenlobschen gedichte wird man auch aus ihnen kriterien für die echtheit zu gewinnen suchen müssen. ich gebe sie genau nach der hs., nur unter auflösung der abkürzungen, hier wider. sie sind beide in Frauenlobs langem ton gedichtet.*

Nürnberg. TH. HAMPE.

Ein ander par von den priestern.

1. O du vil hochgelopter werder priesters nam
du freuden stam
mentschlicher diet geschlechte
wer daz nu recht betrechte[1]
wie got so rechte krreffticlich[2] sin bürde zu dir brechte
da von din lop gelobet ist vnd all sin hymmel wunne
Daz enmag nieman vollen singen noch durchgraben
sin kunst müsz schnaben
an sines lobes orte
der durch marien porta
sleich da der ersten sachen son nach gabrieles worte
dez [77 a] han wir vor der helle fryst den fal schuff adams kunne
Sus sagt der wysen meynster list
gewaltig du in hymmel bist
vnd auch din krist
on alle frist
den du geber vor hell genist
der hort ob allen horden ist
ein vsserwelter freuden hort
got hat es wol besunne.

2. Wie vil ein priester arger sunde hat getan[3]
die müsz er lan
So er sich angegerwet
vnd in sin cleit geferwet

[1] *das schluss-*e *ist ausgestrichen.*
[2] *ein* c *vor dem* k *ist ausgestrichen.*
[3] *in der hs. steht sowol vor als auch hinter* priester *noch ein* arger, *die beide ausgestrichen sind.*

So ist er luter vnde clar alz einer der verserwet
an keinen dingen nie enwart
nu merckent wer daz kunde
Wann er sich vmbegibet mit dem edeln schilt
Zu ym gespilt
kumpt aller engel blicken
so kan sich wol verzwicken
got fur in In daz lebend brot
vnd vff den altar schicken
so dient ym zu der selben zyt
der hochsten engel wunne
Du priester solt nach tugend streben
daz dinem schopfer komet eben
der mentschlich leben
hat vff gegeben
der wolt sich zu dem tode weben
daz dich ym bringet gliche neben
heltstu dich wirdeclich
du bist der tugend luter brune.

3. Wer priester eret vnd darzu die werden wyp
dez [77b] mut des lyp
nach hohen eren wirbet
ee ym der lip erstirbet
Ich wen daz syner selen heil vor gotte nit verdirbet
sie hant mit yrem lybe wol
den bryss so hoch besessen
Ir reinen wyp al durch die meit die got gebar
nempt uwer war
was uwer leben swende
den priester nit enschende
sit sich got vnser hochster trost gyt in dez priesters hende
ey iunger man du solt dich an der wirde nit vergessen
Ir reinen priester tugend zil
Ich nymmer tag verswygen wil
an in lyt vil
der eren zyl
Sie schirment vns vor tufels gil
Ich frauwenlop daz nit verhil
Nu wissent daz got lobes vil in beyden hat gemessen.

Ein prysz lyet.

1. Wyp aller wird vnd aller gut vnd aller zucht
wyp reynů frucht[1]
ob aller creatur
wer [104c] lebet so gehure
der gein dir műg du hoher adel du hast alle sture
genommen in so wol dir wart du wurczen angers trone
Wyp alles wunsches hort vnd in dez hochsten reiff
ein vmbesweiff
In aller cristenheite
da hastu wirde breyte
wer dinem rate volget nach dem gibest du geleyte
erlichen an der mynnen fart wirstu gezieret schone
Wyp morgenrőt brehender tag
din lop nie man volgrunden mag
wyp mandels slag
wyp brys bejag
wyp rosenfarwer blunder hag
got selber diner wirde pflag
wyp halt din zucht syt daz du treist dez hochsten pryses crone.

2. Wyp syt du bist ob aller creatur ein lust
vor mann akust
Hut dich vff allen orten
Her frauwenlop mit worten
gyt dysen rat mit willen dir vsz sines mundez[2] porten
du solt ver⟨sa⟩gen durch din heil vil mangem narren giegen
Wyp mannes kurczewyle gut du solt versagen
Lasz dir behagen
den falken fur den gyren
lut singen tut die lyren
Hut dich vor boser swacher diet man wurck (?) oder salfyren[3]
dir get die zyt mit freuden hin du lasz dich nit betrygen
Wyp Jung vnd alt wip rich vnd arn
wyp geret din eins adels[4] barn

[1] *die verszeilen sind bei diesem gedicht in der regel nicht abgeteilt.*
[2] synes *ausgestrichen,* mundez *übergeschrieben.*
[3] *Das* a *steht über einem ausgestrichenen unleserlichen buchstaben.*
[4] *vor* adels *ist* adbar (?) *ausgestrichen.*

Masz [104[d]] kumpt herfarn
Wilt dich bewarn
eliche ding solt du nit sparn
so macht du leben sunder karn
Wyp tust du daz so mag din müt mang rilich lop erkriegen.
3. Ir werden man die meynster schribent von lame
der brach sin ee
hie vor mit reinen wyben
der lon must im belyben
von sinen lugen worten meyn die meinster auch beschryben
wie daz an ym gęrochen wart daz noch vil manger trybet
Man seyt vns wie got durch die wyp mit ym gewarp
Lamech verdarp
von vngenanten plagen
Er (*so!*) sol auch nieman wagen
daz er vner die reynen wyp zwar von den edeln magen
Ist nature von hoherer art alz kung dauid beschrybet
Wyp sin ob aller engel schar
gehohet vnd gepryset gar
wyp schanden bar
wyp mynnevar
wyp gymm du bst (!) geschryben dar
Zu got in aller mentschen nar
wyp wol dir vor wyp wol dir nach ob dir die er belybet.

BRUCHSTÜCKE AUS ULRICHS VON TÜRHEIM RENNEWART.

Den bisher veröffentlichten bruchstücken aus diesem gedichte bin ich in der lage den abdruck eines weitern anzureihen, welches seit kurzem in den besitz der universitäts- und landesbibliothek zu Strafsburg gelangt ist. es besteht aus 4 pergamentblättern in fol., die als überzug eines bucheinbandes gedient hatten, welchem zwecke vom obern rande 17—20 zeilen und von den ersten 2 blättern je etwa zwei drittel zum opfer gefallen sind. die nach auswärts gekehrten seiten wurden überdies mit rotbrauner farbe bestrichen. — der 418 zeilen umfassende text ist in 2 spalten, jede zu 45 zeilen, von einer hand des 14 jhs. geschrieben. jeder erste buchstabe ist von einem roten strich durchzogen, die initialen beim

beginne von absätzen sind gröfser und in blauer oder roter farbe ausgeführt. nach vergleichung mit der Heidelberger hs. nr 404 *ergaben sich diese* 4 *blätter als teile einer und derselben lage, welcher zum vollen zusammenhang jedoch die zwei,* 360 *zeilen umfassenden inneren blätter fehlen. [die blätter gehörten, wie mich nachträgliche vergleichung gelehrt hat, zu der gleichen hs. wie das Münchener blatt, das bei Lohmeyer Die hss. des Willehalm s.* 16 *als nr* 14 *verzeichnet ist.] die sprache trägt den character des bairisch-österreichischen dialects.*

Der abdruck schliefst sich genau an die hs. an, nur sind die wenigen abkürzungen sp̃ch *in* sprach, -ē *in* ẹn *und* v^s- *in* ver- *aufgelöst. die ergänzten buchstaben und wörter sind cursiv gedruckt.*

Beim beginn jeder spalte ist auf das entsprechende blatt, die spalte und die zeilen der Heidelberger hs., sowie auf die Nabburger bruchstücke (hrsg. v. KRoth 1856), *und auf die von OMeltzer Germania* 16 *veröffentlichten zwei bruchstücke*[1], *mit welchen einige stellen der unserigen zusammentreffen, hingewiesen.*

Strafsburg. K. A. BARACK.

Bl. 1[a], *sp.* 1 (*cod. Pal. bl.* 239[a], *sp.* 1, 33—*sp.* 2, 2; *Roth s.* 38, 297—*s.* 39, 320; *z.* 12—26 = *Germania* 16, 56, 1—15).

Ein vil rainev mait gepar,
Dar nach gelaube ich vil gar,
Swaz gelauben sol ein christen,
Vnd wil des tevfels listen,
Immermer sein gehaz,
Vnd wil vil gerne werden naz,
Mit dem tauffe here,
Fraw ich wil niht piten mere,
Ich enwell ev gerne tauffen,
Vnd auz allen sünden slauffen,
DO der raine tauf geschach,
An der rainen frawen man sach,
Schönev chlaider harte reich,
Ich wolt ein weip haben ir geleich,
Dev waer so schöne vnd so raine,
Vnd het ich sei alaine,
Vnd waere gar an vorhte,
Daz si niht ir er entworhte,
Do dev fraw bechlaidet wart,
Der Kvͦnich van Portebaleart,
Sprach nu mügt ir schawen,
An dirre schönen frawen,
Daz si ist auz geschönet,
Für allev weip gechrọnet,
Anderr frawen stůnt da genůch,
Der iegleichev dev schöne trůch,

sp. 2 (*Pal. bl.* 239[a], *sp.* 2, 22—47; *Roth s.* 47, 4—29; *Germ.* 16, *s.* 57, 35—60.

Kvͦnich Ma . . . .
Gehaizzen . . . .
Liebev To . . . .
Daz dv tůst . . . .
Ich praech . . . .
Vater ob ich . . . .

[1] *ich bemerke, dass das zweite dem ersten vorangestellt sein sollte.*

Des mich	Nv soltv u . . . .
Ich pin de	Tohter v . . . .
Vater swes	Bearosein . . . .
Ich pin dev	Sprach auz . . . .
Nv hörem	Prûder K . . . .
Vil hoch ge	Wie sweig . . . .
Swes ich	Vnd wae . . . .
Daz wirt	Dannoch . . . .
Waistv To	Der fruh . . . .
Gelobet P	Ich wil . . . .

Bl. 1[b], *sp.* 1 (*Pal. bl.* 239[b], *sp.* 1, 11—36; *Roth s.* 48, 49—49, 74; *z.* 53—74 = *Germ.* 16, *s.* 57, 80—102).

. . . . mmer wert,	. . . . erchen,
. . . . gert,	. . . . n gezemen,
. . . . erlte phligt,	. . . . n nemen,
. . . . gesigt,	. . . . ssygewaizzen,
. . . . oltv phlegen,	. . . . zzen,
. . . . ewegen,	. . . . ern helt,
. . . . vnstaete,	. . . . n erwelt,
. . . . ete,	. . . . n leit,
. . . . nen solt,	. . . . n im geit,
. . . . minne holt,	. . . . wigt,
. . . . zer gan,	. . . . r ligt,
. . . . hab getan,	. . . . n,
. . . . chen,	. . . . mainen,

sp. 2 (*Pal. bl.* 239[b], *sp.* 2, 2—36; *Roth s.* 49, 94—*s.* 50, 119).

Swer ez danne fürpaz lenget,	Gedenchet selbe waz ez sei,
Der muz die sûnde pùzzen,	Da zwai ligent einander pei,
Den sùzzen vnd dev vil sûzzen,	Die nie ze sammen iner chamen,
Gab man an ander vngesworn,	Die beginnent eins zils ramen,
In waer lait waer ez verporn,	Daz ist so wol gesûzzet,
Ir sin gar gen einander stûnt,	Daz ez senden chumber pûzzet,
Sv taten als die gelieben tûnt,	Des dev fraw was vngewon,
Sv giengen dannen sa tze stunt,	Da chom si vngerne van,
Passygeweiz vand einen funt,	Vnd was da pei vil gerne,
Daz er nie so lieben vant,	Minne ist ein sûzzer cherne,
Wie der funt sei genant,	Der in chan rehte chewen,
An der tat wil ich verzagen,	Ane valsch mit trewen,
Vnd niht die glose dar v̂ber sagen,	Da van ein sölich schimpfen wirt,

Bl. 2^a, *sp.* 1 (*Pal. bl.* 239^b, *sp.* 2, 48—240^a, *sp.* 1, 8; *z.* 105—107 *Roth s.* 51, 138—140).

Malfer vil sûzze sprach,
Zv̊ den werden Kv̊nigen paiden,
Nv mûz ich van ev schaiden,
Vnd gebt mir paide ewrn rat,
Werder Kv̊nich Faufaserat,
Vnd dv Kv̊nich Gamelerot,
Ewre hilfe ist mir not,
Sol ich immer chômen da hin,
Dar mir der Engel Kerubyn,
Gepot pei Gotes hulde,
Mit dienst ich ez verschulde,
Vnd chvmt ez immer dar zv̊,
Ich wil hinnen morgen frû,
Vnd niht lenger wesen hie,
Got den seinen nie verlie,
Ich waiz wol daz er mich niht verlat,
Do sprach der Kv̊nich Faufaserat,
Swie dv wil daz wellen wir,
Wildu daz wir varen mit dir,
Des pistv vnuerirret gar,
Wil du fûren manich schar,
Van Rittern die sint vnuerzagt,
Dein milte hat an vns beiagt,
Den dienst den wir pringen mugen,
Swa wir dich mit warten trvgen,
So wurden vnser chrone,
An preyse in swachem lone,

sp. 2 (*Pal. bl.* 240^a, *sp.* 1, 31—53).

Daz er lebe
Daz im daz
Werde dort
Van Tetra
So pit ich d
Mein vil her
Daz dein tre
Dv weisest
Dev in Assy
Do sprach der
Er sol tv̊n sw
Vnd dar an s
Daz ist mein
Des antwur
Vater swa h
Hat gewend
Dar ist gech
Ich pin der
Lieber Tote
Chains dien
Ich var mit
Daz gar mei
Beleibet an

Bl. 2^b, *sp.* 1 (*Pal.* 240^a, *sp.* 2, 20—42).

. . . . ent
. . . . niemen
. . . . . . vf die riemen
. . . . erhawen
. . . . rawen
. . . . so wol
. . . . ben sol
. . . . nazze vil
. . . . chez spil
. . . . e
. . . . tricke
. . . . lange
. . . . gedrange
. . . . men,
. . . . me,
. . . . z erchlingen,
. . . . ringen,
. . . . n gesellen,

. . . . vellen,
. . . . esezzen,
. . . . mezzen,

. . . . hort,
. . . . wort,

sp. 2 (*Pal. bl.* 240^{b}, *sp.* 1, 5—31).

Ein groz wunder dar an geschach,
Harte iamerleichen si sprach,
Owe lieber Průder gůt,
Wie mir beswaeret den můt,
Dein vil lange hinvart,
O we mir daz ich ie wart,
Wie mich iamert deiner verte,
Ir lait was so herte,
Daz si vor vnmaht nider saich,
Vnd aller rede gar geswaich,
O we liebev Swester mein,
Wie we mir tůt deins laides pein,
Gamelerot in laide sprach,
Do er si also ligen sach,

Herev frawe mein nu sprich,
Průder du wilt tôtten mich,
Vnd wildv van mir schaiden,
Waerstv noch ein hayden,
Dv taetest niht die missetat,
Die dein leip an mir begat,
Swester ich beleibe niht,
Swaz vns paiden da van geschiht,
Da van la dein trauren ligen,
Den frawen schon wart genigen,
Da mit giench er van in dan,
In dem hof was nindert man,
Er waer arme oder reich,

Bl. 3^{a}, *sp.* 1 (*Pal. bl.* 242^{a}, *sp.* 2, 21—48; *z.* 221—232 = *Germ.* 16, *s.* 55, 1—12).

Vnd stach auf in so harte,
Daz der van Portebalearte,
Was gevallen vil nach,
Malfern wart nach im gach,
Daz er mit der stange slůch,
Die er in den handen trůch,
Manigen vngefůgen slach,
Ez wart so dicke nie chain hach,
Man môht ez mit minner slegen,
Ze dem abrelln nider legen,
Also slůch er mit der stange,
Er maht in dem gedrange,
Wil harte weite gazzen,
Der Kv̊nich wert Tachalazzen,

Vnd der Kv̊nich Gamelerot,
Die warn in vil grozzer not,
Van streiten vnder in paiden,
Der streit was vngeschaiden,
Do des Malfer wart gewar,
Do begund er vaste dar,
Mit den seinen ze rv̊rn,
Vnd die rott gar ze fůrn,
Mit vil vngefůgen straichen,
Wan des chraůtzes zaichen,
Daz er sach die christen tragen,
Ir waer vil van im erslagen,
Groz wart da daz gedrenge,
Vnd der streit vil strenge,

sp. 2 (*Pal. bl.* 242^{b}, *sp.* 1, 11—37; *Germ.* 16, *s.* 56, 31—55).

Der lach vor im maniger tot,
Nv gedaht Gamelerot,
Daz er etwenne was,

Ein hayden da van genas,
Swaz ir lebte dannoch,
Der werde Kv̊nich van Marroch[1],

[1] *diese und die folgende zeile fehlen in Meltzers bruchstück.*

ıde vaste gaben her,
'as der Kvnich Malfer,
›rach la mich erwerben,
lie niht verderben,
ıoch sint hie lebende,
ich pin dir gebende,
dein leip niht wil enbern,
wil ich allez dich gewern,
laz dv mich beschaiden můst,
elbem sinne dv ez tůst,
ıag ich dir vil lieber Tote,

Da waiz ich wol daz si van gote,
Und alle menschen worden sint,
Swie doch ist ein vnderbint,
Vnder hayden iuden vnd christen,
Ob dev zwai leben wisten,
Wie sůzze leben christen ist,
Si gelaubten alle gern an christ,
Tôte la mich versůchen,
Ob der Kvnich des chvnn gerůchen,
Daz er sich welle tauffen lan,

Bl. 3^{b}, *sp.* 1 (*Pal. bl.* 242^{b}, *sp.* 1, 56 — *sp.* 2, 26; *Germ.* 16, , 74—91).

. . . . hat gephlegen
ır ist chainer tot gelegen,
merchet all geleiche,
›rme vnd der reiche,
ıaizzen Sarrazzeine,
wol Got hat die seine,
lem tode hat behůt,
r liep vnd duucht ev gůt,
at ein ende dirre streit,
wal an ev selber leit,
ir tot sein oder genesen,
nůz daz aine schiere wesen,
:h van Marroch deinev wort,
ich vil gerne gehort,
st getailt zwai spil,

Der ich daz waeger nemen wil,
Ich wil so lôsen mein leben,
Daz ich wil Malfern geben,
Aigenleichen meinev lant,
Vnd wider enphahen van seiner hant,
Ich waene herr des ist genůch,
Nie chainen mach ich im erslůch,
Noch raubte noch enprande,
In chainem seinem lande,
Vnd pin doch hie zv̂ gedigen,
Man siht hie manigen toten ligen,
Vnd dannoch mer der wunden,
Nv wil ich den gesunden,

sp. 2 (*Pal. bl.* 242^{b}, *sp.* 2, 44 — *bl.* 243^{a}, *sp.* 1, 15).

lenger er die gab behielt,
als ich waene drei tag,
ıbe mir waz ich dir sag,
eleichet niht seiner milte,
der gabe niht bevilte,
dem vogte van Baldach,
:hain gab so hoch gewach,
gen Faufaserat,
paider lant er hat,
ichez in seiner hant,

Als mir der tauf so wart bechant,
Do gab er mir ze lone,
Mit alle lant vnd chrone,
Dev het der Kvnich Faufaserat,
Der gehaizzen ist der Attmerat,
Daz ist der Kvnich Terramer,
Dem gab er dannoch lande mer,
Dann mir sein milte taete,
Sein hertz daz ist so staete,
Daz sein vil wol gerainter můt,

An dir nimmer misse tůt,
Var mit gůtem willen dan,
Nv chomen die gepreysten man,
Paide da hin da Malfer,

Svnt in streitleicher ger,
Er enweste vmbe waz,
Nv was Kvnich Tachalaz,
Herre habt her ewer hant,

Bl. 4^{a}, *sp.* 1 (*Pal. bl.* 243^{a}, *sp.* 1, 35 — *sp.* 2, 4).

Sage lieber saelich man,
Ob deins hertzen sin dir gar,
Daz dir niht chan versmahen,
Dv růchest van mir enphahen,
Wider deiner lande gůt,
Swaz ir mir herr genaden tůt,
Van ev mich des genůget,
Ez hat sich also gefůget,
Daz ich ew trewe laisten můz,
Vnd dienen vmb ewr hulde grůz,
Vnd wil mich nimmer des geschamen,
Ir habt zwen hohe namen,
Van gůte der ere,

Der aine Kvnich Terramere,
Der gehaizzen ist der Atmerat,
Der ander Kvnich Faufaserat,
Wes wir zwen engulten,
Daz wir vngenad da dulten,
Ich vnd der Kvnich van Marroch,
Daz ist dir verporgen noch,
Ewr Ane Terramer,
Der hat vil hertzen ser,
Gefůget her der christenhait,
Daz ist ev ze rehte lait,
Da mit wil ich sweigen,
Vnd ewrn hulden neigen,

sp. 2 (*Pal. bl.* 243^{a}, *sp.* 2, 24—49).

Des waiz ich niht man zoch im mite,
Wol dreizzich harte starchev Rosz,
Vber *berge* [1] vnd vber mos,
Giench er da pei vil dicke,
Wie sich sein vart nu schicke,
Daz werdent sůzzev maere,
Sein hertzen gerndev swaere,
Begund in sere twingen,
Wan daz in liebes gedingen,
An sendem můt enthabte,
Vnd *im* [2] daz hertze labte,
So waer er chomen in grozzev not,

Do sprach der Kvnich Gamelerot,
Herre ir soltet fragen,
Vnd niht ev des lan vertragen,
Den Kvnich hie van dem lande,
War ewr vart sich wande,
Daz waer an eile vns gewin,
Er sprach der engel Chervbin,
Der chan wol weisen vns die wege,
Got hat vns in seiner phlege,
Daz vns vil chlaine wirret,
Ich pin des vnuerirret,
Ich chvm mit seiner helfe dar,
Daz ich nimmer irr gevar,
Do sprach der Kvnich Tachalaz,

Bl. 4^{b}, *sp.* 1 (*Pal. bl.* 243^{b}, *sp.* 1, 13—38).

Vnd aller meiner saelden trost,
Ich pin laides vnerlost,

Mich entröste dev werde raine,
Die ich mit trewen maine,

[1] *verwischt.*
[2] *loch im pergament.*

Dev haizzet Pentesyleye,
Dev sûzze valsches vreie,
Swenn die sol mein auge sehen,
So chan mir lieber niht geschehen,
Wer hat ev van der schônen magt,
Lieber herre mein nu sagt,
Ir schône der geleichet niht,
Swie vil man sei pei frawen siht,
Die doch vil wol geschônet sint;
So dunchet gar ir schône plint,
Man sihet sei als gerne,
Als den liehten tag sterne,
Die wahter die da friuset,
Niement sei ze frevnt verliuset,
Ahey waz si fraûden phligt,
Ir schôn für alle schône wigt,
Die weihes pilde ie getrûch,
Ich waen des lobes sei genûch,
Ich darf sei niht loben mer,
Si hat vil lop vnd er.
 WIzze Kvnich Tachalaz,
Ich gehort nie weip geloben paz,

sp. 2 (*Pal. bl.* 243ᵇ, *sp.* 2, 2—26).

Da wirt ev van erst erchant,
Waz ist angestleicher streit,
Nie chain man pei seiner zeit,
Herter streit nie gestrait,
Dann der Kvnich Befamarait,
Er waltet grozzer sterche,
Ez get seins landes gemerche,
Reht piz her an den phlvm,
Er hat gemachet manigen rûm,
Swa er in gedrenge was,
Kain munt van Ritter nie gelas,
Der waere paz gepreyset,
Sein hertz in dar an weiset,
Daz er genaden gert an weip,
Ich waiz chains Ritters leip,
Der enphangen hab so hohen lon,
Der Kvnich von Satragon,
Ab garen minne erwarp,
Der leip nach seiner minn erstarp[2],
Daz er so churtz pei ir belaip,
Daz schaiden si van dem leben traip,
Chain weip chan nv so werben,
Daz si van laid iht sterben,
In sint dev hertz erstainet,
Swie vil der leip gewainet,
So wil daz hertze doch genesen,

QUELLENSTUDIEN ZUR MITTELHOCHDEUTSCHEN SPIELMANNSDICHTUNG.

II ZUM ORTNIT.

Die oberdeutsche sage von Ortnit liegt uns in drei fassungen vor: im mhd. Ortnit und Wolfdietrich, in Dietrichs flucht von 2109—2294[3] und in einer der drei Hertnidsagen der Thidrekssaga c. 417 ff. die erste fassung fällt nach Müllenhoff in die jj. 1225/26, die zweite wird um 1300, die nordische erzählung

[1] *diese zeile fehlt in der Heidelb. hs.*
[2] *diese und die folgende zeile sind in der Heidelb. hs. umgestellt.*
[3] DHB III s. 3 ff. II s. 89 ff.

in die mitte des 13 jhs. gesetzt. den geeignetsten ausgangspunct zur weiteren untersuchung ihres inhalts gewährt die älteste und am reichsten entfaltete überlieferung, aus der ich zunächst den kern der fabel, die brautfahrt k. Ortnits, heraushebe, um darnach ihre ausschmückung ins auge zu fassen.

1. Der kern der fabel: der dichter des Ortnit beginnt mit der versicherung, in der stadt Suders (dh. Tyrus [1]) sei ein von den heiden aus bosheit vergrabenes buch aufgefunden, das vom königreich Lamparten singe. in Lamparten wuchs der gewaltige könig Ortnit heran, bis ihm seine edlen rieten, eine frau zu nehmen, und zwar die tochter des mohrenkönigs Machorel, der, in Muntabur geboren, die krone in Jerusalem trage und dessen hauptstadt Suders in Syrien sei. freilich jeder werber habe bis dahin sein leben verloren, schon seien 72 häupter zu Muntabur auf die zinnen gesteckt. denn der vater hoffe auf den baldigen tot seiner gemahlin, um dann selbst seine tochter zum weibe zu nehmen. nachdem Ortnit dies gehört, trifft er umfassende rüstungen zur heerfahrt und gewinnt auch den beistand des von ihm bezwungenen zauberkundigen zwerges Alberich, der sich als seinen vater zu erkennen gibt. diesem ist der könig von Muntabur samt der umgegend der burg schon bekannt (str. 123. 266). unter dem vorgeben, sie seien kaufleute, fahren die christen in den hafen von Suders und erobern die stadt, während Alberich nach Muntabur eilt, um bei Machorel seine werbung anzubringen. Machorel ist aufs tiefste empört, aber da der zwerg sich unsichtbar zu machen weifs, kann er ihm nichts anhaben, so dreist er auch aus nächster nähe von ihm verhöhnt wird. Alberich kehrt zu seinem herrn zurück, um ihn nun zum sturm auf die burg Muntabur aufzufordern, der aber scheitert. denn die aus dem tore mutig den christen entgegenrückenden heiden werden zwar zurückgedrängt, lassen aber ihre feinde, die schwere verluste erleiden, nicht in die burg hinein. doch gelingt es dem listigen zwerg, die jungfrau zu bewegen, durch ihn dem könig Ortnit ihren ring als zeichen des eheversprechens zu übermitteln. nun bläst Ortnit zum rückzug, Alberich lockt die jungfrau aus der burg, sein herr entführt sie trotz der verfolgung der heiden

[1] Tyrus, das im mhd. *Surs* oder *Suders* hiefs, wie DHB III s. XXX nachgewiesen ist, wird schon in den Schlettstädter glossen (Zs. 5, 368) *Sûris* genannt. *Sûr* ist die arabische bezeichnung.

glücklich nach Suders. nach ihrer taufe macht er sie auf der heimfahrt zu seinem weibe. der schluss der fabel wird weiter unten betrachtet werden.

Ortnits meerfahrt gegen Muntabur spiegelt einige der wichtigsten begebenheiten des kreuzzugs königs Andreas von Ungarn im j. 1217 wider, an dem viele Österreicher, Baiern und auch die landsleute des Ortnitdichters, die Tiroler, teilnahmen. sie berannten das von Malek-al-Adel (Machorel), dem sultan von Syrien und Aegypten, 1212 gebaute und 1218 schon wider geschleifte schloss auf dem berge Tabor vergeblich, bei der kräftigen gegenwehr der aus dem tor hervordringenden Saracenen. diese und einige andere übereinstimmungen der geschichte mit der dichtung haben Müllenhoff und Amelung eingehend dargelegt[1]. erinnert man sich meiner Orendeluntersuchung (Zs. 37, 348), so ergibt sich, dass jener bruder Saladins, Malek-al-Adel, ein vierteljahrhundert früher auf die ältere spielmannsdichtung einwürkte in ähnlicher weise wie darnach auf die jüngere des Ortnit; aber noch ein anderes bisher übersehenes historisches datum müssen wir erwähnen, weil aus ihm der einfall der einmischung des zwerges Alberich entsprungen zu sein scheint. von den abendländischen darstellern dieses kreuzzugs schildert nämlich Oliverius scholasticus, ein kölnischer domherr, der einer der eifrigsten kreuzprediger in Westfalen und Friesland war und im j. 1218 selber mit nach Damiette fuhr[2], die belagerung des berges Tabor am genauesten, und zwar so, dass deren grundzüge mit der im Ortnit dargestellten im wesentlichen übereinstimmen: nur rücken die belagerer nicht von Tyrus, sondern von Ptolemais (Accon) heran. nach Oliverius[3] taucht nun bei dieser belagerung ein durch seinen kleinen wuchs auffälliger Saracene, 'parvus Sarracenus', auf, der zu den christen überläuft und dieselbe rolle übernimmt, wie der zwerg Alberich. ortskundig wie dieser verrät auch er den christen, dass die festung trotz der steilheit des berges nicht uneinnehmbar sei. aber auch hier mislingt der sturm. dies fremde männchen, das auf den gang des kreuzzugs vom

[1] DHB III s. XXVIII ff.

[2] Wilken Gesch. d. kreuzzüge VI 98 ff. 178; Wattenbach Deutschlands geschichtsquellen II[5] 407.

[3] Oliver. scholast. Hist. Damiatina c. 2; vgl. Wilken Gesch. d. kreuzzüge VI 149.

j. 1217 einen nicht ganz unbedeutenden einfluss gewann, bewog, wie es scheint, den Ortnitdichter dazu, es mit frischem humor in den sagenhaften zwerg Alberich zu verwandeln, der ja auch in seinem gedicht für einen alten bekannten des sultans gilt. im übrigen bildete er ihn zum grösten teil dem französischen Aubron, dh. dem romanisierten Alberich, wie er im Huon von Bordeaux dargestellt ist, und nur zum kleineren teil dem altdeutschen Alberich nach, der denn auch im Ortnit, zum unterschiede von Aubron, kostbare waffen zu schmieden versteht und der vater des hauptbelden ist[1]. die scene, wo der zwerg Alberich, bevor er den helden nach Muntabur führt, den eine jungfrau behütenden heiden trifft, wie er vor der gruft sich kühlt, erinnert an die bemerkung des liedes vom Hürnen Seyfried str. 137 (Golther), mit der es das erscheinen des vom zwerge Euglein (= Alberich) unterstützten helden vor dem drachenstein begleitet: der eine jungfrau behütende drache kühlt sich vor dem loch. so erklärt sich die ansprechendste figur des ganzen gedichts.

Auch die quelle einiger anderer poetischer hauptmotive, die jene historischen grundzüge durchsetzen, ist bisher noch nicht erkannt worden, obwol gleich die erste strophe, nach der k. Ortnits geschichte in einem von den heiden zu Tyrus vergrabenen buche gefunden worden sein soll, auf die spur führt. denn Tyrus war nicht nur der hauptschauplatz (Zs. 37, 321), sondern auch der aufbewahrungsort der hellenistischen romane. nicht nur Dictys Cretensis sollte nach dem prolog mit seinem wol dem 1 jh. n. Chr. anhörigen 'Bellum trojanum' hier begraben worden sein, das dann zu Neros zeit bei einem erdbeben wider zum vorschein gekommen sei, sondern auch der roman des Antonios Diogenes von Dinias und Derkyllis war dem helden desselben zu Tyrus mit ins grab gelegt und nach der einnahme der stadt durch Alexander wider entdeckt worden. Apollonius von Tyrus aber liefs ein exemplar seiner berühmten historia im Dianentempel zu Ephesus, ein anderes in seiner bibliothek, also widerum zu Tyrus, aufbewahren[2]. solche schwindelei ahmten nun die dichter des ma.s gern nach. widerholt

[1] DHB III s. XXI; Lindner Die beziehungen des Ortnit zu Huon de Bordeaux. Rostock. inaug.-diss. 1872. dass der Huon auch den h. Ernst beeinflusste, vermutete richtig schon JGrimm Zs. 7, 298

[2] DHB IV s. 239; Rhode Griech. roman s. 258. 271. 282; Hist. Apoll. regis Tyri rec. Riese c. 51.

berufen sich die französischen epiker auf geschichten, die im münster von Mont Laon oder von Saint Denis liegen sollten [1], und so will nun auch unser dichter seine geschichte vom könig Ortnit aus einem zu Suders dh. Tyrus von heiden vergrabenen und wider gefundenen buche genommen haben str. 1. 2.

Aber in diesem falle hat doch die wunderliche berufung einen tieferen sinn, als in den meisten andern. denn in der tat hat er die in Tyrus angeblich aufbewahrte Historia Apollonii regis Tyri dazu benutzt, um durch sie wie durch die kreuzzugsgeschichte die alte Ortnitsage umzugestalten. wenn aber der Orendel den ersten teil des Apolloniusromans, der von blutschande zwischen vater und tochter handelt, gleich dem Jourdain und dem griechischen märchen hinter eine anders motivierte vorgeschichte zurückdrängt, dagegen den zweiten und dritten teil desselben zur grundlage macht (Zs. 37, 339), so scheut der Ortnit nicht vor jenem furchtbaren motiv des ersten teils zurück, das schon früher das rheinische gedicht vom hl. Albanus (Lachmann Kl. schr. I 523 ff) in legendarischer form mit grausamem ernst behandelt hatte.

In der vorgeschichte nämlich tut der verwitwete könig Antiochus von Antiochien seiner eignen schönen tochter gewalt an und, um sich ihren besitz zu sichern und die werbung ihrer freier zu vereiteln, gibt er ihnen rätsel auf, deren lösung ihnen die hand seiner tochter verschafft, deren nichtlösung aber ihnen den hals kostet. obgleich die zinnen des schlosstores bereits mit den häuptern der unglücklichen werber besteckt sind, versucht der reiche und kluge Tyrier Apollonius [2] dennoch sein glück und deutet kühn in seiner lösung dem könige an, dass er den furchtbaren sinn des rätsels, das die blutschande des vaters verhüllt, wol durchschaut habe. der rachsucht des königs entrinnt er nach Tyrus, aber auch hier stellt dieser ihm nach dem leben. so flüchtet er nach Tarsus und, da er sich auch hier bedroht fühlt, nach der cyrenäischen Pentapolis, an deren küste er schiffbruch leidet. damit beginnt die eigentliche, im Orendel aufgenommene fabel. —

[1] Amis et Amiles hg. von KHofmann s. LXII.

[2] Hofmann aao. s. 418 verweist auf Wilhelms von Tyrus Hist. XIII c. 1, der als die berühmtesten Tyrier hintereinander aufzählt Hiram, den miterbauer des Salomonischen tempels, den durch seine geschichte bekannten Apollonius und Abdaimons sohn Abdimus, der die von Salomon an Hiram geschickten rätsel zuerst gelöst habe, vgl. Fl. Joseph. Antiq. VIII c. 5.

das packende rätselmotiv hat unser dichter fallen lassen aber auch Ortnit begehrt eine prinzessin, die von ihrem vater, einem syrischen könig, verbrecherisch geliebt wird, auch er wagt sich werbend in dessen nähe auf die gefahr hin, dass sein kopf zu den bereits von den zinnen herabblickenden häuptern seiner unglücklichen vorgänger gesteckt werde, und muss dann, freilich mit glücklicherem erfolg, vor dem rachsüchtigen könige fliehen wie Apollonius. die züge des alten syrischen königs Antiochus sind von ihm aus dem Apollonius auf den syrischen sultan Malek-al-Adel übertragen worden, und es stellt sich nun das merkwürdige ergebnis heraus, dass der spielmännische dichter des Orendel am ende des 12 jhs. diesen bruder Saladins zum sündenbock für die vergehen der unschuldsbedränger, die im 3 teil des Apollonius auftreten, und derjenige des Ortnit ihn ein menschenalter später sogar zum sündenbock für die blutschande des königs Antiochus macht, der im 1 teil des Apollonius eine hauptperson ist. dies ergebnis macht wahrscheinlich, dass die altgermanische sage kaum mehr als den namen des haupthelden und einiger genossen, sowie das gewöhnliche motiv einer gefahrvollen brautfahrt beigesteuert hat, während die geschichte des kreuzzugs von 1217, die daraus entsprungene einflechtung des hier mehr fremden als heimischen zwerges Alberich und der erste teil des Apolloniusromans dem kümmerlichen alten sagenstoff das eigenartige gepräge verliehen. doch ist mit dem bisherigen quellennachweis

2. die weitere ausschmückung der fabel, die doch so viele auffällige züge darbietet, noch nicht erklärt. auch diese verdanken wir zum teil historischen anspielungen auf eine dem kreuzzug von 1217 folgende wie vorangehnde zeit.

Schon Müllenhoff meinte, die vermutung liege doch zu nahe, dass des kaisers Friedrich II vermählung mit der jungen königin Isabella (Jolantha) von Jerusalem am 9 nov. 1225 für den dichter der anlass gewesen sei, die erneuerung der alten fabel von könig Ortnits brautfahrt zu versuchen. weil nun im frühjahr 1226, wo Friedrichs ohnmacht in Oberitalien den lombardischen städten gegenüber offenbar wurde, am wenigsten ein Tiroler gesungen haben könnte, dass alle vom gebirge bis zum meer den könig fürchteten und ihm zins brächten (str. 4), so falle das gedicht etwa in die scheide der jahre 1225/26. jene hochzeit halte auch ich für eine wichtige anregung des dichters, aber ich füge mehrere

ereignisse der nächsten fünf jahre des fridericianischen regiments hinzu, die der dichter gleichfalls in seinem Ortnit angedeutet hat. auch die kreuzzugsunternehmungen der jahre 1227 und 1228/29 schweben ihm vor. er entwirft nicht so sehr 'ein ideales bild von einem einheitlichen königreich Italien, wie es Friedrich II nach seiner rückkehr aus Deutschland in den zwanziger jahren des 13 jhs. herzustellen suchte und in gewisser weise auch nach damaligen begriffen bis 1226 zu stande brachte'[1], als vielmehr eine knabenhafte, höchst verschwommene und bunt zusammengeflickte skizze dieses königreichs aus der zweiten hälfte der zwanziger jahre, als es namentlich durch die langen vorbereitungen und die endliche ausführung des kreuzzugs 1228/29 immer tiefer in schwere innere streitigkeiten hineingerissen wurde. erst bei dieser annahme verstehn wir, warum Ortnit ganz abweichend von den kreuzfahrern des j. 1217 nicht über land, sondern zu wasser von Italien nach dem heiligen land zieht, zuvor allerlei schwierigkeiten daheim zu überwinden hat und seine fahrt wegen eines bösen segelwindes auf ein jahr verschieben muss. freilich nimmt sich die zustutzung der fabel des gedichts fast wie eine parodie der furchtbar ernsten geschichte dieser zeit aus.

Auf dem stattlichen congress zu Ferentino im j. 1223, der vom kaiser und papst, vielen deutschen, italienischen und morgenländischen grofsen und römischen cardinälen besucht war, gelobte kaiser Friedrich II eine kreuzfahrt für das j. 1225 und genehmigte auch den vorschlag dieser herren, unter denen namentlich Hermann von Salza als des kaisers vertrautester ratgeber hervorgehoben wird, Isabella, das einzige kind Johanns von Brienne, die jugendliche erbin Jerusalems, zu heiraten. Friedrich war damals nahe daran, den letzten rest von widerstand in seinem königreiche Sicilien niederzuwerfen, und mit dem papst und den lombardischen städten hatte er damals noch nicht gebrochen[2]. — so herscht Ortnit über alle länder 'ze Walhen' vom gebirge bis ans meer, in Lamparten, Brissen (Brescia), Berne (Verona), Garte (Garda), Rome und Lateran str. 3—6, Tuscan 36, Troye (Troja in Apulien) 39, Cecilje 41, Nutschir (Luceria) und Bonavente 48. ihm raten seine edelen, allen voran der nach Ortnit 'teuerste' mann,

[1] DHB III s. XXV.

[2] Jahrbücher der deutschen geschichte: Winkelmann Kaiser Friedrich II I 140—206, besonders 197.

Yljas von Riuzen, ein weib zu nehmen, die tochter des königs von Jerusalem str. 7. 11 ff. dessen hauptstadt ist Suders (Tyrus) str. 14.

Im j. 1225 schickte Friedrich II eine flotte nach Accon, um Isabella abzuholen. diese wird hier dem kaiser angetraut, indem ihr dessen vertreter den ring an den finger steckt, und in Tyrus als königin von Jerusalem gekrönt. die würkliche hochzeit findet im november desselben jahres in Brindisi statt[1]. — Ortnit entführt die tochter des königs von Jerusalem nach Suders str. 480, unterwegs wird sie getauft str. 481. Ortnit *hêt ouch mit der frouwen ûf Garte hôchzît* str. 483.

Aber der dichter wirrt nicht nur den kreuzzug von 1217 und die heimholung der Isabella 1225 durcheinander, sondern er mischt nun auch noch die ereignisse des kreuzzugsunternehmens Friedrichs II ein, das bekanntlich aus zwei hauptacten bestand. Friedrich schwur 1225 zu San Germano in gegenwart mehrerer deutscher fürsten und sicilischer grofsen und liefs Rainald von Spoleto in seine seele schwören, dass er im august 1227 mit 1000 rittern, 100 transportschiffen und 50 galeeren eine zweijährige heerfahrt nach dem heiligen lande unternehmen, auch schiffe für andere ritter und ihre leute stellen und 100000 unzen gold beisteuern würde. Rainald von Spoleto, der schon 1224 zum kaiserlichen legaten in Tuscien ernannt worden war, wurde vom kaiser beim beginn des kreuzzugs 1228 als reichsverweser, der auch für die kaiserliche familie zu sorgen hatte, eingesetzt[2]. — Ortnit verspricht 30000 helden über die see zu führen; ja wenn er 100000 findet, so will er ihnen sold geben str. 44. 50. mit speise- und weinbeladenen schiffen versorgt ihn Sicilien str. 41. er befiehlt dem markgrafen Helmnot von Tuscan leute und land, insbesondere auch seine mutter str. 36 ff.

Aber ehe der kaiser seine fahrt antrat, erneuerte sich im j. 1226 die liga der lombardischen städte, die von einer beihilfe zum kreuzzug nichts wissen wollten, endlich 400 ritter zusagten, um auch nicht einmal dies versprechen zu halten, und sogar im j. 1228 die durch ihr gebiet ziehenden deutschen kreuzfahrer plünderten[3]. — so wollen auch die oberitalienischen grofsen Or[illegible] der burggraf Engelwan von Garte und sein bruder Hel[illegible]

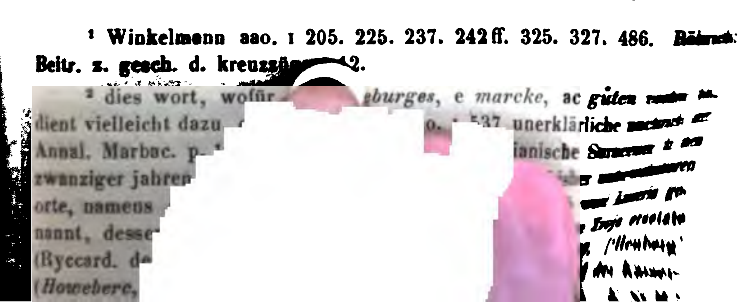
[1] Winkelmann aao. I 242 ff.
[2] aao. I 254 vgl. 303. 307. Wilken Ges[illegible]
[3] Winkelmann aao. 267 ff. 312. 321[illegible]

Ortnits unternehmen anfangs nichts hören, bis sie sich doch zur beihilfe verstehn str. 30 ff.

Der eifrigste helfer Friedrichs war der deutschordensmeister Hermann von Salza, der inzwischen 1226 die schenkung des Kulmer landes und die bestätigung alles dessen erhalten hatte, was der orden in Preufsen erobern werde. er gewann den landgrafen Ludwig von Thüringen für den kreuzzug, nahm für Friedrich 700 ritter in sold und, gelockt durch des kaisers verheifsung freier überfahrt, strömten gewaltige scharen im j. 1227 über die Alpen. Friedrich traf am 3 aug. zu kurzer rast mit den Deutschen Ludwigs von Thüringen in Troja, wo er öfter verweilte, zusammen[1]. — der eifrigste helfer Ortnits ist Yljas von Riuzen, der ihm helfen will, so gut wie möglich. dafür will Friedrich mit ihm silber und gold teilen und ihm sein königreich mehren str. 23. 24. 29. jener führt ihm 5000 ritter zu str. 28. 46 und wird zum väterlichen ratgeber von Ortnit erhoben str. 54. 55. um gut und gabe sah man da viele herankommen, um ihr leben zu wagen str. 50. 51. auch der herzog Gerwart von Troye stellt sich und 5000 helden zur verfügung, ihm wird aber geboten, daheim des 'hergebirges'[2] zu pflegen.

Nun wurde das versammelte kreuzfahrerheer in Brindisi durch eine 'corruptela aëris', wie die gleichzeitigen geschichtsquellen es bezeichnen, heimgesucht, ein grofses sterben folgte, der kaiser selber wurde von der seuche erfasst und verschob deshalb auf den rat Hermanns von Salza und einiger hoher geistlicher seine abfahrt auf den mai des nächsten jahres 1228. Hermann von Salza aber segelte ab, während daheim Rainald von Spoleto den kaiser gegen Gregor IX, der diesen in den bann tat, verteidigte[3]. — als

[1] Winkelmann aao. I 205. 225. 237. 242 ff. 325. 327. 486. Röhricht Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge ... 2.



Ortnits heer sich in Unteritalien versammelt hat, rät Yljas von Riuzen dem könig von der fahrt wegen des 'bösen segelwindes' ab, und sie wird in der tat auf den mai des nächsten jahres verschoben str. 56. 57. diese überraschende übereinstimmung wird durch die verwandlung der bösen luft in einen bösen segelwind und auch dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt, dass Hermann von Salza seinem herrn voranfährt, während Yljas von Riuzen bei ihm daheim bleibt.

Trotz dem widerwillen der Lombarden sticht Friedrich mit seiner flotte im nächsten jahre von Brindisi und Otranto in see und landet in Tyrus. er zeichnet sich während des krieges durch seine milde gegen die Saracenen aus. sein stärkster bundesgenosse ist auch hier wider der treffliche deutschmeister Hermann von Salza, der auch das mit dem sultan vereinbarte friedenswerk eifrig unterstützt, nach der selbstkrönung Friedrichs in der kirche des heiligen grabes das verfahren des gebannten kaisers rechtfertigt und zur befestigung Jerusalems auffordert. dann kehrt er mit ihm im mai 1229 nach Italien zurück[1]. — nachdem Ortnit einen kampf mit einem lombardischen burggrafen bestanden hat str. 201 ff, fährt er im nächsten jahr von Messina nach Tyrus str. 214 ff. er erbarmt sich der heidenfrauen, die Yljas von Riûzen tötet 329 ff. dieser aber ist im übrigen auch hier widerum sein tapferster und tätigster genosse, der nach der gewinnung der königstochter von Jerusalem mit ihm nach Italien heimkehrt.

Nachdem Friedrich das beilager mit Isabella vollzogen und tags darauf ihren vater, Johann von Brienne, aufgefordert hatte, auf das königreich Jerusalem zu verzichten, geriet dieser aufser sich und war seitdem seines schwiegersohns schlimmster feind. während dessen abwesenheit im heiligen lande rächte er sich durch einfälle ins königreich Sicilien in den jj. 1228/29, und schon wurde der kaiser tot gesagt, um die verwirrung zu steigern. nach seiner siegreichen rückkehr aber erneuerten die Lombarden im j. 1231, also 6 jahre nach seiner vermählung, ihren bund, 'schlangen und muränen gleich' entzogen sie sich seinen griffen, und ganz Oberitalien wurde viele jahre lang durch kriege verheert[2]. — Ortnits schwiegervater, der könig von Jerusalem, rast, als er hört,

[1] Wilken aao. VI 450. 486 ff. 497. 505. Schirrmacher K. Friedrich II II 171. 175, vgl. 210. 212.

[2] Schirrmacher aao. II 92. 149. 210 ff. 272.

dass sich seine tochter mit dem fremden könig verbunden hat. im sechsten jahre nach Ortnits heirat str. 540 nötigt das unglück, das der zornige schwiegervater durch die sendung von würmern über Lampartenland gebracht hat, den könig zum todeskampf. als er tot gesagt wurde, '*dô huop sich im lande jâmer unde nôt*' str. 585. '*der liute und ouch der lande leider niemen phlac. dô zôch ir iegelîcher zuo im daz er begreif: dâ von des landes wirde und êre gar zersleif*' str. 592. dass auch hier die würklichkeit arg verzerrt ist, ist jedem sofort klar, der sich erinnert, dass einerseits Isabella schon im j. 1228 bei der geburt ihres sohnes Konrad starb, anderseits der kaiser noch bis zum j. 1250 das leben behielt. auch denke ich nicht daran, dass in den würmern der dichter die historische zwietracht der Lombardei habe symbolisch darstellen wollen, aber er scheint auch hier allerhand geschichtliche anekdötchen in die alte sage von Ortnits drachenkampf und aufserdem fremde märchenmotive eingeschmuggelt zu haben. dass der heidenkönig im Ortnit wie in Dietrichs flucht zwei oder vier würmer dem christenkönig '*ûf sînen lîp schüpfet*' str. 534, die ihn verschlingen sollen, ist wahrscheinlich ein orientalischer zug, der stark an das sicher orientalische motiv der Kudrun str. 54 ff erinnert, wonach der übele teufel einen wilden greifen in könig Sigebants reich sendet, der den jungen Hagen in seinen klauen davonträgt, wie denn auch wol statt des greifen ein wilder drache die entführung besorgt[1]. die morgenländische herkunft mögen auch saracenische seidengewebe bezeugen, welche zwei geflügelte würmer und darüber zwei tierköpfe mit aufgesperrtem rachen darstellen, deren jeder einen mann halb verschlungen hat[2]. auf das morgenland weist vielleicht auch der ganz neue zug str. 498 zurück, dass ein jäger jene untiere. in form von eiern in kostbare baumwolle und seide verpackt, samt gold und edelsteinen in Ortnits reich schafft und sie hier für eine 'Abrahamsche kröte' aus dem garten und für einen schönen elephanten, den er im gebirge aufziehen will, ausgibt str. 510 ff. der elephant und die kostbarkeiten rufen uns die gesantschaft des sultans Al-Kâmil an k. Friedrich vom j. 1228 ins gedächtnis zurück.

[1] Herzog Ernst hg. von Bartsch CLII ff. vgl. den altfranz. Otovien hg. von Vollmöller 583 ff; Kudrun hg. von Martin s. XVI.

[2] Bock Gesch. d. liturgischen gewänder des mittelalters I 175. tafel V der 2 lieferung.

sie überbrachte ihm seidene und goldene stoffe, zehn kameele, zehn arabische stuten und manche seltenheiten, darunter einen von den geschichtsschreibern ganz besonders gepriesenen elephanten [1]. die sonderbare Abrahamsche gartenkröte, die mich früher an den 'giardino d'Abraham' bei Meran erinnerte (Zs. 12, 510), wird richtiger von Amelung (DHB iv s. 260) auf den garten Abrahams bei Jerusalem bezogen, den auch der Orendel 1523 kennt. die Franzosen nannten das land Hebron 'la terre d'Abraam' [2] und im weiteren sinne auch wol das heilige land überhaupt. mehr will auch hier der Abrahamsche garten nicht besagen, aus dem der jäger des königs von Jerusalem dem könig Ortnit eine kröte zu überbringen vorgibt. die in gold und seide verpackte kröte mag aus den goldnen, in morgenländische seide gewürkten salamandern, wurm- und eidechsenartigen tieren, die als abbilder würklicher lebewesen aufgefasst wurden, sich erklären, was noch weiter unten zur sprache kommt [3].

Der gesamtüberblick über diese neue parallelenreihe versetzt uns von der weiten, durch tiefe leidenschaften bewegten bühne der fridericianischen kreuzzugsunternehmungen in die engen und viel harmloseren verhältnisse einer spielmännischen erzählung. diese schaut fast wie eine carricatur des ernsten und verhängnisvollen zeitbildes aus, das uns die historiker und die grofsen briefsteller entworfen haben, und nur eine gewisse frische der darstellung und die gut deutsche, kaisertreue gesinnung können uns etwas günstiger stimmen. die personennamen der geschichte hat

[1] Schirrmacher k. Friedrich ii ii 184. Wilken aao. vi 463. Röhricht Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge i 31. 37.

[2] Wilken aao. vi 520. Goergens und Röhricht Arabische quellenbeiträge i 292.

[3] nebenbei bemerkt, ist '*diu wîse von Amilê*', die kein christ gelernt, Horant aber '*ûf dem wilden vluote*' gehört hat und in der interpolierten Kudrunstrophe 387 vor Hilde singt, nicht ein lied von Amicus und Amelius, wie schon Haupt Engelhart s. x richtig bemerkt. sie muss auf einen fremden, morgenländischen ortsnamen deuten. Morolf singt str. 252 eine weise k. Davids, die er aber str. 256 zu Gilest bei dem lande Endian (Indien) gelernt haben will. in der zudichtung der Kudrun str. 1588 singen die besten aus Morland eine weise von Araben. Amile könnte der berg Aamileh sein, der am meer lag und mit Sidon und einem teil des landes Tiberias im j. 1240 von neuem den christen abgetreten wurde (Wilken aao. vi 601). Richard Löwenherz liefs sich vor Askalon 1191 als gast Malek-al-Adels muselmännische lieder vorsingen (Zs. xxxvii 349. Wilken aao. iv 447).

der dichter durchweg verändert, dagegen die von ihr dargebotenen orts- und landschaftsnamen durchweg beibehalten. aber ob er auch die historischen ereignisse und deren träger stark verschiebt und mit andern umrissen, farben und beweggründen ausstattet, dennoch ist der zusammenhang des gedichts, soweit er nicht durch die alte sage, neue mären und die berücksichtigung des kreuzzugs vom j. 1217 verdunkelt und unterbrochen wird, mit der geschichte kaiser Friedrichs II nicht zu verkennen. so vereinigt denn Ortnit von Lamparten die rolle des belagerers vom berge Tabor im j. 1217 und die des kreuzfahrenden herrn von Italien, kaiser Friedrichs aus den jj. 1225—31 in sich. beide gewinnen sie die einzige tochter des königs von Jerusalem zur gemahlin, beiden leisten die Lombarden nur widerwillig ihre hilfe, beide reizen durch verheifsung hohen soldes zum zuzug, beide weilen vor antritt der fahrt in Troja, beide werden unerwartet durch böse witterung genötigt, dieselbe aufzuschieben, und zwar beide auf den mai des nächsten jahres, beide zeichnen sich drüben im heiligen lande durch ihre milde gegen die Saracenen aus, beide werden nach der vermählung vom erzürnten schwiegervater im eignen lande mit nachstellung und innerem zwist bedroht, beide gerade 6 jahre nach ihrer vermählung widerum in lombardische händel verstrickt. dazu überlassen beide bei ihrem abschied die sorge für reich und haus dem fürsten von Tuscien, beiden steht noch auffälliger ein hervorragender mann als ratgeber zur seite, zu dem der ursprünglich russische held Ilija von Murom, der am ende des 11 jhs. in die deutsche sage verpflanzt war (vgl. Zs. 12, 353 ff), den namen, der deutschordensmeister Hermann von Salza aber mehrere wichtige züge geliehen hat. denn es kann kein zufall sein, dass Yljas von Riuzen seinem herrn den vorschlag macht, die tochter des königs von Jerusalem zu heiraten, dass ihm der herr sein reich vergröfsert, dass er ihm rät, wegen der bösen witterung von der fahrt nach dem heiligen land abzulassen, dass er der eifrigste und erfolgreichste mitkämpfer seines herrn dort ist, alles genau so wie Hermann von Salza. bewahrt nun demnach der Ortnit würklich ein spiegelbild, wenn auch ein noch so verzerrtes, von diesen personen, verhältnissen und begebenheiten, so ist er nicht im j. 1225/26, sondern mindestens 5 jahre später, nicht vor dem j. 1231, entstanden, in welchem die Lombarden von neuem das kaiserliche regiment so schwer schädigten.

Auf eines der dreifsiger jahre drängt uns nun aber noch eine bisher übergangene persönlichkeit des gedichtes hin, die sich durch ihren heidenglauben von allen übrigen genossen des königlichen haupthelden, aber auch dadurch unterscheidet, dass sie, wie sich gleich zeigen wird, ihren historischen namen in die dichtung hinüber gerettet hat. als Ortnit seine 'schargenossen' zur reise nach Syrien auffordert, wird unter ihnen einer, namens Zacharis, folgendermafsen geschildert:

41 *Dô sprach der von Cecilje, der heiden Zacharîs*
'ich sitze in dîme gedinge, du bist mîn oberstez rîs.
des du ander liute vlêgest, daz tuon ich ungebeten.
ich wil dich hôhe stiuren, swenn du ûf den sê wilt treten.

42 *Swenne du wilt fliezen ûf den sê vome staden,*
ich wil dir zwelf kiele vol rîcher spîse laden
und mit dem besten wîne, den man künegen ie getruoc.
nu sitz ûf swenn du wellest, ich gibe dir driu jâr genuoc.

43 *Ich wil dich hôhe stiuren, rîcher künec Ortnît:*
zweinzic tûsent helden phelle und samît,
rîchiu tuoch von golde wol gewefelt und geweben,
des wil ich dir den vollen und zweinzic tûsent helden geben'....

65 *Dô sprach der wîse heiden 'wâ möhte ez anders sîn,*
dâ er die kiele funde, ezn geschehe in Messîn,
in mînem künicrîche und in mîner besten habe,
dâ alle marnaere sitzent ûf unt abe?'

66 *Dô sprach der Pülleschaere 'nu lâz mich, hèrre, varn,*
sol ich dîne kiele berihten und ouch dar zuo bewarn,
daz du si alsô vindest, als ich gelobet hân'.
dô sprach der Lamparte 'wie wol ich dir des gan'.

nach str. 215ff fährt der Lamparte di. Ortnit mit den schiffen des heiden aus Messina ab.

vor Muntabûr lagert sein heer:

363 *dô dactens über anger manec hèrlîch gezelt,*

364 *Als imz der rîche heiden ze Messîn het gegeben.*
der wâren zwei von golde gestricket und geweben.
swenn man diu zerbreite, ir dach den schaten truoc,
daz hundert ritter hêten dar under rûms genuoc.

365 *Von helfenbeine stangen lûter als ein spiegelglas.*
daz an der stangen orte der knoph der hütten was,

dâ was in gesenket ein karfunkelstein,
der in den palas (?)[1] *reht als ein kerze schein.*

ndlich wird str. 482 bemerkt, dass Ortnit in neunzehn tagen von uders nach Messina zurückkehrte, wo ihn dieser heide gottwillommen hiefs.

Dies auffällige bundes- und freundschaftsverhältnis des christichen königs Ortnit zu einem über Sicilien und Apulien herchenden heidnischen fürsten scheint auf den ersten blick aller istorischen glaubwürdigkeit zu widersprechen. aber auch dieses st aus den damaligen zuständen wol begreiflich. seit dem j. 1206 atten sich die Saracenen wider zu herren des inneren Siciliens emacht, und es gelang kaiser Friedrich II erst nach mehreren egen ihre bergfesten unternommenen feldzügen in den jahren 222—1225 sie dauernd zu unterwerfen[2]. er verpflanzte viele on der insel nach dem festland, insbesondere nach Luceria und irofalco in Apulien, wo sie waffen und teppiche arbeiteten und len acker bestellten, gegen eine kopfsteuer in ihrem muhamedaischen glauben ungestört[3]. der name Apulien umfasste damals uch wol die insel Sicilien, und gerade Messina, das der dichter len besten hafen des Zacharis, des heiden von Cecilje oder des 'ülleschaere nennt, heifst im 13 jh. auch einmal eine civitas puliae, der junge sicilianische k. Friedrich in vielen deutschen nd besonders romanischen quellen das 'kind von Apulien'[4]. iese heiden von Sicilien und Apulien standen unter des kaisers esonderem schutz, und er schuf sich später eine leibwache aus hnen. ein in Sicilien geborener Araber unterrichtete ihn in der ialektik und befand sich mit andern Muhamedanern auch wähend seines kreuzzugs von 1228/29 im kaiserlichen lager, wo sie n der ausübung ihrer religion nicht behindert waren[5]. Friedrichs ächster muhamedanischer nachbar aber stand mit ihm in einem gedinge' dh. vertragsverhältnis, wie Zacharis mit Ortnit, und lieser fürst trug würklich denselben namen. als könig von Siilien hatte Friedrich im j. 1231 mit Abu-Zakaria oder Zekeria,

[1] Amelung vermutet: *der an dem pavelûne* (DHB IV s. 250).
[2] Winkelmann aao. I 140. 188. 206.
[3] Winkelmann aao. I 208. 537.
[4] Amari Storia dei Musulmani di Sicilia III 696; Röhricht Beitr. zur esch. d. kreuzzüge I 3.
[5] Schirrmacher aao. II 186.

dem mächtigen Hafsidenfürsten von Tunis, auf zehn jahre einen freundschafts- und handelsvertrag geschlossen, kraft dessen die handeltreibenden untertanen beider länder in beiden wie die eigenen untertanen geschützt sein sollten [1]. freilich wissen wir nichts näheres über die beziehungen des kaisers zu diesem muhamedaner. Abu-Zakaria war kein untergebner des kaisers, verwaltete auch weder Apulien noch Sicilien, aber seine leute genossen doch auch dort freien verkehr wie des kaisers leute, und wenige jahre vorher hatten doch auch noch in Sicilien unabhängige muhamedanische emire geherscht. Abu-Zakaria galt als ein meerbeherschender fürst auch den Arabern in Spanien, denen er auf ihren notruf 1238 eine wolausgerüstete flotte zu hilfe sandte [2], und so liefert er auch im Ortnit schiffe. mit der schon oft von ihm beobachteten willkür verband der dichter diese verschiedenartigen verhältnisse zu einem einzigen. wie er die kreuzzüge der jahre 1217 und 1227 samt dem vorereignis des j. 1225 und 1228/29 in einander schüttete und mit den lombardischen begebenheiten des j. 1231 verknüpfte, so würfelte er hier allerlei erinnerungen aus der neueren und der allerneuesten geschichte der sicilianischen und der benachbarten Saracenen durcheinander und führt uns auch auf diesem gebiet bis zum j. 1231 hin.

Aber seine anspielungen auf Sicilien greifen noch etwas weiter. schon Müllenhoff hob zur erläuterung unserer obigen Ortnitstrophen aus Leos Italienischer geschichte zwei angaben heraus, dass Messinas handel unter k. Friedrich sehr blühte und von allen sicilianischen fabrikaten die sammte, geblümten seidenzeuge, brokate und feinen tücher von französischer wolle obenan standen. war einmal jener Abu-Zakaria von Tunis vom dichter in einen herrn von Sicilien verwandelt worden, so kann es nicht auffallen, dass dieser in Messina seinen oberherrn, sein 'oberstes reis', mit 12 schiffen und speise und wein unterstützte. denn der handel dieser stadt hatte in folge der massenhaften

[1] Schirrmacher aao. II 256 setzt den vertrag unrichtig ins j. 1230 und schreibt unrichtig Abulissac statt Abuissac. Amari aao. III 624 bezweifelt die von Huillard-Bréholles Historia diplom. Friderici II III 277 behauptete identität von Abu-Zakaria und Abuissac, aber auch ihm gilt Abuissac als ein von Abu-Zakaria zum abschluss obigen vertrags bevollmächtigter. vgl. auch Röhricht Beitr. z. gesch. d. kreuzzüge I 50.

[2] vSchack Poesie und kunst der Araber in Spanien und Sicilien I 142.

durchzüge von kreuzfahrern durch den Faro di Messina in der zweiten hälfte des 12 jhs. den der residenz Palermo überflügelt, und unter Friedrich II war sie die hauptstation der kaiserlichen kriegsflotte geworden [1]. es fehlte auch nicht an speise und wein, denn noch immer war die insel eine kornkammer, die in diesen zeiten die länder Nordafrikas aus mancher hungersnot errettete, und auch der weinbau fand auf ihr damals eifrige pflege [2]. so mochte denn auch der mafslose Richard Löwenherz 1190 in Messina von könig Tancred von Sicilien 60000 last korn und gerste, wein und 100 schiffe fordern, und würklich erhielt er 1191 von ihm 4 grofse schiffe und 15 galeeren, wobei es nicht an korn und wein gefehlt haben wird. dass der dichter des Ortnit würklich diese in Messina geleistete kreuzzugsbeisteuer für sein gedicht verwertete, das wird durch die kostbare zugabe von zwei zelten bezeugt, die von elfenbeinstangen getragen und, wie es scheint, zu einem pavillon zusammengestellt, unter ihrem golddurchwirkten dach hundert oder je hundert rittern schatten gewährten. dieses wunderwerk ist kein phantasiegebilde des dichters. zu jenen forderungen von schiffen, korn und wein, die Richard Löwenherz 1190 in Messina stellte, fügte er auch noch die eines seidenen zeltes von solcher gröfse hinzu, dass darin zweihundert ritter zur tafel sitzen könnten [3]. man sieht also, dass der dichter vorgänge der ganzen zeit vom dritten kreuzzug bis über den fünften hinaus, von Richard Löwenherz bis zum Abu-Zakaria, von 1190 bis mindestens 1231, zur ausschmückung der meerfahrt seines Ortnit mehr oder minder frei verkettete und dass die dichtung demgemäfs allem anschein nach in die dreifsiger jahre des 13 jhs. fällt.

Wir können von seinem werke aber nicht scheiden, bevor wir nicht noch einen blick auf die '*phelle, samît und rîchiu tuoch von golde wol gewefelt* (dh. gestickt) *und geweben*' geworfen haben. es ist meines wissens die einzige stelle mhd. poesie, welche die musulmännische seiden- und sammetweberei und -stickerei Siciliens erwähnt. der roman d'Alixandre gedenkt einmal 'd'un semit de Palerme vermeil ou vermenus'. bekannter scheinen auch den Franzosen die 'pailles d'Andre (Andros?), d'Alexandrie, d'Orient,

[1] Amari III 629. 811. Schirrmacher II 257. 261.
[2] Amari III 782 ff.
[3] Wilken aao. IV 166. Amari III 529.

Effriquans'[1]. die deutschen dichter, obgleich auch sie gern mit ihrer kenntnis der fabrikorte prunken, nennen doch nur pfellel, sammete, cindale und seiden aus asiatischen, afrikanischen, spanischen und einigen griechischen städten[2], während sicilianische aufser unserer Ortnitstelle nicht vorzukommen scheinen[3]. der grund liegt nicht etwa darin, dass diese an wert hinter jenen zurückgestanden hätten, sondern darin, dass die meisten saracenischen oder auch griechischen seidenstoffe durch die kreuzfahrer nach dem abendlande gebracht wurden, namentlich nach der einnahme von Jerusalem, Damascus und Constantinopel, wo sie ihnen in ungeheuren massen zur beute fielen[4]. diese prachtgewänder aus golddurchwürktem seiden- oder sammetstoff gröfseren und kleineren formats hiefsen mlat. *pallia* und *palliola*, mhd. *pfelle* und *pfellel*, ihre verfertiger *palliarii*[5]. ein 'pallium circumtextum i. e. rotundum' wurde nach dem griech. *κύκλος cyclas, cyclatum*, afrz. *ciglaton, sigleton, singleton*, mhd. *ciclât* genannt[6]. wol nicht nach der form des kleides, sondern nach den darauf gestickten oder eingewebten radfiguren gab es auch ein *pallium rotatum*, afrz. *paille roé*, auch 'circumrotatum et scutellatum'[7], und schon der im j. 886 verstorbene römische presbyter Anastasius nennt in seiner Bibliotheca de vitis romanorum pontificum 'vela serica, pallia aquilata, leonina, leonata, elephantina, pavonatilia' nach den darauf sichtbaren tiermustern[8]. ob aber das uralte und noch heute so beliebte palmettenmuster, das in seiner primitiven form auf orientalischen seidengeweben im 12 jh. aufkam[9], dem *palmât*,

[1] Amari III 802. Franc. Michel Recherches sur le commerce, la fabrication et l'usage des étoffes de soie I 172. 210. Ducange-Henschel IV 116.

[2] vgl. das ausführliche verzeichnis im mhd. wb. s. v. *pfelle*, das aber die Ortnitstelle übersieht.

[3] genauere, aber schwerlich directe kunde Siciliens erhellt aus Wolframs Willeh. 36, 7. 84, 1. 11. 205, 22. die *Arâbeise* und *Seciljeise* von *Palerne, Griffâne, Collône, Sôtiers* und *de Latriseten* stammen offenbar aus Palermo, dem südlich davon gelegenen Monte Grifone, den weiter südlich gelegenen Corleone und Sutera, arab. im 9 jh. Sotîr, und dem centralen Caltanisetta, aus ortschaften, die alle jahrhunderte lang in der gewalt der Saracenen waren. vgl. Amari I 294. 310. 334. III 109. 174.

[4] Bock Geschichte d. liturg. gewänder des mittelalters I 15. 101. 174.

[5] Bock I 4. 105. 146. Amari III 802.

[6] Ducange-Henschel II 685.

[7] Ducange-Henschel VI s. v. *pallium*. Bock I 8.

[8] Muratori Script. III 271. 272. Bock I 11. 13. 23.

[9] Bock I 96.

der *palmdtside* der mhd. dichtung den namen gegeben habe, ist noch zweifelhaft. ein mlat. 'pallium palmatum' scheint nicht nachweisbar. aber einige deutsche dichter hatten offenbar diese schönen saracenischen muster, die wir noch heute bewundern, auch vor ihren augen. so preist Ulrich vdTürlin in seinem Willehalm (Casparson s. 104^b) ein *phelle vol månen und gesterne von golde* entsprechend den mit goldnen halbmonden und sternen bestickten saracenischen seidenzeugen, wie sie Bock abbildet [1]. noch genauer stimmt der von Konrad von Würzburg im Trojan. krieg v. 3739 ff geschilderte rote sammet, in den eine *Syrene gebriten* war, mit einem uns erhaltenen alten roten seidenstoff aus Sicilien überein, in den mit verschiedenen musikinstrumenten beschäftigte sirenen eingewebt sind [2]. erzählt nun Wolfram im Parz. 71, 17 ff, dass ein arabischer 'wâpenroc mit golde gebildet' war, das greifenklauen aus dem Kaukasus gezerrt hätten, so folgt er zwar nicht dem älteren, aus Herodot 3, 116. 4, 13 bekannten märchen von goldhütenden, wol aber dem jüngeren, von Ktesias Indica 12 aufgebrachten von goldgrabenden greifen. doch den gedanken, dass sie gerade das zum bildwerk eines arabischen wappenrockes verwendete gold herausgezerrt haben sollten, scheint ihm der anblick eines der vielen arabischen prachtgewänder des 12 jhs., auf denen geflügelte ihre klauen vorstreckende greifen in gold gestickt waren, eingegeben zu haben [3]. auch die andere abenteuerliche geschichte, dass die salamander kostbare stoffe im feuer webten 'zeinander worhten' (Parz. 735, 25, vgl. Wigal. 7435 ff. Lohengrin 5480. 6525. KvMegenberg Buch d. natur 276, 28), ist wol ein gemisch von alter physiologusweisheit und von einfällen, welche die vielen wurm- und eidechsenartigen tiere erweckten, die paarweise

[1] Bock aao. I 38. 69.

[2] Bock I 177 tafel VI der 2 lieferung.

[3] Roscher Lex. d. griech. mythol. I 1769. nicht die *pfelle*, wie es im mhd. wb. s. v. *phelle* s. 489^b heifst, werden den greifen von den Arabern abgenommen, sondern das gold. erst in Ulrichs vdTürlin Willeh. Casp. 95a hüten die greifen auch glänzende phellel, die die heiden ihnen mit list abnehmen. wie hier Wolfram misverstanden zu sein scheint, wird er (um 1300) nachgeahmt vom dichter des Reinfried von Braunschweig v. 3346, der von greifen spricht, die gold aus den bergen zerren und zum Kaukasus tragen, vgl. Herzog Ernst hg. v. Bartsch CLIV ff. übrigens tragen schon nach dem mythographen Konon, einem zeitgenossen Caesars, greifen einen goldgrabenden hirten aus einer goldreichen höhle (Photios cod. 186. Westermann Mythogr. s. 130, vgl. Zs. 7, 297).

einander gegenüber auf den schönen seidenzeugen in gold zu leben und gegeneinander zu arbeiten schienen. so hat man ja auch den märchenhaften ring Morolfs, in den eine nachtigall von bezauberndem gesang verwürkt ist, aus der naiven bewunderung antiker geschnittener steine erklärt [1].

Von solchen seidenmustern berichtet der dichter des Ortnit leider nichts. aber er weist, indem er eine grofsartige ausstattung vieler tausende mit goldgewürkten oder -gestickten stoffen (tuoch), phelle und samît und die schenkung zweier ebenfalls golddurchwobener, hundert oder zweihundert ritter fassender zelte seitens eines fürsten von Sicilien meldet, auf eine merkwürdige kunststätte des mittelalters hin, obgleich er deren namen nicht nennt. ein Deutscher, FrBock, hat uns zuerst tiefer in die jahrhundertlange künstlerische tätigkeit der zuerst saracenischen, dann normännischen und endlich staufischen seiden- und sammetmanufactur des königlichen palastes zu Palermo eingeführt [2]. diese werkstätte hiefs nach dem persischen worte für 'ehrenkleid, feierkleid' *tirâz*, weil sie namentlich fürstliche kleidergeschenke fertigte. schon ums j. 1000 waren neben den spanischen die sicilianischen Saracenen die meister feiner weberei und stickerei im abendland. 'pallia saracenica, auro intexta' werden schon im 9—10 jh. gerühmt, und schon vor der ankunft der Normannen muss der tirâz tätig gewesen sein [3]. von seinem kriegszug nach Griechenland brachte der Normannenkönig Roger von Sicilien 1147 athenische, thebanische und korinthische weberinnen mit, die nach Otto von Freising die aufserhalb Griechenlands bisher unbekannte kunst ins christliche abendland gebracht hätten [4], in würklichkeit einige neue fertigkeiten und muster in Palermo eingeführt haben mögen. jedoch einerseits schloss auch der musulmännische tirâz im 11 jh. keineswegs antike, ja sogar auch nicht christliche muster und gegenstände aus, wie wir alsbald sehen werden, anderseits blieb der grundcharacter dieser gewebe und ihrer werkstätte bis in die mitte des 13 jhs. ein wesentlich muhamedanischer. die weber hiefsen auch unter dem normannischen regiment mlat. *careri* di.

[1] Salman und Morolf hg. v. FVogt str. 248 ff mit anm.

[2] Bock Geschichte der liturg. gewänder des ma.s, 3 bände, 1859 ff und Kleinodien d. heil. röm. reiches deutscher nation 1864.

[3] Bock I 36. 98 ff. 174. 196. Amari III 447. 798.

[4] Ottonis Frising. gesta Friderici imper. l. I c. 33. MG. SS. XX s. 370.

arab. *hariri*, ihre meister waren noch unter könig Wilhelm II in der zweiten hälfte des 12 jhs. Moslimiten, wie Yahya und Aaroun. bei einem erdbeben im j. 1169 hörte könig Wilhelm II die damen und pagen seiner königsburg in ihrem schrecken Allah und den propheten um hilfe anrufen. und sogar noch 1180 zogen die jungen musulmännischen arbeiter des tirâz ihre christlichen mitarbeiterinnen zum islam herüber. die grofse zahl von kostbaren kleidern, die der Sicilier Zacharîs den leuten Ortnits schenkte, brauchen wir kaum für rein poetische übertreibung zu halten, wenn wir erfahren, dass zb. bei der krönung Rogers die mauern des palastes zu Palermo mit seiden- und sammtstoffen bedeckt, auch die niedrigsten diener in seide gekleidet waren und am weihnachtsfeste 1185 die frauen der stadt in goldgelber seide lustwandelten [1]. auch die Französinnen und Italienerinnen Palermos kleideten sich nach musulmännischer mode [2].

Die schönen gewebe des tirâz haben als ehrengeschenke an mächtige fürsten sogar eine gewisse historische bedeutung erlangt, namentlich diejenigen, mit denen mehrere deutsche kaiser ausgestattet wurden. der reiche bürger von Bari, Melo, auch herzog von Apulien genannt und mit den sicilianischen musulmännern, die ihn ganz musulmännisch Ismahel nannten, verbündet, erhob 1010 in seiner vaterstadt die fahne des aufruhrs gegen die drückende Griechenherschaft. von blutigen niederlagen schwer getroffen, suchte er hilfe bei kaiser Heinrich II in Bamberg, wo ihn inmitten der festfreude 1020 der tod ereilte [3]. er hatte hier dem kaiser einen noch im Bamberger domschatz aufbewahrten prächtigen seidenmantel überreicht, auf dem antike, arabische und christliche motive in einer in der kunstgeschichte seltenen weise vereint dargestellt waren. ein lieblingsgegenstand der arabischen kunst und wissenschaft, ein 'orbis pictus terrarum' mit dem tierkreis, umgeben von der figur des herrn mit den symbolen der evangelisten, der mutter gottes und figuren des alten und neuen testaments, ist darauf eingewürkt, dazu sonne und mond, die ganz wie Helios und Selene auf einem zwiegespann dahinfahren. die inschrift des saumes nennt den schenker Ismahel. da, wie es scheint, der tirâz damals ein monopol auf Sicilien be-

[1] Bock I 35. 37. Amari I 168. III 448. 532. 534. 801 ff.
[2] Amari III 534.
[3] Giesebrecht Gesch. d. deutschen kaiserzeit II[3] 180. Amari III 25 ff. 799.

saſs und das italienische festland vor dem 13 jh. keine seidenfabricate leisten konnte, so wird dieses kunstwerk ohne zweifel mit recht als ein erzeugnis jener werkstätte zu Palermo betrachtet[1]. als spender dieses gewis lange zeit berühmten sicilianischen seidengewandes an einen deutschen kaiser mochte dieser mit Sicilien verbündete Pülleschaere muhamedanischen namens auch noch dem dichter des Ortnit bekannt geworden sein und dazu gedient haben, den heiden Abu-Zakaria von Tunis, den bundesgenossen des deutschen kaisers, in einen Sicilier und Apulier umzuwandeln, der dem vertreter dieses kaisers in der poesie, dem Ortnit, kostbare sicilianische seidenzeuge schenkte: und zwar zu Messina, wo ja würklich später einem sicilianischen fürsten der könig von England ein groſsartiges seidengezelt abforderte, wie es fast genau so auch jener Zacharîs dem Ortnit in Messina verehrte. es wird in Deutschland auch nicht an kunde von dem tirâz gefehlt haben. mehrere der herlichen in Wien befindlichen reichsinsignien, die von den kaisern bei der krönung angelegt wurden, wie namentlich ein krönungsmantel und eine alba, giengen aus ihm hervor[2]. Saracenen von Sicilien waren es, die noch im j. 1211 kaiser Otto IV kostbare seidenroben in arabischem geschmack zusanten[3]. unsre gewaltigen kaiser Heinrich VI und Friedrich II fand man bei der 1781 in Palermo vorgenommenen öffnung ihrer gräber in goldgestickte, mit arabischen sprüchen geschmückte seidenkleider eingehüllt[4]. es lässt sich ja nicht genau bestimmen, wie der dichter die bestandteilchen, die er aus diesen oder ähnlichen geschichtlich denkwürdigen schenkungen sicilianischer fürsten an deutsche könige zog, durcheinander mengte, dass er aber sie samt jenem zelte des Richard Löwenherz und dem vertrag k. Friedrichs mit Abu-Zakaria für die erfindung des heidnischen Sicilianers und Apuliers Zacharîs zu k. Ortnit verwertete, wird jetzt als ausgemacht gelten können.

Das gesamtergebnis der vorliegenden untersuchung möchte etwa folgendes sein: das gedicht von könig Ortnit hat zur grundlage eine nur in den schwächsten umrissen erhaltene deutsche sage von einem könig Ortnit, der auf einer gefahrvollen, aber erfolgreichen brautfahrt von einem klugen und tapfern väterlichen

[1] Bock I 167 ff. Amari III 799, vgl. II 342. Schirrmacher II 261.
[2] Bock Kleinodien (s. o.). [3] Schirrmacher aao. II 24. I 69.
[4] Bock Gesch. I 199. Amari III 553. 633. 801.

freunde, dem ursprünglich der russischen sage angehörigen Yljas von Riuzen, unterstützt wird und nach der heimholung in einem drachenkampf ums leben kommt. diesen kern bettete der dichter zunächst in die geschichte des kreuzzugs vom j. 1217 gegen den berg Tabor ein, der er auch den anlass zur einflechtung des teils dem Auberon im Huon von Bordeaux, teils dem heimischen zwergkönig Alberich nachgebildeten zweiten ratgebers Ortnits, des zwerges Alberich, verdankte[1]. er stattete seinen helden ferner mit einigen hauptzügen der einleitungsgeschichte des romans von Apollonius von Tyrus aus. schliefslich entlieh er den unternehmungen kaiser Friedrichs II, seiner verbindung mit Isabella von Jerusalem, seinem ersten unterbrochenen und seinem zweiten durchgeführten kreuzzug, seinem zwist mit dem schwiegervater, seiner freundschaft mit Hermann von Salza, seinen früheren und späteren lombardischen händeln, seinen und andrer könige verhältnissen zu den kunstsinnigen fürsten und Mohamedanern Siciliens, der ganzen zeit von 1190—1231, eine reihe von zügen, aus denen er einen reichen, glänzenden rahmen für sein phantastisches sagenbild zusammensetzte. dies brachte ein Tiroler dichter in den dreifsiger jahren des 13 jhs. zu stande.

III ZUM WOLFDIETRICH.

Den einfluss des Apolloniusromans möchte man vom Orendel und Ortnit auch noch auf Ortnits fortsetzung, den Wolfdietrich, erstrecken: denn hier kommt der held in einem seiner mittleren abenteuer zu einem heidenkönig, der jeden gast zu seiner tochter führt, um am andern morgen dessen haupt abstofsen und auf die zinnen seiner burg pflanzen zu lassen, wenn er nicht in der nacht zuvor die minne der jungfrau gewonnen hat. aber das motiv der eigentümlichen, grausigen bestrafung der fremden, in dem die beiden erzählungen allerdings zusammentreffen, steht unter den zahlreichen abweichenden motiven vereinzelt da, und in dem verhältnis des vaters, der tochter und des bedrohten fremdlings zu einander stimmen die beiden doch nur im allgemeinen überein. dort lebt der vater, Antiochus, in verbrecherischem umgang mit seiner tochter und enthält sie den freiern aufs eifersüchtigste vor, hier ist von blutschande keine rede und bringt der vater den ankömm-

[1] Seemüller Zs. 26, 210 f meint, Alberich sei in die brautfahrt eingeschoben, nur um deren gelingen zu ermöglichen.

ling sofort mit der tochter zusammen. eine genauere betrachtung des abenteuers führt denn auch zu einer andern, ergibigeren quelle hinüber, die allerdings auch wie die des Orendel antik und durch die französische poesie vermittelt ist. die betreffende partie liegt in drei fassungen vor:

Wolfd. B str. 531—648: von der alten Troye (vgl. str. 536. 471) reitet W. von Griechenland nach der burg Falkenis, die zu Büden (di. Widdin in Bulgarien, DHB ɪv 315) auf dem plan liegt und auf ihren leuchtenden zinnen 500 christenhäupter trägt. er wird von dem heidnischen burgherrn und dessen schöner tochter freundlich empfangen. das mädchen und der gast gefallen sich gegenseitig sofort. er nennt sich ihr 'könig Pilgerin von Troye' und befreit sie dadurch von der angst, dass er könig Wolfdietrich sei, der nämlich dazu bestimmt war, ihren vater im messerwerfen zu besiegen. der wirt befiehlt ihm, die nacht bei seiner tochter zu schlafen, und bringt ihm einen schlaftrunk, den aber die tochter unter vorwürfen über die tücke ihres vaters hinters bett giefst. ihre zudringliche begehrlichkeit weist W., obgleich sie ihm alle ihre reize enthüllt, zurück, weil sie sich nicht von Machmet zu Jesus bekehren will. als der vater am andern morgen erfährt, dass der held seine tochter verschmäht hat, fordert er ihn zum messerkampf heraus und erinnert ihn daran, dass noch éine zinne leer steht. er tut drei fehlwürfe auf W., beim ersten treffenden gegenwurf verrät ihm dieser zu seinem schrecken, dass er Wolfdietrich sei, trifft darauf des heiden scheitel und herz, besiegt auch dessen leute, tauft die nicht erschlagenen und nimmt die jungfrau auf sein ross. aber sie hat inzwischen einen see um die burg gezaubert, die darüber führende gläserne brücke zerbricht hinter und vor ihm. seine gefährtin verwandelt sich in eine elster, die ihm von einer zinne herab seinen untergang im wasser verkündet, dann fliegt sie davon. er aber sprengt kühn in die flut und entkommt, um andere abenteuer zu bestehen und schliefslich die ihm bestimmte witwe Ortnits heimzuführen.

Wolfd. A str. 252—287 (Dresd. hs. DHB ɪɪɪ 153 ff) stimmt im wesentlichen überein, doch werden Troye und Büden nicht genannt und die burg heifst Walledeis. die weissagung, dass Wolfdietrich den alten besiegen würde, wird genauer als ein spruch der 'götter' bezeichnet str. 261.

Wolfd. D vi str. 1—221 malt breit aus und weicht weiter ab. Troye und der name der burg werden nicht erwähnt, wol aber Büden. der burgherr heifst Belian und seine tochter Marpaly. auch hier gehn die fremden ritter mit der tochter zu bette, und es wird bemerkt, dass sie, obgleich sofort durch einen trunk eingeschläfert, am andern morgen wie notzüchtiger nach altdeutschem recht (DHB iv 330) bestraft werden, indem man ihnen mit einer dille das haupt abstöfst, das dann auf die zinne gesteckt wird. als Wolfdietrich eintrifft, zaubert Marpaly sofort einen see um die burg, der seine umkehr verhindert. ein buch von der alten Sibille hat ihr geweissagt, sie solle ihr magdtum für Wolfdietrich aufsparen. am morgen nach ihrer lagergemeinschaft führt ihn der heidnische vater vor dem messerwerfen vor das bild des Todes, das der held unerschrocken zerbricht. der messerkampf ist verworren dargestellt. als nach dem tode des heiden dessen leute W. angreifen, giefst Marpaly aus einer büchse nebel vor des helden augen. aber er wirft sie mit dem messer zu boden, und es wird wider licht. nach seinem sieg lässt er die häupter von den zinnen holen und schön bestatten. von der über den zaubersee sich schwingenden brücke sprengt Marpaly mit W. zu ross in die tiefe und erst, als er ihr unten auf der aus dem see verwandelten wiese vom pferde hilft, zieht sie ihr kleid aus, schlägt lachend die hände zusammen und fliegt als krähe unter pech- und schwefelgestank davon.

Dieses abenteuer steht inmitten des Wolfdietrichsepos zusammenhangslos und völlig überflüssig da. es zeichnet sich vor den meisten andern durch seinen phantastischen character aus und flöfst durch seine fremdartigen namen und motive: Marpaly, Troye, den götter- oder Sibillenspruch usw. sofort den verdacht unheimischer und zwar antiker herkunft ein. aber ebensowenig wie der oben berührte hinweis auf das erste abenteuer des Apollonius von Tyrus genügt zur erklärung dieser episode Jänickes citat eines scholion zu den Ekklesiazusen des Aristophanes v. 1029, das im Diomedesartikel des Roscherschen mythologischen lexicons übersehen worden ist. hier wird nämlich die sprichwörtliche *Διομήδεια ἀνάγκη* nicht auf den raub des palladiums durch Odysseus und Diomedes, sondern auf den wilden Thrakerfürsten Diomedes bezogen, der die vorüberkommenden fremdlinge zwang, seine lüsternen töchter zu befriedigen. weil jene nach

dem erzwungenen genuss getötet wurden, habe man die töchter 'menschenfresserische pferde' genannt. offenbar haben die stuten, denen nach der älteren sage Diomedes die landenden fremdlinge zum frafs vorwarf, bis Herakles ihn tötete, in der rationalistisch umgebildeten jüngeren sage den obscoenen sinn von ἵππος bekommen und sind zu zügellos begehrlichen mädchen geworden. aber selbst wenn man annimmt, dass auch der jüngeren form der dabei nicht bezeugte rächende kampf des Herakles mit Diomedes nicht fehlte, so erscheint sie auch dann noch zu abweichend und zu dürftig, um sie als grundlage des Wolfdietrichsabenteuers anerkennen zu können.

Dagegen kommt unsrer fabel die bisher übersehene bekannte sage von Oinomaos, Hippodameia und Pelops, namentlich in ihrer späteren, von Diodorus, dem scholiasten des Apollonius Rhodius, 1, 752ff und Hyginus fab. 84 überlieferten fassung viel näher. zunächst ist Hippodameia nicht eine von vielen töchtern, sondern wie Marpaly die einzige tochter ihres vaters. den Oinomaos schreckt ein orakel, dass ihm durch einen siegreichen schwiegersohn der tod bestimmt sei, wie den Belian der Sibillen- oder götterspruch von seiner besiegung durch Wolfdietrich. daher setzt jener als probestück eine wettfahrt an, bei der seine tochter den wagen des freiers besteigen muss, um diesen unterwegs durch ihre reize zu verwirren. im vorbeirennen durchbohrt der vater den überholten mit seiner lanze. das antike wagenrennen, dem mittelalter kaum verständlich, muste in eine zeitgemäfsere wettleistung verwandelt werden. man wählte das messerwerfen, wovon weiteres unten. damit entfiel das gemeinsame besteigen des wagens seitens des mädchens und des jünglings und wurde durch ein gemeinsames besteigen des bettes ersetzt, wobei die auch hier versuchte verwirrung durch die weiblichen reize noch durch einen betäubenden trank verstärkt wurde. in der Pelopssage wird der verwegene freier doppelt oder, wenn man will, dreifach bestraft: er wird durchbohrt, enthauptet und endlich sein haupt an der säule eines tempels aufgehängt oder über der tür aufgepflanzt. die einführung des schlaftrunks bewürkte im Wolfdietrichgedicht eine verteilung der strafen. da der betäubte nicht zum wettkampf fähig war, muste die durchbohrung aufgegeben werden; er wird sofort enthauptet und sein haupt auf der zinne aufgesteckt. aber die durchbohrung während eines

wettkampfes ist deshalb nicht ganz vergessen, sie ist ja dem letzten bei der tochter wachgebliebenen ritter Wolfdietrich zugedacht, trifft aber nun rächend den bösen vater. der siegreiche held, der diese wendung herbeizuführen hat, wird hier wie dort durch das orakel angekündigt, und wie Pelops und Hippodameia verlieben sich Wolfdietrich und Marpaly sofort in einander. die eine wie die andre verrät diesmal ihrem liebhaber, dass der vater ihn verwirren oder betäuben wolle, um dadurch den sieg über ihn davonzutragen. und so wird diesmal Oinomaos wie Belian von dem gewarnten helden besiegt und getötet, und wie Pelops den getöteten freiern auf ihrem grabe ein gemeinsames denkmal errichtet (Pausan. 6, 21, 9), bestattet auch Wolfdietrich die häupter seiner unglücklichen vorgänger. das folgende weicht ab und muste abweichen. denn die ältere hauptsage des Wolfd. bestimmte ihrem helden eine andere frau, als die heldin dieser aus der antike eingeschwärzten episode. Pelops heiratet Hippodameia, um sich erst späterhin von ihr loszusagen, weil sie ihren stiefsohn Chrysippos ermordete. Wolfd. und Marpaly trennen sich alsbald, nachdem sie noch nach dem tode ihres vaters einige zauberkünste aufgewendet hat, um den helden zu verderben. aber die gleichheit und ähnlichkeit all der übrigen grundzüge der griechischen und der deutschen so eigenartigen geschichte verbürgt beider zusammenhang zur genüge, und die abweichungen erklären sich entweder aus dem zwange der sie einfassenden Wolfdietrichsage oder aus den veränderten zeitumständen oder aus dem einfluss anderer, verwanter sagen, unter denen widerum eine antike voransteht.

Der noch unerklärte name Marpaly, Marpalie mit seinem durchaus undeutschen klange weist den weg. trotz seiner offenbar romanischen endung ist er auch aus dem romanischen sprachkreise nicht abzuleiten, wol aber, wenn man eine verlesung oder vertauschung des ersten buchstabens annimmt, aus dem griechischen. *Marpalie* war früher eine französische **Harpalie*[1], deren name am ende ähnlich geschwächt worden ist wie das

[1] möglicherweise hat der name der Marpessa, deren freier mit ihrem vater Euenos ein wettrennen zu wagen eingehn musten, wobei er sie einholte und tötete (Simonides bei schol. Hom. Il. 9, 553. Bakchylides bei schol. Pind. Isthm. 4, 92), wie Oinomaos die freier der Hippodameia, auf die umnennung der Harpalyke in Marpalyke eingewürkt.

lat. *antiqua* im altfranz. *antie*, also auf eine *Harpalike*, *Harpalyke* zurückführt. nach den Virgilscholien und Hyginfabeln [1] war Harpalyke wie Hippodameia mit rossen wol vertraut, eine windschnelle reiterin, von jugend auf durch ihren vater Harpalykos oder Klymenos, einen berühmten reit-, ring- und fechtmeister, mit allen leibesübungen bekannt gemacht. zu diesem wilden, dem Oinomaos ähnlichen Thrakerkönig kam auf seiner heimkehr von Troja und zwar über land Neoptolemos und besiegte und verwundete ihn schwer. nun erst begreifen wir, warum in Wolfd. B der held zum wilden bulgarischen heidenkönig auf seiner beimkehr von der alten Troja kommt, wodurch im mittelalter würklich, wie das beiwort bezeugt, das alte Ilion zum unterschied von der apulischen stadt Troja bezeichnet zu werden pflegte, vgl. DHB III s. LXX. und noch ein anderer bisher nicht nachweisbarer zug wird uns klar. nach Pseudolukians *Λούκιος ἢ ὄνος* verzaubert sich eine frau durch bestreichen mit einer salbe in einen nachtraben, nach den auf die gleiche quelle zurückgehenden metamorphosen des L. Apulejus in eine eule. so verwandelt sich auch Harpalyke, nachdem sie mit ihrem vom vater verfolgten gatten, der hier Alastor heifst, davongeeilt ist, nach verschiedenen schicksalswechseln in eine *χαλκίς* dh. einen schwarzen habicht oder eine eule. ähnlich entfernen sich W. und Marpalie von der väterlichen burg, aber alsbald verwandelt sie sich in einen schwarzen vogel. ein später mythograph oder ein mittelalterlicher dichter löste also aus der Harpalykesage einzelne fäden: die rückkehr des helden von Troja, den namen der heldin und deren verwandelung in einen schwarzen vogel, um sie in die Hippodameiasage zu verweben. die annäherung beider mythen hatte schon im altertum begonnen. schon damals wurde dem vater der Hippodameia wie dem der Harpalyke nachgesagt, sie seien von sündhafter liebe zu ihrer tochter ergriffen gewesen und Hyginus, wol nicht der freigelassene des Augustus, sondern ein mythograph wahrscheinlich des 2 jhs. n. Chr. [2], stellt in seiner 253 fabel unter der überschrift 'Quae contra fas concubuerunt' 'Harpalyce cum Clymeno patre' und 'Hippodamia cum Oenomao patre' dicht neben einander. bei der willkürlichen sagenmischung der römischen kaiserzeit mögen auch der Thrakerkönig Diomedes mit

[1] vgl. Roschers Lexicon I 1835.

[2] Teuffel Gesch. d. röm. literatur[5] § 262.

seinen töchtern und der Thrakerkönig Clymenos oder Harpalykos mit seiner tochter mit einander verschmolzen worden und so der zug der Wolfdietrichssage, dass der vater seine tochter den fremden preisgibt, schon früher eingedrungen sein. auch ein einfluss der verwanten Marpessa auf den namen der Harpalyke ist denkbar.

Das antike mischproduct zeigt sich im Wolfdietrich vielfach umgemodelt durch die anschauungsweise und cultur der kreuzzugszeit, aus der das gedicht stammt. schon nach der antiken überlieferung hiengen die häupter der unglücklichen freier an säulen oder waren über der tür aufgesteckt, aber ihre massenhafte aufpflanzung auf die zinnen der burg war doch erst saracenische sitte, welche die Araber namentlich auch in Spanien oft in erschrecklicher ausdehnung an christenhäuptern ausübten (DHB III s. XXIX). wie das antike ballspiel des Apollonius von Tyrus in ein schirmfechten Jourdains von Blaivies und weiterhin in ein turnier Orendels umgebildet wurde (Zs. 37, 331), so verwandelte man das antike wagenrennen des Oinomaos, der seinen gegner mit einer lanze durchbohrt, in ein messerwerfen Belians, der seinen gegner mit einem messer zu durchbohren trachtet. die wahl gerade dieses gefährlichen wettspiels erklärt sich aus der häufig bezeugten freude jener zeit am messer- oder schwerterwerfen, das vielleicht an die altheimischen schwerttänze anknüpfte, und weiterhin aus dem, wie es scheint, morgenländischen messerkampf. nach den älteren berichten tat sich Taillefer nicht durch seinen sang, sondern durch sein spiel mit hoch in die luft geworfenen schwertern hervor [1]. über die bewegten ruder an der aufsenseite des schiffes hinschreitend spielte der norwegische könig Olaf Tryggvason mit drei messern, die er in die luft warf, und der mythische könig Gylfi traf vor Valhöll einen mann, der sogar sieben messer zugleich in der luft hatte [2]. in ganz ähnlicher lage wie Belian den Wolfdietrich fordert Galagandreiz den Lanzelet, der ohne seine einwilligung seine tochter beschlafen hat, zum zweikampf mit zwei zweischneidigen messern heraus [3]. dass

[1] nach einem gedichte des Troubadours Guiraut von Calanson fiengen die spielmänner kleine äpfel mit messern auf, vgl. AKaufmann Caesarius von Heisterbach s. 123.

[2] KHoffmann Roman. studien I 432. Heimskringla c. 92 s. 195. Gylfaginn. c. 2.

[3] Lanzelet v. 1119. Heinzel Wiener SB. 119, 68ff. 78 ff; DHB IV 317. vgl. ASchultz Höfisches leben II 130.

im Wolfd. der meister im messerkampf ein heide ist und Belian heifst, hat seine guten gründe. Belian, Pelian, Baligan usw. gilt im altfranzösischen und darnach im mhd. epos für einen heidennamen, den manche Saracenenfürsten und später in würklichkeit auch christliche herren im morgenlande, zb. die herren von Sidon, trugen. er wird von Belus, dem Bel oder Baal zu Babel, herzuleiten sein. die euhemerisierende kirche sah in diesem einen vergötterten könig, den ersten götzen, den urheber alles heidentums [1]. darum heifst Belian zb. im Orendel v. 400 f ein wol vermessener heidnischer könig der wüsten Babilonie und, weil man Belus im altertum auch als sohn der Libya kannte, erwähnt Biterolf v. 315 einen Baligan von Lybia. anderseits kennt ihn Hyginus fab. 274 als den ersten, '*qui gladio belligeratus est, unde bellum est dictum*'. nach diesem zuerst mit dem schwert hantierenden heidenkönig des orients wurde in unsrer dichtung oder deren vorlage der aus der Oinomaos-Harpalykos(-Diomedes?)-sage hervorgegangene vater der heldin benannt und vollends zu einem mörderischen, messerwerfenden, auf einer einsamen burg hausenden heidenfürsten Belian umgeprägt, seitdem der Assassinenhäuptling, der scheik der Ismaeliten, der geheimnisvolle Alte vom Berge oder Senior Montanae, durch seine messer einen furchtbaren ruf im abendlande erlangt hatte. der kreuzzugshistoriker Jacob von Vitry nannte ihn 'dominus cultellorum'. mancher muhamedanische fürst fiel unter den meuchlerischen messern seiner sendlinge, wie auch mancher christliche: 1152 graf Raimund von Tripolis, 1193 markgraf Konrad von Tyrus und, was die Deutschen näher berührte, 1231 herzog Ludwig von Baiern. der herr dieser leute selber konnte kaum anders denn als ein grausamer messerwerfer auf seinem bergschlosse gedacht werden. die annahme eines einflusses dieser merkwürdigen historischen figur auf den messerwerfenden burgherrn Belian in Wolfd. D scheint der eigentümliche zug zu bestätigen, dass der böse heide den ritter an der hand über den hof vor das bild des Todes führt mit den worten:

'*schouwe, ritter edele, daz bilde heizt der Tôt.*
ez bringt dich, degen küene, noch hiute in grôze nôt!'

denn es wurde von dem Alten vom Berge erzählt, er habe vor

[1] vgl. zb. Lactantii Institut. epitome c. 19 (24). Isidor. Etymolog. VII 11, 23.

sich ausrufen lassen, dass er den tod der könige in seiner hand trage[1].

Der hauptstock des Wolfdietrichsabenteuers ist damit erklärt, nur einzelne nebenzüge sind noch unaufgehellt. der burgname scheint romanisch, sowie die zaubereien, die an ähnliche in den Artusromanen vorkommende erinnern, wie denn überhaupt auch die namenformen Belian und Marpalie einen durchgang des stoffes durch französische epen befürworten. noch kann man hinzufügen, dass ebenso wie unsre Belianepisode wesentlich der Pelopssagenfassung des scholion zum Apollonius Rhodius 1, 752 entspricht, noch ein anderes abenteuer vom kampf mit einem ungeheuer, dessen ausgeschnittene zunge vorweisend Wolfdietrich sich der königin als den würklichen sieger einem betrüger gegenüber ausweist, auf ein scholion zu demselben schriftsteller 1, 516 zurückgeht, vgl. DHB IV s. XLIII.

An drei beispielen der mhd. spielmannspoesie des 12 und 13 jhs. ist der einfluss des hellenistischen romans und des spätgriechischen mythus nachgewiesen. wie diese art der antiken poesie um dieselbe zeit auch in die nordische sagenwelt, namentlich Saxos und der Prosaedda übergegriffen hat, davon ein andermal.

Freiburg i. B., 28 jan. und 20 sept. 1893.

ELARD HUGO MEYER.

KRITISCHES UND EXEGETISCHES ZU ALTDEUTSCHEN DICHTERN.

Es sei mir gestattet, diese analecta zu beginnen mit zwei gedichten, die ich selbst soeben, zu einem bändchen vereinigt, neu herausgegeben habe. in der einleitung zu den Zwei altdeutschen rittermæren (Berlin, Weidmann, 1894) haben litterarhistorische erörterungen einen so breiten raum eingenommen, dass es geraten schien, über die wahl einzelner lesarten wie über das ganze kritische verfahren an anderer stelle rechenschaft zu geben.

1. Moriz von Craon.

Mir selbst so wenig wie dem leser habe ich eine augenweide bereitet mit der scharfen heraushebung derjenigen wörter und wörtchen, die einzuschieben mir notwendig oder richtig schien;

[1] Weil in der Histor. zs. 9, 419. Döllinger Akadem. vorträge III 207.

ich wünsche auch gar nicht, dass mein beispiel regelmäfsige nachahmung finde. für diesmal habe ich einen bestimmten zweck dabei im auge gehabt. unter den 42 zusatzwörtern oder wortgruppen, die ich nur zum kleinern teil in übereinstimmung mit Haupt oder Mafsmann eingeschaltet habe, befinden sich nur wenige, bei denen für mich metrische rücksichten entscheidend gewesen sind. wenn ich auch oft genug durch einen metrischen anstofs aufmerksam geworden bin, so habe ich doch nur in zwei oder drei fällen dem vers zu liebe interpoliert. ich wollte mit den vielen ⟨ ⟩ einmal nachdrücklich zeigen, wie oft ein gewissenhafter herausgeber, der mit den idiomatischen eigentümlichkeiten der mhd. dichtersprache rechnet und auch das wenige besondere, was sich einer dichtung von kaum 1800 versen für die eigenart des verfassers entnehmen lässt, zu lernen versucht hat, einer einzigen hs. gegenüber in die lage kommt, den vers 'füllen' zu müssen. ich denke metrisch viel weniger streng als MHaupt und nehme beispielsweise an inhaltlich und sprachlich tadellosen dreihebigen versen oder wenigstens versparen keinen anstofs — und doch habe ich noch weit öfter als er ein wörtchen eingeschoben. wortauslassungen sind die häufigste aller fehlergattungen: ganz besonders aber da, wo die hs. (oder ihre vorlage) ohne absetzung der verszeilen geschrieben ist; denn die unter einander gerückten verse erleichtern ungemein die controle des zeilenumfangs und wortbestandes. — einer unserer jüngsten metriker, AHeusler, dem ich sonst in vielem gegen Lachmann und meine eigene frühere auffassung recht gebe, hält doch in der verteidigung des nur in der minnesängerhs. C erhaltenen textes der Kürenberg-lieder (zb. Mfr. 8, 13: Zur gesch. d. altd. verskunst s. 94) gelegentlich allzu einseitig an dem fest, was metrisch m ö g l i c h ist.

Es schien mir aber die heraushebung der restituierten wörter auch noch einen andern nutzen zu gewähren: die verschiedenen gründe der auslassung, meist solche fürs auge, treten schon bei einem raschen überblick zu tage. so die verwechselung zweier wortausgänge in fällen wie 538 *muoz* ⟨*ez*⟩, 833 *wiz* ⟨*ûz*⟩, 960 *ein* ⟨*swan*⟩, 1281 *vil* ⟨*wol*⟩; 576 ⟨*doch*⟩ *ich*, 634 ⟨*daz*⟩ *ez*; seltener der wortanfänge: 561 *wizzet* ⟨*wol*⟩, 1739 *müejet* ⟨*mich*⟩: der schreiber glaubt das mit *z*, *n*, *ch*; *w*, *m* auslautende resp. anlautende nachbarwort schon geschrieben zu haben. ähnliche wortbilder haben den verlust auch herbeigeführt in fällen wie 484

mir ⟨*ie*⟩, 1346 ⟨*dir*⟩ *wie*; selbstverständlich in 1543 ⟨*er*⟩ *erschrikte*, 1709 ⟨*ir*⟩ *irgán*, sehr wahrscheinlich in 1164 *darinn* ⟨*in*⟩, 1435 *hin wider* ⟨*in*⟩, 1401 *ich* ⟨*ir*⟩, 1129 *ich* ⟨*iz*⟩, 1717 *muoz ich* [*h*-ähnliches ȝ!]. — viermal ist nach meiner recension der versanfang verloren (90. 576. 983. 1284), nur einmal der versschluss: 1748, worüber unten näheres. — den artikel habe ich viermal einsetzen zu müssen geglaubt: 208 ⟨*die*⟩ *sicherheit* ist vielleicht nicht unbedingt nötig; die übrigen drei fälle aber bilden eine gruppe, und die ist belehrend:

672 *und sante nách* ⟨*dem*⟩ *maste*
872 *und rouben wolte úf* ⟨*dem*⟩ *mere*
1553 *und erschrac und mit* ⟨*dem*⟩ *munde*

vielleicht erklären sich alle drei beispiele aus enklise des artikels an die praeposition in der vorlage: *náchem*, *ufem* [1], *mittem*, was dem abschreiber nicht geläufig war.

Ich wende mich nun zur besprechung ausgewählter stellen, wobei ich ein paarmal mich mit einem hinweis auf die seitenzahlen meiner einleitung begnügen kann. wo ich einer restitution oder emendation FBechs gefolgt bin, wird man die begründung, soweit eine solche nötig ist, auch in dessen aufsatz Germ. 17, 168 ff finden.

V. 2 ist *mit rede* eine adverbialische bestimmung, die dasselbe besagen mag wie das adv. *redelíche* und die also durch das *von wærlichem mære* des folgenden verses nur variiert wird. im übrigen vgl. Er. 3804 f *als ez diu werlt vernæme und ez ir für kæme*. — v. 21 l. *Deiphebus*, vgl. einl. s. XII[1]. — v. 31 f: ich habe v. 32 hypotactisch genommen (für reguläres *si enherten*) und *reichte* der hs. stehn lassen, obwol ich eine genaue parallele für diesen gebrauch des verbums *reichen* 'sufficere' nicht nachweisen kann. — zu v. 76 vgl. einl. s. XIV. — v. 90. 91 hs. *vnd bereitet sich weyt im lannde* haben wir einen jener fälle, wo der schreiber völlig in die prosa entgleist scheint: den zweiten vers habe ich genau so hergestellt, wie er in der Eneide mehrfach (zb. 4526. 10641) vorkommt (vgl. auch gr. Rud. *β* 5 *witene after deme lande*); das im 12 und im anfang des 13 jhs. so häufig bezeugte *after lande* wird in jüngern hss. oft genug durch *in dem lande* verdrängt, vgl. zb. die laa. zu En. 2418. 8432. die ergänzung von v. 90 wird einer bessern gern platz machen. — in v. 94 scheint

[1] so hat Haupt auch eingesetzt.

Haupt, in der sache Maſsmann folgend, eine verlesung von *was* aus *uns* anzunehmen: davor warnt schon der dem *was* resp. *swaz* genau entsprechende gen. pl. *lande* 95, den M. H. natürlich beseitigen müssen. indem ich mich eng an die hs. anschlieſse, erhalte ich einen guten sinn und brauche nicht mit H. eine 9 verse umspannende parenthese anzunehmen. — v. 142 habe ich die negation, welche Bech fordert, ebensowenig wie v. 32. 188. 205 und sonst eingeführt, weil sie die hs. in derartigen abhängigen conjunctivsätzen niemals überliefert und es auch an frühen belegen für diesen fortfall der negationspartikel durchaus nicht fehlt. — zu v. 144 gleich ein wort über *hete* usw. ich finde es nirgends ausgesprochen, dass *hete* eine junge, nach analogie von *tete* — *tâten* aus dem plural *hâten* erschlossene analogieform ist. noch weit jünger sind die spät und spärlich bezeugten formen *du hetest, wir heten, ir hetet, si heten*, die gleichwol von Lachmann bis Paul herab in allen ausgaben aus der blütezeit spuken, aber genau soweit verwerflich sind, als man *tetest, teten, tetet* fernhalten zu müssen glaubt. — 165 hs. *Ein hart schwêre purde*; die unwillkürliche wahl der prosaischen wortfolge zog im nächsten vers die fast mechanische änderung von *were* in *wurde* nach sich. — v. 177: er tat, was in seinem wissen, in seinen kräften stand. — v. 202: das hsl. *die Rômære* wäre metrisch gewis unanstöſsig, indessen pflegen alte hss. (des 12 und 13 jhs.) den plural 'Romani' deutsch niemals mit dem artikel zu geben, den dann jüngere stets einsetzen. — v. 217. 218: den schwachen acc. zu beseitigen, haben wir umsoweniger recht, als er keineswegs dem sprachgebrauch des schreibers entspricht. die brandstiftung Roms erscheint dem dichter als eine 'maſslosigkeit', etwas unerhörtes, und weil Nero damit den brand von Troja nachahmen will, ist es eine '*ebenunmâze*'. — v. 224—229: die schwierigste stelle in der überlieferung des gedichtes; auch ich glaube nicht sie geheilt zu haben, sondern will durch meinen text nur andeuten, welchen sinn ich dem dichter unterlege. gibt man H.s correctur des *noch an* 224 in *niht in* mit mir als richtig zu, so wird die hauptschwierigkeit auf v. 229. 30 eingeschränkt. dem dichter lag es in erster linie daran, auf den Neronischen brand die sittliche degeneration der Römer zurückzuführen (222—227): und wenn er nach der hs. v. 228 f fortfährt *noch gesiht man manic palas ze Rôme* — so erwartet man als gegensatz: 'aber keine tüch-

tigen menschen, keine ganzen männer mehr'. paläste sind wol übergeblieben, aber keine stammväter für ein wackeres Römergeschlecht: *die frumen lâgen alle tôt!* das *ganzen*, das ich in v. 229 (ἀπὸ κοινοῦ) statt *dhainen* eingesetzt habe, entnahm ich dem v. 230. hier kann *ganz* keinesfalls richtig stehn, denn 1) hat ein derartiger zusammenfassender rückblick (*ganz* ⟨*si*⟩ *alsô verbran*) keinen sinn, nachdem soeben gesagt worden ist, man könne zu Rom noch manchen palas erblicken, 2) widerspricht es durchaus dem mhd. sprachgebrauch, zu sagen: 'die stadt verbrannte *ganz*'[1]; selbst *ganzlîche* würde man hier schwerlich brauchen. — v. 241 *twingen* st. *betwingen* hat schon M. eingesetzt: 1) erregt *begunde betwingen* euphonischen anstofs, 2) pflegt das simplex *twingen* in jüngern hss. auch sonst oft durch das compositum *betwingen* verdrängt zu werden. — v. 294: 'das ist dann hingegen ihr kaufpreis'? auffällig bleibt der reim *e* : *ê*, der einzige im gedicht. — v. 305: der fehler *rue* für *riuwe* scheint zu beweisen, dass in der vorlage in md. weise *ruwe* geschrieben war, was gleichmäfsig als *riuwe* und *ruowe* gelesen werden konnte. — v. 313 (ähnlich 1309) habe ich den schweren versausgang *sîn mac* in *wesen mac* geändert, wie es 358 überliefert ist (vgl. auch 1351). jüngere hss. ersetzen sehr oft das veraltende *wesen* durch *sîn*. — v. 363 schreibe ich *schade ân êre*, wie 1718 auch Haupt geschrieben hat, nicht *sch. an êre*; es ist nur eine stilistische variation des *schade und schande*. — v. 391 *der selbe* (hs. *derselbig*) substantiviert als subject (oder object) zu gebrauchen, ist dem mhd. der guten zeit noch fremd. — v. 407: dass vor *tuge* ein dativ der person zu ergänzen sei, stand mir längst fest, aber ich habe bis zuletzt geschwankt, ob nicht ein mehr pointierter ausdruck hergestellt werden müsse: etwa *der diene sô ez* ⟨*hêrren*⟩ *tuge*. so wie es in meinem text steht, scheinen die beiden ausdrücke *sô ez* ⟨*ime*⟩ *tuge* und *dâ man im gelônen muge*, auf dasselbe hinauszulaufen. doch berührt sich *tugen* auch oft mit *zemen*, und eben mit dieser bedeutung würde die wendung *sô ez* ⟨*hêrren*⟩ *tuge* zu nehmen sein. — v. 422 scheint mir die verdrängung eines unanstöfsigen infinitivs (M. H.) weniger wahrscheinlich, als die ersetzung des altertümlichen genitivs durch den accusativ. — v. 440 *waz lône* nach der hs.; ich sehe keinen grund zur beseitigung des plurals. —

[1] aus diesem gefühl heraus hat Bech das *ganz* durch *gare s'* oder *gar si* ersetzen wollen.

ebensowenig v. 482, wo schon der plur. *leide* im nächsten vers H.s änderung verbietet. — v. 538 *vertragen* 'aushalten, hinunterschlucken' in *verdagen* (H.) zu ändern, liegt kein grund vor. — v. 554 *komet* der hs. kann nur durch einen lesefehler entstanden sein, darum habe ich statt *vart* (H.), das die verderbnis nicht erklärt, *kêret* eingesetzt. nur wegen der sonstigen beziehungen des MvC. zu Chrestiens Cligés erwähne ich, dass dort v. 5817 ff drei ärzte aus Salerno vorkommen. — v. 561 *ir wizzet ⟨wol⟩ daz ich bin*, wie v. 1618 *ir wizzet wol waz man tuot.* — v. 617: ich wagte nicht zu lesen *liebe sîn umbvie* und habe darum *si* ausgelassen, wodurch zugleich die syntaktische form des verses altertümlicher wird; *grôzer*, das H. fortliefs, ist nicht gut zu entbehren. — v. 629 uö. habe ich die *â*-formen von *gân* (*stân*) eingesetzt, die durch reime für indicativ und infinitiv reichlich bezeugt sind und also keinesfalls dem dichter widerstrebten. im conj. hat er die *ê*-formen. — v. 634: viel geld und verstand war nötig, damit (nicht 'ehe' H.) das schiff fertig wurde; auch graphisch ist der ausfall des *daz* vor *ez* ebenso leicht zu erklären wie der eines *ê*. — v. 661: die änderung von M. H. kann nicht richtig sein, denn zu dem singular 'die aufsenwand' kann man nicht *alle samt* sagen; aufserdem lässt sie die entstehung des *enmitten* aus *mit* unerklärt. sehr leicht aber erklärt sich eine verlesung von *alsamitin mite* zu *alsamit inmitten, allesambt enmitten* der hs. nun ist der stoff, mit dem die aufsenwand beschlagen ward, zwar kurz vorher (658) als 'scharlach' bezeichnet worden, aber unter *scarlatum, scharlât, scharlach* wurde wol nicht nur der feinste wollstoff, sondern gelegentlich auch sammt von gleicher färbung verstanden, und jedesfalls hat der feine scharlach ('panus rasilis') des mittelalters in herstellung und äufserer erscheinung mit dem sammet die gröste ähnlichkeit. — v. 667: das schiff kann unmöglich, weil es von aufsen mit stoffen behangen ist, ein *tuochîner kiel* heifsen, wie M. H. im anschluss an die hs. schreiben. wenn wir nun sehen, wie der dichter die vorstellung von dem landschiff zu antithetischen wendungen ausbeutet: 684 *ez stuont an trucknem gestade*, 765 *an einer wise waz sîn habe*, 926 *solt ich ertrinken âne sê*, 1059 f *schif âne wazzer*, so ist es klar, dass man für den *tuechen* einen *truchen*, *truckenen kiel* einsetzen muss; der fehler des schreibers bleibt aus dem unmittelbar vorausgegangenen leicht verständlich. — v. 674 hs. *das Mere Rûder* haben



M. H. nächstliegend als *merruoder* aufgefasst, mit der bedeutung 'steuerruder', die man hier erwartet. dass die lexica ein solches wort nicht aufweisen, würde mich nicht hindern, der auffassung meiner vorgänger zu folgen. aber der dichter hat kurz vorher v. 641 f ausdrücklich gesagt, dass das fahrzeug einem rheinschiff gleichgesehen habe: und auf den rheinschiffen, die er offenbar kannte, wird man das 'gubernaculum' vielleicht als das *mêrre ruoder*, das gröfsere oder hauptruder, aber doch schwerlich als 'meerruder' bezeichnet haben[1]. wer aber zur rechtfertigung von M. H. die verse 676 ff anführen will, müste doch wol *ein mere-ruoder* schreiben, nicht *daz m.*, wie die hs. bietet. — v. 714: obwol ich weifs, dass in der regel das neutrum *banier* heifst und nur das fem. von den wbb. als *baniere* aufgeführt wird, habe ich den vers doch belassen, wie ihn die hs. bot. — v. 727 spiele ich zur rechtfertigung der hsl. la. Haupt zu Er. 8239 gegen Haupt aus. — zu v. 754 vgl. einl. s. VIII. — v. 756 vielleicht *Frankenrîche*. — v. 761 *grâwen* wie v. 28 *tôten und siechen*. — v. 783 könnte man, um das 961 feststehnde *zendâte* (:*hâte*) auch 784 anzubringen, immerhin conjicieren *harte wol gendte*: gesteppte kulter werden öfter erwähnt; aber nach einl. s. IX f nehme ich an doppelformen wie *zendâle* neben *zendâte* keinen anstofs. — v. 784 steht meine besserung der hsl. la. näher als die H.s, und obendrein kann ein 'golter' wol von zindel und mit gold bestickt (*gemâl*) sein, was aber *gemâl von guldîm zendâle* heifsen soll, wüste ich nicht anzugeben, selbst wenn man mir *guldînen* (goldfarbenen?) *zendâl* nachweisen könnte. — die verse 791 f gefallen mir noch nicht recht. — v. 818: M.s änderung 'für je zwei' ist zwar nicht notwendig, aber doch sehr wahrscheinlich. — v. 833 die blanken stahlhosen werden ebenso wie v. 846 der halsberg *wîz* genannt: der ausfall des *wîz* vor *ûz* erklärt sich leicht. — v. 843 die metonymische bezeichnung der angriffswaffe als *êr*, die Bechs änderung voraussetzt, findet Roethe nirgends belegt; aber sie ist doch nicht so anstöfsig, und ich weifs vorläufig nichts besseres. — zu v. 886 vgl. gr. Rud. C[b] 9 f *ich wêne nû ist Anticrist den heiden kumen ze helfe*; so ruft der christliche könig aus,

[1] er sagt von dem ding ausdrücklich: *daz was als daz schif getân*, also war auch das steuerruder durchaus dem bau eines fahrzeugs gemäfs, *daz ze Kölne solte fliezen*. das würde gegen eine heranziehung der folgenden verse sprechen.

wie er die als männer verkleideten heidinnen auf den mauern von Scalun erblickt. — v. 957 *an aller sîner gelæze* der hs. wäre vielleicht trotz den wbb., die nur ein ntr. *gelæze* kennen, zu halten. — v. 960 *ein* ⟨*swan*⟩, der ausfall ist leichter zu erklären als bei *ein* ⟨*snê*⟩ H. — v. 983: der ausfall des ersten wortes begegnet mehrfach, eine umstellung von *er kam* (H.) in *kam er* ist dagegen weniger wahrscheinlich. — zu v. 998 ff vgl. Wig. 484 f *diu ros liefen ledec dâ, als ein stuot wær ûz geslagen.* ich führe parallelen wie diese und die zu v. 886 nur an, weil die fäden, die unser gedicht mit der übrigen höfischen epik verbinden, bisher so spärlich sind: es ist schon von interesse, zu sehen wie sich ihm in ähnlicher situation ähnliche wendungen einstellen, die den anschein litterarischer ausprägung tragen. — v. 1030 habe ich Haupts änderung von *ze raine* in *ze râme* [1] gelassen, wenn ich auch eher übersetzen möchte: 'was er gerade [mit den händen] erreichen konnte'. man könnte vielleicht auch an die *rame*, das gestell, denken, das nach 651 rings um das schiffsverdeck lief: *swaz im zer rame gelac.* — v. 1042 hsl. *auch* < *uch* d. i. *iu*, wie v. 2. 33. 1365. meine wendung 'für wen würde es euch passender dünken' scheint mir der alten sprache mehr gemäfs, als 'für wen wäre es auch passender gewesen'. — v. 1069 f *kalte* : *entwalte* hs. setzt ein praesens *twellen* voraus, das ja obd. und bes. bair.-öst. quellen durchaus geläufig ist. da aber unser dichter v. 1045 *gezelen* : *elen* reimt, so wird er auch *twelen*, *twelte* geschrieben haben, und damit schwindet auch das stf. *kalte*, das ich sonst nur bair., schwäb. und ostdeutsch bezeugt finde, aus seinem wortschatz. — v. 1085: Haupts genitiv *es ist zît* erinnere ich mich nicht, in alten hss. gefunden zu haben: H. ist hier altdeutscher als die quellen. — v. 1092 f: die hs. besagt, dass ihn der knecht in einem baumgarten verliefs, M. H. ändern unnötig 'in einen baumgarten hineinliefs'. — v. 1156 f: der dichter brauchte zuerst eine steigerung, begnügt sich aber dann mit einer gleichsetzung. — zu v. 1164 vgl. Zs. 35, 182 und Zs. 37, 373 die laa. zu Greg. 1923. — v. 1226 hat sich ein sonderbarer schreibfehler auch bei Haupt gehalten: *müede unde lax*, wie ich hergestellt habe, ist eine ganz geläufige verbindung [2], für die ich

[1] den gleichen, freilich sehr naheliegenden lesefehler weist Lexer II 388 n Schilters abdruck von Strickers Karl nach.

[2] *müede unde genouwen* 1235 besagt dasselbe.

nur anführe Flore 5558 f, Krone 19789, Rappolst. Parz. 106, 13; möglich dass sie sich einem schreiber mit *trüebe unde naz* (zb. Trist. 10373) vermengt hat. — v. 1233 f *kome*: *frumme* der hs. habe ich nach md. weise ausgeglichen; ebenso v. 1287. 88. — v. 1237 *entwenken* steht auch v. 446 *ob er sorgen wil entwenken* und mag hier elliptisch gebraucht sein: 'ehe ich mich [aus dem schlafe] losreifsen könnte'. mindestens hat das wort in der vorlage gestanden: *nit wencken* ist zunächst aus *intwenken* verderbt, nicht aus *entwachen*. — v. 1253: meine änderung will besagen 'was er nun ungeschickterweise verscherzte'. Haupts *unküstelichen* führt ein unbelegtes und sowol in der form unhaltbares (es müste *unküstlichen* heifsen) als in dieser bedeutung unwahrscheinliches wort ein. *mit grôzer unküste* 653, das ihm vorgeschwebt hat, ist schwerlich direct zu *unkust* zu stellen (das niemals etwas ähnliches[1] bedeutet), sondern mindestens eine anlehnung an *koste*, also unserem *unkosten* entsprechend. meine änderung ist radicaler, schafft aber kein unbezeugtes wort und keinen so gezwungenen ausdruck wie es Haupts *unküstelichen phlac* sein würde. — zu v. 1299 vgl. einl. s. VIII. — v. 1346 fehlt die angabe der la.: *sage* ⟨*dir*⟩ *wie*] *sage wie* h (H.), *sagiu wie* M. — v. 1358: *drîzec*, die lieblingszahl Freidanks, scheint auch dieser dichter zu bevorzugen: sie steckt in der anspielung auf den bairischen schilling 491 f, dh. den langen schilling zu 30 pfennigen (Schmeller-Fr. II 398); verdoppelt in *sehzic* 1329. — v. 1373 hs. *so wisset ir doch*, ausweichen in die prosaische wortfolge. — v. 1457 *wil sie mich armen* wäre metrisch und grammatisch immerhin zu ertragen, aber der ausfall eines *sich über* erklärt sich gar zu bequem. — v. 1468 habe ich Haupts schöne conjectur *sigen* für *sind — gevallen* nicht beseitigen mögen: in einer hs. mit alemannischem anstrich konnte *sigen* wol für eine form des verbum substantivum (Alem. gr. § 353) genommen werden und so die zusetzung des part. *gevallen* notwendig erscheinen. näher liegt freilich die erwägung, dass jüngere obd. hss. oft die neigung zeigen, das umschriebene perfectum an stelle des praeteritums einzuzetzen (vgl. Zs. 37, 383 anm. 1), dass also einfach mit Mafsmann zu schreiben wäre *ir vielen an die mouwen die zäher und ûf die hande.* — v. 1498: *von hinnen* setzen jüngere hss. fast regelmäfsig für einfaches *hinnen* ihrer vorlage. — v. 1501: 'du

[1] ich übersetze 'mit grofsem aufwand'.

weifst nicht, was du da ausrichtest, zu was für einem auftrag du dich hergibst'. H.s conjectur ist durchaus überflüssig. — v. 1539 beseitigen M. H. den guten sinn der überlieferung: 'da schliefen sie beide' = 'da fand er beide schlafen'. — v. 1565 l. *lîp*'. — v. 1592: meine ergänzung *ir hâte der* ⟨*zouber*⟩ *benomen beide witze unde sin* will besagen 'sie war wie verzaubert'[1]; aber es ist einfacher, mit Roethe zu schreiben *der* ⟨*ritter*⟩. jedesfalls suche ich ein substantivum, dessen ausfall sich (graphisch und psychologisch) leichter erklärt, als *der* ⟨*schric*⟩ M. H. — v. 1604 kann Mafsmann insofern recht haben, als wenigstens *sît ez sich* ⟨*sô*⟩ *gefüeget hât* in 1449. 1748 seine stütze findet. — v. 1636 *vergilte* steht deutlich in der hs. und braucht nicht durch *vergibe* ersetzt zu werden. — v. 1650: mein *des* soll dasselbe sein wie H.s *dês*, M.s *deis*. — v. 1672: darauf, dass hier ein fehler steckt, hat mich erst Roethe aufmerksam gemacht. — v. 1677 *an der zît* nach 1761 *an der unzît*. — v. 1692: vielleicht ist *ez* zu streichen, denn *mit maneger hande blüete gemuoset* ist doch nur das gras, nicht die waldbäume. — mit v. 1724 bin ich noch nicht zufrieden; dass aber *von dem* aus *von diu* entstellt ist, scheint nach 101, wo die gleiche verderbnis vorliegt, sehr wahrscheinlich[2]. an H.s emendation ist mir vor allem das scheinbar parallele *des*—*des* mit verschiedenen werten anstöfsig. — v. 1742 l. *riet*'. — v. 1748: wie der schreiber für gut mhd. *ez enst* 1668 die uns nhd. geläufige ausdrucksweise *es sey dann* wählt, so hat er hier für *ez enfüege sich mir* geschrieben *es füege sich mir dann*; den schluss der zeile hat er ferner entstellt, indem er statt des reimworts *sô* das *noch* aus der folgenden zeile vorausnahm. das von M. H. in den text gesetzte *dannoch* (hs. *dann noch*) setzt sich also aus zwei unechten bestandteilen verschiedener herkunft zusammen. — v. 1761 erkannte H. richtig, dass *nichtzit* (über *nuzit*, verlesen) aus *unzit* entstellt sei, er übersah aber — oder verschmähte wegen 'überladung des versfufses'? — die bequeme umänderung von *mich annders* in *michz an der*. — v. 1780 neben meinem vorschlag *sol* ⟨*er*⟩ *die rede rihten* lässt sich auch der von H. mit der modification *sol* ⟨*sich*⟩ *diu rede rihten* verteidigen.

[1] vgl. 1588 *daz was ein michel wunder* und v. 1600 ff *ich wæne ein wunder hie geschiht dâ man immer von saget biz der jüngste tac taget*: also ein starker ausdruck wäre schon zulässig.

[2] vgl. auch die übrigen entstellungen des altertümlichen *von diu*: 254 *wann die*, 1499 *von dannen*, 1772 *vnd da*.

In der einleitung zu MvC. bitte ich zwei kleine versehen zu berichtigen: s. VIII z. 15 v. u. l. 'e) in 4 fällen (2. 33. 1042. 1365)'. — s. XXII z. 11 v. o. l. 'östlichen'.

Die von RMMeyer ADB. 35, 670 angedeutete möglichkeit, der Moriz von Craon sei ein teil des verlorenen und sehnlichst gesuchten Umbehangs, würde in der sprachlichen beschaffenheit des gedichtes kein hindernis finden, während das bekannte Salmannsweiler fragment schon um seines alemannisch gefärbten strengen oberdeutsch willen nicht gut von dem Pfälzer Bligger von Steinach herrühren kann. aber freilich ist auch die neue hypothese hinfällig, sobald mein datierungsversuch für den MvC., vor allem der nachweis der bekanntschaft mit dem Tristan anerkennung findet. mit andern einwänden will ich erst hervortreten, wenn Meyer selbst, von mir nicht überzeugt, sich entschliefsen sollte, die ausführliche begründung seiner ansicht noch jetzt dem druck zu übergeben. sie hat mir im manuscript vorgelegen, aber mich trotz mancher feinen einzelbeobachtung nicht zu überzeugen vermocht.

2. Peter von Staufenberg.

Hier noch weniger als beim vorausgehnden gedicht beabsichtige ich jede einzelne abweichung etwa von Jänickes text zu begründen. es liegt mir mehr daran, an ausgewählten beispielen und gruppen von solchen zu zeigen, welcherlei beobachtungen und gesichtspuncte mich zu einer im verlaufe der arbeit noch mehr und mehr gesteigerten heranziehung der druckversion geführt haben. die mehrzahl der einzelentscheidungen mag sich dann selbst rechtfertigen; nicht alle lassen sich mit gründen verteidigen.

Aber zunächst ein paar worte zur erläuterung und, wo nötig, einschränkung des auf s. IXL f über die spaltung unserer überlieferung vorgetragenen. die möglichkeit, dass ein und derselbe schreiber der urheber zweier abweichenden versionen sein könne, habe ich, da ich ähnliches bisher nirgends ausgesprochen fand, scharf betont, vielleicht etwas schärfer, als es gerade zur erläuterung des vorliegenden textes nötig oder auch nur nützlich war. denn ich bin keineswegs der ansicht, dass unsere beiden versionen, die hs. von ca 1440 und der druck von ca 1483, nun direct aus derartigen zwillingscopien von ca 1320 geschöpft seien. es können recht wol zwischen h und h*, d und d* ein oder mehrere

zwischenstufen liegen, die auch ihrerseits die zahl der abweichungen vermehrten, ja um gewisse variantengruppen vermehrten, die aus der seele meines urcopisten allein heraus keine erklärung finden würden. denn es ist zb. mindestens nicht wahrscheinlich, dass dieser bei der herstellung der einen copie wörter und wortformen grundsätzlich beseitigte, die er bei einer andern ohne anstand durchgehn liefs. so wird in d beidemal der grobmundartliche reim *gen* : *nen* (== *geben* : *nemen*) eliminiert durch änderungen, die sich recht unbeholfen ausnehmen [1]:

	h	d
733	*man welle dir ein ewip gen.*	*man welle dir ein elich weib geben.*
	so soltu dine brüeder nen	*so nym dein bruder, merck mich eben*
885	*du solt frilich min muomen nen*	*du solt meine mumen nemen*
	die ich nie fürsten wolte gen.	*die mochte einem fursten wolgezemen*[2].

eine sprachliche rohheit aus h, der wir in Jänickes texte öfter begegnen, habe ich dagegen nicht als berechtigt anerkannt: ich meine die analogische verlängerung einsilbiger wörter, vor allem substantiva, um ein angefügtes *e*: es kann weder zufall noch tendenz von d sein, wenn hier alle diese formen wie *burge* (d *veste* [3]) 539, *die wyten lande* (d *der witen welt hin*) 611, *Alluff denselben hofe* (d *gar schiere do ze hove*) 764, *künge* (d *künig*) 796. 959, *hare rouffen* (d *har er ziehen*) 1042 fehlen, ohne dass doch jemals der vers geschädigt erscheint. es ist auch gewis kein zufall, dass gerade in den plusversen von h sich diese formen noch widerholt zeigen, so 618ᵃ *wunsche*, 698ᵇ *fründe*. man hat es hier zweifellos mit einer eigentümlichkeit der mutterhs. von h zu tun: aber es ist immerhin nicht ausgeschlossen, dass derselbe schreiber bei einer ersten copie wort für wort der vorlage abschrieb, bei einer spätern die zum füllen des versfufses so bequemen formen seines eigenen brauchs hier und da unwillkürlich einmengte, wie sie ihm auch in eigenen zusatzversen unterliefen.

Diese plusverse von h habe ich fast sämtlich ausgeschieden: sie enthalten regelmäfsig eine zerdehnung des ausdrucks, ein hinzerren der situation, die nur in dem einen falle 524ᵃᵇ um einen

[1] ich gebe die als echt erkannte la. in der schreibung meiner ausgabe.

[2] das braucht doch der könig nicht von seiner nichte, der herzogin von Kärnten zu sagen!

[3] vgl. hierzu speciell noch s. 109.

kleinen zug bereichert wird: der ritter opfert einen ganzen gulden auf den altar! dass sie sich mehrfach in der verdächtigen nähe der illustrationen zeigen, habe ich einl. s. XL hervorgehoben: man könnte diesen grund nur umkehren, wenn es der einzige wäre. der ausdruck ist oft äufserst unbeholfen, wie zb. 636[e—h] *Als sy do fröid gehattent vil Mit liep und fröid und seitenspil, Ze lest uff einen tag allein Nament sy in an ein ein.* und in den 14 reimparen tritt überraschend viel grobdialectisches zu tage, freilich lauter elsässische bindungen des 14 jhs., aber doch zum teil solche, die der dichter sonst nie wider im reim verwendet. so steht durchaus isoliert *mol* : *sol* (*á* : *o* vor *l*!) 464[ab], das einsilbige praeteritum *hat* (: *statt*) 618[a], das part. praet. *gesin* 618[c] (und variante zu 601), der gebrauch von *siten*:*biten* als klingender versschluss 636[a], die schroffe apokope *gezem* : *nem* 636[cd], die leichtere des adv. *wit* (: *zit*) 618[d].

Nur éine pluspartie von h habe ich aus guten gründen aufgenommen: v. 643—656. freilich liegt auch hier nur eine breit ausgesponnene rede vor, die wir als vorerwogen bereits aus 628—634 kennen; aber zunächst fehlen die üblichen verdachtsmomente: a) vers und ausdruck sind ohne anstofs, die 7 reimpare enthalten nicht éine sonst unbezeugte bindung, während oben auf 14 mindestens 5 kamen; b) es ist keine illustration in der nähe. weiterhin aber wird gerade durch diese partie von h eine lesart von d im unmittelbar vorausgehnden abschnitt bestätigt. Petermanns brüder bedauern seine ehelosigkeit und beklagen, dass er voraussichtlich ohne leibeserben sterben wird:

631 *daz er ouch lat kein kindelin?*
daz muoz uns iemer schande sin. — *schaden* h (J.)
vil gerne im git ein fürst sin kint,
davon wir alle geret sint. — *beraten* h (J.)

der dichter ist schon etwas weitblickend, indem er die herren an die möglichkeit einer fürstlichen heirat ihres bruders denken lässt: h geht noch weiter, wenn er ihnen höchst materielle erwägungen dabei unterschiebt. aber gerade auch h in seinen plusversen bestätigt dann wider die richtigkeit der obigen la. von d

645 *soltestu vor zite gan*
und keinen erben nach dir lan,
daz were uns allen schande und leit.
so ist noch manig fürst gemeit

der dir sin tohter gunde wol.

. . . .

652 *des habent er die fründe din.*

natürlich reicht diese letztere erwägung nicht als beweis der echtheit aus, denn die einscbiebung der verse 643—656 in h könnte ja immerhin auf einer frühern stufe der überlieferung erfolgt sein, als die verderbnis von v. 632. 634.

Einen noch stärkern widerspruch zur situation, wie ihn hier h bietet und J. reproduciert, weisen v. 483 f auf. der ritter und die dame haben (von v. 313 ab) zusammen im grase gesessen; jetzt steht er auf und hebt galant auch die fee in die höhe. so richtig d: *huob — mit zuhten von der erde.* h (J.) aber schreibt: *saste — nider uf die erde.*

Solche fehler begeht ein schreiber, der seinen text genau genug zu kennen glaubt, um sich nach erneuter durchlesung gelegentlich streckenweise dem eigenen gedächtnis zu überlassen. und dieselbe sorglose nachlässigkeit tritt weiterhin in einer grofsen fehlergruppe von h zu tage, aus der J. nur den kleinern teil berichtigt hat. wir sahen oben, wie h — so will ich kurzweg auch h* bezeichnen — in den einschubversen sich recht saloppe widerholungen von wörtern und ausdrücken gestattet, wie 636ef *fröid — fröid*, 637gh *allein : an ein ein*, 618f *lieben fründen* — 621 *lieben fründen.* dieselbe gleichgiltigkeit von auge und ohr gegen die widerkehr gleicher oder engverwanter wörter tritt nun auch im ganzen übrigen h-text hervor: wir würden sie wahrscheinlich dem dichter zuschieben, wenn wir nicht zum glück d zur controle besäfsen. ich gebe eine auswahl solcher sünden von h, besonders aus partien, wo sie sich häufen.

212 *schöner wip* — 215 *schöner wip* (*schöner bilde* d)
216 *liehten* (*claren* d) — 217 *liehten*
232 *wunebar* [1] (*rosevar* d) — 233 *wunecliches*
247. 48 *zwar* (*clar* d) : *war*
284 *der ritter* (*sin herre* d) — 287 *der ritter*
311 *nider* — 313 *nider* (*beide* d)
373 *nach dem willen min* — 378 *dem willen* (*der lere* d) *min*
385 *dinen tot* — 387 *dinen jungsten* (*den jungestlichen* d) *tag*
388 *gekrenken* — 389 *krenker* (*schwer* di. *swecher* d)

[1] ursprünglich wol *wunnevar.*

602 *ritterlichen.* (*der tugenthafte* d) — 603 *ritterlichen* (*wunneclichen* d)

1077 *vol zühte* (*bescheiden* d) — 1078 *zühteclichen.*

gewis der hälfte aller beispiele bietet der druck die variation erster stelle. daraus ist zweierlei zu schliefsen: 1) dass n mindesten diese varianten nicht von d* eingeführt sein wer-ı, denn wer unter dem schreiben einen gleichförmigen ausdruck variieren strebt, wird dies in der regel bei der widerholung, :ht aber beim ersten auftreten des wortes ausführen; 2) dass würklich gröfsere absätze überlas und dann niederschrieb; ren es immer nur ein oder zwei verspare gewesen, so hätte ar sehr leicht der vorangehnde ausdruck sich den folgenden terjochen können, die häufigkeit des umgekehrten verhältnisses, :usagen der regressiven assimilation wäre damit nicht erklärt.

Da sich die überschriften sogut wie die abbildungen bereits archetypus unserer überlieferung vorfanden, so kann auch ihr sprünglicher wortlaut, sobald er sich durch übereinstimmung ı hd ermitteln lässt, gelegentlich über die echtheit oder un-ıtheit einer la. entscheiden oder doch zur controle einer aus dern gründen getroffenen entscheidung dienen. das ist zb. der bei v. 539: die überschrift (s. laa. zu 539. 543) bietet nach *uf die veste*, und sie hat diesen ausdruck offenbar entlehnt v. 539, wo er ebenso in d lautet, während h (J.) dafür *burge* gegen dies *burge* und mithin gegen die annahme, dass kehrt etwa d den vers nach der überschrift geändert haben e, sprechen folgende erwägungen: 1) die oben s. 106 betonten ken gegen alle derartigen formerweiterungen in h, 2) Staufen-st auch v. 172 als *sin liebe veste guot* eingeführt worden, d der ausdruck *burg* sonst im gedichte nicht überliefert ist. er den text bei Culemann mit dem bei Engelhardt ver-wird d nicht gerade im verdacht eines metrischen revisors die verse der hs. lesen sich im grofsen und ganzen ent-besser als die des druckes. wo also d trotzdem einen glättern vers bietet als h, da dürfen wir ihn in der ne anstand aufnehmen. ein paarmal tritt noch eine be-von aufsen hinzu: v. 387 *biz ân den jüngestlichen tâg* d örtlich so öfter bei Konrad von Würzburg vor[1]; v. 858

[1] h. einl. s. L anm. 2, wo übrigens v. 608 zu streichen und durch geführten v. 858 zu ersetzen ist.

ez ist alsó gevállen d ist genau = Silv. 5080. im erstern falle fehlt in h der auftact, im letztern ist er zweisilbig. der dichter als ein treuer schüler Konrads strebt aber nach regelmäfsigem wechsel von senkung und hebung, und wo diese von d geboten wird, bin ich dem drucke meistens gefolgt, auch auf die gefahr hin, dass dadurch ein und der andere von d* (öfter unwillkürlich als absichtlich) geglättete vers in meinen text geraten möchte. denn eine gewisse mechanische neigung, den vers auf die rechte silbenzahl zu bringen, ist für d* nicht abzuleugnen: zb. in dem allerdings durchaus vereinzelt dastehnden archaischen v. 520 *nach ältèr gewónheit* hat d ein unpassendes *seiner* eingeschoben. hier zu unbedingter sicherheit zu gelangen, ist unmöglich, denn unser poet ist wie im stil so in der metrik epigone und gehört einer übergangszeit an. so klar es ist, dass er den zweisilbigen auftact meidet, so habe ich doch v. 460 *so geschách mir nie so leide* den leichten fall eines solchen nicht gegen hd beseitigen mögen. von den fällen, in welchen ein mhd. wortbild ◡◡ im versausgang klingend gebraucht erscheint[1], hätte ich (aufser 435 f, wo ich von h und Jänicke abweiche) mit hilfe von d wol noch einen oder den andern (zb. 397 f) eliminieren können: da aber andere beispiele (wie vor allem 1007 f) unanfechtbar gesichert sind, habe ich der versuchung widerstanden[2].

Wenn ich auch im voranstehnden über einige gesichtspuncte, die mich bei der auswahl der lesarten geleitet haben, praecise auskunft geben konnte, so bin ich doch weit entfernt davon, aufgaben wie dieser gegenüber nach festen regeln und grundsätzen zu streben, an die ich mich selbst binden möchte und deren verletzung mir ein kritiker zum vorwurf machen dürfte. ich scheue mich vielmehr ganz und gar nicht, mein verfahren ausdrücklich als ein eklektisches zu bezeichnen: der dichter ist mir hier wie sonst interessanter und wichtiger erschienen als die schreiber und setzer, und wo ich nach dutzendfacher lectüre des werkchens aus meinem — gewis noch immer subjectiven — verständnis seiner eigenart heraus glauben durfte,

[1] *tugent* : *jugent* 25 f. *erhaben* : *durchgraben* 235 f. *knaben* : *haben* 273 f. *tage* : *sage* 397 f. *gebent* : *widerstrebent* 879 f. *lüge* : *trüge* 1007 f.

[2] ich trage noch ein paar kleinere änderungen, meist correcturversehen, nach: v. 76 l. *davon.* — v. 85 l. *zornig.* — v. 282 l. *not so* und dafür la. *note* h (J.) — v. 534 l. *hiemit.* — v. 570 l. *sü.* — v. 989 l. *künig.*

das richtige gefunden zu haben, da habe ich es genommen, gleichviel von wem es geboten wurde.

Marburg, weihnachten 1893. EDWARD SCHRÖDER.

LÜCKENBÜSSER.

1. Aus der nachgeschichte des Wigalois. aus der inhaltreichen einleitung zu Beneckes ausgabe des gedichtes s. xxix ff (vgl. auch Wackernagel-Martin ii 42, § 96 anm. 2; Koberstein ii[5] 167, § 209 anm. 2) wissen wol die meisten leser von der bearbeitung des volksbuchs in jüdisch-deutschen reimen: 'Ein schön Maase. Von König Artis Hof. . . . . Und von dem berühmten Ritter Wieduwilt . . . .', als deren autor (denn so fasse ich das 'gestelt durch' am schlusse des prologs mit Benecke gegen Wackernagel auf) sich der schreiber Josel Witzenhausen nennt. dass er gegen ende des 17 jhs. geschrieben habe, wie bei Koberstein aao. steht, ist jedesfalls unrichtig: die arbeit wird vielmehr noch ins 16 jh. fallen. man kennt das werk seither nur aus JChphWagenseils Belehrung der jüdisch-teutschen red- und schreibart (Königsberg 1699) s. 157—302, und hier erfährt man leider gar nichts über den zu grunde liegenden druck. Wagenseils ausgabe wurde — sonderbar genug — widerholt in den Erzehlungen aus dem heldenalter teutscher nationen, Danzig 1780, s. 375—509. und noch einige jahre später fiel sie einem anonymen schriftsteller in die hände, der den text abermals der reime entkleidete und daraus ein wunderliches und unerfreuliches machwerk schuf: 'Vom Könige Artus und von dem bildschönen Ritter Wieduwilt. Ein Ammenmärchen. (vignette.) Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung 1786' — 264 ss. kl. 8° in guter ausstattung (exemplar in der Marburger universitätsbibliothek). der widmung an die 'tugendsame jungfer Gertraud' folgt eine erste vorrede an dies sein 'herzallerliebstes ammenmütterchen', dann eine 'nachricht an die herren rezensenten', schliefslich ein 'zuruf an die lesewelt', eins immer gespreizter als das andere. das erste stück ist datiert 'Berlin den 7 febr. 1786' und ohne namen unterzeichnet 'Dein ewig dankbarer Sekretär bey —'. die geschichte selbst wird in 3 wochen zu je 7 'abendstündchen' erzählt in dem sattsam bekannten ironisch naiven, mit gesuchten anachronismen und satirischen witzeleien gespickten tone, mit dem

die aufklärungszeit die welt des rittertumes zu tractieren liebte. so reicht die geschichte der entstellung des alten werkes — prosa-auflösung, jüdisch-deutsche knittelreime, travestierende prosa — hinein in die zeit seiner wissenschaftlichen widerentdeckung. denn schon Gottsched und Bodmer kannten das original, von dem dann 1784 JChphAdelung die erste öffentliche kunde und ca 1787 ChphHMyller umfangreiche textproben gab (vgl. vdHagen und Büsching Litt. grdr. s. 135. 142).

2. Der alte druck des pfaffen Amis. Zs. 30, 376 ff hat Steinmeyer zeilengetreu das einzelne blatt eines alten Amis-druckes reproduciert, das auf der Münchener hof- und staats-bibliothek als 'inc. s. a. 1719m 4°' aufbewahrt wird. die elsässische herkunft des druckes erkannte St. sofort, nur fehlte es ihm an material zur feststellung der officin. ich selbst habe das fragment vor jahren nach Berlin entliehen und erinnerte mich der majuskeln, insbesondere des merkwürdigen antiqua-W mit einwärts gekrümmten häkchen und des M noch recht genau, als ich vor kurzem die gleichen lettern in verschiedenen drucken von Joh. Prüss d. ä. von Strafsburg widerfand. die direction der kgl. hof- und staatsbibliothek, deren entgegenkommen ich immer von neuem dankbar zu rühmen habe, gab mir auf wunsch alsbald gelegenheit, das fragment mit der Melusine des Joh. Prüss (vgl. meine Zwei altdeutschen rittermæren s. xxxiii) in dem Berliner exemplar (Yu 751) zu confrontieren und so zu bestätigen, was ich gleich beim ersten anblick des Staufenbergers aus Donaueschingen (d[1] meiner ausgabe) vermutet hatte. Joh. Prüss d. ä. (vgl. Ch. Schmidt Rép. bibliogr. Strasbourgeois iii) hat gedruckt von 1480—1511. ich vermute aber, dass der druck des Amis auch zeitlich nicht weit absteht von dem der Melusine, und da dieser in das jahr 1483 zu fallen scheint, so wird man annähernd so auch den Amis datieren dürfen.

E. S.

DER GERMANISCHE ORENDEL.

Heinzels gehaltvolle schrift über den könig Orendel enthält einen abschnitt 'Entwicklung der Orendelsage', der verfrüht erscheint, weil darin der nordische Aurvandil keine stelle findet[1]. mit der Helenalegende allein lässt sich nicht auskommen. zwar die heimkehrsagen, auf die man bisher, verführt durch einzelne anklänge an die Odyssee, das augenmerk gerichtet hat, müssen aus dem spiel bleiben. aber eine bekannte märchengruppe kommt in betracht, über die wir der kürze halber auf Leskien[2] und Brugmann Litauische volkslieder und märchen nr 9 und Cosquin Contes populaires de Lorraine nr 12 verweisen. auch Buovo von Antona, dessen ähnlichkeit mit dem Orendelgedicht H. s. 30 hervorhebt, gehört hierher, und zwar zu den versionen mit der ungetreuen frau, die ihr kind durch gift aus dem weg räumen will (Cosquin I 142); mir ist er nur in der abgeleiteten fassung des russischen volksbuches bei Dietrich s. 68 ff zur hand, doch ist das wol von keinem wesentlichen belang, da im nachstehnden ohnehin nur umrisse angedeutet werden können; sie dürften genügen für den versuch, der hier gewagt werden soll, aus der litterarischen, halbgelehrten überwucherung den alten volksmäfsigen kern herauszuschälen, nach dem sich das gedicht benennt.

Orendel, der in unscheinbarem gewand an den hof zu Jerusalem kommt, durch tapfre taten in turnier und feldschlacht sich hervortut, wobei ihm engelshände dienstbar sind, endlich (nach dem kampf mit Pelian, wie der russische Bowa beim auszug wider Lukoper, Dietrich s. 86) den beharrlich verschwiegenen namen verrät und mit der hand der königin zugleich den thron gewinnt — das ist, in den hauptzügen deutlich erkennbar, der

[1] die nachstehnden ausführungen sind einer besprechung von Heinzels schrift entnommen, die für den Anz. f. d. a. bestimmt war, aber trotz ihrer gedrängtheit zu umfänglich geriet. die arbeit war im october abgeschlossen, vor dem erscheinen von EHMeyers Quellenstudien zum Orendel (Zs. 37, 325 ff). nachträge, die seither hinzukamen, sind in eckige klammern eingeschlossen. zu einer den stoff bequemer vorlegenden neubearbeitung fehlt die zeit. gut wäre es deshalb, vor dem lesen wenigstens den inhalt von KHM nr 136 'Eisenhans' im gedächtnis aufzufrischen.

[2] citiert als Leskien, wiewol meistens Wollners anmerkungen gemeint sind.

märchentypus von 'Eisenhans' oder 'Goldener' oder 'Werweifs', nur dass das märchen statt der engel, die auch in dem gleichfalls hierher gehörigen Robert dem teufel auftreten, einen hilfreichen eisenmann, waldmenschen oder dgl. nennt. die stummheit Roberts des teufels, welche anderwärts durch eine auf das stereotype 'weifs nicht' sich beschränkende schweigsamkeit ersetzt ist, stammt aus solchen märchen, die von stumm ertragener alptraumqual handeln, und ist nur für einen teil unserer gruppe characteristisch. wenn aber im russischen märchen (Afanassieff vii 117) dem helden auf sein *ne znaju* ('weifs nicht') erwidert wird: 'dann sei du eben der Nesnajko', so hat das sein gegenstück im Orendel (842 ff): '*Got grüez iuch, hêr Grâwer roc, ich kan iuch nit anders nennen, weiz got! Ob ich iuch, hêr, erkante, wie gern ich iuch anders nante!* statt des grauen rockes verwenden die märchen ochsenhaut und blase (Afan. vii 116), andere tierhäute, sogar menschenhaut, die auch im Morolf eine rolle spielt, blase, strohkappe udgl. (Rätsel der Sphinx ii 144. 147). nachdem Orendel den Merzian in die wüste Schalung gejagt hat, ruht er vierzehn tage, ähnlich wie Bowa sich von seinen kraftwerken durch einen vieltägigen märchenschlaf erholt. wenn bei drohender gefahr Bride in des Graurocks kemenate tritt, ihn fragt, ob er schlafe, und auf seine verneinende antwort ihm ansagt, dass eine grofse heeresmacht heranrücke, so ist das ein zug, der ganz ähnlich im russischen märchen begegnet (Dietrich s. 46. 48); in einem kleinrussischen lässt sich Nesnajko von der königstochter durch einen nadelstich in die wange aufwecken (Leskien s. 541). der jungfräuliche ehestand Orendels mit Bride ist, wie H. s. 32 richtig sieht, in asketischem sinn gemeint; aber als motiv stammt er aus unserm märchenkreis (vgl. Beuves bei H. s. 30. 33; Gonzenbach nr 26 und 67): der 'grindkopf' weifs nämlich, dass die braut seine schwester ist, oder der 'gänsejunge' hat schon eine frau, gerade wie Beuves. auch daran ist zu erinnern, dass das trennende schwert auf dem ehebett der königstochter typisch ist für das zweibrüdermärchen (Gonzenbach ii 230; vgl. Gervasius, hsg. v. Liebrecht 101 f); dieses aber kommt hie und da mit zügen aus unsrer gruppe ausgestattet vor, in den 'Goldkindern' (KHM nr 85) hüllt sich der goldene prinz in ein bärenfell, oder der held erwirbt die prinzessin, wie unser Orendel usf., im turnier (Gonzenbach nr 39; Vernaleken bei Cosquin i 72; Sommer nr 7; vgl. auch Wolf Deutsche märchen und sagen

nr 27 mit Cosquin aao.): ein einfluss von dieser seite wäre also nicht undenkbar.

Das märchen kennt nebenfiguren, in der regel schwäger des helden, die auf diesen mit verachtung herabsehen, aber sich von ihm das mal der knechtschaft aufprägen lassen, damit er ihnen gestatte, sich mit seinen verdiensten zu schmücken (Gonzenbach II 240 anm. 2; Grundtvig, übers. v. Leo s. 245; Germ. 15, 180). ihnen entsprechen die heiden Sudan und Merzian; jener behandelt Orendel als '*vilzgebûren*', dieser erklärt ihn für seinen eigenknecht, wird aber nachmals durch Bride auf gnade und ungnade dem angeblichen sklaven überlassen. wenn Orendel die beiden beim spiel antrifft, so ist das dieselbe situation wie im kleinrussischen märchen bei Leskien s. 541 (vgl. ebd. s. 540 die kartenspielenden schlossfrauen, denen der held prächtige kleider abgewinnt). dem verachteten märchenhelden gibt man am königshof ein schlechtes pferd und unbrauchbare waffen (Peter Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien II 184; Wolf Hausmärchen s. 282 f; Asbjörnsen und Moe I 95; Germ. 15, 180; Grundtvig-Leo 244. 247; Zingerle I² 161), die er dann insgeheim mit der wunderbaren, vom hilfreichen Eisenhans udgl. dargereichten ausrüstung vertauscht. an das letztere märchen gemahnen noch die goldnen schuhe, die Orendel vom engel empfängt, der tausch der rosse dagegen vollzieht sich in andrer weise: der dichter lässt das tier, das Merzian dem Graurock leiht, kein verkrüppeltes sein, sondern ein unbändiges, so dass es mit dem unbändigen märchenross verfliefst, das zb. Eisenhans (KHM nr 136) statt des kleppers herbeischafft. das rostige, hölzerne oder sonst untaugliche schwert endlich, das im märchen dem unscheinbaren helden spottender weis eingehändigt wird, gab anlass zu der scene mit dem unechten, splitternden schwerte v. 1600 ff, wobei sich Bride gegen den kämmerling benimmt, wie Siegfried im Siegfriedsliede[1] gegen den ausflüchte machenden zwergkönig Äugel oder auch wie 'Bärensohn' gegen den zudringlichen zwerg (Sphinx I 58 f; II 21). wenn der eifersüchtige Merzian *grimmiclîchen* zu Bride spricht (1466 f): *ist daz nun getân reht, daz ir küssent mînen kneht?*, so gleicht er dem Orlop, der der Druschnewna vorwürfe macht, als sie

[1] an einen zug der tiersage von wolf und stute klingt eine andre stelle an: vgl. v. 2658 ff mit RF CCLXIII; Haltrich Zur volkskunde der Siebenbürger Sachsen, 1885, s. 502 f.

Bowa küsst (Dietrich s. 87; zum küssen vgl. auch ebd. s. 80 mit Leskien s. 538).

So bewegt sich der erste teil des Orendel — nur um diesen handelt es sich — in den bahnen des Eisenhansmärchens; eine ausnahme macht der eingang, doch nur scheinbar. Berger hat die entdeckung gemacht, dass der schiffbruch des Orendel und seine begegnung mit Ise aus dem Apollonius von Tyrus stamme; wenn einzelne züge dieser Orendelscene näher zu dem homerischen vorbild des sophistenromans stimmen, als was dieser selbst berichtet, so findet sich ähnliches in dem französischen Apollonius, dem Jourdain de Blaivies (Dunlop-Liebrecht s. 137). nun beruht aber der Apollonius bis dahin, wo der held die tochter des königs Archistrates heiratet, auf unsrer märchengruppe vom Eisenhans oder Werweifs, und zwar, wie es scheint, auf einer form, welche mit unbehaglichen familienverhältnissen anhebt, wie Bovo d'Antona und seine gruppe, oder mit einer weissagung von elternmord und schwesterehe wie bei Gonzenbach nr 26 und im Seghelijn (H. s. 51 f); denn das reich, aus dem der held entflieht, ist ursprünglich sein väterliches (Rohde Griech. roman s. 418), von lasterhaften zuständen darin berichtet die auf uns gekommene lateinische fassung, die jedoch ihre motive dem weiblichen seitenstück unsrer märchengruppe entlehnt (Rohde s. 420; Archiv f. slav. phil. 2, 622 ff). dass also der Apollonius, dessen zugehörigkeit zu unsrem märchenkreis sich deutlicher als in der lateinischen version in der dem griechischen volksmund entnommenen ausspricht (Hahn nr 50; BSchmidt Griech. märchen s. 7 anm.; Rohde s. 421), einfluss auf den Orendel gewann, ist sehr erklärlich. den vermittler braucht nicht erst unser dichter gemacht zu haben, denn wir haben eine spur, dass man auch sonst in Deutschland die verwantschaft des gelehrten romans mit dem volksmärchen erkannte, in das man dann den griechischen namen des helden einschwärzte auf ähnliche weise, wie sich die russische form des märchens mit den namen Lukopero und Polkan aus dem Bowa aufgeputzt hat (vgl. Dietrich s. 43. 46 mit 83 ff. 104 ff).

Durch die Thidrekssage nämlich wissen wir von einem 'Apollonius von Tyra unfern des Rheins', der mithin als landsmann Orendels von Trier ob der Mosel zu denken ist und ihm sagengeschichtlich nahe steht, auch wenn der anklang von Tyra an Trier zufällig und für die localisation des märchens in der stadt

des ungenähten rockes ohne bedeutung sein sollte. aufser dem namen des helden ist fast nichts aus dem roman entlehnt: die briefliche liebeserklärung der Herburg (Rassmann Heldensage II 542) gemahnt an das schriftliche bekenntnis der griechischen königstochter (Rohde s. 410; Hahn I 277), ihr früher tod an den scheintod der andern (Rassmann II 546; Rohde s. 410; Hahn I 279). da auch ihr gatte bald stirbt (Rassmann II 560) und die erzählung fortan seines bruders Iron schicksalen gilt, so erstreckt sich dieser deutsche Apollonius nicht über den ersten teil des griechisch-lateinischen hinaus, gerade wie das volksmärchen, und mit diesem stimmt denn auch sein inhalt überein. durch könig Isung seines väterlichen reiches beraubt, entflieht Apollonius und findet unterkunft in Tyra, wo ihn der Hunnenkönig zum jarl einsetzt. weil er blofs jarl sei und nicht könig, verweigert ihm könig Salomon von Frankreich die hand seiner tochter; diese aber fasst liebe zu dem scheinbar unebenbürtigen und reicht ihm einen apfel, worin er dann den vorhin erwähnten brief findet. ein zweites mal begibt sich der jarl vermummt an Salomons hof: er hatte unterwegs mit einem weibe die kleider getauscht. die prinzessin erkennt ihn und wirft ihm einen apfel zu mit einem briefe, worin sie abrede zur entführung trifft; dann zieht sie mit ihm nach Tyra — 'ins hühnerhaus' würde das märchen sagen (Wolf Hausmärchen s. 282) — und stirbt. die schliefsliche enthüllung der alten königsherlichkeit ist also weggelassen, dafür aber auch die erniedrigung sehr gemildert, und nur in der vermummung bricht eine erinnerung an die knechtsgestalt des märchenhelden durch (zum kleidertausch vgl. Cosquin I 134. 147). landflüchtig gleich Apollonius ist der märchenprinz bei Schneller Märchen aus Wälschtirol s. 42. der zugeworfene apfel begegnet in unsrer märchenreihe häufig, als zeichen der gattenwahl (zb. Schneller s. 45. 183; Hahn nr 6). wenn Apollonius den wald des königs Salomon verödet und niederbrennt (Rassm. II 553), so mag das auf den zug des märchens zurückgehn, dass der verkappte held den königlichen garten verwüstet (Hahn II 198; Afanassieff VIII 603 = Dietr. s. 44; Müllenhoff Sagen s. 423). möglicherweise war dem verfasser neben der version des märchens, worin der kleidertausch vorkommt, auch diejenige bekannt, wonach sich der held in die haut eines menschen hüllt — falls folgender schluss nicht trügt: Apollonius gewinnt die liebe der königstochter nicht durch musikalische künste

wie sein griechischer namensvetter (vgl. auch Bowa, Dietr. s. 76), sondern durch den zauber eines rings, den er ihr ansteckt — ein aus dem Morolf bekanntes motiv; seine schwägerin, von der er den ring hat, drückt spuren in den schnee, ähnlich wie Markolf; da nun diese beiden scenen im Morolf so nahe beisammenstehn, dass sie bei Vogt I p. XXII auf derselben seite sich finden, und diese seite auch noch Morolfs verkleidung in Bermans haut berichtet, so liefse sich denken, dem verfasser des Apollonius sei bei der oben gemutmafsten verkleidung in menschenhaut der jude Berman eingefallen und das habe ihm den anlass gegeben, die beiden andern scenen nachzuahmen, wobei jedoch zu erinnern ist, dass die geschichte mit den schneespuren nicht sowol im Morolf, als vielmehr in dem entsprechenden Markolfschwanke ihr gegenstück hat. wie dem nun sei (und wir können uns hier so wenig auf die trotz Weselowsky und andern noch immer sehr der aufklärung bedürftige Markolffrage als auf die sonstigen bezüge unsers gedichts zu Morolf einlassen), so viel ist klar, dass der Apollonius der deutschen heldensage nach abzug des leichten griechischen anflugs sich als der wolbekannte märchenheld entpuppt, den wir auch im griechischen Apollonius, im Bovo und Orendel widergefunden haben.

Wenn trotz der gemeinsamen herkunft keine merkliche ähnlichkeit zwischen 'Apollonius von Tyra' und 'Orendel' besteht, so liegt das, abgesehen von der verstümmelung des 'Apollonius' zu Irons gunsten, an der verschiedenen tendenz, die dort erotisch-romantisch, hier legendarisch und heroisch ist [1]. gleichwol ist ein nicht unwichtiger berührungspunct vorhanden: der name des königs Isung klingt bedeutsam an den des fischers Ise an, und es ist schwerlich zufällig, dass als dritter vom kindermärchen her der Eisenhans (KHM 136) und der eiserne mann (Sommer nr 2) hinzutritt. die koseform *Îso* enthält wol ein synonymon von *gang* (*Gangolf*, *Wolfgang* usw.), nämlich das auch in nhd. *eisbein* steckende **îsa* 'gang', von einer aus *i* 'gehn' (nhd. *eile*) weitergebildeten wurzel *is* (lit. *eisme*, *eisena* 'gang', skt. *êsha* 'eilen', lat. *ira*, gr. *οἶστρος* 'wut', altn. *eisa* 'sich reifsend schnell bewegen'). wie, im verhältnis zu Ises namen, der des Eisenhans zu beurteilen sei, darüber später; vorläufig sei nur gefragt, ob das wort *Îse*, das für einen fischer nicht besonders bezeichnend ist, viel-

[1] vgl. das widerum andre gepräge des asketischen 'Robert der teufel'.

leicht sprechender werde, wenn Ise so schon hiefs, ehe er nach dem vorbild des griechischen romans zum fischer ward. damals muss er dem Eisenhans geglichen haben, bei dem der held sich aufhielt, bevor er an den hof kam. dass Eisenhans seinen jungen schützling auf den nacken setzt und 'mit schnellen schritten' in den wald trägt, will nicht viel sagen; aber der entsprechende waldmensch des dänischen märchens, der den königssohn nicht blofs hinein, sondern nachmals auch heraustrăgt, bewegt sich mit wunderbarer schnelle (Grundtvig s. 234. 235 f), im tschechischen märchen aber entführt der 'ritter' den jüngling durch die luft (Leskien s. 539). wo vollends die sache so gewendet ist, dass der riese, drakos udgl., dem entflohenen prinzen mit windeseile nachsetzt (Cosquin I 138 ff. 152 ff; bei Leskien s. 380 durchmisst der flüchtling drei länder in einer stunde), da wäre der name *Iso* erst recht am platze. an welche der beiden versionen die dem Orendel zu grunde liegende erzählung sich hielt, lässt sich wegen der griechischen umgestaltung des Ise nicht mehr erkennen; aber die sonderbare angabe, niemand habe Orendel folgen können, als er aus des fischers hause fortzog (v. 788; Zs. f. d. phil. 22, 488; Heinzel s. 26 f), scheint ein verblasster märchenzug zu sein, der dann für die eile des tragenden oder verfolgenden [1] Ise zeugen würde. im 'Apollonius von Tyra' ist kein platz für den waldmenschen, dessen stelle der nur kurz erwähnte könig Attila mehr belegt als einnimmt; aber vermöge einer leichten verschiebung, die sich an dem märchen (Schneller nr 20) einfach klar machen lässt, ist der alte sagenhafte name, in der form Isung, an dem eroberer hängen geblieben, vor dem der prinz das land räumt. in der ungetrübten überlieferung stand wol die Apolloniusfigur bei einem Ise oder Isung in diensten (vgl. zb. KHM 136; Grundtvig s. 233; Zingerle I² nr 28), und eine nachahmung dieses verhältnisses mag es sein, wenn, gleichfalls nach der Thidrekssage, ein andrer heimatloser heldenjüngling, Sigurd, dem Isung dient (Rassm. II 27 f. 34. 487 ff. 512).

Dass Apollonius von rechtswegen Orendel heifsen müste, ist

[1] wenn Orendel von dem engel, den wir oben s. 115 als vertreter des Eisenhans kennen lernten, v. 717 den auftrag erhält, den grauen rock zu erwerben, so lässt sich damit vergleichen, dass die drakosfigur dem fliehenden prinzen den rat nachruft, sich die haut eines alten mannes als hülle zu verschaffen (Hahn II 198, vgl. I 260; Arch. f. slav. phil. V 21. 22).

sonach nicht eben unwahrscheinlich, zumal da die Orendelsage sogar dem norden bekannt war. die vala Groa, die über Thors kopfwunde ihre zauberlieder sang, ist als frau Aurvandils des kecken bezeichnet, offenbar weil die situation ihr gegenstück im kreise jener sage hat: dem in Thors haupte steckenden stein, der abgebrochenen waffe seines gegners, entspricht der stein, der den Bowa am kopfe verwundet, so dass ihn Druschnewna heilen muss (Dietr. s. 80). auch sonst wird berichtet, die königstochter habe ihren wunden mann verbunden (Wolf Hausmärchen s. 283; Lesk. s. 538) und ist von waffensplittern die rede, die in seinem leibe stecken geblieben sind (Cosq. I 145; Zingerle I² 162 f). der umstand also, dass Thor eine wundenheilerin braucht, eine Groa (*gróa* 'wachsen, verheilen'; *groeða* trans. 'heilen'), zieht die verwante märchenscene herbei, und nun wird ein 'göttermythus' zurecht gemacht, dessen sinn kein andrer ist als der, dass das alte märchen sich zur abwechslung einmal sub specie tonantis darstelle. Thor muss den Aurvandil aus Riesenheim über die Elivagar tragen, wie der waldmensch seinen schützling zur menschenwelt zurückträgt (s. vorhin s. 119); und wenn das märchen von verbotenen türen und von eben solchen brunnen weifs, in die der knabe haar, finger, füfse taucht und woraus er sie vergoldet zurückzieht, so streckt Aurvandil die zehe aus dem behälter, der ihn umschliefst, und erfriert sie in den Elivagar; dieser behälter aber ist ein eisenkorb (*jarnmeiss*), wie seinem träger im märchen der Eisenhans entspricht: Thor ist also an die stelle des eisernen waldmanns getreten. dass er die erfrorne zehe abbricht und an den himmel wirft, stimmt zu der version, wonach die dem Eisenhans entsprechende figur den goldnen überzug des ins verbotene wasser getauchten fingers abstreift und in den brunnen zurückwirft (Leskien s. 540): in der Thorsage ist der brunnen durch den himmel ersetzt, und die erfrorne (eigentlich, wie das märchen ausweist, goldne) zehe steht dort als ein stern *Aurvandils-tá*; es ist wol derselbe, der im ags. *eárendel* heifst, der morgenstern, und dass er zu dem märchenhelden in bezug gesetzt wird, dafür bietet das zweibrüdermärchen, auf dessen verflechtung mit unsrer gruppe oben s. 114 f hingewiesen ward, eine analogie: in der rumänischen fassung geht der kaiserliche prinz, nach seinem sturz in den brunnen, am himmel als morgenstern auf (Kremnitz s. 212; vgl. über sterne im verhältnis zu märchen-

helden Sphinx II 214. 217 f). dass bei den Tschechen unser held mit einem stern auf der stirn gedacht wird (Leskien s. 539; vgl. ein bengalisches märchen bei Cosquin I 151), ist in diesem zusammenhang gleichfalls zu erwähnen. die heilung von Thors wunde wird dadurch vereitelt, dass Thor der Groa die heimkehr ihres gatten meldet; denn diese vergisst vor lauter freude ihre zaubersprüche. hält man dazu v. 1440 des gedichts: *mir sagt diu gotes stimme*, wonach also Bride auf Orendels ankunft vorbereitet ist, gerade wie Brynhild auf Sigurds (Rassmann II 27; vgl. ebd., wie Sigurd all ihre dienstmänner erschlägt, mit v. 1428: *ir hânt mir erslagen mîne man*, auch die vergebliche jagd auf den hengst Grane mit dem rossefang v. 3003 f, Heinzel s. 34), so legt sich die frage nahe, ob nicht die ankündigung der heimkehr durch Thor, wozu wol auch die kirgisische version (Cosq. I 145) sich vergleichen lässt, als neue wendung eines älteren sagenzuges zu fassen sei. unverkennbar leiten die einzelheiten der nordischen überlieferung auf eine Orendelsage, aus der auch unser gedicht geschöpft hat. wir verdanken dies nordische zeugnis dem umstand, dass die nur in einem teil der handschriften beibehaltene angabe, ein sympathiemittel zur lockerung des in Thors haupt steckenden steines sei das wegwerfen solcher steine, zu einer erweiterung einlud: es galt zu begründen, warum der stein bis heute stecke und nicht schon damals entfernt worden sei.

Von dem *jarnmeiss* auf Thors rücken kommen wir auf Eisenhans und den 'eisernen mann' (KHM 136; Sommer nr 2). solche eisenleute sind auch aus andern märchen bekannt (zb. Archiv f. slav. phil. 2, 619), namentlich aus der gruppe vom 'blauen licht' (KHM nr 116; vgl. Myth.[4] 420; III 363); es treten hier mehrere eisenkerle (Wolf Deutsche märchen und sagen nr 18), ein französischer und ein deutscher eiserner mann, ein eiserner Johann, ein ungarischer *roi de bronze*, ein südsibirischer mann aus holz auf (Cosquin I 1. 6. 7. 8), wo die aufzeichnung der brüder Grimm ein schwarzes männchen und die ostflandrische volkssage (Wolf aao. nr 209) ein Rotmützchen kennt, also einen zwerg oder kobold, der auch im kinderspiel vom Eisenmändel eine rolle hat (Liebrecht, Gervas. s. 102; Rochholz Alem. kinderlied s. 406; Wuttke[2] § 119; braunschweigisch heifst es *eisermännchen*, gebildet wie *eiserkuchen* Nordd. sag. s. 370). in dem Hasenhütermärchen (KHM nr 165) hat ein mit eisernem kleidlein angetanes 'isig manndle'

das amt eines schutzgeistes, ganz ähnlich unserm Eisenhans. wie der kobold nach seinem hute 'Hütchen' benannt wird, so begegnet auch 'Eisenhütel' unter seinen namen (Myth.[4] 420). für *Eisenberta* (Myth.[4] 230; III 89 f) liest man *Bercht mit der eisenen nasen* (Schmeller[2] I 270). die eiserne hand, die nach der thüringischen fassung unsres märchens (Sommer nr 2) dem waldmann eigen ist, kehrt auch sonst in volksvorstellungen wider; vgl. die eisernen hände und finger, sichelhände litauischer feld- und waldlure (Sphinx I 74; II 223); die brüste der Kornmutter sind an vielen orten als eisern, selten hölzern bezeichnet, und sie selbst heifst die eiserne Baba (Mannhardt Mythol. forschungen s. 299. 303 ff). die lederne frau im Aargau hat eiserne zähne (Rochholz II 181); wie sie neben der eisernen Berta und Baba steht, so sind die 'ledernen männdlen' oder 'erdleutlein' der schwäbischen sage (Meier s. 54 f) die doppelgänger des Eisenmändels und Eisenhütchens, dem wir vorhin ein Rotmützchen entsprechen sahen, und dem widerum in Pommern ein Rothöschen und Rotjäckchen zur seite tritt (Jahn s. 106), anderwärts ein roter junge (Wolf Beitr. II 331 f). der schluss wird sich nicht abweisen lassen, all diese bezeichnungen seien nach der farbe und dem stoff der götzenbilder und amulettpuppen gewählt (vgl. die eisernen würlinger in ihrem lederharnisch bei Panzer II 24 ff. 390 ff. 568; die rotgekleideten alraunen in der Wiener bibliothek, Wolf Deutsche märchen und sagen nr 327). leder und holz haben keine andre als diese stoffliche beziehung; aber der roten farbe wohnt wie dem eisen eine schadenabwehrende, zauberbrechende kraft inne (Rochholz Deutscher glaube und brauch II 230 f; Liebrecht, Gervas. s. 99 ff; Zur volkskunde s. 395 f. 312). das bild des alps verscheucht den alp (Sphinx II 208 f), metallene tiere steuern dem schaden der würklichen (Liebrecht, Gerv. s. 99); wenn nun der kobold Eisenhütel, Eisenmändel heifst, so richtet sich die vorstellung von ihm nach dem, was man an seiner bildlichen darstellung zu sehen gewohnt war; die eiserne zitze der kornfrau hat von haus aus den sinn des zauberschutzes gegen die den kindern so gefährlichen brüste der Baba, dh. sie gebührt eigentlich nur ihrer puppe. Sphinx II 209 ist der name des Hermes von den an bett- und andern stollen (ἕρματα, ἑρμῖνες) angebrachten bildern abgeleitet; ebenso heifst der Eisenhans, das Eisenmännlein nach seinem bildnis, und vielleicht ist der Stiefeli (Rochholz I 577; II I ff. 120) auf

den im Rätsel der Sphinx II 208 erwähnten stiefel zu beziehen. in einen sagenvorgang wandelt sich die übertragung um, wenn eine solche puppe bei frevelhafter beschimpfung lebendig wird und den vermessenen straft (Sphinx II 189; mit dem daselbst besprochenen *Heinzel* oder *Hansel* vgl. *Hans* in *Eisenhans*).

Thors eisenkiepe, die sich dem tragkorb des kornweibs, der Butzenbercht, des kinderfressers vergleicht (Mannhardt aao. s. 305; Birlinger Schwäbisch-Augsburgisches wörterb. 471—473), stammt also nirgend anders her, als wo auch Perseus seinen schnappsack entlehnt hat (Sphinx II 289). nicht so unmittelbar wie in der ersten hälfte von *jarnmeiss* verrät sich in *Ise* und *Isung* die herkunft vom eisenmann; denn das sind bloſse anklänge an *isen*, deren sinn jedoch für die zauberschnelle des dienstbaren geistes sich trefflich schickt. der name des haupthelden zeigt im nordischen (wo doch *Noregr, Haraldr* begegnen) ein *w*, das in *Ôrendel*, ags. *edrendel* eingebüſst, aber in langobard. *Aurivandalus* (a. 720) erhalten ist; der einzige gleichgebildete personenname ist *Gerwentil*, mit dem ihn denn auch Saxos Horvendillsage genealogisch zusammenbringt. man könnte an *wandel* denken und ein synonym von *gang* vermuten: 'mit dem speer wandelnd', 'am morgen seinen gang nehmend', was auch auf das appellativische *eárendel* 'ἑωςφόρος' zutreffen würde; aber die reihe *Gérawan*, *Kérwant*, *Kêrwantil* weist eher auf zusammenhang mit altn. *vanr*, *vandr* 'gewöhnt' (von *ven* 'lieben, sich freuen'), so dass *Gerwentil* der 'speerfrohe' wäre, *Ôrendel* der 'glanzliebende' oder auch der 'morgenfrohe'. auf alle fälle liegt in *Ôrendel* eine hindeutung auf morgenstern und morgenstunde, die dem namen einen glückverheiſsenden sinn gab (vgl. Sphinx II 360). im märchen konnte er als 'prinz Morgenstern' empfunden werden; wie aber das verwante lat. *Aurelius* nicht bloſs an *aurora*, sondern auch an *aurum* gemahnt, so legt sich auch eine andere deutung nah: 'Goldkind', 'Goldener', '*quel dalla coda d'oro*' heiſst der prinz KHM nr 85; Zingerle I² nr 32; Schneller nr 20; der glanz seiner haare wird dem der sonne verglichen (KHM 136, vgl. Leskien s. 385). als kurzform lieſse sich, gebildet wie *Wîgant* (Fick Gr. pers.-nam. s. LIII), ein *Ôsant* denken, worauf das alsdann wie *Ἀσμενόφαντος* (ebd. s. LV) zu beurteilende *Ôsantrîch*, mhd. *Ôserîch* führen könnte; denn Osantrich gehört sagengeschichtlich hierher.

Seine (oder Rothers) brautfahrt beruht der hauptsache nach

auf unserem märchen, nur ist die knechtsgestalt und vermummung abgeschwächt zur angabe eines falschen namens. die bekannte anmutige schuhscene verrät, dass als stoff unser märchen nicht in seiner einfachen gestalt, sondern in der verflechtung zu denken ist, wie es sich bei Gonzenbach nr 61 darstellt [1]. wegen des namens der braut, Oda (vgl. Zs. 1, 21 ff), sei darauf hingewiesen, wie vom 'eisernen mann' (Sommer nr 2) durch das begehren, in der kammer zu schlafen, ein faden herüberführt nach 'Ode und de slang' (Müllenhoff nr 1; hier widerum gleicht die abgelegte schlangengestalt dem abgeworfenen bärenfell in den 'Goldkindern' KHM 85). auch der kampf mit den feinden des schwähers fehlt nicht: Rother besteht den Ymelot; wenn ihm dabei Asprian und Widolt helfen, also dieselbe märchenkumpanei (Sphinx II 357 ff), die auch in Osantrichs diensten steht (Rassm. II 163), so entsprechen sie der 'eisernen schaar' im Eisenhansmärchen, und wir dürfen uns nicht wundern, sie auch als Isungs dienstmannen zu finden (Rassm. II 481. 482; Heldens. 286; über Isung oben s. 119); der morgendliche held Asprian (s. Sphinx II 359) ward für den orendelhaften Osantrich aus einer ganz andern märchengruppe herbeigeholt. die dem märchen gemäfse verbannung ins hühnerhaus ist wie im deutschen Apollonius (oben s. 117) durch eine flucht der liebenden ersetzt; zu dieser umgestaltung bot das märchen selbst einen fingerzeig: viele seiner versionen wissen von einer flucht des helden, die ihn an den hof seines nachmaligen schwähers bringt und die mit ganz ähnlichen umständen erzählt wird, wie in einer andern märchengruppe die flucht eines jünglings und einer jungfrau aus dem riesenhause (vgl. Cosquin I 141; II 27: 'l'épisode des objets magiques qui opposent des obstacles à la poursuite').

Wichtig für uns ist ferner die seltsam zersplitterte geschichte Walthers, die von der heldensage mit Osantrich in bezug gesetzt wird. zunächst lässt sie diesen die kecke tat seiner jugend büfsen: wie er selbst sein weib erlistet, wird ihm die tochter Ospirin (Erka) entführt durch Rodolf, der sich unter falschem namen (Sigurd) einführt, und zwar, noch stark im märchenstile, als alter mann mit blöden augen und tiefem hut (Rassm. II 199;

[1] von den daselbst in Köhlers anm. II 240 angeführten märchen ist vor allem wichtig Dietrich nr 5, wo s. 57 schuhe ohne naht und wie gegossen vorkommen; Rother lässt sie würklich giefsen.

da der werber nicht für sich, sondern für Attila auftritt, so bekommt, damit er nicht leer ausgehe, Erka eine schwester Berta, die mit ihm entflieht). in dritter generation, wenn man so sagen darf, da ja Hildegund nicht die tochter des hauses ist, widerholt sich dann die flucht am hofe der Ospirin-Erka; aber nur eben die flucht, nicht die brautwerbung nach der weise von Osantrich und Rodolf: es ist eine heroisierung der vorhin erwähnten flucht aus dem riesenhause ('Goldfeder und Goldmariechen' und wie diese märchen alle heifsen). aber die abenteuer des gärtnerburschen am königshof fehlen auch bei Walther nicht; er erlebt sie nachträglich am hofe des Asinarius: es ist das kein fürstenhof, sondern der klosterhof von Novalese, wo Walther auf seine alten tage als gärtner eintritt und gelegenheit findet, zwar nicht eine prinzessin zu gewinnen (denn die hat er ja schon in seiner jugend entführt), aber das kloster siegreich gegen widersacher, darunter dreimal gegen einbrechende heiden zu verteidigen (Grimm in den Lat. gedichten des 10 und 11 jhs. s. 105ff). es würde zu weit führen, wollten wir die einzelnen züge dieser klösterlichen sage auf ihren zusammenhang mit dem märchen prüfen; bedeutsamer ist überdies ein andrer bezug. Grimm hat aao. s. 112 auf die ähnlichkeit von Walthers klosterleben mit dem des Heime hingewiesen. dieser lässt sich, unter dem falschen namen Lodvig, von den mönchen aufnehmen und besteht den riesen Aspilian in einem kampfe, dessen schilderung (wie schon Singer erkannt hat, Anz. XVII 124, vgl. Heinzel 28) auffällig an Orendels kampf mit Mentwin erinnert. und noch etwas kehrt in unserm gedichte wider: als der abt dem Heime sein schwert und seine heerkleider vorenthält, springt dieser auf ihn zu, fasst ihn bei der kapuze und schüttelt ihn, dass vier zähne herausfahren, davon einer in den hals, und die erschrockenen mönche nach der kiste laufen, worin Nagelring und seine andern waffen aufbewahrt sind (Rassm. II 672) — kurzum er gebärdet sich so, wie Bride gegen den kämmerer, der das rechte schwert für den Graurock herbeizuschaffen zögert (v. 1600ff); die grundlinien der scene begegnen schon im Novaleser bericht, wo es sich übrigens nur um das ross, nicht um die waffen handelt und das dem gegner in den rachen geschlagene stück bein in anderem zusammenhang erwähnt wird (Grimm aao. s. 110). da die wurzeln der episode bis ins märchen zurückreichen (oben s. 115), so kann sie

im Orendelgedicht nicht erst aus einem historischen [1] vorgang (Zs. 12, 388 f), der viel jünger ist, als selbst die chronik von Novalese, erwachsen sein. auch dass Heime ohne stegreif in den sattel springt (Rassm. II 675), wie das von Orendel widerholt berichtet wird (zb. v. 990. 1651), darf in diesem zusammenhang erwähnt werden. wenn Heime dem könig Thidrek sich verläugnet, schliefslich aber doch bekennt und mit ihm zu fahren einwilligt (Rassm. II 678), so lässt sich das gar wol zu Orendels widerholter verläugnung vor Bride und seinem endlichen geständnis halten. dass er dann die kutte abwirft, wie der verkappte prinz seine niedere hülle, das leitet ebenso auf das märchen zurück, wie vorhin Walthers gärtneramt in Novalese. auf die polnische Walthersage einzugehn, wäre beim zweiten teil unseres gedichtes anlass, der jedoch aufserhalb des hier gesteckten rahmens fällt.

Durch das verhältnis zwischen den gemünchten helden, Walther und Heime, und dem graurock Orendel blicken wir auf einen weltlichen 'Orendel' hindurch, dem schon im 11 jh. die gestalt des kuttentragenden Walther entnommen ward. vermutlich war schon dieser ältere Orendel in einen grauen rock, ein pilgergewand oder dgl. gekleidet, worunter sich seine, wol damals schon ins heroische übertragene märchenherlichkeit verbarg. die chronik von Novalese reicht bis 1048 (Wattenbach Deutsche geschichtsquellen[4] II 181), ist also älter als der früheste, schüchterne hinweis auf den heiligen rock in Trier (nach 1054) und vollends als die urkundenfälschung v. j. 1196, welche jenes gerücht zur gewisheit erheben sollte (Bergers einleitung zum O. s. c f). [vgl. auch Germ. 18, 353.] dass aber der held in der tat Orendel hiefs, bestätigt uns widerum ein nordisches zeugnis, das des Saxo, aus dem ende des 12 jhs., zu dem wir nun übergehn.

Auf einem werd kämpfte Heime mit Aspilian, dessen bei Asprian entlehnter name auf willkürliches schalten mit altem gute deutet; an einem bache ficht Haymon [2] seinen straufs mit dem riesen Thyrsus aus (Zingerle Sagen s. 89): auf einem eiland findet

[1] [EHMeyer tritt neuestens wider (Zs. 37, 344 ff) für diese chronologisch unmögliche herleitung ein. dass bei der ausmalung einzelheiten der geschichtlichen scene vorgeschwebt hätten, wäre immerhin denkbar; aber die drei schlüssel des schreins, worin das David-schwert nicht ist, gleichen den historischen drei schatztruhenschlüsseln kaum mehr als durch die anzahl.]

[2] Haymons stein bei Ambras, der, ein denkmal seiner heldenstärke, die grenze der Wiltener klosteräcker bezeichnet, Zingerle Sagen s. 416, lässt sich

nach Saxo der zweikampf zwischen Collerus und Horvendillus statt, wobei jener *desecto pede* fällt, gerade wie Aspilian erliegt, nachdem ihm Heime ein stück vom beine[1], wie eine pferdelast grofs, abgeschlagen hatte (Rassm. II 675 f). für den namen des Collerus hat WMüller (Zur mythologie d. gr. und d. heldens. s. 156) die richtige beziehung auf das kalte Nordland gefunden; seine schwester Sela scheint nach den seehunden benannt zu sein. was sich hier von der geschichte des Orwentil erhalten hat, wäre, obschon durch die bewahrung des namens wertvoll genug, immerhin dürftig, wenn nicht das übrige, unter anderem namen, in einer fortsetzung unterkunft gefunden hätte.

Horvendillus erscheint bei Saxo als vater des Amlethus. dieser stellt sich närrisch gleich Robert dem teufel; und wie im sicilischen märchen (Gonzenbach II 70) der gänsejunge mit lehmpüppchen krieg spielt, damit jede spur seiner heldenschaft verwischt werde, so versteckt Amlethus seine vorbereitungen zur rache am mörder seines vaters hinter das kindische spiel mit den *lignei unci*. die rachepflicht selbst aber teilt er mit Bowa (Dietrich s. 73), in dessen geschichte die stellung des sohnes zur ehebrecherischen mutter, die den mörder des vaters geheiratet hat, deutlich auf die zugehörigkeit des ganzen zu einer bestimmten, bei Cosquin I 142 (dazu auch Gonzenb. II 67) besprochenen unterabteilung unsrer märchengruppe hinweist[2]. die nachstellungen, denen der prinz des märchens im hause seines stiefvaters ausgesetzt ist, sind in der Hamletsage zum teil umgewandelt in versuche, seine narrheit als verstellt zu erweisen, geblieben aber ist eine lebensgefährliche sendung, jedoch nicht nach einem schwer zu erlangenden heilmittel wie Gonzenb. nr 26, Schneller s. 46, sondern an einen fremden königshof, wohin er einen Uriasbrief zu überbringen hat — gerade wie Bowa (Dietrich s. 90), nur dass hier dies Bellerophontes-motiv an andrer stelle steht. schliefslich tötet er den stiefvater im schlafgemach, widerum wie Bowa (Dietrich s. 112 f; vgl. Hahn II 282 f. 284). die nun sich an-

mit der *ferita Waltherii* zum andenken an den sieg über die feinde seines klosters, Grimm aao. s. 110, vergleichen.

[1] dass er zuvor die rechte hand einbüfst, ist eine verdoppelung, bei der vielleicht die reminiscenz an des Waltharius ähnliche verstümmelung mitspielt.

[2] vgl. namentlich den vergiftungsversuch Dietrich s. 75 mit Hahn nr 6; Wolf Hausm. s. 277; Peter II 181.

schliefsende sage von Hermuthruda (worüber Beitr. 4, 509) geht uns hier ebensowenig an als die frage, woher im ersten teil die züge zur schilderung von Hamlets eigentümlicher narrheit entlehnt seien: beides würde uns in recht verworrene gebiete der sagengeschichte hineinführen. wichtig ist für uns nur das ergebnis, dass jener erste teil nach dem muster des Orendelmärchens gebaut ist, und zwar nach einer fassung, auf der auch Bowa beruht. das verfahren dabei lässt sich unschwer erkennen: die ereignisse, die im märchen zwischen dem aufenthalt daheim und dem beim nachmaligen schwäher liegen, sind herausgebrochen, und der väterliche, vom mörder in besitz genommene hof bildet den schauplatz auch für die dümmlingsrolle und die Bellerophon-ausfahrt — eine verschmelzung, die um so leichter war, als unser märchen gefahrvolle sendungen nicht blofs auf anstiften des ehebrecherischen pares, sondern auch der neider in des schwähers hause kennt. wenn im märchen der tapfre königssohn in lauter kleine stücke gehackt wird, wovon er jedoch durch zauberkraft wider genist (Gonzenb. I 164; II 67. 246; Schott Walach. märchen nr 27; Leskien s. 550 ff), so würkt dies motiv bei Saxo, wo für solche wunder kein platz war, in der weise nach, dass Amlethus als verstellter narr jenes schicksal einem lauscher (Shakespeares Polonius) zu teil werden lässt, *cujus corpus in partes conscissum devorandum porcis effudit* (vgl. auch Leskien s. 551 ob.). was den namen *Amlethus* betrifft, der in der Hrolfkrakesage *Amlódhi* lautet (Ettmüller Altnord. sagensch. s. 358 anm.), so könnte er *hamlodhi* meinen (vgl. *lodinhöfdi* und *hamljótr*) und zum beweis dienen, dass der held des zu grunde liegenden märchens sich mit einem zottelkleide (*lodi* 'lucerna hirsuta') vermummte; über die unsicherheit des anlautenden *h*, die anderseits auch an der form *Horvendillus* schuld ist, vgl. Noreen § 212: vielleicht kommt in betracht, dass für den hehlnamen und den eigentlichen gleichheit des anlauts hergestellt werden sollte. woher haben die Engländer ihr *Hamblett*, *Hamlet*? und woher hat Shakespeare den zug, dass der vater (also, nach Saxo, Horvendillus) durch ins ohr geträufeltes gift umkommt (dazu Sphinx I 303)? gab es etwa eine volkstümliche überlieferung, worin das *ór-* in dem namen des alten königs zum motiv ward, nicht wunderlicher als in der legende vom h. Orendel, den man gegen ohrenleiden anruft (Zs. 7, 558 f)?

Was wir auf deutschem boden gesehen haben, widerholt sich sonach auf dänischem: wie dort verschiedene berichte von einem Orendel auf mehrere generationen verteilt sich aneinander reihen, so sind hier Orendel und Hamlodhi, dh. dieselbe person je nach ihrer verborgenen herlichkeit oder äufseren knechtsgestalt, zu vater und sohn gemacht (vgl. auch die ganz ähnliche anlage des hieher gehörigen märchens bei Wolf Hausm. s. 269 ff mit Cosquin I 150 f und den zahlreichen verwanten). der name Fengo, den Amleths stiefvater führt, hängt wol mit *fengr* 'beute' zusammen (vgl. *fengsællr*) und stammt vermutlich aus dem märchen, sofern der liebhaber der 'treulosen mutter' nicht immer als menschenfresser, drache udgl., sondern auch als räuber bezeichnet ist (Leskien s. 397. 402; Schleicher s. 54); zum oheim des Hamlet wird er nur durch die genealogische verknüpfung, die das alte motiv von der treulosen mutter zu dem einer familientragödie auszuweiten gestattete. es leuchtet ein, dass jeder versuch, in Hamlets mutter die Groa der Thorsage widerzufinden, vergebliche mühe sein muss, denn vom standpunct des märchens aus, das nur e i n e n *Aurvandill hamlodhi* kennt, ist Gerutha eigentlich Horvendills mutter, wie nach Saxo Gervendillus sein vater ist. dieser erschlossene 'Orwentil im lodenrock' aber, dem unser 'Orendel als graurock' entspricht, bestätigt, was s. 126 vermutet worden ist, dass schon der 'weltliche' Orendel ein gewand trug, das ohne sonderliche änderung im schnitt sich ebensowol in die mönchskutte Walthers und Heimes, wie in den ungenähten rock[1] von Trier umwan-

[1] [dass Orendels grauer rock vor wunden schützte (v. 720. 1282), wie das kinderbälglein nach Fischart (Scheibles Kloster VIII 430), ist um so bemerkenswerter, als auch die andre eigenschaft des rockes Christi, sicherheit vor gericht zu gewähren (Heinzel s. 25), jenem natürlich-ungenähten rock, der auch glückshaube, kleidchen, gewandel, westerhemd heifst, zugeschrieben wird (Myth.[4] 728 und nachtr.; Wuttke Volksaberglaube[2] § 579; dazu eine stelle des Theodoros Balsamon, angeführt in Historiae Augustae scriptores, Lugd. Batav. 1671, I 780 f). da sonach die legendarische vorstellung beim volksglauben geborgt hat, ist die frage nicht müfsig, ob jene wunderkraft vielleicht dem graurock schon eigen war, ehe er mit dem rocke Christi identificiert ward, ob etwa der kern unsres märchens ein 'jüngling mit der glückshaube' sei: die glückshaube ist nach isländischem glauben der sitz des schutzgeistes, und es liefse sich denken, dass die haut, in die sich der märchenheld auf des drakos rat einhüllt, aus ihr erwachsen wäre und ursprünglich die geheimnisvolle verbindung mit dem schutzgeiste vermittelte. mehr als diese andeutung lässt sich hier nicht geben. ist sie gegründet, dann

deln liefs. heroisiert, zum epischen stil erhoben, war sicherlich auch dieser weltliche Orendel, der dann bei Saxo und in unserm gedicht historisiert erscheint; daneben aber bestand das schlichtere märchen fort, nicht ohne seinerseits stoffliche rückwürkungen von der epischen gestalt her zu erfahren, denn die älteren jagd- und reiseabenteuer sind häufig durch ritterliches schlacht- und kampfwesen verdrängt.

[Über die Hamletsage steht Zs. 36, 1 ff eine abhandlung von Detter, auf die mich nachträglich prof. Roethe aufmerksam gemacht hat. wichtig daraus sind für uns vornehmlich die nordischen parallelen, worin der held die kosenamen *Ham* oder *Hámall* führt (s. 16), denn es erhellt daraus, dass in *Amlethus* ein anlautendes *h* verloren gieng. wenn in den modernen nordischen sprachen *amlóði*, *amlod*, *amblode* einen narren oder tölpel bedeutet, so liegt, wie auch Detter selbst findet (s. 6), die vermutung nahe, der name des sagenhelden sei in appellativischen gebrauch übergegangen. die beziehung auf *aml*, die den sonderbaren sinn 'verdrusswütend' ergibt (s. 7), sieht nach einer volksetymologie aus, die das vorn verstümmelte wort zu deuten unternahm, und ihr wäre dann die länge des *o* in *Amlóði* zu danken; zur bestätigung dient schwed. *hambloter* 'fjollig' (s. 18), das zwar nur aus der gegenwart bezeugt wird, aber gleichwol altertümlicher sein kann als das, wie es scheint, schon vor Saxos zeiten (s. 6) vorkommende *Amlóði*. aber wäre selbst dies letztere die erste, alte bezeichnung eines narren überhaupt und unsres helden insbesondere, so brauchte es darum nicht übertragung des lat. *Brutus* zu sein, denn dass das märchen auf sie verfiel, dazu bedurfte es keiner anregung[1] durch römische sage (vgl. wie im russ. märchen bei Afan. v 74 der narr von sich selbst als vom Durak spricht). ein einfluss der Brutussage ist an und für sich gar wol denkbar; zeigt doch Ise im Orendel und der Apollonius von Tyra spuren gelehrter einwürkung. die entscheidung aber, würde die gleichsetzung des grauen rocks mit dem rocke Christi nicht blofs auf äufserer ähnlichkeit beruhen, sondern zwei unabhängig entstandene sprossformen der vorstellung von der glückshaut wären in eins gefasst.]

[1] [der zufall will auch sein spiel haben: das isl. *Brjám* (s. 22) hat denselben anlaut wie *Brutus*, das griechische wort, womit Dionysius den lateinischen namen übersetzt, ἠλίθιος, dor. ἀλίθιος klingt von fern an *Amlethus* an, und der verstellte narr *Ambrosius* Germ. 33, 345 sieht aus, als hätte ihn ein *amblode* zur taufe gehalten.]

ob und wie weit entlehnung stattgefunden habe, hängt von der vorfrage ab, woher die Brutussage selber stamme. den anlass gab der name Brutus (Paulys Realenc. IV 508 anm.), den stoff vielleicht unser märchenkreis; wenigstens erinnert das *aureum baculum inclusum corneo cavato ad id baculo* daran, dass der märchenheld nicht blofs sich in menschenhaut steckt, sondern auch seine goldnen tiere in tierhäute (Hahn II 198 vgl. mit I 260; Arch. f. slav. phil. 5, 21. 22). eine nähere erörterung ist hier untunlich, sie würde uns auf das verhältnis einzugehn nötigen, das zwischen unserm märchen und dem 'traum des prinzen' (Sphinx II 144; Arch. f. slav. phil. 2, 638 f. 640; Zs. f. d. phil. 26, 414), sowie dem märchen vom Glasberg obwaltet; als notdürftiger fingerzeig diene der hinweis auf märchen wie Afan. V 74 nr 18 (vgl. Lesk. s. 525 mitte) und das oben s. 129 erwähnte bei Wolf Hausm. s. 269 ff. auch der schwank vom verstellten narren (Liebrecht Zur volksk. s. 141 ff; Germ. 33, 342 ff) scheint aus derselben wurzel entsprossen; sein 'jo je, je jo' gemahnt an das beharrliche 'weifs nit' der Nesnajko-gruppe, und der eingang[1] der zigeunerischen version Germ. 33, 345 zeigt die situation des gütlich ratenden drakos (oben s. 119 anm.), der kuss aber in das antlitz, das der Zmora nicht behagt (Sphinx I 342), dürfte, wiewol gerade hierüber die fassungen weit auseinander gehn, mit dem kuss im Glasbergmärchen (Lesk. s. 525. 526; Afan. V 75) in zusammenhang stehn. anzuführen war dieser schwank, weil er auf eine weniger burleske form zu schliefsen gestattet, woraus der zug stammen könnte, dass der verstellte narr Brutus die mutter erde küsst. so unsicher diese spuren sein mögen, so lassen sie doch der vermutung raum, der ursprung der Brutussage liege im bereich unsres märchens, und die möglichkeit bleibt offen, dass die zwei mit gold gefüllten stäbe[2] der Hamletsage nicht auf dem wege litterarischer

[1] [vgl. auch den sterbenden weiblichen schutzgeist bei Cosquin I 146 nebst Arch. f. slav. phil. 5, 65 oben.]

[2] [bei UJahn Volksmärchen aus Pommern und Rügen I 354 f stofse ich nachträglich auf einen höchst merkwürdigen märcheneingang. von den nachstellungen seiner widernatürlichen mutter und ihres zweiten gatten bedroht, fährt ein prinz über meer zu seiner braut nach Niederland, leidet schiffbruch und rettet sich mit einem diener auf eine insel. da findet er die leiche eines greises nebst einem schriftstück, worin dem, der sie bestatte, alle schätze des verstorbenen zugesprochen werden. nachdem die letzten ehren erwiesen sind, füllt er das vorgefundene gold in ausgehöhlte hollunder-

entlehnung nach dem norden gebracht wurden, zumal sie besser motiviert sind als der heimliche goldstab des Brutus.]

Als nordischer name von Orwentils frau bleibt nur Groa übrig. die Thorsage hielt sich, wie oben gezeigt, an die bedeutung 'heilen', eigentlich aber besagt das mit dem *Grôn*- deutscher namen verwante wort soviel wie ahd. *Wahsanta* und ist vielleicht gerade um des doppelsinns willen an stelle eines älteren gesetzt worden, das nur mit 'wachstum' zusammenhieng: in *Ôspirin* nämlich, das mit *Ôrendel* stabreimbindung gestattet, scheint das gemutmafste wort zu stecken. auf verlust eines *v* vor *s* (der jedesfalls viel älter wäre, als Sphinx II 360 noch angenommen werden durfte) weist nichts bei *ôs*-, das am einfachsten mit *as*- und *ast*-, auch wol *asen*- in *Asinarius* (Förstem. 129; *Asenhari*?) zusammenzustellen ist. eine idg. wurzel *ôs* 'wachsen', deren umständlichere nachweisung nicht hierher gehört, zeigt in lat. *annona* 'ertrag' (Bezzenb. Beitr. 1, 329), got. *asneis* 'lohnarbeiter, mietling', mhd. *arnen* 'verdienen', *asten* '*wuocherhaft* machen' eine bedeutung 'wucher, gewinn', die gestattet, in den mit *ôs*-, *as*- usw. gebildeten namen eine hindeutung auf gedeihen, einkünfte und wolstand zu finden, wie sie für den reichen abt Asinarius und für den könig Oserich nebst seinem kinde Ospirin gar wol passt. durch die kyklische genealogie der heldensage ist das ursprüngliche verhältnis verwischt worden, dass Uosrich, Uospirin, Asen-

stämme, die er an sichrem ort zur verwahrung gibt, um sie auf der heimfahrt von Niederland mitzunehmen. — der erkenntliche tote hat die gröste ähnlichkeit mit dem in der anm. vorhin erwähnten sterbenden greis, der als lohn für sein begräbnis ein wunderross verheifst (Arch. f. slav. phil. 5, 65), und steht wie dieser dem freundlichen drakos gleich. die goldgefüllten stäbe erscheinen demnach genau an der stelle, wo sie nach der im text geäufserten vermutung ihren sagengeschichtlichen ursprung haben müssen, nämlich beim abschied von dem fürsorglichen alten, der den andern fassungen zufolge dem jüngling sich und seine goldnen tiere in hüllen zu stecken rät. da sie mithin einer älteren entwicklungsstufe angehören, als die entsprechenden in der Brutus- und Hamletsage, so ist an eine entlehnung aus diesen beiden, die sich überdies in ihrem einzelverlauf schwer dürfte begreiflich machen lassen, nicht zu denken. Saxo kann also die seinigen gar wol aus alter volksüberlieferung haben, und wenn ihm dabei das baculum cavatum im Livius einfiel, so erklärt sich die ähnlichkeit seiner darstellung mit der römischen genugsam. obschon das pommersche märchen weiterhin den typus von 'Werweifs' aufgibt und in den des 'treuen Johannes' einlenkt — eine ausweichung, der wir hier nicht folgen können —, steht doch die zugehörigkeit des mitgeteilten stückes zu unsrer gruppe aufser zweifel.]

hari die vertreter des königlichen hauses im märchen waren. indem Orwantil als eidam dem stammbaum eingefügt ward, gab er seinen namen auf, doch nicht ohne spuren einer verschmelzung, die in der mittelsilbe von *Ôsantrix* und in dem jungen *ô* von *Ôserich* (statt *Uosrich*) sich zeigen — falls dies nicht auf entlehnung aus Niederdeutschland führt. eine koseform *Ôsant* für *Ôrwantil* (oben s. 123) ist dann nicht nötig anzunehmen; sie würde sich freilich zum namen des Asprian (Sphinx II 358 f) ähnlich verhalten, wie *âbant*[1] zu dem seines bruders Abendrot, und älter als 'abend und morgen' könnte es eine formel '*âbant enti ôsant*' gegeben haben. dass an dem hofe, wo der verkappte held des märchens und ihm nach der der Walthersage das wachstum des gartens zu pflegen hat, die namen von 'incrementum' sprechen, sieht nicht nach zufall aus, besonders wenn wir noch Groa hinzunehmen.

Gieng die nordische sage bei der wahl des vaternamens (*Gervendillus*) von der zweiten hälfte in *Aurvandill* aus, so hielt sich das deutsche gedicht an die erste. ob in *Ougel* ursprünglich *Aur-* anzunehmen sei (Sphinx II 360), oder spielerisch das auge mit dem ohr zusammengebracht ward, lässt sich nicht sagen; sicher ist nur, dass *Ougel* und *Ôrendel* allitterieren und dass jenes von der koseform *Aogo* (Förstem. 181) und dem namen des zwergkönigs *Ôugel* nicht zu trennen ist. von personennamen werden auch *Ouwo* usw. (Förstem. 189) und weiterhin die mit *Aun-* und *Aud-* gebildeten (Förstem. 181. 161; Zs. 3, 144. 151) beizuziehen sein, die zu der wurzel *ev*, *av* (in *ἐνηής*, *aveo*, s. Fick I[4] 357. 170) zu gehören scheinen, und dann wäre *Ougel*, *Ôugel* wol der 'rîche kunic'. dass der einsam stehende name *Ôrendel* lautlichen anklängen folgte, dafür gibt es beispiele. an zwei puncten des nach dem flüsschen *Ôrana* benannten *Ôringouwe* (Bacmeister Alem. wanderungen s. 108) hat sich ein sagenhafter hl. Orendulus eingenistet: für sein grabmal gilt der zwischen Ohrn und Langem gewende liegende Orendelstein, für seine siedelei das angeblich mit dem grab (in würklichkeit einer brunnenstube, s.

[1] das wort steht wol im ablaut mit gr. *ἐπὶ* und *ὄπιϑεν* und gehört samt diesen zu *ὀπώρα* 'spätjahr', *ὀψέ* 'spät, abends'. ähnlich sind skt. *á* und *abhi* in *ápitva*, *abhipitva* 'abend' (Fick I[4] 248) verwendet. altn. *aptann* könnte den nämlichen vocal wie *ὀψέ* enthalten, also hierin dem griechischen wort näher stehn als dem deutschen mit seinem alten *ê*.

Keller Vicus Aurelii s. 38) durch einen unterirdischen gang verbundene Orendelsall, eine im Ohrngau oder Ohrnwald (ebd. s. 14) gelegene besitzung des klosters Mainhard (im 'grofsen walde', *Maginhard*); hatten doch schon die Römer sich durch den flussnamen verführen lassen, die grenzfestung an der *Ôrana*, das spätere *Ôringouwe* oder Öhringen, auf den namen eines Aurelius (Caracalla?) zu taufen (Buck Flurnamenbuch s. 198) — spukt etwa dieser heidnische namenspatron der Römerstadt in dem frommen kuttenträger mit dem etymologisch nahestehnden namen fort? und die von Heinzel s. 14 erwähnten grafen im gau *ad Isina* werden ihren namen *Orentil* infolge davon haben, dass dieser durch den an *Iso* erinnernden gaunamen angezogen ward.

Für Bride scheint neben Ospirin kein platz im ältern Orendel. deutsch übrigens ist der name — vgl. ahd. *Pridker* (Förstem. 282), nebst *Breiding* (ebd. 279). mhd. *brîden* 'flechten, weben' weist nach analogie von *dringen* 'flechten, weben' auf die allgemeinere vorstellung 'dringen' zurück, die in ahd. *breit* 'amplus, opimus' (Ahd. gl. I 219, 15. 21) die besondere färbung von 'gliscere' zeigt; mhd. *brîdel* 'halfter' ist vom dringen, schnüren benannt (*in dem breidel twink ire kinbacken*), vgl. *bhrei* + *s* in mhd. *brîsen* 'schnüren', *brîs*, *brîsem*. es kann neben *breit* ein *brîd* 'gliscens, amplus, opimus' bestanden haben, und so käme *Bride* (ähnlich wie *Gróa*) im sinn ohngefähr mit *Oas-* überein; vgl. dazu mhd. *breite muoter* 'mater ampla' für 'muttergottes', ein ausdruck, den Mannhardt (Myth. zs. 2, 317 anm. 1) noch aus Trierschen hexenacten des 16 jhs. nachweist: *frau Breitte, Breyde, Praitte; ich muste sagen Christo und der Preitten.* der verfasser des legendarischen Orendelgedichts gab der übrigens robust genug geschilderten unirdischen braut einen namen von legendarischem anstrich. das unerweiterte *bhrei* erscheint in lat. *frivolus*, das mit $\pi\varepsilon\varrho\iota\sigma\sigma\acute{o}\varsigma$ synonym, aber auf die üble bedeutung 'supervacuus' eingeschrumpft ist und die edlere 'abundans, amplus' eingebüfst hat; *friare* 'zerdrücken' wendet die grundbedeutung 'dringen' in einer weise, die den zusammenhang von *bhrei* mit *bher* in lat. *ferire*, mhd. *bern*, nhd. *bär* 'rammklotz' erkennen lässt (Fick I[4] 90). dazu die intensiva *borzen*, *bärzen* 'drängen' (Stalder I 205; Schmeller[2] I 284. 285); mhd. *bor* 'empor' (sc. dringend, strebend) und in sog. ironischem gebrauch 'gar wenig' (dem lat. *frivolus* nahestehend); gr. $\varphi o\varrho\mu\acute{o}\varsigma$ 'flechtwerk', $\varphi\tilde{\alpha}\varrho o\varsigma$ 'zeug' (mit $\bar{\alpha}\varrho$ aus $\alpha\varrho\varrho$; vgl. *brîden*

'flechten'); φέρδην = πλέγδην in μεσοφέρδην; φρέω 'dringen lassen, drängen'; φρήν 'praecordia, zwerchfell' (neben φορίνη 'cutis, membrana'; eig. 'geflecht, netzhaut', wie mhd. *slieme* sowol 'praecordium' als 'membrana' ist); lat. *frē-num* 'brldel'.

Wenn, wie Heinzel s. 16 andeutet, ein zusammenhang des namens der königin Bride mit dem des königs Prides im Seghelijn stattfindet (wozu sich Zs. 30, 389 Bonifait und Bonafeide halten liefse), so würde der zeitliche vorrang der Bride gebühren. über den Seghelijn selbst nur wenige bemerkungen. zwei anklänge an sicilische märchen unsrer gruppe seien verzeichnet: der traum im eingang gemahnt an Gonzenb. nr 26 [1], und den sieben schönen heidinnen (Heinzel s. 53. 58) vergleichen sich die sieben feen bei Gonzenb. II 67 nr 67. das einfangen der pferde begegnet nicht blofs im Orendel wider (Heinzel s. 53. 34. 40), sondern auch bei jung Sigurd, auf den schon widerholt anlass war hinzuweisen (Rassm. II 27; oben s. 119. 121). ist es zufall, dass die namen Sigurd und Seghelijn übereintreffen?

Bei der unterschätzung, der noch immer die ungeschriebene dichtung begegnet, lässt sich der einwand erwarten, an der hand der dargelegten verwantschaften sei ein ganz andrer entwicklungsgang zu entwerfen, etwa nach dem beispiel Heinzels, der (s. 88) in Beuves lediglich einen ableger des Apollonius sieht. aber den Apollonius an die spitze zu stellen [2], verbieten schon die indischen parallelen. auf diese bei Cosquin mitgeteilten orientalischen versionen, die für freunde einer mechanischen entlehnungstheorie nach einseitig litterargeschichtlichen voraussetzungen genügen werden, unsern Orendel und Aurvandil aus Indien herzuleiten, müssen wir verzichten einzugehn; klarheit könnte nur eine mythengeschichtliche betrachtung verschaffen, die jedoch einem andern orte vorbehalten bleibt. hier kam es blofs auf den nachweis an, in Heinzels aufstellungen, deren hoher wert im übrigen unangetastet bleibt, sei ein factor übersehen, der bei einem gedicht wie Orendel nicht aufser acht bleiben darf, der volkstümliche.

Stuttgart, im oct. 1893. LUDWIG LAISTNER.

[1] über den 'traum des prinzen' vgl. oben s. 131.

[2] [wie das in dem aufsatz von EHMeyer Zs. 37, 325 ff nun würklich geschehen ist.]

'UBERMUOT DIU ALTE'.

MSD[3] II 312 f findet sich der in der 2 aufl. hier aufgenommene spruch aus dem 12 jh. abgedruckt:

Ubermuot diu alte
diu ritet mit gewalte:
untrewe leitet ir den vanen,
girischeit diu scehet dane
ze scaden den armen weisen.
diu lant diu stânt wol alliche envreise.

Müllenhoff meint, dieser 'wunderschöne' spruch habe 'eine bestimmtere historische beziehung und wird daher besser einmal unter den namenlosen liedern des MSF eine stelle finden'. das kann sich höchstens auf die schlusszeile beziehen. KRaab hat in seiner ersten und einzigen schrift 'Über vier allegorische motive in der lateinischen und deutschen litteratur des mittelalters' (1885) s. 31 anm. 63 den spruch an einen anonymen lateinischen tractat des cgm. 660 geknüpft, wo *Superbia* als erste der *apparitores Saul, qui raperent David* (I Reg. 19, 14) auf einem dromedar geritten kommt. das ist mir sehr unwahrscheinlich, weil da gerade das bezeichnende des spruches fehlt: Superbia als heerführerin auf dem kriegszuge. — dass zunächst *Ubermuot* (die weibliche bildung scheint die ältere, Graff II 688) *diu alte* genannt wird, entstammt sicher der biblischen lehre: Eccli. 10, 14 f: *initium superbiae hominis apostatare a Deo, — quoniam initium omnis peccati est superbia*; Tob. 4, 14: *in ipsa (superbia) enim initium sumpsit omnis perditio*; Sap. 14, 6: *ab initio cum perirent superbi gigantes* — usw. in der kirchlichen litteratur ist darnach die zahl der stellen unübersehbar, an denen *Superbia* als urheberin aller sündhaftigkeit geschildert wird. sie nimmt darum auch in allen beschreibungen des 'conflictus vitiorum et virtutum' den vordersten platz ein. so reitet sie an der spitze einer heerschaar in den prachtvollen versen der Psychomachie des Prudentius 178 ff: *forte per effusas inflata Superbia turmas effreni volitabat equo* — etc., und in den vielen davon abhängigen schriften, über die man einstweilen Raab aao. s. 26 ff. vergleichen möge. besonders beschäftigt sich Gregor d. Gr. häufig mit diesem bilde, am wichtigsten darunter ist die stelle Moralia lib. 31, cap. 44 (Migne 76, 620 D): *tentantia quippe vitia, quae invisibili contra nos praelio regnanti super se superbiae militant, alia more ducum praeeunt, alia more exercitus subsequuntur. neque enim culpae omnes pari*

accessu cor occupant. sed dum maiores et paucae neglectam mentem praeveniunt, minores et innumerae ad illam se catervatim fundunt. ipsa namque vitiorum regina superbia, cum devictum plene cor ceperit, mox illud septem principalibus vitiis, quasi quibusdam suis ducibus devastandum tradit. quos videlicet duces exercitus sequitur, quia ex eis procul dubio importunae vitiorum multitudines oriuntur. quod melius ostendimus, si ipsos duces atque exercitum specialiter, ut possumus, enumerando proferamus. darauf folgt die sehr eingehnde aufzählung, in der *proditio*, *fallacia*, *fraus* (hier v. 2 *untrewe*, bei Prudentius sehr hervorragend neben Superbia) *periuria* genannt werden, und zwar geführt von Avaritia (hier v. 4 *girischeit*). *avaritia* kommt zu diesem platze durch ihre verwantschaft oder identität mit *cupiditas*, die schon biblisch (I Tim. 6, 10 *radix enim omnium malorum est cupiditas*) dazu berechtigt ist. es wird also *mit gewalte* v. 2 übersetzt werden müssen durch: mit heerschaar, mit kriegsvolk (vgl. Lexer I 972). vgl. übrigens noch Hildebertus Cenomanensis in den briefen lib. I nr 10 (Migne 171, 165f).

Daraus ergibt sich meines erachtens, dass dieser spruch, sofern überhaupt als volkstümlich, doch kaum als historisch anzusprechen ist und dem gesichtskreise kirchlicher bildung zugewiesen werden muss. dazu stimmt die beschaffenheit der überlieferung. nach FKeinz Sitzber. der Münchner akademie, philos.-histor. cl., 1869 s. 319 'gehörte das quartblatt, das die verse enthält, zu einer lateinischen handschrift theologischen inhaltes, mit welchem auch die eine seite bedeckt ist. von der andern seite nimmt den grösseren raum ein symbolischer baum mit lateinischen inschriften ein'. ich vermute, dass dieser baum nichts anderes ist als eine 'arbor virtutum et vitiorum', wie sie (ähnlich den 'arbores consanguinitatis') ungezählte male in mittelalterlichen hss. sich findet. auch die erwähnte stelle Gregors weist in den nächsten sätzen schon auf dieses verbreitetste bild hin. darf man demnach diese strophe von sechs versen auch nicht, wie Keinz aao. meinte, für das bruchstück eines 'allegorischen gedichtes' halten, sondern für den gelegentlichen versuch eines theologischen lesers der handschrift, so wird man sie doch schwerlich der namenlosen volkspoesie des 12 jhs. zurechnen können.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

KLEINE BEITRÄGE ZUR ERLÄUTERUNG WOLFRAMS.

1. Willehalm 62, 11 ff.:

sölh süeze an dîme lîbe lac:
des breiten mers salzes smac
müese al zukermæzic sîn,
der dîn ein zêhen würfe drîn.

ich habe auf diesen wunderbar überschwänglichen ausdruck in der klage Willehalms über den tod des Vivianz schon Zs. 33, 127 f hingewiesen und an eine nachahmung in dem gedicht 'Frauenpreis und ritterpreis'[1] (Diutisca I 321 = HMS III 442) erinnert, wo eine dame von ihrem geliebten rühmt:

quæme sîn in daz mer zwô zêhen,
ez müeste deste milter wesen.

aber eine andere, weit interessantere parallele war mir entgangen: in Unser vrouwen klage (her. von Milchsack Beitr. 5, 193 ff) 1293 ff bricht Maria in die worte aus:

des bittern mers salzes smac
der müeste zuckermæzic sîn,
swie daz ein zäher kæm dar in
des bluotes, daz gevlozzen ist
von dînem lîbe, süezer Crist.

Die nachbildung Wolframs an dieser stelle ist evident, wie überhaupt seine klage um Vivianz mehrfach dem dichter von Uvkl. vorgeschwebt hat (s. Milchsack s. 355 f). zugleich aber zeigt sich eine sehr bemerkenswerte abweichung: statt Wolframs *ein zêhen* — *ein zäher*. wie viel schöner ist unserm gefühl nach dieses bild! die trähne ist sonst salzig wie das meer, aber von ihm, dem reinen und guten, würde selbst eine trähne das meer versüfsen.

Sollte der dichter selbständig auf diese leichte und doch so wirkungsvolle änderung verfallen sein? seine lateinische quelle, der Planctus Mariae in der Interrogatio sancti Anshelmi de passione domini (Germ. 17, 231 ff)[2], enthält nichts, was ihn darauf

[1] unter diesem titel hat es ESchröder nach der Leipziger und der verbrannten Strafsburger hs. für das Marburger germanist. seminar drucken lassen.

[2] [vielmehr aus dem Tractatus b. Bernardi de planctu b. M. v., wie Milchsack in einem mir oben entgangenen nachtrag Beitr. 7, 201 f dargetan hat.]

hätte führen können. ich darf hier wol, ohne dem verstorbenen zu nahe zu treten, eine vermutung von KLucae erwähnen, der ich, so geistreich sie ist, doch jetzt nicht mehr beizustimmen vermag: nach ihr wäre *zaher* (oder *zäher*) die echte Wolframsche lesart und *zêhen* ein schon früh in die überlieferung eingedrungener fehler, den vielleicht die schreibung *zeher* im archetypus verursacht hätte. ich will nicht entwickeln, wie mislich diese auf den ersten blick wol bestechende annahme doch bei dem verwantschaftsverhältnis der Wh.-hss. ist; sie entsprang dem wunsche, den dichter von einer vermeintlichen geschmacklosigkeit zu reinigen, die wir ihm nicht gern zutrauen möchten. weitere erwägungen aber haben mich überzeugt, dass wir mit unrecht an dem ausdruck *zêhen* anstoſs nehmen, weil derselbe in dem mhd. sprachgebrauch hinreichend begründet ist. haben ihn doch auch sämtliche hss. unverändert beibehalten — ein zeichen, dass er den schreibern nicht fremdartig erschien — und ein späterer autor, wie wir sahen, ohne scheu ihn widerholt.

Das Mhd. wb. III 861 führt zur erklärung unserer Wh.-stelle an, dass von gewissen gewürzen, zb. ingwer, kleine stückchen *zêhen* genannt würden; es fasst also das wort hier in übertragener bedeutung auf: 'ein teilchen, ein quentchen von dir'[1]. das ist auch gewis der sinn der stelle, aber ich möchte ihn doch in anderer, unserm sprachgefühl näherliegender weise vermitteln. wir gebrauchen heute vielfach das wort 'finger', um damit allgemein ein möglichst kleines glied des menschlichen körpers zu bezeichnen, zb. 'er ist so gesund, ihm tut kein finger (dh. auch nicht das geringste glied) weh'; oder 'wir konnten keinen finger still halten' (dh. zitterten an allen, auch den kleinsten gliedern)[2]. auch mhd. kommt *vinger* in dieser bedeutung vor, zb. Parz. 298, 26 f: *het ob ir ein vinger dort verlorn, dâ wâgte ich gegen mîn houbet* = 'hättet ihr das geringste glied dort verloren, dagegen wagte ich das vornehmste, das haupt, also zugleich mein leben'; j. Tit. 3319, 3: (sein tod wäre mir lieber,) *danne ob dir ein vinger swære* (nhd. etwa: 'als wenn dir nur ein haar gekrümmt würde'); ebda 5942, 2 f: *man wær mich ê begrabende dann ob ich wolt daz im ein vinger swære.* man braucht nur das

[1] ebenso Sterck Die darstellungsmittel des Wolframschen humors s. 20a.
[2] beide beispiele sind im DWb. angeführt, wo aber die in rede stehnde bedeutung von 'finger' nicht besonders hervorgehoben ist.

bei Lexer s. v. *vinger* zusammengestellte material durchzugehn, um noch mehr belege zu finden. in demselben sinne aber wird mhd. auch die bezeichnung für digitus pedis, *zêhe*, verwendet: Konrads Trojanerkrieg 38380 ff:

> *ê dir an dîner zêhen* (: *vlêhen*)
> *solte ein cleiner schade geschehen,*
> *und si daz müeste sehen,*
> *ê lite si grôz ungemach.*

der vordersatz besagt genau dasselbe, als wenn er lautete: *ê dir ein vinger swære.* ähnlich ist eine stelle in Rosenblüts Kaiserin zu Rom (Keller Fastnachtspiele III 1144):

> *er sprach 'an irer minsten zehen* (: *flehen*)
> *wolt ich ir ungern leit lossen thun'.*

wir würden statt dessen sagen: 'an ihrem kleinsten finger'. aus Lexer entnehme ich Suchenwirt 42, 74:

> *manic grôz gesleht zergêt,*
> *daz sîn ein zêhe niht bestêt.*

nhd. etwa: 'dass auch kein atom von ihm übrig bleibt'. als zwei weitere beispiele sind unsere Wh.-stelle und ihre nachbildung im Frauenpreis und ritterpreis anzusehen. hätte Wolfram den markgrafen sagen lassen: 'das kleinste teilchen, ein finger von dir schon müste das meer versüfsen', so würden wir mit dem ausdruck völlig einverstanden sein. das wort 'zehe' aber hat in diesem zusammenhang für uns etwas unedles, verletzendes. wer die angezogenen verse dem sinne gemäfs ins nhd. übertragen will, darf diesen unterschied im sprachgebrauch nicht unberücksichtigt lassen.

Das bild von der zähre wird also nach dem, was unsere betrachtung ergeben hat, doch erst dem verfasser von Uvkl. angehören. was ihn zu dieser abweichung von Wolfram veranlasst haben mag, ist nicht mit sicherheit auszumachen: gewis war es nicht scheu vor der im mhd. gar nicht ungewöhnlichen ausdrucksweise. herr dr Milchsack schrieb mir: '*zäher* ist sentimentaler (als *zêhen*) und ganz im character dieses gedichtes'. ich glaube, dass er damit den grund der änderung getroffen hat.

Schliefslich notiere ich noch eine stelle, die gleichfalls an die worte des Willehalm anklingt, ohne jedoch für die oben behandelte frage in betracht zu kommen. Dietrichs von Glatz gedicht 'Der borte' (vdHagens Ga. I nr 20) v. 73 ff:

ir güete was sô süeze,
und wæren ir die vüeze
komen in des meres vluot,
daz mer daz wære worden guot
von ir vüezen reinen
und von ir wîzen beinen.

2. Will. 307, 1 ff. das zur schlacht ausrückende christen heer ermahnt Gyburg zur menschlichkeit gegen die heiden; auch sie seien ja gottes geschöpfe und nicht alle zur verdammnis bestimmt.

306, 28 *schônt der gotes hantgetât.*
ein heiden was der êrste man
den got machen began.
307, 1 *n u g e l o u b t d a z E l j a s u n d e E n o c h*
f ü r h e i d e n s i n t b e h a l t e n n o c h.
Nôê ouch ein heiden was,
der in der arken genas.
5 *Jôp für wâr ein heiden hiez,*
den got dar umbe niht verstiez usw.

die beiden gesperrt gedruckten zeilen (307, 1 f) sind nicht ganz leicht zu verstehn. San-Marte übersetzt sie höchst unbefangen: 'für heiden sind Elias und Enoch gehalten auch, so glaubt ihr doch'. dass mhd. *behalten* nicht 'wofür halten' bedeuten kann, braucht kaum gesagt zu werden. Elias und Enoch sind nach der bibel (ɪv Reg. 2, 11. Gen. 5, 24. Eccli. 44, 16. 49, 16. Ebr. 11, 5) die einzigen menschen, die nicht gestorben, sondern lebend von der erde entrückt worden sind. auf dieses wunder hat Gyburg schon in der unterredung mit ihrem vater Terramer (218, 16 ff) angespielt: (um Evas schuld willen)

dar umb die hellecîchen vart
Adâms geslähte fuor iedoch,
wan Helîas (l. *Êljas?*) *und Enoch.*
die andern muosen alle queln:
dane kund sich niemen von versteln.

die christen erinnert sie jetzt gleichfalls daran: 'Elias und Enoch sind noch (heute) am leben erhalten — f ü r h e i d e n!' auf diese beiden worte kommt es an.

Ein freund, mit dem ich über unsere stelle correspondierte,

meinte: 'E. und E. haben das vor den heiden voraus, dass sie usw.' diese auffassung wäre sprachlich vielleicht möglich, ist aber durch den zusammenhang ausgeschlossen. denn dem zweck ihrer rede gemäfs kann Gyburg nur solche fälle hier anführen, wo gott in besonderer weise grade heiden seine gnade erzeigt hat. am allerwenigsten aber hat sie veranlassung, zu erzählen, was zwei nichtheidnische männer vor jenen 'voraus haben'. folglich muss der sinn der worte sein: 'E. und E. sind als heiden (dh. obwol sie heiden sind) noch (heute) am leben erhalten'.

Dass die praeposition *vür* im mhd. bisweilen zur hervorhebung des praedicativen verhältnisses dient (= nhd. 'als'), während gewöhnlich in der alten sprache der blofse nominativ erscheint (vgl. MSD II 75 f), zeigt deutlich noch eine zweite stelle bei Wolfram, Parz. 471, 1 f: *sie kómen alle dar für kint, die nu dâ grôze liute sint.* 'sie kamen alle dahin (zum gral) als kinder, die nun dort erwachsene leute sind.' das Mhd. wb. (III 377a, 32) citiert daneben Rol. 305, 14 f (8940 f): *unt wiltu Genelûne gewegen, fur aigen wil ich dir dienen.* dieser stelle sehr ähnlich ist wider j. Tit. 6034, 1: *drî India die wilen im dienent gar für eigen.* auch beim praedicativen accusativ steht *vür* in fällen, wo wir nhd. 'als' anwenden, zb. Parz. 105, 22: *den man noch mâlet für daz lamp;* 735, 11: *(die rîcheit) die der heiden für zimierde truoc;* Wh. 159, 2 f: *ich pin iedoch des selben suon, der si für eine tohter zôch;* Georg 3830 ff: *den hie vor der künic Nabchodonosor ane bette für ein kalp.* bei weiterem suchen werden sich ohne frage noch mehr belege aus der mhd. litteratur nachweisen lassen. eine sammlung zumeist aus späteren quellen bringt das DWb. IV 1, sp. 625 ff[1].

[1] in der oben angeführten Parzivalstelle 105, 22 list d *alsô* statt *für*, und 42, 28 heifst es ohne varianten: *gemâlt als ein durchstochen man;* Greg. 3440: *(zodiacus) der ist als ein rat gemâlet;* Parz. 470, 11 ff: *dâ von der stein enpfæhet swaz guots ûf erden dræhet von trinken unt von spîse, als den wunsch von pardîse.* hat man in diesen und ähnlichen constructionen die ersten spuren des heutigen gebrauches von 'als' beim praedicat zu erblicken? ich glaube nicht, denn in den angeführten beispielen ist das *als* vergleichend (= 'wie'), während unser heutiges 'als' beim praedicat von JGrimm DWb. I 254 wol mit recht als demonstrativ bezeichnet wird. wenigstens hat es sich aus der demonstrativpartikel entwickelt. es scheint mir vorbereitet durch das hinweisende *als* oder *alsô* in fällen wie

Aber nun erhebt sich ein neues bedenken: wie können Elias und Enoch heiden genannt werden? ich meine, mit gleichem recht, wie in den vorhergehnden versen Adam und in den folgenden Noah und Hiob. in einem briefe an MHaupt wundert sich Lachmann (KLachmanns briefe an MHaupt hsg. von JVahlen s. 124), dass im Rheinauer Paulus (Zs. 3, 518 ff) der apostel vor seiner taufe v. 129 *der hêdine man* heifst, obwol er doch jude war. auch Rödiger Zs. 20, 308 bemängelt die bezeichnung. doch machte er selbst mich vor kurzem freundlichst darauf aufmerksam, dass auch in Marien himmelfahrt (Zs. 5, 515 ff) v. 896 f von Paulus gesagt wird: *wand er alrêst hatte sich bekêret von der heidenschaft*. die beispiele zeigen, dass im mhd. *heiden* auch in der allgemeineren bedeutung von 'nicht-christ' gebräuchlich ist, also auch einen juden oder einen frommen der vormosaischen zeit bezeichnen kann[1]. es ist characteristisch für Wolfram, den anwalt der heiden, dass er das wort in diesem weiteren und milderen sinne hier anwendet.

Somit möchten die schwierigkeiten unserer Willehalmstelle wol sämtlich gehoben sein.

3. Will. 458, 11 ff. Willehalm ist nach der entscheidungs-

Nib. 944, 2 ff: *ez hiez Hagne tragen Sîfriden alsô tôten für eine kemenâten*, was Lachmann in den anmerkungen sehr richtig übersetzt: 'tot wie er war'. unser 'als toten' besagt dasselbe, ist aber nicht mehr so nachdrucksvoll. vgl. ferner Wessobr. glaube I, MSD XC 27 (= Bamb. glaube, MSD XCI 52 f): *ih glouba daz er alsô tôter in sîne sîtun geuundot uuart* Parz. 120, 8 ff: *swennerrschôz daz swære .... als unzerworht* (so unzerlegt wie es war) *hin heim erz truoc*; 141, 24: *nu minne i'n alsô tôten*; Wh. 203, 28 f: *wand ich smorgens kuste Vivîanzen alsô tôt*; KvMegenberg 128, 19: *pockes pluot alsô frischez* (dh. so frisch wie es vom bock kommt); neuer Parz. 618, 14 f: *die truogent den bruoder min also toten mit in hinin*; jTit. 5086, 4: *ich wil in alsô tôten minnen beide triulende und an sehende*; 5574, 4: *die wolt er alsô muode* (l. *müeder*?) *bestên mit ritterschaft der lobesbæren*. lehrreich ist die vergleichung von W. Tit. 49, 2: *wan einer der niht ougen hât, der möht dich spüren, gienger blinder* mit der entsprechenden strophe im jTit. (Hahn 678, 2; Zarncke Graltempel s. 52): *gieng er alsô blinder* (dh. blind wie einer, der keine augen hat — 'als blinder'): in der älteren fassung der blofse nominativ, in der jüngeren vorangestelltes *alsô*.

[1] Heyne im DWb IV 2, 800: heide heifst 'im mhd. jeder, der noch nicht oder nicht mehr den orthodoxen glauben an Christum hegt'. dagegen in seinem eignen Wb. II 95: 'ungläubiger schlechthin, auch die menschen vorchristlicher zeit, aufserhalb der juden'.

schlacht trostlos über den verlust des Rennewart; sein bruder, Bernart von Brubant, tadelt seine schwäche: man müsse dem übrigen heere, das auch grofse verluste erlitten habe, ein beispiel der fassung geben:

nu haben manlichen muot!
nâch dem gelîch denn maneger tuot,
den hie vil kumbers twinget
und ouch mit jâmer ringet.

zum zweiten vers (458, 12) bemerkt Paul Beitr. 2, 338: '*denn* ist conjectur: *den* (gewis als artikel verstanden) K, *dir* lmt, *der* n, *als* op. *dir* hat also die meiste autorität für sich und ist richtig: welchem (männlichen sinne) gemäfs mancher gleich dir tun wird'. Paul ist hier leider das opfer eines druckfehlers geworden, der sich von der 2 aufl. an durch alle folgenden hindurchzieht. in der ersten, auf die allein verlass ist, weil sie die einzige ist, deren druck Lachmann selbst überwacht hat, steht: *nâch den gelîch denn maneger tuot.* die von Paul angeführten laa. beziehen sich also gar nicht auf die partikel *denn* vor *maneger*, sondern auf die pronominalform *den* vor *gelîch*. das würde Paul, auch ohne die erste auflage nachzuschlagen, bemerkt haben, wenn ihn nicht der eifer, Lachmann zu corrigieren, blind gemacht hätte. die lesarten für *denn* folgen nämlich im variantenapparat unmittelbar nach: '*denn* m, *denne* K, *dan* l, fehlt n'. das *denn* vor *maneger* ist also nicht 'conjectur', sondern ganz sichere überlieferung, und der dat. pl. *den* vor *gelîch* stammt aus K: nach denen (nämlich nach 'männern', zu entnehmen aus dem adj. *manlichen* v. 11) in gleicher weise (wie wir) dann mancher tun wird[1]. es handelt sich somit hier um die entnahme eines substantivs aus einem vorhergehnden adjectiv, jenen bekannten fall, den Benecke zu Iw. 458 und Haupt zu Er. 7814 (vgl. zu 5532) besprochen haben. Paul kann unsere stelle künftig als hübschen beleg in seinem verdienstvollen abriss der mhd. syntax § 394 citieren.

Marburg, im sommer 1893. JOHANNES STOSCH.

[1] *tuot* ist hier vielleicht nicht absolut gemeint, sondern vertreter des vorangegangenen verbs: = *muot hât.*

ALTDEUTSCHE KLEINIGKEITEN.

In meinem zur 41 *philologenversammlung gegebenen schriftchen 'Altdeutsches' sind eine anzahl bruchstücke der hiesigen bibliothek erwähnt, von denen noch kein abdruck vorhanden ist. einige, die dessen wol wert sind, gebe ich im nachfolgenden und füge dazu ein paar kleinigkeiten, die mir eben zur hand sind.*

I DER HARNISCH DES TOTEN RITTERS.
(Cgm. 5249 nr 45.)

Zwei papierblätter in 2°, *einst als deckelschutz eines gedruckten buches* ('Evangelibuch, Augsburg 1500') *verwendet, zweispaltig in abgesetzten verszeilen von einer hand des* 15 *jhs. beschrieben, enthalten fast den ganzen wortlaut einer erzählung, der ich nach ihrem hauptgegenstand den obigen titel gegeben habe. sonst wenig beschädigt, haben sie durch die scheere des buchbinders den oberen rand und mit ihm auch schrift,* 2—5 *zeilen, verloren; da dieser verlust aber nicht mit sicherheit zeilenmäfsig bestimmt werden kann, habe ich ihn bei der zählung der verse nicht berücksichtigt. die erzählung ist aus den Gesta Romanorum entnommen und steht in Kellers ausgabe (Bibliothek der g. d. nat.-litteratur bd* 23) *s.* 148 *ff; in Cammerlanders ausgabe (Strafsburg* 1538) *s.* XLI. *der gang der erzählung ist in der dichterischen behandlung genau beibehalten und lässt sich mit dem prosaischen text fast satz für satz vergleichen. diese vergleichung ergibt auch, dass unserem gedicht aufser den erwähnten obersten zeilen jeder spalte nur zu anfang und ende einige zeilen fehlen. einen einzigen zug hat der dichter — nicht sehr passend — hinzugefügt, indem er in v.* 48 *die dauer der tätigkeit des ritters auf* 34 *jahre bestimmt, ähnlich der zahl der lebensjahre Christi in v.* 203.

Ob die blätter einer sammlung, entweder aus den Gesta oder von predigtmären udgl. angehört haben, lässt sich nicht bestimmen.

Von den 8 *spalten des bruchstückes fügen sich die des* 1 *blattes leicht aneinander, die des* 2 *blattes aber zeigen eine ganz sonderbare anordnung. es ist nämlich die seite, die ich nach dem prosatext zur ersten machen muste, in der ersten spalte nur ungefähr zu zwei dritteln beschrieben; die zweite spalte zeigt oben zuerst freien raum, dann folgt in roter schrift der titel* 'Von dem geistlichen sin', *und hierauf mit grofser initiale* B *die drei verse:*

Bey dem kayser Pompeio
beteytet vns die geschrift also
Gott der vatter in ewigkeit;

hieran schliefsen sich die verse 162—175. *von den drei versen können die ersten zwei nach dem prosatext der anfang unsrer geschichte sein, der dritte vers aber und das folgende hat damit keine verbindung. — die 2 seite gibt zu keiner erinnerung anlass.*

Die sprache des dichters ist zwar ohne höhern schwung, der vortrag aber fliefsend. die mundart ist die schwäbische mit einigen scharf ausgeprägten besonderheiten. was zur mundart bezug haben kann, ist im abdruck genau beibehalten; graphische eigenheiten dagegen, wie y *für* i, cz *für* z, v *für* u *sind weniger berücksichtigt. die einsätze in v.* 103. 161. 234. 237 *stehn für schrift, die durch beschädigung des papiers verloren gegangen ist, jene in v.* 14. 69 *ergänzen nachlässigkeiten des schreibers; in v.* 160 *steht* in der stat *am rande. die oben an den spalten durch beschneiden erzeugten lücken habe ich, damit der gang der erzählung verständlich bleibe, auf grund des prosatextes mit einigen worten ausgefüllt.*

Der kaiser Pompejus hat verordnet, dass jeder ritter in seiner rüstung zu begraben sei, und wer einen toten beraube, solle selbst getötet werden. nun geschah es einst, dass eine edle stadt von einem wüterich belagert und bereits hart bedrängt wurde. die bürger verzweifelten schon an ihrem heile

[*bl.* 1. *s.* 1. *sp.* 1]

vnd warent alles trostes an,
wan si nit mochten wider staun
den [g]ewalt des kinges reich:
si waren verzagt all geleich.
5 do si also in trübsal waren,
do kam ain ritter ain gefarn
zu die (!) selben statt vil gût
der was kûn und wolgemût
starck frum vnd dar zû fest.
10 do er nû sach den gebrest
und ir grofses herzen laid,
das erbarmet den ritter gemaid.
da nû die burger sachent das,
das [er] ain zierlicher ritter wafs
15 und des leibs ein rechter held,

zů dem ritter aufserwelt
giengen die besten burger do
und sprachen zů im also:
lieber her ir secht hie wol,
20 das wir seyen laides vol
und vor den vieynden vnbehůt
die wellent uns nemen leib vnd gůt;
nů helfent uns zů diser frist
das uns die vient mit irē list
25 nich schaden bringent vnd ze pein,
das wel wir umb ůch dienen sein.
do sprach der ritter wol gitaun:
nů secht ir wol das ich nit haun
harnesch hie zů mieynem leib
30 da mit ich die vyent vertreib;
an harnech bin ich gar etwicht
darumb kan ich ůch helfen nicht.
ein weiser man wass under in;
sprach zu dem ritter: in einer kirche unsrer stadt liegt begraben
[*bl.* 1. *s.* 1. *sp.* 2]
ain ritter edel und wolgetan,
35 der hatt gar gůten harnesch an;
den solt ir im ton ziechen ab,
wann er leit toder in dem grab;
dar mit solt ir ůch wapnen trat,
so můgent ir uns und der stat
40 vor den vieynden erneren wol,
wan ir send aller manhait vol.
der ritter eilet do zů hant
zů dem grab, do er ine fand
den toden ritter unbehůt
45 ligen in seinem harnesch gůt.
den zoch er im ab ze hand
und leit an dafs selb gewand
und strait dar in, das ist war,
wol auf xxxiiii jar;
50 der stat er frid und sůn gewan,
und treib die vieynt all hindan.
do er das volendet hett,

er trůg den harnech an die stett
hin wider zů des grabes spor,
55 do er es hett genumen for.
do nůn der ritter als loblich
gestritten hett und och heftiklich,
der ward dar umb geneidet ser;
über in gieng grofs red enzwer,
60 das er in des kaisers gebiet
sein gebot und gesagt zerbrochen hiet,
das er hett gezogen ab
den toten ritter in dem grab
als sein wapen gewand.
65 die mör kamen do zů hand
von der besen leüten gefär
für den heftigen richter.

der richter lud den ritter vor gericht

[*bl.* 1. *s.* 2. *sp.* 1]

zu der selben stund
und tet im dise wor[te] kund:
70 warum hast du toreter man
wider des kaysers gesagt getaun,
das du dem toten ritter im grab
sein wapen hast gezoge ab?
da mit hastu dein leben verlorn.
75 do sprach der ritter hochgeborn
zů dem richter gar waisslich:
in meinem sin so dunckt mich,
under zwaien übel tat
ist das alwegen mein rat,
80 ob man ain ietweders můss bestaun,
man sol das merer übel laun,
da von sol man alzeit fliehen
und sich von dem mindern ziehen.
nů kan sich der nit wol bewarn,
85 der das gesagt hat übervarn,
der můfs unrecht haün getaün;
noch můfs der mer schuld han,
der ein stat und als ir hör
mit des büttern todes (*hs.* totedes) ker

90 kleglichen wil verderben laun,
das er wol möcht under staun.
vil weger ist, als mich des zimpt,
das er auss dem grab nimpt
den totten ritter sein harnesch gût,
95 das nit so vil schadens tût,
sam das ain ganze stat sol sterben
und von den vieynden gar verderben.
do ich das nû recht vernam,
das man der stat wz so gram
100 do wolt ich ir zû hilf kummen
ich bin an laugnen ich haun genummen
*'es toten ritters harnisch und waffen, aber nicht um ihn zu be-
aubeu, sondern*

[*bl.* 1. *s.* 2. *sp.* 2]

nu zû frume der stat so gût
das die vor schaden w[erd be]hût;
nu haun ich an der selben stet
105 den harnesch hin wider gilet.
hett ich gehabt bösen waun,
dass ich wölt beraubt haun
den toten ritter siener wat,
als man mich für getragen hat,
110 so hett ichs nit hinwider tragen.
ich wil das für war sagen,
das ich dise sach haun
umb gemainen nucz getaun
und dem ritter nit zû laid,
115 das wölt ich schweren ainen aid.
ich hoff ich wöl da mit bestaun,
das ich nichcz unrecht hab gitaun;
wan der ain hauss brinen sech,
der es zû stund den nider brech
120 und liess das füir nit fürbas gaun,
der hette dar an wolgitaun,
ob das haus wurd vernichtet gar,
das wer dann vil bösser zwar
wan dz die ganz stat schaden enpfieng,
125 do das fuir den über gieng.

also haun ich ach getaun,
die wapen ich ginummen haun
dem toden ritter auss dem grab,
da mit haun ich getriben ab
130 die vyent von diser stat gût,
die ich vor schaden han behût;
wan wer die stat von im betûpt
so werent die greber all berûpt
und were leib und gût verlorn.

als der richter dies gehört hatte, sprach er zu denen, die den ritter

[*bl.* 2. *s.* 1. *sp.* 1]

135 hetten vermelt(?) mit gruse gefert (*so*!):
ich find an im kain ursach,
di wese müge also schwach,
da mitt der mensch den bittern tot
verschult hab noch kainerlay nott.
140 sagt mir was gefelt üch wol
wie ich mit im faren sol?
do schwurent sy all ginott,
er hått wol verschuld den tot;
man soll in von der welte ton,
145 er hatt weder frid noch son
umb sein vil grosse missetat,
so er des kaisers gesagt hat
über farn gar gever.
do das erhort der richter,
150 er forcht des kaysers ungenad,
er gieng ab dē rechten pfad
und gab die urtail zû hand,
daz man den kûnen wigant
nemen solt das leben sein.
155 der ritter mûst des todes pein
dar umb laiden, als ich üch sag.
des hûb sich vil iamers klag
von den leyten gemainklich
bayde von arm vnd reich
160 in der stat, die er hett vor
er[lo]st von der vyent spor.

nutzanwendung (*moralisatio*).

[*bl.* 2. *s.* 1 *sp.* 2]

Die stat von der ist gesait,
die hefftigklichen besessen was
von des feigen kinges hass,
165 das ist die welt gar gever;
die hatt geliten manig schwer
von des bosen tüifels ratt,
der si mit gewalt besessen hat
und si teglich fůchte an
170 al zeit mit seinen dienst man:
das send die siben tot sünd,
und teglich schuld als ich euch kind.
die haben die welt umbgeben ser
auf allenweg da hin und her
175 gangen um die selben stat
(*hier fehlt von dem prosatext nichts*)

[*bl.* 2. *s.* 2. *sp.* 1]

(gage macht?)
der edel ritter vor bedacht,
der der stat nů kam zů trost,
vnd si von den vÿenden erlost,
180 das ist Jesus crist der gůt;
der sach die stat unbehuot,
der gieng in die stat hinein,
das ist in diser welt schein,
do er die menschait an sich nam;
185 zwar er waz der stat nit gram,
er laid mit ir ungemach,
vil schier er do ersach,
das die stat nit mocht bestan,
es můst ain streit darum ergan;
190 das ist die welt die wz . . . h wer (?)
von den tüifel gar gefär,
der edel ritter Jesus crist
gieng do zu der selben frist
gar tougen zů dem grab ein
195 in den leib der můter sein,
dar auss er den harnesch nam

unsern vatter Adam,
der lang was gelegen tot,
dem zoch er ab genott
200 und laid an sich die selben klaid
das ist die blôden menschait
und strit durch unsern willen zwar
dar in wol xxxIIII jar,
die weil er gieng auf erdreich
205 wider den tüifel hefftikleich
dem tet er grossen ungemach,
an dem karfreitag das beschach.

da kämpfte er gegen den teufel und besiegte ihn

[*bl.* 2. *s.* 2. *sp.* 2]

da mit die stat difs welt gevâr
ward erlöst aus aller schwer.
210 des gewunnen die iuden leid
zû Jesu Christo grossen neid,
si leiten auf in grosse schuld gross,
das er seins lebens wurde bloss;
zû dem richter Pilato
215 schruwen sy all gemainklich also:
crucifige crucifige eum,
das sprich du solt in kreyzigun.
Pilatus fand an im kain schuld,
da mit er hett verwürck ir huld,
220 das er des todes wirdig wer;
do ward ain vrtail also schwer
von Pilato do gegeben,
das crist verliern mûst sein leben.
Jheseus crist der ritter werd
225 leit hinwider in die erd
seine streitber wapen klaid,
das ist sein hailige menschait,
do sein leib der rûwe pflag
und III tag in der erd lag.
230 also hat uns die menschait sein
erlôst von der ewigen pein,
das ist vil nuzlicher zwar
allē menschlichē geschlecht gar,

das crist die mensch n[am a]n sich,
235 den das all menschen gemainklich
gelitten hetten helliche pein,
das under stůnd die menschait se[in].
die můst darumb sterben do
das geweifssagt also . . . . —

II KLAGE EINES ANGEHNDEN EHEMANNES.

Ein papierblättchen in 8°, *einst einer incunabel* 'Anthidotarius imae' *beigelegt, enthält in schrift des* 15 *jhs. die nachfolgende* ıge. *es führt jetzt die bezeichnung Cgm.* 5249 *nr* 46ᵃ.

O ich armer preutigan!
ich hab miers selbers auf gethan;
ich mocht hinz got ainen aidt gesberen,
in hiet mich kaum allain ze neren;
5 seidt ich nvn sand ritter (?) pin,
gib ich sberdt und pinden [hin?],
das kauft ich erst verdt,
das ist noch wol xß werdt.
wie han ich verzerdt mein iunges leben,
10 das ichs mues in der ee wider hin geben,
und mues mein not darinen pedenken,
und mues voraus (an im allen wol) drei schilingen schenken,
da mit daz ich lass das kindt tauffen,
und dar zu meinem weib ein prawdt in die kindelpet kauffen.
15 o weib zbee hab ich dich genomen!
ich wolt du werst ein wolf und lufest ze holz umben.
also mües ich müe und arbeit haben.
o we mir armen knaben!
mocht ich ier sein mit eren an,
20 so wolt ich erst werden ein piderman,
und wolt mier zwen hochschuech kauffen,
und wolt in das pirg lauffen,
und wolt got lob und ere sagen,
und wolt nimer mer nach kainem ee weib fragen.

4 *hs.* kaym an layn. 5 [*l.* selbdritter? *dh. mit weib und kind* (*v.* 13) *R.*] 12 *die von mir eingeklammerten worte sind wol überflüssig.* 14 *statt* ıwdt *ist vielleicht, wie ein alter brauch vermuten lässt,* kleid *zu setzen.* 15 zbee = zwe (ze wiu) *warum.* 21 hochschuech = *bergschuhe.*

III LIEBESREIME (Cgm. 5249 nr 43).

Ein stück aus einem urkundenbogen, der als schutz für den deckel der Tegernseer hs. 18822 *verwendet war und beim ablösen seine ganze schrift mit ausnahme des namens Schaffhausen eingebüfst hat, enthält auf der freigelegenen seite die folgenden verse von einer hand des* 14 *jhs.*:

Maniger went liebe han
der nie dheins gewan.
Also ist mir öch beschehen,
das müs ich fur warheit jehen;
doch ist frowen gute vil,
der ich wol getruwen wil,
das si ir güte an mir tu;
so wil ich ir dienen spat und frü
und ir willig eigen sin,
die wil ich han das leben min.
Ich bin ein kint das liebe gert;
selig si die mich gewert!
wil si mich nicht geweren,
so müzz ich fröde enberen.

IV SPINNVERS (Cgm. 5249 nr 42c).

Ein pergamentblatt unbekannter herkunft enthält verschiedene kleine lat. einträge und auſserdem das bild einer spinnerin mit folgenden versen des 15 *jhs. darunter*:

Nun spinn, nun spinn, vil libiv mait,
vil leycht so wirt mir ach ain pfait;
so wirt mein har gesponnen,
daz han ich wol besonnen.

V PARODIE (Cgm. 5249 nr 46).

Auf einem aus Tegernsee stammenden sonst leeren blatte finden sich folgende scherzverse des 15 *jhs., die an ein altes schon in Gottfrieds Tristan v.* 11538 *erwähntes see- oder wallfahrerlied anknüpfen (verschiedene fassungen desselben s. Hoffmann Kirchenlied nr* 12, *Böhme nr* 568, *Wackernagel Kirchenlied* II 678 *ff*):

[In] Gottes namen faren wir;
der wein ist pesser dann das pier,
so helf uns das grösser vas,
do der pesser wein in was,

so trinck wir alle dester pas,
kyrieleyson.

dasselbe sprüchlein steht aus gleicher zeit auch in der Tegernseer hs. Clm. 19476 (*Cat.* 22) *f.* 268.

VI EINE SCHERZHAFTE LIEBESERKLÄRUNG

auf grundlage der 7 freien künste, denen eine achte beigefügt ist. sie steht auf einem leeren pergamentblatte (*Cgm.* 5249 *nr* 46[c]), *in schrift des* 15 *jhs. derselbe spruch findet sich auch in der Wolfenbüttler hs.* 29. 6 *Aug. f.* 12.

Meinen dienst voran in Rethorica
ich pin dir hold in Gramatica
nach der zal in Arismetrica
du gevellst mir wol in Geometria
dar umb wil ich singen in Musica
wan du pisst ferttig in Astronomia
du pist peschissen in Loyca
des plas ir inn a . . Medicina.

VII MINNELIED.

In dem aus dem kloster Windberg in Niederbayern stammenden Clm. 22305, *theol. inhalts, aus dem* 15 *jh., ist auf leer gebliebenem raum des* 65 *blattes das folgende minnelied eingetragen, das höheres alter beanspruchen dürfte. die erste strophe ist vollständig mit singnoten versehen. — das in v.* 7 *stehende* grust *kenne ich jetzt nur als in Schwaben* (*Stuttgart*) *gebräuchlich*: gruscht = '*kehricht*'; *Schmeller* (I[2] 1015) *hat es aus der Oberpfalz.* (*einige* y *habe ich unterdrückt.*)

Die lerch ist laides wol ergetzet:
sne reif hat si da hin gesetzet,
daz si waz an sûzzem sang erstummet gar.
hôr wie reichleiche si nu dônet,
5 da mit si awer mayen chrônet,
secht der pringet ir iårleichen leibes nar.
Auz erde grust
wirt girich pirich manich zwei
daz sûzzer lust
10 durchwået drået
dar nach plûet her fûr, daz sei.

Ich chlag von schûlden wol mein trewe,
di ze allen zeiten waz gein ir newe

recht sam ichz mit dienst aller erst heb gein ir an.
15 Dez wil si laider nicht wechennen,
dez möcht sich leib und herz intrennen,
dann daz mich nûr hofnung niert und liewer wan.
rat wie ich tû,
ir minne sinne tût mich vrey,
20 spat unde vrû
ir (in ?) hertzen smertzen
leid ich von ir lieb, daz sei.

Nu dar ir iungen ir seit gemanet!
der mayen zeit sich frâwden anet,
25 der hab im den schaden und gûlt er ain pfunt.
E ich die zeit also verlâge,
und (?) im mayen frâwden pflâge,
senfter weld ich sein wegraben tausent stunt.
Zweu schol ein man,
30 dem trauren sauren wanet pey!
pald var hindan!
daz dhaine raine
frau im werd ze tail, daz sey.

VIII UNBETONTE ENDUNG ALS REIMTRAGER.

In der heutigen schnadahüpfeldichtung ist die verwendung der endung als reim nicht selten, besonders in versen, die einer übermütigen stimmung entquellen, zb.

s dirndl mi'n roudn miedá
is mə de allə liebá!
solts mə net liebə sei˜?
wan i kim lasst s mi ei˜,
s dirndl mi'n roudn miedá!

(*der rhythmus daktylisch; die 2 ersten verse gäben genau einen pentameter, wobei das* l *in* dirndl *und das* n *in* roudn *als silbenbildend gelten.*)

Ein altes beispiel dieser art scheint der schreibung nach in den nachfolgenden versen zu stecken.

In Clm. 4394 *f.* 64, 16 *jh., ist ein blatt mit einer handzeichnung eingefügt. diese zeigt im vordergrund einen bauer, der seine schweine füttert und dem sich, wie es scheint, ein dienstsuchender knecht nähert, während daneben einer gräbt und einer ackert. rechts*

reiht sich ohne trennung daran ein verbrecher in der fufszwinge, dem ein mönch zuspricht, ein weiterer, der vom henker über die leiter zum galgen hinaufgeführt wird, und einer, der bereits hängt, darunter ein sitzender und ein sprechender mönch. unter dem bilde stehn die verse:

Bin ich genant Mair auf der stelczē vō Riedee
Und han fyll der sawen und kyee;
Tůst mir dem (dan) woll und Recht,
So bist du mir ein trwer knecht.

Über den hausnamen 'auf der stelzen' *s. Sitzungsber. d. k. b. akad. d. w. phil.-hist. cl.* 1887 II 423.

IX MARIEN ROSENKRANZ.

Der ungeachtet des abfälligen urteils von Gervinus schon mehrfach gedruckte rosenkranz Mariä (*Zs.* 8, 276; *Wackernagel Kirchenlied* II 199—201; *Goedeke Deutsche dichtung im ma.* 152) *ist in einem auszuge erhalten in Cgm.* 5249 *nr* 64, *papier* 6 *bl. in* 8°, *schöne schrift des* 15 *jhs. derselbe enthält die folgenden strophen in der angeführten ordnung (nach Wackernagel)*

nr 199 *str.* 8—10. 1. 4—6. 11. 14. 15. 19—23. 25. 26 *und am rande der ersten seite* 39. 40
nr 200 *str.* 2. 7. 6. 45. 3—5, 39. 50
nr 201 *str.* 31. 4. 40. 11. 5. 15. 42. 49. 50

die erste abteilung hat Docen in Misc. II 244 *mitgeteilt. da anfang und ende des stückes erhalten sind und zwischen den blättern nichts fehlt, so liegt hier ein selbständiger auszug vor. das gebet der frau* (*Zs.* 8, 298) *ist nicht dabei. dem stücke geht voraus eine erzählung in prosa von meister Eckhart und der tochter, die nicht weifs, wer sie ist. das letzte blatt enthält einen teil des* Lauda Syon salvatorem *lateinisch, und in der übersetzung des mönchs von Salzburg* (*Wack.* II *nr* 79) *deutsch.*

X ZU BRUDER BERCHTOLD.

Die ausgabe des Berchtold von Regensburg von Pfeiffer-Strobl zeigt in bd. II *s.* 270 *am schluss der* 69 *predigt eine lücke, die durch ein hier befindliches bruchstück Cgm.* 5250, 6° *ausgefüllt wird. dasselbe ist ein doppelblatt in* 8° 13 *jh., den schluss dieser nebst anfang der* 60 *und den* 2 *teil der letzteren, mit ausschluss einer zeile am schlusse, enthaltend. das füllsel lautet:* sæhe die verwandelunge] er solt sich niht bewarn e daz er sich wider verwandelt in die oblat.

XI ZWEI TOTGEBORNE DICHTER VON GLEICHER ABSTAMMUNG.*

In PhWackernagels Kirchenlied II *nr* 523 *steht ein lied:* St. Johannis gesichte. *in dessen str.* 5, 21 *sah Adelung das wort* 'körewein' *für den namen des dichters an. Wackernagel änderte es nach einer handschriftlichen bemerkung JGrimms in* köre nein, *wobei Grimm wol an die neun chöre der engel dachte. dafür ist aber gerade an dieser stelle kein platz:* körewein *ist vielmehr, wie das darauf folgende* serafein *zeigt, als 'cherubim' aufzufassen.*

An einer andern stelle hat dasselbe wort den gleichen irrtum erzeugt. in den Meisterliedern der Kolmarer hs. beschreibt Bartsch auch den inhalt des Cgm. 351. *auf s.* 135 *erwähnt er ein daselbst f.* 243 *stehndes dreistrophiges lied mit der angabe: in der letzten strophe nennt sich* 'Ketowein' *als verfasser. es steht aber* kero wein *im reim auf* serafein, *und der mit obiger strophe fast gleiche inhalt lässt keinen zweifel darüber bestehn, dass auch hier die 'cherubim' gemeint sind. (vielleicht ist an dem zweiten misverständnis der bei Keller Fastnachtspiele* III *s.* 1416 *erscheinende bruder Kuttewein mitschuldig.)*

Ebenso spukt dieser dichter noch in der Dresdener hs. M 13, *im Katalog s.* 427.

XII ZU MUSKATBLÜTS MÜHLENLIED (Groote nr 29) v. 1.

Der erste vers dieses liedes, in der Trierer hs. und bei Groote:

Ich rûwet und wül na eyner mül,

in Cgm. 811 *f.* 60 *und Basler hs. O* IV 28 *f.* 26

Ich rewt und wül nach einer mül

hat schon manches bedenken veranlasst. Groote erklärt: 'ich ruhte und verweilte nahe bei einer mühle'; Puls (diss. s. 19) *fragt, ob 'ich ritt und reiste', oder 'ich reite und will' nach einer mühle.*

Ich denke, dass wül *aufser zweifel bleibt und* rewt *zu dem früher in bayrischer mundart sehr gebräuchlichen und auch jetzt noch nicht ausgestorbenen* raiten = *rechnen gehöre und der sinn also ist: 'ich rechne (erwäge) und wühle (grüble) über eine mühle'. über das wort selbst vgl. Schmeller* II² 170 *ff, wo zu den zusammensetzungen zu ergänzen wäre, dass in Bayern im vorigen jahrhundert das einmaleins der kinder mit dem (gedruckten) titel 'Raitknecht' vorkam.*

* [*der hr verf. hat übersehen, dass ich die dichter Körewein und Ketowein bereits in meinem Reinmar von Zweter s.* 164 *mit handschriftlicher gewähr aus der welt geschafft hatte. Roethe.*]

XIII SCHERZHAFTE AUFZÄHLUNG VON MEISTERTÖNEN.

In der Abentheuerweis H. F(olzen).

Der in den Sitzungsberichten der k. b. akademie d. w., phil.-hist. cl. 1893 *s.* 168 *ff beschriebene Clm.* 5102 *enthält f.* 164 *das folgende launige lied des fruchtbaren Augsburger meistersingers maler Daniel Holzmann, dessen gröfsere werke ich in meiner schrift: Ein verzeichnis der Augsb. meistersinger des* 16 *jhs., München* 1893, *aufgezählt habe. im abdruck sind die regellos und gerade bei substantiven nur spärlich verwendeten grofsen anfangsbuchstaben beseitigt worden.*

Die darin erwähnten namenlosen töne sind von folgenden meistern: 'schrotweise' von Mart. Schrott von Augsburg, 'schlagweise' von LNunnenpeck, 'lieber ton' von Casp. Singer von Eger, 'verkerter ton' von Mich. Beheim, 'zugweis' von Frauenlob, 'blofser ton' von Mich. Herwert, 'gefangener' und 'verborgener ton' unsicher.*

Eins mals ein gueter freund mich fragt,
das ich im vnbeschwerlich sagt,
ob auch der singer weiber schön
zu zeiten sungen maysters thön.
5 ich antwort im: es ist nit lang,
das mir mein weib gar selczam sang.
er sprach: bericht mich des mit vleifs!
ich sprach: des Sachsen morgen weifs
sang ich an einem morgen frue;
10 mein weib stimmet mir zimlich zue.
wir arbeyteten, wie ich sag,
etwan zwue stund nach mittem tag.
darnach gieng ich spaczieren aus,
kam ungefar in ein wirts haus,
15 meine gsellen safsen beym tisch,
zu ihnen seczt ich mich gancz frisch,
des Vogels glasweis sangen wir,
sein reben weis auch mit begir,
wir sangen auch zue gleicher mafs
20 zuehand des Neidharts langen frafs.
Die schrotweis sangen wir der zeit,
des Haiden kelber weis bereit
sangen wir artlich und geziert;
gegen dem abent kam der wirt,

* [*der gefangene ton v.* 57 *ist jedesfalls der so betitelte ton Hans Vogels, der ja v.* 56 *genannt wird; einen vielbenutzten verborgnen ton hat Fritz Zorn verfasst. R.*]

25 sang uns des Sachsen gulden thon,
den kundt unser keiner verston;
sein reben weis* auch inn der still,
den kundten under uns nit vil.
ich war der erst der heim warcz gieng;
30 mein weib mit singen mich empfieng
inn thönen, wie ich aller sach
euch ieczt vermelden will hernach.
als ich gieng inn die stuben ein,
sang ich den frischen Vogel fein;
35 mein weib hinder dem ofen safs,
des Vogels saur weis singen was.
die suefs weis begert ich von ir,
sie sang den langen Marner mir.
darunder menget sie mit fleifs
40 des Nunenbeckhen zeher weifs.
Den verwirtten Vogel ich sang,
in irem haar verwirtt mich lang,
den roten Zwinger ich bericht
saug starckh under ir angesicht,
45 den plawen Regenbogen auch
under ir angsicht lend vnd bauch.
als ich den lieben thon begert,
sang sie mir ein haist der verkert,
den plofsen thon auch an der stet
50 das hinder theil mir weisen thet.
da sang ich die schlag weis mit graufs,
sangs inn der zugweis durch das haufs.
sie sang des Wilden flucht weis balt,
des Lochners clag weis der gestalt
55 vor dem richter, der mir unlind
den strengen Vogel sang geschwind.
der gefangen thon kam aufs der sach
des Folczen ketten weifs hienach,
den verborgen thon sang ich lang
60 das kam aus meines weibs gesang.

d. D. H. (= dichts Daniel Holzmann).

* [*es muss statt* 'rebenweis' *wol* 'silberweis' *heifsen*; *HSachs hat keine ebenweise verfasst, und auch der sinn empfiehlt die änderung. R.*]

München. F. KEINZ.

DIE INSCHRIFTEN DES STEINS VON TUNE.

ZU BUGGES NEUER INTERPRETATION.

Die sammlung der in älteren runen abgefassten inschriften Norwegens, welche Bugge mit ausführlichen erläuterungen herausgibt, ist mir zur kritischen besprechung im Anzeiger anvertraut worden. das erste heft behandelt hauptsächlich den stein von Tune und hat mich zu einer nachprüfung vieler mit diesem denkmal zusammenhängender fragen veranlasst, die ich auf vorschlag der redaction meiner anzeige der gesamtpublication voraussende.

Das original befindet sich seit 1857 in der universitätssammlung für nordische altertümer zu Christiania und ist für die herausgabe im 1 heft von Norges indskrifter med de ældre runer (Christiania, 1891) von ORygh und dem herausgeber Bugge aufs neue untersucht worden. neu sind auch zwei von verschiedenen standpuncten aus aufgenommene photographien (in lichtdruck), die in ungleichem mafsstabe ein kleineres und ein gröfseres stück des obersten teiles der **dohtriR**-seite des steines darstellen. die zeichnungen beider inschriftseiten dagegen, sowie die der inschriften an sich, die B. mitteilt, sind von Wimmer entlehnt, und B. citiert die empfehlung, mit der sie W. in seiner Runenschrift s. 152 einführt, aber schon in der **wiwaR**-inschrift, die ja in viel gröfseren dimensionen und regelmäfsiger eingehauen und besser erhalten ist, als die inschrift der andern seite, constatiert er hinter dem worte **after** 'einen deutlichen punct, der in der hier benutzten zeichnung zu einer ritze gemacht ist' (s. 6), der 'angebracht sein muss, nachdem die ihn umgebenden runen geschrieben waren', weil sonst der abstand zwischen ihnen gröfser geworden wäre, als er ist (s. 25), und über welchem möglicherweise noch ein zweiter punct eingehauen gewesen. im übrigen list B. diese seite genau so wie früher, also:

oben **ekwiwaRafter · woduri** (rechtsläufig) unten
dewitadahalaiban : worahto : r[unoR] [1] (linksläufig)

[1] Wimmer Runenschr. s. 152 stellt den schluss der inschrift durch [:runoR] dar. beide darstellungen sind hinsichtlich des interpunctionszeichens gleich unzulänglich, da der obere punct erhalten, der untere durch den bruch des steines verschwunden ist. im übrigen aber verdient Wimmers den vorzug, da der erhaltene rest des auf den punct folgenden zeichens keineswegs eine r-rune sichert, sondern auch ergänzung zu andern runen, zb. zu einer w-rune, gestattet.

aber jener punct bestärkt ihn wesentlich darin, das syntaktische verhältnis der worte **after** und **woduride** etwas anders zu empfinden, nämlich nicht als: nach (= nach dem tode des) W., sondern als: hinterdrein (= nach dessen tode) für W. (s. 23), also **after** als adverb, nicht als proklitische praeposition, und **woduride**, 'womit es logisch zusammengehört' (s. 29), rein dativisch. den anstofs zu dieser auffassung — die ihn im Arkiv 8, 16 sogar kurzweg sagen lässt: '**worahto** r[unoR] auf dem Tunestein ... ist verbunden mit einem dativ eines personennamens' — hat freilich etwas anderes gegeben, das vermeintliche metrum der inschrift:

ek Wiwăʀ after
Wōdŭrīdē
wĭtădă-hlaiƀăn
worhtō rūnōʀ.

dass in dieser 'metrischen widergabe' die svarabhaktivocale fortgelassen sind, begründet B. sehr bündig: 'das erste **a** in **halaiban** bildet keine eigene silbe. ebensowenig das **a** in **worahto**' (s. 23, vgl. auch s. 16). er muss also annehmen, entweder, dass die orthographische redaction der inschrift von einer andern person herrühre als ihr wortlaut, oder, dass der verfasser eine traditionelle orthographie befolgt habe, die seiner eigenen aussprache nicht durchweg adaequat gewesen. im übrigen list B. das *i* in *Wiwăʀ* etwas entschiedener, als es die 'metrische widergabe' erkennen lässt, lang und deshalb *ek* als auftakt, lässt *after* die zweite hebung tragen und verschleift *wĭtă-*.

Als gründe für die vermutung, dass die inschrift würkliche verse enthalte, führt B. an, dass 'von den in der inschrift vorkommenden 4 substantiven 3 mit **w** beginnen, wie die verbalform **worahto**, die vor das vierte substantiv gestellt', und dass 'soviel wir bei einer sprache, von der so wenig übrig ist, beurteilen können, die zusammensetzung **witada-halaiban** nicht der einfachste ausdruck für den begriff, den sie ausdrückt, zu sein, sondern dem höheren stile anzugehören und gerade deshalb gewählt zu sein scheint, weil sie mit **w** beginnt'. — als stütze endlich für jene vermutung führt er die inschrift der Torsbjærger zwinge und den anfang der Stentofta-inschrift an. ob diese poetisch oder prosaisch sind, sind zwei fragen für sich.

Dass vier der erhaltenen worte unserer inschrift mit **w** an-

fangen, ist wol unbestreitbar[1], aber die kunstform des stabreims erforderte doch nicht, dass zwei auf einander folgende langzeilen mit einander durch allitteration verknüpft wurden; es wäre also etwas principiell unwesentliches, dass in beiden langzeilen gerade derselbe wortanlaut (w) reimte. die alliteration in der ersten vermeintlichen langzeile nun kann sich nicht nur ohne jede poetische absicht eingestellt haben, sondern war ja unvermeidlich, wenn nicht Wiwaʀ seinen eigenen namen oder den des toten verschweigen wollte.

Was die stellung des verbs betrifft, so wäre freilich witadahalaiban runoʀ worahto, als prosa betrachtet, mindestens eben so möglich und, als poesie betrachtet, eine noch schlechtere langzeile; aber schon eine langzeile witadahalaiban worahto runoʀ kommt mir für die mutmafsliche zeit Wiwaʀs so mangelhaft vor, dass ich sie nicht für beabsichtigt halten möchte. dass der reim das verbum über das object erhöhte, dazu lag weder der stellung des subjects im verhältnis zum praedicat noch dem sachlichen inhalt nach hier eine veranlassung vor, und das wäre doch leicht zu vermeiden gewesen, zb. bei ersetzung des runoʀ durch wraita — oder, falls etwa [**wraita**][2] anstatt [**runoʀ**] zu ergänzen ist (vgl. hierselbst s. 161 anm.), schon durch blofse umstellung. nun gar anzunehmen, dass dem verfasser das kraft- und farblose verbum **worahto** als reimwort, und somit abermals w-allitteration, im voraus festgestanden habe und er gerade darum den ausdruck **witadahalaiban** gewählt habe, dazu kann ich mich vollends nicht entschliefsen.

Dass **witadahalaiban** an sich den eindruck höheren stils mache, kann ich nicht nachempfinden. dazu müste ich erstens wissen, welchen begriff es ausdrückt, und zweitens, dass man diesen begriff damals im niederen stile anders ausdrückte. der eindruck scheint auch bei Bugge nicht tief oder nicht alt zu sein: s. 18 findet B. die möglichkeit, **witadahalaiban** als 'fest angewiesenen kostkamerad' aufzufassen, es also nach analogie von an. *unglamb* u. dgl. zu zerlegen, weniger wahrscheinlich und begründet sein urteil über diese auffassung so: 'denn bei ihr drückt **witada**-

[1] man müste denn etwa, an got. *qiwa*- denkend, die **k**-rune doppelt lesen wollen.

[2] wer die inschrift nicht für metrisch hält, fände natürlich [**waraita**] besser als [**wraita**].

einen begriff aus, der, wie es scheint, als gattungsmerkmal nicht so bezeichnend für **hlaiba** gewesen sein kann, dass man erwarten sollte, es als erstes zusammensetzungsglied damit verbunden zu finden'. mit so nüchternen anforderungen an praegnanz verträgt sich die characterisierung unseres compositums als eines ausdrucks höheren stils und die rechtfertigung seiner wahl durch hinweis auf das reimbedürfnis schlecht.

Um aus rücksicht auf den neuentdeckten punct das verhältnis der worte **after** und **woduride** anders als bisher zu beurteilen, dazu müsten wir in der gesamtinterpunction der inschrift ein syntaktisches princip wenigstens durchschimmern sehen.

Bei besprechung der andern seite des steins sucht B. die orthographische verschiedenheit des dort von ihm conjicierten **[afte]ʀ** und unseres **after** daraus zu erklären, dass ersteres würklich proklitische praeposition ist. falls man nun etwa den spiefs umkehren wollte, so könnte ich auch diesem letzten argumente kein gewicht zugestehn. sehr glücklich führt B. s. 29 die ersetzung von *-r* durch *-ʀ*, deren älteste belege **[afte]ʀ** und **ubaʀ** sind, zurück auf 'analogischen einfluss comparativischer adverbia auf *-ʀ*, in denen dies *ʀ* aus gemeingermanischem *-z* entstanden war (so der adverbia auf *-*iʀ*, *-*ōʀ* und **maiʀ* 'mehr' ua.)', der natürlich sei, weil auch jenes 'comparativische worte' seien. wenn er es aber für möglich hält, dass 'die form **afteʀ** früher in proklitischer stellung gebraucht sein kann, als da, wo das wort absolut stand und betont war', so scheint mir die ratio dieses entwicklungsganges unentdeckbar, und ich würde a priori eher den umgekehrten voraussetzen.

Wäre **after** tatsächlich durch orthographie, interpunction, verseinschnitt und hebung als adverb characterisiert, so würde m. e. selbst Bugges neue interpretation nicht ausreichen, sondern als der zeitpunct, von dem an gerechnet wäre, müste dann entweder die einmeifselung der **dohtriʀ**-inschrift oder ein in dieser erzähltes ereignis gelten; diese müste also älter sein als die **wiwaʀ**-inschrift. B. nimmt s. 29 das gegenteil an. sein einziges argument ist freilich nur der eindruck, das äufsere des steins spreche dafür, dass nur die **wiwaʀ**-seite von vornherein dazu bestimmt gewesen beschrieben zu werden (s. 24); denn der hübschen Wimmerschen erklärung für die mangelhafte technik der **dohtriʀ**-inschrift, sie sei erst eingehauen, als der

stein bereits aufgerichtet war, misst B., und allerdings mit recht, entscheidendes gewicht nicht bei (s. 39). wenn Bugges annahme (s. 25) richtig ist, dass auf der **dohtriR**-seite der untere teil der linken und der mittleren zeile vollständig bewahrt ist, und dass alle drei zeilen ungefähr gleich weit abwärts gereicht haben, so könnte Wimmer zu gunsten seiner hypothese auch den umstand anführen, dass die **dohtriR**-inschrift ca 46 cm [1] weniger weit abwärts reicht, als die **wiwaR**-inschrift, die, wie der stein jetzt steht, der erde bis auf 36½ cm nahe kommt: an dem aufrecht aus der erde hervorragenden steine zu meifseln, wäre natürlich je weiter unten um so unbequemer gewesen. jedoch ehe dieser umstand verwertet werden dürfte, müste auch erstens noch wahrscheinlich gemacht sein, dass die grofse abbröckelung unterhalb der **dohtriR**-inschrift jünger als die inschrift sei, und zweitens eine untersuchung des jetzt in der erde steckenden teiles das — allerdings von vornherein wahrscheinliche — resultat ergeben haben, dass der stein auch bei seiner ersten aufrichtung nicht erheblich flacher eingelassen sein kann, wenn er einigermafsen fest stehen sollte [2].

Das einzige wort der **wiwaR**-inschrift, welches der übersetzung ernstliche schwierigkeit bereitet, ist der dat. sg. masc. **witadahalaiban**. B. übersetzt ihn: 'l a g s - f æ l l e', und freier: 'krigskammerat'. ersteres könnte man etwa: 'v e r e i n s g e n o s s e' oder: 'gesellschaftsgenosse' verdeutschen [3]. er geht von der voraussetzung aus, dass das zweite compositionsglied dasselbe bedeute wie got. *gahlaiba*. den mangel des *ga-* hier und in ahd. *ôrrûno*, *nôtstallo* erklärt er durch 'einen drang zusammensetzungen zu vermeiden, in denen ein glied wiederum als zusammensetzung aufgefasst wurde, denn solche 'decomposita' sind den alten germanischen sprachen überhaupt zuwider' (s. 16). letztere behauptung scheint mir etwas gewagt; denn — um von solchen zusammensetzungen, deren erstes glied schon ein compositum ist, gar nicht

[1] ungefähr diese differenz ergiebt sich aus Bugges angaben s. 6 und 25. die Petersenschen zeichnungen, sowol bei Stephens wie bei Wimmer, scheinen die proportionen sehr zu verzerren; viel correcter in dieser hinsicht scheinen die zeichnungen bei Munch zu sein.

[2] wie Läffler sich das zeitliche verhältnis beider inschriften zu einander denkt, ist mir nicht ganz klar; er s c h e i n t beide für wesentlich gleichzeitig und beide für von Wiwaʀ eingehauen zu halten (vgl. hierselbst s. 174 anm. 2).

[3] Noreens 'bundesgenosse' ist mir nur in politischem sinne geläufig.

zu reden — so sind ja nicht nur auch *nôtgestallo* und *ôrkirûno*, sondern viele andere worte mit innerem *-ga-* belegt: got. *aglaitgastalds*, *miþgasinþa*, ahd. *hûskinôz*, as. *helmgitrôsteo*, ae. *healsgebedda*, *bêodgenêat*, langob. *andegauuerc et arigauuerc* usw., darunter solche, die sich durch ihre lautform als recht alt erweisen, wie ae. *gûþgetâwe* (Kluge Kuhns zs. 26, 75, Pauls Grdr. I 344). ferner ist es nicht in jedem falle richtig, den einem compositum innewohnenden — wie Grimm ihn nennt — gesellschaftsbegriff als eben so alt wie die composition selbst zu betrachten; dieser begriff kann sich unter umständen auch erst nachträglich einfinden, wie zb. bei unserm *landsmann*. vor allem aber ist es überhaupt nicht sicher, dass der gesellschaftsbegriff in unserm compositum wirklich stecke. es ist ja sehr wol denkbar, dass durch **witadahalaiban** der tote, ohne die leiseste andeutung darüber, ob er einen gahlaiban gehabt habe, als einer bezeichnet wird, der **witada**-brod gewährt oder bezogen, vielleicht dem WiwaR gewährt oder von WiwaR bezogen habe.

B. list, wie schon gesagt, *witāda-* und setzt dies = urgerm. **witēda-*, dem part. zu lat. *vidēre*, got. *witan* (*witaida*), das im an. sowol als adjectivisches *vitaðr* mit den bedeutungen 'ausersehen, angewiesen, bestimmt' vorkomme wie auch in dem ackernamen *Vitazgjafi* 'han som giver det, som er visst'. und wie der erste teil dieses namens so könne, meint B., auch unser **witada-** substantivisch gedacht sein, eigentlich bedeuten 'det bestemte', 'anvisning' und besonders angewandt worden sein auf das durch feste bestimmungen geordnete verhältnis der gefolgsleute, welche demselben häuptlinge dienen, zu einander.

Gewis ist das punct für punct denkbar. aber wodurch wird die sich so ergebende möglichkeit — vorausgesetzt selbst, dass **-halaiban** notwendig 'genosse' bedeuten müsse — zur wahrscheinlichkeit? erstens könnte **witada-** grammatisch zwar genau so aufzufassen sein, wie Bugge will, aber ein anderes verhältnis meinen als das von gefolgsleuten zu einander, auch ein anderes als das von gefolgsleuten zu ihrem häuptling. zweitens könnte es zwar etymologisch von B. richtig gedeutet, aber adjectivisch gemeint sein. B.s hiergegen erhobener einwand (hierselbst s. 163) ist schwach; denn weder dass ein adjectivisches **witada-** den begriff 'kostkammerat' erheblicher modificieren müste, als etwa *trût-* in *trûtgespile* den begriff *gespile*, ist uns verbürgt, noch auch

dass es ihn nicht ungefähr eben so erheblich modificieren könnte wie *ung-* in *unglamb* den begriff *lamb*. drittens erklärt B. selbst es nur für 'weniger wahrscheinlich', dass **witada** kurzes *a* in der zweiten silbe habe, indem er gegen die parallelisierung von **witada-** und *βιοτο-* einwendet, letzteres sei wol von einem nominalstamme *βιο-* abgeleitet, gegen die annahme eines ablautsverhältnisses zwischen got. *witōda-* und **witada-** aber bemerkt, got. *witōþ* sei doch wol am wahrscheinlichsten von einem verbum **witōn* abgeleitet, und dann lakonisch hinzufügt, holl. *wet* f. 'gesetz', pl. *wetten*, erkläre Möller (Beitr. 7, 478) aus einer grundform **witadā-*. den ersten einwand versteh ich nicht; denn warum sollte **witada-** nicht von einem nominalstamme **wita-*, oder idg. **vido-*, abgeleitet sein können? (vgl. hierselbst s. 168). überdies liefse sich ja **witada-** auch mit got. *liuhada-* in eine linie stellen, da die kürze der ersten silbe eben so unsicher ist wie die länge der zweiten.

Die alte existenz eines verbs **witōn* ist ziemlich fragwürdig — Sievers (Ags. gramm.[2] § 416, anm. 6) lässt ae. *bewitian* in die 2 klasse nur übergetreten sein —; je zuversichtlicher man sie aber voraussetzt, um so weniger zuversichtlich kann man das *a* in an. *vitaðr* und *Vitaz-* auf urgerm. *ĕ*, statt auf *ō*, zurückführen. wenn wir von *witōþ* absehen, begegnet im got. kein einziges neutrales part. praet. eines schwachen verbs mit ausgeprägt substantivischer bedeutung. deshalb halte ich nach wie vor die vermutung, dass *witōþ* auf einem alten consonantischen stamme beruhe, die neuerdings auch Bartholomae (Stud. z. idg. sprachgesch. I 63 f.) angedeutet hat, für nicht unwahrscheinlich.

Betreffs **ek** kommt B. zu der ansicht, zu welcher auch Kluge in Pauls Grdr. I schliefslich, dh. s. 394 § 52 gelangt. als selbständiges wort könnte **ek**, sagt B. s. 9, aus einem idg. **ĕǵŏ* hervorgegangen sein; 'aber wenn die form **ek** auch proklitisch gebraucht wird, kann sie kaum in dieser stellung aus einer idg. grundform *egŏ-* entstanden sein; denn *ŏ* müste sich wol als *ă* erhalten haben, wie *ŏ* im auslaute eines vordergliedes einer zusammensetzung. vielmehr scheint das verhältnis zwischen den beiden urnord. formen **ek** und **-eka** dafür zu sprechen, dass **ek** aus einer idg. form **eǵ* (ohne nachfolgenden vocal) entstanden ist, die in der idg. ursprache vor tönenden lauten zu hause gewesen'.

Dass die idg. grundform des proklit. **ek** selber schon pro-

klitisch gewesen sei, ist eine nicht nur unnötige, sondern unwahrscheinliche voraussetzung. nimmt man aber an, **ĕ́gŏ* sei vor eintritt jedes germ. auslautgesetzes proklitisch gebraucht worden, so können nominalcomposita nicht dafür zeugen, dass es in dieser stellung hätte **ĕkă-* bleiben müssen. das verhältnis zwischen der urnord. proklitischen und enklitischen form könnte gegen die ableitung der proklitischen aus **ĕ́gŏ* und für ihre ableitung aus **ĕ́ǵ* doch nur dann sprechen, wenn man die urnord. enklitische form auf **ĕ́gŏ* zurückführte; das tut aber B. nicht, sondern er erkennt s. 8 an, dass sie sich mit einem idg. **ĕ́gŏm* verträgt. und ich möchte sogar auch das proklitische **ek** noch immer als reinlautgesetzliche fortsetzung eines **eka*ⁿ(*×́◡*) anerkennen; jedesfalls weit lieber als etwa mit Kluge (Pauls Grdr. I 360) an die möglichkeit von so etwas glauben, wie dass got. *ana* 'durch völlige tonlosigkeit der apokope entzogen' sein könne.

Das idg. **eǵ* ist vorläufig sehr zweifelhaft und findet am germanischen jedesfalls keine stütze.

Dass **wiwaʀ** langes *i* habe, hält B. s. 12 deshalb für wahrscheinlich, weil 'kurzes *i* unter dem einflusse des folgenden *a* wol zu *e* geworden wäre'. combinieren wir hiermit, dass er die kürze des ersten vocals von **witada-** stillschweigend als sicher voraussetzt und doch die qualität desselben keiner rechtfertigung würdigt, so können wir schliefsen, dass B. den eintritt des sogen. *a*-umlauts von *i* früher als den abschluss des lautwandels von urgerm. *ē* in urnord. *ā* setzt. da ich aus inschriften, welche ungefähr auf derselben sprachstufe wie der Tunestein zu stehn scheinen, weder einen sichern beleg für eingetretenen noch einen sichern beleg für unterbliebenen *a*-umlaut des *ĭ* kenne, so kann ich bisjetzt den schluss aus der qualität des ersten vocals von **wiwaʀ** auf seine quantität nicht mitmachen, sondern muss Brenners ansicht: **wiwaʀ** = aisl. **Vér* als eben so berechtigt gelten lassen. neben die möglichkeit des zusammenhangs von **wiwaʀ** mit got. *weihan* stellt B. als eine zweite die nächster zusammengehörigkeit mit got. *weihs* 'heilig'. lautlich ist leider damit nichts gewonnen, und überdies können *weihan* und *weihs*, wenn man an die bedeutungsentwicklung von *ἱερός* denkt, leicht selber aus einer wurzel entsprossen scheinen.

after leitet B. aus vorgerm. **apter* her (s. 12). alternativ neben **apteri* hatte diese grundform bereits JSchmidt Plural-

bildungen s. 197 aufgestellt, und zwar sowol für unser **after** wie für an. *eptir*, obwol mit den sonstigen dort (s. 198 ff) angenommenen entwicklungen die grundform **apter* gar nicht, und **apteri* nur als grundform für an. *eptir* — unter der voraussetzung, dass dies ursprünglich nominalcompositionsform war — vereinbar ist. die grundform **apteri* für **after** verwirft B. deshalb, weil sie nach seiner und Torps meinung auf dem Tunestein ***aftir** ergeben hätte[1], wie das **-eti* der 3 sg. praes. in dem **bAriutiþ** des Stentoftasteines durch **-iþ** reflectirt werde. mit eben so gutem recht könnte man sagen, vorgerm. **apter* müste gleichfalls ***aftir** ergeben, denn vorgerm. **-es* erscheine in **dohtriR** als **-iR**. wenn B. das urgerm. **i** von **dohtriR** s. 27 entstehn lässt 'in unbetonter silbe unter einwirkung des folgenden consonanten', so bleibt leider dunkel, ob er dem umstand, dass überhaupt ein consonant folgt, oder — wie Paul Beitr. 4, 418 tat — dem, dass speciell *-z* folgt, wert beilegen will. ich lege nur dem wert bei, dass nicht speciell **r** folgt, diesem umstande aber denselben wert in **bAriutiþ** wie in **dohtriR**. für in jedem falle irrelevant hält auch B. es nicht, ob der auf das ursprüngliche *e* folgende consonant ein *r* oder ein anderes nicht-*z* ist. an. *eptir* nämlich geht nach seiner meinung auf ein idg. **apterei* zurück und würde nach seiner meinung auf dem Tunesteine ***afteri** heifsen, und hierin könnte die intactheit des *e* doch nur auf rechnung des folgenden *r* gesetzt werden, da zb. 'geheifsen' zweifellos auch auf dem Tunesteine so lauten würde wie es auf dem Tanumsteine lautet, nämlich **haitinaR**, mit *i* statt idg. *e* in mittlerer silbe. warum aber **apteri* nicht, trotz **bAriutiþ**, **after** ergeben soll, wenn **apterei*, trotz **haitinaR**, ein ***afteri** ergäbe, sehe ich nicht ein, und eben deshalb scheint mir die grundform ***apter** entbehrlich. während ich B.s standpunct hier also höchstens als halbberechtigt anerkennen kann, stimme ich ihm sowol darin vollkommen bei, dass das **AfatR** des Istabysteines die durch synkope regelrecht wie **hAþuwolafR** verkürzte und wie dies mit svarabhaktischem *a* geschriebene fortsetzung von [**afte**]**R** sei, als darin, dass an. *aftr*, *aptr* seiner bedeutung wegen zu got. *aftra* zu stellen sei und sich zu ihm verhalten könne wie *oft* zu *ufta* usw.

[1] bei dieser meinung hätte es jedesfalls recht nahe gelegen, die frage wenigstens zu streifen, ob auf der **dohtriR**-seite nicht [**afti**]**R** statt [**afte**]**R** zu ergänzen möglich sei.

Auch die neue etymologische auffassung des compositionsgliedes **wodu-** als des adjectivischen *u*-stammes mit der bedeutung 'wütend', den Kluge Stammbildungslehre § 181 f erschlossen, ist gewis die beste.

In den streitfragen, ob das -e des dativs **woduride** und der übrigen urnord. dative von *o*-stämmen, sammt dem entsprechenden an. -*e*, -*i* und westgerm. -*e* den idg. dativausgang -*ōi* oder den idg. locativausgang -*oi*, und ob das got. -*a* den idg. locativausgang -*oi* oder einen idg. dativausgang -*ō* reflectiere, ergreift B. nicht partei, sondern er begnügt sich mit einem kurzen, sogar zu kurzen, berichte (s. 14). ob er mit Collitz (Bezz. Beitr. 17, 48 f) idg. -*āi* und -*ōi* zu urgerm. -*ai* werden lässt, bleibt unklar, es sieht aber mehr danach aus, dass er es nicht tut; die andere Collitzsche folgerung dagegen (aao. 46 f), dass nämlich idg. -*oi*, -*ai* mehrsilbiger wörter bereits urgerm. durch -*a* fortgesetzt werde, lehnt er, ohne sie zu erwähnen, dadurch deutlich ab, dass er zwischen idg. -*oi* und idg. -*ōi*, wie gesagt, nicht wählt und trotzdem unser -**e** von vorne herein als lang und -*ai* als seine urgerm. gestalt betrachtet. gegen die hierdurch ja gleichfalls abgelehnten herleitungen unseres -**e** aus einem idg. dativischen -*ē* (noch älteren -*ēi*) oder ablativischen -*ēd* oder instrumentalischen -*ē* sprechen nach seiner ansicht die urnord. nominative der masculinen *n*-stämme auf -**a** und der urnord. nominativ **swestar** des steines von Opedal. inwiefern, lässt sich aus seinen bemerkungen im Arkiv 8, 17 ff. entnehmen, auf die ich jedoch vorläufig nicht eingeh, weil er sie vermutlich bei der zu erwartenden neuen besprechung der Opedal-inschrift etwas modificieren wird. schon hier scheint er mir von den dort vertretenen anschauungen erheblich und glücklich abzuweichen, am klarsten mit dem satze (s. 33): 'die verkürzung der vocale in silben mit nebenton scheint erst stattzufinden gegen den schluss des zeitraums, wo die runen der längern reihe die einzige schrift im Norden waren'. ohne diese abweichung wäre er hier so wenig berechtigt das -**e** von **woduride** für lang zu halten, wie er dort berechtigt ist *Waȝē* zu sprechen.

Entschiedener als in den dativ-streitfragen nimmt Bugge, gelegentlich unseres **worahto**, betreffs des dental-praeteritums stellung zu Collitz. er widerspricht Collitz, dessen aufsatz hierüber inzwischen auch in Bezz. Beitr. 17, 227 ff erschienen ist, nur in e i n e m puncte, in diesem aber ausdrücklich. er ersetzt nämlich die Gislasonsche

identificierung des urnord. -**e** mit dem -*au* des got. conjunctivs durch eine neue hypothese (s. 20): 'im got. hat das schwache praeteritum in 2 person sg. die endung -(*d*)*ēs*. diese entspricht wahrscheinlich der aind. secundären endung in 2 ps. sg. med. -*thās*. also scheinen got. 1 und 3 ps. *waurhta* ihrem ursprung nach perf. med. zu sein, 2 ps. *waurhtēs* dagegen aor. med. aber in 2 ps. sg. hat das ahd. gewöhnlich die endung -*ōs*, zb. *kesuahtoos* in der Benedictinerregel. das lange *o* findet sich im alemann. auch in 1 und 3 ps. plur.: *suohtôn*, 'wir, sie suchten' (Kögel in der Zeitschr. f. gymn. 34, 407). Sievers vermutet (Beitr. 9, 562), dass dieser in den endungen des schwachen praeteritums auftretende wechsel von *ē* und *ō* von hause aus auf verschiedener stellung des haupttones beruht, und er hält -*ō* in den urnord. formen der 1 ps. **worahto** usw. für von hause aus identisch mit dem langen *ō* in ahd. formen der 2 ps. zb. *kesuahtoos*.

Es scheint mir möglich, dass das urnordische einst in der 2 ps. nicht nur eine dem aisl. -*er*, -*ir*, got. -*ēs* entsprechende form gehabt hat, sondern auch eine form mit langem *o* wie in ahd. -*ôs*. danach könnte für die 1 ps. die form *-*ōn* später -*ō* (wie in **worahto** usw. vorliegt) gebildet sein, wie man im ahd. teilweise das lange *o* aus der 2 ps. sg. in pluralformen übertragen hat und wie man im griechischen nach JWackernagel (Kuhns zs. 30, 307) nach 2 ps. -θης im aorist (= aind. -*thās*) 1 ps. -θην gebildet hat. der vocal *ō* in **worahto** würde nach dieser erklärung ursprünglich dem aor. med. angehören, während das -*a* der endung in got. *waurhta* ursprünglich dem perf. med. angehört hat'.

Dass die berufung auf Sievers darlegungen Beitr. 9, 561 ff hierher passt wie die faust aufs auge, wird sich jeder selber sagen, der die stelle nachschlägt. auch die kühnheit der hypothese springt wol ohne weiteres ins auge. was aber leichter übersehen werden könnte, ist, dass diese hypothese sich selber überflüssig macht, dass sie dies aber, genau genommen, gar nicht zu tun brauchte. so, wie sie vorliegt, setzt sie ja für jene aschgraue vorzeit der nordischen sprache, wo man noch nicht flectierte: 1 ps. **workhtōn*[1], 2 ps. **worhtōs*, sondern hatte: 1 sg. perf.

[1] ich behalte dieses, auf jeden fall anachronistische, -*n* der bequemlichkeit halber bei und schreibe demgemäfs in der 2 ps. -*s*. auch im übrigen kommt es mir hier keineswegs auf genaue reconstructionen an.

*_workai_ (resp. *_worhtai_), 2 sg. aor. *_worhtōs_, als unentbehrliches erfordernis ein paradigma voraus, in welchem die 1 ps. sg. bereits auf _-n_, die 2 ps. sg. auf _-s_ ausging; denn die 1 ps. *_worhtōn_, auf die die hypothese hinausläuft, kann doch weder aus *_workai_ (resp. *_worhtai_) noch aus irgend einer andern 1 ps. — aufser aus einer auf _-n_ — ohne das muster einer auf _-n_ gebildet sein. waren nun aber im voraus schon — oder noch — 1 pss. auf _-n_ (= idg. _-m_) vorhanden, so ist schwer abzusehn, warum darunter nicht solche auf _-ōn_ gewesen sein sollten; und waren solche auf _-ōn_ darunter, dann brauchen wir das _ō_ nicht aus der 2 ps. herzuholen; von einem *_kunōn_ — *_kunþēs_ aus lässt sich durch verschleppung des _þ_ zu einem *_kunþōn_ — *_kunþēs_ gelangen. dagegen hätte die hypothese, wenn auch nicht hand und fufs, so doch eines von beiden, verlegte Bugge die neubildung der 1 ps. dicht vor die zeit, aus der unsere inschriften stammen:

ahd. _worhta_ 1 ps., nach Collitz-Bugge = urnord. *_worahtē_
ahd. _worhtōs_ 2 ps., mutatis mutandis = urnord. *_worahtōʀ_;

daraus, mit ersetzung des _-ē_ der 1 ps. durch das _ō_ der 2 ps., 1 ps. _worahtō_ = worahto auf dem Tunesteine. was Bugge verhindert hat, sich die sache so leicht zu machen, lässt sich erraten: das bedenken, dass dicht vor der zeit unserer inschriften die 2 sg. praet. doch wol nirgend mehr auf _-ōʀ_ ausgegangen sein werde, andererseits aber ein viel früher in die 1 ps. übertragenes nacktes _-ō_ bereits auf dem Tunesteine -o, und bald danach gar nicht mehr geschrieben sein würde. indes ist bisher dieser entwicklungsgang nur für geradezu urgermanisch auslautendes _-ō_ bezeugt, und was das erste bedenken anlangt, so ist es beinah ebenso unwahrscheinlich, dass eine urnordische 2 ps. sg. praet. auf -eʀ, wie dass eine auf -oʀ in runen zu tage kommen werde. sobald aber eine, und zwar sichere, auf -oʀ zu tage kommt, bin ich überzeugt.

Von den ausstellungen, welche B. an der Wimmerschen zeichnung der dohtriʀ-inschrift zu machen hat, sind die erheblichsten die, dass der abstand der rune þ von der obern kante des steines etwas zu grofs (s. 25, anm. 2) und die auf das þ folgende rune nicht genau widergegeben ist (s. 38, anm. 1), was beides die photographien bestätigen.

Die bisher vorherschende lesung dieser inschrift war bekanntlich:

unten

arbiŋasiŋosteʀarbiŋano (rechtsläufig)
þaiŋoʀdohtriʀdalidun (linksläufig)
: staina : woʀoduride[afte] (linksläufig)

oben

Aber Vigfusson (Corp. poet. bor. I 436, 572 f) hatte mehrere runen anders gelesen, namentlich þr statt þu und durchweg j statt ŋ. und diesen beiden Vigfussonschen lesungen[1] schliefst sich B. mit aller entschiedenheit an, während er die übrigen neuerungen Vigfussons, die in der tat keiner widerlegung bedürfen, kurzweg verwirft. 'die zweite rune in der mittelreihe', sagt B. s. 38, '. . . ist auf dem steine unglücklich eingehauen und ist sowol von den r-runen wie von den u-runen, die sich sonst auf derselben seite finden, wesentlich verschieden. der seitenstrich biegt sich zuerst nach unten, aber geht dann auswärts nach links. dieser seitenstrich, der auswärts nach links geht, ist in seinem ersten teile ebenso tief und glatt wie der seitenstrich im übrigen, und der macht es notwendig, die rune als r, nicht als u zu lesen. der letzte teil des seitenstriches, durch den dieser mit der folgenden rune i verbunden ist, ist dagegen weniger glatt und tief, und der muss als zufällig angesehen werden'.

Auf B.s photographien sieht das auf þ folgende am ehesten aus wie (linksläufiges) fa. da jedoch alle, welche den stein selber gesehen haben, mit B. wenigstens darin übereinzustimmen scheinen, dass sie nicht fa, sondern statt dessen nur eine rune lesen, ja die lesung fa weder als undenkbar noch als ev. denkbar überhaupt nur erwähnen, so muss sie wol unmöglich sein: um so sicherer, je näher sie — wenn die züge des originals sie irgend zuliefsen — deshalb läge, weil ihr a zusammen mit den 3 folgenden runen ja einen complex ergäbe, der sich mit rune 7—10 der linken zeile deckte.

Während sich B. zu der lesung þr statt þu schon aus rein graphischen gründen gezwungen sieht — so dass es ihm eigentlich nicht der mühe wert sein sollte, noch sprachliche einwände (s. 30 f) gegen die lesung þu zu machen —, entscheidet er sich für die lesung j statt ŋ eingestandenermafsen ausschliefslich aus gründen der interpretation, indem er unumwunden zugesteht (s. 37), dass das fragliche zeichen wesentlich dasselbe sei wie das ŋ-zeichen anderer inschriften und sonst bisher nirgends j bedeute. und aus

[1] Bugges vermutung (s. 43), dass ich diese lesungen 1884 noch nicht kannte, ist richtig.

gründen der nämlichen art gelangt er, und zwar vor unsern augen — zwischen dem 13 juni und 1 juli 1891 — zu der überzeugung, dass die rechte oder die rechte und die mittlere zeile der inschrift oben unvollständig sei, das denkmal also, wie auf der **wiwaR**-seite, so auch auf dieser seite etwas von seiner ursprünglichen höhe eingebüfst habe (s. 33), was er vorher (s. 25) aus innern wie äufsern gründen unwahrscheinlich, wenn auch keineswegs den äufsern indicien nach undenkbar gefunden.

Die auffassung des zeichens ‹› als einer form der **j**-rune schliefst die zwar sehr überraschende, aber nicht von vorne herein unzulässige voraussetzung in sich, dass dem verfertiger unserer inschrift die **ŋ**-rune entweder nur in hiervon verschiedener gestalt oder aber als lautzeichen überhaupt ebensowenig geläufig gewesen sei wie dem WakraR von Reidstad.

Alle anläufe, welche von den 3 voraussetzungen ausgingen: den lesungen **þa** und **ŋ** und der annahme, dass unsere inschrift — abgesehen von dem untersten teile der rechten zeile — vollständig sei, haben zu keiner einwandfreien gesamterklärung geführt.

Bugge list:

oben | **[afte]R woduride : stalna :** (linksläufig) | unten
þrijoR dohtriR dalidun (linksläufig)
arbija sijosteR arbijano (rechtsläufig)

nimmt an, dass in der rechten zeile hinter **stalna**: oder aber teils hier, teils in der mittleren vor **þrijoR**, oder endlich beide zeilen verbindend noch eine 3 ps. pl. mit etwa der bedeutung 'setzten', 'errichteten' oder 'beschrieben'[1], oder auch mehrere wörter, zb. noch ein wort mit der bedeutung 'auch', auf einem längst abgebrochenen und verlorengegangenen teile des steines gestanden[2], und übersetzt: 'efter Vodurid [mærkede] tre døtre stenen, de nærmest beslægtede af arvingerne delte arven'. d. i.: 'nach (= nach dem tode des) Vodurid [beschrieben] den stein drei töchter, die nächstverwanten unter den erben teilten das erbe'.

Da 'teilten' so viel besagen soll wie 'teilten unter sich', so erinnert der satz 'die nächstverwanten unter den erben teilten

[1] ich meine mit dieser übersetzung des Buggeschen 'mærkede' selbstverständlich: inscripserunt.

[2] Läffler (Uppsalastudier s. 5 anm. 1) giebt 'setzten' den vorzug vor 'beschrieben': ''märkt' stenen, d. v. s. skrivit runorna, hade ju WiwaR'. vgl. hierselbst s. 165 anm. 2.

das erbe' in logischer hinsicht einigermafsen an solche sätze wie 'ich bin der älteste meiner brüder' oder 'es ist ein glück für deine kinder, dass du keine hast'. gewis ist es nicht unlogisch, zu sagen: 'unter den und den umständen soll der und der erbe nichts erben', oder auch: '... sollen alle erben nichts erben'; aber nach geschehener teilung jemand, der nichts abbekommen hat, noch mit unter die erben zu rechnen, um dann diejenigen, die tatsächlich geerbt haben, geflissentlich als nur einen bruchteil der erben zu kennzeichnen, kommt mir sonderbar vor. zum mindesten muss, wer das tut, mit seinen gedanken noch tief in der situation, die vor der teilung herschte, befangen sein; denn 'der erbe' bedeutet — und bedeutete auch ursprünglich — nicht soviel wie der 'verwaiste', sondern 'das erbe' ist es, wonach er in allen germ. sprachen benannt ist; vgl. Sievers in den Beitr. 12, 174 ff.

Bugge scheint in jenem ausdrucke nichts auffälliges zu finden[1]. er erwägt nur (s. 36), ob die 'drei töchter' in den 'nächstverwanten unter den erben' mitinbegriffen seien, und hält wegen der unverbundenheit der beiden aussagen (a) 'drei töchter [beschrieben] den stein', (b) 'die nächstverwanten unter den erben teilten das erbe' für das wahrscheinlichste, dass sie das nicht seien, oder vielmehr — genau genommen — für das wahrscheinlichste, dass sie überhaupt in den 'erben' nicht mitinbegriffen seien. für ihre nichtzugehörigkeit zu den 'erben' überhaupt findet sich aber — wenn wir annehmen, dass söhne näherverwante erben waren, als töchter waren, — in B.s übersetzung kein anhalt. anders in der aus dieser erwachsenen Läfflerschen (Uppsalastudier tillegnade Sophus Bugge, Uppsala 1892, s. 1 ff). Läffler übersetzt: 'die nächstverwanten unter den männlichen erben teilten das erbe'. er meint nämlich, dass 'die nächstverwanten erben das erbe teilten', sei ja das normale gewesen, unser satz müsse mehr als solche trivialität enthalten; die absicht sei gewesen, 'anzugeben, dass in diesem falle der ältere rechtsbrauch, welcher die töchter vom erbe ausschloss, befolgt sei. dies widerum setzt voraus, dass damals die neue erbordnung, welche den töchtern zu erben gestattete, sich geltend zu machen angefangen, aber die ältere noch nicht verdrängt hatte, dass also damals ein über-

[1] belege für diese ausdrucksweise wären mir jedesfalls erwünschter, als für die ausdrucksweise 'ich N. N.', deren ehrwürdigkeit wol seit 40 jahren kein vernünftiger mehr bestritten hat.

gangsstadium bezüglich des erbrechts eingetreten war'. aber abgesehen davon, dass uns Läffler hiermit vor zwei psychologische alternativen stellt, die beide gleich ungeheuerlich sind, liegt es ja auf der hand, dass seine übersetzung lexikalisch unzulässig ist und selbst 'die nächstverwanten männlichen unter den erben ...' grundverkehrt sein würde.

Bugge legt offenbar den hauptnachdruck auf 'nächst-'; man könnte ihn auch auf 'teilten' legen, indem man voraussetzte, dass nach dem tode Woduridans verhältnisse obwalteten, unter denen zur zeit unserer inschrift in der gegend von Tune teilung nicht das normale gewesen; man könnte ihn auch auf 'erben' legen, indem man voraussetzte, dass anspruch auch jemand erhoben hatte, der nicht — wenigstens nach der juristischen ansicht der töchter und der teiler nicht — zu den erben gehörte, etwa Wiwan. in jedem falle aber ist es, so lange wir die töchter von den 'nächstverwanten' ausschliefsen, höchst befremdlich, dass sie sich gedrungen gefühlt haben, diese erbteilung zu verewigen. weit weniger befremdlich wäre das, wenn sie mit den 'nächstverwanten unter den erben' gerade sich selber gemeint hätten; und da dies anzunehmen bei B.s übersetzung nicht wol möglich ist, so drängt sich wol jedem die frage auf, warum B. nicht übersetze: 'nach W. den stein [beschrieben] drei töchter teilten das erbe als nächstverwante unter den erben'. er findet — wenn ich ihn recht versteh — hierin (s. 36) ein 'unglückliches asyndeton'. ich sehe aber nicht, inwiefern dies asyndeton unglücklicher wäre als zb. das: *Siþan lavc konungr upp settargerdina. melti sva. þat scal upphaf* .... (Saga Olafs konungs ens Helga ... Christiania 1853, s. 120[a]). das pragmatische verhältnis von 'teilten' zu '[beschrieben]' wäre ja freilich ein anderes, als das von *melti* zu *lavc ... upp*; denn wir könnten wol kaum umhin, darin, dass die töchter als nächstverwante unter den erben das erbe teilten, das frühere und die veranlassung zu dem beschreiben anzuerkennen. aber das schadete ja nichts. nein, man könnte sogar den reflex dieses zusammenhanges aus der — ich wage nicht zu sagen 'inversion' — gruppierung: object — verbum — subject — verbum — object herauszulesen sich versucht fühlen und etwa interpretieren: 'teilten sie doch das erbe'. ob man nicht allein vor 'teilten', sondern auch hinter 'erbe' ein komma setzte, also das 'als nächstverwante unter den erben' grammatisch zu 'den stein [beschrieben]

drei töchter' zöge, wie man grammatisch das 'nach Woduridar' ja nur hierzu ziehen könnte, das dürfte geschmackssache bleiben. kurz, wenn es sicher wäre, dass eine der beiden übersetzungen — die Buggesche oder diese modification der Buggeschen — die im wesentlichen richtige sei, so müste das m. e. die letztere sein [1].

Wie wenig sicher das aber ist, ergibt sich, sobald man bedenkt, dass, abgesehen von der lesung **þr** statt des nach Wimmers versicherung (Runenschrift s. 152) zweifellosen **þa**, abgesehen von der lesung des nach Bugges eigenem zugeständnisse sonst ŋ bedeutenden zeichens als **j**, abgesehen von der, wie Bugge selbst einräumt, durch äufserliche indicien nicht gebotenen annahme, dass oben an der inschrift etwas abgebrochen sei, abgesehen von der hieraus folgenden zweifelhaftigkeit des rechtes dort etwas zu ergänzen, abgesehen von der — das ergänzungsbedürfnis vorausgesetzt — hier unvermeidlichen unsicherheit der richtigkeit des ergänzten — dass, abgesehen von alledem, die eine übersetzung sowol wie die andere noch zwei emendationen innerhalb der inschrift erfordert, nämlich die lesungen **da(i)lidun** und **si(b)jesten**. B. räumt freilich nur die notwendigkeit der zu zweit genannten emendation ein, und Läffler (aao. s. 1 ff) glaubt sogar diese entbehren zu können. aber wenn B. (s. 28) in einer erörterung, die er mit dem satze einleitet: 'in **dalidun** ist **a** aus *ai* entstanden . . .', zu dem resultat gelangt, das **a** anstatt *ai* sei noch nicht hinreichend aufgeklärt, man sollte vom jetzigen standpunct unseres wissens aus ***dailidun** erwarten, er nehme hier eine ungenaue lautbezeichnung an, die möglicherweise andeute, dass das erste element in dem diphthong *ai* das am meisten hervortretende war, so scheint mir das keine glückliche umschreibung. erstens lässt sich wol nicht bezweifeln, dass auch in dem diphthong von **staina** das erste element das am meisten hervortretende gewesen, zweitens aber stellen die schreibungen **arbija** und **arbijano** — vorausgesetzt, dass so zu lesen ist — dem orthographischen redactor unserer inschrift ein glänzendes zeugnis aus: er muss ein ausgezeichneter phonetiker gewesen sein! dagegen lässt sich angesichts der runenformen sowie der zeilenkrümmungen und angesichts des schreibfehlers **sijosten** — voraus-

[1] ob sich zu gunsten von einer von beiden übersetzungen die starke flexion des superlativs auf -er verwerten liefse, muss ich leider dahingestellt sein lassen.

gesetzt, dass ***sibjosteʀ** gemeint war — jedesfalls (vgl. hierselbst s. 164 f) nicht behaupten, dass die inschrift von dem sorgfältigsten runenritzer ausgeführt ist, gleichviel ob beides eine person war oder nicht.

Das **hateka** 'heifse ich' der Lindholmer schlange lässt sich allenfalls als eine 'ungenaue lautbezeichnung' characterisieren, weil dort solche orthographischen finessen wie **ij** nicht begegnen; ich ziehe jetzt aber auch dort 'schreibfehler' vor.

Bugges hier und schon früher (Beitr. 13, 334) unternommene versuche, ebenso wie die anderer [1], eines der beiden **a** oder beide grammatisch zu rechtfertigen, glaube ich übergehn zu dürfen, und erst recht — wenigstens bei dieser gelegenheit — Läfflers etymologische rettung der form **sijosteʀ**. weit mehr dürfte die tatsache interessieren, dass B. sich zu der von Stephens ja seit bald 30 jahren vertretenen auffassung des **dalidun** als 'teilten' bereits bekehrt hatte, ehe er zu der überzeugung gekommen war, dass die inschrift oben unvollständig sei, wo er also, wenn auch unbefriedigt, noch **stainaa** als object hierfür gelten lassen muste (s. 27. 29. 33) [2].

Was B. für die lesung **j** erwärmt, ist der 'so unmittelbar ansprechende ausdruck' (s. 31) 'drei töchter' und die grammatische correctheit der form **þrijoʀ**, *þrijōʀ*. mit **þriŋoʀ** liefse sich allerdings, aufser etwa durch ergänzung, zb. zu ***[bro]þriŋoʀ**, kaum etwas besseres anfangen als mit **þaiŋoʀ** [3]. aber gegen sein eigenes **siŋosteʀ**, an das er Beitr. 13, 329 noch glaubte, macht ihn jene neue liebe, wie mir scheint, etwas ungerecht. dass das got. nur den anomalen superlativ *sinista* aufweist, brauchte uns so wenig zu beirren wie aind. *yavīyān* gegenüber lat. *junior*, wie lat. *junior* gegenüber an. *óre* und wie *óre*

[1] Wimmer Runenschrift 155, Noreen in Pauls Grdr. I 449 § 38 b, γ, An. Gramm. I² § 57 anm. 4, Wadstein Beitr. 17, 422 f, Kock Arkiv 9, 166 f, Lidén in Uppsalastudier 86 anm. 1.

[2] B. tut s. 35 so, als sei die ergänzung einer zweiten verbalform eine syntaktische notwendigkeit, sobald man **arbija** als object von **dalidun** fasse. gegen die syntax eines satzes 'nach Vodurid den stein drei töchter teilten, den nachlass die nächstverwanten unter den erben' wäre aber nichts einzuwenden.

[3] es gibt auch jemanden, der die vierte variation gewählt hat: KHjKempff ist þuijoz (Jahrbb. d. ver. v. altertumsfr. im Rheinl. 93, 87).

seinerseits gegenüber *yngre*, zumal *sinista* ja nur substantivisch gebraucht ist. 'dass got. *sineigs* nicht nachgewiesen ist im nordischen' (s. 31) — eine behauptung, die man auf got. **sibjis* ebenfalls anwenden kann — wird vielleicht ewig zu rechte bestehn; indes 'Heimdall streitet mit Loki bei *Singasteinn*. dieser name lässt sich nicht ohne zwang aus dem nordischen erklären' (Bugge Beitr. 12, 76 anm.), schien aber bei der alten lesung unserer inschrift, vom urnordischen aus betrachtet, so durchsichtig wie *Höchstädt*, *Oberstorf* udgl. oder — um genügsam zu sein — *Altenstein* udgl. die annahme, dass ein urnord. *siȝōstēʀ*, wenn nicht den mittelvocal des got. *sineigos*, so doch den des got. *gabigai* — dessen in den viersilbigen formen *gabigamma* usw. ausnahmslose kürze Bugge Beitr. 12, 416 f ja selbst erwähnenswert findet — innerhalb der nordischen sprachentwicklung eingebüfst haben könne, ist zwar nicht als zulässig, aber ebensowenig als unzulässig erwiesen. B. hat im Arkiv 8, 8 ff als regel aufgestellt, dass der *i*- (*j*-) umlaut des haupttonigen *e* bis zur zeit unserer inschriften nur eingetreten sei, wo *e* in geschlossener silbe gestanden habe. dieser regel gemäfs findet er sein **si(b)josteʀ**, da er es ausspricht *siƀ-jōstēʀ*, also nach dem von Sievers Beitr. 16, 262 f bekämpften typus '*tal-ja*'. da sich aber das **iniʀ** des Möjebro-steines nicht wol *in-iʀ* sprechen lässt, so lässt B. hierin das vordere **i** aus *e* entstanden sein 'durch einfluss des folgenden **n** vor **i**, nicht durch einfluss des folgenden **i** allein'. schön, auch so! jedesfalls liefse sich von Bugges standpunct gegen das vordere *i* in einem jenseits der Tune-sprache vorausgesetzten **siniȝōstēʀ* nichts einwenden. bleibt also noch der nachweis, dass daraus in der Tune-sprache hätte — resp. nicht hätte — *siȝōstēʀ* werden können. ich kann meinen nachweis nicht führen, sehe aber auch nicht, wie B. seinen führen könnte, denn meines wissens kommt in den nord. inschriften mit älteren runen weder ein viersilbiges noch sonst ein dreisilbiges uncomponiertes wort vor, das auf eine urgerm. viersilbige grundform zurückweisen könnte, deren anord. reflex durch einbufse der zweiten silbe dreisilbig geworden sein müste. das '**ʀsinari**' auf dem By-stein hat ja seine rolle bereits ausgespielt (Noreen An. gramm. i² 257 im vergleich mit desselben Urgerm. judlæra, Upsala 1890, s. 86). ich wäre aufrichtig dankbar für den nachweis der undenkbarkeit davon, dass zb. *Hjadningar*, bei dem vorgerm. syn-

kope doch wol nicht zu hilfe gerufen werden kann, auf dem Tune-steine **hedniŋōʀ*, der nom. sg. dagegen **hedaniŋaʀ* lauten könnte.

Das **i** in **arbijano** widerspräche selbstverständlich nicht, da *arbijanō* lautgesetzlich anord. **erfina* ergäbe, ebenso selbstverständlich aber schliefsen sich ja die lesungen **arbijano** und **siŋesteʀ** einander aus.

Noreen (Gramm. I² 265) gibt als lautgesetzliche fortsetzung von **arbijano**, das er 'der erbinnen?' übersetzt, aisl. **erfna*. dann müste er auch für lautgesetzlich zb. nicht *heilagrar* halten, sondern *hælgrar*! ob dagegen der gen. pl. zu einem aisl. **erfa* 'erbin' in würklichkeit **erfna* heifsen würde, ist eine frage, die ich hier nicht zu erörtern brauche. denn zu dem zweiten teile von Noreens übersetzungen 'nach Óđridr den stein...? Þúeng's? (oder drei) töchter teilten, der erben? (oder: das erbe) die .? .sten der erbinnen?', worin ja, wie Bugge bereits s. 30. 32 bedacht hat, der genitiv 'der erbinnen' unmöglich ein von dem masculinen 'die .? . sten' abhängiger partitivus sein könnte, lässt sich schwerlich etwas befriedigendes hinzu denken. zu dem fragwürdigen masc. aisl. *erfe*, das LLarsson in seinem Ordförråd ansetzt, aber nur mit dem '*erf**' in der lückenhaften strophe 58 der Placitusdrápa (AM 673 4to B, 10²⁰) belegt, resp. zu dem aschw. *ærvi* (vgl. Tamm Uppsalastudier 30), hiefse der gen. pl. jedesfalls **erfa* resp. **ærva*.

An der nach meinen begriffen geradezu idealen orthographie, die ich von einem Norweger vor etwa anderthalb jahrtausend nie erwartet hätte, geht B. kühl vorüber: 'dass wir auf dem Tunestein **arbijano** haben, nicht **arbjano*, ist aus der idg. regel zu erklären, dass im inlaut vor vocal der halbvocal *j* nach kurzem vocal und einfachem consonant stand, dagegen *ij* nach langem vocal und einfachem consonant oder nach kurzem vocal und einer consonantengruppe (Brugmann Grundriss d. vgl. gr. I § 120 s. 113 f). aus dieser regel hat man auch den gegensatz zwischen got. *harjis* und *hairdeis* erklärt' (s. 32). was ich bewundere ist, dass wir **arbijano** haben — oder haben sollen — und nicht ***arbiano**.

Die ruhige sicherheit, mit der B. — weit von Brugmanns 'dürfte' und 'wahrscheinlich' usw. entfernt — jene idg. regel vorträgt und sie bis in die zeit des Tune-steins fortwürken lässt,

steht in sonderbarem widerspruche dazu, dass er im Arkiv 8, 14 ff der sprache des Opedal-steins '**raisjan* (oder **raisijan*)' und '*wurkjan*' zutraut. wenn er vollends fünf zeilen vor jener idg. regel Kluges meinung citiert, dass das unumgelautete an. *arfe* 'der erbe' 'den in got. *arbja* vorliegenden stamm voraussetze, indem *j* unter gewissen lautbedingungen (vielleicht in der weise, dass im dat. *-jin* zu *-in* wurde) schwand', so muss ich bekennen, ihn nicht zu verstehn. soll das citat bedeuten, dass Kluge, der ja jenes germ. *-ij-* überhaupt bestreitet, im irrtume ist, oder dass *-ijin* über *-iin* zu urgerm. *-in* geworden sei, oder was sonst? was die sache selbst anlangt, so kann ich an der existenz von *arfe* ebensowenig wie Osthoff (Forschungen II 109 f) etwas besonderliches finden. das auffallende liegt vielmehr noch einen schritt weiter rückwärts.

Bei der auffassung des *arbijanō* als gen. pl. eines masc. *n*-stammes machen nach Bugges meinung (s. 32) zwei formen schwierigkeiten. die eine ist das **auna** des seeländischen bracteaten Stephens nr 57, das Läffler als gen. pl. des stammes **awan-* 'vorfahr' gedeutet hat. diese form oder vielmehr ihre Läfflersche deutung findet B. auch für die auffassung des **runo** der seiner datierung zufolge viel jüngern Björketorp-inschrift als eines gen. pl. hinderlich, mindestens mit dem ansatz einer vorstufe **aunō* unvereinbar. aber 'wenn Läfflers erklärung richtig ist' oder auch nur insofern richtig ist, dass **auna** gen. pl. eines masc. *n*-stammes ist und durch nordische synkope einen mittelvocal eingebüfst hat (Arkiv III 287 f), so sehe ich hier keine ernstliche schwierigkeit. mit *rūnō* als dem gen. pl. eines fem. *ā*-stammes braucht der gen. pl. eines masc. *n*-stammes überhaupt nicht commensurabel zu sein, und mit unserm *-anō* verträgt sich, und zwar als lautgesetzliche fortsetzung dieses *-anō*, das **-na**, di. *-nā*, des bracteaten sehr wol. schwierig wäre nur, zu entscheiden, ob die vorstufe **aunō* — genauer geschrieben: **āunō* — keinen widerspruch in sich selber berge, ob nicht *-ō* schon vor der synkope des mittelvocals zu *-ā* geworden. die entscheidung darüber hat aber mit *arbijanō*, wo ja noch *-anō* vorliegt, nichts zu schaffen.

Weder gelöst noch zerhauen ist damit der knoten, dass Bugge sagt, er sei 'geneigt, Läfflers erklärung von **auna** für unsicher zu halten, umsomehr als auch andere rücksichten zweifel an der

richtigkeit dieser erklärung wecken'[1]. das mindeste müste doch sein: er sei geneigt, sie für falsch zu halten! für unsicher? wer hielte sie dafür nicht? und ist die lesung **arbijano** und die übersetzung 'unter den erben' etwa sicher?

Die andere form, welche Bugge schwierigkeit macht, ist das in oder noch vor der von ihm und Wimmer für die Tune-inschriften angenommenen zeit aufgefangene, aber nur durch Jordanes Getica III 23 überlieferte '*Raumariciae* (oder *-rici*), worin wir die einwohner von *Raumarīki* widererkennen'. und die frage: 'wie soll man den gegensatz zwischen den genetivformen **arbijano**, **runo** auf der einen seite, *Rauma* auf der andern erklären?' beantwortet B. so: 'man könnte vermuten, dass die *a*-stämme, zu denen *Rauma* gehört, ihren gen. pl. auf *-ā* = got. *ē* gebildet haben im gegensatz zu den männlichen *n*-stämmen und zu wörtern weiblichen geschlechts, die ihren gen. pl. auf *-ō* bildeten. aber ich bin geneigt eine andere erklärung für die richtige zu halten. man kann gleichzeitig mit **Raumō* gesagt haben *Raumarīki*, weil hier eine silbe folgte, die entweder starken nebenton oder hauptton hatte'. also das sollen wir glauben, dagegen nicht, dass das proklitische **ek** auf **ĕgŏ*, geschweige auf **ĕgŏm*, zurückgehn könne! (vgl. hierselbst s. 167 f). zunächst ist es mir unerfindlich, warum das anord. *-riki* schon vor oder in der zeit des Tunesteins *-rīki* gelautet haben sollte, während das neutrum an. *erfi* hier *arbija* lautete. wenn B. (s. 33), ohne jedoch ausdrücklich zuzustimmen, anführt, dass der einem accus. *arbija* entsprechende nominativ nach Streitbergs annahme Beitr. 14, 167 und Noreens in seiner Gesch. d. nord. spr. § 171, 2 urnordisch nicht auf *-a* ausgienge, so tut er Streitberg unrecht und Noreen zu viel ehre an.

Setzen wir nun voraus, man hätte Romerige damals **Raumarīkija* genannt, so hätte dieser name lautgesetzlich sein mittleres *a* — gleichviel woraus es hervorgegangen — genau so sicher bis zur anord. zeit einbüfsen müssen, wie *Wōdurīdē* sein *u*, und das an. *Raumarīki* müste also auf neubildung beruhen. täte es das aber, so läge nicht nur für mich, sondern auch für B. am nächsten, in dem mittleren *a* jenes **Raumarīkija* den stamm-

[1] Arkiv 8, 20 nennt er Läfflers auffassung der vorausgehnden runen **gibu** als 'gabe', anord. *gjǫf*, 'zweifelhaft', und zwar deshalb, weil **auna** 'kaum sicher erklärt ist'.

auslaut anzuerkennen. s. 30, also zwei seiten vorher, meint B., dem **arbiŋasiŋesteʀ** der alten lesung wäre nur dadurch beizukommen, dass man es für ein compositum erklärte, 'ungefähr wie *virđinga-mestr* Isl. ss. II 9, nur mit dem unterschiede, dass hier das erste glied die form des genetivs hat'. also nicht der leiseste argwohn, dass das **-a-** eines compositums **arbiŋasiŋesteʀ** auf dem Tune-steine gleichfalls aus dem *-ō* des gen. pl., das B. ja unterschiedslos und gleichwertig bei *ā*-, *o*- und *n*-stämmen voraussetzt, unter der wucht des folgenden accents hervorgegangen sein könnte! ebenso gelten **witadâ**-, **hlewa**- in **hlewagastiʀ**, und sogar **walha**- in **walhakurne**, s. 17 f von vornherein und ohne jedes bedenken für nackte stämme.

Erkennt man in dem bei Jordanes überlieferten nicht etwa das land selbst wider, vielmehr mit B. die bewohner, so kann man aber auch voraussetzen, dass das land damals **Raumōrīkija* hiefs, die bewohner dagegen durch eine ableitung — allerdings eine andere als Aasens *Rommeriking* — bezeichnet wurden, in der die casusendung des ersten gliedes nach uraltem und sehr logischem brauche durch den stammauslaut ersetzt war.

Stellte B. neben *Raumō*, als den directen reflex eines älteren **Raumōrīkija*, für die sprache des Tune-steins ein **Raumārīkija*, mit *-ā-*, auf, so liefse sich hieraus allerdings das an. *Raumaríki* lautgesetzlich herleiten, aber diese aufstellung müste doch so lange als höchst fragwürdig gelten, bis für die sprache des Tune-steins ein entsprechendes compositum sicher nachgewiesen würde, in dem sich das **-a** des ersten teiles weder als — sei es echter, sei es substituierter — stammauslaut deuten noch auch dem got. *-ē* gleichsetzen liefse; bedingungen, die etwa dann erfüllt wären, wenn eine und dieselbe in der sprache des Tune-steins abgefasste inschrift zb. die genitive pl. ***gastije** 'der gäste' und ***gastijahuse** 'der gästehäuser' enthielte.

Den übergang von *u* zu *o* in **dohtriʀ** erklärt B., zu meiner freude, offen und deutlich für eine gemeingerm. würkung der folgenden gutturalen spirans (s. 26). geheimnis- und verheifsungsvoll klingt dagegen sein ausspruch: 'I **dohtriʀ** kan **o** endnu ikke sees at være omlydt ved indflydelse af det følgende **i** som i *dǿtr*', um so geheimnisvoller, als eine entsprechende warnung bei dem **a**- von **arbija** und **arbijano** fehlt, obwol die widerholung an sich dem stile des commentars keineswegs wider-

spräche. die **dohtriR**-inschrift scheint Bugge zwar keine verse, aber beabsichtigte zweimalige allitteration zu enthalten (s. 38). **d**, **g**, **b** des wortanlautes hält B. im gegensatz zu Wimmer, jedoch ohne hier seine gründe darzulegen, bereits in den ältesten inschriften für mutae, die auslautenden vocale in **staina**, **arbija**, **arbijano**, **worahto** im gegensatz zu Noreen für nicht mehr nasaliert. aus der verwendung der rune ⟨⟩ für den laut *j* schliefst er (s. 37) folgerichtig, dass der runenname **jāra* das anlautende *j*- noch nicht eingebüfst hatte. für die datierung dieser einbufse werden wir auf die besprechung der Fonnaas-inschrift vertröstet. —

Um eine absolute zeitbestimmung für unser denkmal zu gewinnen, vergleicht B. damit zunächst (s. 39) den in vieler hinsicht daran erinnernden stein von Varnum in Vermland (Schweden) bis ins einzelste, nachdem er nicht nur auf die zeichnung bei Stephens, sondern auch auf seine eigene deutung der Varnum-inschrift (in der Tidskr. f. philol. og pæd. 7, 237—244) verwiesen hat, woraus ich schliefse, dass er an dieser glänzenden und, wie mir scheint, endgiltigen deutung festhält. als ähnlichkeit rechnet er sogar das an, dass der Varnum-stein 'nur einmal interpunction (durch 3 puncte), der Tune-stein zweimal auf jeder seite durch 2 puncte und daneben einmal auf seite *a* entweder 1 oder 2 puncte' hat, während ich, hinsichtlich der interpunction, blofs darin eine ähnlichkeit — aber nur mit der **dohtriR**-inschrift — entdecken kann, dass die einzige interpunction des Varnum-steines gerade hinter **ubaRhite** gesetzt ist; dagegen bei der hervorhebung der verschiedenheiten verschweigt er — wie in dem ganzen commentar — vollkommen die allermerkwürdigste, nämlich die schreibung **iah** (nach seiner deutung = got. *jah* 'und') gegenüber seinem viermaligen **j** in der **dohtriR**-inschrift. die hervorgehobenen verschiedenheiten, nämlich die in der gestalt der **R**- und der **k**-runen, erweisen den Tunestein als in palaeographischer hinsicht etwas altertümlicher als den Varnum-stein; ähnlichkeiten und verschiedenheiten gegen einander abgewogen, stellt sich für B. der Varnum-stein als der um etwa 50 jahre jüngere dar.

Sodann führt B. einerseits die runologischen merkmale — es sind wider die formen für **k** und **R** — an, durch die sich der Varnum-stein jünger zeigt als die allermeisten bracteat-inschriften,

anderseits die runologischen merkmale — abermals k und ʀ —, die ihn etwas älter als die inschrift auf der Fonnaas-spange erscheinen lassen, was, wie bei der besprechung der spange nachgewiesen werden soll, die sprachformen gleichfalls tun. gelingt B. dieser nachweis und lässt sich sowol die hauptmasse der bracteaten wie auch die Fonnaas-inschrift datieren, so sind beide grenzen des zeitlichen spielraums für den Varnum-stein gefunden und jeder kann durch subtraction der zahl 50 daraus den für die Tune-inschriften freistehnden zeitlichen spielraum selber ermitteln. und alles glückt würklich! mittels einer halbgeheimen — ich möchte sagen: potenzierten majoritätsrechnung, die darin besteht, dass zunächst die zeit der gesamten bracteaten, alle als eine masse betrachtet, in diejenigen jahre gelegt wird, welche die majorität der archäologischen stimmen für sich haben, die jahre ca 450—600; dass dann aber die zeit der bracteaten-majorität, die zeit derjenigen bracteaten nämlich, welche älter als der Varnum-stein zu sein scheinen, = den ersten ²/₃ des für die gesamten bracteaten gefundenen zeitraums, also = ca 450—550 gesetzt wird — mittels dieser rechnung ergiebt sich: der Varnum-stein nicht älter als ca. 550[1]. der ersten majoritätsrechnung gegenüber muss ich bekennen, dass ich in wissenschaftlichen fragen die gründe wäge, nicht die stimmen zähle; die zweite majoritätsrechnung — und mag ihr facit der wahrheit so nahe kommen wie nur denkbar — ist aber weder demokratisch noch mathematisch noch kaufmännisch noch sonst wie. wenn ich von 15 markstücken weifs, dass das älteste von ihnen 1876 und das jüngste 1890 geprägt ist und dass 10 von ihnen älter sind als die übrigen 5, dann kann ich doch noch lange nicht mit irgend welcher zuversicht vermuten, dass das jüngste von den 10 älteren 1885 geprägt sein werde.

Die archaeologische datierung der Fonnaas-spange — der spange an sich — hätte für die chronologie des Varnum-steines natürlich nur dann bedeutung, wenn sie mit aller bestimmtheit auf: 'sehr viel später als 550' lautete; so lange sie sich in der gegend von 550 aufhält, oder gar auf: 'älter als ca 550' lautet, hat sie keinen wert für uns hier. Rygh möchte die spange ins 6 oder 7,

[1] bei Bugge lautet das resultat statt dessen sofort — aber kaum logisch —: 'hiernach dürfte man den Varnum-stein setzen ungefähr 550—600'. vgl. Arkiv 8, 32, woraus der gedankensprung allenfalls verständlich wird.

Montelius sie ins 5 jh. setzen. also beides belanglos. erst dadurch, dass er die inschrift der spange datiert: ca. 600 (Arkiv 8, 32), erhält B. den terminus ad quem für den Varnum-stein. 50 subtrahiert, giebt für den Tune-stein: c. 500—550.

Und der Tune-stein soll sich wirklich von dem Varnum-stein einfach ins schlepptau nehmen lassen, um absolut in weiter keinen unmittelbaren altersvergleich, weder mit den bracteaten, noch mit der Fonnaas-inschrift, noch mit irgend einem andern denkmal, zu kommen, — und seine neue j-rune, sie geht dahin, als wäre sie nicht gewesen?

Hat denn die form der j-rune nicht gerade so gut eine entwicklung gehabt wie die k- oder R-rune? und muss nicht die eine seite des Tune-steines auch dieser entwicklung eingepasst werden? ja, da die lesung des zeichens ‹› zu der annahme zwingt, dass damals und dort der laut ŋ anders geschrieben worden, auch der geschichte der ŋ-rune?

Ich wage mich an diese aufgabe nicht, schon deshalb nicht, weil mir die autopsie fehlt. aber dass, so lange diese aufgabe ungelöst ist, weder die relative noch die absolute datierung des Tune-steines neuer lesung noch überhaupt die lesung der rune ‹› als j für hinreichend gesichert gelten darf, das wage ich zu behaupten, und ich hoffe, dass Wimmer uns diese aufgabe löst oder aber als unlösbar dartut.

Hamburg. FR. BURG.

MUSPILLI.

Über den ersten teil des auch altsächsisch wie altnordisch bezeugten, nach allgemeiner annahme aus heidnischer zeit stammenden wortes für den weltbrand sind die meinungen noch geteilt. Kögel in Pauls Grundriss II 1, 212 sucht ihn in *mû* 'erde', einem worte, welches zwar nicht für sich, wol aber auch in ahd. *muwerf*, *muwerfo* (Graff I 1040) erscheine. schon JGrimm Myth.[3] 768ff hatte neben *mud* auch an *mu* gedacht, und finnisch *maa* 'terra, solum' herangezogen.

Allein es scheint methodischer, von der altsächsischen form *mudspelli*, *mutspelli* auszugehn. dass der dental vor *sp* im ahd. und altnordischen schwand, begreift sich; nicht aber, dass er

erst nachträglich hineingekommen wäre. Kögels annahme, dass man den alten ausdruck misverständlich angelehnt hätte an das wort, welches mhd. *mot* lautet und 'schwarze torfartige erde' bedeutet, setzt voraus, dass man ihn in Sachsen im 9 jh. nicht mehr verstanden hätte, was doch erst irgendwie wahrscheinlich gemacht werden müste. das wort '*der mott*' ist noch jetzt weitverbreitet, wie das DWb. vi 2600 zeigt. ganz besonders ist in der Schweiz (s. das Schweizerische idioticon und Seiler Baseler wb.) und in den angrenzenden teilen des Elsasses, im Sundgau, bei Thann und Altkirch eine vorzüglich passende bedeutung vorhanden: *der mott* ist das ergebnis der verbrennung von rasen, stoppeln und gesträuch, wie sie im herbst zur düngung auf den feldern stattfindet. wie in der Schweiz kommt auch im elsäss. Sundgau *muthüfe* [nach Kräuters lautbezeichnung *mùthúfə*, *mùthýfə*] vor, wie jetzt namentlich die kartoffelstauden heifsen, die zum verbrennen zusammengetragen sind. auch im Sundgau kennt man wie in der Schweiz *mute(n)* 'stoppeln und stauden verbrennen'; für das schwäbische bezeugt es aufser den belegen des DWbs. auch JCvSchmid Schwäbisches wb. die bedeutung haufe von wertlosen dingen, die man zusammenkehrt, um sie zu verbrennen oder sonst zu beseitigen, zeigt auch *mutich*, welches wie in der Schweiz auch im Elsass bekannt ist. es bedeutet 'unordnung, kehricht'; aber auch einen heimlichen vorrat von äpfeln uä., den sich etwa ein kind in irgend einem winkel anlegt; auch ein geldvorrat, den etwa eine frau hinter dem rücken ihres gatten anlegt und für ihre eigenen zwecke vorbehält [1]. das mittelniederdeutsche kennt *mudeke* 'pomarium': s. Schiller-Lübben. niederrheinisch, in der gegend von Jülich heifst *mōd* heimlich angelegter äpfelhaufen, wie mir von dort einheimischen versichert wurde.

Allerdings ist nun englisch *mud*, niederdeutsch *mudde* 'schlamm', *muddy muddig* 'kotig'. daneben hat das englische auch *moat* 'festungsgraben', welches Skeat vom altfranz. *la mote*, jetzt *la motte* ableitet. bei diesem ist wider die bedeutung 'haufen, erdwall' vorhanden. und so muss wol die bedeutung 'schlamm' sich erst aus der von brennbaren erdhaufen mit pflanzenstoffen entwickelt haben. in Bayern heifst *der mott* auch torf: Schmeller-Frommann i 1693. aber torf fand man doch nur an einzelnen

[1] vgl. hierüber und über das verhältnis zu *mot* auch Vilmar Idioticon von Kurhessen s. 277 f.

stellen des germanischen bodens. so hat sich ja auch die bedeutung des wortes *torf* selbst erst aus der von rasenstück entwickelt, wie das engl. *turf* und das ahd. *zurba* zeigt: s. bes. Schade Altd. wb.

Wir blicken in ein gewis uraltes verfahren bei der düngung der felder: rasenstücke, wie sie nach der brache vorhanden waren, wurden ausgehoben, dann mit den trockenen stauden und gesträuchen verbrannt und die asche verstreut. die vegetation bot dem feuer den eigentlichen nährstoff, wie denn das feuer nordisch *bani vidar, grand vidar, herr alls vidar* heifst: Grimm Myth.[3] 568. nach der Völuspa 57 verbrennt die erde selbst nicht, sondern sinkt ins meer. im Muspilli wird zuerst von den bergen gesprochen, die entbrennen, sodass kein baum stehn bleibt. das *preita wasal* verbrennt dh. die weite rasenfläche. dagegen das *muor varswilhit sih*, also das sumpfland brennt nicht, sondern verliert nur sein wasser. nicht der moorbrand, wie er ja nur in bestimmten gegenden Germaniens vorkommen konnte, gab anlass zu der allgemein verbreiteten vorstellung vom weltende, sondern der heide- und waldbrand, wie er sich aus den feuern bei der felddüngung leicht und oft entwickeln mochte.

Gegen die annahme, dass *mud* der erste bestandteil von *muspilli* sei, wird man die kürze des *u* einwenden, welche bei einem *i*- oder *u*-stamm die erhaltung dieser vocale in der compositionsfuge erwürkt haben müste. aber warum soll das wort nicht auch consonantische flexion gehabt haben? dann wäre der mangel eines vocals zwischen den zwei ersten silben von *mudspelli* nicht auffallend, so wenig wie im gotischen *gudhus*; sind doch auch got. *þuthaurn, Gutþiuda* zusammensetzungen ohne fugenvocal, obschon die stämme *þut- gut-* sonst nur vocalisch erscheinen. für *þuthaurn* nimmt allerdings Cremer Beitr. 8, 411 *ū* an, was gegenüber dem mhd. *duz* doch erst irgendwie begründet werden müste.

Ich benutze die gelegenheit, auch über den text des Muspilli zu sprechen, den ich zu pfingsten 1893 verglichen habe. allerdings könnte ich Steinmeyers lesungen in der neuen ausgabe der Denkmäler nur bestätigen, aufser dass ich in v. 71 (im diplomatischen abdruck in Müllenhoffs Sprachproben z. 77) bestimmt glaube: *eru suonu* gelesen zu haben; und dass in dem erwähnten abdruck z. 79 mit einem grofsen buchstaben, wol einem P anfieng,

sodass sich diese zeile ergänzen lässt: *Pi daz scolta manno nohhein*, mit einem übergang in prosastil, wie ähnliches ja auch sonst in der überlieferung des gedichtes vorkommt.

Strafsburg, 11. 1. 94. E. MARTIN.

DEA GARMANGABIS.

Im sommer des verflossenen jahres wurde zu Lanchester in der grafschaft Durham eine römische ara gefunden, deren inschrift zuerst FHaverfield in der Academy nr 1111 s. 158 vom 19 aug 1893 nach einer photographie, dann EHübner im Correspondenzblatt der westdeutschen zeitschrift 1893 nr 8/9 sp. 184—6 nach photographie und papierabdruck veröffentlicht hat. die inschrift lautet nach dem letzteren:

D E A E G A R
M A N G A B I
E T N / / / / /
/ / / A V G N P R C
SAL·VEX·SVEBO
RVM·LON·GOR·VO
TVMSOLVERVNT·M

zeile 3/4 ist ein wort getilgt, dessen erkennbare reste auf GORDI|ANI, nicht auf NVMINI|BVS, woran man zunächst denken sollte, führen. wenigstens ANI ist, wie Hübner versichert, zeile 4 auf der photographie eher erkennbar als BVS. die auflösung der inschrift ergibt demnach den text: *Deae Garmangabi et n(umini) G[ordiani] Aug(usti) [n(ostri)] pr[o] sal(ute) vex(illarii) Sueborum Lon(...) Gor(dianorum) votum solverunt m(erito)*. in der kürzung *Lon*· steckt nach Hübner unzweifelhaft der name des castells, dessen stehnde besatzung die vexillarii Sueborum bildeten. es liegt nahe, dabei an den ersten teil von *Lanchester* zu denken, allein der römische name dieses castells, das an der grofsen von Eburacum nach dem norden führenden strafse lag, ist bisher nicht nachgewiesen. denn die station *Longovicio* in der Notitia dignitatum ed. Böcking III p. 113, zu welcher der ebenda genannte *praefectus numeri *Longovic(ian)orum*, überliefert *Longovicariorum*, gehört, ist nach der ansicht Hübners aus topographischen gründen auf *Lancaster*, das viel weiter südlich und

westlich an der mündung des flusses *Lune* oder *Lon* gelegene castell, von dem die grafschaft Lancaster ihren namen führt, zu beziehen. die namenverwantschaft zwischen Lancaster und Lanchester erklärt sich also vielleicht aus einem gleichen oder ähnlichen antiken namen, den beide führten. das aber hat zur voraussetzung, dass Lancaster nicht nach dem flusse Lune oder Lon benannt sei, denn Lanchester hat mit diesem flusse keinerlei gemeinschaft und erfordert unbedingt ein anderes etymon im ersten teile. die verbindung beider wäre leicht, wenn man annähme, dass diese castelle in angelsächsischer zeit **Langcaster* und **Langceaster* geheifsen haben, und das allerdings erschiene in jedem falle wie eine directe übersetzung aus römischem *Longovīcium* kelt. **Longovīcion* zu lat. *vīcus*, griech. *οἶκος*, got. *weihs*. die inschrift wird nach Hübner durch den beinamen der *Gordiani* und den getilgten namen des kaisers auf die zeit des dritten Gordianus 238—244 bestimmt. es ist dabei allerdings zu bedenken, dass der name des Gordian sonst nicht getilgt ist (Haverfield 158, Hübner 185) und dass die einsetzung von GORDI in zeile 3 wesentlich durch das GOR· der 7 zeile bedingt ist und sehr zweifelhaft würde, wenn dem LON·GOR eine andre bedeutung zukäme, als die herausgeber der inschrift gemutmafst haben. Haverfield selbst machte nebenher auf die *Σουῆβοι οἱ Λαγγοβάρδοι* des Ptolemaeus aufmerksam, aber für die mitte des 3 jhs. spricht nach seiner versicherung die form der buchstaben, und somit dürfte doch die gegebene auflösung *vex(illarii) Sueborum Lon(govicianorum) Gor(dianorum)* am meisten befriedigen. sei dem wie immer, die von swebischen soldaten verehrte göttin *Garmangabis* muss eine germanische sein, und der erklärung ihres namens ist diese kleine untersuchung eigentlich zugedacht.

Garmangabi ist lateinischer dativ eines nomens der *i*-declination, nom. sing. *Garmangabis*, der wie *Albis* aus **Albi* von einem germanischen *-ī* (*-jō*)-stamme **Garmangabi*, gen. **Garmangabjōz* ausgeht. *-gabi* zu got. *giban* stv., *giba* stf., as. ahd. *gëba*, ags. *gifu*, an. *gjǫf*, mhd. *gëbe*, *gābe*, ndl. *gaaf*, aschwed. *gāfa*, mit jener vocalstufe, die im perf. got. *gaf* sowie in dem adj. got. *gabigs* (*gabeigs*), isl. *gǫfegr*, *gǫfogr* und nach Bosworth-Tollers ansatz auch im ags. *gæfe* f. 'grace', *mid Gods gæfe* 'by Gods grace' und *gæfel* n. 'gift, offering, tribute' vorliegt, ist ohne zweifel 'die gebende' und identisch mit jenem femininen nomen agentis, das

von den rheinischen *matronis Gabiabus* und *Alagabiabus*[1] her bereits bekannt ist.

In *garman*, dem ersten teile der composition, kann entweder ein object gesucht werden, wie bei der żemaitischen *Polengabia* di. **Pelengabia* des Jan Łasicki, der göttin des herdfeuers, oder ein modus, wie bei den ubischen *Alagabiae*, oder eine copulation, wie bei der żemaitischen *Matergabia* di. wol die 'mutter-geberin', oder eine eigenschaft, beziehungsweise auch eine bestimmung der zugehörigkeit, der göttin. man könnte auf den einfall geraten, in **Garmangabi* eine composition mit dem keltisch-römischen volksnamen *Germāni* zu erblicken, wonach die göttin als *Gabis Germanica* oder *Germanorum* zu umschreiben wäre und *garman* jenes *a* besäfse, das gerade in Britannien im namen der *Germani* für *e* bezeugt ist. so teilt Jäkel (Zs. f. d. phil. 26, 311 anm.) mit, dass noch zur zeit Bedas die Angli und Saxones von den benachbarten Briten *Garmani* genannt worden seien. das aber würde wol voraussetzen, dass das ganze compositum keltisch wäre, denn eine hybride bildung von kelt. **Garmanoi* und germ. *gabi* hat formelle wie sachliche bedenken gegen sich. es ist also sehr viel wahrscheinlicher, dass wie *gabi* so auch *garman* ein germanisches wort sei und eine in beiden vocalen, des stammes und des suffixes, ablautende form zu jenem westfränkischen *germen*, *girmin*, *gormen* darstelle, welches in den namen bei Förstemann Namenbuch I *Germening*, *Germenberga*, *Germenar*, *Germenildis*, *Germentrada*, *Germenulf*, *Gormenteus* und *Girminburg* vorkommt, die mit ausnahme des letzteren (der aus den traditiones Corbeienses stammt) sämtlich dem Polypt. Irminonis, einer (*Germenildis*) dem Polypt. S. Remigii Remensis, entnommen sind. dieses namenelement *germen*, dessen vocale nach *girmin* zu urteilen nichts anderes als

[1] über die angebliche *Dea Idbangabia* DEAE·IDBA / N · GABIAE bei Max Ihm Der Matronencultus s. 28, DEAB IDBA / NS · GABIAB im CIRh 625, welche gleichfalls hierher gehört, weigere ich mich noch ein urteil abzugeben, denn es liegen mir zwei mitteilungen Zangemeisters über diese inschrift vor, nach welchen die reste des S zeile 2 gesichert scheinen, das E statt B in zeile 1 moderne interpolation, das N in 2 auch N̈ gewesen sein kann, der letzte buchstab der zweiten zeile aber wegen eines senkrecht durch seine mitte gehnden bruches sowol einem E als einem B genügt. es ist daher vorläufig nicht auszumachen, ob wir es hier mit einer *Dea Idban(i)sgabia* oder mit *deae Idban(i)sgabiae*, allenfalls auch *Idbanae Gabiae* zu tun haben.

zwei kurze *ĕ* sein können, steht ohne zweifel in irgend einem verhältnis, anscheinend dem einer ableitung, zu dem elemente *germ* in *Germoard* saec. 7 (Conc. Cabilon.) und *Germard* saec. 9 (bischof von Orange), das wider als selbständiger name *Germo*, *Ghermo*, *Geremo* aus dem 8 und 9 jh. mehrfach bezeugt ist. und dieser umstand, dass neben *germen* ein einfacheres *germ* als anlautendes namenelement vorkommt, macht es von vornherein unwahrscheinlich, dass *germen*, wie schon behauptet worden ist, mit dem aus mlat. *carminare*, frz. *charmer*, entlehnten ahd. *germinôn* swv. 'incantare' zusammenhängen könne, da man doch nicht wird sagen wollen, dass in *Germo*, gen. latinisiert *Germoni* und *Germune*, national *Germen*, *Germon*, *German* (Förstem. Nbch. I), in *Germard* und *Germoard* ein synkopiertes *germ-* < **germn-* < **germin-* gelegen sei. aufserdem ist zu bedenken, dass die ahd. gruppe *garminôn*, *kermenôn*, *germenôn* swv., *carminôt*, *garminôth*, *kerminôth* stm. 'incantatio' und *carminari*, *garminari*, *germinari* stm. 'incantator' ausschliefslich auf dem verbum *carminare* beruht und kein beleg dafür vorhanden ist, dass neben diesem etwa auch lat. *carmen*, afrz. *charme* 'zauberformel' selbst entlehnt worden wäre, was man verlangen müste, wenn die namen mit *germen-*, die ja gewis nicht verbale, sondern nominale composita sind, damit zusammenzubringen wären. schliefslich verbietet die form *gĭrmin* mit ihrem augenscheinlichen *i* < *ĕ* jede gemeinschaft des westfränkischen *germen* mit lat. *carmen*.

Aber auch mit lat. *germānus*, denke man nun an das appellativum oder an den christlichen namen *Germānus*, *Germāna*, frz. *Germain*, *Germaine* (Stadler Heiligen-lexicon) oder, noch entlegener und unwahrscheinlicher, an den volksnamen *Germāni*, kann *gĕrmen*, *girmin*, *gormen* nichts zu tun haben, und wenn die kinder des *Germenulf* im Pol. Irm., wie Förstemann anmerkt, *Germānus* und *Germāna* heifsen, so ist daraus nicht etwa zu schliefsen, dass westfränkisch *germen* aus lat. *germānus* nostrificiert sei, sondern nur, dass die lateinischen oder romanischen namen der kinder mit rücksicht auf das ähnlich klingende fränkische element *germen* im namen des vaters gewählt und beigelegt worden sind, also eine art annomination lateinischer an einen germanischen namen darstellen.

Zeuss Die Deutschen 59 verglich zu *Germo* an. *Garmr*, den namen des mythischen hundes. wenn man aber, wie ich zugebe,

bei dem *garman* der swebischen göttin versucht sein könnte, an *Garmr* zu denken, so ist das doch bei *girmin* und dem damit zusammenhängenden *Germo* nicht angebracht, ganz abgesehen davon, dass nach Noreen Altisl. und altnorw. gramm.[2] § 248 *Garmr* neben *Gramr* nichts anderes als eine metathesis vocal $+ r < r +$ vocal ist, weshalb man in diesem mythischen wesen, mit berücksichtigung der specifischen bedeutung, die dem aisl. *gramr*, ags. *gram*, *grom*, as. ahd. *gram* in der religiösen phraseologie zukommt (beispiele bei Cleasby-Vigfusson, Bosworth-Toller, Heliand, Graff), nichts anderes als 'die zürnende gottheit' oder 'den feindlichen gott an sich' erblicken darf, wie denn as. *the gramo* (Heliand 1084) geradezu den teufel bezeichnet.

Mit isl. *gormr* m. 'dreck, schlamm', einem concretum auf *-ma* wie *barm*, *darm*, *skûm*, *slîm* ua. Kluge Nom. stammb. § 88, das zu nord. *gor* n. 'dynd, søle', ags. *gor* n. 'dung, dirt', ahd. *gor* 'fimus' gehört, mag ich mich nicht aufhalten; ein wort dieser begriffsreihe ist weder in den p. n. mit *germen*, *girmin*, *gormen*, *germ*, noch in dem namen der göttin zu erwarten. bei Lexer wird *gor* zu *gërn*, *jësen* gestellt, was mir mit hinblick auf mhd. *gërwe* swstf. 'hefe, unreinigkeit, auswurf' recht annehmbar erscheint, und hierher gehören dann wol auch die flussnamen (Förstemann II[2]) *Germepi* und *Germizen*, 'Girms' mit vollerer ableitung **Germenze* in *Germenzer marca*.

Die bedeutung von *girmin*, *garman* kann nur im zusammenhange mit dem einfacheren *germ* in *Germo* usw. erschlossen werden.

Da ist es nun sehr beachtenswert, dass das verhältnis von *germen*, *girmin* zu *germ* bei dem in personennamen noch viel häufigeren, gleichfalls nur anlautend vorkommenden, elemente *irmin* widerkehrt, sodass den oben nachgewiesenen namen jedesmal eine genaue parallelform gegenübergestellt werden kann, also *Ermening*, *Ermenberga*, *Ermenar*, *Ermenildis*, *Ermendrada* (neben *Ermenrada*), *Ermenulf*, *Ermenteus*, *Irminburg* und *Ermoard*, *Ermhard* (*Ermhart* Sanct Peter), *Ermo*, und auch diese namen sind westfränkisch und stammen fast durchweg aus den polyptychen Irminonis und Sti. Remigii Remensis. diese parallelen beweisen meines erachtens unwiderleglich, dass, so wie **ērmaz *ērmenaz* auch **gërmaz *gërmenaz* germanische bildungen sein müssen und von einer entlehnung dieses namenelements aus dem lateinischen

oder keltischen nicht die rede sein kann. nun ist aber für *ërmenaz* meines wissens noch heute die von Müllenhoff Zs. 23, 3 begründete ansicht in geltung, dass dieses adjectiv als vereinzelter rest einer germanischen medioparticipialen bildung zur wurzel germ. *ar* (*ër*) 'sich erheben' anzusprechen sei, wonach demselben die bedeutung 'excelsus, hoch, erhaben, grofs' zukommt. vgl. *irmingot* Hild. gleich unserm 'grofser gott'.

Zu diesem *irmin* germ. **ërmenaz* verhält sich einfacheres **ërmaz*, das der ganzen lage der dinge nach weder etwas anderes bedeuten noch grammatisch etwas wesentlich anderes als **ër-menaz* sein kann, wie die wurzelhaften adjectiva auf *-mo* (Kluge Nom. stammb. § 184), annd. *warm* (vgl. zur ableitung griech. *θερμός*), *arm*, *harm*, ags. *rûm* usw., und es ist vielleicht gestattet, auf Brugmann Grundriss II[1] 154 zu verweisen, wonach im umbr.-osk. und balt.-slavischen das suffix *-mo* in gleicher function an stelle des idg. *-mno*, *-meno*, *-mono* auftritt, dh. participia med. (pass.) bildet.

Ist also nun zweifellos **ërmaz* gleich **ërmenaz* 'hoch, erhaben, grofs', so ist auch **gërmaz* gleich **gërmenaz* und das verhältnis des voranstehnden bekannteren namenelements kann ohne weiteres auf das zweite übertragen werden. **gërmenaz* ist demgemäfs gleichfalls eine participiale bildung zur wurzel *ger*, griech. *χαρ*, welche in ahd. *gër*, *giri* adj. 'cupidus', *gerôn*, *gerên* swv. 'cupere', *gern*(*i*) adj. 'intentus, cupidus, studiosus, pronus', got. *gairns* in compp., nhd. *gierig*, *gern*, *begehren*, *begierde*, griech. *χαρά*, *χάρμα*, *χάρις*, *χαίρω*, lat. *grātus*, *grātia* (Curtius Grundzüge der griech. etymol.[3] s. 187—88) erhalten ist.

Dem westfränk. *germen* entspricht nun mit ablautenden vocalen das swebische *garman*, germ. **garmanaz* im namen der göttin, genau so wie das adj. *warman* im flussnamen *Warmanou* saec. 11 (Förstemann Nbch. II[2]) der anders vocalisierten form *wirmin*, *werman* in den flussnamen *Wirmina* saec. 8, *Wermana* saec. 11, *Wirmilaha*, dissimiliert aus **Wirminaha*, saec. 11 entspricht, worin ich eine zweite parallele zu *irmin* vermute, denn *Wirmina* wie *Warmanou* können nicht getrennt werden und auch hier steht einfacheres *wirm* germ. **wermaz* in *Wirmsêo* saec. 9 dem volleren participialen **wermenaz*, **warmanaz* zur seite, sowie sich sogar die ablautstufe *Gormenteus* im fl. n. *Worm*, *Wurm* saec. 10 widerholt.

Wie *erm*, *ermen* zu *ar*, *ĕr* und *germ*, *germen*, *garman* zur wurzel *ger*, griech. *χαρ*, gehört das gemeingermanische **warmaz*, ahd. as. *warm*, ags. *wearm*, an. *varmr*, got. in *warmjan* swv. zu einer idg. wurzel *war* 'wallen, kochen', asl. *vĭrěti* 'wallen, sieden, quellen', *varŭ* 'aestus', *izvorŭ* 'fons', litt. *wirti* 'kochen', *wirėjas* 'der koch', deren ablautstufen *e* und *ŭ* > *ŏ* im germanischen durch ahd. *wermuotha*, *uuermoda*, *wermiti*, *uuormota* 'absinthium' (absynthium = 'potio mellita, monachica' Du Cange), ags. *wĕrmód*, *wormód* stm., got. etwa **wairmōdus*, belegt werden, worunter ich zunächst nicht die pflanze vermute, sondern ein abgekochtes getränk, einen absud oder aufguss verstehe. vgl. das ganz analog gebildete ahd. *meród* 'coena'.

Wenn nun die bedeutung dieses gemeingerm. wortes und seiner verwanten *wirmin* und *warman* durch den perfectiven begriff 'ins kochen, wallen geraten seiend', 'sich erhitzt habend' vermittelt wird, die von *ermen* aber aus 'sich erhoben habend' entspringt, so wird für germ. **germaz*, **germenaz*, **garmanaz* von dem begriffe 'verlangt, begehrt' zu der bedeutung 'erwünscht, willkommen, erfreulich' fortgeschritten werden dürfen, di. im wesentlichen dieselbe entwicklung, die in lat. *gr-ātus* vorliegt.

Es ist gewis nicht zufall, dass in *ermen* und *germen* zwei durch den reim gebundene parallele bildungen erhalten sind und man wird annehmen dürfen, dass sie auch in der rede gepaart worden seien, dem sinne nach ungefähr wie unser 'hoch und teuer' oder ähnliches. in **Garmangabi* für **Garmanagabi* ist wie bei *Hermunduri* der thematische vocal synkopiert, der name selbst ungefähr als 'grata donatrix' zu übersetzen.

Wien, 31 jan. 1894. THEODOR VON GRIENBERGER.

ZUR KUDRUN.

I.

12, 1 ist die überlieferung lückenhaft. Ziemanns allgemein gebilligte ergänzung will mich aber nicht befriedigen. die hs. bietet *v. m. sawbermaule tr.*, die herausgeber schreiben *v. m. soumære rich gewæte truoc.* dass *sawber* (jedoch nicht *sawbermaule*) auf *soumære*, *soumer* zurückgehe, halte auch ich nicht für unwahrscheinlich. graphisch steht allerdings *silber* einem voraus-

zusetzenden *suber* nahe und man könnte auch an *swære, swere* denken, doch lässt sich damit wenig anfangen, will man nicht zu weitern änderungen greifen. man müste dann etwa annehmen, bereits ein früherer abschreiber habe wegen der graphisch ähnlichen wortausgänge *-ære* und *-æte rîch gewæte* übersprungen, HRied *sŏmer* als *souber* gelesen und *maule* ergänzt. ich glaube indes, dass *maule* ein lesefehler des letzten abschreibers ist und dass in der vorlage *mulih* stand, schlage also vor zu schreiben *vil manic soumære müeliche truoc, daz ir hovegesinde* usw., womit sich vergleichen lässt 270, 2 *sîn ros giengen swære von silber und gewant;* 923, 2 *unsanfte gânt die mære, geladen harte swære;* s. aufserdem zb. Nib. 1117, 2 *man sach ir soumære sô rehte swære tragen* Biterolf 544. 3861. 5517. Dietr. Fl. 3697. *müeliche,* das, allerdings in anderm sinne, in unserer dichtung 83, 2. 350, 4. 891, 4 begegnet, wahrt nicht blofs am besten die handschriftliche überlieferung, sondern macht auch v. 4, der bei der ergänzung *rîch gewæte* wesentlich nur eine widerholung von v. 2 ist, nicht überflüssig.

26, 1 *Eines tages Sigebant ûf einer grêden saz.* zu *grêde* bemerkt Martin in der gröfsern ausgabe: 'es sind hölzerne oder steinerne stufen vor einem gebäude; aber auch eine rasenterrasse heifst so', wozu auf Helbl. II 510 verwiesen wird. M. hat dann in der Zs. f. d. ph. 15, 205 andere bedeutungen des wortes (steinlage vor dem hause, steinterrasse, aus lehm gestampfte grede vor dem süddeutschen hause) angeführt. Schwarze in derselben zs. 16, 404 hält die *grêde*, auf welcher das königspaar plaudernd sitzt, für eine terrasse vor der vordern umfassungsmauer (!), und ASchultz Höf. leb. I 58 führt unsere stelle als beleg dafür an, dass man auf der treppe safs, um sich der frischen luft zu erfreuen. als stufe, treppe können wir hier *grêde* nur fassen, sobald die folgenden verse als interpolation aufser betracht bleiben. wenn wir den text aber nehmen, wie er vorliegt, kann diese auffassung nicht bestehn, denn man wird sich die situation doch nicht so vorstellen, dass Sigebant auf einer treppe platz genommen hat und die königin unter einer nahestehnden cypresse sich befindet, sondern vielmehr, dass beide zusammen *ûf einer grêden* unter dem baume sitzen. dann können wir darunter aber nur einen bankähnlichen, oder sagen wir stufenartigen sitz verstehn. Helbl. II 508 ist zu lesen *wol dan mit mir zeiner b a n k, daz wir sitzen*

bède: dort stêt ein g r ê d e, beleit schôn mit grüenem wasen. hier sind nun *bank* und *grêde* nicht etwa verschiedene dinge, sondern identisch. im ma. wurden sitzbänke im freien, besonders in gärten, ganz gewöhnlich in der weise hergestellt, dass man vier oder mehr pfähle in entsprechenden abständen in den boden schlug, auf allen seiten eine bretterverschalung anbrachte, den hohlraum mit erde ausfüllte und schliefslich die oberfläche mit rasen bedeckte. derartige sitze sehen wir auf alten bildern häufig, ich verweise beispielshalber auf die im Anz. f. k. d. d. vorz. 1880 s. 71 abgebildete liebesscene zwischen Paris und Helena vom j. 1441, auf Dürers 'Madonna mit der meerkatze' und dessen 'hl. familie mit den drei hasen'. daneben gab es auch steinerne bänke, sei es, dass ein block behauen oder kleinere stücke mit oder ohne mörtelverband hierzu geschichtet wurden.

Dass für solche sitzvorrichtungen neben *banc* auch die in rede stehnde bezeichnung üblich gewesen ist, bezeugt gleichfalls Wigalois 7098 ff, wo die *grêde*, auf der die beiden ritter sitzen, u n t e r d e r v o r d e m b u r g t o r e s t e h e n d e n l i n d e situiert erscheint, weshalb eine andere deutung ausgeschlossen ist. man könnte höchstens daran denken, dass durch ummauerung und aufschüttung ein den stamm rings umgebender sitzplatz geschaffen wurde, wie wir das noch hier und dort bei alten dorf- und burglinden wahrnehmen.

39, 2 hat die hs. *aus reich.* Martin ergänzte *aller vürsten* und ihm folgte Symons, Bartsch hinwider emendierte *ûzer Îrrîche.* vielleicht ist zu schreiben *verre ûz dem rîche* oder *ûz verren rîchen.* stand in der hs. *v'sre vzẽ*, so erklärt sich der ausfall eines der beiden worte um so leichter, als *z* und *r* in Rieds vorlage zu verwechseln waren. ähnlich verhält es sich mit *vz v'srẽ richẽ*; s. dazu 64, 4. 118, 2.

72, 4 halten sich die herausgeber meist an die überlieferung: *sît kam er ze trôste in Î r l a n d e manegem schœnen wîbe.* Martin änderte *in dem lande.* an *Eyrland* hat man mit vollem recht anstofs genommen, aber die änderung *in dem lande* muss bedenken erregen, weil sie die handschriftliche überlieferung nicht berücksichtigt. ich kann mir wenigstens nicht erklären, wie daraus die lesart *Eyrland* hervorgegangen sein könnte. es ist zweifellos zu emendieren *in ir ellende*, wodurch nicht nur der vers den denkbar besten sinn erhält, sondern auch das befremd-

liche *Byrland* erklärt wird. wir haben es mit einer irrtümlichen auffassung zu tun, die einem flüchtigen abschreiber um so leichter passieren konnte, wenn in der vorlage *ir elende* stand und zwar blofs durch ein geringes spatium getrennt, sodass er beide worte zu *irelende* verband und mit *irlande* identificierte oder bei oberflächlicher aufnahme des wortbildes gleich *irlande* las.

96, 4 hat bereits Ziemann *nâch ir willen* ergänzt, was trefflich passt, sofern man nur dem sinn rechnung trägt, aber gleichwol anzufechten ist, indem nämlich der ausfall nicht begründet werden kann. dass ein copist die phrase absichtlich ausgelassen habe, ist höchst unwahrscheinlich; wenn es aber aus flüchtigkeit geschah, so ist anzunehmen, dass die fehlenden worte nicht mit den folgenden, sondern mit den vorausgehnden graphische ähnlichkeit besafsen, und darum ziehe ich vor *âne sorge*, was in einer hs. aus der zweiten hälfte des 13 jhs. *an dem* oder *anme*, *ane berge*, wie vielleicht die vorlage aufwies, sehr ähnlich ist. man beachte aufserdem den anfang der folgenden strophe *dô in der grôzen sorgen von im gar gebrast.* das fragezeichen wäre dann nach *waz mohte in dô gewerren* zu setzen.

110, 1. *Daz schif het einen herren ûz Salmê.* Martin (Zs. f. d. ph. 15, 207) glaubt, es könne mit *Salmê* der Solway frith bei Carlisle nicht fern von Cardigan gemeint sein. nach meiner überzeugung beruht *Salmê* auf einem lesefehler und steckt *Garadê* oder eine variante hiervon dahinter. S und G gleichen sich in handschriften des spätern 13 jhs. häufig so, dass selbst schreiber jener zeit irre giengen und ihnen unbekannte ortsnamen fehlerhaft widergaben. die bemerkung in der vorausgehnden Nibelungenstrophe 108 *ez kam von Garadê* kann meine annahme nur unterstützen.

Czernowitz im jänner 1894. OSWALD V. ZINGERLE.

II.

Dass in 8, 2 (*lêre*:) *der begunde er volgen sêre* ein caesurreim eingeschwärzt sei, hat schon Ettmüller erkannt, aber schwerlich ist es richtig, das *sêre* einfach zu streichen, wie mit E. alle späteren herausgeber (Vollmer, Bartsch, Martin, Symons) tun. ein schlichtes *volgen* zu dem abscheulichen, noch nhd. unerlaubten *volgen sêre* zu erweitern, lag — zumal für einen redactor so frühen datums, wie es der caesurreimer nach Symons ist — keineswegs

nahe. leichter schon konnte *sêre* als ersatz eines andern adverbiums eindringen. die stelle hat wol ursprünglich so gelautet:

Sîner muoter lêre diu behagete im wol.
der begunde er volgen gerne, als man friunden sol.

lêre : *gerne* erschien dem betr. schreiber als ein unreiner reim (wie etwa Rol. 13, 22 f *êre* : *gerne*), den er mechanisch ausglich zu *lêre* : *sêre*. — für jenes ursprüngliche *gerne* spricht noch zweierlei: 1) die verbindung *gerne volgen* ist eine sehr geläufige: sie begegnet gleich wider str. 35, 2, vgl. ferner Rol. 13, 23. Nib. 274, 1. 391, 4. aH. 828 und besonders Kchr. 12632 *jâ volge ich gerne dîner lêre,* 12960 *vil gerne volge ich dîner lêre*; 2) *gerne* stellt sich in der Kudrun ungemein leicht in der caesur ein, so allein in der einleitung noch 9 mal: 9, 4. 10, 3. 28, 2. 78, 4. 91, 3. 123, 4. 133, 4. 141, 4. 185, 4. —

Am ausführlichsten hat über das eindringen der caesurreime Symons Beitr. 9, 24—51 gehandelt. seine gesichtspuncte sind verständig und seine resultate annehmbar bis auf die vorstellung, als seien sämtliche caesurreime, soweit sie nicht das werk des zufalls sind, auf éiner stufe der textgeschichte aufgekommen, rührten von einem und demselben bearbeiter her. die grofse masse ganz gewis: aber nachdem jener hauptschuldige einmal sein reimgeglitzer über das ganze, hier dichter dort spärlicher, ausgestreut und bei lesern und schreibern eine völlige unsicherheit über ausdehnung und berechtigung dieses 'schmuckes' hervorgerufen hatte, haben sich gewis auch spätere copisten an der vermehrung der binnenreime beteiligt — vielleicht bis herunter auf HRied, der hier und da halb unwillkürlich und wol auch misverständlich einen neuen reim in den text gebracht haben mag. ein solcher reim von jüngerer und mehr zufälliger entstehung dürfte zb. vorliegen

1216, 3.4 *dô bidemet von dem froste daz arme ingesinde.*
si wâren in swacher koste. jâ wâten die kalten merzischen winde.

in swacher koste — 'mit geringem aufwand gekleidet', umschreibt Martin. aber *koste* ist hier schwerlich das rechte wort. als die hochzeit der armen Gotelint ein jähes ende gefunden hat, heifst es Helmbr. 1631 ff:

Gotelint vlôs ir brûtgewant.
bî einem zûne man si vant

in vil swacher küste.
si het ir beide brüste
mit handen verdecket.

'kläglich anzusehen', 'in dürftiger ausstattung, kleidung'. der reim auf *brüste* sichert das *ü*: beide hss. aber — und die eine ist unsere Ambraser! — haben hier *koste*, und dasselbe wort hat HRied oder seine vorlage auch in der Kudrunstelle für ursprüngliches *küste* eingesetzt. und noch ein drittes mal begegnet der gleiche fehler bei ihm: Biterolf 837 *in koste harte rîche.* der gegensatz zu *in* (*ze*) *swacher küste* ist *in* (*ze*) *rîcher küste* 'reich ausgestattet'; so zb. Kindh. Jesu 858 f (*brüste*:) *die vant si ze rîcher küste mit milche berdten harte wol,* wo die hs. C dem altertümlichen ausdruck aus dem wege geht. so werden wir auch Bit. 837 lesen müssen: *er fuor, als im wol gezam,*
in küste harte rîche.

koste (wie hier wider die Ambraser hs. bietet) ist in allen diesen fällen nur eine späte umdeutung des alten subst. *kust*, gen. *küste* 'species', das schon um 1300 unverständlich zu werden beginnt. —

Zs. 33, 101 f habe ich dem anonymus Spervogel ein schlecht bezeugtes adjectivum *kunde*, *künde* abgestritten und unter hinweis auf eine reihe von stellen aus gedichten des 12 jhs. für MFr. 30, 29f die fassung vorgeschlagen *unt elliu abgrunde diu sint dir, hêrre,* ⟨*in*⟩ *kunde* [1]. für dies *in künde* (*unkünde*) *wesen* (*werden, tuon*) gibt es noch einen spätern beleg, in der Kudrun:

329, 3 *dannoch was er Hagenen ... in unkünde* hs. *in unkunden.*

und wahrscheinlich muss das positive *in künde* an vier weitern stellen der Kudrun hergestellt werden, wo es, wie in der Milstäter hs. der Exodus und in gewissen hss. der Kchr.[2], durch einfaches *kunt*, *kunde* verdrängt worden ist. ich lese:

135, 4 *diu craft sînes lîbes wart den pilgerînen harte in künde**
225, 2 *ist* ⟨*dir*⟩ *daz mære in künde***, *dû solt mich wizzen lân*
867, 4 *herter frouwen dienest wart dâ* ⟨*dem küenen*⟩ *Herwîge in künde**
1033, 1 *Nû ist iu wol in künde*** (*daz ist mir leit genuoc*).

* hs. *kunde* ** hs. *kunt*

ich glaube also, dass wir aus der Kudrun den '*ja*-stamm *künde*' eliminieren dürfen: der vers wird nirgends verschlechtert, wenn

[1] vgl. auch gGerh. 367 f *und hâst in dîner künde die tiefe der abgründe.* [2] Zs. 33, 102.

wir *in künde* dafür einsetzen, und jenes 329, 3 überlieferte *was ... in unkünde* scheint uns ein recht dazu zu geben.

Nur ein bedenken bleibt: auch im Nibelungenliede steht ein paarmal *künde*, 4 mal in A, 5 mal in B: 83, 2 (B 82, 2). 378, 2 (B 390, 2). 461, 4 (B 492, 4). 2182, 4 (B 2245, 4) und B 1075, 2 [A 1015], und hier bietet die umfangreiche überlieferung nirgends einen anhalt für *in künde* [1], dessen einsetzung gegen die hss. obendrein ein paarmal den vers verschlechtern würde. die adjectivform *künde* ist also nicht aus der welt zu schaffen. sie erscheint im Nib. ausschliefslich in der caesur, wo wir auch sonst eine leicht begreifliche neigung zur bevorzugung vollerer formen bemerken können (*-heite, arbeite* neben den reimformen *-heit, arbeit* usw.). man besafs in gewissen gebieten des bair.-öst. dialects die aus der vermischung der *i-* und *ja*-stämme [2] herrührenden zwillingsformen wie *hart — herte, suoz — süeze*, und nach deren analogie mag man auch zu *kunt* ein *künde* gebildet haben, das sich dann für den caesurausgang besonders bequem erwies.

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

SÜSSKIND VON TRIMBERG.

Zwei minnesänger teilen das schicksal, dass die kritik ihnen die sociale stellung absprechen möchte, welche die überschriften der mittelalterlichen sammler ihnen zuerteilen: kaiser Heinrich — und Süfskind von Trimberg. zwar ist die lage sonst nicht ganz die gleiche: während bei dem grofsen fürsten eine wolbekannte individualität zu dem ton der lieder nicht zu stimmen schien, erregt bei dem unbekannten fränkischen spielmann die allgemeine stellung der juden im mittelalter zweifel. so hat zb. Burdach (Reinmar u. Walther s. 135, z. 10 v. u.) zu der bezeichnung Süfskinds als eines juden ein fragezeichen gesetzt. einer eingehnden begründung des zweifels entsinne ich mich nicht; er beruht wol aber jedesfalls auf jener erwägung und auf der meinung, man habe aus dem vers '*ich wil in alter juden leben mich hinnan für wert ziehen*' (MSH II 260ᵃ, Bartsch Ld. nr LXXIV 20) die standesangabe mit ebenso geringer berechtigung herausgelesen, wie nach Haupts ansicht (MFr. s. 228) aus dem vers: '*ê ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der krône*' (MFr.

[1] wenn sich auch einzelne hss., besonders A, gegen die form sträuben und trotz der einen klingenden ausgang fordernden caesur lieber *kunt* schreiben.

[2] und alten unebenheiten des paradigmas.

5, 36). indes, wie Scherer (DSt. II 10) Haupts verdacht beseitigt hat, so lässt sich vielleicht auch bei Süſskind die angabe unserer vorläufer in mhd. litteraturgeschichte rechtfertigen. dass der jude von Trimberg nicht so ganz vereinzelt dastünde, erwies Creizenach (vgl. Germ. 14, 127). und vdHagen suchte aus den gedichten selbst des dichters jüdischen ursprung zu erweisen: die gleichnisse aus der arzneikunst und dem geldgeschäft sollten dahin deuten (MSH IV 538). die sind freilich auch anderweit nicht selten, bilder mit zins und darlehn zb. bei Hartmann von Aue ungemein beliebt. auch sonst würde ich es kaum wagen, aus den wenig characteristischen liedern biographische anhaltspuncte zu holen. Süſskind bewegt sich durchaus im fahrwasser der spielmännischen didaktik: dass wahrer adel nicht auf der geburt beruhe (MSH II 258, 1), haben auch Freidank und der Wälsche gast gelehrt (Wilmanns Leben Walthers 420. 451), dass gedanken frei sind (MSH II 258, 4), ist ein lieblingssatz der minnesänger (Wilmanns aao. 403, 339; ESchmidt QF 4, 109 anm. 46, WGrimm Freidank[1] XCI). wenn dem vor der thür des festgefügten domes mittelalterlicher rangordnung stehnden juden auch beide gedanken besonders nahe liegen mochten, muss man doch der versuchung widerstehn, ihn deshalb zum ahnherrn liberaler journalisten zu machen. eher noch könnte man in dem preis des tugendhaften eheweibes (MSH II 259, 6) einen anklang an stellen des alten testaments wie Prov. 31, 10f. Eccli. 26, 1 f sehen wollen; aber auch solche sätze waren durch die kanzel gemeingut geworden und niemand wird Walther 32, 21—24 aus Prov. 31, 30 herleiten.

Ist es also bisher nicht gelungen, Süſskinds eigenartige stellung positiv zu erhärten, so doch noch viel weniger, sie als unmöglich zu erweisen. der name ist in der gleichen gegend, in Würzburg, 1218 für einen juden belegt (MSH IV 537) und war daher wahrscheinlich um diese zeit schon ausschlieſslich für juden in gebrauch. dass dieser name nun mit jener stelle ganz zufällig zusammenträfe, in der der dichter erklärt, die brotlose kunst aufgeben und fortan in hut und mantel der juden umherschleichen zu wollen, das wäre doch seltsam. und wenn ein jüdischer minnesänger undenkbar gewesen wäre, hätten rubricator und maler trotz jenem verse den Süſskind nicht dafür nehmen können.

Merkwürdig genug bleibt immer die erscheinung, und so scheint sie denn auch nicht spurlos vergangen zu sein.

Als ich im letzten sommer mit KEFranzos von Kissingen aus einen ausflug nach der Trimburg machte, versuchten wir festzustellen, ob noch kunde von dem jüdischen minnesänger fortlebe. ich muss es zu meiner schande gestehn, dass der schriftsteller und nicht der philolog die kleine forschungsfahrt vorschlug und durchführte. unser kutscher, eine alte frau, ein handwerker wusten nichts von einem jüdischen dichter; ebenso wenig die frau bürgermeisterin oder der herr lehrer. aber ein zweiter handwerker auf der kegelbahn erinnerte sich, seine magd, die tochter des alten Zoll, habe davon erzählt: 'dass er Süfskind geheifsen habe und ein dichter war, davon sei ihm nichts bewust; aber ein jüd habe dort gewohnt; seitdem sei keiner mehr im ort'. wir pilgerten also zum alten Zoll (Trimberg, haus 52). der junge Zoll, ein schuhmacher, safs mit seinem kind am tisch: ja, hier habe der jüd gewohnt. er zeigte uns das haus; fast alles war ziemlich neu, aber der keller war alt; er hatte zwei holzgeschnitzte säulen. auch auf dem boden fand sich ein geschnitzter querbalken, mit apfelrechen behangen. ich fragte, ob er einmal eine inschrift gefunden hätte: ja, einen balken hatten sie einmal gefunden, auf dem 1797 stand. inzwischen war der vater, der 'alte Zoll', selbst herangekommen; der wuste mehr: Süfskind habe der jüd geheifsen (wir hatten ihm den namen nicht genannt); mit denen auf der burg oben habe er es gehalten, sei ihr 'schmuser' gewesen, ihr 'beiläufer'; mit beiden worten schien er etwa einen agenten zu meinen. von gedichten wuste auch er nichts. im alter sei es dem schlecht gegangen: seine kinder seien von ihm fortgelaufen und er habe nicht mehr viel gehabt. Franzos fragte, wann das etwa gewesen sei? nun, mehr als zweihundert jahr sei es her. woher er es wisse? der alte (wörtlich): 'durch erbsage'. ob manchmal danach gefragt würde? der alte: vor zwei jahren habe einer danach gefragt, ein doctor soll es gewesen sein. er (Zoll) habe auch von einem buch gehört, wo davon stünde, aber gelesen habe er es nicht.

Ich gebe den bericht genau, wie ich ihn am folgenden tage aufgezeichnet habe. auf keinen fall scheint er mir uninteressant: den wenigen litterarhistorischen legenden, die wir besitzen, verdient vielleicht die tradition von dem verarmten 'beiläufer' der Trimburger burgherren beigefügt zu werden. natürlich würde die überlieferung fast allen wert verlieren, wenn sie erst neuer-

dings in die leute hineingebracht wäre. mir scheint das aber nicht der fall zu sein. in den 'führern' von Kissingen fand ich keinen anhalt für Zolls erzählung; und wenn jüngst etwa jener doctor den inhalt in die erzähler hineingefragt hätte, wäre dann gerade das vergessen, dass Süfskind dichter war? und wer in die leute etwas hineininterpretiert hätte, würde darüber wol auch öffentlich berichtet haben. auch die vereinzelung der kunde scheint auf würkliche 'erbsage' zu deuten. dass diese zuletzt auf den einstigen bewohner des alten hauses zurückgienge, ist nicht undenkbar. aufserdem aber enthält die erzählung selbst beachtenswerte züge. dass ein jude den dorfbewohnern gleich in den beruf des vermittlers tritt, will nichts besagen, und ein zusammenhang mit der burg ist auch leicht dazu gefunden. aber die bestimmte aussage über Süfskinds trauriges alter lässt sich kaum a priori construieren. wäre sie noch mit jener nachricht, dass er der letzte jude im ort gewesen sei, in aetiologische beziehung gebracht! aber dazu ist nur mit den worten, die kinder seien von ihm fortgelaufen, der anfang gemacht. sonst aber stellt sich das volk einen juden als reich vor; sollte die abweichung auf historischen grund gehn?

Jedesfalls widerspricht bei Süfskind nichts dieser 'erbsage'. seine erste strophe deutet auf beziehungen zum adel, und in einer der letzten heifst es:

Wâhebûf und Nihtenvint
tuot mir vil dicke leide:
her Bigenôt von Darbîân
der ist mir vil gevære.
des weinent dicke mîniu kint,
bœs ist ir snabelweide.

Der einzige zug, der in Süfskinds gedichten einigermafsen originell hervortritt, ist der starke hinweis auf den nahenden tod (MSH II 258, 3; 259, 7). vielleicht weist auch das auf ein einsames vergrämtes alter hin. und die fabel vom hungernden wolf deutet man doch wol am besten mit vdHagen auf den entschluss des armen sängers, mit den wölfen zu heulen, statt *ûf der tôren vart* zu singen. all diese einzelheiten passen zu des alten Zoll erzählung gut genug, um die möglichkeit zu lassen, dass würklich einst in dem hause Trimberg nr 52 'her Dünnehabe' dem jüdischen minnesänger ungemach geschafft habe.

Berlin, 12 nov. 1893. RICHARD M. MEYER.

ZU ULRICH FÜETRER.

her^s vō lupfe
tschionachtoland^s
Grales anfortas
Jeschaude fraw vō karnannt
logrois
Chonnfolais
Muntschalfacz
sekureys
Tribabilott
Titurell
Titurissam
firmuntell
lanczilott
wigamur
Melleranns
ygnölle
Arttus
Gösswein
Tanntarius
pyramus
floir
Anfortas vō grale
parcziual
Aigor vō teñmarch
Marolt vō jrlanndt
her^s Tristram
Gabein erek
ybein
Graharczoys
der vō laland^s
Ekonot pontg vō perwestor
karel[1] *gilion*
Iskiloban
Kaufferl
Gailot vō spaniē landt
kunig gramoflancze
wigelays, rial daniel pärsiwein
Galoes Gaudin Gardis lohagrin
Gamuret, pottislier
Ither vō kukumerlanden
litschois, Mill Viviancz
karl rueland olifier vō orliens
orollf, Theserais
Markis, Witich vom jordan
Amadeus

Dieses verzeichnis findet sich eingetragen auf der leer gebliebenen zweiten spalte der rückseite des dritten folio der hs. 3406 der Wiener hofbibliothek, welche das Pantheon des Gotfrid von Viterbo enthält, nach Waitzens bezeichnung *D*[3]. die hand ist vielleicht die des Ulrich Sattner presbyter in Regensburg, der nach seiner eintragung auf dem deckel den codex 1469 von Heinrich Huebmer gekauft hat, jedesfalls aber dieselbe, die auf fol. 40 das verzeichnis der Salzburger erzbischöfe bis 1466, auf fol. 124 das der Regensburger bischöfe bis 1465 (Heinricus de Absperg) und auf fol. 170 das der bairischen herzöge bis 1335 nebst einzelnen notizen eingetragen hat, worunter die auf dem deckel von der enthauptung des Andreas Paumkirchner und Andrēas Greifenegker im jahre 1471 bereits durch Waitz bemerkt ist. verschieden von dieser sind die eintragungen derjenigen

[1] *danach* vō *gestrichen.*

schrift, welche auf dem deckel unterhalb der ersteren bemerkte, dass das buch im jahre 1472 vom abt von Mondsee dem genannten Ulrich Sattner abgekauft worden sei, und die dann auf fol. 40 den erzbischofskatalog bis zum jahre 1506 fortführt.

Ich zweifle sonach durchaus nicht daran, dass dieses namenverzeichnis vor dem jahre 1472, wahrscheinlich zwischen 1469 und 1472 niedergeschrieben wurde, obwol sich dem ein gewichtiges bedenken entgegenstellt. denn die namen gehören nach allem, was ich durch Hofstätter (Altdeutsche gedichte aus den zeiten der tafelrunde, Wien 1811), Spiller (Zs. 27, 158ff. 262 ff), Hamburger (Zs. f. d. phil. 21, 404 ff) von diesem werke weifs, dem Buch der abenteuer von Ulrich Füetrer an [1], indem mir einige von ihnen (zb. Pärsiwein, Pottislier [2]) überhaupt, andere in dieser form (zb. Tschionachtolander [3]) nur dort begegnet sind. die uns überlieferte fassung des grofsen werkes kann nun freilich nicht vor dem jahre 1473 gedichtet sein, aber es könnte eine ältere verlorene, etwa eine programmskizze, wie ESchröder meint, bestanden haben. trotzdem das namenverzeichnis mit einer spitzeren feder geschrieben ist als das erzbischofsverzeichnis, scheint mir doch der charakter der einzelnen buchstaben, vor allem der majuskeln (zb. der *G* und *E* des erstern mit denen auf der dritten seite des letztern) so übereinstimmend, dass ich eher zu dieser immerhin gewagten hypothese meine zuflucht nehmen, als an der identität der schreiber zweifeln wollte.

Bern, 20 juni 1893. S. SINGER.

ZUR PREDIGTLITTERATUR.

I.

Bei einem meiner letzten besuche auf der Münchener staatsbibliothek übergab mir herr dr FKeinz einige aus büchereinbänden abgelöste hsliche predigtenfragmente zur näheren bestimmung, von denen das eine — es trägt jetzt die signatur cgm 5250, 6ᵃ *— sich sofort als zu der von Kelle unter dem titel 'Speculum ecclesiae altdeutsch' herausgegebenen predigtensammlung (A) gehörig erwies. es ist ein pergamentdoppelblatt, das die mitte einer lage ausmachte, von dessen erster hälfte die schere des buchbinders aber nur noch ein*

[1] ob sämtliche darin vorkommen, kann ich nicht sagen, doch ist es wol möglich, ja wahrscheinlich.

[2] dies allerdings auch in Füetrers prosaischem Lanzelot.

[3] [doch siehe jetzt *Tschynachtolander* in den jüngst veröffentlichten Münchner bruchstücken Zs. 37, 28.]

,7 *cm. breites stück übrig gelassen hat; das zweite blatt ist oben* 4,3 *cm., unten* 14,6 *cm. breit und* 21,2 *cm. hoch, doch hat auch ier die schere die drei unteren zeilen abgeschnitten, sodass von en ursprünglich* 45 *zeilen auf der zweispaltig geschriebenen seite ur* 42 *erhalten sind. das schön, mit altertümlichem ductus gehriebene fragment gehört sicher dem anfange des* 13 *jhs. an und icht von Spec. eccl.* 77, 21 ôh (zehimele) *bis* 84, 29 rinder hirte, ch *beginnt der fortlaufende text erst mit* 81, 14 iemer mere, *währnd vom vorhergehnden — bl.* 1[a] *bietet in seiner jetzigen gestalt ls letztes wort* (a)ne 78, 14, *bl.* 1[d] *als erstes* (r)epn = repente 0, 17, *als letztes* mic(hileme) 81, 12 — *nur* 1—5 *buchstaben der eileneingänge resp. -ausgänge bewahrt blieben. wie A im wesentchen alemannisches sprachgepräge trägt (s. WSchaper Zur lautnd flexionslehre des Spec. eccl. Hallenser diss.* 1891), *so auch nser fragment B. ich habe bei den folgenden variantenangaben e orthographischen abweichungen von A, insofern sie sich conquent durchgeführt finden, unberücksichtigt gelassen und schicke eshalb einige allgemeine bemerkungen voraus. in B sind mit einer usnahme* (82, 23) *keine accente gesetzt. an stelle des häufigen* i *vor-, ableitungs- und endungssilben in A ist in B sehr oft* e *treten, doch bietet auch B gelegentlich* i, *wo A* e *zeigt, was dann gemerkt worden ist, doch mit ausnahme des häufigen* gi-, bi- *r* ge-, be- *in A. für* ei *steht weitaus überwiegend* ai. *die hreibungen* ẘ v̊ *in A für* wo vo *begegnen in B nicht; für* wr *eht meist* wur. *im anlaut wechselt* k *mit* ch: kunnen 81, 17. mmet 82, 26. chorunge 82, 28, *im auslaut* c *mit* ch: dinc 83, 3. nch 82, 1. chreſtich 84, 8. *B schreibt consequent im auslaut* h: n, doh, durh, unsih, nah, mih. *für* heilic *ist in seinen verhiedenen formen meist die abkürzung* hail' *angewandt. in dem lle, wo A durch B berichtigt wird, habe ich im folgenden die ssere lesart durch gesperrten druck hervorgehoben.*

77, 22 *herihornis* 23 ẘr] ſúr, *doch war wol* ſûr *beabsichtigt* l *sult* 32 *engile* — *herschinin* **78,** 5 *wrtin*

80, 20 *bredigotin* 24 g.] *gal* 30 *da im vergleich mit elles text der zeilenschluss* gilô(*bic*) *dem vorhergehnden des* sel(*bin*) *nahe steht, vermute ich, dass im fragment stand*: wrtin driv sint man gilôbic 31 *getôffeit?* **81,** 2 *gehugide* 10 *berge* d' l do *erschein* 14 (bl 2[a]) iemer m. zwi br. niuwes 15 zi nem a. opherten — wære d a z dc 16 egyptisches dienstes ? gewizzenlich — bûch 18 xpc]x̊ — h're ist daz w. 19 sunde - uirtiliget 20 irloste — hellischen sch. uñ hat 21 heren l ſ dem funfzigistem 22 slahte d. lambes 23 gigeben — irhain 24 grozem fiure uf einem 25 ſunfzigistem — h'ren 26 xp̄i - gigeben — hail' 27 heiligin] zwelf einime h.] einem hohen samt waren. Vzinan — *ein* in *fehlt* 29 g i s u n i c l i c h e n nerh. in ir herze e r l û h t e er si — g û t i s (*so besserte schon hönbach Zs.* 24, 93) *steht zweimal, das zweite mal ausgestrichen*

30 gewizzens Hie was] waz ist 31 mûshûses — wûste 32 gabe 33 zwi br. div si zi gihugide opherten (*vgl. Zs.* 24, 91) **82,** 1 zwi 2 die — vn̄ der hail' g. lichenamen. 3 sendet — hiute 4 der erlûhte — heiligim *fehlt* 5 suln wir 6 zu — gihaisen 6f heiligim *fehlt* 7 d. m.] dilig̃ me 8 biha(*ltit*), *das folgende ist bis* 10 merchet *durch abschnitt fortgefallen* 10 (bl 2[b]) min — hochzit 11 chumft d. almah' g. zihabenne 12 scholti 13 friunt zu iwerm hûs 14 wirt — hûs — iht [da] wære 15 div — friundes irbolgite — chere 16 iegelich — sinem 17 got gariwet sine sele (*vgl. Bech Germ.* 4, 501) zi hûse 18 apĩ eū faciem' — dare 19 unsir baimode — sumilich' mennisch' herzen 20 newonet — nih — chumt 21 uns sundæren vil agestlich. Sint vil manige die groze r. o. giwinnet 23 tieuels — laider daz si ê girûwi 24 sunden 25 se *fehlt* 26 herzin 27 wand 28 niemer — dehain 29 nehain 30 windt — mennisch ie mere [bôse] 31 uerrer uon gotis minnen 32 sp[u]h — s.]ser. seruat] s' 33 m. niene minnet — min **83,** 1 griffet 2 ne wirt niemer mûzic 3 herzen 4 habt ir, *das folgende ist bis* 5f vivrinin zvngin *durch abschnitt fortgefallen* 6 *bl* 2[c] *beginnt* vn̄ gab 7 gote also — heri scrift 8 zimbern — uirlurn — gimaine 9 dannoh — werlt niwan einer zungen 10 gischaiden — zw *oder* zuo? — vn̄ *fehlt* — sibenzich 11 heren 11f diumûtlichen chorten 12 geimûtet zaieiner (*so*) z. 13 garnt *bis* do *sind durch abirren des auges ausgefallen* 14 garnte — dem 15 gaist — giscriben 16 scrift 17 geziert 18 tuginde — bredigere 18f hat S. Paulus gizelt 19 gigeben 20f sumilich' ist d. gût gispreche sumilich' rehtir gilôbe 21 sumilichin div] div rehte 22 *beidemal* sumilich'n 23 zvngin *fehlt* — paulus 24 tailt teinem iegelichem 25 danne — d'd' 26 giuestent 27 drit.] ir tugende — deme 28 giuestinet 30 lærære — chumfte — weren 31 chumfte 32 erzaigt 33 gitanir **84,** 1 vn̄ wie *bis* 2 div der *sind durch abschnitt fortgefallen* 3 *bl.* 2[d] *beginnt* ture wider *bis* 4 v̊rhtin] wider die 4 uirlôgenote — Petrus — schepheres; *in Kelles text wird* uerlôgenote s. p. *zu tilgen sein* 5 uirlôgente — lebennes 6 schachere ane dingite] diete 7 lôgente — forhtiges 8 dar nah uor d. chumfte 9 sult ir uirnemen — zwel *am zeilenschluss* 10 irfullet 11 bredigen vn̄ γon] mit 12 saminoten — maistere 14 uirbuten 15 sc̄s Pet[r]s — horthabunge 17 gihorsam denne 20 halt suln uernemen 21 ertailet wirn megen — 21f wir mûzzin daz redin] uerswigen 22 uirnomen — gihoret haben 23 pt[r]s — frolichen 24 weren — durh 25 sehet — Pet[r]s 25f girurit 26 div] smelinne *vgl.* smelinge *in Kelles text* 84, 2; *Germ.* 4, 498; *Lexer* 2, 1006, *nachträge s.* 367 27 list werchære 28 giwiset dauiden (*vgl. Bech Germ.* 4, 501) — herphære — der] daz er 29 erre fulte.

Tübingen, august 1893. PHILPP STRAUCH.

OTFRIDSTUDIEN.

I

Die arbeit, die den fachgenossen hiermit stückweise vorgelegt wird, ist im wesentlichen während der jahre 1891—93 entstanden. als ich den vierten band meiner Altdeutschen predigten zum drucke rüstete, wurde es mir klar, dass ich mir eine befriedigende übersicht des verhältnisses zwischen der deutschen geistlichen poesie und ihren theologischen quellen bis zum ende des 12 jhs. herauf verschaffen müste, um für meine geschichte der geistlichen prosa den rechten rahmen zu gewinnen. das, dachte ich, liefse sich in raschem zuge unternehmen; diese hoffnung hat mich getäuscht: ich bin schon bei Otfrid stecken geblieben. schwere krankheit trat dazu, lange zeit fand ich mich zu ernster tätigkeit unfähig. dann erwies es sich nötig, ungedruckte handschriften alter evangeliencommentare durchzusehen, und die kostbarsten stücke musten an ort und stelle aufgesucht werden. erst jetzt glaube ich mich weit genug, um die ergebnisse meiner untersuchungen über Otfrids Evangelienbuch veröffentlichen zu können. den gröfseren abschnitten schicke ich einen kleinen vorauf, in dem dargelegt werden soll, dass Otfrid bei der auswahl der von ihm behandelten stoffe der evangelischen geschichte nicht frei vorgegangen ist, sondern sich selbst an die von der kirche bereits vorgenommene, an die liturgischen perikopen seiner zeit, gebunden hat. noch bemerke ich, dass an dem stande der sache, soweit sie Otfrid betrifft, weder durch die ausgezeichneten studien Léopold Delisles (1879. 1887), noch durch die arbeiten von Stephan Beissel S. J. (1889) und Ferdinand Propst (1892) und die daran geknüpfte erörterung der frage nach dem verhältnisse der älteren sacramentarien unter einander etwas geändert worden ist.

Der übersichtlichkeit halber lege ich nun eine tabelle vor, die folgendermafsen eingerichtet ist: die erste reihe enthält die abschnitte des Otfridischen werkes, natürlich nur die erzählenden, angeführt; dehnt sich eine perikope über zwei oder mehrere abschnitte aus, so werden diese durch eine klammer zusammengehalten; sternchen vor den zahlen Otfrids zeigen an, dass seine abschnitte nicht mit demselben verse schliefsen wie die perikopen. diese stehn in der zweiten reihe; klammern neben ihnen bedeuten, dass ein abschnitt Otfrids zwei perikopen befasst. die

dritte reihe zählt die tage des kirchenjahres auf, an denen die daneben stehnden perikopen gelesen werden. herangezogen habe ich dabei mit hilfe von Ernst Ranke Das kirchliche perikopensystem (Berlin 1847) folgende hauptquellen:

1. Spir. = Manuscriptum Spirense: Capitulare Evangeliorum de anni circulo. nach Gerbert Monum. vet. lit. alem. (San-Blas. 1777) abgedruckt bei Ranke Appendix monumentorum p. XXVII—LII.
2. Pam. = Liber Comitis secundum Pamelii codices, nach des Jacob Pamel, canonicus zu Brügge, Liturgica latinorum (Col. Agr. 1571, tom. I), abgedruckt bei Ranke App. mon. p. LII—LXXXIII.
3. Com. = Liber Comitis (S. Hieronymi), auctus a Theotincho, sive Lectionarius per circulum anni. Migne Patrol. lat. 30, 503—548; verkürzt bei Ranke App. mon. LXXXIII—LCII.
4. MR. = Missale Romanum.

stimmen alle vier quellen überein, was meistens der fall ist, dann habe ich den tag des kirchenjahres ohne beisatz angeführt; weichen sie von einander ab, dann wird das ausdrücklich angegeben. übrigens folgen noch erläuternde bemerkungen.

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
I 3*	Matth. 1, 1—16	In Conceptione und In Nativitate S. Mariae Virginis MR.
4*	Luc. 1, 5—17	In Vigilia B. Joannis Baptistae.
5	Luc. 1, 26—38	Feria IV. Quatuor Temporum ante Natale Domini. MR. Spir. Com. — Feria IV. Dom. II. ante Nat. Dom. Pam. — Annuntiatio S. Mariae V. überall.
6*	Luc. 1, 39—47	Hebd. I. ante Nat. Dom. Spir. — Dom. II. ante Nat. Dom. Pam. — Feria VI. Quatuor Temp. Adventus. Com. MR.
8	Matth. 1, 18—21	Vigilia Nativitatis.
9*	Luc. 1, 57—68	In Nativ. S. Joannis Baptistae. Spir. Com. MR.
11, 12	Luc. 2, 1—14	In Nocte Nativitatis I.

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
13	Luc. 2, 15—20	In Nocte Nativitatis II. — aufserdem noch In Octava Nat. MR.
14	Luc. 2, 21—32	In Octava Domini. — Circumcisio MR.
15, 16	Luc. 2, 33—40	Domin. I. post Nativ. — Kal. Januar. Com.
17	Matth. 2, 1—12	Epiphania
19, 20	Matth. 2, 13—18	In Natali Innocentium
21	Matth. 2, 19—23	In Vigilia Epiphaniae. Spir. Pam. MR. — Innocentium MR. Rhenaugiensis.
22	Luc. 2, 42—52	Domin I. post Epiphaniam
23	Luc. 3, 1—6	Sabbato Quatuor Temp. Adventus
24	Luc. 3, 7—14	Feria VI. post Domin. I. ante Nat. Dom. Pam.
25	Matth. 3, 13—17	Kal. Januar. (si non in Dominica est) Com.
27	Joann. 1, 19—27	Hebdom. I. ante Nat. Dom. Spir. Com. — Domin. prox. Nat. Dom. Pam. — Domin. III. Advent. MR.
II 1, 2	Joann. 1, 1—14	In die S. Nativitatis III.
4	Matth. 4, 1—11	Quadragesima
7	Joann. 1, 35—51	In Vigilia S. Andreae
8	Joann. 2, 1—11	Domin. II. post Epiphaniam
11	Joann. 2, 13—25	Feria II. post Domin. IV. Quadrages.
	Matth. 21, 10—17	Feria III. post Domin. I. Quadragesimae
12	Joann. 3, 1—15	In Pascha annotina. Spir. Pam. Com. — auch Octava Pentecost. Spir. Pam.
	Joann. 3, 16—21	Feria II. post Pentec.
13*	Joann. 3, 22—29	Feria IV. Hebdom. V. post Pascha. Spir. — Feria IV. Domin. II. post Octav. Pasch. Pam. — In Natali s. v. Perpetuae et Felicitatis. Com.

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
14	Joann. 4, 3—42	Feria VI. post Domin. III. Quadrag.
15, 16	Matth. 5, 1—12	In Natali plurim. sanct. Spir. — Die X. Julii hebdom. II. post Nat. Apost. Spir.
17	Matth. 5, 13—16	an vielen heiligenfesten
18, 19, 20	Matth. 5, 17—6, 2	Hebdom. III. post Pascha. Spir. — Feria IV. Dom. I. post octav. Pasch. Pam.
21	———	———
22*	Matth. 6, 24—33	Domin. IV. post Nat. Laurent. Spir. Com. — Domin. XV. post Pentec. Pam. MR.
23*	Matth. 7, 12—21	In Episcopos male agentes. Spir.
III 2	Joann. 4, 45—53	Feria VI. post. Let. maj. und Nat. Nerei et Achillei. Spir. — Dom. XXI. post Octav. Pentec. Pam. — Domin. XX. post Pentec. MR.
4	Joann. 5, 1—15	Feria VI. post Domin. IV. Quadragesimae
6	Joann. 6, 1—14	Domin. III. in Quadragesima
8	Matth. 14, 22—33	In Octava Apostol. Spir. Pam. — Kalend. Aug. Spir. Com.
9	———	———
10	Matth. 15, 22—28	Hebdom. II. in Quadrag. Spir. Pam. — Domin. II. in Quadrag. Com. — Feria IV. post Domin. I. Quadrag. MR.
12	Matth. 16, 13—19	In Natali Apost. Petri et Pauli
13*	Matth. 16, 24—28	Die IX. Augusti. Spir.
14	———	———
15	Joann. 7, 1—13	Feria III. post Domin. V. Quadrag. (de Passione)
16	Joann. 7, 14—31	Feria III. post Domin. IV. Quadrag.
17	Joann. 8, 1—11	Sabbato post Domin. III. Quadrag.
18	Joann. 8, 46—59	Dominica de Passione
20	Joann. 9, 1—38	Feria IV. post Domin. IV. Quadrag.
22*	Joann. 10, 22—38	Feria IV. post Domin. V. Quadragesimae

Otfrid	perikope	tag des kirchenjahres
23} 24}	Joann. 11, 1—46	Feria VI. post Domin. IV. Quadragesimae
25	Joann. 11, 47—54	Feria VI. post Domin. V. Quadrag.
IV 2} 3}	Joann. 12, 1—13	Feria II. post Domin. in Palmis
4*	{Matth. 21, 1—9	Hebdom. IV. ante Nat. Dom. Spir. Pam. — In die Palmarum. MR.
	{Matth. 21, 10—17	Feria III. post Domin. I. Quadrag.
6	———	———
7	———	———
8} 9} 10}	Luc. 21, 1—23, 53	Feria IV. post Domin. in Palmis (Passio sec. Lucam).
11	Joann. 13, 2—15	In Coena Domini
12} 13}	Joann. 12, 1—37 Joann, 13, 1—32	Feria III et IV. post Domin. in Palmis. Spir. Pam.
14. 15	———	———
6—36	{Joann. 18, 1—19, 42	Domin. in Palmis (Passio sec. Matthaeum).
	{Matth. 26, 2—27, 66	Feria VI. post Domin. in Palmis (Passio sec. Joann.)
V 4	Matth. 28, 1—7	Sabbato sancto
5	Joann. 20, 1—9	Sabbato in Albis
7	Joann. 20, 11—18	Feria V. post Pascha
9} 10}	Luc. 24, 13—35	Feria II. post Pascha
11	{Joann. 20, 19—23	Sabbato post Pascha
	{Luc. 24, 37—46	Feria III. post Pascha
13*	Joann. 21, 1—14	Feria IV. post Pascha
15	Joann. 21, 15—19	In Vigilia S. Petri et Pauli
16	Marc. 16, 14—20	In Ascensione Domini
17} 18}	Act. Apost. 1, 1—11	Epistel in Ascensione Domini
0—22	Matth. 25, 31—46	Feria II. post Domin. I. Quadrag.

Zunächst die allgemeine bemerkung, dass der Liber Comitis es Pamelius zwar die anfangs-, nicht aber die schlussverse der erikopen angibt.

Otfrid I 3: in dem stück wird der inhalt der perikope nur im

allgemeinen erledigt. diese perikope wird auch in einer Beda unterschobenen homilie (Subdit. nr LV 94, 413ff = Alcuin 100, 725ff) In nativitate S. Mariae V. angesetzt, während dasselbe stück, dem Rabanus Maurus beigelegt, 110, 458ff, ohne einen bestimmten festtag geblieben ist. — I 4: die perikope im Spir. Com. MR. reicht nur bis Luc. 1, 17, dagegen setzt die alia lectio des tages in Pam. sich mit Luc. 1, 18 fort; es wäre also sehr wol möglich, dass Otfrids abschnitt mit Luc. 1, 24 in derselben weise wie die perikope der gruppe Pam. abgeschlossen hätte. — I 6 hier ist die perikope von Otfrid deshalb abgebrochen worden, weil der nächste abschnitt das vollständige Magnificat, die bekannte kirchliche lection, enthalten sollte. ganz ebenso verhält es sich bei I 9 mit dem Canticum Zachariae. — I 11. 12 hier ist die perikope in zwei durch den verschiedenen inhalt bestimmte abschnitte zerlegt worden. — I 14—16 zwei perikopen nach mafsgabe des inhalts in drei abschnitte aufgeteilt. — I 19. 20 zwei sinngemäfse abschnitte einer perikope. — I 21 in Pam. findet sich die bemerkung: *Require in Nat. Innoc.*, sodass vielleicht dort in das evangelium des tages Innocentium noch Matth. 2, 19—23 aufgenommen wurde; Otfrid hätte, wenn er einer solchen vorlage folgte, dann die perikope in drei abschnitten erledigt. 'Rhenaugiensis' ist ein von Gerbert beigezogenes lectionarium des klosters Rheinau aus dem 10 jh. wird es nicht ausdrücklich genannt, so stimmt es mit dem Spirensis des 8 jhs. überein. — I 22 der Com. beginnt die perikope mit Luc. 2, 41, also mit dem verse, den Otfrid im anfange seines abschnitts behandelt. der schluss von Luc. 2, 52: *et gratia apud Deum et homines* hätte von Erdmann in der quellenangabe nicht fortgelassen werden sollen, da auf ihm Otfrids 62[b] beruht. — I 23. 24 hier hat Otfrid zwei perikopen in abschnitte nach dem inhalte geteilt und es scheint ihm dabei ein lectionar der gruppe Pam. als vorbild gedient zu haben. — I 25 diese perikope enthält nur Com. — II 1. 2 nachdem I 11. 12 das erste, 13 das zweite evangelium des grofsen weihnachtstages erledigt war, trägt Otfrid hier das dritte, in zwei abschnitte sachgemäfs zerfällt, vor. vielleicht gab das auch die veranlassung zu dem abschnitte II 3, der nach seinen marginalien die überschriften der lectionen der weihnachtszeit abhandelt. — II 11 hier hat Otfrid zwei perikopen ineinander gearbeitet, ohne jedoch ihren umfang zu überschreiten. die aufschrift des abschnittes ist der ersten hälfte des verses

2, 13 entnommen, welche im texte nicht übersetzt wurde. 2 zwei perikopen sind in einen abschnitt zusammengefasst. te wird auch aufser an den angegebenen tagen noch mehr- erwendet, zb. Inventione und Exaltatione S. Crucis, Die xii. Junii usw. — ii 13 wie in der ansetzung des tages, so n auch im abschluss der perikope die lectionarien nicht ı; es muss daher die möglichkeit offen bleiben, dass auch schluss durch den einer vorlage bestimmt worden ist. — ıs gedicht von der samariterin MSD[2] nr x bearbeitet dieselbe ɔe, und die anfangsworte *lesén wir* sollen vielleicht aus- ıch darauf hinweisen. — ii 15. 16 die perikope beginnt gen ende von 15, schliefst aber genau mit 16. im vorauf- n teile von 15 hat Otfrid verschiedenes zusammengearbeitet, ht auch die perikope Luc. 6, 17—23, die der Spirensis l, an wochentagen des januar, august, september und october ıdet. — ii 17 hier ist eine angabe des tages der perikope ht möglich, weil das stück an verschiedenen heiligenfesten ders von hl. bischöfen, zb. Augustinus usw.) gelesen wird. — -20 eine perikope ist auf drei abschnitte aufgeteilt. stücke werden auch sonst noch als perikopen in den lectionarien ıdet, zb. Matth. 5, 20—26 Hebdom. i. post Nat. Apost. Spir.; . vi. post Octav. Pentec. Pam.; Matth. 5, 25 ff Feria iv. post . iii. post Octav. Pentec. und Feria iv. post Domin. xv. post Pentec. Pam.; Matth. 5, 43 — 6, 6 Feria vi. post Quinquag. Pam.; Matth. 5, 43 — 6, 4 Feria iv. Hebdom. iv. post Nat. S. ıtii. Spir. (Com.). — ii 21 der abschnitt ist als perikope nicht eisbar. da er mit Matth. 6, 15 schliefst und eine bekannte pe Feria iv. post Quinquag. Spir. Pam. Com. MR. mit Matth. beginnt, so ist es nicht unmöglich, dass Otfrid eine der- perikope Matth. 6, 5—15 vorgelegen hat. — ii 22 Spir. MR. schliefsen mit Matth. 6, 33. aber was Otfrid von v. 31 ıandelt, entspricht der wolbekannten perikope Luc. 11, 5—13 ania majore, sodass er vielleicht hier zwei perikopen in abschnitt zusammengefügt hat. mit Matth. 7, 11 beginnt es Pam. Domin. viii. post Octav. Pentec. (vgl. Domin. post post. Com. und Domin. vii. post Pentec. MR.), deren schluss ider nicht bekannt ist; vielleicht verteilten sich dann drei pen auf zwei abschnitte. — iii 6 wie Otfrids abschnitt st mit Joann. 6, 14 die perikope in Spir. und Com., das

MR. fügt noch 6, 15 hinzu, und merkwürdigerweise hat damit Otfrid seinen abschnitt 8 begonnen, der im übrigen die vollständige perikope Matth. 14, 22—33 genau enthält. Otfrid hat also wol das hier fallengelassene dort nachgetragen. — III 14 vielleicht hat hier die perikope Luc. 8, 41—56 zu grunde gelegen, die Spir. für Sabbato Hebdom. II. post Pentec. ansetzt. — III 22 die schlussverse des abschnittes, entsprechend Joann. 10, 39f, sind hier wol nur hinzugefügt, um die erzählung abzurunden. — III 23. 24 dass die perikope hier in zwei abschnitten behandelt wurde, geschah wol ihres grofsen umfanges wegen. — III 25 der zusatz des evangeliums: — *in civitatem, quae dicitur Ephrem, et ibi morabatur cum discipulis suis* ist wenigstens durch die worte *mit sinen* 40ª angedeutet und gehört auch noch zur perikope. — IV 2. 3 zwei abschnitte bearbeiten eine perikope, deren schluss die lectionarien verschieden ansetzen. — die abschnitte IV 4. 6. 7 scheinen in engerem zusammenhange zu stehn. auch den abschnitten 6 und 7 entspricht der inhalt einiger perikopen: Matth. 21, 33—46 Feria VI. Hebdom. II. Quadrag. Spir., vgl. Lectio VIII in Vigilia Pasch. Com.; Matth. 22, 1—14 Hebdom. IX. post Theophan. und Hebdom. IV. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 22, 15—21 Hebdom. VI. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 22, 23—32 Hebdom. II. post S. Cyprian. Spir.; Matth. 23, 1—12 Feria III. Hebdom. II. Quadrag. Spir.; Matth. 23, 34—39 Natal. S. Stephani. Spir.; Matth. 24, 3—13 Die II. mens. Jul. Spir.; Matth. 24, 42—47 Natal. S. Silvestri und Natal. S. Fabiani, aufserdem noch viermal, im märz, mai, august und october, Spir.; Matth. 25, 1—13 Natal. S. Martinae und Natal. S. Agnae, aufserdem noch im februar und november. Spir.; Matth. 25, 14—30 im januar, juni und november. Spir. — IV 8—10 mit diesen abschnitten beginnt die Passio sec. Lucam, die am mittwoch der charwoche verlesen wird; ebenso ist dann in den abschnitten 16—36 die Passio sec. Matth. vom palmsonntag und sec. Joann. vom charfreitag zusammengearbeitet. eine weitere scheidung ist von den kirchlichen lectionarien selbst nicht zugelassen. — IV 11 die überschrift enthält den ersten vers der perikope, Joann. 13, 1, der im text nicht übersetzt wird. — V 9. 10 die beiden abschnitte behandeln eine perikope und sind durch einen einschnitt der erzählung gesondert. — V 11 zwei perikopen sind in einen abschnitt zusammengearbeitet. auch die überschrift ist ein compromiss aus Luc. 24, 36 und Joann. 20, 19. es fehlt

nur Luc. 24, 46: *et dixit eis: quoniam sic scriptum est et sic oportebat Christum pati et resurgere a mortuis tertia die et praedicari in nomine eius poenitentiam et remissionem peccatorum in omnes gentes.* aber dieser vers hat den anstofs für den nächsten abschnitt Spiritaliter gegeben. — v 13 der erste vers von Joann. 21 fehlt in Otfrids text nur scheinbar, denn er steckt in der überschrift des abschnittes. die am schlusse fehlenden verse 21, 13f sind bedeutungslos. — v 16 die überschrift ist gesetzt, weil der abschnitt die perikope des himmelfahrtstages zwar enthält, in dem abschnitt selbst aber von der himmelfahrt noch nicht gesprochen wird. — v 17. 18 sind das einzige beispiel der aufnahme einer epistel in die erzählung; das stück durfte aber, wie man sieht, nicht fehlen. — v 20—22 sogar diese abschnitte, die doch sonst frei gestaltet sind, halten sich an eine perikope, und der letzte bearbeitete evangelienvers Matth. 25, 46 bildet auch zugleich ihren schluss.

Auf grund dieser beobachtungen lässt sich behaupten, dass Otfrid ein lectionarium benutzt hat, das mit keiner der bekannten ältesten quellen völlig übereinstimmte, aber der gruppe kirchlicher überlieferung angehörte, die auch den Spirensis und die für Pamels edition mafsgebenden codices umfasst. immerhin gewährt damit Otfrid ein mittelbares zeugnis aus dem 9 jh. für den durch Ernst Ranke festgestellten gemeinsamen bestand der perikopen. — ich bemerke noch, dass selbstverständlich die in der tabelle gebrauchten grenzzahlen der perikopen die moderne einteilung der bibel in verse nach RStephanus voraussetzen, desgleichen die capiteleinteilung, welche von Stephanus Langton, erzbischof von Canterbury († 1228), herrührt. die zu Otfrids zeit benutzten bibelhandschriften besafsen eine von der heutigen sehr verschiedene einteilung in 'tituli', 'breves' und 'capitula'. für die hier vorgetragenen beobachtungen ist dieser unterschied ohne bedeutung; ja die tatsache, dass Otfrids abschnitte mit den perikopen der lectionarien übereinstimmen, wird noch auffallender, wenn wir berücksichtigen, um wie viel weniger die damalige einteilung der evangelien in ihren absätzen einen anhalt für die abgrenzung der kirchlichen lesestücke darbot als die heute gebrauchte. über die ganze frage vgl. Otto Schmid Über verschiedene einteilungen der heiligen schrift (Graz 1892), besonders den dritten abschnitt s. 30 ff.

Graz, 7 febr. 1894. ANTON E. SCHÖNBACH.

BRUCHSTÜCKE DER WELTCHRONIK HEINRICHS VON MÜNCHEN.

Herr Jakob Wichner, archivar und bibliothekar des stiftes Admont, erfreute mich unlängst durch die übersendung zweier pergamentblätter, die als umschläge von acten der ehemaligen propsteiherschaft Zeiring in Obersteiermark gedient hatten. das erste ist 45 cm. hoch, 31 cm. breit, doch ist vom aufsenrande ein schiefer streifen abgeschnitten; der innere seitenrand beträgt 4, der äufsere 6 cm. das blatt ist in zwei spalten beschrieben, zwischen denen 3 cm. raum bleibt. jede spalte enthält 62 zeilen, die mit majuskel beginnen. abschnitte werden dadurch angedeutet, dass je zwei zeilen um 1.5 cm. eingerückt werden: der freie raum war für eine farbige initiale bestimmt, die jedoch nur mit tinte vorbezeichnet ist. die oberste zeile jeder spalte beginnt ohne rücksicht auf ihre stellung im satze mit einem grofsen verzierten schwarzen buchstaben. die schrift stammt aus dem ende des 14 jhs. die 248 verse dieses blattes enthalten das ende der geschichte des Tobias und die erzählung von der herschaft des königs Ezechias. anfang: *Des fraüt sich do Tobias Vnd sein muter Anna* . . . .; schluss: *ich wil im lengern sein tag, Funfczehen jar wil ich im czu geben Vnd im lengern so vil sein leben. Damit gie ysayas* . . . . (4 Reg. 20, 6). darnach gehört das blatt in die bearbeitung der weltchronik des Rudolf von Ems, die Heinrich von München vorgenommen hat, vgl. Vilmar Die beiden recensionen ... der weltchr. R.s v. E. s. 55 ff. — das zweite blatt, am untern und am äufsern seitenrande beschnitten, ist 42 cm. hoch, 31 cm. breit, der innenrand misst überall 2 cm., der aufsenrand 4—9. zwei spalten, durch einen zwischenraum von 6 cm. getrennt, stehn auf der seite, jede befasst 68 zeilen, die mit majuskeln beginnen. abschnitte sind in derselben weise bezeichnet wie auf dem ersten blatte, desgleichen ist die oberste zeile jeder spalte ebenso ausgestattet wie dort. auf spalte 3 ist der beginn eines capitels durch die drei rotgeschriebenen zeilen der folgenden überschrift angedeutet: *Wie nu Wilhalm Markis von den haiden gen Tondiernen gevangen wart pracht vnd wie es im darnach ergie.* die übereinstimmung der beiden blätter im schriftcharacter und in den wesentlichen puncten der einrichtung bringt den eindruck hervor, dass sie demselben werke entnommen

und zu gleicher zeit verschnitten worden sind. wahrscheinlich ist das erst im 17 jh. geschehen, denn das erste blatt trägt der quere nach die aufschrift: *Copeÿ Büech de Anno 1637 biſs 1642*, das zweite: *Copeÿ Büech 1651—1662.* heftlöcher und heftfäden bezeugen noch die verwendung der stücke als umschläge. — das zweite blatt nun gehört der bearbeitung des Willehalm Ulrichs von dem Türlin an, die Heinrich von München in sein wüstes sammelwerk aufgenommen hat, vgl. Suchier Über die quelle Ulrichs von dem Türlin s. 12; Singer Willehalm (Prag 1893) p. LXXXIII ff. anfang: *Vnd chunig Sinagun Der stat ie stund in preises sun* —; schluss: *Eines tages die chunigin sprach, Ich main die von Tusangule* —. die 272 verse des blattes entsprechen also in dem gedichte Ulrichs der partie LI 13 — LXXX 13, also 930 versen. das war nur möglich, indem aus dem originale sämmtliche stellen fortgelassen wurden, die nicht handlung enthielten, also vor allem die beschreibung der minnenot Arabels und der herlichkeit der königinnen. man begreift darnach sehr wol, wie das ursprüngliche werk in dieser bearbeitung fast auf ein dritteil seines umfanges einschwinden konnte. — die blätter werden jetzt im staatsarchiv von Admont aufbewahrt.

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

ALTENBURGER BRUCHSTÜCK DES WILHELM VON ORLENS.

Das bruchstück, dessen inhalt ich im folgenden mitteile, hat der archivar des stiftes Altenburg in Niederösterreich, P. Friedrich Endl, von einer pfarrhofrechnung des 16 *jhs. abgelöst. für seine freundliche übersendung sage ich dem geehrten finder auch an dieser stelle den besten dank.*

Das fragment ist auf einem pergamentstreifen von 30·3 *cm länge und (durchschnittlich)* 10 *cm breite erhalten: er ist der rest eines in der mitte der länge nach durchschnittenen blattes der ursprünglichen hs. das blatt war zweispaltig beschrieben; unser streifen ist seine innere, den falzteilen des bandes anliegende hälfte. das ergibt sich schon aus seiner äuſseren beschaffenheit: denn* r e c h t s *neben den zeilen* 16 *und* 19 *der spalte a sind noch die reste des grün und rot gefärbten ornaments einer auf der weggeschnittenen gegenüberstehenden spalte (b) gewesenen initiale sichtbar, und der*

streifen selbst muss so gehalten werden, dass die schnittlinie rechts und die mit Daz er *beginnende spalte dem beschauer zugewendet liege, weil sonst — wenn man die spalte* Den kunc Alan *auf die vorderseite brächte — die andere spalte die unmittelbare und lückenlose fortsetzung des textes enthalten müste, was schon der erste blick auf den zusammenhang des sinnes ausschliefst.*

Es sind also die spalten a und d des blattes erhalten, und zwar vollständig (spaltenhöhe durchschnittlich 22 *cm, -breite* 7 *cm). die schrift, die ich noch ins* 13 *jahrhundert setzen möchte, ist sorgfältig, die verse abgesetzt, die anfangszeile jedes reimpares ausgerückt und fast durchaus mit rubricierter initiale versehen, nur die zeilen a* 20—22 *und b* 7—9, *welche neben die grofsen ornamentierten initialen* H *und* N *(der zeilen a* 20 *und b* 7) *auf verkürzten raum geschrieben werden musten, sind unabgesetzt und teilweise ohne markierung des reimpaaranfangs. über jene illuminierten und mit bildern versehenen anfangsbuchstaben s. zu a* 20 *und b* 7. *versteilungspuncte sind vereinzelt. mein abdruck gibt die schreibweise der hs. genau wider. zur vergleichung der texte, teilweise auch zu stillschweigender verbesserung der fehler unserer hs. habe ich varianten aus dem texte der hs. der Wiener hofbibliothek nr* 2704 *beigefügt.*

Den inhalt des streifens hat als ein bruchstück aus dem Wilhelm *des Rudolf von Ems Steinmeyer erkannt. er gehört in die Sylyvois-episode, vgl. die inhaltsangabe in Mones Anzeiger* 4 (1835) *sp.* 32: *auf der insel Sylyvois war eine abtei, welche Sovine, schwester des königs von England, regierte. könig Alan von Irland sprach die vogtei über das kloster an und führte gegen die äbtissin krieg. diese suchte hilfe bei Amilot — hier setzt der text unseres pergamentstreifens ein, der, soviel ich sehe, zu keiner der in bruchstücken bekannt gewordenen hss. gehört.*

s. 1 *sp. a:*

daz er vō mir ich welle nemen
Wan daz er vogt vñ h<re sei
vbers gotes huz daz ist vrei.
É. ich daz welle prechen
5 e wold ich v<sprechen.
Daz ez imm< wuste
vñ ode wesen muste.
E. daz er sín wrde h re
nv sint mir gar ze verre
Vrevnt vñ gerichte 10
wan er hat gar ze nichte
An mir. ob ich ie man gewan
ere. od< dienst man
Geburt oder edelkeit
enr tv mir last< vñ leit 15
Vñ hat mir des getan so vil
daz ich gote klagen wil.
Vñ allen den die ane spot

minñent recht vñ gotes gebot
20 Herre kunc Amilot.
dirre kumber vñ die not.
hāt mich her an euch geiaget
wan ich vch gar vnvʼzaget
Weiz libes vñ mvtes
dʼeren vñ dez gutes 25
Der selden vñ dʼ werdekeit
dʼ vch vō gote wart bereit
Do er vch her ze lande

20 Herre] *rot, grün und blau illuminierter anfangsbuchstabe mit bild: links zwei frauen mit flehender handgeberde, rechts drei männer, von denen einer eine krone auf dem haupte trägt; burgzinne und -dach im hintergrunde.*

Cod. vind. 2704 *fol.* 83[d]: 1 vō mir ich] icht von mir 6 ez] erz 7 o. w. m.] öde ligen muest 8 sin *fehlt* 9 sint] ist *v.* 12. 13. 14 Mein mag vnd mein dienstman | Vnd ob ich ere ie gewan | Von gepurt vñ uon edelchait 15 enr tv] Er tuet 17 ich] ich ez 22 geiaget] ueriagt 24 mvtes] guetes 25 gutes] muetes

---

Zwischen dem ende dieses und dem anfang des folgenden stücks enthält die Wiener hs. 63 *zeilen, in denen Amilot sich erbietet, den Alan zu einem waffenstillstand aufzufordern, während welches er sich über die klage der äbtissin verantworten und sühne schaffen solle; weigere er sich dessen, so werde Amilot für ihr recht eintreten. als überbringer jener botschaft wird graf Morant abgeschickt; dieser begibt sich nach Isels silvoys zu Alan.*

s. 1 *sp. d:*

Den kunc Alan vō irlant
er mit grozen kreften vant
Ligende vor den vesten
mit wʼlichn gesten
5 Het er als vns daz mer seit
die insel wuste gar geleit.
Nv qvam mit rittʼlichen siten.
dʼgrave zv dem her geriten
Do wart er wol enphangē
10 do ditz waz ergangen
In condewirten vber velt
vntz in dez kvniges geczelt
Vil helde mutes riche
gar gesellicliche
Vñ erbeizten mit im vf den plan 15
do ditz ervrisch dʼ kvnc alan
Vil hubschlich er in enphie
vñ do daz ovch ergie
Der graue morant sagt im gar
durch daz ez waz kumen dar 20
Vñ waz dʼ kvnc Amilot
mit siner botschaft im enpot
Dez nam er keine war
vñ vʼsmehet ez vil gar
Mit spotlicher smacheit 25
daz im da vō wart widʼseit.
Daz waz im ringe als ein har.

Auf den oberen freien rand der sp. d, ferner zwischen z. 2 *und* 3 *und* 3 *und* 4 *derselben, endlich in die grofse illuminierte initiale* N *sind federproben von späterer hand geschrieben.* — 7 Nv] *rot, blau und grün illuminierter anfangsbuchstabe mit bild: links eine gruppe von zwei personen, die eine mit bedecktem haupt, die andere barhaupt, letztere überreicht einen pergamentstreifen* (?) *einer gegenüberstehnden gruppe von*

fünfen, von denen vier das haupt ebenso bedeckt haben wie jene eine person drüben, die fünfte aber eine krone trägt.

Cod. vind. 2704 *fol.* 84[b]: 1 A. vō] alant in 6 i. w. g.] inseln gar büst 10 ditz] daz 11 c. v. v.] conducierten vber daz uält 14 gar] Da dar *v.* 15 Da er paizt er auf d. p. *v.* 16 Do daz erförst ch. s. *v.* 18 Dar zu sein her do daz e. 20 daz ez] was er 26 im *fehlt* 27 w. im] wag er

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

DIE GOTHAER BOTENROLLE.

KBartsch hat in seinen Beiträgen zur quellenkunde der altdeutschen litteratur (1886) *s.* 355ff *das 'bruchstück eines dramas' aus Gotha bekannt gemacht, das mehr aufmerksamkeit verdient, als es gefunden zu haben scheint: wir haben darin trümmerhafte reste eines schauspiels von zwei tagen, das, nach einer nicht genau festzustellenden form der legende, die geschichte der zerstörung Jerusalems behandelte; voraus gieng wol die Veronicasage, den schluss scheint die bestrafung des Nero zu bilden, an dem Titus und Vespasianus für die verfolgung der apostel rache nehmen. aufser diesen drei römischen kaisern traten darin auf (Veronica?), Petrus und Paulus (bl.* 1); *Ecclesia und Synagoge (bl.* 2[a] *v.* 5. 15); *Pilatus (bl.* 2); *alles aber was uns erhalten ist, sind die reden éiner person, des boten, der von kaiser zu kaiser, von apostel zu apostel wandert, zum publicum spricht usw. wir haben hier m. w. das älteste beispiel einer bewahrten einzelrolle, und wir kennen sogar den namen des darstellers: zweimal auf bl.* 1 *wird der sprechende als Otteber* (Otteb[s]) *eingeführt, und da dieser unzweifelhaft deutsche name, mag er nun auf einen* Ôtbero *zurückgehn oder eine nebenform zu* odebar *'storch' darstellen (vgl. Lexer s. v.), in der legende selbst keinen platz findet, so muss er der person des schauspielers zukommen.*

Die hs. der herzogl. bibliothek in Gotha chart. B. 1582 (xv *s.*), *die ich durch die gefälligkeit des hrn geh. hofrats prof. dr Pertsch widerholt hier in Marburg benutzen konnte, umfasst* 2 *blätter des bekannten schmalen registerformats. von bl.* 1, *das durch längsbruch halbiert und dessen erhaltene innere hälfte überdies von moder und mottenfrafs arg heimgesucht ist, hat Bartsch nur wenige zeilen abgedruckt; ich gebe alles was zu entziffern ist: wo die lesung unsicher bleibt, brauche ich cursiven druck, wo ich eine ergänzung andeute, überdies eckige klammern. die interpunction ist von mir hinzugefügt.*

bl. 1 *vorderseite*

d^s^ hat mich her zc[*u dir gesant,*]
wann du om wol [*bist bekant,*]
vnd hat dy le^s^ von d[*ir vernomen,*]
h^s^ bith dich das du ı[*vollest komen,*]
5 das her dich froliche [*intfa*]
vnde frege wy dirs g[*a*]
vnd ouch dir syn *ser*[*e clage.*]
ho^s^e was ich [*dir nu sage.*]

I[*tı dt*]

jung .... *frouwin* .....

10 ir sult vō des konig[*es gebote*]
uwir opphir brengē s[*inem gote*]
by d^s^ hant vnd by der [*vrift,*]
alßo is uch gebotin d[*urch in ist.*]
nu kompt snel, das [*ir intfat*]
15 alȝo man uch vor[*heissin hat.*]

Et sic finis ē p[*rimi diei.*] [1]

Alte^s^o die pm̄o dt

Otteb^s^

Nu horit ir h^s^n̄ mit scha[*lle*],
ir ritt^s^e vnd ir knechte [*alle,*]
vnde vornemet mich [*alsus:*]
hy kompt der keiß T[*itus*]
20 obir das romische r[*ich,*]
her ist hobisch vnde w[. . . *lich*?]
des sult ir flissig ne[*men war*]

Itı dt

Nu schouwit nach uw[*ir*? . . .
da riten zcwene kom[*pan,*]
25 der eyne heissith vesp[*asian,*]
dy da habn̄ mit [*g^s^o*]ssir mac[*ht*]
vorstoret d[*y*] snode bos[*e stat.*]

Itı dt

Nu horit obir al gemey[*ne.*]

Itı dt

Wicht balde, *tret*(?) obir hoı[. . . .

v. 1 d^s^ *scheint aus* das *geändert.* — *v.* 1—15 *sind wol als botschaften Vespasianus?) an Veronica und an das volk aufzufassen. nach v.* 8 *erscheint die majuskel* I *noch eben sichtbar.*

[1] *ergänzt von Bartsch, der von bl.* 1 *nur diese scenische bemerkung v.* 16—22 *abdruckt.* *v.* 26 habn̄ *übergeschrieben.*

Itl dt
30 Nu ſeet vnd kert dy oug[*en her.*]
Itl dt
frouwit uch alle vnd ſ[*yt gemeit,*]
Itl dt ad ſcm̄ [*paulum.*]
gerne, vil libir he[*re,*]
ich wil louſſin alſo [*ſere*]
vnd nemē brot in [*mynē ſag,*]
35 des wil ich louſſin n[*acht und tag,*]
bis das ich on vinde
vnd ſnelle zcu dir br[*inge.*
Otteb[s] currit ad p[*etrum.*]
Petir, hir iſt komē her
pauwil der wiſe lerer.

auf bl. 1 *rückseite sind fast nur noch die reimwörter erhalten, die über die bruchlinie hinausragten:* — alt, — wol geſtalth; — hoffart, — *wart*; — [*ſi*]lberwiß, — dem priß. [*folgen* 7 *zeilen ganz unkenntlich.*] — lichir man, [*fehlen* 2 *zeilen.*] — ich uch vorkundigin ſal; — rechte(?), — vechte; — getretin(?), — fetin; [3 *zz.*] — war. [*folgt scenische bemerkung*] — iūgen vnd ir alden; — griffin; — vnd alles des da *was*; — mȳ rad; [1 *z.*] — iſt h[s] [*ger*] ant, — anth; [1 *z.*] — dy ougin her; [4 *zz.*] — gnug; — ſpote; [2 *zz.*] — gan; — wolde, — ſolde; [1 *z.*] — vnd vmm[s] me[s]; [1 *z.*] — ger, — her; [1 *z.*]

Bl. 2 *hat Bartsch vollständig, aber nicht besonders sorgfältig abgedruckt: ich gebe eine collation, ohne dabei die richtig aufgelösten abkürzungen zu berücksichtigen. vorderseite: v.* 9 bebel ſy: *man sieht an mehrfachen änderungen, dass der schreiber selbst die stelle nicht verstand, es ist zu corrigieren* bevel sich; *v.* 19 *hs.* g[s]ne frouwe, *nicht* Myne frouwe; *das folgende, v.* 20 *ff etwas abgerückt, weil zum publicum gesprochen; v.* 31 konig; *v.* 50 *l.* der kei[*ſir . . . . lich*], *es stand sicher ein adj. auf* -lich *da, B.s* sendit mich *hat keinesfalls platz; v.* 53 hettin *oder* hattin *st.* habin; *v.* 57 ufferſtandinge; *v.* 58 *f lautete zweifellos* und is vil er[*ringe*] in [*deme*] lande obir al. — *rückseite: v.* 14 zcwelfbotin; *v.* 19: *es stand ursprünglich* Sy gebē her nicht, *dies wurde geändert in* So gebē ſy nicht.

Da der text auf der mitte der seite schliefst, so scheint die rolle des boten hier zu ende zu sein. das stück erweist sich durch die sprache als thüringisch und zeigt auch zu der thüringisch-hessischen spielgruppe leise beziehungen, wie in der aufforderung zum 'lobetanz', die sich ähnlich im Alsfelder passionsspiel und im spiel von frau Jutten findet. E. S.

BEITRÄGE ZUR RHYTHMIK DES ALLITTERATIONSVERSES[1].

Es herscht allgemeine übereinstimmung darüber, dass der halbvers der allitterationszeile, abgesehen von dem typus, den Sievers A³ nennt, zwei höchste gipfel hat. der ton dieser gipfel war meiner überzeugung nach ein viel stärkerer, als der der höchstbetonten silben anderer verse. ich habe mir den vortrag von allitterationsversen niemals anders vorstellen können, als mit einer ganz ungewöhnlichen hervorhebung dieser vier silben (vgl. Sievers § 10, 4). im zusammenhange damit muss ich auch die annahme, der vortrag sei langsam und feierlich gewesen, von vornherein zurückweisen. im gegenteil, er muss in beschleunigtem tempo den etwas gewaltsam betonten silben zugeeilt sein. anders vermag ich mir überhaupt schwer vorzustellen, wie die allitteration würksam gewesen sein könne. es ist zwar eine beliebte behauptung, das ohr unserer vorfahren sei empfindsamer gewesen, als das unsere; aber durch nichts ist bewiesen, dass es empfindsam genug gewesen sei, um den gleichen anlaut betonter wörter eines längeren satzes bei einem vortrag, wie dem eines gewöhnlichen verses, mit der genügenden rhythmischen würkung

[1] diese beiträge sind im engsten zusammenhang mit einer, im nächsten hefte des Anzeigers erscheinenden recension von Sievers 'Altgermanischer metrik' entstanden. man wolle ihrer form das zu gute halten. meine ansichten stimmen in wesentlichen puncten mit denen überein, die Heusler in seiner neuen lehrreichen schrift Über germanischen versbau entwickelt. ich hatte den leitenden grundgedanken, dass die allitteration die eigenartigkeiten ihres verses erklären müsse, mit Wilmanns besprochen, als er mir das eben eingetroffene buch Heuslers gab. da mein blick sofort auf s. 134 fiel, liefs ich absichtlich die schrift vorläufig ungelesen, und auch die obige niederschrift sowie die recension sind unbeeinflusst von ihr, insoweit nicht ausdrücklich auf sie bezug genommen ist. diese sachlage betone ich nicht nur zu meinen gunsten, sondern mehr noch aus dem grunde, weil ich in dieser weise verfahren bin, um etwaigen weiteren übereinstimmungen dadurch eine vielleicht gröfsere überzeugungskraft zu verleihen. ich verhehle mir nicht, dass manche meiner einzelansichten widerspruch, und vielleicht begründeten, finden werden; ich würde auch von selbst einzelnes vorläufig zurückbehalten haben, wenn ich nicht von dem begreiflichen wunsche geleitet gewesen wäre, die wesentlichen der zahlreichen eigentümlichkeiten, welche durch die untersuchungen der letzten jahre beim allitterationsvers festgestellt sind, berührt zu haben. dass durch die widerlegung auch die grundgedanken erschüttert werden, fürchte ich nicht.

zu vernehmen, sogar den anreim von vocal zu vocal. ein beweis, dass das nicht der fall war, liegt auch darin, dass im allitterationsvers sogar betonte silben gleichen anlaut haben können, ohne zu reimen. sollte auch die allitteration als versbindung auf dem grund allitterierender formeln erwachsen sein, so muste sie doch zu dem neuen zweck einen neuen nachdruck erhalten. man wird gegen diese auffassung wol die überladenen versteile vor den stäben, besonders dem ersten, geltend machen. allein man kann den einwurf mit besserem recht zurückgeben. gegen die aufnahme einer längeren silbenreihe in die einzelnen tacte spricht bei einem schnellen tempo höchstens die sprechschwierigkeit, bei einem langsam feierlichen aber ästhetische rücksichten. wo werden die tacte wortreicher sein, in einem presto oder einem adagio? in dem bewegten mafs von '*ça ça geschmauset*' klingen die tacte wie *rappelköpfig sein*, *finger darnach leckt* ganz gut, bei einem langsam feierlichen vortrag würden entsprechende tacte, wenn die aussprache der worte auch absolut langsamer wäre, eher stören. so ist es auch im allitterationsvers, selbst wenn man sich die sache so zurechtlegt, wie Sievers in § 176. es ist indessen nicht gesagt, dass ein mafs, dessen eigentümlichkeiten sich unter einem bewegten tempo ausgebildet haben, nachträglich nicht auch in einem feierlichen tempo hätte gebraucht werden können. aber je gröfser die wahrscheinlichkeit eines solchen gebrauches ist, umsomehr werden auch die überladenen glieder zurücktreten.

Die tatsache, dass der vers zwei meistens sofort kenntliche, besonders hervorragende gipfel hat, weist darauf hin, dass er in zwei gleiche teile zerfällt, und diese teilung wird bestätigt durch die weitere tatsache, dass der erste vers in der regel doppelte allitteration trägt. damit weise ich natürlich Sievers ungleichfüfsige typen zurück. S. sagt selbst vom typus D (s. 208) 'mit theoretischer verteilung der zeit nach dem verhältnis 1 : 3, doch so, dass die erste hebung gegenüber der zweiten etwas überdehnt wird'. m. e. erfordert das allererste rhythmische grundgesetz, den ausgleich bis zur völligen gleichheit auszudehnen; sonst ist gar kein rhythmus vorhanden. beim typus E kommt der gegensatz nicht zum ausdruck, weil hinter die zweite hebung die ausgleichende pause fällt.

Der rhythmus besteht doch in der widerkehr gleicher oder entsprechender bewegungen oder bewegungsreihen. seine gesetze

liegen in den gesetzen der muskel- und herztätigkeit und wären aus einer beobachtung dieser tätigkeit zu erschliefsen. ich glaube, dass es durchweg ganz einfache bewegungsreihen sind, auf denen unsere gebräuchlichen rhythmen beruhen, dass die complicierter erscheinenden sich in einfache auflösen lassen. die bewegungen entstehn durch die articulation an sich und durch die betonung. ein teil der bewegungen kann latent sein, so dass zb. ⏊́ gleichwertig wird mit ⏊́×. ob in diesem falle die muskeln doch eine entsprechende bewegung machen, oder die reihe a k u s t i s c h ergänzt wird, weifs ich nicht. den rhythmischen ictus kann das heben der stimme (der h ö h e r e ton) ersetzen. die senkung ist von der vorangehnden hebung abhängig: nach einem starken ton, wie dem ictus des gewöhnlichen verses, der auf eine wurzelsilbe fällt, ist bei länge der silbe, wenigstens nach altgermanischer prosodie, wol nur éine würklich unbetonte silbe möglich, bei kürze und bei schwächerem ton vielleicht zwei. eine rhythmische reihe kann stets hinter der hebung, nie hinter der auf eine hochbetonte länge folgenden unbetonten silbe abgebrochen werden; im letzteren falle übernimmt die unbetonte silbe einen folgenden ictus, zb. beim dactylus, bei dem die dritte silbe eine leise hebung hat (die ich mit · bezeichne), wird ×́ × ×̇ in der katalexe zu ×́ ×̇ [1]. eine bekannte tatsache ist, dass der ictus noch einen besonderen nachdruck erhält, dem unmittelbar ein starker nebenton folgt. ähnlich wird aber auch bei natürlicher recitation der ictus hervorgehoben, auf den eine innerhalb der rhythmischen reihe liegende pause folgt. in diesen beiden fällen erhält also die allitterierende hebung nochmals eine steigerung.

Nach dem gesagten ist es für mich selbstverständlich, dass der allitterationsvers (av.) einen t a c t hat. einen rhythmus ohne tact gibt es überhaupt nicht. es würde mir auch von vornherein unglaublich vorkommen, dass in einer dichtung ganz verschiedenartige rhythmen in völlig ungeregelter folge mit einander abgewechselt haben, die verschiedenen typen also nicht doch einen grofsen grad von übereinstimmung besitzen sollten. aufserdem vergesse man nicht, dass das metrum auch berufen ist, die gedächtnismäfsige tradition der kunst zu erleichtern. nun waren bei diesem metrum verschiedenheiten eingerissen, welche seine fähigkeit dazu allerdings schwächten, ein gesichtspunct, der wol

[1] s. die anmerkung auf s. 232 f.

in betracht zu ziehen ist für die übermäfsige ausbildung des formelwesens und der variation, die es dem recitator erleichterten, da wo ihn sein gedächtnis im stiche liefs, selbstgestaltend fortzuschreiten. aber ganz kann jene zweckdienlichkeit des metrums nicht geschwunden gewesen sein, es war ein bestimmter rahmen vorhanden, in den jeder vers hinein passte.

Wenn nun die rhythmen des allitterationsverses so stark ausgeprägte eigentümlichkeiten zeigen, so ist von vornherein zu vermuten, dass diese in den besonders starken icten dieses verses, also in der allitteration selbst ihre begründung finden.

Zunächst erklärt sich durch die übermächtigen zwei gipfel der halbzeile, dass aufser ihnen andere betonte silben höchstens nur 'nebenhebungen' tragen können. zweitens erklärt es sich, dass doppelallitteration dann regel ist, wenn der erste stab auf eine silbe fällt, bei der die bedingungen höchster tonsteigerung zutreffen. der parallelismus zwischen den teilen der rhythmischen reihe erfordert zwar keine völlige gleichheit, es ist aber begreiflich, dass er sich gern so weit erstreckt; also bei höchstem grad des einen gipfels auch höchster grad des entsprechenden, und dabei stellt sich naturgemäfs leicht neue allitteration ein. der sogenannte typus A hat viel leichter doppelallitteration in der gestalt –́ ⁝ × –́ × als in der –́ × ⁝ –́ × (⁝ deutet die worttrennung an); vgl. Hirt Untersuchungen zur westgerm. verskunst I 91 ff. ich erkläre mir dies daraus, dass –́ vor der pause (angedeutet durch einen dickeren punct in der linie) kräftiger ist, als vor dem durchgängig nur schwachen nebenton in –́ × (= –́ ẋ). –́ ẋ –́ ẏ ist also rhythmisch verschieden von –́ . × –́ ẋ, wie ähnlich Möller betont Zur ahd. allitterationspoesie s. 119.

Auch eine der auffälligsten erscheinungen des allitterationsverses findet vielleicht hier schon ihre erklärung, der sogenannte typus C[2]. seine auffälligkeit ist freilich zum teil nur scheinbar und dadurch hervorgerufen, dass Sievers ihn mit den andern C zusammenstellt. dass dies nicht richtig ist, hat schon Hirt aufs überzeugendste nachgewiesen (aao. s. 52 ff); der typus stellt sich vielmehr neben B, von dem er sich blofs insoweit unterscheidet, als die beiden haupticten nur durch eine pause von einander getrennt sind. man kann die frage aufwerfen, warum neben × × –́ . ⏑́ × die typen × × –́ . –́ und × × ⏑́ × . –́ beinah ausgeschlossen seien? was das erstere betrifft, so darf man darauf hinweisen,

dass es auch im reimvers, wo die hebungen viel weniger wuchtig sind, zu den ausnahmen gehört, wenn die beiden letzten hebungen in ungefähr gleicher stärke so unvermittelt nebeneinander stehn, während dort versschlüsse wie *müez ich geleben niet, daz ist ein edel man* recht beliebt sind (im 3hebigen vers, s. unten s. 245 ff. weniger beliebt ist ein entsprechender schluss im 4hebigen, zb. *sach man vallen trahen dan*, gegenüber dem schluss ◡́ × × –́ oder –́ × –́). wenn diese letztere form im av. sehr selten ist, so ist vielleicht die vermutung gestattet, dass × × ◡́ × und –́ als rhythmisch entsprechende teile zu ungleichartig erschienen sein würden. vor allem aber kommt für beide typen in betracht, was unten bei der besprechung des typus A gesagt ist: die formen halten den rhythmus nicht genügend. dass aber × × –́ . ◡́ × ein beliebter typus wurde, dürfte sich aus principiellen physiologischen gründen erklären: nach der durch den starken ictus und die erwartung eines nach der pause folgenden etwa gleichen ictus erregten muskelspannung ist eine muskelbewegung, die der aussprache ◡́ × entspricht, die befriedigendste lösung. man spreche sich nur solche verse mit den starken icten, wie ich sie annehme, und der pause zwischen den beiden vor, oder noch besser: man ahme den rhythmus mit unterdrückter stimme nach und beobachte die muskelbewegung, so wird man ein ◡́ × als das der letzten hebung am meisten entsprechende herausfühlen.

Das weitere vorgehn erleichtern wir uns sehr, wenn wir jetzt gleich nach dem ursprung des av. fragen. Wilmanns (Beiträge z. gesch. d. älteren deutschen litt. III 141) will ihn auf die kola der gewöhnlichen rede zurückführen. aber, selbst eine übermäfsige anwendung der allitteration in prosaischer rede vorausgesetzt, kann ich mir die ausbildung eines verhältnisses, wie die bindung zwischen stollen und hauptstab in der prosa nicht denken; diese setzt notwendig das vorhandensein eines rhythmischen gebildes von zwei zusammengehörigen teilen voraus. tatsächlich finden wir auch in der prosa, soweit wir das controlieren können, die typen und ihre eigentümlichkeiten nicht wider. wenn man zb. die stellen poetischen inhaltes in den afries. gesetzen vergleicht, so wird man sich vor allem überzeugen, dass gebilde, welche einigermafsen mit den absteigenden typen des av. ähnlichkeit haben, durchweg auftacte, sogar längere aufweisen. auch wenn wir etwa vermuten wollten, der av. sei aus den allitterierenden

formeln der sprache erwachsen, so finden wir an den tatsachen keinen genügenden anhalt.

Die annahme ist doch auch die natürlichste, dass die allitteration auf einen vorhandenen rhythmus, sagen wir es geradezu: auf einen vorhandenen vers angewant worden, und aus dieser anwendung die eigentümlichkeiten des av. zu erklären seien.

Wenn unsere voraussetzungen richtig sind, so berechtigen uns alle empirischen tatsachen dazu, von dem viermal gehobenen vers auszugehn, der als idg. wahrscheinlich gemacht ist und in der germ. volkspoesie fortlebt, umsomehr, als wir bei diesem vers, zumal nach dem eintritt der germ. betonung, das überwiegen einzelner hebungen über die andern voraussetzen dürfen (vgl. die angezogene recension). wir haben also an ihm einen meistens zweigipfligen vers, und als geläufige typen dürfen wir (vgl. Sievers § 149 und Otfrids vers) die folgenden annehmen, nebst den entsprechenden auf synkope der senkungen beruhenden nebenformen:

1. (×) ×́ × ×̀ × ×́ × ×̀   2. (×) ×́ × ×́ × ×̀ × ×̀
3. (×) ×̀ × ×́ × ×̀ × ×̀   4. (×) ×̀ × ×́ × ×̀ × ×́.

daraus lassen sich unter berücksichtigung des besonderen charakters der allitteration nach den rhythmischen grundgesetzen auch die geläufigen typen des av. herleiten. selbstverständlich ist nicht gesagt, dass jeder einzelne av. immer nur aus dem typus hätte erwachsen können, mit dem wir seinen typus vergleichen, wie überhaupt die typen sich nicht immer scharf von einander scheiden.

Wir betrachten zunächst den 1 halbvers.

Die form 1 zerfällt in zwei hälften (×) ×́ × ×̀ × | ×́ × ×̀. der vers könnte ohne weitere veränderung, nur mit der nötigen verstärkung der icten, als av. gesprochen werden; aber bei dem character, den ich für den vers voraussetze, würden die hebungen etwas unangenehm spitzes erhalten. es ist vielmehr naturgemäfs, dass mit der gröfseren wucht derselben sich auch eine längere dauer paart, also die glieder sich in der regel verkürzen, insoweit sie nicht schon im urmetrum verkürzt waren. für das erste glied ergeben sich dann die gestalten: a) –́ ×̀ × b) –́ ×̀ c) –́ d) –́ : ×, für das zweite a) –́ ×̀ b) –́. die combinationen ergeben die von Sievers A und E genannten typen, vielleicht auch einige D. nicht alle combinationen kommen vor: im westgerm. sind –́ –́, –́ ×̀ –́ und –́ –́ ×̀ ausgeschlossen, oder selten. von anderem abgesehen gilt für diese alle, dass eine sprache, die nicht in starke manier und

dunkelheit verfallen mochte, nicht leicht die möglichkeit hatte, ein satzglied von zwei ungefähr gleich betonten wörtern dieser form zu gestalten, zumal noch der betonung wegen wol doppelallitteration geboten gewesen wäre. das wichtigste ist aber die gefahr, bei solchen rhythmizomena in einen andern rhythmus zu verfallen. mit andern worten: wenn ein tact einsilbig ist, muss der andere, um den rhythmus für den ganzen vers zu halten, möglichst 'voll' sein. das nähert sich ja Heuslers formulierungen, bei denen aber kein versuch gemacht ist, das wesen der erscheinungen zu fassen. ein typus ×⩦.⩦×, also mit auftact, wäre übrigens denkbar, indem durch den scharfen gegenzug der beiden teile die pause gefestigt wird. solche verse wären unter dem sogenannten typus C zu suchen.

Der entwickelte tact ⩦× ist wol bei einfachen wörtern als ⩦×̀ zu fassen. dieser schwächste nebenton scheint nicht genügend gewesen zu sein, um den rhythmus zu halten; denn ein tact wie *folce to* [*fröfre*] scheint bei einsilbigem zweiten tact nicht zu reichen, während er bei sprachlichem stärkeren nebenton, *sǣ̂bât gesæt*, wol genügt. der unterschied vom reimvers, in dem solche rhythmischen nebentöne hebungen tragen, erklärt sich ohne weiteres durch das gröſsere übergewicht der hebungen bei beschleunigtem tempo. ein wort wie *ǣ̂rèsta* kann mithin sowol bei einsilbigem wie zweisilbigem 2 tact gebraucht werden. dass *ǣ̂resta sôhte* im 2 halbvers nicht vorkommt, könnte man schliesslich schon daraus begreifen, dass der typus zu denen gehört, die zur doppelallitteration in wahlverwantschaft stehn. weiter unten ergibt sich noch ein andrer grund.

Das urbild des von Sievers als A³ bezeichneten typus sind die verse, in welchen das höchstbetonte wort die 3 und 4 hebung einnimmt, wie bei Otfrid *tho scóltun siu mit willen*, im NL. *ir enkunde in dirre werlte, ich sag iu von dem degne, daz er eine danne wurbe, wenne sol iuwer hôchzît*, und wie sie überall zahlreich sind. wäre der av. nicht an einem v o r h a n d e n e n metrum erwachsen, so ist nicht wol einzusehen, wie dieser typus hätte aufkommen können. in demselben kann die allitteration, da sie nachfolgt, nicht den gleichen einfluss auf den nicht allitterierenden tact ausüben, wie sonst. der erste tact wäre also ungefähr in der gestalt der 1 dipodie eines altgerm. 4hebigen verses zu erwarten. in der tat stellt er sich so dar.

Form 2. bei Otfrid stehn solche verse mit unter der nahverwanten folgenden form. aber es ist erlaubt, zb. *thie hóhun áltfatera* zu betonen; vgl. aus dem NL. *die guoten videlære, dem degne leiden began, in triuwen râte ich iu daz.* häufig ist diese betonung im reimvers nicht. es wäre indessen zu begreifen, wenn der av. den typus seinerseits verallgemeinert oder der reimvers ihn zurückgedrängt hätte. der av. muss teilen in ´× | ´× ×̀ × ×́, und der rhythmus erfordert gleichheit der teile. der erste tact ergibt die formen ´×̀ und ´, der zweite ´××, mit dem stärkeren nebenton auf dem 1 oder 2 ×. ich glaube nun, dass die betonung des gliedes ´×̀×, wie sie für den reimvers gilt, also ´×̀×́[1], im av. nicht bewahrt, sondern zu ´×̀× mit 'überschüssiger' letzter silbe wird, also identisch mit der betonung desselben rhythmizomenons als 1 tact; ×̀× als betonungseinheit ist ebensogut möglich wie ◡́×[2]. dreihebigkeit des zweiten tactes würde wol

[1] mit unrecht nennt man sie absteigend. wenn man seine muskeln beobachtet, wird man gewahren, dass die spannung bei der letzten silbe gröfser ist, als bei der vorletzten, dh. die letzte silbe erhält einen höheren ton, als die vorletzte. die rhythmische bewegung in den zwei gliedern eines Otfridschen verses ×̀×´×̀×́ ist gleichmäfsig steigend. ich bezeichne im folgenden die höheren töne durch höher gesetzten accent.

[2] diese rhythmisierung von ´`× (bei einheitlichem wort oder syntaktischer verbindung), die dem gebrauche des reimverses widerspricht, wird auch sowol von Sievers wie von Heusler angenommen (s. Heusler s. 112). S. sagt: 'der ausgang ´× ist nur gestattet, wenn er einem dreisilbigen wort von der form ´`× angehört. der grund hierfür liegt offenbar darin, dass in diesem falle die dauer der mittelsilbe als quantitativ indifferent der sprachlichen kürze gleich behandelt werden konnte'. H. polemisiert gegen diese auffassung und meint, es könne im ernste nicht discutiert werden, dass zb. in *ok allar ǫlrūnar*, wenn *ok allar ǫl-* = ♩ | ♩ ♩ | 𝅗𝅥 | sei, von der silbe *ǫl*, nachdem sie einen vollen ¼tact gedauert hat, noch die würkung ausgehe, die folgende sprachliche länge 'herabzudrücken', sodass *-rūnar* nicht mehr als | ♩ ♩ gemessen werden könnte, sondern nur noch als | ♩ ♩, wie etwa *-stafi* in dem verse *lof ok líkstafi.* man könnte H. recht geben, wenn man gezwungen wäre, sich jenen tact als adagio vorzustellen. m. e. ist aber gerade das gegenteil anzunehmen. nach H.s eigner ansicht ist die fragliche rhythmisierung erlaubt, weil solche wörter oder verbindungen wie *ǫlrūnar* den tact |×́ (×) ×̀×| darstellen. dass es am tactgeschlecht allein nicht liegen kann, beweisen die reimverse, die jenes rhythmizomenon im versschluss nicht so verwenden können, wenn auch noch so ausgeprägt ein dipodisches verhältnis herscht. es kommt zugleich auf das tempo und das stärkeverhältnis zwischen den guten und schlechten tactteilen an. im reimvers ist die betonung nicht möglich, weil der vortrag dafür zu getragen war. man kann

das gleichgewicht stören und der 2 hebung ein übergewicht über die 1 verleihen. ich wage aber nun auch geltend zu machen,

es sich auf folgende weise klar machen. man spreche eine dreisilbige verbindung, etwa *lalala* (noch deutlicher wirds mit *dideldum*) im daktylischen rhythmus (als x́ × x̀) öfter hintereinander. ich kann die reihe hinter *lá* ohne weiteres abbrechen, hinter *lala* ist das unmöglich, wenn ich die gruppe im selben tempo ausspreche, wie in der reihe; sie wird dann von selbst zu *lálà*. wol aber kann ich abbrechen, wenn ich *lala* unter einem exspirationshub spreche (auch wenn ich das tempo für die ganze reihe entsprechend nehme). im av. ist diese aussprache natürlich bei ⏑ × möglich und dann bei – ×, wenn es untergeordnet unmittelbar hinter einem starken exspirationshub folgt, was man sich physiologisch ja leicht klar machen kann. nach einer senkung lässt der av. im allgemeinen – × in dieser verwendung nicht zu, wenn es nicht überhaupt ohne rhythmischen accent (in der 'senkung') steht. den schweren rhythmischen character von – × werden wir im text verschiedentlich bemerken, auch Sievers ist er des öfteren aufgestofsen, und ich teile die ansicht, die er in bezug darauf § 194 entwickelt, nur dass ich den grund nicht in einer eigenheit der metrischen entwicklungsgeschichte, sondern einfach im charakter der sprache suche (vgl. Wilmanns D. gramm. I § 367); die sprachliche betonung der wurzelsilbe von – × war zu nachhaltig, um die folgende silbe demselben exspirationshub zu unterwerfen. für Heusler handelt es sich bei dieser erörterung um den ausgang der vollzeile im ljóđabátt, für den er die 'regel' aufstellt: er ist entweder voll (x́ (×) x̀ ×) oder stumpf (x́ = –́ oder ⏑́ ×), nicht klingend (–́ ×). mit rücksicht darauf, dass – × nur als –́ x̀ gebraucht gewesen sein könnte, der ausgang also wol –́ –̀ ×, aber nicht –́ x̀ lauten kann, scheint mir die regel aus dem metrum selbst nicht erklärlich zu sein. die erklärung müste also in der geschichte dieses metrums liegen, und da muss man sich doch unwillkürlich erinnern, dass auch die NL-strophe nur auf –́ oder ⏑́ × ausgeht, nicht auf –́ x̀. das wird doch wol nur heifsen, sie muss auf x́ × x́ schliefsen, eine senkung zwischen den beiden letzten hebungen haben. oben im text sehen wir, dass der zeilenschluss eine gewisse gedämpftheit liebt; dazu tritt beim strophenschluss das erfordernis einer gewissen gegliedertheit. also der ausschluss von –́ x̀ vom ende der vollzeile im ljóđahátt wäre historisch zu erklären; in den speciellen eigentümlichkeiten (–́ –̀ × und dem überwiegen von ⏑́ × über –́) spricht sich vielleicht von neuem das streben nach einer gegliederten gestalt aus. hübsch ist der hinweis auf entsprechende melodienschlüsse in nord. und engl. volksliedern bei Sievers § 195; aber eine erklärung ist damit natürlich nicht gegeben. diese erwägungen sprechen nicht dafür, dass die frage, welche H. s. 67 ff dankenswerter weise aufwirft, ob nämlich das altgerm. metrum – × im versschlusse als einhebig verwenden konnte, zu bejahen sei; auch sonst scheint mir weder in der allitterationspoesie noch in der ältern reimpoesie etwas dafür zu sprechen. nur eine beobachtung, die wir unten s. 240 am schwellvers machen, könnte in bejahendem sinne angeführt werden, sie scheint mir jedoch keine genügende stütze für die hypothese. nichtsdestoweniger möchte ich H. recht geben,

was mir die hauptsache scheint. da für den 1 tact der rhythmus notwendig eine pause verlangt, würde ⏊(×). ⏊×̀×̀ das gesamtmafs des ursprünglichen verses überschreiten; ich glaube aber, dass das gesamtmafs grundsätzlich festgehalten wurde.

Die angenommene scansion gilt aber nur für die D-verse mit doppelallitteration; möglich ist sie auch für diejenigen, welche sprachlich so gebaut sind, dass sie doppelallitteration haben könnten. was die menge der andern angeht, der art, wie sie auch im 2 halbvers häufig sind, so bin ich ganz derselben ansicht wie Hirt, dass sie nicht ebenso zu lesen sind. eine betonung wie im reimvers ist auch nicht statthaft: man versuche nur, solche verse wie *landbûendum*, *vine Scyldinga*, *þâra ymbsittendra*, *searo hæbbendra* im zusammenhang der texte so zu lesen (also *lándbùèndùm*), man wird fühlen, wie man stolpert. für sie ergeben sich zwei möglichkeiten, die, wie ich glaube, in würklichkeit beide vorkamen, wol auch in denselben fällen. entweder schliefst sich nach einer etwas kürzeren pause die zweite silbe mit einem starken nebenton an, und die beiden andern silben folgen ohne besonderen accent, was unmittelbar hinter dem nebenton möglich erscheint (in bezeichnung etwa *lănd·bùendùm*, *sínu·dròhtinès*; *drohtines* bildet dabei etwa einen dactylus mit leiser muskelspannung auf der letzten silbe. die gleiche beobachtung liegt wol den von Hirt s. 60 ff angenommenen betonungen zu grunde), oder der überstarken ersten hebung schliefst sich noch enger das folgende wort oder der folgende wortteil mit betonung der beiden ersten silben an, wobei durch den rhythmischen zwang die zweite dieser silben einen h ö h e r e n ton erhält (etwa *lănd-bùendum*)[1]. dieselbe betonung ist möglich, wenn das zweite wort

wenn er in der spätern verwendung von klingendem ⏊́× nicht blofs fremden einfluss, sondern auch eine autochthone entwicklung erkennen will, die aber dann m. e. auf einer änderung des vortrags, vermutlich in verbindung mit einer änderung in der sprache, beruhen muss.

[1] trotz Heuslers herzenserleichterung (Zur gesch. d. altd. versk. s. 82 ff) möchte ich für diesen ausgleich zwischen rhythmischer und wortbetonung den namen 'schwebende betonung' beibehalten, im einklang mit Seemüllers definition (Zs. f. d. öst. gymn. 40 [1889] s. 781 f). der vorgang, den Voss ja geradezu als kunstmittel empfiehlt, den Platen mit vorliebe für die caesur seiner pentameter verwendet (*Deùtschlànds*), kann doch nicht wol eine blofse erfindung moderner schulweisheit sein. wie ich oben annehme, kommen wir im altd. verse gar nicht ohne ihn aus, und ich vermute sogar, dass die zahl-

ein compositum ist und nicht mit allitteriert, also *feònd mán-cynnes.* ferner schliefsen sich wol auch die seltenen fälle an, die Sievers Beitr. 10, 232 ff. 255 f bespricht und die auch für Sievers system schwierigkeiten bereiten, wie *oftost wísode*; die 2 hebung fügt sich enger an die 1 als beim typus –́ (×). –́ ×̀ ×.

Form 3. die am meisten gemäfse entwicklung der form (×)×̀××́××̀××̀ ist ... ×́ | ×̀ ×. infolge der dehnung des ictus am ende des 1 gliedes bleibt für das 2 nur ×̀ × möglich; ×̀ × ×̀ würde über das mafs hinausreichen. aber es ist eine zwiefache verwendung denkbar: ×̀ × kann sich ohne pause an die allitterierende hebung anschliefsen, wobëi die letzte silbe einen hohen ton erhält; mit andern worten, der zwischen den beiden tacten durch die wort-töne entstehnde gegenzug wird durch schwebende betonung ausgeglichen, und es erhellt die verwantschaft mit dem typus D. oder aber es folgt hinter der allitteration eine pause und ×̀ × wird verschliffen, der typus dann also dem typus C[a] ähnlich. ich vermute wider, dass beide arten der scansion vorgekommen sind, vielleicht je nach dem rhythmizomenon mehr die eine oder die andere. bei der ersten art der betonung könnte die letzte silbe vielleicht noch einen sprachlichen nebenton vertragen, die zweite, die hauptsächlich dann gelten wird, wenn die beiden letzten silben ein selbständiges wort sind, lässt ihn natürlich nicht zu. beim reimvers sind solche nicht selten, wie *soltu immer herzenlîche, daz geschiht von mannes minne, ob wir werben wellen, daz si deheinen wolde, in einer bürge rîche.* das ergäbe aber im av. den eingang ... –́ ×̇. man könnte nun glauben, dass zwischen die beiden hebungen von × × –́ . ×̀ × wenigstens eine silbe treten dürfe, die sich als auftact zum zweiten gliede fügt (× × –́ . × ×̀ ×), entsprechend Otfridversen wie *so uuàz thir gót gibìetè,* die nicht selten sind (Wilmanns aao. s. 39), oder NL-versen, die so gelesen

reichen fälle des ahd. usw., mit denen Benecke (z. Iw. 1391) unser *ùndank-bàr* vergleicht, auch in der sprachlichen entwicklung durch –́ –̀ × hindurchgegangen sind. soll für das sprachgefühl unserer vorfahren nur ein *márc-grâvinne, ùnsælige* mit herzhaft versetztem ton, nicht auch ein *márcgrâvìnne* (neben *márcgrâve*) usw. denkbar sein? eine ganz ähnliche 'verschleierung' ist der ausgleich der betonungsverhältnisse beim enjambement; und dass der auch Germanen, die noch von keiner schulweisheit angekränkelt waren, geläufig gewesen ist, beweist der av. aufs bündigste. die bedingung für schwebende betonung, dass die beiden silben, zwischen denen sie statt hat, sich im natürlichen ton nicht stark unterscheiden, ist in *landbûendum* erfüllt.

werden können: *in welle got behüeten, daz mih die sô selden.* tatsächlich ist aber die verschleifung von ⏊ × auf den fall beschränkt, dass es sich unmittelbar an einen starken ictus anschliefst. sie scheint also in der tat von der starken muskelspannung abhängig; ist dieselbe vorher gelöst, so ist auch ein minderbetontes – × nicht mehr leicht genug zum verschleifen. doch vgl. unten beim schwellvers. wenn im as. verse mit einer senkung zwischen den beiden hebungen vorkommen (Sievers § 116, 5), so setzen sie wol eine reduction in der aussprache voraus, die vielleicht das in der haupthebung stehnde wort betrifft. vgl. dazu die recension.

Die letzte (4) form (×) ×̀ × ×́ × ×̀ × ×́ ergibt im 1 glied (×) ×̀ × ×́; im zweiten bleibt nur raum für die stärkere hebung mit auftact, und es ist nicht anders zu erwarten, als dass der letztere der einsilbigkeit zustrebt. wird auch dieser rest noch synkopiert, so entsteht der typus C^{a}, über den wir vorher schon gesprochen haben. für × × –́ . –́ kommen dieselben erwägungen in betracht, wie bei der entsprechenden form von A, ebenso für × × ◡́ × . –́, dessen erste starke hebung nicht dehnbar ist. es bleibt also nur × × –́ . ◡́ ×, die form, welche wir auch aus allgemeineren erwägungen als die naturgemäfse zu erkennen glauben.

Die rhythmen des 2 halbverses kennzeichnen sich dadurch, dass sie die leichtern typen bevorzugen; die schweren typen, dh. diejenigen, in welchen noch am ehesten die alten viertacter widerzuerkennen sind, fehlen. das scheint auf eine reduction des 2 halbverses dem 1 gegenüber hinzudeuten, wie sie ja auch im volkstümlichen reimvers weitverbreitet ist. ich will nicht behaupten, dass die 2 halbzeile des av. auf einem dreimal gehobenen verse beruhe. es lässt sich ja ohne weiteres nicht einmal sagen, ob die reduction schon vor der allitteration eingetreten ist, oder sich erst im av. vollzogen habe, aus denselben gründen natürlich, aus denen sie sich auch sonst vollzog. im av. lag es vielleicht noch besonders nahe, den 2 halbvers dem 1 gegenüber etwas absinken zu lassen. in dem oder den stollen wird die erwartung gespannt, mit dem hauptstab erhält sie ihre befriedigung, und der halbvers dadurch naturgemäfs einen weniger expansiven character. der hauptstab wurde den stollen gegenüber doch jedesfalls mit etwas gesenkter stimme gesprochen. wenigstens dürfte es ursprünglich so gewesen sein, da vermutlich in der regel

auch der satz mit dem 2 halbvers zu ende gieng. setzt im 2 halbvers ein neuer gedanke ein, so erhält sich dem sprachlichen ton gegenüber diese eigenheit des verses wol nicht. in dem falle mag auch die reduction des verses beeinträchtigt worden sein. aber das 'verse brechen' müssen wir wol ebenso als secundär ansehen, wie das 'reime brechen'. es entwickelt sich, nachdem die versart zu längeren stichischen erzeugnissen benutzt wird, durch verallgemeinerung eines zufällig vorhandenen momentes. die reduction trifft wol den rhythmus im ganzen, das verhältnis seiner glieder, seine wucht und sein tempo. im av. ist sie dadurch unterstützt, dass der zweite gipfel nicht mit allitteriert. auch die katalexe von versen darf man sich nicht so vorstellen, als ob ein teil des verses weggeschnitten würde, etwa im 3 hebigen gegenüber dem 4 hebigen der letzte fufs. es wird vielmehr der ganze rhythmus anders verteilt, und man könnte die entwicklung ebensowenig wie bei andern versentwicklungen einfach graphisch darstellen. wenn wir neben *gèn der hóchzìt, ein àlter bíschòf* 4 hebige formen stellen: *gen der hôchzìte, gen der hôchzìt gemeit, ein alter bischof getân*, so sind die gleichen teile durchaus nicht rhythmisch gleich. man beobachte nur seine halsmuskeln, und man wird sofort sehen, dass die stimme bei *bischof* im 4 hebigen verse weniger gehoben ist. es kann sogar fraglich sein, ob ursprünglich in solchen versen die pause stets ans versende fiel, ob nicht auch der ganze rhythmische gang verlangsamt werden konnte, sodass nicht die letzte hebungsfähige silbe immer klappend auf die 3 hebung traf. von manchen seiten nimmt man ja eine allmähliche entwicklung des versschlusses $\acute{-} \times \grave{\times}$ über $\acute{-} \grave{\times}$ und $\acute{-} \times$ zu $\acute{-}$ an (vgl. Möller aao. s. 116). man braucht an dem reducierten character der geraden allitterationsverse nicht irre zu werden über einem einwurf, wie ihn Sievers § 3, 4 macht. bei dem tempo, welches ich annehme, ist die pause gar nicht so grofs, und aufserdem verstöfst es auch nicht gegen den charakter der sprache, satzglieder stark von einander zu trennen. man kann bei rednern beobachten, dass sie ihre worte in feste rhythmische abschnitte gliedern und auch zwischen die einzelnen satzteile recht grofse pausen legen, ohne einen schlechten eindruck zu wege zu bringen. § 197, 4 erklärt auch Sievers die pause zwischen vorder- und nachsatz für beliebt. für reduction spricht auch der typus *wyrd oft neređ* (Sievers Beitr. 10, 230). nach *wýrd óft* würde

ein ⏊́× des gleichgewichts halber einen stärkeren nebenton erhalten, als im typus ***hŷran scolde***, und der vers in das maſs von 4 hebungen hineinwachsen. im ersten halbvers ist das erlaubt, im zweiten — denn ⏊́ ⏊̀ . ⏊́ wäre unrhythmisch — nur ⏑́ × als zweiter tact zulässig. von diesem fall abgesehen werden im zweiten halbvers die rhythmen mit nebentönen in den senkungen gemieden. wegen des gleichgewichts in den gliedern würden sie zu wuchtig für die reduction. ihre wucht zeigen sie auch in der gewöhnlichen doppelallitteration.

Die meisten typen des zweiten halbverses lieſsen sich leicht aus den brachykatalektischen versen, wie sie zb. in MFr. und im NL. vorliegen, herleiten. nur die typen D und C[1] machen schwierigkeit, indem sie mit einer unbetonten silbe oder noch weiter (*tò gifrémmànne*) über die dritte hebung hinauswachsen; auch fehlen directe vorbilder im reimvers. sie vertreten wol eine ältere art der reduction, die in jenen reimstrophen aufgegeben ist. in einzelnen resten wird sie vielleicht auch hier weitergeführt; ich denke an verse wie ***vil wol singen, sich ûz huoben, al rôt guldîn.*** natürlich hatte der av. seine eigene entwicklung. typen, die ihm gemäſs waren, konnten sich über deren gebrauch im vorbild hinaus verallgemeinern, die unbetonten silben konnten gemehrt werden usw. aber wenn wir den älteren westgerm. av. betrachten, so wäre die entwicklung dem angenommenen ursprung gegenüber noch keine starke.

Die bisher immer noch rätselhaften sogenannten schwellverse finden bei dieser auffassung gleichfalls eine genügende erklärung. es ist wider von vornherein unwahrscheinlich, dass man in der art und weise, wie diese verse im allitterationssystem erscheinen, manchmal ganz vereinzelt, manchmal in kleineren oder gröſseren gruppen, aber stets die eine versart in die andere übergehend, einen fremden vers eingemischt habe. also müste der schwellvers denselben grundvers in einer anderen entwicklung, die sich aus den vorliegenden tatsachen begreifen lieſse, darstellen. und das tut er in der tat; er ist, wie es gar nicht anders zu erwarten ist, derselbe vers in einer andern vortragsweise. soweit die schwellverse charakteristisch gebraucht erscheinen, ist man darin einig, etwas feierliches in ihnen zu finden. man stelle sich nun vor, dass sie eine getragene recitation desselben verses vorstellen, aus dem der av. entstanden ist; teilweise vielleicht auch eine an sich

schon getragenere art dieses verses, in der etwa die 4 hebungen noch mehr gleichwertig waren. die allitteration hat nicht dieselbe wucht, wie im gewöhnlichen av., und darum können alle hebungen eher in ihrer geltung verharren, während die verstärkung der icten doch schon weit genug geht, um den senkungen und etwaigen sprachlichen nebentönen eine gröfsere freiheit zu gewähren. einigermafsen auffallend ist es, dass der vers weniger empfindlich für sprachliche nebentöne in wörtern der form $\acute{-}\,\grave{\times}\,\times$ zu sein scheint, als der fortgeschrittenere av. vielleicht ist es kein zufall, dass in den 80 schwellversen des Heliand, die in gröfseren gruppen zusammenstehn (Sievers s. 162), nur dreimal vocalische allitteration sich findet; die vocalische allitteration bedarf des stärksten nachdrucks, um ins ohr zu fallen. die 3 fälle finden sich in einer und derselben gruppe, 3494. 3502. 3505. sonst begegnet dieselbe zb. in den 80 ersten versen des Hel. 9 mal, in den 80 folgenden 12 mal, in 80 irgendwo herausgegriffenen 7 mal. daraus, dass in den schwellversen 'durch prosatonfall, bedeutungsfülle und -gliederung in der überwiegenden mehrzahl der fälle eine dreifache gliederung scharf ausgeprägt ist', kann man nur schliefsen, dass sie inhaltlich vollwichtiger sind. so gebaute verse sind ja auch in sicher 4 hebigen versen nicht selten, und in inhaltlich entsprechenden stellen werden sie auch in entsprechender zahl auftreten. Sievers muss neben den dreitactigen doch auch noch viertactige annehmen; ich betrachte sie alle als (ursprünglich) viertactig. nach Sievers s. 143 ist der weitaus überwiegende typus fürs ags. in beiden halbversen der, den er AA nennt; daran schliefst sich BA, in weitem abstand folgen AB, AC, dann etwa noch AD, AE; was sonst in betracht kommt, ist nicht nennenswert. es herscht mithin durchaus der ausgang $-\times$, gegen $-$. auch tritt der auftact, besonders im ersten halbvers, sehr zurück. die tatsachen scheinen darauf hinzuweisen, dass vor allem der vers $\acute{-}\times\acute{-}\times\acute{-}\grave{\times}$ zu grunde liegt; er wird derjenige gewesen sein, der am meisten einem getragenen inhalt entsprach. wir müssen nun allerdings wol eine besondere entwicklung des verses oder seines vortrags anerkennen. haben wir die verse *réde and reade lége*, oder *so harmo mid héton trahnin*, so können wir sie in der alten weise lesen, dh. mit *légè*, *tráhnìn* am schluss. in dem falle sind *réde and reade* und *légè* rhythmisch gleichwertige glieder, vorausgesetzt, dass auch diese verse zur rhythmischen zweiteiligkeit

neigen, und *lége* erhält dann einen schweren ictus auf der wurzelsilbe. aber nicht immer wird dieser rhythmus in der wortbetonung eine stütze finden, dann nämlich nicht, wenn das letzte wort einen logisch deutlich untergeordneten ton hat. der rhythmus wird dann wol die neigung haben, sich anders zu verteilen, nämlich die beiden ersten wörter als die rhythmisch höchsten werte einander entgegenzusetzen. dann ergibt sich zwischen den beiden eine pause, das dritte wort ordnet sich im tone dem zweiten unter, und seine letzte silbe wird überschüssig. also etwa *réde·and* | *redde lège*; die allitterierenden wörter stehn jetzt auf der ersten und d r i t t e n hebung. diese gliederung kann gestützt werden durch schwerere wortglieder hinter der ersten hebung, zb. *wísfæst* | *willan mínes*, oder *so hármò mid.* jetzt bilden also *wisfæst* und *willan mìnes* die rhythmischen entsprechungen. ich verhehle mir nicht die schwierigkeit, welche darin liegt, dass hier hinter ⏑́ × eine verwendung von ⏑̀ × zugelassen wird, die wir beim gewöhnlichen av. nur hinter ⏑́ finden (s. o. s. 232 anm. 2)[1]. weiter muss zugestanden werden, dass secundär das erste glied stärker gefüllt werden konnte, als wir es für den ursprünglichen vers annehmen, zb. *fró mín, èf ik thi frágen githòrsta.* jene beiden betonungstypen müste man nebeneinander annehmen. oft war es wol freigestellt, nach dem einen oder andern zu lesen, auch wol in fällen, wie Hel. 599 *gibóran báld* | *éndi stráng* (eigentlich *gibòran báld* | *èndi stráng*) oder *gibóran* · | *báld endi stráng.* steht in der senkung hinter der dritten hebung eine betonte silbe, so erhält naturgemäfs die wurzelsilbe des folgenden wortes einen stärkeren ictus, hinter dem eine nebensilbe nicht wol rhythmisch überschiefsen kann; es kann dann mithin nur ⏑́ oder ⏑̀ × folgen, nicht ⏑́ ×; daher zb. *módige* | *meárcland trédan*; *noudn that iro* | *fríthubarn gódes* Hel. 5932 b. schliefst also eine solche reihe doch mit – ×, so ergibt sich, dass die schwere senkung hinter der z w e i t e n hebung steht; es wäre also zu scandieren *blíde sceal beáloleas* | *heórtè*; vgl. Sievers s. 141. übrigens sind diese fälle selten. im allgemeinen herscht eine ziemlich einheitliche bauart, so zb. in den genannten 80 Heliandlang-

[1] die ganze rhythmische bewegung verschiebt sich im verhältnis der beiden betonungen (man beobachte die spannung der halsmuskeln). vielleicht liegt in der zweiten art der rhythmisierung etwas, was dem beschleunigteren tempo des gewöhnlichen av. widerstreitet.

versen, abgesehen von der freiheit der senkungen und dem wechsel zwischen den beiden oben entwickelten schemata. nur an 1318b stöfst man sich sofort. hier ist aber auch falsch abgeteilt; *ginemnide* gehört, wegen des enjambements selbstverständlich mit allitteration, zum folgenden vers, gerade wie zu 1310 *gifullit.* so erhält 1319 auch die notwendige doppelallitteration, mit einfacher würde es allein stehn; die überfülle der silben zwischen der 1 und 3 hebung ist kein hindernis, vgl. 1317. 1685. 3497. 5917 [1]. da die 3 oder auch 4 hebungen im schwellvers untereinander gleichwertiger sind, als im gewöhnlichen av., geniefst auch die stelle der allitteration gröfsere freiheit. doch steht sie ganz überwiegend im 1 halbvers auf der 1 und 2 (beim schema ´× ´× | ´ ×̀) oder auf der 1 und 3 (beim schema ´(×). | ´ × ⊥(×)), im 2 halbvers auf der 2 oder (beim schluss ⊥ ×) auf der 3, indem der erste teil des 2 halbverses meistens untergeordnet scheint. wir hätten also im schwellvers gewissermafsen den rest einer älteren stufe der entwicklung. die allitteration hat sich dem gewöhnlichen verse gesellt, ihn auch schon etwas beeinflusst, aber nicht so stark wie später. es scheint mir eine natürliche entwicklung, wenn diesem stadium ein anderes folgte, in dem der zufällige schmuck ein mehr selbständiges leben gewann und stark umgestaltend auf das organ würkte, dem er sich gesellt hatte. in dem neuen stadium erhielt der vers etwas leidenschaftliches und gewaltsames; für gewisse stimmungen bewahrte sich noch die ältere, getragenere art daneben. aber das gefühl für die gleichartigkeit beider war noch nicht abgestorben; man konnte aus der einen art zwanglos in die andere übergehn und diesen übergang, wenn man es für wünschenswert hielt, auch wol würklich unmerklich gestalten. so kann ich mir die erscheinung der schwellverse erklären; als eine versart von ganz anderem ursprung vermag ich das nicht.

Was den auftact betrifft, so müssen wir wol die in den absteigenden typen der 1 hebung vorangehnden versteile würklich als solchen ansehen und rhythmisch so behandeln. die tatsachen weisen darauf hin, dass die zu grunde liegenden formen des älteren verses, auch wol von 'C[1]', den auftact durchweg nicht

[1] mit einfacher allitteration im 1 halbvers führt Sievers s. 163 noch an 1308, wo aber der Mon. keinen schwellvers hat, und 1553, an einer metrisch auch sonst auffälligen stelle.

hatten. eher die vorbilder der aufsteigenden rhythmen, in denen aber durch die allitteration der 1 fufs für das rhythmische gefühl wol mit dem auftact verschmolz [1]. der zustand scheint auf die zeit zwischen der germ. accentverschiebung und der synkope der auslautenden vocale zu weisen (vgl. Sievers § 146, 3). eine eingehndere untersuchung, die auch die 1 und 2 halbverse genau zu vergleichen hätte, würde vielleicht noch bestimmtere ergebnisse liefern. darüber, dass der auftact secundär im av. ein entwicklungsfähiges element wurde, ist man ja allgemein einig.

Die schwierige frage der 'auflösung' wird sich nur durch eine zusammenfassende untersuchung dieser erscheinung in den verschiedenen versarten mit einiger sicherheit lösen lassen. zwei grundsätzliche gesichtspuncte dürften hervorzuheben sein. erstens darf man nicht davon ausgehn, auch für den reimvers nicht, dass ⏑ × und – ×, wo sie sich zu entsprechen scheinen, grundsätzlich metrisch gleichwertig seien. wir können auch im reimvers momente finden, die gegen diese auffassung sprechen; vgl. Sievers Beitr. 13, 143 ff. zweitens ist zu berücksichtigen, dass es nicht grundsätzlich dasselbe zu sein braucht, ob ⏑ × für – und ⏑ × × für – × (oder drittens gar ⏑ × für – ×) steht.

Was den av. insbesondere betrifft, so lässt sich immerhin einiges mit wahrscheinlichkeit erkennen. Sievers hebt die unverhältnismäfsige häufigkeit von ⏑́ × für –́ auf der 1 hebung von C[1] hervor. im 2 halbvers überwiegt bei einsilbigem eingang die sprachlich zweisilbige hebung die einsilbige fast um das doppelte (76 × ⏑ × – × gegen 39 × – – ×); in allen andern fällen von C[1] beträgt das verhältnis der ⏑ × auch mindestens 40 %. noch auffälliger liegt die sache im Hel. nach Hirt aao. s. 58: beim eingang × 82 mal zweisilbig gegen 10 mal einsilbig, und auch in den andern fällen übersteigt ⏑́ × wesentlich die form –́. sehen

[1] in C[1], C[3] und B haben die teile bis zum ersten stab gleichen ursprung, (×) ×̀ × | ×́. bei ihren eingängen zeigt sich in bezug auf die silbenzahl im 1 halbvers kein wesentlicher unterschied; wol aber treten im 2 bei C[1] die 2- und 3-silbigen eingänge sehr beträchtlich zurück (Sievers Beitr. 10, 294; Hirt 59). vor der hebung, an die sich mit einem gewissen gegenzug die folgende eng anschliefst, wird in dem reducierten vers der eingang bedrängt; man vergleiche [*er geht die strafse entlang und*] *sieht herrn Kurt zu pferde* und [*er glaubt N zu erblicken und*] *sieht herrn Kurt kommen*, in raschem tempo gesprochen. bei C[3] findet sich nichts entsprechendes.

wir zunächst von dem besonderen übergewicht bei einsilbigem eingang ab. Sievers macht bekanntlich die neigung zur 'auflösung' von dem zusammentreten betonter versglieder abhängig. das ist nur eine äufserliche formulierung, die sich aber auch als solche nicht in dieser allgemeinheit halten lässt. das wesentliche scheint zunächst, dass eine minder betonte hebung ohne gröfsere pause folgt. bei C erkennt auch Sievers diesen charakter an (vgl. § 9, 3; wir beschränken ihn allerdings auf sein C[1 und 2]). einen ähnlichen charakter wie C vermuten wir für den grösten teil von Sievers D-versen; und in der tat zeigen sich hier ähnlich auffallende verhältnisse. nach S.s verzeichnis, Beitr. 10, 261 f. 306 f, sind unter 253 versen 129 mit erstem tact -́, 110 mit ⏑́×, unter 49 versen der ersteren 33, der anderen 16; im 1 halbvers unter 246 versen 132 mit -́, 113 mit ⏑́×[1]. also bei D die 'auflösung' noch häufiger. wir gewinnen damit einen neuen anhalt für die berechtigung, C und D zu vergleichen, zu dem alsbald ein weiterer treten wird. das vorkommen von ⏑́× ist aber wol noch enger zu umschreiben. das zeigt uns der sogenannte typus E. hier fällt sofort die erscheinung beträchtlich, wenigstens im verhältnis zu D, obwol wir doch auch eine gruppe -́-̀× haben. nach Sievers verzeichnissen s. 311 und s. 267 f stehn aber 100 und 203 -́ nur 36 und 64 ⏑́× gegenüber. darnach käme also als fördernde bedingung weiter in betracht, dass hinter -́-̀ keine unbetonte silbe folge. aufserdem ist die stärke der hebung wesentliche bedingung. Sievers selbst stellt fest, dass nebenhebungen nur ausnahmsweise aufgelöst werden. im ersten tact von E sind es nur 9 von den wenigstens 300 fällen, die für auflösung der minderbetonten hebung in -́-̀× aufgeführt werden können. nehmen wir nun D im 1 halbvers (Sievers -́-́-̀×), so erscheint die zweite hebung, trotzdem ja auch ihr eine hebung unmittelbar folgt, aufgelöst nur 3, höchstens 5 mal allein und 5 mal in verbindung mit auflösung der 1 hebung! ganz ähnlich bei C in beiden halbversen. also ist die 2 hebung in D ebenso minderbetont, wie in C. stellen wir denjenigen typus D, welchen wir von dem bisher besprochenen abtrennen, gegenüber, nämlich

[1] Sievers angabe Altgerm. metrik s. 127: 'einige 20% in beiden halbversen in den typen D und E' muss wenigstens für den 2 halbvers auf versehen beruhen. für den 1 halbvers sind die fälle mit -́× im ersten gliede mit in rechnung gezogen.

´.´`××, so wird das bild gleich anders. zur völligen sicherheit nehme ich nur fälle mit doppelallitteration; das ergibt auf 21 andere 9 ⏑× (dabei sind allerdings die verse des typus ´´⏑`×, Sievers Beitr. 10, 300 nr 2, nicht berücksichtigt). in dem 'gesteigerten' typus steigt der procentsatz sogar wider besonders hoch, höher als im ersten tact von E, trotzdem wir in beiden fällen für den allitterationsvers selbst die tacte als gleich ansehen, nämlich ´∸×. der unterschied hängt also vielleicht mit dem verschiedenen ursprung zusammen, in E vertritt dieser tact zwei ursprüngliche füfse, in D aber drei. wir kehren zur 1 hebung zurück. was wir bis jetzt gewonnen haben, könnten wir definieren: für ´ steht besonders gern ⏑́×, wenn sich daran eng eine untergeordnete hebung anschliefst und auch auf die letztere keine senkung folgt. nun haben wir aber unter den fällen von D auch diejenigen inbegriffen, die dem typus ´.´∸× (also nicht blofs dem ´∸`×) angehören. es finden sich 17 beispiele des typus *atol æglǽca* und das ist den mit ´ im ersten glied gegenüber ein hoher procentsatz; vgl. weiter auch S. Beitr. 10, 301 f. wir haben hier ja aber scharfe trennung zwischen den beiden haupthebungen angenommen. indessen ist die frage, ob wir diese fälle mit den anderen gleich beurteilen dürfen. bei den letzteren handelte es sich um die mögliche wahl nur zwischen ´ oder ⏑́×, hier aber steht ja der 'gesteigerte' typus daneben, dh. aufser jenen beiden sprachlichen formen stehn auch ´× und ´×× zur verfügung, und wir haben also vielleicht die ⏑́× den ´ und ´×(×) gegenüber zu stellen. nichtsdestoweniger dürfte der procentsatz von ⏑́× auch über das unter dieser voraussetzung nach mafsgabe der sprache zu erwartende hinausgehn. wir erinnern uns nun, dass hier die pause erst im av. sich eingestellt hat, dass in dem urvers, den wir annehmen, in der tat die beiden hebungen unmittelbar nebeneinander standen. hier würde also auch wider die eigentümlichkeit aus dem früheren vers stammen, dort wenigstens schon vorgebildet gewesen sein müssen, und das urbild von D würde noch entschiedener einen charakter bekommen, den wir im reimvers nicht widerfinden [1].

[1] wenn sich aus dem geringen material des Beovulf ein schluss ziehen lässt, so scheint allerdings auch bei dem typus ´⁝.×´×(A), sobald ein auftact vor denselben tritt, sich die auflösung besonders leicht eingestellt zu haben (vgl. Sievers Beitr. 10, 234 und 273 f), was ich im rahmen der oben entwickelten ansichten nicht zu erklären wüste.

Der tatbestand wäre demnach folgender: wenn mehrere hebungen unmittelbar aufeinander folgen, so hat diejenige, welche am stärksten betont ist, die neigung, die gestalt ◡́ × anzunehmen, dh. statt –́ wird ◡́ × gewählt, während –́ × nicht zulässig ist[1].

[1] Wilmanns aao. s. 26 verzeichnet als beispiele von versen der form 2 . 4 bei Otfrid mit fehlen der senkung im 3 fuſs *sô wîl thaz gewimez was, tho erstarp ther kuning Heród, so hôh ist gómaheit sín, thaz thu unsih nú gidua wîs;* s. 27 *nu scephe er imo hiar brô't, ih scal thir ságên mín kínd, es irquimit muat mî'n*, s. 28 *thaz er ther dúriwart wás, sô sín giwónaheit ist, sô ist giwónaheit sî'n*, s. 29 *ther liut se lóbô bi thíu* neben *thar wás er thô thio fiar náhl* (wo P die betonung wählt *thar wás er thô thio fiar nahl*), s. 33 *thu unsih ni hélês wiht thes.* in all diesen fällen, die im ganzen sehr selten sind, hat der 2 fuſs die form ◡́ × (auch betontes *nu* dürfen wir wol als kurz fassen) mit ausnahme der einen stelle, wo P anders betont; aber auch da hat die betreffende hebung ein schwach betontes wort. in andern fällen mit entsprechender form des 3 fuſses steht dem charakter des ganzen typus gemäſs eine schwach betonte silbe auf der 2 hebung; vgl. Wilm. § 33. damit vergleiche man die s. 19 verzeichneten beispiele, wie *theist drúhtin krist gúater*, die vor dem einsilbigen fuſs – × zulassen, während es bei jenen sicher nicht zufällig fehlt. und warum? ich denke, weil hinter dem schweren –́ × die 3 hebung notwendig auch einen schwereren ton erhalten hätte, der seinerseits wider veranlasst hätte, die 4 unmittelbar folgende mehr zu heben, und dies gegen den charakter des Otfridschen verses verstoſsen hätte, der einen ruhigen schluss liebt. die absteigenden typen sind durchaus die herschenden, und wenn wörter mit – × oder ◡ × × den 3 fuſs füllen, so mit vorliebe schwächer betonte (Wilm. §§ 45. 82. 100). wir haben hier jedesfalls einen beweis dafür, dass die füſse –́ × und ◡́ × für Otfrids vers nicht ohne weiteres gleichwertig sind. die angeführten verse haben ihre parallele an den von Wilm. § 78 besprochenen, wie *floug er súnnun pad*, soweit dieselben würklich mit nur éiner hebung vor dem accentuierten wort zu lesen sind; ◡ × steht also – gleich. auffällig ist, dass als parallelen zu *súnnùn* composita auf der 2 und der 3 hebung beinahe fehlen (Wilm. § 91). wäre auch das *-heil* von *kuanheit* noch zu schwer für die 3 hebung gewesen? auf eine etwaige nähere verwantschaft mit dem typus C[1] des av. will ich diese Otfridverse nicht befragen.

In den Kürenbergerstrophen begegnet nur ein einziges mal der fuſs ◡́ × ×, während die füſse ◡́ × auſserordentlich häufig sind. die vierhebigen zeilen zeigen höchstens einmal den schluss –́ × –́ (10, 5 *ougen gên* [vgl. aber Heusler Z. gesch. d. altd. versk. s. 99]; ich bezeichne mit – oder ◡ selbständige wörter, oder silben mit stärkerer betonung im gegensatz zu × für silben und wörter mit keinem oder geringem wortton); im übrigen 43 mal –́ ×̀, einmal ×̀ ×̀ (9, 17 *lügenære*), 5 mal ◡́ × ×̀, 4 mal ◡́ × –̀. der bau des 1 teiles der verse ist in der regel (×)(×) –́ × –́ × (ich unterscheide im allgemeinen nicht, welche der beiden hebungen den relativ höheren ton hat: oft ist es auch gar nicht zu entscheiden und stand wol auch im belieben des vortragenden); so mindestens 40 mal. synkope im

wollen wir diese auskunft aus der formel in eine motivierte erklärung übersetzen, so scheint mir doch das bestreben zu er-

1 fufs (bei ⏊ als hebung) kommt 5 mal vor, aufserdem 9, 31 und 10, 3, wenn wir die rhythmisch bedenklichen zweisilbigen auftacte zulassen; derselbe fufs ist zweimal als ⏑́ × gebaut. synkope im 2 fufs kommt überhaupt nicht vor, von den bedenklichen versen 8, 7 und 8, 15 (*jô enwas ich niht ein bêr wilde*) abgesehen. derselbe fufs ist zweimal als ⏑ × gebaut hinter nicht vollem fufs (*wîp vile* 9, 21 und *den site wil ih* 7, 5, wenn wir im letzteren verschleifung annehmen); sonst nur einmal 9, 17 *daz machent lügenære* (und *jô enwas ich niht ein eber wilde?*). — in den 3 hebigen versen fällt die häufigkeit von ⏑ × als 2 fufs auf. neben 17 ⏊ × ⏊ (oder ⏊ × ⏊̀) nebst einem ×̀ × ⏊ (*rûmen diu lant* 9, 32) stehn 11 ⏊ ×̀, 3 ⏊ ⏊̀ und 13 ⏑́ × ⏊̀ (oder ⏑́ × ⏊). der erste fufs ist regelmäfsig voll gebaut ((×) ⏊ ×); synkope nur in *rûmen diu lant* und aufserdem in 8, 7 *vil wol singen* und 9, 10 *alrôt guldîn*, wenn nicht die erste silbe zu betonen ist. ein fufs ⏑́ × begegnet hier nicht. wenn das material auch gering ist, so scheint es doch zu bestätigen, dass der fufs ⏑́ × ungefähr im selben verhältnis eintritt, wie die synkope der senkung (während ein fufs ⏑́ × × aber ganz anders zu beurteilen ist), und aufserdem, dass ⏑ × benutzt wurde, um die gruppe ⏊ ⏊ beweglicher zu gestalten. ⏊ ⏊ als 3 und 4 hebung kommt neben häufigem ⏊ ×̀ nur 3 mal vor, und darunter noch zwei verse mit *vor* und *sam* auf der 2 hebung. wenn es auch in der sprache begründet ist, dass ⏊ ⏊ als versschluss nicht häufig sein konnte, so scheint doch auch eine rhythmische abneigung dazu getreten zu sein. die beiden genannten fälle von ⏊ ⏑̀ × ⏊ × vergleiche ich mit *rû̆mèn diu lánt*, dh. auch da, wo ein fufs insofern reduciert wird, als seine hebung aus weniger betonter silbe besteht, kann sich ⏑ × (also statt ⏊̀ ×) leicht eingang verschaffen.

Auch im Nl. sind die füfse ⏑́ × × beträchtlich geringer an zahl, als die ⏑́ ×. in den von Lachmann für echt gehaltenen 117 strophen seines XI liedes zähle ich in den 3 hebigen versen 27 ⏑́ × × und 70 ⏑́ ×, von den 43 ⏑́ × für ⏊ auf der letzten hebung abgesehen, deren beurteilung für unsern zusammenhang fraglich ist. 23 der ⏑́ × stehn auf der 1 hebung, die sonst einige 30 mal synkopiert erscheint, die übrigen auf der 2 hebung, deren synkopierte gestalt in der form ⏊ ×̀ des schlusses in diesem teile des liedes nicht vorkommt (drei paar ⏑́ × ×̀): die form des schlusses ⏊̀ ⏊ oder ⏊ ⏊ (⏊ ⏊̀ in compositis hier zufällig nicht) 7 mal (1121, 3. 1162, 1. 1166, 1. 1181, 2. 1207, 1. 1208, 1. 1264, 1; bis auf einen fall wäre sprachlich auch ⏑ × auf der 2 hebung möglich). in der häufigkeit dieser typen, die einen gedämpften schluss bedingen, sehe ich eine parallele zu dem bekannten bau der letzten halbzeilen in der gestalt (×) ⏊ × ⏊ ×̀ × ⏊, und man wird wol auch nicht irre gehn, wenn man aus dem av. die typen C[1] und D im charakter vergleicht. in dem 3 hebigen verse waren möglich (×) – × – ×, ein typus, der im mhd. am zurückweichen ist, ferner (×) – × – –, der aus sprachlichen und wol auch aus rhythmischen gründen nicht häufig ist, weiter (×) – × ⏑ × – oder (×) – × ⏑ × ×, wie wir sehen sehr beliebt; dazu treten mit zweisilbiger letzter hebung (×) – × – ⏑ × und (×) – × ⏑ × ⏑ ×. der letztere ist im Nl.

kennen, einer unmittelbaren folge von hebungen eine gröfsere beweglichkeit zu verleihen. in dem besonderen überwiegen von ⏑́ × beim typus × ⏑́ × – × kann man eine fortsetzung dieses bestrebens finden; der typus × –́ –̀ –̀ ist in der tat der am wenigsten bewegte. auch stimmt es weiter ein, wenn × ⏑́ × – × besonders häufig im 2 halbvers begegnet, denn hier herscht überhaupt gröfsere beweglichkeit. wir können aber wol eine weitere perspective eröffnen, und eigentlich sind wir auch rechenschaft schuldig, warum man denn zu dem genannten zwecke nicht –́ × gebraucht habe? offenbar weil –́ × rhythmisch zu schwer ist (s. die anm. auf s. 233), weil gewisse teile des verses gedämpft gehalten werden sollten. wir können vermuten und finden es durch das in der anm. befragte material bestätigt, dass zwischen der sogenannten synkope der senkung und dem fufs ⏑ × ein innerer zusammenhang besteht. der einsilbige versfufs, wie alt er auch sein mag (Heusler aao. s. 128), ist doch jedesfalls bedingt durch die neigung der versfüfse, sich dipodisch zu gliedern (die sich nicht gleich auf den ganzen vers zu erstrecken braucht), eine neigung, welche durch den germ. accent mindestens gefördert werden muste. mit dem stark betonten versfufs –́ ist aber offenbar ⏑́ × gleichwertig, und ich sehe nichts, was uns veranlassen könnte, die letztere form für jünger zu halten: die versfüfse –́ und ⏑́ × sind zu gleicher zeit eingetreten, da, wo der folgende versfufs sich unterordnen sollte. das schwere –́ × würde viel mehr die gefahr nahe gelegt haben, in monopodischen rhythmus zu verfallen. nun ist aber ein mit –́ × gleichwertiges ⏑́ × schwerlich zu erweisen und ist es

beliebter als der erstere (im XI liede der erstere gar nicht, der andere 2 mal, auch zwischen 1083—1741 kein einziger sicherer fall des ersteren bei 16 schlüssen auf ⏑́ × ⏑́ ×; und auch in anderen teilen des liedes selten solche wie *volle niun tage* gegen häufigere wie *Sîvriden habe gesehen* oder *nu was Hagen komen*). weist das darauf, dass ⏑́ × –́ statt –́ –́ schon geläufig war, ehe die letzte hebung sich auflösen konnte?

Die auflösung dieser letzten hebung angehend will ich noch hervorheben, dass ich zwischen str. 1083 und 1741 39 fälle angemerkt habe bei dem betonungsschema –̀ × –́ × ⏑́ ×, dagegen 77 bei –́ (×) –̀ × ⏑ ×. wenn nun auch die entscheidung über die eine oder andere art der betonung häufig subjectiv sein mag und vielleicht auch früher so war, so scheint doch der unterschied nicht zu übersehen. –̀ × –́ × ⏑́ × ist vermutlich durch reduction aus demselben rhythmischen typus entstanden, wie der typus B des av., während das zweite schema einen andern typus vorauszusetzen scheint (den von A?).

ganz undenkbar, dass der gebrauch von wörtern mit kurzer wurzelsilbe jemals im vers ausgeschlossen oder nur beschränkt gewesen sein sollte; also muss ⏑́ × ×, parallel zu ⊥ × bestanden haben, und wenn ⊥ synkopiert ist, so auch ⏑́ ×. der naheliegende schluss, dass umgekehrt ⏑́ × × neben ⊥ × erst auf grund der gleichung ⏑́ × = ⊥ erwachsen sei (vgl. Wilmanns aao. s. 129), ist mithin nicht aufrecht zu erhalten. secundär wurde der fufs ⏑ ×, zu bestimmten rhythmischen zwecken verwant, verhältnismäfsig häufiger als ⏑ × ×. auch im av. ist das letztere seltener als ⏑ ×. weist aber das bestehn von ⏑ × × neben – × auf eine zeit quantitierender metrik?

Sollte man fragen, wieso denn gerade in C^3 (× × ⊥ ⏑́ ×) die auflösung der 1 hebung ausgeschlossen ist, während sie doch auch in dem typus D, der zwei ungefähr gleiche gipfel hat, häufig eintritt, so ist diese frage in den früheren ausführungen genügend beantwortet. man könnte noch folgendes sagen. obwol dem ursprung nach die beiden gipfel in C^3 (ursprünglich 2 und 4 hebung) nicht weiter von einander abstehn, als in andern typen (zb. in A), so wird in würklichkeit der abstand hier doch besonders grofs geworden sein, indem der eingang auftactähnlich gesprochen wurde. umsoweniger brauchbar wurde aber ⏑́ × auf der 1 hebung.

Manche erscheinung des av. könnten wir vielleicht überzeugender erklären, wenn wir es wahrscheinlich zu machen vermöchten, dass der vortrag dieser verse mit bestimmten körperlichen bewegungen verbunden gewesen sei. in der tat habe ich jahrelang in diesen rhythmen etwas zu empfinden geglaubt, was über den durch sprachstoff ausgedrückten rhythmus hinausführe. aus einer bestimmten anzahl von begleitenden schritten möchte man die beschränkung der zählenden silben erklären, und man könnte sich ja auch ganz wol vorstellen, dass der in einer allitterierenden zeile das orakel verkündende priester zwei schritte nach dem volke hin und zwei wider zurückgetreten sei. zumal beim typus C^3 reizt dieser versuch: auf den ersten schritt spricht der priester den eingangsteil, auf den zweiten die allitterierende hebung. entsprechend der wucht und wichtigkeit dieser silbe tritt er schwer auf, der körper ruht einen augenblick vornüber auf dem einen fufse; jetzt macht er die zwei schritte rückwärts, und ganz naturgemäfs ergeben sie eine bewegung — das ganze freilich nicht gerade feierlich würdevoll — der die aussprache von ⏑× ent-

spricht. aber im grunde wäre das nichts anderes, als dieselbe physiologische erklärung, die wir bereits gegeben haben, nur auf andere muskeln übertragen, und in andern fällen wüste ich mit dieser bewegungshypothese ohne willkürliche voraussetzungen nicht auszukommen.

Es ist nicht so einfach, den av. nach der gewöhnlichen terminologie zu definieren. ziehen wir nur die haupthebungen in betracht, so dürften wir consequenterweise in A³ nur éine hebung anerkennen, denn der dieser vorausgehnde teil unterscheidet sich oft nicht von den in aufsteigenden typen der ersten hebung vorangehnden gliedern. allerdings bleibt der unterschied, dass im letztern fall diese teile zur hälfte des verses im selben verhältnis stehn, wie bei A³ zum ganzen verse. wenn wir die 'nebenhebungen' mitzählen, kommen wir ebensowenig zu einer einheitlichen definition. Heuslers bezeichnung des av. als zweitacter dürfte zu empfehlen sein. nur darf man dann die tactgrenzen nicht nach musikalischen principien verschieben. wir haben keinen grund, sie dem urvers gegenüber zu verlegen.

Dass ich über Otfrids vers anderer ansicht bin, als Wilmanns und Sievers, bedarf nach dem vorangehnden keiner besonderen erwähnung. die art und weise, wie man ihn aus dem av. hat entstehn lassen, ist mir nie recht wahrscheinlich vorgekommen. Wilmanns ist wenigstens so folgerichtig gewesen, den av. für eine eigene schöpfung der germ. allitterationspoesie anzusehen. die neue Sievers-Saransche hypothese führt aber zu dem resultat, dass Otfrids vers auf den av. und dieser letztere auf einen frühern vers zurückgeführt wird, dem der Otfridvers jedesfalls viel näher steht, als das mittelglied, aus dem er erst entstanden sein soll. das natürliche ist doch, die beiden stadien, die sich fast aufs haar gleichen, unmittelbar nebeneinander zu stellen, ohne das ganz abweichende mittelglied. ich bekenne mich zu denen, die den av., Otfrids vers und den volkstümlichen mhd. reimvers für im grunde identisch halten. S. hat diese auffassungsweise unhistorisch genannt. er will damit wol sagen: historisch haben wir den aus dem idg. ererbten urvers vorauszusetzen; dann haben wir im altgerm. zuerst den av. belegt, darauf folgt historisch der reimvers. aber soll das einzige würklich oberdeutsche der allitterationspoesie angehörige gedicht, welches wir haben, das Muspilli, uns denn vorauszusetzen nötigen, dass eine längere zeit jede

rhythmische betätigung nur in allitterationsversen vor sich gegangen sei? die rhythmen leben aufserdem nicht nur in den nach ihnen geformten worten, sondern auch in melodien, die von worten unbegleitet sind. sie leben im bewegungsgefühl und in der akustischen erinnerung. dem wanderer erklingen sie in seinen schritten, dem manne bei der arbeit in der bewegung seiner hände und seiner werkzeuge, die mutter summt sie, wenn sie ihr kind einschläfert, und die kinder summen sie bald ihren eltern nach [1]. soll das alles ausgelöscht gewesen sein unter der herschaft einer dichtungsgattung, von der wir gar nicht wissen, wie intensiv sie gepflegt wurde bei denjenigen stämmen, die später die hd. mundarten redeten? ich halte unsern reimvers für eine entwickelte fortsetzung derselben alten rhythmen, aus denen in einer andern richtung, und zwar durch den gebrauch des stabreims, die eigenartigen typen des av. sich gestaltet haben. natürlich können wir nicht erwarten, alle eigenheiten der einen versart in der andern widerzufinden; jede sonderentwicklung prägt sich in neuen eigenschaften aus.

Ein zugeständnis müssen wir Sievers auffassung von der rhythmik des av. (vgl. § 6) zum schlusse doch noch machen. weniger fest und eng gebunden ist das metrum denn doch als in andern versen, und es wird nicht zu bestreiten sein, dass dem recitator dem rhetorischen bedürfnisse zu liebe freiheiten gestattet waren in hinsicht des tempos und des verhältnisses von stärke und dauer zwischen betonten und unbetonten silben, deren spielraum einerseits durch die kürzesten typen, etwa die einfachen A, B und C', anderseits durch die schwellverse begrenzt wären, und die sie den rhythmen der prosa nähern. aber ohne tact haben sie darum ihre verse nicht vorgetragen.

[1] s. Heusler Z. gesch. d. altd. versk. s. 39, dessen fernere ausführungen ich indessen nicht ohne weiteres übernehme.

Bonn. JOHANNES FRANCK.

TEXTKRITISCHES ZUR KRONE.

24 l. *ie mére* (P). 46 l. *Merchet* (V) st. *Rüemet* (P). 92 l. *tobem*. 98 l. *brehende* (P). 102 l. *die*. 104 l. *dem* (V). 113 l. *Diu*. 114 l. *Einez ist des andern nein* (V). 129 l. *Zöuget*. 147 l. *âne schulde* (V). 152 str. komma. 201 l. *lobes âne* di. so viel

als *âne æme*, visierung (vgl. Mhd. wb. I 29). 203 Bartsch list *ân*, doch ist mir das zweifelhaft. 208 Bartsch list *sich* (V); allerdings verdient V ceteris paribus den vorzug [1]; hier aber scheint mir P mit *sie* das bessere zu bieten. 214 es ist nicht gut, mit Bartsch *habent* für das *haben* der hss. einzusetzen, da diese zeile ganz parallel mit der vorhergehnden einen wunsch enthält. 216 ebenso ist nicht, wie Bartsch will, das *Tuot* in *Tuots* zu erweitern, da unter *in* der *vrum* verstanden ist und *schîn tuon* auch mit dem accusativ construiert wird. eher möchte man in *Tuon* ändern, um im conjunctiv zu bleiben. 238 l. *Wol in wart* mit den hss. 244 l. *vil* (V) st. *wil*. 262 l. *gewarheit* (conjectur Jellineks). 264 l. *Daz er an der werlde schanden Iemer wurde gemeilet, Als im daz zît erteilet, Dar inne er geboren was* (V). 272 l. *Swie* (V) st. *Und*; davor punct st. komma. will man wie Scholl mit P lesen, so muss punct nach *ringent*. 289 l. *Vor alr der werlde* nach den hss. 310 l. *Wan danne der sunnen strâm In diu zwinelîne gêt Und ir zît dar inne stêt: Artus heil von schulden hêt* (V). 336 und 37 sind umzustellen, nach 335 punct zu setzen, 338 mit Krüger *des hêt er alles überkraft* zu lesen. 386 l. *der Waloise kraft*. 451 l. *Er was des dick ê vröuden bar*, er kränkte sich eher darüber, dass man ihn nicht aufsuchte, als dass er sich beklagt hätte, dass er zu viel gäste habe. 456 l. *Daz ér sie cleine bewiget* (V). 486 l. *in daz lant* V, denn es ist das eigene land des Artus in gegensatz gestellt zu den fremden ländern; in diese sendet er die *boten*, in jenes die *garzûne*; nur so gibt das *anderthalben* 483 sinn. auch würde es sich empfehlen, nach *ende* komma zu setzen, nach *riefen* punct und 487 und 488 umzustellen, wodurch man die zwei *hof* hinter einander vermiede. 500 *Gewæfen* oder *Goufen* = *Koiphen* (worauf P führt) aus elfenbein ist unwahrscheinlich; dem sinn entspräche am besten *Gereite*. 507 ist *lache, diu* sehr auffallend, doch nach 536 und 521, wo V ebenfalls *diu* hat, wol beizubehalten. 522 komma vor 523, das von *sande* abhängig ist, vgl. 539. 552. 528 komma nach *lac*. 547 komma vor 548, das von *geworht* abhängig ist. 574 l. *in daz castel* (V). 579 l. *Ez wære* nach den hss., da die negation hier fehlen darf. 589 l. *Und* (V) st. *Ouch* (P), ebenso 597 st. *Ouch der*, 707 st. *Ouch manec*. 624 l. *Irlander* (nach *Yllande* V). 647 l. *solde*

[1] die fälle, in denen *V* nur aus diesem grunde vorzuziehen ist, habe ich natürlich im folgenden nicht vermerkt.

(V), als gesprächsthema wahrscheinlicher als das unbestimmte *golde*. 682 *nôt*, das Sch. in der anmerkung nicht versteht, ist das adverb, s. Lexer II 107. 695 l. *Mit maniger bankente* nach den hss.; auf *bankente* weisen die hss. hier wie 1171. 20363. 25876. 29163, ebenso hat die hs. M. des Tristan 12, 12 (Mafsmann) *banegnte*; wir sind also nicht berechtigt zu ändern. 698—742 dieser abschnitt ist mit V hinter den folgenden zu stellen (denn sie müssen doch wol die waffen vor dem kampf bekommen haben) und 780 mit V zu streichen. der dadurch entstehnde dreireim 777—79 *matzouwen* : *blouwen* : *schouwen* ist wol etwas auffallend, da *blouwen* für *bluwen* 3 plur. praet. stehn muss, doch steht diese form auch in der Vorauer Genesis und im Servatius (Lexer I 310. Weinhold Bair. gr. § 269). 708 l. *an den rinc* (V). 712 l. *ir ietweders tücke* (V), da gesagt werden soll, der saal sei so gebaut gewesen, dass man sowol die von der stadt ins feld, als die vom felde gegen die stadt reitenden sehen konnte. 729 streiche *golde* mit V. 731 l. *chropiere* V (Lexer I 1093). 732 l. *Wâfenroc und crindle* nach den hss. 743 l. *scharroten* V (Lexer II 668). 823 danach komma zu setzen, nach 824 punct, nach 826 der strichpunct zu streichen, nach 827 punct zu setzen. 847 l. *Under diu*. 874 l. *Under dirre stecher schar*, da die form *sticher*, die V bietet, kaum dem dialecte H.s gemäfs ist (vgl. Lexer II 1154); s. u. 7882. 872 danach komma und nach 876 punct zu setzen. 901 es ist nicht mit Keller *Von* in *Vor* zu bessern; denn es sind eben die frauen, die ihm die bürde aufladen. 937 danach punct. 943 l. *Daz ein ritter wære Erbeizet vor dem sal* (V); dreihebig stumpfe verse auch sonst (zb. 905). 948 es ist wol zu lesen *der schein des lîbes sterke kranc* mit benutzung von P *starck krang*. das unsinnige *ranch* in V wird sich erklären durch zusammenschreibung der worte, wobei dann ein *k* getilgt wurde; dann erweist sich auch das zwischen den worten stehnde *vnd* als eingeschoben; vgl. auch Mantel 486 ff die entsprechende schilderung: *Er was schoene unde lanc, Dâ mitten dunne unde kranc, Anders grôz unde starc*. 957 l. *sîn gesiun* (*gesiehen* P *antlietze* V). 960 l. *erwahsen* nach den hss. wie 990, vgl. Gregorius 3424 (Paul = 3254 Lachmann) *der arme was ze wâre erwahsen von dem hâre*. 976 l. *îsenvar* (V). 983 l. *merphossen* (V), dessen zweiten teil man wol als entstellung von *phoca* auffassen muss, da *mervlozzen* (Scholl nach P) keinen sinn noch reim gibt.

1025 l. *mære* st. *mêr*. 26 ff *Ê* (*V*) *müez ab mîner bete schal Mir bringen stætez ende* (*Dêswâr der missewende Kan ich an bete wol enbern*), *Daz ich ihtes welle gern* etc. 49 komma darnach, da 1050 von *verkêren* abhängt. 84 l. *volwerdes*. 93 f l. *liste* : *In vil langer vriste* (V). 114 l. *diu feitûre*. 121 l. *habent*. 132 l. *So er valschez herze ougent* in näherem anschluss an V, *er* ist nämlich der becher. 133 l. *valsches*. 136 l. *Swer* st. *Swie er*. 145 l. *geschehe*. 230 l. *Sölher* (V). 249 l. *mit staten* (P). 267 l. *vârn*; auf länge weist auch das *o* in *voren* (P). 272 l. *übel rede* st. *iuwer rede*. 284 l. *Wan daz iuch ze gâhe habt verkêrt Nu an dem ende*. im anschluss an V 'ihr habt den wein verschüttet durch eine zu schnelle bewegung'. 1284 das kolon zu tilgen, nach 1285 und 1290 punct, nach 1291 ausrufungszeichen zu setzen. 303 danach punct. 311 l. *herzen* (V). 316 l. *irs* (*ir* P *ez* V). 317 l. *schenken*. 323 l. *ân valsche* nach den hss. 336 l. *vreit* (di. *vrîete*) im anschluss an *verreit* V. 342 Krüger will *mit unheil* oder *niht mit heil* einsetzen; aber gerade die ironie liegt im character der reden Keis. 356 und 358 l. *iur* st. *ir*. 367 l. *Unz sich daz claret vergôz* (V); das neutrum, das die hs. bietet, ist wol gegen Lexer I 1607 festzuhalten, ebenso 1450. 482 l. *wider êrste*, vgl. 1526. 2524. Mantel 721 (Warnatsch 99). 514 l. *von nest* (V), wer es vom neste her gewohnt ist. 536 komma nach *sunder*. 552 l. *überdâht* (V), vgl. 509 und öfters. 559 l. *goltvazze*: *Niwan* (V) *ir schôz nazzet*; überschüssiges *t* im reim auch 1812. 6189. 17265. 19594. 21531. 695 l. *Und ist daz* (V). 699 l. *Ein angel der ze vorn stach, Der uobete sich dâ bî*; V hat *der zevar*, P *da her für*. 708 punct st. komma. 725 l. *stöuwet* (P), da V auch 1779 in *gestiurt* ändert. 737 l. *korder*; also entsprechend 1735, wo er auch *ein zwisch*, ein doppelter ist, zugleich lockspeise und kloben. 763 punct st. komma; A. wendet sich an den boten. 778 l. *unvröut* (P); 'er kränkte sich wenig über den tadel; dieser brachte ihn vielmehr nur dazu ärger zu schimpfen'. 832 l. *eime*. 834 l. *spræche* (*spreche* P); punct nach *anderswâ*. 874 kolon st. punct. 878 l. *Schemlich*; die hss. haben *Solch*, ihre vorlage etwa *Semlich* (vgl. Zwierżina Zs. 37, 384 anm.). 909 l. *Vriunde*. 946 kolon st. komma; 1947 komma st. punct; l. *iu* (V) st. *ime*; *er* ist dem sinne nach zu betonen; dieser vers wie 1929 im widerspruch mit 1899, welche

zeile wol verderbt ist; soll sie nicht geändert, so muss sie jedesfalls in parenthese gesetzt werden. 979 l. *Daz wart* (V). 980 ff l. '*Wâ mohte daz claret sîn*', *Sprach Keii*, '*daz man sô verzert? Alzûr* (di. Auxerre, s. Schulz Höf. leben i[1] 297 ff) *unde Kipperwert* (di. die insel Cypern), *Swaz wînes dâ wirt inne, Und wær der aller hinne, Er würde getrunken schiere.*

2092 l. *Al den tac.* 129 punct darnach. 135 ff l. *Des möhtet ir niht enbern Eines sumberîns ode eines stern. Möht ir lîhter gnuoc ezzen!* 'es schien euch zu viel wein in dem becher zu sein, es wäre euch ein scheffelmafs dazu nötig gewesen. möge es euch mit stillen des hungers leichter gehn als mit dem des durstes'. *Sumberîn* (s. Lexer s. v. *sumber* ii 1295) schien mir dem sinnlosen *lamberien* noch am nächsten zu liegen. *ster* ist italienisch *staro* aus *sextarius* und wie es scheint speciell österreichisch (Lexer ii 1177); einen reim *e* : *ë* kennt Heinrich nicht. 149 l. *vor* (V) st. *nâch*; vgl. 931. 177 l. *Künt ir baz siechen laben, Des würdet ir wol inne* (V). Erec hat den becher rasch hinuntergestürzt, nun meint Kei, er hätte vorsichtig giefsen müssen, wie man etwa kranken ein getränk einflöfst. 189 l. *an den risen brach.* 243 l. *Dô.* 245 l. *Den wîn*; oder mit V *daz in bevilt Der wîl.* 252 es ist bei *slâfet* P zu bleiben und nicht mit Sch. in der anmerkung auf *salwet* V zu greifen, vgl. 2030. 255 ich mache hier aufmerksam auf das *dupple*, welches P für *erz* bietet, was eine scheidemünze (= 2 heller) bedeutet, dieselbe welche Lexer i 449 in der form *döpellîn* aus d. j. 1495 nachweist. da P vom j. 1479 ist, haben wir freilich keine berechtigung, dem dichter die kenntnis dieser münze zuzuschreiben; sollte ein älterer beleg sich finden, so würde sich allerdings die lesart empfehlen. 485 l. *dô* (V) st. *doch* 531 l. *zît* (V) st. *ziere.* 599 l. *dô* (V). 732 l. *Daz ez ein kampf dahte* (*Daz er kampf* V *Daz es ein kopf* P), dh. dass ihre schande durch einen kampf verdeckt würde. 745 l. *mich dunket des*, danach komma. 746 l. *engelte* nach den hss. 755 l. *dar umbe* (Vg)[1]. 758 l. *dem der* (Pg) st. *der.* 765 l. *Man hât ez doch vür arc* (Vg). 772 str. *sô* (Pg). 776 l. *under* (Vg). 777 l. *Sælden* (Pg). 778 str. *Wan* (Pg). 782 l. *aller sîner sache* (Pg). 783 l. *zuo der* (Pg). 789 l. *schiede* (g). 803 l. *Waz touc beiten langer vrist*

[1] g nenne ich ein kleines wahrscheinlich mit Scholls G zusammengehöriges bruchstück, das Kolb Germania 31, 116 mitteilt.

(Vg). 806 l. *Beide* (g). 807 l. *Diu rede vil zite benimt* (Vg). 840 komma vor *von*, 2841 streiche komma, 2842 l. *mit rôtel* (= *rœtel*), darnach komma. 854 tilge komma. 868 tilge komma; denn 2869 ist nähere bestimmung zu *stat*. 896 l. *Mit dem künige Brieine, Daz tet Bilis der kleine*; P hat *Brian: klein*, V *Brian: klein man*. dass *Brian* durch 2342 gestützt ist, tut nichts zur sache: formen auf *-an* und *-ein* können wol neben einander bestehn. nach dieser stelle ist auch 2341 *Bilis* V zu lesen. 918 l. *sâtin* (Bech, Germania 24, 144). 940 l. *Die alle vinde in tuont* vgl. 2975. die ganze stelle 2939—90, die in V fehlt, scheint mir eingeschoben. der dichter dieses stückes scheint 'ein bewohner des Nürnberger sandes, dh. ein Baier so wie Wolfram sich einen Baiern nennt. dasselbe für Heinrich anzunehmen haben wir keinen grund. man hat dann mit V zu lesen: *Niht nâch der Ôsterherren Wan sie alsô gebârten: Hœrt welher sit sie dâ vârten.*

3076 l. *Die*. 92 l. *Des*: 'er solle keinen schaden davon haben'. 158 f l. *Brœch den antheiz Diogeni Von der gelten* (*güet* V P *gull* G), *wær* (G *ward* V *was* P) *er dâ bî*. 172 streiche strichpunct, setze punct am ende. 257 l. *Dâ mite was ez verendet* (G); *diu rede* ist in P aus 3255 genommen, in V fehlt die zeile. 271 die la. P *Die wîl* für *Sît* gibt einen bessern sinn; freilich ist darauf nicht viel zu geben, da P dies auch sonst für *sît* einsetzt. 402 l. *ime* P. 403 l. *nie mêre*. 451 l. *Dar*. 472 l. *machent*. 474 l. *Swer*. 639 l. *Gales sprach: 'rîtet ir* (di. Kei) *Mitten ûf die strâze! Aumagwin ich abe lâze Bî dem vurte ûf die* (*der* hss.) *slâ: Der huote aber dâ. So rîte ich zem alten wege*. 773 l. *grôzer* (V). 774 l. *iu* st. *mich* (P *mir* V). 778 komma nach *hêre*, 3779 in klammern. 788 l. *starker*. 824 streiche *So* (V). 857 l. *einen* (P). 872 l. *het* (V). 877 danach komma. 913 danach punct, nach 3914 komma, ebenso nach 3919. 945 schliefse die klammer nach *günne*. 946 ff l. *Iuch und iuwer* (V) *künne, Swaz ir des bekennet, Daz ir mir daz nennet.*

4003 *wende* kann hier kaum, wie Lexer s. v. will, 'ort des wendens' bedeuten, sondern zeigt wol die bedeutung 'schande' wie in der Jud., Kchr. (1595), Wernhers Maria (167, 3. 189, 28) uö. 13 l. *ald daz er schier ereite*: 'der ritter solle entweder bald kommen, oder ihm heizen lassen'; das verbum des wünschens ist

mit freiheit aus dem *ez was im vil swære* zu ergänzen. 27 l. *zuo singen*, sonst nicht belegt, muss aber wol so viel heifsen als *singende zuo rîten.* 64 streiche punct, ebenso 4065 und setze ihn statt komma 4066. 70 setze kolon statt komma, und 4071 komma oder ausrufungszeichen st. kolon und l. *Recke, edel unde tiure* (V). 217 l. *mit den sporn* (V). 254 f l. *Dâ im alsô swinde Velgarwe* (*vil garbe* V fehlt P) *wære* 'wo ihm so grimmige fellgerbung (durch den frost) zu teil würde'. das compositum ist wol vom dichter selbst gebildet, darum auch sonst unbelegt. 264 l. *wæren.* 280 l. *ez* (P) für *er* (V). 330 l. *losen.* 342 l. *Swes*; dabei muss *unwirden* die bedeutung 'zornig werden' haben, die Lexer II 1988 allerdings nur für *unwirdigen* nachweist. 363 l. *Waz* (*Was daz* die hss.), *ob sie mich stöuwet?* 368 l. *alzan* (Haupt zu Erec 4178). 535 l. *ichs* (V). 549 setze den punct nach *mir* und tilge ihn nach *sage.* 585 l. *muoz.* 588 l. *werde* (V). 633 punct danach und komma nach 4634. 646 l. *hetet* (die zeile fehlt V). 659 l. *Wes* (*Waz* P *Wie* V); komma st. fragezeichen. 660 streiche *iht* (V). 702 komma st. strichpunct. 724 l. *ichs.* 734 l. *gedingen* (= glauben). 794—802 ist rede des Artus. 969 l. *schendlîcher* (*sendelicher* P, *schedlicher* V). 978 l. *er* (V) st. *ez* (P).

5005 l. *iu* (P) st. *mir* (V). 61 l. *daz ze laster wande.* 141 f l. *diu gelich Sam sie wol* (V) *müede wæren* : *gebæren.* 207 f l. *zuo dem mînen* (nach den hss.): *mit dem sînen* (V). 211 l. *hânt* (V). 258 f l. *Wir sîn gegangen ode* (*unde* die hss.) *geriten, Wir wæren ritter oder kneht, Von iu ist ez unreht, Daz wir iwer gespötte sîn.* 276 ende der rede Aumagwins. 296 l. *vergebet.* 299 l. *irz.* 300 l. *iuch.* 301 l. *erzöugen* (s. o. zu 129). 314 komma st. strichpunct. 367 l. *Noirespine.* 401 l. *varnt*; l. *enwage*, ebenso 26346 (Lexer I 602). 415 l. *hônzügen.* 416 l. *niene* (*meinen* V *nimer* P). 462 l. *sît.* 561 l. *Ezn.* 584 l. *sich des zinses* (nach den hss.). 587 l. *Enfin*, s. 9987. 9995. 10088. 680 l. *stief* (V), sonst noch bei Mich. Behaim belegt (Lexer II 1189). 791 *nâher* gibt keinen rechten sinn, man erwartet im gegenteil *verre* oder *danne.* 930 das schwache verbum *treiben* ist bei Lexer II 1502 nachzutragen; er kennt nur das compositum *durchtreiben*, das er aus Jeroschin belegt. 963 l. *müez.* 992 l. *Lohnis* (V).

6057 l. *Ez vertreit* (P) *unde richet.* 138 l. *Eines her* (V)

sint leider zwên, vgl. Iwein 4328. 5350. 6636. 189 es ist wol zu lesen *seitet* : *ze dirre arbeite* (V), vgl. 1812. 196 fragezeichen st. strichpunct. 199 l. *ab niht gesagen*. 227 l. *arebeite* (V). 238 punct st. komma. 240 komma st. punct. 245 l. *Swd*. 305 str. *ein* (V). 332 l. *Daz* (nach den hss.) *ich iu niene* (die hss. haben *nimer*; vgl. 5416) *schol*: was ich euch nicht schuldig bin. 346 l. *Gameranz her kêret*, s. die lesart von V. 355 str. komma. 369 l. *vollen*. 380 l. *Des gestêt* (P) *mir* (V) *her Wolfram*. 431 l. *Umb sînen bruoder*, vgl. die lesart von P. 513 l. *hersnier* st. *herze*. 553 l. *herzelîcher*. 576 l. *daz ecke*, vgl. 15512. 630 l. *geswichen*, vgl. 8584. 9311. 11946. 632 l. *nôte* st. *von nôt*, vgl. lesart V. 660 f l. *wæren* : *bewæren*. 684 l. *striche*. 735 l. *gewart*. 803 l. *wil* (V). 805 l. *sprichet* (V). 816 l. *Weder die boume*, vgl. 6789 ff; von blumen war nicht die rede. 845 setze punct nach *geschorn* und l. *Wolle lûter, ûzerkorn, Dâ hâte borkleinen wert, Wan sie hete gunêrt Vil harte sînen liehten schîn*. 889 f l. *als von snê Ein leise*. 913 l. *bræhte* : *verdæhte*. 959 l. *Ein stat* (V). 994. str. *hol* (V).

7019 str. *er* und den punct nach *heln*. 121 l. *vil* (V) st. *ein*. 128 l. *in aller* (V) st. *an allen*. 234 l. *einem*. 274 komma st. punct. 282 l. *mittellîche* (*mettelische* V *mittelmaezege* P). 343 l. *vol* (V). 471 l. *beite* (= zögerung). 484 l. *Daz*. 527 l. *sælden*; komma st. strichpunct, hingegen 528 strichpunct st. komma. 535 punct st. komma, 537 komma st. punct. 556 l. *Daz erzen sô verlenge* (Wackernagel bei Lexer I 705). 564 l. *verwertet* (Lexer III 287). 623 punct st. komma. 624 l. *Dem* (P *Den* V) *gotes* (V *guots* P) *herte* (*herten* V *beschert den* P) *lâten*! 'überlasst ihn gottes erde!' gedanke der nächsten zeile. 652 l. *guotem*. 695 l. *niuwiu* (*niwen* V *niuwe* P). 724 ff l. *Dar under was ein sarantel* (*Blîvar, mit golde erweben, Der vedern glîch an eben* [= an gleichmäfsigkeit; *an eneben* P *ennebèn* V]) *Lâzen* [*was lazen* die hss.] *under ein surcot*. 882 es ist wol *stiker* hier nichts anderes als sonst = *stechære*, turnierer (s. o. 874); vergleiche des minnespiels mit dem kampfe sind ja auch sonst häufig, so auch 8808 ff. 960 *Daz sie sich dâ mit vriste* (V). 963 l. *wær* (V) st. *wart* (P). 976 l. *Stein dâ*.

8004 l. *Als ie gewizzen* (*Als die gewissen* die hss.) *kunden* 'wie immer kluge leute zu tun verstanden'. 83 und 85 l. *ez* V st. *in* P, denn es ist von dem *vederspil* die rede, hingegen ist

er 8084 der *vogel.* 137 l. nach den hss. *Von balsem ein vil wîtez glas*, denn mhd. steht oft *von*, wo wir 'voll von' setzen müssen, vgl. Ulr. vdTürl. ccviii 6 *vil rîcher pfelle . . . von rîchen berlen*; ccliv 24 *von golde und silber manic vaz.* 144 l. *ein* st. *mîn.* 172 komma st. strichpunct. 195 l. *büege* (= achseln). 280 l. *ceraunius* (Schade Altd. wb. ii 1372[b]). 284 l. *vor* (aao.). 355 str. punct. 368 l. *ringer* (V) st. *sneller.* 416 l. *vand* st. *und.* 467 l. *an den* (V). 503 l. *Daz in ir gerou* (*Daz er ir gerett* P *Daz er lac* V; dieses *lac* wol aus *klagt*). 531 l. *vol.* 534 l. *noch*; denn *nâch* = später ist nicht wahrscheinlich. 560 ist wol zu lesen *Wan Gawein sol stæter wesen.* 605 streiche *mir.* 700 l. *bâren.* 755 und 763 l. *Dâ mit man.* 765 Scholls anmerkung ist falsch; gemeint ist 'wäre ein wirtshaus in der nähe (wo er gegen geld speise und trank bekäme), er bliebe nicht länger in dem ungastlichen kreise'. 776 l. *friunde* (*frûde* V *vröude* P); dadurch wird Sch.s erklärung hinfällig. 779 l. nach den hss. *Des gesellen und des herren*, als apposition zu *zweir dinge* 8777. 893 l. *die wert* (s. Kchr. 15373) st. *daz swert.* 978 l. *in in* (V). 979 l. *Swâ.*

9162 l. *Dâ was ez einem hunde Vorne an den zêhen* (P) *gelîch*; *Hinden was ez heillîch* (*illich* V *eislich* P), *Blôz sam eines mannes lîch*; denn es handelt sich nicht um ein vierfüfsiges tier, sondern um einen zweibeinigen wassermann (s. 9257); auch gibt *eislîch*, das Sch. nach P einsetzt, keinen sinn; man könnte an *einlich* denken, aber das ist auch der fufsballen eines hundes; *heillîch* wäre = *hællîch*, das allerdings nur in der bedeutung 'verborgen' bei Lexer i 1149 nachgewiesen ist, hier aber zu *hæle* 'glatt' gehören müste; *heil* für *hæle* belegt Lexer ib. 1148, Schmeller-Frommann i 1073 nur aus dem Ring, doch ist es in Wien (und wol in ganz Österreich) durchgängig gebraucht, freilich mir nur bekannt zur bezeichnung der glätte des erdbodens wie im Ring; doch vgl. die von Lexer aao. angeführte stelle aus der Martina *sine clâwen wâren hæle.* es ist dann synonym zu dem folgenden *blôz* als gegensatz zu *rûch.* will man das nicht annehmen, so muss man irgend ein *blôz* bestimmendes adverb (die apokope ist bei Heinrich gut möglich) einsetzen, etwa *endelîch.* 345 es ist wol *niener* zu lesen wie in der gleichen zeile 19686. 438 l. *vluot* wegen 9448. 598 man sollte nicht, wie Sch. meint, conjunctiv erwarten; vielmehr ist der satz in parenthese zu setzen, da er

erklären soll, wieso sich die geraubte wider bei ihrem bruder befindet: der räuber hat sie vorläufig zurückgestellt. 640 l. *rite.* 689 l. *Ir kämphe* (*In kämph* V *In dem kampf* P), davor komma zu setzen.

10105 l. *widerseit.* 199 l. *Dâ* nach den hss. 202 l. *Sîn.* 249 komma st. punct. 320 l. *kampfte* (*kante* V *bekempfen* P). 461 *gerunge* ist appellativ, *von* in *mit* zu ändern würde ich nicht wagen. 511 ist vielleicht *wâfenkleit* einzusetzen, da von dem eigentlichen wappen erst 10542 ff die rede ist. 526 l. *durch ein herze.* 557 l. *enwâge* (Lexer s. v.). 594 komma st. punct. 596 punct st. komma. 605 l. *Daz sol* P. 612 l. *Ân* (vgl. 10591 f). 641 komma st. punct. 642 l. *Sît* st. *Die wîle*, s. o. 3271; l. *disse* (Lexer iii 1180). 876 l. *der triuwe.* 879 l. *Dâ man* (*Das man* P *Da in* V). 880 l. *valschez.* 920 vgl. 11591, wo eine person *der leide gart* 'der zum schmerze treibende stachel' genannt wird.

11126 *Daz* gehört vielmehr zum vorhergehnden 'sie bat ihn, ohne dass er ihr antwort gegeben hätte'. es ist also davor komma zu setzen, die parenthese 11130 zu streichen und nach *dicke* punct zu setzen. über *daz* = 'ohne dass' s. DWb. ii 816. 367 l. *wizz.* 539 str. strichpunct. 581 *Adriachnes* kaum = Ariadne (Scholl und Reifsenberger), vielmehr für *Trachinies*, di. Dejanira, dieselbe ist auch 11588 unter *Deidamia* gemeint. wie Martin Zur Gralsage 21 fast alle citate H.s aus dem classischen altertum (mit ausnahme von 1542) richtig finden kann, begreife ich nicht. 700 l. *ir* (*in* P *im* V). 703 l. *rîte* : *bîte* nach den hss. 734 *gotes gnâden* ist vocativ pluralis, nicht dativ wie Sch. vermutet. 748 l. *Her Gawein den walt für sich* (*G. d. w. her sieht* P *G. her d. w. sich* V). 781 l. *an.* 789 l. *Und.* 848 punct st. komma, 851 und 52 tilge die parenthesen. 855 l. *waz.* 875 l. *milde,* auf freigebige weise, der reim *-en* : *-e* auch sonst. 881 l. *kern* (Lexer i 1555). 887 l. *Het* (V). 982 l. *toumes* (*chumbers* V *wans* P), vgl. 6682. 9321. 12167.

12033 l. *nâch mînem wâne* (P). 46 tilge strichpunct vor *Wan* und setze danach kolon st. komma. 87 'dass es niemals als volle bezahlung zur erwerbung von lob angesehen werden würde' — eine änderung, wie Sch. sie will, ist durchaus unnötig. 155 l. *Karliûn.* 214 l. *sus* (*svez* V *so* P). (282 von hier an nur die éine hs. P erhalten!) 299 l. *der selbe.* 365 l. *Ich het*

mich ê zerizzen lân an mînem lîbe gar (nach der hs.) 'ich hätte mich eher so zerfetzt, ohne ärztliche hilfe, sein lassen'. 368 l. *diu gelübede* nach der hs. 369 l. *Die ir mir, frouwe, habet getân* nach der hs., vgl. 12360. 378 l. *hielte*: *wielte* nach der hs. 379 l. *vol*. 416 l. *schuoben* (von *schaben*). 462 l. *vol*. 467 l. *Als ez im gesaget hât diu meit* zöge ich Scholls änderung vor. 513 l. *Montpailliere* (Martin Zur Gralsage 21), vgl. *Monpillier* in Sachsenheims Sleiger (Altswert 238, 14. 244, 14); *Munpalier* Ammenhausen 5865. 15400. es ist daher nicht nötig, mit Wackernagel anm. z. a. Heinr. 175 *Munpasiliere* auch hier einzusetzen. *Munpaslier* auch Rennewart Wiener hs. 2670 fol. 342ᵇ. 514 l. *diete*. 516 l. *Diu sie twüngen noch entriben*. 528 l. *Daz iht ir natûre Distempierte dâ von* (Lexer I 441). 548 *Karidohrebaz* hat keinen sinn: ich vermute *Und mit im Karlîns tohter* (*dohter*) *az* di. Ginover, vgl. 11048; wahrscheinlich sind aber dann auch die reimworte zu vertauschen, hier *saz* und in der früheren zeile *az* zu lesen. 557 streiche *niht* nach der hs., denn er gesteht ja seine lüge ein 12569. 558 l. *einen vrist* nach der hs., s. Mhd. wb. III 408ᵇ. 631 danach fehlt ein vers. 639 über *wâ* nach verben des wahrnehmens = *wie*, was Sch. nicht kennt, s. Mhd. wb. III 517ᵃ, Lexer III 621. 659 l. *nâwe*. 666 l. *trûre*. 724 l. *küssent mich*, vgl. 12730. 730 l. *enwert*. 733 in parenthese. 843 l. *Noch barken noch varn*, vgl. 9142. 883 l. *Den nam man mir ze Ansgûn*, was gleich *Ansgiure* 6909 sein muss. 990 l. *dâ mære* (*darnare* die hs.).

13527 l. *habent*. 537 l. *wurme*: *Nu du aber disem sturme So vür hâst gekêret*. 541 *blouwec* hier und das *blûwec* Biterolf 4151 sieht Lexer I 313 als die ältern formen für *blûc, bliuc* an, was aber unmöglich ist wegen der althd. und aisl. formen (Graff III 247. Cleasby-Vigfusson 69. 71). man muss daher an beiden stellen entweder ein besonderes wort annehmen oder ändern. 546 *den ritter*, wie die hs. hat, ist wol möglich durch attraction an *erslagen*. 637 streiche komma und setze es nach *frou Minne*. 677 l. *an den mûl* nach der hs. 686 die letzten zeilen des abschnittes sind verderbt, etwa: *Unz sie kâmen über die brücken* (*Waz moht ez vür getragen, Solt ich mêre dâ von sagen?*) *Gein Karidol in drin tagen*. 748 l. *Swie*; derartige fehler werden im verlaufe immer häufiger: ich stelle hier zusammen, was mir in dieser art aufgefallen ist: 14016 l. *Swie*, 15088 *Swelher*, 15129 *swaz*, 15258 *swâ*, 15410 *Swer*, 15582 *swaz*, 15641 l. *Wie* und

setze komma nach *wîz*; 16248 l. *swaz*, 16319 *Swelhez*, 16326 *swelh*, 16347 *Swie*, 16418 l. *Swie* und komma st. ausrufungszeichen, 16674. 16906 l. *Swie* st. *Und wie*, 18075 l. *Swie*, 19082 *Swie*, 19219 *swaz*, 19508 *Swie*, 19874. 19889 *Swâ*, 20057. 20282 *Swie*, 20577 *Swelher*, 24058 *swâ*, 24081 *wes*, 25240. 27669 *Swaz*, 27682 *Swâ*, 28836 *swaz*, 28858 *swie*, 29403 *swâ*. 815 str. *dirre*. 865 l. *varnder* nach der hs. 886 l. *dem*. 943 l. *er* st. *ez*. 971 absatz. der vers ist verderbt: vielleicht *komen* zu streichen und an das folgende anzuschliefsen.

14018 l. *Wan* st. *Anders denn*. 47 str. *wær*; *wunder* ist adjectiv. 63 punct nach *Tôt*, 65 str. strichpunct. 80 komma st. strichpunct, 81 punct st. komma. 729 str. die parenthesen, 731 punct st. komma, 733 komma st. kolon. 790 l. *minner*; die vorlage von P hatte wol *ninder*, woraus P dann *niergent* machte. 839 l. *Wânes*. 914 l. *Des touwes*. 974 l. *zuo dem eide*, vgl. 9039; er lebt später noch 15001 ff. 983 l. *Von der* st. *Dâ von*.

15100 l. *wart im verzigen*. 141 l. *alblôz*, s. 15128. 245 l. *Dâ in ver Sælde ir swester worht*, s. 14997. 293 l. *dâ zoubers vârt*. 304 l. *dem* st. *einem*. 318 str. *lange*. 334 absatz, ebenso 15426. 16075. 16758. 19177. 20815. 22384. 24898. 28294. 406 l. *êr* nach der hs., da Heinrich im Mantel diese form im reim hat. vielleicht ist dies auch v. 183 einzusetzen, wo man mit Bartsch zu lesen hat *Ê* (resp. *Êr*) *und sît in tugende site*; l. *imbîz*. 407 l. *solih* st. *sælec*, ebenso 21467 und *sölher* st. *sæleger* 21357. 21632. 412 str. *alsô*. 430 l. *mîn* st. *ein*. 435 komma st. strichpunct, 436 strichpunct st. komma. 464 l. *tæte* nach der hs., 465 l. *die ræte*. 518 l. *daz ir iegelich erbrâhte*, jeder verfolgte das leben des andern und (nun 'verfolgen' in wörtlicher bedeutung genommen) hätte es gern eingeholt, vor den richter gebracht. 526 Scholl beruft sich mit recht für seine besserung des *burchten* der hs. in *burten* auf Iwein 7080; es muss dann wol aber auch wie dort *sancten* st. *wancten* gelesen werden. 529 l. *Enwuocher* und tilge den strichpunct davor. 538 l. *dem andern touc*. 542 l. *Und in* (di. unter ihnen) st. *Und nie*. 547 l. *Der keiner* st. *Einer* (*Dirre einer* die hs.). 572 l. *wert*. 583 komma st. kolon, 584 in parenthesen. 635 l. *loike* st. *liste*. 639 streiche die parenthesen, setze punct nach *vür wâr*, l. *müez* st. *muoz*. 658 l. *riet* st. *gerâten hât*. 674 l. *mit berillen*.

675 l. *lecke* (Lexer I 1850). 677 l. *vil* st. *wol*, hier und öfters. 681 *mâze* versteh ich nicht; es muss ein wort sein, das gleichbedeutend ist mit *lecke* (15675. 89) und *zile* (15687. 91. 93); auch *mâsen* oder *vasen* würde sich nur gezwungen dieser bedeutung fügen; ich denke an *meise*, das (mit tönendem *s*) Schmeller-Frommann I 1664 in der bedeutung 'schnitte' (buttermaisen, honigmaisen) gibt, das aber wol auch die bedeutung 'kerbe, canellierung' (vgl. *meiz* bei Lexer I 2090) haben kann; es wäre eine *thô*-ableitung zu *maitan*. im reime wäre dann *crisopreise* oder vielleicht besser *crisopeise* zu lesen, di. *crisopasion* (Schade Altd. wb. II 1381). 688 l. *von Assîren*, s. den namen einer jaspisart ἀσσύριος als variante zu ἄστριος bei Dioscorides (Schade aao. 1358). 697 l. *turkîs* : *rubîs* (?). 712 zu streichen. 721 *cerdun* st. *Seravîn* (s. o. bemerkung zu 8281 und *cerduns* Parz. 791, 6). 741 l. *gên ir liehtem schîn*; das *an* ist aus der folgenden zeile heraufgekommen. 815 l. *gewizzen*. 830 *winster* gibt hier gar keinen sinn, da der wind ja ebensowol günstig als ungünstig ist; es ist also entweder zu streichen (vorausgenommen aus 15844) oder dafür etwa *swinder* einzusetzen oder umzustellen *von ir winster wât ein wint*. 902 l. *Dînem*. 952 l. *und niht war im* (?). 956 l. *Want*. 992 l. *überkraft*.

16020 l. *gehei*, danach *Daz* st. *Diu*; von dem *geschrei* ist erst im nächsten abschnitt die rede. 21 l. *wassen* (Lexer III 707); ein *waz* = an. *hwatr* anzusetzen auf das zeugnis dieser hs. hin, die öfters *s* und *z* verwechselt, ist unzulässig. 22 l. *noch* st. *nôch*, so wie 13307. 26340 und umgekehrt 25405. 289 der ausruf, den Scholl und auch Haupt Zs. 15, 263 hier erkennen, scheint mir keinen rechten sinn zu geben; es ist, glaube ich, *die* in *der* zu ändern, und *al der werlt ein zage* bedeutet dann einen allerweltsfeigling (vgl. DWb. I 229), ein verstärktes *werltzage, dietzage*. von diesem satze ist durch eine merkwürdige construction 16284 abhängig: auch ein feigling hätte sie gerochen, um wie viel mehr der tapfere Gawein: *wan daz ez ime verboten was*. 316 komma st. strichpunct, 317 punct nach *gewin*. 324 l. *singelîch* (gebildet wie *singrüene, sinhol*) durchaus gleich. 346 komma st. strichpunct. 347 f l. *dâ von* : *gedon*. 362 l. *mües*. 372 punct st. komma, 373 komma st. punct. 538 l. *Von diu* st. *Nu des* (der fehler teilweise durch das vorhergehnde *des* veranlasst); l. *sîn ungevüer*. 566 l. *Aamanz an Zedoech*, das voraus-

gehnde *an* hat den fehler veranlasst. 678 die anmerkung zu der stelle wie die inhaltsangabe s. XXXII 'da bieten sich an seiner statt Gigamec und Zedoech Gawein als vasallen an' zeigt, dass Scholl die stelle durchaus nicht verstanden hat. es ist ganz einfach: Gawein hat Aamanz überwunden, der sich nun weigert, sicherheit zu geben. die beiden andern kommen und bitten, ihnen das gewisse recht auf die ergebung des andern, das G. durch seinen sieg erworben hat, zu übertragen, indem sie zum entgelt mannschaft geloben. G. nimmt ihr erbieten an. 689 l. *Waz*. 780 l. *in* st. *iu*. 922 l. *not*, danach punct; 923 streiche strichpunct, 924 punct nach *sage*, 925 streiche strichpunct. 932 l. *In wéltcher stimme*, vgl. 17119. 933 l. *dis* nach der hs. 960 l. *ein her* (= exercitus).

17125 streiche *und*. 172 l. *Daz den der tôt niht enschert* (Lexer II 710). 292 l. *daz* st. *waz*. 293 l. *dem*. 374 l. *Hie ûf was gedozzen*; die nächste zeile *Het uf was geslozzen* bietet uns eigentlich nur das reimwort, denn alles vorhergehnde ist offenbar aus der vorigen zeile heruntergekommen, sodass wir kaum herstellen können. 383 l. *die* st. *bi*. 430 str. strichpunct, setze punct nach 431, l. 432 *siez* st. *sie*, 433 *haven* = 'kochtopf' mit Scholl; 434 würde ich dann gegen Zs. 37, 245 anm. 2 *seiten* beibehalten. 462 l. *Dâ ich ê die rede liez*, danach komma st. kolon, davor punct st. komma. 599 l. *Sempité Brûn*. 638 davor fehlt eine zeile. 654 *Beidiu* kann nicht auf diese weise nachgestellt werden, es ist daher etwas zu ergänzen, etwa *Beidiu anger unde trat*, vgl. 22263. 860 streiche *Und verhœren*. 894 und 944 l. *Flursensephin* (di. fleur sans épine) wie 18609. 23970. 929 streiche *sich*. 949 l. *Waz*. 967 l. *âhtære*. 991 l. *Er* st. *Ez*; l. *die rede*, dies hat wie bei Heinrich häufig die allgemeine bedeutung 'sache'.

18045 l. *Poidas*, vgl. 90. 49 l. *Melde*, vgl. 81. 292. 309. 69 l. *hamit*. 118 l. *Dar umbe ich niht verlieze, Daz ich der namen niht enseit*, denn die reime *e* : *en* kommen auch sonst bei Heinrich vor, dass er aber die bindung *s* : *z* nicht kennt, hat schon Pfeiffer Freie forschung s. 120 nachgewiesen. 130 davor müssen mehrere zeilen fehlen, da im folgenden nicht mehr von den beiden 18127 genannten die rede ist, sondern von andern helden; denn das einhorn führt 18307 *Marmoret*. 274 es handelt sich um einen mann aus des von Aram gefolge, vgl. 18161. 18174. 18260,

dadurch wird die erklärung Lexers III 416 hinfällig: es sind die greifenflügel im wappen Fiers von Aramis. 438 l. *Laamez*, s. 18052. 18098. 453 l. *Arabis* ebenso wie 18236 wegen 18046. 18379. 461 l. *Gert*. 496 str. *Und welhen er ergreif* und setze punct vorher nach *tjostiure*. 529 *Die vlüge*, di. die mannen Fiers, s. o. 535 l. *râmten*. 549 l. *den*. 628 l. *ir* st. *sin*. 635 l. *Nâch ezzen underrede geschach*. 654 l. *vol*. 773 l. *belibet*. 808 *des selben* di. *von samit*. 971 l. *manegen*.

19053 l. *vol* (substantiv = 'fülle'). 66 l. *wîp : minnec-lichen lîp*. 73 *Wande*, das Scholl st. *Die wîle* einsetzen will, gäbe entschieden schlechtern sinn. 188 die bedeutung 'loch', die Lexer I 743 und Reifsenberger hier dem worte *gat* geben, ist mir nicht wahrscheinlich; viel eher glaube ich, dass es apokopiert für *gate* steht (was bei Heinrich erlaubt ist) und die zeile so viel heifst, wie *daz ist mordes genôz* 'das ist so viel wie ein mord'. 225 l. *zerriben*, vgl. 15126. 231 l. *An in*. 275 l. *würden endôst*, s. *dœsen* = zerstören Lexer I 455. 452 ohne besonderes gewicht darauf zu legen, will ich doch auf die übereinstimmung dieses verses mit Parzival 525, 22 aufmerksam machen, da sie im verein mit andern gründen etwas beitragen könnte zur lösung der frage, ob Heinrich mehr als die 6 ersten bücher des Parzival gekannt hat. 616 l. *Wanez* oder *Wânez*. 634 l. *besouf*, die beiden vorhergehnden zeilen sind umzustellen. 635 *gelest*, das Scholl nirgend zu finden erklärt, hätte er in der Krone selbst 4660 finden können; sonst freilich scheint es nirgend belegt. 643 l. *ernouwet*, verengt, ein wol ad hoc gebildetes wort. 662 l. *Diu*. 686 *gelanc* heifst die krümmung, biegung des haares, ebenso wie 9345; unter *âl* ist dann natürlich 'die ahle' zu verstehn. 725 l. *Ein krümbe* nach der hs. 761 *hare*, das Scholl und Lexer nicht verstehn, ist das ahd. *harra*, *hara* (Graff IV 982. Schmeller-Frommann I 1145) = cilicium. 764 l. *unnutz*. 822 l. *zadel*. 827 l. *wolves zant : gebrant* (Lexer I 759). 852 l. *angehuof*, vgl. 'die hueffe (eines reitpferdes) sollen hoch und nicht hohl sein, auch nicht schmal wie an den eseln, sondern fein breit und rund' (DWb. IV 2, 1806). 920 *verhel*, das Scholl nicht versteht, ist natürlich conjunctiv.

20007 l. *schantlichen slac*. 13 l. *meintæten*. 36 l. *im*. 46 l. *die hôchvart*. 62 l. *Daz er manic dinc liep hât, Daz er vor zeiner missetât Hât, niwan durch unrât*; hier muss *missetât*

also die concrete bedeutung 'misgeschöpf' haben. 320 l. *an den.* 451 l. *dolt* (?). 527 l. *Mancipicelle.* 647 l. *immer.* 732 l. *mit in.* 819 l. *Nu enhete.* 876 l. *iu.* 881 l. *doch arebeit.* 932 l. *Den schilt vorne er nider lie.* 967 l. *Orchades.* 985 l. *Ouch moht es in vil wol gezemen, Dêswâre moht es ouch wol sie; Wan ez kein schande undervie.*

21087 l. *hinz daz*, es ist diese vorwiegend mitteldeutsche construction bei Heinrich nicht vereinzelt (vgl. Reifsenberger 27. 29). 110 l. *Got* st. *Helt* oder schalte *got* 111 nach *uns* ein. 120 l. *An* und streiche den strichpunct davor. 140 vielleicht *Sô clâr ist ir unde·smal*, um eine beziehung für *von ime* zu gewinnen; das *smal* kann leicht durch das vorhergehnde *wîte* veranlasst sein, freilich können auch einfach verse fehlen. 154 ist der nachsatz zum vorhergehnden, daher die parenthesen zu tilgen; *mære* heifst natürlich durchaus nicht 'heilsam', wie Sch. vermutet, sondern 'angenehm, willkommen'. 348 l. *Anders moht dar in niht sîn Denn der* (nach der hs.) *schœnen bluomen schîn.* 364 l. *müewe* (WGrimms conjectur *In solhe ruowe bringen* entfernt sich zu weit). 419 l. *ahte : bedahte* (Krüger), streiche den punct nach letzterem und setze ihn nach *zorn.* 431 *unstæteclîchen* ist jedesfalls falsch, durch das folgende *mit stæte* veranlasst. 434 komma st. punct. 447 l. *Vil harte tiure veilet.* 456 *schielen* list Krüger; doch vgl. Haupt zu Erec 9117. 518 l. *habent.* 599 etwa *Swer sîn wolte wennen Mit minnen mich erkennen.* 649 l. *an den.* 658 l. *Unz ich dem kampfe nâh. hie bî Ist ez, daz wir beide hân Gelobet, ûf solhen wân, Daz ich iuch dâ ze rehte bestê.* 700 l. *der erne*, vgl. 28799. 736 l. *verdaht.* 900 l. *Allen disen* st. *Disen alten.* 928 str. ein *ir.* 990 l. *diu mère* st. *der mære.*

22064 der sinn, den Scholl nicht versteht, ist: 'früher verunstaltete, verderbte ihre stirne eine böser zustand, der in rauhheit und faltigkeit bestand'. 301 l. *und mit munde.* 411 die folgenden abschnitte sind umzustellen und zwar 437—49 vor 411. 414 l. *Daz* st. *Do.* 669 l. *Dan ander ieman ân in.* 806 l. *im.* 831 l. *Sô wærez niht wol verborn.* 849 l. *iu.* 956 l. *Dâ ân guot verwizzen wart*, freudiges lachen wurde da zu einem zeichen schlechten verstandes.

23018 l. *Waz ob.* 20 l. *Mit der.* 156 l. *êr* st. *er*, im gegensatz zu *schande* 23159. 312 l. *Jach sie.* 415 l. *es in*

st. *ez*. 464 l. *Ez ist vil harte swinde, Sprecht ir, wol geroumet.* 632 l. *marhte*. 711 l. *er* st. *man*, die vorlage hatte wol *der man*. 721 l. *Dem doch niht was ze muote des*. 921 l. *Diser*. 923 *wider mich* ist unwahrscheinlich, denn Kei will ja eben sagen, dass sie gegen jedermann entgegenkommend sei; ich vermute daher etwa *widerwic*. 936 l. *verzagen*.

24024 l. *Diss*. 26 *bewarte* ist hier wie 24005 praeteritum wol zu *bewern*, das bei Lexer fehlt, aber 'bekleiden' bedeutet und zu *wern* resp. *werren* (Lexer III 785) = got. *vasjan* gehört. 28 l. *er sie barc*. 30 l. *Swie*, setze komma an stelle des vorhergehnden strichpunctes und kolon st. komma nach *wære*. 32 l. *daz hinder teil*. 40 die richtige deutung des *gephahtet* gibt Lexer II 223 doch etwas zu abstract, es ist das obrigkeitliche aichen von mafsen etc. (s. ib. 234 *phehten*, Schmeller-Fr. I 418. 687. Schweiz. idiot. I 660. 726). 54 l. *aht*. 60 l. *so wol gestiuret*. 71 l. *Daz er wær sîn unwendic*. 88 die deutung, die Seemüller Anz. x 197 f gibt, indem er das *an Lanzelet* fasst als 'um Lanzelets willen', scheint mir nicht möglich, *an Lanzelet* heifst sicher nichts anderes als *an dem kopfe und an dem mandel* 23505 und ist sonach *Lanzelet* als der titel jenes frühern gedichtes anzusehen. 94 l. *ander mære* (Warnatsch); Seemüller hat in seiner polemik gegen diese besserung übersehen, dass sie sich auf die hs., die *an der mere* bietet stützt. 95 die änderung des *Unde* in *Wande* (Warnatsch) scheint mir nicht nötig; der dichter fährt mit *Unde* fort, als ob er nicht *durch ir amis* geschrieben hätte, sondern *wande ir amis was*. 105 l. *mit wâre* (*mit waren* die hs.). 108 es scheint mir aus dieser stelle durchaus nicht zu folgen, wie Warnatsch meint, dass bei der mantelprobe im früheren gedicht, der wahrheit entgegen, Janphie den sieg davon getragen habe, da es nicht wahrscheinlich ist, dass der dichter sich selbst so direct lügen strafe; vielmehr nur, dass er sie daselbst übergangen habe. 135 l. *Ein ander unde* (substantiv). 161 l. *der minnen brüel*, vgl. 11726; vielleicht ist dann auch *heide* st. *gejeide* im folgenden zu lesen. 164 *sich vurten*, dh. ihre füfse verwandeln sich in eine *vurt* durch die darüber gehnden *ünden* 24140. 174 l. *Obe aber er sîn*. 177 l. *biuge*: *liuge*, da es sich nicht um den *buoc* di. das hüftgelenk, sondern nur um die kniebeuge (DWb. v 1426), kniekehle handeln kann. 250 l. *iu* st. *in*; 51 ist nicht herzustellen, da die von

Sch. angegebene lesart undeutlich ist, doch heifst es jedesfalls so viel als 'sie versteht sich auf das minnespiel' und 52f dann *Ob si es genozzen hin gêt, Si grâzet dicke unde klêt*; für letzteres wort hat die hs. *cleit*, da aber die formen *geit*, *steit* unserm dichter nicht gemäfs sind, ist wol an *klewen* = klagen, winseln (Lexer I 1621) zu denken. 331 l. *an*. 409 l. *genuoc*. 418 l. *So legt in an, des ist niht rât*. 445 l. *ins* st. *uns*. 512 l. *wunder*. 597 danach sicher eine zeile zu ergänzen, etwa *Des kniens mich verdruzze*. 609 und 11 lies *sider* oder *sîther* st. *sicher*, ebenso 29490. 29492. 616f l. *Daz ist ein wunderlîcher site, Ob er wone dâ iemen miete*. 641 l. *Den im vrouwen Laudîn man*. 649 l. *Umb daz*. 653 l. *Brûns Sempitê*. 673 l. *lâgen*. 703 l. *diu si entwalt*, welche sie aufhielt. 741 l. *grâ* st. *gar*. 874 l. *Daz ir deste baz geloubet mir*. 951 l. *Ob ich in an iu brœche*.

25085 l. *Schûten* st. *Suochen*, vgl. 25691. 88 l. *Sich wolte dar an*. 150 l. *Swâ aber kœme*. 162 l. *Unde dirre massenî, Daz ich sî mîner rede vrî*. 169 l. *al ze grôzez heil*. 119 will Krüger *sie* st. *sich* lesen, ebenso wie 25029; es scheint mir aber nicht durchaus notwendig. 287 l. *Daz wær als guot vermiten*. 411 l. *Des*. 438 l. *Da enst suontages vrist*. 478 l. *mêre* nach der hs. st. *sêre*. 525 l. *Dar*. 549 dass diese ganze episode des ritters mit dem bocke wol Konrad vStoffeln bei der erfindung seines gedichtes vorgeschwebt hat, wo auch ein ritter abenteuerlicher gestalt auf einem bocke von einer fee an Artus hof geschickt wird, ist deutlich (s. Goedeke I² 140). auch sonst finden sich ähnlichkeiten speciell in angeblichen zusätzen der hs. D (vgl. Steinmeyer Anz. XII 263): so das ringlein, das im kampfe mit einem drachen schützt, und die salamanderhaut, die vor dem versinken im kampf bewahrt, vgl. Gaweins abenteuer Krone 14440ff. 15131. 623 streiche *manegen*. 629 l. *Der rede an ein ende komen*. 641 l. *doch* st. *dô*. 672 l. *entbant* mit der hs. 679 l. *bœre*. 728 streiche punct. 733 l. *swie* st. *sô* 735 l. *Man müest*. 853 l. *liebes*. 859 l. *Und iuwern hof tuont alsam*. 935 es ist nicht etwa zu ändern, da *Gornomant* in der Krone immer ortsname ist.

26022 l. *zerbîzent*. 28 der accusativ erklärt sich durch ein anakoluth: es wird fortgefahren, als ob 26020 nicht stünde *ouch riuwent mich* sondern *ouch klage ich*. 32 l. *Ach*, *wie*

manegen guoten segen Sie mir erwerbent von got, Daz mich sîn schirm und sîn gebot Immer her wider gesende Her heim von dem ellende Joch schiere wider bringe! Sô ist ir vröude geringe Und gebent guoten willekomen. Solh êr wirt selten vernomen Von manne und von wîbe. damit wird auch Reifsenbergers zweifel behoben, ob *geringe*, das die hs. P allerdings übermäfsig häufig hat, überhaupt unserm dichter zukomme. 60 l. *wol* st. *wil*. 222 l. *als* st. *allez*, s. o. 25287. 281 etwa *gelückes* zu ergänzen: *Wan des gelückes muost ez wesen: Si gendsen, solten si genesen.* 317 l. *Vil harte wol.* 345 l. *Alsô sliefen si drî tage und naht, Daz si nie wurden enwacht.* 366 l. *gelîchen ebenschuz* (vgl. Lexer II 837). 380 l. *ein stûde* st. *sîn stet.* 408 l. *ge-reiz* (Lexer I 877). 417 l. *Ir ieglich ez.* 463 l. *Den bange nie gar* (*Die bancheny gar* hs.) *von dem strît, Dâ man von minnen tôt gelît*, einer, der sich so wenig auf küssen versteht, braucht sich nicht zu fürchten, dass er aus liebe sterbe. 554 l. *gar und ganz.* 859 l. *Ob under disen kein genas.* 909 l. *schilt* (Mhd. wb. II² 129, 31).

27058 l. *Wan* st. *Swâ.* 280 streiche *er.* 386 *rütsche* kann hier dem zusammenhange nach nicht einfach fels, sondern muss befestigter, von einer burg gekrönter fels heifsen. 395 ist mir unverständlich; vielleicht ist zu lesen *Von ietweder sîten* und dann 93. 94 zu streichen. 432 *sich erbunnen* (Lexer I 620) ist jedesfalls schief, aufserdem muss man das praeteritum erwarten. ich schlage vor *Unde doch erwunnen Siuch* (?) *nie an dem muote.* den fehler *sich, sicher* für *siech, siecher* hat die hs. auch sonst. 448 l. *im*; in *er wære tôt* ist *er* Gawein, zu ergänzen: *ob er des niht enbern wolde.* 570 l. *gehabte.* 596 l. *Brâhten sie.* 734 l. *wanne* st. *wâ.* 739 l. *daz* st. *waz*; 40 punct st. komma; 41 l. *Swie*; 42 komma st. strichpunct. 746 komma st. punct, denn *schade* ist persönlich = schädiger. 934 l. *der man* st. *man*, s. o. 23711. 930 l. *der êren* st. *dar an* (?). 940 streiche komma vor und nach *rîter.*

28036 l. *Als in der irre* (*Als ninder ire* die hs.) *vînde tuont*; die bedeutung 'zorn, streit' ist für das abstractum *irre* wol sonst nicht nachgewiesen, aber nach der entsprechenden bedeutung des adjectivs *irre* ohne weiteres anzusetzen; an ein aus dem lateinischen entlehntes *îre* ist wol nicht zu denken, obwol Heinrich auch sonst selbständig entlehnungen aus dem lateinischen macht.

84 l. *missesagt* (*missagt* die hs.). 85 l. *vand* st. *wânde*. 98 l. *zôugte* nach der hs. 103 l. *Obe du nû in kûm erwigest*. 111ff l. *Jâ kunde sie erweichen Einen stein od einen herten stâl. Daz si in erblichte ze einem mâl, Dô muost erhaben unde tragen* (= so muste die empörte woge tragen). *Ouch enmoht sich des niht entsagen, Von ir muost herten weichez blî*. 181 l. *Ûf sich er in*. nach 236 fehlt eine zeile. 306 l. *luoden*. 433 *l. Kleider, schœne, geschiht*, vgl. *geschickede* Mantel 342. 485. 454 l. *in*. 575 l. *Ob dirre guoten knehte Iener gesiget ein, Daz iemer denne Kein Sîn gevangen wære*; wegen der namenform s. 27996 (dort allerdings dativ) und Lachmann zu Iwein 74. 610 komma st. kolon, und kolon nach *wec*. 639 streiche *si ir*. 664 di. *gesweich*. 676 l. *Und wélìche nâch helfe rief*, vgl. 17119. 16932 (s. o.). 771 streiche punct vor *alsô* und setze ihn danach. 777 *kère* muss winkel heifsen, vgl. DWb. v 401 'krümmung, biegung der strafse'. 799 l. *Aller erne genuoc*, s. o. 21700. 933 l. *Ir hetet sîn willen unde muot Vunden*; im vordersatz ist wol ein *niht* zu ergänzen.

29084 l. *ân*. 95 vgl. Biterolf 4568. 149 l. *wizzet*. 157 l. *Ab dem hûse sach er schehen Déswâr envelde ritter vil*. 254 l. *was* st. *wart*. 264 l. *Daz ir deheinn er verliez*, 'ohne einen von ihnen zu übergehn' 326 l. *Der durst dise zwên twanc Und tet in sô harte wê. Swer ez in verboten ê Het, daz sie niht trunken* (*Wand dâ von sô sunken In tiefen slâf sie beide*), *Von dem geschach vil leide Gâweine. dô er daz ersach, Der wirt zuo Gâweine sprach*. 343 l. *Sô vil daz bî der tür Der jungeste noch was*, der erste servierte bereits bei tische, die andern, die hinter ihm giengen, standen in dichter reihe bis an die türe; vgl. Mantel 686—90. 355 streiche punct. 419 l. *Warf* (Warnatsch), 420 l. *In den toblier*. 442 l. *in dem sal* st. *über al*. 474 l. *Daz dû getorstest bestân*. 536 l. *wîze*. 607 l. *mit* st. *und*, s. o. 23020. 664 l. *Ir herze*. 805 l. *dâ* st. *daz*. 984 l. *manegez vremdez*. 999 l. *Ir sült mir niht enbunnen*.

Wie mir prof. Schröder mitteilt, hat Müllenhoff jahre lang sich und seine schüler mit der kritik der Krone beschäftigt und sein handexemplar der Schollschen ausgabe als teilweise druckfertiges manuscript einer kritischen edition betrachtet. im anfang der siebziger jahre ist ihm das buch auf unaufgeklärte weise abhan-

den gekommen. die vorausgehnden besserungsvorschläge stellen an sich selbst keinen so hohen anspruch, auch nicht einmal den, vorläufer einer kritischen edition zu sein. dazu müssen vorerst die hss. neu verglichen werden, auch die gewohnheitsmäfsigen abweichungen von P vom echten dort, wo man noch V zur controle hat, zusammengestellt und diese zusammenstellungen für die kritik der zweiten gröfseren hälfte nutzbar gemacht werden. beides habe ich nicht getan. was ich biete, sind besserungsvorschläge, die mir bei widerholter lectüre des werkes eingefallen sind. besserungen einzelner stellen haben bisher geliefert Lachmann (einleitung zu Wolfram von Eschenbach und Über den eingang des Parzival), Haupt (einleitung zu den Liedern usw. von HvAue und Ährenlese Zs. 15, 250), Reifsenberger (Zur Krone Heinrichs vdTürlin), Warnatsch (Der Mantel), Krüger (Zs. 32, 143 f), Bartsch (Germania 25, 96 f), Lexer an verschiedenen stellen seines wörterbuches. nur die letztgenannten habe ich, da sie nicht an einem orte vereint zu finden sind, in meine ausführungen aufgenommen.

Ich schliefse hier einige bemerkungen über den titel des werkes an. am schlusse nennt es der dichter selbst *diu krône*, die hs. P überschreibt es *der aventüre crone*, Rudolf von Ems in seinem Alexander *aller aventiure krône*, die hs. V hingegen *der werde künig Artus*. diese letzte titelvariante ist vielleicht kein zufall. ich denke an anderem orte meine ansicht zu begründen, dass Heinrich sein gedicht ursprünglich mit dem verse 13901 abschloss und den rest erst später als fortsetzung dazu dichtete. vielleicht enthielt die hs. V, die uns ja nur bis zum verse 12281 erhalten ist, überhaupt nur diesen ersten teil, und der führte ursprünglich jenen titel, der ihm, aber auch nur ihm, mit recht zukommt. auch die andern titelfassungen weichen in bemerkenswerter weise von einander ab: der zusatz *aventiure* ist jedesfalls durch Rudolf altbezeugt, und ich könnte mir wol denken, dass das handexemplar Heinrichs selbst schon diese überschrift getragen hätte, wenn er auch im text 29890 den kürzeren ausdruck *An der krône* wählt. so steht nun die frage zwischen dem *aller* Rudolfs und dem *der* der hs. P: man würde sich ohne weiteres für das erstere entscheiden, wenn nicht eben gerade jenes wort an dieser stelle zweifelhaft wäre. und hier erlaube man mir einen kleinen excurs über den Alexander des Rudolf von Ems anzufügen.

Docen hat (vdHagens Museum für altdeutsche litteratur 2, 268) darauf hingewiesen, dass die 28 ersten zeilen des Alexander 7 vierzeilige strophen bilden, deren beide reimpare wider unter einander durch grammatischen reim gebunden sind und·deren anfangsbuchstaben das akrostichon *Ruodolf* ergeben. aber auch die meisten übrigen abschnitte des gedichtes werden durch zwei reimpare geschlossen, die unter einander durch grammatischen reim vereinigt sind. auch dies ist bereits einem frühern leser des gedichtes aufgefallen, wie man aus bleistiftstrichen am rande der einzigen Münchener hs. ersieht. auch die anfangsbuchstaben dieser abschnitte ergeben akrosticha [1] und zwar solche, die mit dem inhalt des gedichtes im zusammenhange stehn. es folgen sich im ersten buche:

Nemdanabus l. N e k t a n a b u s, indem einmal *Kan* st. *Mag* zu lesen, das andere mal die orthographische änderung *Det* in *Tet* vorzunehmen ist.

Olimvias l. O l i m p i a s, da *Punde ich nu mîne sinne* st. *Vvnde* usw. der hs. zu lesen ist.

Ihidippe l. P h i l i p p e u. zw. *Pt dirre tâveln nam dô war* st. *In* usw. und *Liep liuget liebe niht* st. *Diep.*

Mozedonie l. M a z e d o n i e u. zw. *Âne* st. *One.*

Arisdtozkvidlles l. A r i s t o t i l e s, indem einige male die grammatischen reime als zufällig anzusehen sind und darum nichts gelten dürfen, aufserdem l. *Twingen* st. *Zwingen.*

Suzefiz l. B u z e f a l u. zw. *Bi namen sprach der knabe do* st. *Sy namen* usw., *An eime tage* st. *In* usw., und *Losâ, merke disen schal* st. *Zosa.*

und so weiter das erste buch hindurch. das zweite beginnt dann mit *A*, das dritte mit *L*, das vierte mit *E*, das fünfte mit *X*, das sechste mit *A*, da sonach sicher der name *Alexander* beabsichtigt war, sehen wir, dass das ganze werk auf 10 bücher angelegt wurde. der anfang des zweiten buches bringt nun die litterarische stelle. es folgen nach jenem ersten abschnitt:

Kunst ist uns allen wol erkant
Obe ich nû prîsen wolte
Richer sinne ist vil geleit

[1] auch das hat vielleicht derselbe leser erkannt, wenigstens finden sich da und dort buchstaben der akrosticha am rande; doch ist, soviel ich weifs, nichts darüber veröffentlicht.

Aller aventiure crône
Sus koment an daz mære
Daz weiz ich wol ez muoz geschehen.

da in der vorletzten anfangszeile sicher gelesen werden muss *Nu komen an daz mære*, da ferner in diesen akrostichis (s. o. *Punde* = *Bunde*) die mediæ auch für die tenues gelten, so bekommen wir *Korant*, während doch sicher *Korint* gemeint ist. man sieht also, wie ich oben sagen konnte, dass gerade das *Aller* sehr schlecht bezeugt sei. es ist damit nicht behauptet, dass es falsch sein müsse, es liegt sogar nahe, einfach durch umstellung zu helfen *Ir name treit ouch schône Aller aventiure krône*; aber sicherheit ist natürlich in keiner weise vorhanden.

Bern, 7 jan. 1894. S. SINGER.

DER ZWEITE TEIL DER SCHWANRITTERSAGE.

EIN VERSUCH ZUR ERKLÄRUNG DES SCHWANS.

1.

Die jahre 1884 und 1888 brachten zwei abhandlungen, in denen der Schwanritter zwar nicht ziel der untersuchung war, aber über das wesen desselben als glied in einer kette von verwanten erscheinungen neuer aufschluss zu geben versucht ward[1]. beide veröffentlichungen fassten den Schwanritter auf als einen niederschlag des einstigen germanischen himmelsgottes Tius. in der erklärung des schwans aber waren die verfasser in merkwürdigem gegensatz zu einander. WPleyte erklärte ihn für ein uraltes symbol des lichts neben dem lichtgott in der arischen welt; JHoffory nannte den vogel eine den Germanen eigentümliche anschauung der wolke; sodass bei Pleyte der schwan auf Tius als den gott des lichts, bei Hoffory auf Tius als den herscher der wolken hinwies.

Keine der beiden auffassungen hat sich als stichhaltig erwiesen, weder die Pleytes, welche sich an die denkmäler von Housesteads anschloss, noch die Hofforys, die neben den darstellungen auf diesen steinen Sceaf und den Schwanritter zu einer

[1] WPleyte Mars Thincsus, in Verslagen en mededeelingen d. k. ak. v. wet. afd. letterkunde reeks III, deel 2, stuk 1 (1885) s. 109ff. JHoffory Der germanische himmelsgott, in GGN 1888 nr 16; vgl. GGA 1888 nr 5.

deutung des rätselhaften Höni herangezogen hatte. denn seitdem (1886) FMöller gezeigt hat[1], dass auf den denkmälern von Housesteads und anderen der krieger mit dem vogel neben sich der römische Mars und der vogel eine gans und ein römisches attribut ist, fällt die hauptstütze für den schwan als attribut neben dem urgermanischen Tius.

In der erkenntnis von dem ursprünglichen wesen des helden sind wir demnach um keinen schritt weiter als die forscher in den tagen JGrimms. dieser selbst sah in Sceaf und dem Schwanritter reflexe einer und derselben germanischen anschauung, wie verschieden die gewandung und umgebung beider sein mochte: in beiden erkannte er göttliche wesen. aber auf die frage, 'was der schwan in der ökonomie der sage bedeute', gibt Grimm keine antwort, macht auch übrigens nicht den leisesten versuch dazu. 'ähnlicher sage von dem schlafenden jüngling, den ein schwan im schiff dem bedrängten lande herangeleitet, ist die niederrheinische, niederländische dichtung des mittelalters voll, und dieser Schwanritter wird aus dem paradiese, vor dem grabe her nahend, als Helias geschildert, dessen göttliche herkunft aufser zweifel steht. Helias, Gerhart oder Loherangrin des 13 jhs. sind einem *Scóf* oder *Scoup* des siebenten, achten identisch, so abweichend die übrige einkleidung mag gewesen sein'[2].

Zwei schwierigkeiten werden wol immer einer allseitig befriedigenden deutung der Schwanrittersage als germanischer sage im wege stehn: 1) trotz dem reichtum der überlieferung tritt die sage zu spät auf, und zwar nach einer zeit und an einer örtlichkeit, wo schon mehr als ein emporgekommenes geschlecht das bedürfnis empfunden haben mag, seine herschaft als von gott gesandt angesehen zu wissen. 2) trotz der versuchten anknüpfung an den Sceaf der altenglischen dichtung und den Höni der Färöer — fehlt der sichere anschluss an die in der wissenschaft gewonnenen anschauungen von den religiösen vorstellungen der altgermanischen welt.

Man gestatte mir trotzdem einen versuch vorzulegen, durch welchen der germanisch-mythologische character des Schwanritters etwas an wahrscheinlichkeit gewinnt. dieser versuch dürfte auch eine andeutung darüber erzielen, bei welchem stamme die sage, oder damals mythe, lebendig gewesen sein muss.

[1] Westd. zs. 5, 321—336. [2] Grimm Myth.[3] 343. — über den schwan als totenvogel WMüller Germania 1, 418 ff.

2.

Die vergleichung der verschiedenen redactionen der Schwanrittersage lehrt, dass folgende puncte als gemeinsame hauptzüge aufgefasst werden dürfen[1]:

1. Der ritter wird willenlos in einem boote von einem schwan an den richtigen ort gebracht, und ebenso willenlos muss er folgen, sobald der schwan nach ablauf einer gewissen zeit wider erscheint. der schwan kennt ort und zeit.

2. Der held ist nur am Niederrhein und auf angrenzenden flüssen erschienen[2].

3. In der zeit zwischen dem bringen und holen des ritters verlautet von dem schwan weiter nichts; der vogel hat sich nach dem bringen entfernt und ist nachher aufs unerwartetste wider da. das widererscheinen des vogels ist für den ritter unwiderstehlich.

4. Wo der ritter erscheint, heiratet er die jungfräuliche herrin des landes und wird so der erneuerer oder begründer der dynastie.

5. Aus den namen des ritters lässt sich sein wesen nicht erkennen[3].

Zu diesen hauptzügen gesellen sich noch einige züge, die nur in bestimmten fassungen vorkommen:

a) Der ritter hat einen kampf zu bestehn mit dem bedränger der jungfrau; er siegt, obgleich der ausgang manchmal schwankend war; kein anderer ritter war diesem bedränger gewachsen.

b) Nicht nur die tochter wird bedrängt, sondern auch die mutter; in diesem falle tritt die mutter ganz in den vordergrund und gibt dem ritter zum danke ihre tochter. so be-

[1] über die Schwanrittersage fehlt leider noch eine zusammenfassende behandlung, wie GParis sie für die 'Enfants-Cygnes' (Romania 19, 314 ff) gegeben, obgleich derselbe gelehrte schon 1890 eine solche in aussicht gestellt hat (ebend. 325 anm. 2). noch immer ist in der hauptsache zurückzugehn auf die zusammenstellungen Reiffenbergs (Le Chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon, Brux. 1846) und vdHagens (Die Schwanensage, Berlin 1848).

[2] wenn die Brogner chronik (Reiff. 147—149) 'Mainz' als landestelle angibt, so steht ihr verf. wahrscheinlich unter dem eindruck des kaiserfestes daselbst im j. 1184.

[3] über Helius und Loherangrin zuletzt WGolther Rom. forsch. 5, 27. über Helius als keltischen namen s. PCassel Der schwan in sage und leben s. 36 und anm. 155.

sonders in der gangbarsten lesart, der 'Beatrix', wie sie GParis genannt hat[1].

c) Er verbietet der gattin nach seiner herkunft zu forschen, auf die gefahr hin, dass er sie verlassen müsse. das übertreten des gebots ist ursache, dass der schwan wider-erscheint. nur der gattin gilt das verbot; keinem anderen wird es gegeben.

Neben diesen haupt- und besonderen zügen muss der merkwürdige umstand hervorgehoben werden, dass mehrere häuser den Schwanritter ihren ahnherrn nennen. sie lagen am Niederrhein und weiter südwärts bis in die gegenden Nordfrankreichs, wo bis vor kurzem germanische sprache lebendig war, sodass es den anschein hat, dass Germanen vom Niederrhein die sage soweit getragen haben. an der sprachscheide sind Boulogne, Guines, Cambrési belegen; das centrum bildet Brabant; vermutlich auch die gründer der dynastien von Geldern und Cleve, aus Antoign (Antonium) bei Doornik. ausgeschlossen waren die gräflichen geschlechter aus Flandern[2]. am Rhein und an der Maas nannten sich mehrere geschlechter nachkommen des Schwanritters[3].

3.

Dürften wir in dem Schwanritter eine dem Sceaf, Beowulf, Frey ähnliche persönlichkeit sehen, so ergäbe sich aus den aufgestellten zügen folgender jahreszeitmythus.

Der gott der wärme und fruchtbarkeit hält im frühling seinen einzug. verlangend hat die erde nach ihm ausgeschaut. er befreit sie von der gewalt des rauhen winters, gegen den niemand sonst den kampf aufzunehmen vermochte. lange schwankt der ausgang, aber endlich siegt der gott des sommerlichen gedeihens. glück und schutz verleiht er dem volke, wohin er gekommen ist. endlich plötzliches scheiden im herbst. — von ihm leitete das volk seinen ursprung ab, wie nachher die einzelnen familien. so aufgefasst wäre es niemand anders als der himmelsgott Tius.

Für das einzelne wie für das ganze lässt sich manche parallele aus der germanischen vorstellungswelt beibringen. es begriffe sich sogar aus solchem mythus das vorkommen von einer mutter und einer tochter. setzen wir nämlich als zum mythologischen kern gehörig, dass der gott die persönlich gedachte erde befreit von

[1] Romania 19, 314 ff.

[2] Reiffenberg aao. app. 149. [3] vdHagen aao.

dem starren winterband: so können beide frauen zwei verschiedene seiten desselben wesens sein. denn einerseits wird die 'Nerthus' als eine 'terra māter' vorgestellt[1] und in nordischen quellen die gattin des himmelsgottes als eine mutter betrachtet; anderseits weist die sitte der feier der Maikönigin, die werbung des Frey um die Gerđ auf eine jungfrau. mehr oder weniger schwankende vorstellungen von der vielnamigen erdenmutter, bald als jungfrau, bald als mutter, bald als witwe (so nach abzug des gottes) mögen sich in unserer sage gehalten haben als zweiteilung mutter und tochter.

Allein: das alles beweist nichts.

Ich glaube auf drei umstände weisen zu können, die es nahe legen, in der Schwanrittersage den niederschlag eines germanischen jahreszeitmythus zu sehen: 1) auf den schwan als wandervogel, 2) auf die vögel der lichtgötter bei den Kelten, 3) auf die religiöse stufe der ersten germanischen ansiedler am Rhein.

4.

In frage kommen nur die wilden species des schwanes. und von diesen fallen noch weg die wilden verwanten unserer weiherschwäne, cygnus olor und c. immutabilis mit ihrem roten schnabel und dem höcker auf der wurzel desselben. denn erst östlich von der Elbe fängt und fieng das eigentliche gebiet dieser schwäne an. ihr wandern ist für die gebiete westlich der Elbe höchstens ein umherstreichen[2].

Bleiben also übrig die beiden anderen cygnusarten Europas, der c. musicus, der singschwan, und der c. minor, der kleine schwan, der zwergschwan, auch c. Bewickii geheifsen. es sind jene schwäne, die durch den schlag ihrer flügel und durch ihre stimme jene eigentümlichen töne hervorbringen, welche die Isländer mit dem klang einer posaune vergleichen und welche die reisenden zuweilen entzücken. beide species stimmen darin überein, dass sie ihrer schwanennatur gemäfs gern sumpfigen

[1] Tac. Germ. cap. 34.

[2] auch in Dänemark und Südschweden kommen brütende colonien dieser art vor. — vgl. aus der reichhaltigen litteratur: Henry E. Dresser A history of the birds of Europe, vol. VI. London 1871—1881, Gen. cygnus s. 417—448; Droste-Hülshoff Vogelwelt der Nordseeinsel Borkum 1861, s. 258 ff und anhang; van Bemmelen bei Herklots Bouwstoffen voor een fauna van Nederland. bd II. s. 218 usw.

boden, unter wasser stehndes land beziehen, wo sie gründeln können. aber die bevorzugten aufenthaltsorte beider sind nicht gleich, und darum müssen wir die beiden arten für unsere betrachtung auseinander halten. 'die c. mus. meiden durchaus die flüsse und lassen sich nur in sehr seltenen fällen, wo sie dieselben kreuzen, auf kurze zeit daselbst nieder'. 'der c. minor ist nie auf flüssen und am offenen meere gefunden;. weit öfter im innern des landes und stets auf stehenden flachen gewässern'; 'er liebt flache sümpfe'[1].

In bezug auf wanderungszeit stimmen beide arten ungefähr, im wanderungsgebiet infolge der verschiedenen lebensbedingungen nur zum teil überein. der zwergschwan brütet in Nordrussland wol erst vom Archangelgebiet an weiter ostwärts. also ist er in Lappland und Island unbekannt[2]. als zugvogel besucht er weder Schweden und Norwegen, noch das grofse vogelrendezvous Helgoland. aber in übereinstimmung mit dem ort, woher er kommt, mit der richtung seines zuges, mit den bedürfnissen seiner art, ist er für das südliche ufer der Ostsee, Dänemark, Oldenburg, Westfalen, den südöstlichen teil Hollands und für Belgien[3] ein zugvogel, der ende october oder etwas später erscheint, bleibt bis der frost ihn vertreibt nach Südwestfrankreich[4], aber von februar an widerum der alten heimat zuzieht. wie er der zuletzt wegziehende wandervogel ist, so ist er im frühling für diese gegenden auch der zuerst heimkehrende[5].

Zahlreiche beobachtungen liegen über das wandern des singschwanes vor. er brütet in grofser menge im hohen norden Europas, nicht unter dem 60°, in den sümpfen Lapplands und Finnlands und weiter nach osten. nur dieser schwan findet sich auf Island. im norden wohnt er von ende april, wo das nest gebaut wird, bis tief in den september. kurz bevor die seen gefrieren, bricht er auf nach süden, allerdings zum grösten teil

[1] EFvHomeyer Die wanderungen der vögel (1881) s. 107. 91. 90. Venema 'Zwanen' in Alb. d. natuur 1877 s. 50—60.

[2] Dresser aao. s. 448.

[3] berichte liegen vor aus der nähe von Herzogenbusch, Schelde, Maas bei Lüttich.

[4] in manchen jahren äufserst zahlreich nach Ost- und Südengland und sehr zahlreich nach Irland, Dresser aao.

[5] vgl. neben Dresser, Droste-Hülshoff, Homeyer aao. noch JAPalmén Über die zugstrafsen der vögel, 1876.

in der richtung zum Schwarzen meer, aber immerhin noch in massenhafter anzahl auch nach südwesten, erscheint im october auf der Ostsee, im november auf der Nordsee, wird jedes jahr zahlreich an den inseln derselben gesehen, ist in einigen jahren in bedeutenden trupps an der holländischen küste auf dem durchzug beobachtet worden, weniger auf den binnengewässern, besucht England und Irland in ebenso grofser anzahl als der kleine schwan, wird im november, december in Deutschland gesehen und dehnt seine züge alljährlich bis nach Nordafrika aus, wo er die sümpfe Algeriens und Marokkos bevölkert. allein nur kurz verweilt er dort. in Holland und Norddeutschland werden im dec. und jan. nur wenige angetroffen. dann aber mehrt sich die zahl von februar an und erreicht den höhepunct anfang märz; mitte april wird im süden der Ostsee oder Nordsee oder in diesen meeren selbst wol kaum noch ein exemplar gefunden, es sei denn, dass ungünstige witterung sie aufhielte. das frühe erscheinen des c. mus. ist im spätherbst zeichen des nahenden frostes, wie er im frühling bote der ersten milden lüfte ist[1]. — die singschwäne von Island wandern nicht[2].

So liegen jetzt die verhältnisse bei dem wandern der schwäne. wir aber haben es mit der urzeit zu tun.

Aus den obigen zusammenstellungen geht freilich nicht hervor, dass der Niederrhein und dessen delta mit Maas und Schelde ein bevorzugter aufenthalt der cygnusarten ist oder war. die berichte über die jetzigen verhältnisse Hollands machen keinen andern eindruck, als dass der c. mus. und min. nur durchziehen auf ihrer wanderung nach süden und norden[3]. wol begreiflich für die heutige zeit. schwäne meiden flüsse. man denke sich diesen Niederrhein mit dem delta aber zur zeit Christi und lange vor- und nachher. welche ausgedehnten flächen hier einmal überflutet wurden, zeigt ein einziger blick auf eine geologische karte in dem breiten saum, den sie den fluss- und meeresablagerungen daselbst geben muss. man denke an den von KMüllenhoff reconstruierten bericht des Pytheas von Massilia[4], an die fluten, von

[1] Brehms Tierleben, vögel. bd III 441 ff. Dresser aao. u. aa.

[2] Brehm aao. 444. Lenz Vögel[4] (1891) s. 556.

[3] Herklots Bouwstoffen I 96. 214; II 129. 218; III 229; Tydschrift der ned. dierk. vereeniging 1887 ua. — besonders zahlreich sind die zeitungsberichte über singschwäne aus dem frühjahr 1893.

[4] DA. I 489 ff.

denen Ephorus berichtet[1]. man vergegenwärtige sich das von den alten widerholt erwähnte sumpfige terrain dieser gegenden[2]. kurz, man mache sich klar, dass die existenzbedingungen für die schwäne, namentlich regelmäfsig 'untergelaufenes land' jetzt beinahe verschwunden sind, und dass da, wo diese tiere sich noch zeigen, der verfolgende mensch mit seinen weittragenden waffen sie ganz verscheucht.

Einst aber, als der vogel infolge seiner mythischen natur noch unbehelligt war, muss das halbversandete flussbett des Rheins, besonders das weitüberschwemmte ufergebiet, eine ausgedehnte raststation der schwäne gewesen sein, denn das terrain war dem im norden verlassenen ähnlich. soweit das meer hineindrang, vielleicht eine raststation des cygn. mus.; weiter den Niederrhein hinauf, besonders in den wasserflächen daneben und sonst in den lachen weiter nördlich oder südlich, ein ruheort der zwergschwäne; jedesfalls schwanenreiche gebiete zu zwei bestimmten zeiten des jahres. — die schwäne waren die ersten boten, dass die milderen tage widerkehrten, sogar wenn das eis noch auf den feldern lag; wie sie im herbste die letzten vögel sein sollten, die die rauhen wintertage unvermeidlich mit sich brachten, um dann die gegend vereinsamt liegen zu lassen[3].

Wir glauben die für die Schwanrittersage wichtige folgerung aussprechen zu dürfen:

Die sing- und zwergschwäne, die alljährlich vom februar an am Niederrhein und teilweise im ingväonischen gebiet als die ersten wandervögel in grofser masse küste und binnengewässer bevölkerten, darauf verschwanden, bis sie im spätherbst vom october an als die letzten zugvögel auf demselben gebiet gleichfalls in ungeheuren scharen sich zeigten, um dann bei stärkerem frost im december und januar zu verschwinden, bis auf ein zufälliges, vereinzeltes exemplar, — konnten veranlassung geben, dass die mythenbildende phantasie eines naturvolkes sie mit dem gott der wärmeren jahreszeit und sommerlichen fruchtbarkeit und des widerkehrenden lichtes in verbindung brachte und sie als boten des gottes betrachtete.

[1] bei Strabo VII 2, 1.

[2] Caesar BG. III 28; VI 5; Strabo IV 3, 4; Tac. Ann. XIII 53.

[3] vgl. das bild, welches pastor Bolsmann um 1830 von der Cronerheide im Münsterlande entwirft, wie der schwan der letzte vogel ist, bei Westhoff Zur avifauna des Münsterlandes im Journ. f. orn. 1889 s. 211/212.

Auf dem weiten germanischen gebiete ist nur éinmal von einem gott mit schwänen die rede: in einem Färingerliede sucht Hönir einen bauernknaben zu retten gegen einen riesen und operiert dabei mit schwänen[1]. aus diesem einzigen factum auf einen urgerm. gott mit einem schwan zu schliefsen, ist bedenklich. — aber die am Rhein ansässigen Germanen hatten Kelten zu ihren nächsten nachbarn, die sie teilweis aus ihrem gebiet vertrieben hatten. bevor wir also den weiteren schluss wagen und annehmen, dass die Rheingermanen in spontaner weise den schwan, für sie schon ein vogel von mythischer bedeutung, mit ihrem lichtgott verbanden auf grund der im neuen lande gemachten erfahrung, ist doch wol zuerst die möglichkeit zu erwägen, ob nicht die Kelten schon in den schwänen boten ihrer götter sahen, sodass die neuen ansiedler nachher eine keltische anschauung, deren richtigkeit sie in der natur um sich bestätigt fanden, auf ihren gott übertrugen.

5.

In der keltischen götterlehre sind die unheilverkündenden raben und krähen die boten, welche von den göttern der nacht, des todes und des gewittersturmes ausgehn. aber auch die menschenfreundlichen wesen des keltischen götterdualismus, die götter des lichts, des lebens, der bildung haben ihre vögel. unsere quellen sagen uns leider nicht deutlich, welche vögel[2].

Unter den lichtgöttern der Kelten steht obenan Lugus[3], der kunstreiche gott[4], der Mercur Caesars und der gallischen denksteine. sein festtag war der 1 august, die mitte zwischen dem 1 mai, dem tag der ankunft der guten götter, und dem 1 november, dem anfang des keltischen winters[5].

Als Lug — so erzählt eine irische legende[6], deren älteste aufzeichnung dem ende des 11 jhs. angehören soll — den helden Cúchulainn wollte geboren werden lassen, lockte er den könig Conchobar mit seiner schwester Dechtērē und ihr gefolge durch eine menge wunderschöner, wiewol geheimnisvoller vögel. diese vögel sangen während ihres fluges; sie afsen gras und pflanzen und liefsen nichts auf dem boden, nicht einmal die wurzeln des

[1] aus Njörds erguss in Gylfaginning 23 lässt sich nichts schliefsen. über Hönir s. u. s. 287 f. [2] d'Arbois de Jubainville Le cycle mythologique irlandais et la mythologie celtique (Paris 1884) s. 195. [3] d'Arbois de Jubainville aao. s. 293. [4] ebenda s. 175—177; Caesar BG. vi 17. [5] ebenda s. 139. 180. 304. [6] ebenda aao. s. 294—298.

grases, sodass die einwohner sich beklagten über die vernichtung ihres besitztums. sie waren in neun gruppen geteilt, und in jeder gruppe zählte man 20 vögel. sie giengen zu zweien: die zwei vögel an der spitze jeder gruppe trugen ein silbernes joch, das sie mit einander verband; die folgenden waren auch mit einander verbunden, nicht durch ein joch, sondern durch eine silberne kette. da die verfolgung der vögel sich bis in die nacht verzog und indessen ein dichter schnee fiel, so befahl Conchobar ein haus zu suchen, wo man schutz finden könne bis zum nächsten morgen. und nun zaubert eine unsichtbare macht eine prachtvolle wohnung und ein ausgezeichnetes essen für den könig, dessen schwester und das gefolge. als einige zeit nachher Dechtērē mutter ward des helden Cûchulainn, erschien ihr Lug im traume, ihr verkündigend, dass er der vater des kindes sei. 'denn Lug hatte die wunderbaren vögel gesandt, die jagd herausgefordert, den palast erstehn lassen, wo der könig Conchobar, seine schwester Dechtērē und ihre begleiter eine ebenso glänzende als unerwartete gastfreiheit gefunden hatten.'

Dass diese vögel, die Lugus geheimnisvoll vorausschickt, von haus aus nicht phantastische tiere sind, sondern s c h w ä n e, folgt aus zweierlei: 1) aus der weise, wie sie sich gebärden, 2) aus verwanten sagen.

1) Die weise, wie die vögel sich gebärden, entspricht ganz der weise der singschwäne. auch diese singen während ihres fluges, nur sie reifsen die gräser und pflanzen mit den wurzeln aus und vernichten die äcker, wenn sie auf der ebene niederstreichen; sodass der boden 'ganz kahl und wie von schweinen zerwühlt aussieht, wodurch grofse nackte, von graswuchs völlig entblöfste stellen entstehn, die wenn ihnen nicht durch ansäen nachgeholfen wird, sich nicht sobald mit pflanzenwuchs bedecken'[1]; auch sie leben paarweise, treten aber zur herbstzeit in gröfseren trupps auf. die irische vogelfauna und die der länder des mittleren Westeuropas bietet zur zeit, da der schnee fällt, keine anderen vögel, die den genannten eigenschaften genügen.

2) In andern keltischen sagen treten auch vögel zu zweien in gröfserer zahl auf und heifsen ausdrücklich schwäne. als Oengus, der sohn des lichtgottes Dagdē, die schöne Caer, tochter Ethal Anbrials in Connaught, sich zur frau wünschte, traf er sie zum ersten

[1] Naumann Naturgeschichte der vögel Deutschlands t. xı (1842) s. 496.

mal in menschlicher gestalt, umgeben von 150 anderen jungfrauen, die paarweise giengen, jedes paar verbunden durch eine goldene kette. als er sie nachher zum zweiten mal erblickt, haben sie sich am 1 november — dem anfang des keltischen winters — in schwäne verwandelt; jedes paar ist jetzt durch eine silberne kette verbunden. Oengus wurde gleichfalls in einen schwan verwandelt, tauchte dreimal mit seiner geliebten in die flut, war seitdem ihr gemahl und konnte nun auch in seiner schwanengestalt schöne lieder singen [1].

In dem irischen volksglauben lebte demnach einst die vorstellung, dass die schwäne vögel seien, die in irgend welcher weise mit dem hauptgotte des lichts und des lebens in verbindung standen. freilich nicht immer. als Lug nach Tara, der hauptstadt Irlands, kommt und sich anbietet für ein amt [2], da kündet ihn kein schwan an. ebensowenig in der schlacht bei Mag-Tured [3], oder wenn er seinem sohne Cûchulainn zu hilfe eilt, der ganz allein den heeren von vier der grofsen provinzen Irlands gegenübersteht [4].

Welche bedeutung diesen schwänen in den keltisch-irischen anschauungen beigelegt werden muss, ist schwierig zu sagen. sollte hier die erinnerung fortleben an das indogermanische lichtsymbol, welches Pleyte hervorgehoben hat [5]? constatieren lässt sich wol nur, dass die keltischen Iren eine vorliebe hatten schwäne aufzufassen als verwandlungen gutgesinnter wesen, die irgendwie verwantschaft haben mit der götterwelt des lichts [6]. —

Lug war der hauptgott der Kelten: wo zahlreiche schwäne erschienen, da mögen sie für das irische volk äufserungen gewesen sein des lichtgottes oder des lichten princips überhaupt.

Aber: was für die irischen Kelten gilt, was bei diesen als überlieferung lebte in den jahrhunderten nach Christus, hat das in der tat auch zu gelten für die belgischen Kelten, die einst am Niederrhein safsen zu der zeit, da die ersten germanischen an-

[1] d'Arbois de Jub. aao. s. 282—289. vgl. weiter die sage von Mider und Etain ebenda s. 321.

[2] d'Arbois de Jub. aao. 175—177. [3] aao. 187. [4] aao. 299f.

[5] Mars Thincsus aao.

[6] die kinder des königs Lir, vgl. d'OCurry Atlantis IV 113—157; die botinnen des todes bei dem helden Cûchulainn, vgl. d'Arbois de Jub. Cours celt. V 178.

siedler sich daselbst niederliefsen? dachten die Belgae des Caesar sich ihre lichtgötter zeitweise begleitet von schwänen?

Es lässt sich wahrscheinlich machen.

Apollonius der Rhodier, aus der letzten hälfte des 3 jhs. v. Chr., spricht, während seine beschreibung an der Pomündung verweilt, von einer keltischen sage [1], nach welcher der bernstein nicht aus den thränen der Heliaden, sondern aus denen des Apollo der Hyperboreer entstanden war. nun ist dies m. w. die einzige stelle, wo von einem keltischen Apollo der Hyperboreer die rede ist. ist des Apollonius bemerkung richtig, so müssen wir annehmen, dass, da den Kelten wie den Griechen die lichte jahreszeit des frühlings und des sommers eine offenbarung und rückkehr des lichtgottes war, die bezeichnung 'Apollo der Hyperboreer' als keltische anschauung und sage bei Apollonius darauf beruhe, dass der keltische lichtgott wie der delisch-delphische von schwänen begleitet zurückkehrte, denn immer gehörten 'zu diesem (dh. dem griechischen Apollo der Hyperboreer) die schwäne, die man auf dem Okeanos heimisch dachte, weil das land der Hyperboreer mit seinem Eridanosstrome an den Okeanos grenzte' [2]. da der Eridanos eine unbestimmte vorstellung war für den nördlichsten fluss im westen, so bedeutet die nachricht, dass im norden des keltischen gebietes, wo der bernstein eingehandelt ward, die schwäne das zeichen des widerkehrenden gottes abgaben [3].

Hat Apollonius seine nachricht geschöpft aus Massilia, was sehr wahrscheinlich, so ist an ihrer richtigkeit nicht zu zweifeln. denn in Massilia mündeten die wege von und nach Gallien. der graecisierende einfluss Massilias auf die umgebenden völker ist, was Gallien anbetrifft, kaum über Lyon hinausgegangen, und so werden auch keine religiösen vorstellungen über Apollo von Massilia aus zu den Belgae gelangt sein, von denen sich übrigens mehrere stämme schroff gegen jeglichen cultureinfluss von aufsen abschlossen. gerade weil in Massilia der delphische Apoll mit seiner schwester die höchste verehrung hatte [4], muste den händlern auffallen, dass sie bei den rohen keltischen völkern des nordens

[1] Apoll. Rh. 4, 611.

[2] Preller Gr. myth. i[2] 190.

[3] hier sei für das einhandeln des bernsteins aufmerksam gemacht auf die vermutliche landestelle der Phönicier auf Walcheren, vgl. Kauffmann Beitr. 16, 222 ff.

[4] Strabo iv 1, 4—6.

von einem lichtgott vernahmen, der bei seiner rückkehr von schwänen begleitet war, gerade wie ihr Apollo.

Vier jahrhunderte nach Apollonius leitete Lucian von Samosata, der selbst einige jahre in Gallien gelebt hatte, seine erneute rednertätigkeit ein mit einem vortrag über den bernstein und die schwäne des Eridanos[1]. er erzählte, wie er an den Po gekommen sei und nun die schiffer nach den weinenden pappeln, einst den schwestern des Phaethon, und nach den musikalischen schwänen gefragt habe, die sich zu beiden seiten des flusses in zwei chören aufstellen sollten, um ihn mit ihrem so berühmten gesange zu ergötzen. die schiffsleute verlachten den frager. — diese anekdote bestätigt, was sich aus Apollonius ergibt: in der griechischen sage hängen bernstein und schwäne mit dem wesen des lichtes im westen zusammen; die würklichkeit jedoch war diese: der bernstein ward anfangs da eingekauft, wo schwäne die rückkehr des lichtgottes ankündigten, in der sage am grenzfluss Eridanos, in der würklichkeit da, wo der Rhein in den Ocean fliefst.

Dass Lugus einst am Niederrhein eine hohe verehrung genoss, darf zunächst gefolgert werden aus der zweifellosen einheit der druidischen götterlehre in bezug auf die hauptgötter, und geht sodann unwiderleglich hervor aus dem ortsnamen Lugdunum, dem nachherigen Lugdunum Batavorum. die lage dieses ortes, mitten in dem für schwäne günstigsten terrain, die nachrichten des Apollonius und Lucian, an welche sich jetzt die irische sage schliefst, weisen auf die bedeutung der schwäne bei der epiphanie des gottes. von keiner bedeutung ist, dass Apollonius von Apollo spricht, wir dafür Lugus, dh. Hermes, einsetzen, und nicht Grannus, den keltischen Apoll. der lichtgott Apoll kann nur dem lichtgott Lugus entsprechen: der heilgott Apoll findet seine ähnlichkeit in Grannus; abgesehen davon, dass im 3 jh. v. Chr. der keltische Olymp in der antiken welt gewis unbekannter war, als heutzutage, obgleich auch jetzt noch nebel genug über ihm lagert.

Als die ersten Germanen sich am Rhein ansiedelten, verehrten die Belgae den gott des lichts, den Lugus, der mit den mächten der finsternis den entscheidenden kampf führt[2]; die er-

[1] Lucian ed. Jacobitz III 132 f; Wielands übersetzung (1788) bd III 431 ff.

[2] d'Arbois de Jub. aao. 381 f uö.

scheinung einer grofsen zahl von schwänen hatte für sie die bedeutung, dass der gott des lichtes in irgend welcher weise herannahe.

Die combination der schwäne als wandervögel und als ankündiger des keltischen lichtgottes erlaubt folgenden schluss:

Durch die eigentümliche topographische beschaffenheit des Niederrheins waren im frühling und im spätherbst die schwäne daselbst eine besondere offenbarung des lichtgottes oder der lichtgötter der Kelten, die sich alljährlich mit mathematischer genauigkeit widerholte.

6.

Die gottheit, welche sich hinter dem Schwanritter verbirgt, kann aber keine keltische sein. die sage bricht gleichsam jäh ab an der grenze, bis wohin germanische sprache lange ihr dasein fristete. und nur Germanen leiteten ihren ursprung auf den gott des lichtes zurück.

Germanen, die sich zuerst am Rheine niederliefsen, inmitten des keltischen gebiets, müssen keltische anschauungen auf ihren himmelsgott übertragen haben, teils unter dem einfluss der zweimal im jahre sich widerholenden erscheinung der sing- und zwergschwäne, teils in nachahmung von dem, was sie von der ehemaligen bevölkerung sahen und erfuhren über deren lichtgott. diese Germanen können sein entweder die herminonischen Bataver mit ihren verwanten, den Canninefates, oder die istväonischen stämme, die nachher unter dem gesamtnamen 'Franken' auftreten. von den Franken aber scheinen wir absehen zu müssen, und zwar aus zwiefachem grunde: 1) sie, die nachherigen Wodanverehrer, haben den himmelsgott Tius als bringer des lichts in anderer gestalt in ihrer sage festgehalten, als den weitgefeierten Siegfried, dessen heimat gleichfalls an den Niederrhein verlegt ward; 2) die sage findet sich nur im Rheindelta und in Belgien. als die Franken seit dem 3 jh. dieses gebiet occupierten, war die zeit zur bildung eines mythus im anschluss an Tius, und zwar im sinne des Schwanritters, schon längst vorüber.

Das festhalten des Niederrheins und seines deltas ist nur begreiflich, wenn wir ausgehn von einem stamme, der durch jahrhundertelange tradition mit diesem gebiete verwachsen war, und nun bei den folgenden verschiebungen durch andere stämme die erinnerung an den rettenden gott festhielt; einem stamme, dessen religion aber zu der zeit, da er sich am Niederrhein niederliefs, zu

einem bedeutenden teil naturanschauung war, sodass die örtliche beschaffenheit der neuen heimat befruchtend auf ihn einwürken konnte.

Demnach entscheiden wir uns für die Bataver. ums jahr 100 v. Chr. lassen sie sich in dem — wie es heifst infolge der ungeheuren überflutungen — von den Kelten verlassenen gebiete nieder. ihre religiösen anschauungen befinden sich in jenem stadium, wo sich neues an altes ansetzt, der blick mehr als sonst gerichtet ist auf die zeichen des gottes inmitten der unsicherheit der neuen umgebung. als verwante der Chatten bringen sie die herminonische verehrung des Tius mit sich. ist der himmelsgott für sie in erster linie der 'erhabene herscher', zu dem sie nur gebunden heranzutreten wagen, so müssen sie ihn sich doch aufserdem als den 'gekommenen' und den 'leuchtenden' gedacht haben, da andere hieratische verbände sich nach diesen hauptzügen benannten. er war für sie der himmelsgott, der herscher in physikalischem sinne, der die gesamtheit der woltätigen naturkräfte der wärme und des lichtes und der damit verbundenen erneuten fruchtbarkeit mit sich führte, analog dem Frey des nordens.

Schwäne als verhüllungen von verstorbenen, verzauberten und von göttlichen wesen oder als weissagende vögel sind germanische vorstellung[1], demnach batavische. bei den Belgae waren sie aufserdem boten des lichtgottes. und hier, in der religiösen scheu der beiden völker vor dem geheimnisvollen vogel liegt der berührungspunct, wo keltische anschauung befruchtend in die batavische fliefsen konnte. überall wo der Bataver sich niederlässt, wo er neuen besitz ergreift, hatten einst Kelten gesessen, safsen vielleicht zum teile noch da, nicht alle vertrieben von den ungeheuren fluten mit der daran sich schliefsenden not. noch mögen Kelten in dem Lugdunum oder sonstwo am Rhein am 1 aug. zusammengetreten sein zur gemeinschaftlichen feier des gottes Lugus, wie noch in augusteischer zeit in dem Lugdunum an der Rhone[2]. wie richtig muste dem germ. ansiedler die keltische vorstellung erscheinen, wenn er im rauhen frühjahr die rückkehr dieser boten gewahrte, da die weithin überlaufene insel und umgebung noch im eise starrte und nun nach ihrer ankunft mildes tauwetter eintrat: sie, ein untrügliches prophetisches zei-

[1] Grimm Myth.[3] 398; Mogk in Pauls Grdr. I 1026.
[2] d'Arbois de Jub. aao. 139. 304.

chen also des herannahenden gottes der wärme und des lichts. dann folgte der siegreiche kampf des gottes, und indessen schwanden die schwäne. darauf sein mildes walten während mehrerer monate, bis im spätherbst die richtigkeit der keltischen beobachtung sich wider zeigte, der göttliche vogel wider erschien, jetzt aber als unzweifelhafter zeuge des scheidenden gottes, und mit diesem davonzog, die gegend den winterlichen mächten überlassend.

In éinem puncte aber wich der Bataver bei seiner mythenbildung von den Kelten ab: dieser liebte die masse. aus der keltischen vielheit, aus der menge der schwäne in der natur, machte der Bataver, germanischer gewohnheit gemäfs, eine einfachere zahl, von den gebräuchlichen zahlen 7, 3, 2, 1 wählte er die einheit. éin schwan brachte und holte seinen gott.

7.

Man gestatte mir noch eine kurze bemerkung über Höni und seine schwäne. ich möchte dem vorwurf begegnen, als hätte ich aufser betracht gelassen, wie er durch vermittlung von schwänen seine hilfe verleiht [1].

Einer der zunamen des gottes ist *'aurkonungr'*. dies *aur* muss 'glanz' [2] bedeuten: es findet sich nämlich ein ags. *eárendel*, womit lat 'jubar' glossiert wird, und womit man an einer anderen stelle 'Christus' bezeichnet [3]. welcher glanz gemeint wird, lehrt die stammverwantschaft mit gr. ἠώς, lat. *aurora*, urindog. **ausōs* = morgenröte, welche im anschluss an die bedeutung des germ. **aus-t-rō*. wie sie erschlossen wird aus ahd. *ôstarmânoth* und ags. *eástermônath*, für *aurkonungr* den sinn 'könig des frühlingsglanzes' gibt; dh. man bezeichnete mit demselben Höni als ein wesen, das den ersten übergang vom winter zur sommerlichen jahreszeit angab [4]. daher konnte man ihn sich denken zwar als einen schönen jungen mann, aber trotzdem unbedeutend, ohne begleitung anderer mächte zu nichts gutem im stande, auch wenn er den menschen hilfe verleihen soll. wenn es heifst, dass er bei dem friedensschluss zwischen Asen und Wanen ausgewechselt wird, er und Mimi gegen Frey und Njörd, so dürfte nicht alles als ein

[1] das färöische volkslied ist übersetzt von Simrock Handb. d. d. myth.[3] 103 ff. [2] anders Müllenhoff DA. I 34. [3] Müllenhoff aao.

[4] Weinhold fand in Höni ein 'sonnenwesen' Zs. 7, 24 f. 50. Mogk fragt, ob er nicht gewissermafsen die mittelsperson zwischen nacht und tag sei? (Pauls Grdr. I 1086). beide gehn von dem wort 'Höni' aus.

symbol der versöhnung zweier verschiedener göttersysteme zu verstehn sein, sondern diesem austausch die naturanschauung zu grunde liegen, dass an die stelle des glanzes die belebende wärme, an die stelle des unbelebten wassers die schiffahrt trat.

War im 9 jh., als die Normannen die Färöer besiedelten, Höni für sie ein solches frühlingswesen, welches man an dem glanz erkannte, wenn die ersten lichten tage zurückzukehren begannen, und welches nachher durch die stärkeren lichtgötter abgelöst ward, so ist der zusammenhang mit den schwänen nicht mehr auffallend. für die Färöer ist der cygnus musicus heutzutage zwar ein zugvogel, der im frühling und im herbst bisweilen nur wenige tage bleibt, der aber früher auf diesen inseln gebrütet haben muss[1]. die schwäne, die sichtbaren beweise der nach und nach zurückkehrenden sommerlichen jahreszeit, wurden mit dem wesen des ersten frühlingsglanzes auf den Färöern in verbindung gebracht, sei es spontan, sei es als eine einwürkung der vielleicht bei Picten und Iren damals noch lebendigen tradition von dem lichtgott, der seine schwäne vorausschickte. so aufgefasst begreift es sich, warum Höni machtlos ist ohne schwäne: der frühlingsglanz am himmel war wertlos, so lange die schwäne nicht angekommen waren.

Für die spontane verbindung, ohne einfluss von Kelten also, spricht einmal die späte zeit des entstehens in bezug auf die religiösen verhältnisse der keltischen nachbarn im 9 jh.; vor allem aber das locale der Färöer. denn da die Färinger nur auf das meer und das gebirge angewiesen sind, der winter mit den häufigen niederschlägen dunkel ist — der längste tag dauert aufserdem über 20 stunden —, so hat die rückkehr des frühlings für die bewohner der einsamen inseln besondere bedeutung: dann regen millionen von vögeln zur jagd an. und so muss in früherer zeit die rückkehr des singschwans, als des ersten zugvogels, der aufserdem für die bewohner uralte mythologische bedeutung hatte, neben Höni mit freude begrüfst worden sein.

Auch diese verbindung eines gottes mit schwänen wäre demnach weder eine urgermanische noch eine urnordische, sondern eine auf den entlegenen inseln entstandene, wie ein jahrtausend früher eine analoge verbindung sich am Rheine vollzog. beide verbindungen wurzeln in einer zeit, da die schaffende phantasie noch frei ihre wurzeln ausschlägt, allerdings nicht willkürlich, sondern sie entfaltend aus dem ererbten stamm mythologischen denkens, unter der einwürkung localer verhältnisse oder von auswärts kommender triebe. durch solche einwürkung erklärt es sich, warum die sage am Rheine sich an einen andern gott anschloss als auf den Färöern, und der charakter beider sagen ein verschiedener ward, obgleich beide aus verwanten anschauungen hervorsprossten.

[1] Dresser aao. 435.

Tilburg i. Holland. J. F. D. BLOETE.

EIN NEUES BRUCHSTÜCK DER NIBELUNGENHANDSCHRIFT K.

Dass ich das nachfolgende fragment als neu bezeichnen darf, ist wunderlich genug. mein verehrter freund und nachbar hr archivrat dr Könnecke hat es — in der Berliner kgl. bibliothek entdeckt, deren hsskatalog es seit länger als einem menschenalter als Ms. germ. fol. 814. *access.* 6712 *verzeichnet und somit jedem zugänglich hält. es ist auch schon einmal öffentlich genannt worden: freilich nur im kgl. preufs. Staatsanzeiger, dessen jahrg.* 1860 *nr* 176 *in einem jahresbericht der kgl. bibliothek für* 1859 *unter den geschenken verzeichnet (s.* 1438ᵃ*): 'ein schönes doppelblatt einer wertvollen hs. der Nibelungen in folio aus dem* 14 *jh. von hrn archivrat dr Beyer in Koblenz'. eine notiz auf der innenseite des einbands rührt vom* '1. 12. 1859' *her, der eintrag im hsskatalog stammt erst aus d. j.* 1860. *so der director der handschriftenabteilung hr geh. rat prof. dr VRose, dem ich für diese und weitere auskunft meinen verbindlichsten dank sage.*

Der auffinder des bruchstücks, dr Beyer, hatte 20 *jahre früher ebenfalls im Koblenzer archiv jenes andere doppelblatt des NL. ans licht gezogen, welches* 1839 *vdHagen in seiner Germania* III 1—19 *als fund seines freundes EDronke publicierte und dann nach seiner art jahrelang zurückbehielt, bis im j.* 1846 *die kgl. bibliothek endlich in den besitz des ihr von Beyer bestimmten geschenkes gelangte. es führt die signatur Ms. germ. fol.* 587 *und wird seit Lachmanns* 2 *ausgabe mit der sigle K bezeichnet. seine zugehörigkeit zu der mischgruppe Id ist alsbald erkannt worden; die laa. sind auch für die beurteilung des A-textes von entschiedenem werte.*

Das neue doppelblatt (K II*) ist wie das frühere am äufsern und untern rande beschnitten worden; wie der fundort wird auch die herkunft die gleiche sein: K* I *diente als umschlag von rechnungen des Manderscheidschen archivs, die hs. mag also aus der alten bibliothek von Blankenheim stammen, die durch die Berliner niederrheinische sammelhs. mit dem Tristan (Ms. germ.* 4⁰ 284, *vgl. vdHagens Germ.* VI 266 *ff) am bekanntesten ist. — geschrieben freilich ist unsere hs. sicher im westlichen Oberdeutschland, ähnlich wie die gleichfalls dreispaltige hs. von Türheims und Türlins Willehalm aus gleichem besitz, deren bruchstücke Lohmeyers diss. s.* 9 *unter nr* 4 *aufzählt.*

In K II *ist am äufsern wie am untern rand weniger fortgeschnitten als in K* I: *von der schrift fehlt unten nichts und am rande nur etwa die hälfte der letzten columne. auf sp. d lässt sich das verlorene genauer berechnen, als auf sp. c, da zwar alle zeilen in gleicher höhe beginnen, aber nicht gleichmäfsig schliefsen. aufserdem sind freilich fol.* 1 *sp. cd noch durch zwei oblonge quereinschnitte, einen schmälern von* 1 *zeile und einen breitern von* 4 *zeilen höhe, verstümmelt (vgl. unten str.* 1382. 1392).

Die pergamenths. K des NL., von der vdHagen einen spaltenausschnitt fascimiliert — eine bessere abbildung wird die neue auflage von Könneckes Bilderatlas s. 35 *bringen — gehört zu den schönsten buchhss. des ma.s, die ich zu gesichte bekommen habe. das pergament ist hell und glatt, die schrift gleichmäfsig und sauber, die ganze erscheinung stattlich und vornehm. dr Könnecke setzt die hs. um* 1300 *an, eher früher als später*[1]. *der beschriebene raum ist* 30.5 *cm. hoch und nach zuverlässiger berechnung* 26.6 *cm. breit. waren der äufsere und der untere rand gleich breit wie der innere und der obere* (1.9 *cm.*), *was minimalansatz sein würde, so ergäbe sich als höhe des ganzen* 34.3 *cm., als breite* 28.5 *cm.*

Die hs. ist 3 *spaltig (wie O und d), die spalte zu* 52 *zeilen. rahmen und linien sind vorgezogen, auf den schmalen vorraum (vor sp. a, d) resp. zwischenraum (vor sp. b, c, e, f) sind die abwechselnd roten und blauen stropheninitalen hinausgerückt. jede* 6 *bis* 8 *strophe aber beginnt mit einem gröfseren buchstaben, der über zwei linien reicht und in die spalte selbst eingerückt ist. der beginn einer aventüre — überschriften fehlen — wird durch eine rot und grüne initale angekündigt, die gleichfalls eingerückt und* 4 *zeilen tief ist.*

Die strophen also sind abgesetzt, nicht die verse, deren schluss nur durch einen punct markiert wird. auf die strophe kommen in der regel 5 *zeilen, hin und wider wird eine* 6 *zeile nötig, sodass auf das blatt bei* 312 *zeilen rund* 60 *strophen entfallen. den gleichen umfang konnte schon Dronke für das fragment* I *feststellen und daraus berechnen, dass es das äufserste blatt eines quinio (event. auch das* 2 *und* 11 *blatt eines senio) sein werde. fragment* II *mit seinen rund* 120 *zusammenhängenden strophen ist das innerste blatt des* 3 *quinio, fragment* I *begann und schloss den*

[1] *indessen kommen nach meinen erfahrungen dreispaltige hss. erst um* 1300 *auf, viel älter wird die hss. also kaum sein.*

4 quinio. die letzte in fr. I *erhaltene strophe ist nach Bartschs ausgabe des gemeinen textes* 2376: *in Id erhöht sich diese zahl nach abzug der defecte* (*B.* 7—12. 16. 17. 102. 103) *unter zurechnung der plusstrophen aus C* (15 *in Id,* 5 *in Hd*) *auf ca* 2386. *diese nicht ganz* 2400 *strophen verteilten sich auf* 4 *quinionen derart, dass das durchschittsmafs von* 600 *strophen auf quinio* 1 *und* 2 (*und vielleicht* 3) *nicht erreicht, auf quinio* 4 *aber etwas überschritten wurde* (608 1/2 *strophen*). *die* 3 *letzten strophen des NL. übernahm der schreiber auf die folgende lage, die aufserdem die Klage enthielt. schrieb er auch diese in unabgesetzten zeilen* (*ca* 28 *buchstaben*), *so reichte er mit einem* 5 *quinio gerade aus. ich habe diese berechnung angestellt, um die einreihung neuer bruchstücke zu erleichtern, die in den Rheinlanden als umschläge Manderscheidscher acten recht wol noch zu tage treten dürften.*

Den abdruck des neuen fundes in der Zs. verdanken die leser herrn dr Könnecke. die abschrift rührt von mir her, die correctur haben wir gemeinsam gelesen. ich habe die verse abgesetzt und die caesuren markiert, um die neuen lesarten bequemer zugänglich zu machen. die nebenstehnden zahlen sind die Lachmanns, durch zurechnung von 60 *erhält man jedesmal die zählung von Bartsch. die lücken sind unter ungefährer berechnung des raumes und vorsichtiger berücksichtigung des textes von Id durch puncte angedeutet. — der abdruck des fragments* I *in der Germania ist zuverlässig mit ausnahme der i-striche und der schrägen häkchen, die ich hier als circumflexe widergegeben habe: bei vdHagen sind die beiden, übrigens in der hs. recht inconsequent gebrauchten, zeichen durchgehends vermengt.* E. S.

1354 . . . . gůt.
daz ir minen willen toůgenlichen | tůt.
vn̄ ſagęt ſwaz ich enbiete heim ſn | unſer lant.
ich mach iuch gůtes riche | vn̄ gib iv zierlich gewant.

1355 Un̄ ſwaz ir miner friunde immer muget | geſehn.
zewůrmz bidem rine den ſult | ir niht uerIehn.
daz ir noch ie gesæhet | getrubet minen můt.
vn̄ ſaget minen | dienſt den helden chůne vn̄ gůt.

1356 Bitet daz ſi leiſten daz inder chunic | enbot.
vn̄ mich da mit ſcheiden von | aller miner not.
die hůnen wellent | wænen daz ich ane friunde ſi.
ob ich | ein ritter wære ich chôm in etwenne bi.

1357 Vñ ſaget gernote dem edelen bruder min. |
daz im inder werlde niemen holder | muge ſin.
bit in daz er mit im. bringe | inditze lant.
die unſern beſten friunde | daz uns ze eren ſi gewant.
1358 So ſaget oůch giſelhere ich gedenche wol | daran.
daz ich von ſinen ſchulden leides | nie niht gewan.
deſ ſæhn in uil gerne | hie diu oůgen min.
ich het in hie uil | gerne durch die grozen triwe ſin.
1359 Saget oůch miner můter die ere die | ich han.
vñ ob von tronẏe hagene welle | dort beſtan.
wer ſolt ſi danne wiſen | durch diu vnchunden lant.
dem ſint die wege von chu̎nde her zeden hůne | wol bechant.
1360 Die boten niene weſſen wa uon daz waſ | getan.
daz ſi uon tronẏe hagenen da | niht ſolten lan.
beliben bidem rine ez | wart in ſider leit.
von im waſ mani|gem degene da zedem tode wider ſeit.
1361 Brief vñ botſchaft waſ in nv gegeben. |
ſi vůren guteſ riche vñ mohten ſchône | leben.
urloůp gab in ezele vñ ſin ſchone | wip.
in waſ von gůter wæte uil wol | gezierte der lip.
1362 Do ezel | zv dem rine hete nu geſant.
do | vlugen diſiu mære vonlande ze | lant
mit boten harte ſnelle er | bat vñ gebot.
zeſiner hôchzite deſ | holte maniger da den tot.
1363 Die boten dannen vůren vzer hůnen | lant.
gein den burgunden dar warn | ſi geſant.
nach drin edelen chunigen | vñ oůch nach ir man.
ſi ſolten chomen | ezelen deſ wart da gahen getan.
1364 Hinze bechelaren dar chomen ſi geriten. ||
f.1b da diente man in gerne daz wart | do niht uermiten.
Rudeger ſinen | dienſt enbot vñ gotelint.
bi in hinze | rine vñ ouch ir uil liebez chint.
1365 Si liezenſ ane gabe von in niht ſcheiden | dan.
daz deſter baz geuvren deſ | chunigeſ ezeln man.
v̊ten vñ ir chinde | enbote Rudeger.
ſine heten ſo wæge | deheinen margrauen mer.
1366 Si enbůten ouch brunhilde dienſt vñ | gůt.
ſtæteliche triwe vñ willigen můt. |
do ſi die rede uernamen die boten wol|den varn.

do bat diu margrauinne | got von himel ſi bewarn.
367 E daz die boten chomen zebeyern | durch daz lant.
warbel der ſnelle | den gûten býſchof vant.
waz der do | ſinen magen hinze rine enbot.
daz | iſt mir niht gewizen niwan ſin golt | alſo rot.
368 Gab er in zeminnen riten er ſi lie.
do | ſprach der býſchof pilgerim ſolt ich ſi | ſehn hie.
mir wære wol zemûte die | ſweſter ſune min.
wan ich mach leider | ſelten zv in chomen anden rin.
369 Welhe wege ſi vûren zerine durch diu | lant.
deſ chan ich niht wizen ir ſilber | vn̄ ir gewant.
daz ennam in niemen | man vorht ir herren zorn.
der herre | waſ gewaltik der chunic alſo hôch gebor̄.
370 Inner tagen zwelfen ſi chomen anden | rin.
zewûrmz zvdem lande warbel | vn̄ ſwamelin.
do ſaget man diu mære | den chunigen vn̄ ir man.
da chômen | boten vromde gunther do uragen be|gan.
371 Do ſprach der vôget von rine wer tût | unſ daz bechant.
von wannen diſe | vromeden chomen her inditze lant.
daz | enweſſe niemen vnze daz ſi ſach.
hagen | von troný der helt zegunthere ſprach.
372 Uns choment niwe mære deſ wil | ich iv verjehn.
die ezeln uidelære | die han ich hie geſehn.
ſi hat iwer | ſweſter geſant an den rin.
ſi ſuln mir | durch ir herren groz wille chonen ſin.
373 Si riten albereite vur den palaſ dan. |
ezn gevûren herlicher nie vurſten ſpil|man.
des chunigeſ ingeſinde enphie ſi | ſa zehant.
man gab in herberge vn̄ hiez | behalten ir gewant.
374 In reiſe chleider waren rich vn̄ wolge || tan.
ia mohten . . . . | gan.
der wolt . . . . | tragen.
ob ir ie . . . . | hiezen daz ſag . .
375 Inder ſelben m . . . . |
die ez uil ger . . . . | geſant.
do liez . . . . | bezer wât.
als . . . . | zetragene herl . . . . . .
376 Do gie mit url . . . . |
daz ezelen ge . . . . |

hagene zuhtek . . . . |
vn̄ enphie ſi m . . . . | die knappen d . .
1377 Durch diu chûn . . . . | gan.
wie ſich . . . . |
do ſprach der . . . . | nie baz.
noch . . . . | wærlichen da[z.
1378 Si giengen zv̊ . . . . | der waſ uol.
d . . . . | ſo man von r . . . . .
. . . . | inandere chu . . . . . .
. . . . | reken da bi g . . . .
1379 Der chunic . . . . | began.
ſit . . . . | ſpilman.
vn̄ iv . . . . | iuch her geſa . .
. . . . | burgunde lan .
1380 Si ni . . d . . . .
. . . . | liebe herre m . .
. . . . | ſweſter her i . . . .
. . . . | iv reken vſ g . . . .
1381 Do ſprach der . . . . | biu ich vro.
w . . . . | der chunic d .
. . . . | ſweſter vzer . . . . . .
. . . .

1382 *ist (nebst schluss von* 1381 *und anfang von* 1383) *vollständig herausgeschnitten.*

1383 . . . . | ten hat.
vn̄ o . . . . | alſo ſtat.
daz . . . . | chunic vn̄ ſi . . . .
. . . . | mære ſorgend . . . .
1384 Die zwene iûn . . . . | ov̂ch nv chom . .
. . . . | aller erſt ue . . . .
f.1[d] . . . . ſach.
giſelher der | . . . . nekliche n ſprach.
1385 . . . . ſ | willekomen ſîn. |
. . . . woldet anden rîn. |
. . . . unde die ir gerne | . . . . . .
. . . . e zelande wenich | . . . .
1386 . . . . er eren ſprach do | . . . . . .
. . . . ûnde iv niht be | . . . . n mîn.
wie rehte | . . . . l enboten hat.

vn̄ | . . . . der dinch inhô | . . . .
1387 . . . . nt fuch def chuni | . . . . . .
. . . . e waf wæge iwer | . . . .
. ī ze uorderifte fīn | . . . .
. . . ir gerûchet riten | . . . .
1388 . . . . en uil vafte unf | . . . . . .
. . . . . riche vn̄ dunchet | . . . .
. . . . iuch iwer fwefter | . . . . n.
fo wolt er doch | . . . . r iv hete getan.
1389 . . . . et in vn̄ fīniv lant. |
. . . . ne wære nie bekant.
. . . . tenen daz ir inrû | . . . . . .
. . . . . . z ergienge fo wær | . . . .
1390 . . . . gunther uber dife | . . . . . .
. . . . d . mære | . . . .
. . . . fult ir gan.
in | . . . . lt gûte rûwe han.
1391 . . . . vn̄ mohte daz | . . . . . .
. . . . ne frowen mohten | . . . .
. . . . richen ê wir fchû | . . . .
. . . . . er der edele do | . . . .
1392 *ist durch ausschnitt bis auf* 4 *buchstaben fortgefallen.*[1]
1393 . . . . |
. . . . uzer hunen lant. |
. . . . che durch ir tu | . . . .
. . . . n ir diu mære | . . . . gût.
1394 . . . . we fo fprach fwa | . . . .
. . . . e mohte daz ge | . . .
. . . . fæhe ir fult ge||loûben daz.
fone wer ir inder werlde | mit dehelner churzwile baz.
1395 Do fprach diu chunegīnne def mach | leider niht gefīn.
fwie gerne ich dike | fæhe die lieben tohter mīn.
fo ift leid*r | mir zeuerre def chunic ezelen wīp. |
nv fīn immer fælik ir beider edeler | lip.
1396 Ir fult mich lazen wizen wenne irz | gerûmet hte.
wenne ir wider wellet | ich gefach fo gerne nie.
boten inlangen | ziten als ich iuch han gefehn.

[1] *danach scheint die* 1 *zeile mit* ir, *die* 2 *mit* willen, *die* 3 *mit* gerne *geschlossen zu haben.*

die knap|pen ir do lobten daz ſi daz liezen ge|ſchehn.
1397 Ze den herbergen vůren die von hůnen | lant.
do het der chunic riche nach | friunden ſin geſant.
gunther der edel | uraget ſine man.
wie in diu rede ge|uiele maniger da ſprechen began.
1398 Daz er wol mohte riten inezelen lant. |
daz rieten im die beſten die er indert | da vant.
ane hagene eine dem waſ | ez grimme leit.
er ſprach ze dem chu|nige toůgen ir habet iv ſelben wid'ſeit.
1399 Nv iſt dǒch gewizen iv waz wir ir | haben getan.
wir mugen immer | ſorge vf chriemhilde han.
wan ich ſiůc | zetode ir man mit miner hant.
wie | getorſten wir geriten indaz ezelen lant.
1400 Do ſprach der chunic riche min ſweſter | lie den zorn.
mit kůſſe minnekliche ſi | hat vf mich uerkorn.
daz wir ir ie ge|taten. ê daz ſi hinnen reit.
ez enſi et | danne hagene iv einen wider ſeit.
1401 Nv lat iuch niht betriegen ſprach hagen | ſwes ſi iehn.
die boten von den hůne | welt ir chriemhilten ſehn.
ir muget | da wol uerlieſen ere vñ oůch den | lip.
ez iſt uil lanch rache deſ chunic | ezelen wip.
1402 Do ſprach zvdem rate der kůne gernot. |
ſit daz ir uon ſchůlden vůrhtet da d^e^n | tot.
in hůniſchen richen ſolt wirz dar | umbe lan.
wir enſæhen unſer ſweſter | daz wer uil vbel getan.
1403 [D]o ſprach der uurſte giſelher zvdem | degenene. (!)
ſit ir iuch ſchůldic wizet | friunt hagene.
ſo ſolt ir hie beliben | vñ wol bewarn.
ſo lat die geturren | zv miner ſweſter mit uns varn.
1404 Do begunde zurnen von tronÿe der | degen.
f. 1r ich wil niht daz ir ieman vů ‖ vuret uf den wegen.
der geturre riten | mit iv zehǒue baz.
ſit ir niht welt er|winden ich ſol iv wol erzeigen daz.
1405 Do ſprach der chůchen meiſter růmolt | der degen.
der uromden vñ der | chunden moht ich wol heîzen phlegen. |
nach iwer ſelbes willen wan ir vollen | rat.
ich wen niht her hagen daz ir | iuch noch uergiſelt hat

?6 Welt ir volgen hagene iv ratet rûmolt. |
wan ich iv mit triwen bin dienſtlichen | holt.
daz ir ſult hie beliben durch d^e^n | willen min.
vñ lat den chunic ezelen | dort bi chriemhilde ſin.
07 Wie chunde iv immer ſanfter inder | werlde weſen.
ir muget vor iwern | vinden harte wol geneſen.
ir ſult mit | gûten chleidern zieren den lip.
vnde | trinket win den beſten vñ minnet | wætlichiu wip.
408 Dar zv̊ git man iv ſpiſe die beſten die | ie gewan.
inder werlt chunic deheiner | ob daz niht moht ergan.
ir ſoldet doch | beliben durch iwer ſchône wip.
ê ir | ſo chintliche woldet wagen den lip.
409 Deſ rat ich iv beliben rich ſint iwer lant. |
man mach iuch baz geloſen hie heime | iwer phant.'
danne da zeden hûnen | wer weiz wiez da geſtat.
ir ſult hie be|liben herre daz iſt rûmoltes rat.
410 Wir wellen niht beliben ſprach do gernot. |
ſit daz unſ min ſweſter ſo friuntlich | enbot.
vñ ezel der riche zwiu ſolden | wir daz lan.
der niht uaren welle der | mach hie heime beſtan.
411 Deſ antwûrte hagene lat iuch vn|bilden niht.
mine rede dar vmbe | ſwie halt iv geſchiht.
ich rate iv getru|weliche welt ir iuch bewarn.
ſo ſult ir | gewerliche zvden hûnen hinnen varn.
412 Sit ir niht welt erwinden ſo beſendet | iwer man.
die beſten die ir uindet | eder indert muget han.
ſo welen v̊z | in allen tûſent riter gût.
ſone mage iv | niht gewerren der argen chriemhilde | mût.
413 Deſ wil ich gerne uolgen ſprach der | chunic zehant.
do hiez er boten riten | witen inſiniv lant.
do braht man der | helde driu tuſent oder mer.
ſine wan|den niht erwerben alſo grozlichiu ſer.
414 Si vûren uroliche inguntheref lant.
man || hiez in geben allen roſ vñ gewant.
die | da uaren ſolden von burgunden dan.
der | chunic mit gûtem willen der uil mani|gen gewan
15 Do hiez der degen hagene dankwart | den bruder ſin.
ir beider reken ahtzik | vûren anden rin.
die chomen ritterliche | harnaſch vñ gewant.

vůrten die uil ſnel'len indaz guntherеſ lant.
1416 Do chom der chůne volker ein edel ſpile|man.
zů der chunige reiſe mit drizek | ſiner man.
die heten ſolich gewæte ez | moht ein chunik tragen.
daz er zeden | hůnen wolte daz hiez er guntheren ſagen.
1417 Wer der uolker wære daz wil ich iuch | wizen lan.
er waſ ein edel herre im | waſ oůch undertan.
uil der gůten reken | inburgunden lant.
durch daz er uidelen | chunde waſ er der ſpilman genant.
1418 Hagene welte tůſent die het er ê be|chant.
vñ waz inſtůrmen ſtarchen ge|vrůmt het ir hant.
vñ ſwaz ſi ie begien|gen deſ het er uil geſehn.
den chunde | anders niemen niwan vrůmkeite iehn.
1419 Die boten chriemhilte uil ſere da uerdroz. |
wan ir uorhte ze ir herren diu waſ har|te groz.
ſi gerten urloůbeſ tægelich von | dan.
deſ gunde in niht hagene daz waſ | durch liſte getan.
1420 Er ſprach zeſinen herren wir ſuln daz | wol bewarn.
daz wir ſi lazen riten ê daz | wir ſelbe varen.
darnach inſyben nahten | inezelen lant.
treit unſ iemen argen | willen daz wirt unſ deſte baz bechant.
1421 Sone mach oůch ſich frou chriemhilt be|reiten niht darzů.
daz unſ durch ir | rate ſchaden iemen tů.
hat auer ſi den | willen ez mach ir leide ergan.
wir | vuren mit vnſ hinnen ſo manigen vz er|welten man.
1422 Schilt vñ ſætele vñ ander ir gewant. |
daz ſi vuren wolten inezelen lant.
daz | waſ nv gar bereitet manigem kůnen | man.
die boten chriemhilde hiez man | vur guntheren gan.
1423 Do die boten chomen do ſprach gernot. |
der chunic der wil uolgen deſ im | ezele enbot.
wir wellen chomen gerne | zeder hôchzite ſin.
vñ geſehn unſer | ſweſter ich vñ oůch die bruder min.
1424 Do ſprach der chunic gunther chunnet | ir vns geſagen.
f. 2[b] wenne ſi diu hôchzit || oder zewelhen tagen.
wir dar ſuln cho|men do ſprach ſwamelin.
zediſen ſůne|wenden ſol ſi wærlichen ſin.
1425 Der chunic in erloůbte deſ waſ noch | nicht geſchehn.

ob ſi wolten gerne frôun | brunhilde ſehn.
daz ſi vur ſi ſolten mit | ſinem willen gan.
daz under ſtunt do | volker daz waſ ir liebe getan.

426 lane iſt min frowe brunhilt ſo wol | niht gemût.
daz ir ſi muget ſchowen | ſprach der ritter gût.
bitet vnze mor|gen ſo lat man iuch ſi ſehn.
do ſi ſi|ſchowen wolten done chundeſ aber niht|geſchehn.

427 Do hiez der chunic riche er waſ den bo|ten holt.
durch ſin ſelbes tugende tra|gen dar ſin golt.
vf den breiten ſchil|den deſ moht er uile han.
ouch wart | in riche gabe uon ſinen friunden getan.

428 Giſelher vñ gernot gêre vñ ortwin. |
daz ſi ouch milte waren daz taten ſi wol | ſchin.
alſo riche gabe bûten ſi die bo|ten an.
daz ſi ſi von ir herren niht ge|torſten enphan.

429 Do ſprach zv̊ dem chunige der bote | warbelin.
her chunic lat iwer gabe | hie zelande ſin.
wir mugen ir doch|niht vûren min herre ez unſ verbot.|
daz wir iht gabe namen ouch iſt eſ | harte lutzel not.

430 Do wart der uoget von rine da von | uil vngemût.
daz ſi uerſprechen wol|den ſin richeſ chunigeſ gût.
dôch | mûſen ſi enphahen ſin golt vñ ſin ge|want.
daz ſi mit in vûrten ſit inezel|len lant.

431 Si wolten ſehn frôun v̊ten ê ſi ſchieden | dan.
giſelher der ſnelle braht die ſpile|man.
vur v̊ten ſine mûter diu frowe | enbot do dan.
ſwaz ſi eren hete daz | wer ir liebe getan.

432 Do hiez diu chuneginne ir borten vñ ir | golt.
geben durch chriemhilde wan der | waſ ſi hôlt.
vñ durch den chunic ezeln | den ſelben ſpileman.
ſi mohtenz gerne | enphahen ez waſ mit triwen getan.

433 Vrloûp genomen heten die boten nv | vondan
von wibe vñ von mannen | vrolich ſi vûren dan.
vnze hinze ſwa|ben dar hiez ſi gernot.
ſine helde leiten | daz inz niemen miſſe bot.

434 Do ſich die von in ſchieden die ir heten || gephlegen.
her . . . . | vf den wegen.
. . . . | noch ir gewant.
. . . . | daz ezelen lant.

1435 Swa ſi der fr . . . . | ſi chůnt.
daz . . . .|zer ſtůnt.
chom . . . . | hůnen lant.
de . . . . | ouch daz mær . . . . .
1436 Do ſi vur bechel . . . . |
man ſaget ez R. . . . . | uermiten.
vñ o. . . . . | margrauen wi .
. . . . | wart urolich ir . . .
1437 Gahen mit den . . . . | ſpilman.
ezeln . . . . | gran.
dienſt ub . . . . | uil enbot.
ſagte . . . . | liebe wart er . . . .
1438 Do diu chunegi . . . . | vant.
daz ir br . . . . | lant.
do waſ ir . . . . | ſpilman.
mit u . . . . | ere getan.
1439 Si ſprach nv ſag . . . . | lin.
welhe min . . . . | ſin.
die beſten . . . . | lant.
nv ſaget . . . . | diu mære re . . .
1440 Er iach er ch . . . . | morgen frů.
E . . . .|det er darzů.
. . . . | inhůnen lant.
. . . . | hagenen gar . . . .
1441 Ez choment iw . . . . | alle dri.
inher . . . . | mite ſi.
der m . . . . | nine chan.
ez . . . . | der chůne ſpi . . .
1442 Deſ enbær ich . . . . | chunigeſ wip.
. . . . | ſæhe den uolk . . . . .
. . . .|ge der ist ein . . . .
. . . . | ſehn muzen d . . . .
1443 Do gie diu chu . . . . | ſach.
wie rehte . . . .|hilt do ſprach.
. . . . | mære uil lieb. . . . .
. . . . | min wille ge . . . . | endet ſin.
1444 Din wille deiſ . . . . | chunic do.
f.2[d] . . . .
. . . . . . mir chomen ſolten | . . . .

durch liebe diner | . . . . .orge gar uerſwant.
15 . . . . lûte die hiezen uber|..
. . . . ten mûſhûz vn̄ ſal. |
. . . . en die inda ſolten | . . . .
. . . . . . on indem chunige | . . . . men.
16 . . . . ie ſi gevûren | . .
. . . . ûter reken die ge|. . . . . . .
. . rehte herliche inde|. . . . . .t.
ſi heten ſwaz ſi | . . . . n vn̄ gewant.
47 . . . . er chleit ſine man.|
. . . . ſ ich vernomen han.|
. . . . hte gein der hôhzit.|
. . . . en die beweinten ez | . .
148 . . . . eite zewûrmz uber | . . . .
. . . . . . von ſpyre ein alter | . . . .
. . . . . . nen v̊ten unſere | . . . . n.
gein der hôchzite | . . . . a bewarn.
119 . . . . en diu edel v̊te.
ir | . . . . de gûte
mir iſt ge|. . . . . n angeſtlicher not.|
. . . . ele in diſem lande | . . . . . .
450 . . . . cheret ſprach do | . . . . . .
. . . . . . er rehten mære niht | . . . .
. . . . ze eren vollekliche | . .
. . . . herre zehôue nach | . . . .
451 . . . . nezelen lant.
do | . . . . hunigen gûter hel|. . . .
. . . . muzen ſchowen | . . . .
hagen geriet die | . . . . .in ſit.
452 . . . . ten wan daz gernot.|
. . . . ſpruchen im alſo | . . . . . .
. . . . . . n ſifrides chriem|. . . . . .
. . . . h da von wil ha|. . . . . ue reiſe lan.
153 . . . . hagene durch vorht | . . . .
. . one ir gebietet hel|. . . . .
ia rite ich mit iv | . . . .
ſit wart von im | . . . . elm vn̄ rant.
54 . . . . da waſ manich | . . . . .
. . . . heten die trûch | . . . .

f. 2ᵉ . . . . uil vnmuzich vor | abendeſ zit.
ſi hůben ſich von hůſe | harte vrolichen ſit.
1455 Gezelt vñ hutten ſpie*n* man andaz graſ. |
anderhalp deſ rineſ. *do* daz geschehn | waſ.
den chunic bat noch *bi*ten ſin uil | ſchône wip.
ſi trûte noch deſ nahteſ | den ſinen wætlichen lip
1456 Buſunen vloÿtieren hůb ſich deſ mor|genſ vrů.
dar ſi varen ſolden da griffen | ſi nv zů.
ſwer het wip en arme der | trûtte friundeſ lip.
deſ ſchiet ſit uil | mit leide deſ chunic ezelen wip.
1457 Diu chint der ſchonen ůten heten | einen man.
kůnen vñ getriwen do | ſi wolten dan.
do ſeit er dem chunige | toûgen ſinen můt.
er ſprach deſ můz | ich trûren daz ir die hôue reiſe tůt.
1458 Er waſ geheizen rumolt vñ waſ ein helt | zerhant.
er ſprach wem welt ir lazen | beidiu lute vñ lant.
daz niemen mach | erwenden iv reken iwern můt.
diu | chriemhilden mær*e* die geduhten | mich nie gůt.
1459 Daz lant ſi iv beuolhen vñ oûch min | chindelin.
vñ dienet wol den frowen | daz iſt der wille min.
ſwen ir ſeht | weinen dem troſtet ſinen lip.
iane | getůt unſ nimmer leide deſ chunic ezeln wip.
1460 Div roſ bereit waren den chunigen vñ | ir man.
mit minneklichen chuſſen | ſchiet uil maniger dan.
dem inhohem | můte lebte do der lip.
daz můſe dôh | beweinen uil manik wætlichez wip.
1461 Do man die ſnellen reken ſach zeden | roſſen gan.
do kôſ man uil der frowē | trûriklichen ſtan.
daz ir uil langez | ſcheiden ſeit indo ir můt.
vf grozen | ſchaden zechomene daz herze nieman ſanfte tůt.
1462 Die ſnellen burgunden sich vz hůben. |
do wart indem lande michel ůben. |
beidenthalp der berge weinte wip vñ | man.
ſwie halt ir uolk getæte ſi vůren | uroliche dan.
1463 Die nibelůngeſ helde chomen mit in | dan.
mit tůſent halſpergen zehůſe ſi | heten lan.
uil manige ſchône frowen | die geſahn ſi nimmer me.
die ſifrdes | wůnden taten chriemhilde wê.
1464 Do ſchikten ſi ir reiſe gein dem môvne | dan.

vf durch osterfranken die gunt|heref man.
dar wiste si hagene dem | waf ez wol bechant.
ir marschalch waf | dankwart. von burgunden lant.
65 Do si von osterfranken gein swânuelde | riten.
do mohte man si chiesen an herli|chen siten.
di vursten vn̄ ir mage die | herren lobesam
an dem zwelften tage | der chunic zv der tûnowe quam.
166 Do reit von tronẏe hagene ze aller uod'r|ost.
er waf den nẏbelungen ein helfeli|cher trost.
do erbeizte der degen kûne | nider vf den sant.
sin rof er harte balde | zeiner linden aste bant.
467 Daz wazer waf engozen diu schif uer|borgen.
ez er gie nie den nẏbelungen ze | grozern sorgen.
wie si chomen uber | der wak waf in zebreit.
do erbeizte zvder | erde manich ritter gemeit.
468 Leide sprach do hagene mak dir wol | hie geschehn.
Lvoget vondem rine nv | mahtu selbe sehn.
daz wazer ist so en|gozen uil stark ist sin vlût.
ich wæne | wir hie uerliesen noch hiute manigen | helt gût.
1469 Waz wizet ir mir hagene sprach der chu|nic her.
durch iwer selbef tûgende vn|troste unf ni mer.
den vûrt sult ir vnf | sûchen hin uber andaz lant.
daz wir | von hinnen bringen beidiu rof vnde | gewant.
1470 Iane ist sprach hagene mir niht min | leben noch so leit.
daz ich mich welle | ertrenken indisen unden breit.
ê sol | von minen handen ersterben manik | man.
inezeln lande def ich gûten wil|len han.
1471 Belibet bi dem wazer ir stolzen ritter | gût.
ich wil die uerten sûchen selbe bi | der vlût.
die unf reken bringen ingelp|frades lant.
do nam der starke hagene | sinen gûtef schildef rant
472 En waf uil wol gewaffent den schilt er | dannen trûch.
sinen helm vf gebunden | lieht waf er genûch.
do trûk er ob der | brunne ein waffen also breit.
daz ze | sinen ecken harte vreislichen sneit.
173 Do sûchter nach den uerẏen wider | vn̄ dan.
Ddo hort er wazer diezen | losen er began.
ineinen schônen brûnnen | daz taten wisiu wip.
die wolten sich | da chûlen vn̄ baden ir lip.
174 Hagene wart ir innen er sleich in toûgen |

DER ALTDEUTSCHE REIMVERS UND SEIN VERHÄLTNIS ZUR ALLITTERATIONSPOESIE.

Vorwort. Die altdeutsche metrik hat in den letzten jahren anlass und stoff zu den verschiedensten untersuchungen gegeben. jedem, der sich damit beschäftigt hat, wird sich auch die fülle der probleme aufgedrängt haben, die hier noch zu behandeln sind. als ich in meiner studienzeit anfieng, mich mit der metrik der unregelmäfsigen verse des 11 und 12 jhs. zu beschäftigen, da glaubte ich, auf diesem gebiete nicht eher zu klarheit und sicherheit kommen zu können, als bis eine genügende grundlage für den ältesten germanischen vers, den allitterationsvers, geschaffen wäre. Sievers epochemachende untersuchungen lagen damals schon vor. bei ihrem studium gelangte ich indessen zur ablehnung der Sievers eigentümlichen theorie und versuchte dann schritt vor schritt eine tactierende metrik des allitterationsverses zu begründen. von der neuen grundlage aus bekam ich eine ungezwungene entwicklung der altdeutschen reimverse von Otfrid bis zu den Nibelungen, die ich in aller kürze Germ. 36, 307 dargelegt habe.

Indessen haben die in meinen Untersuchungen zur westgermanischen verskunst I (Leipzig 1889) und II (Germ. 36, 139 ff. 279 ff) dargelegten ansichten keine allgemeine zustimmung gefunden, es sind vielmehr seit ihrem erscheinen mehrere neue theorien veröffentlicht worden, von denen mich keine hat überzeugen können, und ich halte noch heute an meinen damals gefundenen anschauungen fest.

Ehe ich daher das angegebene thema ausführen kann, muss ich die bisher aufgetretenen theorien aufzählen und teilweise kritisieren. es sind im ganzen folgende:

1) die zweitacttheorie Möllers, die von AHeusler mit grofser wärme verfochten wird.

2) die theorie von Fuhr Metrik des westgerm. av. 1892.

3) ten Brinks ansicht: Pauls Grundr. II 515.

4) die Saransche theorie bei Sievers Altgerm. metrik, VII abschnitt.

5) die alte Lachmannsche ansicht, aufgenommen von MKaluza Studien zum altgerm. av. I 1, Berlin 1894.

Für Kaluzas ansichten und ausführungen mangelt mir jegliches

verständnis. ich kann ihn nicht einmal kritisieren, da unsere anschauungen zu grundverschieden sind. ebensowenig kann ich noch einmal auf Möller-Heusler eingehn, da hier ein fundamentaler gegensatz vorhanden ist, der sich vorerst nicht überbrücken lassen wird. dagegen bestehn zwischen den übrigen theorien und der meinigen verschiedene berührungspuncte.

Den kernpunct meiner ansicht kann ich wol dahin bestimmen, dass neben den 4hebigen versen unter ziemlich festen bedingungen 3hebige vorhanden sind, was in gleicher weise von Fuhr und ten Brink betont wird. nur sind hier die bedingungen anders formuliert, unter denen die 3hebigen verse erscheinen.

Fuhr erklärt alle stumpfen verse für 3hebig, also alle verse der Sieversschen typen A^3, B, C^3, E und D mit ausnahme von D^1, und weist auf die schon von mir ausgesprochene gleichheit mit den zweiten halbversen der Nibelungen- und Gudrunstrophe hin. er nimmt für diesen gesichtspunct die priorität in anspruch. in meiner dissertation findet sich die klare ausführung allerdings noch nicht, wol aber Germ. 36, 307, in einem aufsatz, der, im sommer 1889 niedergeschrieben, im redactionspult lange auf den druck warten muste.

Die lesungen Fuhrs gleichen den meinigen z. gr. t. völlig. seine auffassung der K. S.-verse (Nibelungenlangzeile) s. 40 kann ich mir bis auf wenige ausnahmen zu eigen machen, und mit der form S. S. (3hebig stumpfe verspare) stimme ich vollständig überein.

Die abweichung von Fuhr besteht nur bei den versen klingenden ausgangs A, $C^{1\,2}$, D^1. mit den letzten hat es eine besondere bewantnis. von allen seiten wirft man mir unnatürliche betonung vor, weil ich *bùrgsìttendùm*, *scìpfērendùm* usw. lese; und doch ist diese betonung durch die sprachgeschichte und grammatik wol begründet: man vgl. Kluge in Pauls Grdr. I 342, 4; Sievers Beitr. 4, 525; Wilmanns Zs. 16, 114. solange meine gegner nicht die unrichtigkeit der von keiner metrischen theorie angekränkelten sprachlichen forschung erwiesen haben, habe ich keine ursache, von meiner lesung der D^1-verse abzugehn[1].

Auch in der auffassung der A- und $C^{1\,2}$-verse kann ich meinen standpunct nicht aufgeben. da ich keine neuen gründe vorzubringen habe, so verweise ich noch einmal auf die alten, besonders Untersuch. I 77 f. 74. 75.

[1] vgl. jetzt auch Franck Zs. 38, 234.

Dasselbe, was gegenüber Fuhr gilt, muss ich auch gegen ten Brink einwenden, der mit Fuhr in den meisten fällen übereinstimmt. nur erkennt er verse des typus $C^{1\,2}$ wie *gewdden hǽfdè* als 3hebig an. in den A-versen kürzester form legt er mit Möller zwei tacte auf die erste hebung, *hā́m gesṓhtè*, und gibt damit zu, dass nur 3 hebungen verwürklicht sind. gegenüber Fuhr (und Lachmann-Kaluza) bedeutet diese auch schon von Amelung ausgesprochene auffassung allerdings einen fortschritt. über die annahme von pausen lässt sich natürlich discutieren, aber unzweifelhaft wird damit ein princip eingeführt, das sich in der ganzen älteren germanischen verskunst nirgends findet, und solange man mit der gewöhnlichen auffassung auskommen kann, halte ich an ihr unbedingt fest.

Abgesehen von diesen unterschieden haben die drei theorien von Fuhr, ten Brink und mir wesentliche puncte mit einander gemein, und wenn drei unabhängig zu gleichen resultaten kommen, so hat das noch immer als eine gewähr für eine gewisse richtigkeit der vorgebrachten ansichten gegolten.

Etwas anders stellen sich meine anschauungen zu der von Sievers angenommenen Saranschen theorie, die folgenden weg einschlägt: wenn man durch unterdrückung der zwei schwächeren hebungen beim lesen der ältesten capitel Otfrids leicht das fünftypengerüst des av. herausschälen kann, so kann der av. selbst tatsächlich auch leicht in ähnlicher weise durch unterdrückung der zwei ursprünglich schwächer betonten hebungen eines ungefähr im sinne des Otfridschen versbaues dipodisch abgestuften 4hebigen metrums entstanden sein; die unterdrückung aber sei eine folge des übergangs vom tactmäfsigen gesang- zum sprechvers gewesen. — das ist eine ansicht, die sich völlig aufserhalb des bisher gewohnten stellt, die man aber darum noch nicht abzuweisen braucht. es fragt sich nur, ob sich jede der vielen voraussetzungen, die diese theorie nötig hat, irgendwie beweisen lässt. gibt man zunächst alles zu, so bleibt das eine bestehn: der ursprüngliche av. ist 4hebig gewesen. damit hätten dann alle etwas richtiges geahnt, die dies für die historische zeit angenommen haben. aber auch der 4hebige av. kann sehr verschieden aufgefasst werden, und hier liegt die grofse kluft zwischen den mir unannehmbaren anschauungen von Möller und denen von Sievers. Möller kennt für seinen vers nur das schema 1 2 3 4,

ie regelrechte dipodie, wie man sagen könnte, während Saran azu die schemen 1 2 3 4, 1 2 3 4, 1 2 3 4 und 1 2 3 4 stellt. alles, as dem ersten stabwort vorausgeht, sieht Möller als auftact an, ährend in Sarans construction die dem stabwort vorausgehnden lben sehr wol eine hebung tragen können.

Genau die abstufung, die Saran für den vorhistorischen vers nimmt, habe ich für den historischen inductiv nachzuweisen ersucht, das schema 1234 Germ. 36, 166ff unter Ab[4], das schema 2 3 4 aao. 164 f, den typus 1 2 3 4 aao. 177, während ich für 2 3 4 keinen nachweis liefern konnte. ich setze also meine hebigen verse für die historische zeit genau so an, wie Saran-ievers es für die vorhistorische tun, und darin liegt für mich ine erfreuliche bestätigung meiner ansichten.

Ich sehe aber nun weiter keine möglichkeit, wie man auf rund des nicht tactierenden sprechverses die genaue und regel-echte senkungsbildung des Helianddichters erklären kann, und ch sehe auch nicht ein, wie man damit die von Sievers selbst achgewiesene tatsache erklären will, dass die zweiten halbverse ntschieden kürzer sind als die ersten, ganz abgesehen von der rage, ob ein solcher nicht tactierender sprechvers jemals be-tanden hat.

Eine eingehndere kritik von Sievers anschauungen will ich hier nicht versuchen, da ich ihn so kaum überzeugen werde. trotzdem alte ich aber meine früheren ausführungen in vollem umfange auf-recht. wenn ich mit Fuhr und ten Brink das grundprincip teile, so glaube ich doch auch da, wo ich im einzelnen andrer ansicht bin, n allen puncten festhalten zu können, und ich hoffe, die tatsachen ler ahd. und mhd. metrik, die sich im folgenden zu einer kette nit der altgermanischen verskunst verknüpfen, werden auch die giltigkeit meiner ansicht für die frühere zeit erweisen.

Nur möchte ich noch entschieden protestieren gegen die ein-eihung meiner hypothese unter irgend eine frühere. nachdem ch von Fuhr zu einem anhänger Lachmanns gestempelt bin, lässt nich Sievers s. 6 ungefähr auf den standpunct von Bartsch und chubert zurückkehren. ich glaube aber, dass zwischen Schu-ert und mir ein ziemlich grofser unterschied besteht, und dass h ebensowenig zu den anhängern der Lachmannschen theorie erechnet werden kann.

I. OTFRIDS VERS.

In ahd. zeit finden wir zwei arten von reimversen:

1) den vers Otfrids und seiner nachfolger, aus 8 hebungen bestehend und durch eine cäsur nach der 4 hebung in zwei hälften gespalten. die beiden teile werden durch den endreim gebunden, und mehrere langverse werden gewöhnlich zu einer strophe vereinigt. der mehr oder minder sicher zu erschliefsende strophische bau der gedichte in 8 hebigen reimversen bildet m. e. zugleich ein characteristisches merkmal dieser gruppe.

2) die zweite art von reimversen findet sich in nichtstrophischen gedichten des 11 und 12 jhs. ihre form ist oft so unregelmäfsig, dass Wackernagel die verse als reimprosa bezeichnen konnte. neuerdings hat sich AHeusler bemüht, auch hier gröfsere gesetzmäfsigkeit nachzuweisen, indem er vor allem das vorkommen von dreihebigen versen unter vierhebigen als wesentliches merkmal dieser gruppe bezeichnet hat. schon an einem andern orte habe ich mich dahin ausgesprochen (Lbl. f. germ. u. rom. phil. 13, 7), dass Heusler in diesen annahmen zum teil entschieden recht hat, und ich habe auch dort erwähnt, dass ich in dieser ganzen versform die unmittelbare fortsetzung des av. sehe.

Zunächst will ich hier das verhältnis darlegen, das m. a. nach zwischen Otfrids vers und dem av. besteht, da mir die bisher aufgestellten hypothesen die sachlage nicht richtig zu stellen scheinen.

Über diesen gegenstand sind ungefähr gleichzeitig die arbeiten von Wilmanns Der altdeutsche reimvers (Bonn 1887) und Sievers Die entstehung des deutschen reimverses (Beitr. 13, 121 ff) erschienen, und in der hauptsache, wenn auch nicht ganz, scheinen diese beiden forscher zusammengetroffen zu sein, während sie doch unabhängig von einander und auf verschiedenen wegen an ihr ziel gelangten. welch bessere bestätigung der eigenen resultate kann es wol geben? aber trotz dieser übereinstimmung muss ich doch auch heute noch an der richtigkeit ihrer ergebnisse zweifeln. auch heute muss ich auf demselben standpunct wie Unters. I 8, der unterdessen auch die billigung Heuslers gefunden hat, stehn bleiben, und die art und weise, wie Sievers und Wilmanns damals die entstehung des reimverses erklärten, ist mir heute so unannehmbar wie früher. Sievers ansicht ist jetzt allerdings eine ganz andere geworden.

Etwas näher berühre ich mich mit den ansichten Heuslers. doch auch er geht von einer auffassung des av. aus, die ich, wie oben betont wurde, nicht annehmen kann.

Sievers und Wilmanns irren in ihrer ableitung hauptsächlich darum, weil sie von den einfachen typen ausgehn, die mit den Otfridschen versen nun einmal nicht in zusammenhang gebracht werden können, und dann konnten ihre resultate schon deshalb nicht einwandsfrei werden, weil sie an stelle des altsächsichen den angelsächsischen av. zu grunde legen. sicher hat der Heliandvers eine besondere entwicklung durchgemacht, die in gewissen beziehungen vom angelsächsischen abweicht. dass aber der deutsche av. dem altsächsischen näher gestanden hat als dem angelsächsischen, ist, solange nicht das gegenteil bewiesen wird, am wahrscheinlichsten.

Für das verhältnis des Otfridschen zum av. stelle ich nun folgende thesen auf:

1) Der vers Otfrids ist in der hauptsache eine nachbildung des hymnenverses. in ihm ist die gleichheit der halbverse und ihre länge zu 4 hebungen, sowie der reim gegeben.

2) Die haupteigentümlichkeiten in der behandlung des verses stammen aus dem av., nämlich:

a) die dehnung einer silbe über einen ganzen fufs, (fälschlich synkope der senkung genannt). wie der av. kennt O. demzufolge auch keinen würklich klingenden ausgang, nie steht ein -x einem – gleich.

b) bei der setzung seiner beiden accente ist O. durch den av. angeregt. sie sind bei ihm, abgesehen vielleicht von einigen fällen, rhythmische zeichen, die die haupthebungen hervorheben sollen. wenn wir nun accente mit den stäben im av. vergleichen wollen, so können wir nur die würklich vierhebigen verse des av. heranziehen. da aber die setzung der stäbe ebenfalls auf principien beruht, die auf die natur des rhythmus zurückgehn und die noch heute giltig sind, so müssen wir die Otfridschen accente ebenfalls aus den rhythmischen naturgesetzen ableiten können. ich gebe hier diese principien, die ich schon früher Unters. I 103 § 42 entwickelt habe, noch einmal, wie ich sie durch widerholte beobachtung bestätigt gefunden habe.

Im allgemeinen gilt heute als rhythmische einheit der fufs. er ist aber ebensowenig die grundlage der rhythmik, wie in der

phonetik der einzelne laut, vielmehr ist die grundlage aller rhythmik die zusammenfassung mehrerer füfse zum mindesten zweier unter eine höhere einheit, dh. die dipodie. würkliche monopodien, wie sie Sievers angenommen hat, gibt es m. e. gar nicht. einfache pendelschläge, die wir immer, wenn sie physisch auch ganz gleich hervorgebracht werden, in einen stärker und schwächer betonten zerlegen, sind nicht rhythmisch gegliedert, erst sobald wir zwei dieser tacte unter eine höhere einheit zusammenfassen, erhalten wir rhythmus. für die auffassung eines 4 hebigen verses gibt es nur 2 möglichkeiten:

1) Die 4 hebungen zerlegen sich in je 2 dipodien, uzw.

a) fallende: dann erhalten wir das schema –́ × –̀ × –́ × –̀ × oder in andrer bezeichnungsweise –̈ × –̇ × –̈ × –̇ × . 1 2 3 4.

b) steigende: –̀ × –́ × –̀ × –́ × . 1 2 3 4

c) steigend-fallend: –̀ × –́ × –́ × –̀ × . 1 2 3 4. in diesem falle muss sich aber nach den gesetzen des rhythmus die zweite dipodie der ersten unterordnen, und wir sind dann nicht mehr berechtigt, von dipodien zu sprechen, sondern wir müssen solche verse t e t r a p o d i s c h nennen.

2) Tetrapodien, dh. verse von 4 hebungen mit éiner haupthebung. der natur der sache nach muss dann die haupthebung auf der 2 oder 3 hebung ruhen, um den ganzen vers zusammenzuhalten, wobei die einzelnen untergeordneten hebungen immer noch unter einander abgestuft sein können.

Ich will nun zu zeigen versuchen, wie die setzung der O.schen accente ziemlich genau mit diesen principien und mit der stellung der stäbe im av. übereinstimmt.

A) Ich beginne mit dem schema 1 . 3 (vgl. Germ. 36, 171) –́ × –̀ × –́ (×) –̀. a) Heliand: *aldan àt them alahe* 464, *waldand mid is werodu* 2241, *sôkean àn is seldon* 643, *fandon thìnes frôhan* 1094. b) Otfrid. *so wárun se unz an élti* I 4, 10[a], *hintarquam tho hárto* I 4, 23[a] usw. überaus zahlreich.

Die ausfüllung des ersten fufses durch eine silbe, bei Otfrid überaus häufig, ist schon im av. gegeben. vgl. *godspèll that guoda* Hel. 25, *mancùnnie mildie* 2492, vgl. Germ. aao. 172. *joh ménnisgon álle* O. I 79[a] (V) *árunti gáhaz* I 5, 42[a] usw., vgl. Wilmanns aao. 16 f.

Bei Otfrid fehlt auch die senkung des zweiten fufses zb. *fíngar* [*fingar* P] *thínan* I 2, 3[a], *wízzod sínan* [*sinan* P] I 4, 7[a];

vgl. Wilmanns s. 102 § 79. dadurch wird es wider wahrscheinlicher, dass auch im av. solche verse vorhanden waren, bezw. dass verse wie *craft fan Criste* Hel. 12[a], *tuhin thurh treuwa* Hel. 131[a] 4 hebig gewesen sind, obgleich es sich, wie ich auseinandergesetzt habe, in vielen fällen nicht sicher ermitteln lässt, wann solche verse vier- und wann sie dreihebig zu lesen sind.

Bei Otfrid bekommen in der überwiegenden mehrzahl der fälle die erste und dritte hebung den accent. doch gibt es ausnahmen, und hierin scheinen allitterations- und reimvers auseinanderzugehn. im av. galt ursprünglich eine regel, die im ags. noch treu bewahrt ist, die im Heliand jedoch anfängt durchbrochen zu werden: wenn nur éin wort in versen dieser form allitteriert, muss die allitteration auf der dritten hebung stehn. es sind dies die von Sievers sogenannten A[3]-verse, deren vierhebigkeit ich sicher nachgewiesen zu haben glaube, vgl. Untersuch. s. 98 ff, Germ. 36, 175 f.

Im Heliand können schon 4 hebige verse mit alleiniger allitteration auf der ersten hebung auftreten. Otfrid scheint auf dieser bahn weitergegangen zu sein, da ein schema mit dem accent nur auf der dritten hebung, entsprechend den A[3]-versen des av., nicht gebräuchlich zu sein scheint, vgl. Sievers Beitr. 13, 152, hingegen besonders im zweiten halbvers der accent auf der dritten hebung öfter absichtlich zu fehlen scheint. mir ist es fraglich, ob sich Otfrid hierin auf sein rhythmisches gefühl stützte, oder ob er nicht vielmehr zu seinem vorgehen durch die rein äufserliche tatsache veranlasst wurde, dass der av. im zweiten halbverse immer nur einen stab aufwies, selbst da, wo sicher 4 hebige verse vorlagen.

B) Schema 1 2 3, 4 ∸ × ⊥ × ∸ × ⊥; Wilmanns s. 24 ff. § 15 ff, Sievers a. a. o. 152 f. im av. ist dieses schema mit sicherheit nicht gerade häufig zu belegen: aus gründen, die ich verschiedentlich auseinandergesetzt habe. der normale vers zeigt die allitteration auf der zweiten hebung, *thô wùrđun sân àfter thiu* Hel. 4545; *thô gèngun im sân àfter thiu* 4970. der zweite reim steht auf der vierten hebung: *èndi ôk waldàndes werk* 3587; *quad thàt im neriandàs ginist* 520, oder auch auf der ersten: *afhôbun thô hèlàgna sang* 414.

Dieses schema gewinnt bei Otfrid bedeutend an umfang, aber auch das ist sehr leicht erklärlich, vgl. Germ. aao. 167. not-

wendig ist der accent auf der zweiten hebung, er fehlt in dem von Sievers behandelten material gewis zufällig nur einmal übereinstimmend in V P I 1, 65[b] auf *io*. dagegen lässt der dichter den accent auf der vierten hebung häufiger aus, vgl. die angaben von Sievers aao.

Also auch in diesem falle finden wir wider vollständige übereinstimmung der beiden verse, wenn man die tatsachen recht betrachtet. Otfrid folgte auch hier nicht sklavisch dem beispiele der allitterationspoesie, sondern modelt die verhältnisse nach seinem dafürhalten um. zwei accente auf zweiter und vierter hebung setzt er, gewis veranlasst durch die verse der ersten art. die vermehrung dieser art ist durch die andersartige senkungsbildung verursacht, die wir bei Otfrid finden.

C) Schema 1234. mit synkope der senkung nach dem zweiten fufse. Sievers typus C: ⏊×⏋(×)⏋(×)⏊ (Beitr. 13, 153 f) und typus (A°) ⏊×⏋×⏋(×)⏊. von diesen typen hat nach Sievers nur der erste sein vorbild im av., während er bei dem zweiten schwankt, ob er aus A oder C abgeleitet ist. jetzt setzt er ihn indessen gleichfalls für den Heliand an.

Am häufigsten sind auch hier die verse mit synkope nach der zweiten hebung, zb. *wárd thiu quán ócan* 193 usw., vgl. Germ. 36, 164, und ohne synkope der senkung *úp te them hóhon himile* Hel. 656, *án éna starca strátun* 2399; *án én gebirgi uppan* 2895, *that he sia só hélaglico* 333, vgl. aao. 165, also bald mit einfacher, bald mit doppelallitteration, oder nach O.s manier bald mit einem, bald mit zwei accenten, und zwar ist auch hier, genau wie bei Otfrid, der doppelte stab bei den nicht synkopierten versen entschieden häufiger, als bei den synkopierten, aber auch bei diesen begegnet die doppelsetzung der accente, zb. *ist sédal sínaz* I 5, 47[a], *in uns iúgund mánaga* I 5, 53[b], *thaz siu zi húge hábeta* I 7, 1[b]. ja, auch die accentuierung der ersten und zweiten hebung kommt vor, *tház si uns béran scolti* I 3, 38[a]; *thie er úns ist líhenti* I 10, 18[b] — entsprechend allitterationsversen: *than wópiat thar wanscefti* Hel. 1352; *giwardód só warlíco* Hel. 300 usw., vgl. verf. aao. 166.

D) Eine andre rhythmische form, die bei Otfrid erscheint und die wir 1.2 nennen können, leitet Sievers aus seinem typus D ab: ⏋(×)⏋⏊×. auch in diesem falle kann nicht der einfache, 3 hebige typus, sondern nur der erweiterte 4 hebige herangezogen

werden, dessen vierhebigkeit sich von selbst ergibt, sobald wir nur auf den klingenden ausgang zwei hebungen legen. ich habe ferner darauf aufmerksam gemacht, dass wir auch in diesem falle die zweite hebung als die haupthebung zu betrachten haben, und dass die allitteration auf der ersten, die häufig, aber nicht immer auftritt, nur als ein nebensächliches moment aufgefasst werden kann. durch Otfrids setzung der accente wird dies auf das beste bestätigt. denn O. versieht meistens nur die zweite hebung mit einem accent. alle andern erklärungsversuche, wie die von Sievers, Kauffmann, Heusler, können mich nicht befriedigen. nehmen wir die abneigung Otfrids, zwei nachbarhebungen zu accentuieren, dazu, so unterliegt sein vorgehn keinen schwierigkeiten und keiner unverständlichkeit mehr. betrachten wir die von Sievers angeführten beispiele *thie hohun áltfatera* I 3, 25ᵃ, *kristes lób sungi* I 1, 116ᵇ, so ist zunächst klar, dass *alt* und nicht *fatera* den accent bekommen muss, und ebenso *lob* gegenüber *sungi*, und aus Otfrids princip folgt, dass der accent auf *hohun* und *kristes* fortbleibt. doch finden sich immerhin einige fälle, in denen auch die erste hebung accentuiert ist, zb. *thera sprácha mórnenti* I 4, 83ᵃ, *thiu súht was wáhsenti* I 9, 40ᵃ, *thie ótmúatige* I 7, 16ᵇ.

E) Schliefslich erscheint bei Otfrid noch eine form 1.4, die im av. keinen boden hatte und die wir als eine neuerung Otfrids anzusehen haben, zb. *lás ih iu in alawár* I 1, 87. diese form aus dem typus E abzuleiten, geht m. e. nicht an, sie wird vielmehr durch die neue technik des reimes hervorgerufen sein; im übrigen ist die zahl solcher fälle noch gering, denn es finden sich nur 7 unter der grofsen zahl der von Sievers behandelten. dies ist also die einzige art der versbildung — und daher ist sie immer beachtenswert —, die im av. noch nicht vorgebildet war; wir haben hier würklich eine neuerung Otfrids vor uns.

Sievers führt noch einen typus A^{x} an: ´× ̀ × ´× ̀, zb. *was imo iz harto úngimah* I 8, 2; *gihúgit thaz er hér iz liaz* I 10, 12, vgl. Beitr. 13, 156 f. doch ist auch diese art im altsächsischen av. deutlich vorhanden: man vergleiche damit verse wie *man an iro módsebon* Hel. 1359; *mildi óbar middilgard* Hel. 629; *gumon úmbi thana godes sunu* Hel. 1282, vgl. Germ. 36, 177.

Doch der av. bestand ja nicht nur aus 4hebigen versen, sondern zum gröfseren teil aus solchen von 3 hebungen. diese versart hat sich, wie ich nachher auszuführen gedenke, recht lange

erhalten; natürlich lagen die 3 hebigen verse auch Otfrid im ohre. am anfang wandelte er sie nur mühsam und rein mechanisch zu 4 hebigen um. daher hat denn Sievers ganz recht: Otfrid bildet am anfange schlechte reimverse, aber gute typenverse, dh. 3 hebige, zb. in I 5: *thò quam bóto fona góte* 3; *flóug er súnnun pád* 5; *zi édiles frouùn* 7; *so màn zi frouun scál* 13[b]; *fon thir sáligùn* 19 usw. vor allem machte der typus B schwierigkeiten, weil hier die vorbilder des av. am schwächsten waren. dass sich Otfrid in seiner fortschreitenden dichterischen tätigkeit entwickelte, dass er neue formen, gewanter und gefälliger, ausprägte, ist nur natürlich und von meiner auffassung aus auf das beste erklärlich.

Fassen wir noch einmal die resultate zusammen, so ergibt sich folgendes: 1) Otfrid übernahm von der allitterationspoesie den metrischen bau der verse, vor allem das princip, eine hebung über einen ganzen fufs auszudehnen und nur stumpfen ausgang zu gebrauchen; die freie setzung des auftactes ist ebenfalls im altsächsischen av. schon vorhanden. dagegen führte er die einsilbigkeit der senkung im anschluss an den hymnenvers durch; 2) ebenso ist der rhythmische bau seiner verse derselbe, wie in den 4 hebigen allitterationsversen; 3) zur setzung der accente ist er gleichfalls durch das beispiel des av. veranlasst, ohne dass wir an eine sklavische nachbildung zu glauben haben, da sich die stellung der accente aus allgemeinen gesetzen der rhythmik erklärt.

II. DIE KURZVERSE DER ÜBERGANGSZEIT.

Ich wende mich nunmehr zu meiner zweiten gattung von versen, jener, die neuerdings AHeusler in seinem buche Zur geschichte der altdeutschen verskunst, vor allem s. 58 ff, ausführlich behandelt hat. Heusler sagt dort sehr treffend: 'die denkmäler unsers zeitraums enthalten verse in grofser zahl, die der aufnahme von vier hebungen kaum gewachsen sind. sehr häufig muss jede silbe des verses einen ictus tragen, sodass eine metrische gewichtsabstufung überhaupt nicht mehr vorhanden ist. sehr oft müssen einsilbige artikelformen, schwachtonige pronomina und partikeln den ganzen tact füllen. dass dadurch fast unleidliche verse entstehn, wird von allen, die sich darüber geäufsert haben, stark empfunden. aber noch mehr. es kommen verse vor, bei welchen die anbringung von vier icten schlechterdings unmöglich

ist. gewis hat man recht getan, wenn man sich hier nicht in emendationen ergieng. der verdacht verderbter überlieferung wäre an manchen stellen unberechtigt.

'Dass man hier überall a priori die vier hebungen forderte und sich infolge davon jenen hölzernen versmessungen, wenn auch ungern, unterwarf, die kürzesten verse aber als 'zu kurz', als 'nachlässigkeiten des dichters' registrierte — dies war dadurch verschuldet, dass man den mafsstab der Otfridschen technik anlegte an verse, die nach anderm mafse gemessen sein wollen. Otfrids vers galt der älteren metrik zu sehr als dér deutsche vers schlechtbin. nach rückwärts, nach der seite des stabreimverses ist man von diesem irrtum längst abgekommen. nach vorwärts aber, in der beurteilung des mhd. nationalverses blieb man durch das vorbild des Otfridschen metrums gebunden'.

Heusler schlägt nun vor zu lesen Wiener Gen. (Fdgr. II) 13, 8 *daz ér darínne néme*) (*ál des in gezéme* usw. er will aber am schluss noch eine pause annehmen, um die 4 hebungen auszufüllen, er hält demnach diese verse für brachykatalektische viertacter. das ist nun allerdings möglich, aber ein beweis gegen die annahme, dass 3 tactige und 4 tactige reihen nicht gemischt vorkommen können, ist noch nirgends erbracht. ich ziehe vor, mich zunächst an die tatsachen zu halten. wir haben in diesen versen dreitactige reihen, stumpf, vor uns, und es ist die frage: können wir dieselben irgendwo anknüpfen, können wir erkennen, von wo sie ihren ursprung genommen haben? m. e. gleichen diese verse, abgesehen von gewissen veränderungen, die die entwicklung der sprache und die einführung des reimes mit sich gebracht haben, den 3hebigen stumpfen versen des av. bei Otfrid fanden sie keine aufnahme, hier aber treten sie zum ersten male wider an das tageslicht. wenden wir auf diese verse rhythmische principien an, dh. teilen wir sie darnach ein, an welcher stelle das höchstbetonte wort steht, A, B, C, und das können wir ja nach den betonungsgesetzen, die Rieger aus dem av. abgeleitet hat, mit völliger sicherheit, so erhalten wir verse, die genau solchen des av. entsprechen. WGen. 13, 39 *daz er stinchen muge* würde nach Sievers sein × × ⏊́ | × ⏑́ ×, also typus B, zweisilbige eingangssenkung, auflösung der letzten hebung; ebenso 14, 10 *beidu máz joch tránch*; oder Gen. 14, 31 *gélesùht noch fích* = typus E; 21, 16 *éttelichen mán*, E dh. ⏊́ × ⏊̀ × ⏊́. auch Paul sieht Grdr. II 922 f.

in diesen versen typenverse, aber nach der Sieversschen auffassung der typen mit nur 2 hebungen, 'sodass als durchgehendes princip nur zweihebigkeit wie für die allitterierende kurzzeile anerkannt werden kann'. in diesem falle sieht man besonders deutlich das unzureichende der typen. denn es steht doch unbedingt fest, dass die mehrzahl der verse 4hebig gebaut sind. ohne diese annahme ist die technik dieser zeit nicht zu erklären. warum will man bei diesen kürzeren versen gleich zur zweihebigkeit übergehn, da doch bei ihnen noch etwas mehr als 2 hebungen vorhanden ist? nur eine nebenhebung, wird man sagen. aber unterscheiden wir nicht auch bei Otfrid haupt- und nebenhebungen, ohne dass es darum jemandem einfällt, nur von zwei hebungen zu reden? anderseits finden sich auch zahlreiche fälle einer andern technik mit nicht genauer regelung der quantitäten. hier hat die technik der 4hebigen verse eingewürkt, die ja auch schon im Heliand anders gebaut werden als die 3hebigen.

Auf diesen punct, den mir Heusler völlig erledigt zu haben scheint, will ich jetzt nicht weiter eingehn, sondern mich zu den offenbar 2hebigen versen mit klingendem ausgang wenden, bei denen Heusler in eigentümliche inconsequenzen und schwierigkeiten gerät. Heusler sagt s. 64: 'diese verse mit nur drei gesprochenen hebungen, wie ich sie glaube annehmen zu müssen, sind sämtlich stumpf im sinne des altgermanischen verses, dh. die letzte hebung ruht auf einer sprachlich starktonigen silbe. sollten wir dreihebige verse in weiterm umfange ansetzen? sollte zb. eine messung *jóch zwei oúgèn* zulässig sein?' Heusler verneint diese frage, er entscheidet sich vielmehr dafür, dass derartige verse mit 4 hebungen zu lesen sind, weil sie vollständig aus dem rahmen des vierhebungsverses heraustreten würden. er gesteht zu, dass er sich eigentlich einer inconsequenz schuldig macht, einer inconsequenz, die ihn schliefslich zur dehnung einer silbe über zwei füfse, bezw. zur annahme von pausen in der mitte des verses führt und eine auffassung der Kürenberger- und Nibelungenverse zur geltung zu bringen sucht, in der ich ihm durchaus nicht folgen kann. aus der Wiener Genesis führt Heusler die verse an: 22, 21 *wesen ne músen*; 26, 26 *Seth genanten*; 28, 24 *utur erleskent*; 29, 30 *vernemen ne mahte*; 30, 28 *noch ne dorften sament zewerfen*; 36, 16 *bern ne wolta*; 51, 34 *dienotest*; 55, 13 und 57, 43 *si sprachen*; 70, 5 *nu tlet*. im ganzen sind das 11 fälle gegen 45 mit stum-

pfem ausgang, die wir nach den bisher geltenden regeln nicht anders als 3hebig lesen können. von dem auswege, den Heusler s. 79 einschlägt, sehe ich vorläufig ab. als unmöglich lässt sich an dieser stelle die annahme von überdehnungen bezw. pausen natürlich nicht erweisen. berücksichtigen wir weiter nicht, dass diese verse aus dem rahmen des vierhebungsverses herausfallen, so ergibt sich sofort, dass sie dem Sieversschen typus A im av. genau entsprechen. ich brauche ja nur verse anzuführen wie aus dem Heliand *manega wdron* 1[a], *forht ni wâri* 115[b], *metod gimarcod* 128[a], *lîk gidrusinot* 154[b], *erl afôdit* 198[b], um jedem klar zu zeigen, dass die parallele vollständig ist.

Derartige verse sind nun aber in den angeführten gedichten nicht vereinzelt, sondern ziemlich zahlreich, da ja Heusler nur diejenigen verse zählt, die unbedingt 3hebig gelesen werden müssen, oder besser nur 3 hebungsfähige silben haben. aber wenn man erst einmal das princip anerkannt hat, wird man hier, genau wie bei den stumpfen versen entschieden weiter gehn. ich lese also in der WGenesis *den séhsten fúrstèn* 11, 7; *er nánt in lîht-vás* 11, 13; *hie in hímilè* 11, 21; *ûf dem hímilè* 11, 26; *diu wázzer gnóte* 12, 19; *nach úns gebíetè* 13, 6; *si so píttèr* 13, 19; *ein pílede máchèt* 13, 26; *daz bílede máchèn* 13, 32; *den gébel ze scírmè* 13, 35; *sin wib máhilèn* 14, 14; *swélchen pfáffèn* 14, 16 usw.

Natürlich ist eine absolut sichere gewähr, ob die verse so, nicht in einigen fällen doch 4hebig aufzufassen sind, nicht vorhanden. das tut aber dem princip keinen abbruch. im allgemeinen glaube ich, gerade im gegensatz zu Heusler, dass das gesetz, das als eines der wichtigsten in der mhd. verslehre gilt: ein einsilbig gebildeter tact muss stärkeren accent tragen als der nächstfolgende gute tactteil, auch von der früheren dichtung anerkannt wird. denn dieses gesetz scheint mir wichtiger zu sein, als die durch nichts zu begründende annahme der neueren, dass 3- und 4tactige reihen nicht vereinigt werden dürften.

III. DIE KÜRENBERGERSTROPHE.

Genau dieselben beiden versarten, 3hebig stumpf und 2hebig klingend, treffen wir weiter im strophenbau der ältesten minnelieder, die unter dem namen des Kürenbergers überliefert sind. die strophenform der mehrzahl dieser gedichte hat man mit der

Nibelungenstrophe verglichen. sicher zeigt sie eine grofse ähnlichkeit mit ihr. aber ohne eine anzahl von conjecturen kommt man nicht aus. Heusler behandelt diese stücke in seinem 5 capitel. er wirft die frage auf: 'ist es denkbar, dass die entsprechenden glieder verschiedener strophen nicht durchweg gleiche hebungszahl hatten? dass also die form dieser strophe nicht bis ins einzelne genau fixiert war?' s. 95. er bejaht die erste frage: die strophe besteht aus 4 langversen von je 4 hebungen, die aber nicht sämtlich verwürklicht sind; die stellen, an denen die pause in der reihe eintreten kann, sind nicht genau fixiert gewesen. ohne auf Heuslers ausführungen im allgemeinen einzugehn, ohne seine auffassung der dipodien anzugreifen, die ich nicht teilen kann, wende ich mich vielmehr direct zu den zweiten halbversen, und stelle das tatsächliche material aus MFr. hierher.

Wir finden zunächst an dieser stelle 3hebig stumpfe verse: wie 7, 24. 8, 14; ferner *vil dicke wé getán* 8, 26; *des ich nicht móhte hán* 8, 28; *dáz ist schédelìch* 8, 30; *mére dánne ein jár* 8, 34; ferner 8, 36; 9, 2. 18. 22. 24. 26. 32. 34; 10, 2. 4. 6. 10. 12. 14. 18. 20. 22; also 23 tadellose fälle, die auch Heusler nicht anficht. es bleiben als ausnahmen: *als der róse an dem dorne tuot* 8, 22, wo in MFr. das *dem* gestrichen ist. ob mit recht, wage ich zu bezweifeln. jedesfalls wird aber der vers, auch wenn wir die hsl. la. beibehalten, nicht 4hebig, sondern man hat ihn mit 2silbigem auftact und mit 2silbiger senkung zu lesen.

Diesem schema gegenüber treten nun als entsprechungen verse auf, die 2hebig klingend gebildet sind; *vil liep wünne* 7, 20; *gewan ich künde* 7, 22; *an einer zinne* 8, 2; *vil wol singen* 8, 4; *vor dînem bette* 8, 10; *niwet wecken* 8, 12; *in mînem hemede* 8, 18; *ritter edele* 8, 20; *schóne vliegen* 9, 6; *sîdîne riemen* 9, 8; *alrôt guldîn* 9, 10; *daz ich geweine* 9, 14; *müezen uns scheiden* 9, 16.

Heusler sagt zu diesen versen (s. 99): 'haben wir es mit dipodien zu tun, so sind die klingend ausgehnden zweiten halbverse natürlich vierhebig zu lesen: *vil liep wünnè*, *gewán ich kündè* usf. die messung *gewán ich kündè* udgl. wäre mit dem 4/4 tact unverträglich. und er begründet dies mit folgendem satze: 'dass die leichten tactfüllungen, wie sie bei dieser scansion entstehn, dem dichter nicht fremd sind, verbürgen uns die verse *der túnkèl stérnè*, *der birgèt sich*, *wíp vil schœ́nè*, bei welchen die messung nicht zweifelhaft sein kann'. abgesehen davon, dass mir die mes-

sung doch zweifelhaft zu sein scheint, dass auch die lesung *dèr tínkel, dér birget,* zu erwägen ist, abgesehen davon ist diese frage nicht durch einen hinweis zu erledigen, dass derartige gebilde würklich vorkommen, sondern diese verse müssen zuerst und vor allen dingen im zusammenhang mit den übrigen versen des systems betrachtet werden. und da zeigt sich, dass daneben in der mehrzahl ganz deutlich 4 hebige verse stehn, teils mit, teils ohne synkope nach dem ersten fuſse, und dass diese wenigen verse sich als extreme, die infolgedessen auch verdächtig sind, ausweisen. man vergleiche nur *léit màchet sórgè* 7, 19; *dàz mir dén benómen hàn* 7, 23; *des móhte mir mín hérzè* 7, 25; und demnach ist auch zu lesen *eines hübschen rìttèrs* 7, 21 usw.

Im zweiten halbvers fehlt es dagegen gänzlich an einem verse, der sicher 4 hebig wäre, und den man mit denen des ersten halbverses auf eine linie stellen könnte. denn *sidîne riemen, alrôt guldîn* sind nicht beweiskräftig. der einzige, den die ältere auffassung hierher setzen könnte, wäre *müezen uns scheiden*, und hier wird wol die zweisilbige senkung, die ich annehme, auch Heusler nicht unerträglich sein. bei solcher durchgreifenden verschiedenheit müssen eben ursachen gewürkt haben, und so lange diese nicht nachgewiesen sind, halte ich an der althergebrachten ansicht fest.

Ich glaube also, man kann mit sicherheit behaupten, dass diese 2 hebig klingenden verse die entsprechungen der 3 hebig stumpfen sind, dass sie selbst 3 hebig mit einer hebung auf der letzten silbe zu lesen sind. damit fällt natürlich auch die annahme von dipodien, denn die messung *gewán ich kündè* ist nach Heuslers eigenem zugeständnis mit dem $^{4}/_{4}$ tact unverträglich. dass ich mit dieser annahme nicht etwas wolbegründetes verwerfe, sondern nur eine künstliche hypothese mehr zurückweise, darauf sei noch in kürze hingewiesen.

Dem dipodischen bau widerspricht sicher *daz màchent lúgenærè* 9, 17; *àller wîbe wünnè* 10, 9; vgl. *allaro cuningo craftigostan* Hel. 1599ᵃ — *al* überlässt dem folgenden substantiv die allitteration; *als tuo du, frouwe schœne* 10, 3 — *frouwe* müste allitterieren; *eines hübschen ritters* 7, 21 schlieſst sich diesen versen correct an, die den Otfridschen typus A^{c} darstellen, vgl. Sievers Beitr. 13, 157 *er mùoz mir dîu lánt rûmèn* 8, 7, typus C. demgegenüber vermag ich nicht auf die wortstellung in 9, 12 *die geliebe wellen gerne sîn*

selch bedeutendes gewicht zu legen, da doch die hsl. überlieferung in der einen hs. C keineswegs über allen zweifel erhaben ist.

Diese beiden versarten, 3hebig stumpf und 2hebig klingend, gehn zunächst auf die verse in den oben erwähnten gedichten zurück, dann aber auf den av., im besonderen auf die einfachen typen desselben. verse wie *viel liep wünne*, *gewan ich künde*, *ritter edele*, *in mînem hemede* sind deutlich A- resp. C¹-verse, wie *œnon muotin* Hild. 2.

Aber auch der typus B ××´×´ kommt vor: *vil dicke wé getân* 8, 26; *daz ich ir hólt sí* 9, 34; *dèr birget sich* 10, 2; *só du séhest mich* 10, 4; *an einen ándern man* 10, 6, natürlich schon etwas modificiert; die setzung der quantitäten ist nicht mehr genau, wie denn ein vers *só du sehest mich* 10, 4 im av. unmöglich wär. man müste an stelle des ◡× im vorletzten fufs eine länge erwarten. ferner erscheint typus D und E, die ja nur durch den wechsel des hauptstabes, der bald an zweiter stelle ´|´×` steht (D), bald an letzter ´`×|´ (E), unterschieden sind. zu E rechne ich *gót den dînen lîp* 8, 14, hier also schon erweitert, was indessen bereits im Heliand vorkommt. *als der róse an dem dórne tüot* 8, 22; *mín rós, mín îsengewánt* sind D-verse. ich denke, ich brauche die vergleichung nicht durchzuführen, und kann die schlussfolgerung ziehen. diese behandelten verse haben an und für sich mit den typen nichts zu schaffen, sie nach typen zu lesen, wäre zunächst absurd, da wir ja wissen, dass die verse 3hebig sind. aber mit der dreihebigkeit, mit der metrischen messung haben die typen gar nichts zu tun. sie sind vielmehr beobachtungen, die sich auf den rhythmischen bau der verse, auf die abstufung der einzelnen hebungen beziehen, wie ich das Germ. 36, 145 ausgeführt habe. die typen können neben der tactmessung sehr wol bestehn, ja müssen daneben bestehn bleiben. dass es aber mit den typen allein nicht getan ist, dafür geben uns gerade die Kürenbergerverse das beste beispiel. Heusler hatte die klingenden verse des ersten und zweiten halbverses identificiert, dh. beide 4hebig gemessen. mit unrecht, wie ich glaube. wollen wir sie aber nach typen messen, so finden wir absolut keinen unterschied. verse wie: *er huop sich ûf vil hôhe* 9, 3; *er fuorte an sînem fuoze* 9, 7; *nu brinc mir her vil balde* 9, 29 würde Sievers genau so zu typus A rechnen, wie *schóne fliegen* 9, 6; *ritter édele* 8, 20, und

trotzdem sind wir sicher, dass in unserm falle ein unterschied vorhanden ist, und so war es auch im av.; die verse mit einfacher allitteration sind dort 3 hebig, die 4 hebigen müssen doppelallitteration haben, oder A²-verse sein.

Nach meiner auffassung des av. und dieser späteren verskunst ergibt sich uns nun ganz von selbst die brücke, die von einem zum andern hinüberführt. es ist ja ganz undenkbar, dass der av. in Deutschland sofort nach Otfrids auftreten sollte zum tode verurteilt gewesen sein. wenn uns aus späterer zeit nichts überliefert ist, so ist das ganz natürlich, da ja die niederschrift der litteratur in den händen der geistlichkeit lag, und sie, die die heidnische poesie mit Otfrid verdammten, werden sich gehütet haben, uns davon etwas mitzuteilen. sind doch die reste der ahd. allitterationsdichtung überhaupt nur durch zufall überliefert. der altgermanische nationalvers muste also fortleben und lebte fort, freilich nicht in der strengen ausübung, nach den festen gesetzen der alten zeit, und der reim mag als neues kunstprincip die allitteration auch bei den volkssängern verdrängt haben. aber nicht so leicht war die alte, freiere art verse zu bauen vernichtet, sie erhielt sich und erblickt in den oben behandelten gedichten wider das licht der geschichte, um von regellosigkeit im anfang zu strengerer regelung durchgeführt zu werden, indem 3- und 4 hebige gebilde nicht mehr gleichmäfsig in beiden halbversen stehn, sondern diese auf den ersten, jene auf den zweiten halbvers verwiesen werden. dies ist schon in den Kürenbergerliedern erreicht. ein weiteres ziel besteht darin, auch gewisse typen aus den einzelnen vershälften zu entfernen, so dass im 2 halbvers die stumpfen verse (typus B, D, E) im ersten die klingenden (typus A, C) immer mehr vorherschen.

Doch selbst im Nibelungenliede begegnet der vers 2 hebig klingend noch im zweiten halbvers. Heusler hat auch hier seine eigentümliche anschauung durchzuführen versucht: verse wie *ir muoter Uoten*: *baz der guoten* str. 14, will er 4 hebig lesen, indem er in der mehrzahl der fälle aus dem auseinandergehn der hss. auf eine vollere 4 hebige la. schliefst; so will er in diesem falle lesen: *sîne kündès bescheidèn bâz niht der gúotèn.* 'der dichter mafs diese klingenden halbzeilen vierhebig; die bearbeiter mafsen sie dreihebig', das ist die quintessenz seiner anschauung.

Diese ganze voraussetzung kann ich nach allem vorher be-

merkten als so wenig berechtigt anerkennen, die durchführung scheint mir so wenig glücklich zu sein, dass ich auf eine kritik der auffassung des handschriftenverhältnisses hier verzichte. über den rhythmischen charakter hat neuerdings RHildebrand Zs. f. d. d. unterricht 6, 104 gehandelt, und ich befinde mich zu meiner freude in der hauptsache mit ihm im einvernehmen. Hildebrand belegt die fragliche erscheinung mit neueren beispielen, vgl. s. 109. wenn Heusler freilich sagt s. 113: 'die endsilbe *-ken* auf dem guten tactteil ist ein so auffallender misklang in dem sonst rein $^4/_4$ tactigen liedchen, dass ich an der richtigkeit der transscription zweifel hege', so kann mit solchen zweifeln ja alles negiert werden, aber der zweifel beruht nur auf einer theorie, die durchaus nicht bewiesen ist. ich halte also an der althergebrachten ansicht fest, die nun um so sicherer begründet ist, da sie an der allitterationspoesie ihre deutliche anknüpfung findet, wie denn auch Hildebrand s. 107[2] auf die identität von *ir muoter Uoten* und *sîn vuoz birenkit* im Merseburger zauberspruch hinweist.

Die vorgetragenen anschauungen haben in mancher beziehung nicht mehr den reiz der neuheit. vieles beabsichtigte ich weiter auszuführen, was Heusler und Hildebrand nun vorweggenommen haben. trotzdem glaube ich, dass sich die tatsachen im geschichtlichen zusammenhang doch noch anders ausnehmen, als in einzelnen bemerkungen, und dass diese ansichten mein eigentum seit längerer zeit sind, kann man aus meinen früheren arbeiten ersehen, wo alles bereits angedeutet ist.

IV. DIE VIERHEBIGEN ZWEITEN HALBVERSE.

Nach meiner auffassung des av. begegnen in der zweiten halbzeile auch 4 hebige verse, das characteristische derselben aber ist, dass die haupthebung auf dem zweiten (oder dritten) fufse liegt, vgl. Germ. 36, 356.

Der erste fall kommt vor allem in betracht. das schema des verses kann verschieden sein, je nachdem wir die accentstellung 2.4 oder 2.3 haben. jene finden wir in fällen wie *èndi ók waldàndes werk* Hel. 3, 587; *quád that im neriandas ginist* 520, und diesen entsprechen genau die Otfridschen verse der form 2.4 *er was thiononti thar* I 15, 2. vgl. Wilmanns Der altdeutsche reimvers s. 24. in diesem typus ist sehr

häufig die senkung nach dem zweiten fufse, dh. nach der haupthebung synkopiert. das begegnet uns schon im av. und ist scharf bei Otfrid ausgeprägt. dieses sind dann die verse, die man als cretici bezeichnet (das schema ist ⏊ × ⏊́ ⏊ × ⏊́) und die Bartsch im NL. nachgewiesen und kritisch verwertet hat. aber diese verse treffen wir auch schon in den Kürenbergerliedern, was bereits Becker in seinem Altheimischen minnesang bemerkt hat. Heusler weist diese ansicht ab, weil die vierhebigkeit der schlusszeilen nicht durchgeführt ist, und weil sie 4hebig aufgefasst keine dipodien bilden. er list also *álder ich geniete mich sîn*, *iemer dárbènde sîn*, 3hebig usw. vgl. s. 100. bei dieser auffassung gerät er mit mehreren metrischen tatsachen in widerspruch. zunächst ist *álder ich geniete mich sîn* nicht gut, weil die 2silbige senkung im vorletzten fufs ungebräuchlich ist, wenn anders die ausführungen von Wilmanns aao. zu recht bestehn. dann sind eine reihe von versen falsch betont. ich kann freilich überhaupt nicht erkennen, nach welchen principien Heusler haupt- und nebenhebung verteilt. für mich gibt es nur ein kriterium in der älteren zeit, und das ist die satzbetonung, wie sie von Rieger aus dem av. erschlossen ist. darnach ist aber zu betonen *vil mánegen trúrigen múot*, *so stèt wol hóhè mîn múot*, denn nur *trûrigen* und *hôhe* könnten allitterieren. und drittens muss Heusler 3silbigen auftact annehmen: *ez ist den liutèn gelîch*. klingen Heusler die verse nach seiner lesung schön, so klingen sie mir schlecht und falsch.

Ich halte also daran fest, dass wir hier würklich 4hebige verse vor uns haben, und in der mehrzahl der fälle gehören sie rhythmisch dem schema 2. 4 an und sind metrisch cretici. so lese ich also *nie vró' wèrden sît* 7, 26. der vers ist allerdings nicht besonders schön, wegen der fehlenden senkung im ersten fufs, aber auf *nie* liegt immerhin ein gewisser nachdruck; ein grund zur änderung ist nicht vorhanden. *alder ich genietè mich sîn* 8, 8; *vil mánegen trúrigen múot* 8, 24; *ez ist den liutèn gelîch* 8, 32; *und flóug in ánderiu lánt* 9, 4; *vil wòl des wǽr ich geméit* 9, 20; *dès engán ich dir niet* 9, 28; *iemer dárbènde sîn* 9, 36; *wiez ùnder uns zwéin ist getán* 10, 8; *mir wárt nie wîp álsó liep* 10, 16; *so stèt wol hóhè mîn múot* 10, 24.

Damit ist aber widerum die identität dieser technik mit der des av. in einem wichtigen puncte entschieden. und dasselbe

gilt auch vom NL. die cretici müssen auch hier an das schema 2. 4 gebunden sein, was man ohne die tatsachen zu befragen aus der theorie und aus den vorzüglichen beobachtungen von Wilmanns über den altdeutschen reimvers schliefsen kann. man vgl.: *diu was ze Santen genant* 20; *diu vil wætlîchen wîp* 23; *so rehte êrlîchen vant* 24; *beidiu liut unde lant* 26 usw. aber auch wenn die senkung nicht synkopiert ist, herscht das schema ziemlich weit zb. *zuo in rîten in daz lant* 30; *bôt man êren dâ genuoc* 38 usw. daneben treten auch andere typen auf: *die fürsten hetens in ir pflegen* 4 (1. 4); *starp vil maneger muoter kint* 19 (1. 3); *die frouwen leiten in daz golt* 31 (1. 4).

Den besprochenen versen des Kürenbergers stehn nun zwei anders gebaute gegenüber. zunächst 9, 12 *die geliebe wellen gerne sîn.* die gewöhnliche fassung dieser formel, die auch in MFr. in den text gesetzt ist, lautet *die gerne geliebe wellen sîn*, und sie entspricht auch unserm schema auf das genauste. wenn diese umstellung unberechtigt ist, so stünde der vers immerhin isoliert, aber ihn irgendwie anzutasten, dazu liegt für mich kein grund vor, er wäre höchstens als ein beweis der neuen technik aufzufassen, die im NL. weiter ausgebildet ist.

Die andere stelle ist bedenklicher. es ist die 5 strophe (8, 13ff):

des gehazze Got den dînen lîp!
jo enwas ich nicht ein eber wilde. sô sprach daz wîp.

wenn wir die cäsur nach *eber* | annehmen, so dürfte der vers notdürftig normal sein; aber das herüberziehen von *wilde* bleibt unschön und zweifelhaft, wenngleich 9, 19 *versuonde* | *vil wol* eine parallele zu bieten scheint. abgesehen davon fiele der vers in den gewöhnlichen rhythmus mit synkope nach der zweiten senkung. aber der vorhergehnde vers bleibt unlesbar, wenn man nicht eine ergänzung vornehmen will. ich lese mit Schröder Zs. 33, 100 im hinblick auf Iwein 2262: *dez gehazze iemer Got den dînen lîp.*

Ohne irgend welche einschneidende emendationen gelangt man also dazu, den zweiten halbvers der Kürenbergerstrophen als 3 hebig, und in der letzten zeile als 4 hebig aufzufassen, die zweiten halbverse sind tatsächlich identisch mit den Nibelungenversen an gleicher stelle. ihrer ganzen bauart nach entsprechen sie aber den typen, die im zweiten halbvers des av. sich finden.

Ich beabsichtige hier keine theorie der Kürenbergerstrophe

zu schreiben, will aber Heuslers wegen auch auf die ersten halbverse kurz eingehn. Heusler nimmt an, dass im ersten halbverse 3 hebige verse mit 4 hebigen wechseln, und bezieht sich zu diesem zweck auf *und ich gedenke an dich* 8, 19 und *lieb unde leit* 9, 23. der erste vers erregt mir keinen anstofs: man kann entweder lesen *únd ìch* mit elision oder *gedénkè an*, der zweite ist 3 hebig. hat man hier nun zu emendieren? oder hat man Heuslers ansicht anzunehmen, der eine nicht genaue fixierung des strophenbaues annimmt? an und für sich steh ich Heuslers gedanken nicht principiell ablehnend gegenüber. ein 3 hebiger vers dieser art findet auch unter 4 hebigen seine stelle, er ist dann brachykatalektisch aufzufassen; vgl. Westphal Theorie der neuhochdeutschen metrik 31 f. aber ob uns diese eine stelle das recht zu solcher auffassung gibt, lässt sich billig bezweifeln. man muss sie indessen im auge behalten; vielleicht findet sich in anderm zusammenhang der beweisende punct.

v. DIE ÜBERLANGEN VERSE.

Wenn es mir im vorhergehnden gelungen sein sollte, den leser von dem fortleben der metrik des av. zu überzeugen und zugleich ihm die existenz von 2 hebig klingenden versen neben 3 hebig stumpfen, wie ich sie mit Heusler annehme, wahrscheinlich zu machen, so werden vielleicht auch die folgenden ausführungen auf beachtung rechnen dürfen. es handelt sich um die verse, die für das schema von 4 hebungen nach unsern bisherigen annahmen zu lang sind, die man als 5, 6, 7, 8 hebig anzusehen sich gewöhnt hat. vgl. Heusler s. 58 und die dort in der anmerkung citierte litteratur. neuerdings hat darüber eben Heusler gehandelt und seine ansicht ist, 'dass halbverse mit mehr als 4 hebungen nicht vorkommen; die verse, denen man 5, 6 und 7 hebungen gab, sind viertactig zu lesen' s. 58. 'die scheinbare überlänge mancher zeilen ist vielmehr überfülle'. Heusler nimmt in seinen weiteren ausführungen an, dass das princip der 1 silbigen senkung hier nicht gilt, vielmehr 2 und 3 silbige senkung vorhanden ist, wie das für gewisse mitteldeutsche gedichte schon Amelung behauptet hat. in vielen fällen muss ich Heusler zustimmen, wenngleich ich im einzelnen anders lese: so zb. *awi wí manic vólcwìc er váht*, während Heusler *awí wí mánic* betont und *wìc* in die senkung setzt. doch das ist eine frage, die für den zu erörternden punct nicht von wichtigkeit

ist, und wenn sie überhaupt zu entscheiden ist, eine besondere untersuchung erfordert.

Indessen kann man Heuslers annahme nicht völlig durchführen, vgl. s. 76, und wenn überhaupt reste bleiben, so muss doch die frage aufgeworfen werden, was mit ihnen anzufangen ist. können sie auf grund einer theorie nicht erklärt werden, so darf man an der richtigkeit einer solchen hypothese zweifel hegen.

Es existieren nun tatsächlich verse von 8 hebungen, die sich durch eine caesur in 2 viertacter zerlegen lassen, von denen nur der zweite reimt: 'das vorkommen von "doppelversen" dh. von 4tactigen waisen, 4tactigen (meist stumpfen) reimzeilen kann man nicht in abrede stellen' Heusler s. 75. sicher nicht! diese doppelverse setzen sich also aus zwei 4hebigen versen zusammen, dh. aus der versart, die in derartigen gedichten am häufigsten vorkommt. wenn nun aber hier neben den 4tactern auch 3hebige verse stumpf und klingend erscheinen, warum soll es nicht auch langverse geben, die aus diesen elementen bestehn, also 6 oder 7 hebungen haben, die sich aus 3 + 3, 4 + 3 oder 3 + 4 tacten zusammensetzen? im princip steht nämlich dem erscheinen längerer reihen unter kürzeren durchaus nichts im wege, da ja der reim mit dem rhythmus zunächst nichts zu tun hat und die rhythmik durch einschieben solcher längerer reihen durchaus nicht gestört wird.

Aus solchen langversen von 6, 7, auch 8 hebungen mit wechselnder caesur besteht nach meiner auffassung der av. als nun der reim eingeführt wurde, da gab es zwei möglichkeiten der entwicklung. einmal hielt man sich an die vershälften und verband diese durch den reim, wie dies durch Otfrid geschehen ist. dadurch wurden dann die halbverse selbständige rhythmische reihen, das bestreben muste dahin gehn, die beiden abteilungen gleich zu machen, und das hat Otfrid ohne zweifel getan.

Aber man konnte auch die langzeile als rhythmische einheit beibehalten, und diese dann durch reim mit der folgenden binden. die anfänge dieser entwicklung sind uns verborgen. ans licht der überlieferung tritt diese form erst mit der Kürenbergerstrophe und dem Nibelungenliede. das eine gebiet gehörte der geistlichkeit an, das andre den nichtgeistlichen kreisen. aber wenn uns die reine form der letzten art erst ziemlich spät vor augen tritt,

so weist doch gerade das verhalten der erzählenden geistlichen litteratur auf das bestehen auch der zweiten art hin. denn diese bindet zwar im allgemeinen kurzzeile mit kurzzeile, aber sie mischt auch den dreitacter ein, der nur von der allitterationspoesie herstammen kann. wenn sie dieser also so weit entgegen kam, wie wär es wunderbar, dass sie auch langverse einmischte und, im vermischen verschiedener formen weitergehend, auch diese mit kurzversen durch den reim band?

Ein sicheres beispiel des vorkommens von epischen langzeilen neben regelmäfsigen verstacten gewährt der Arnsteiner Marienleich abgedruckt MSD nr XXXVIII, Waag Kleinere deutsche gedichte nr X. in diesem leich kommen neben sicher 4 hebigen auch längere verse vor, die man als daktylen zu lesen versucht hat. zu diesem zwecke muss man eine reihe von textänderungen vornehmen, ohne doch zu einem befriedigenden resultat kommen zu können, da die gröblichsten betonungsverletzungen zu hilfe genommen werden müssen. ich erinnere nur an lesungen wie

8 *Váne der súnnen geit dáz dageliet*, oder

10 *nóg bewóllen ward dín megedlícher líf* usw.

das unzulängliche dieser herstellungs- und lesungsweise liegt klar am tage. nach meiner ansicht haben wir in diesen längeren versen langzeilen von 6, 7, 8 hebungen mit einer caesur nach der dritten oder vierten hebung. hierbei ist zu beachten, dass neben dem ausgang 3hebig stumpf auch der 2hebig klingend wie in der Kürenbergerstrophe und im NL. erscheint. ich setze den text mit bemerkungen und mit accentzeichen hierher.

vàn der sùnnèn iz géit creticus 2. 4.
âne sḗr ùnd ân árbèit 1. 3.
daz kínt daz hímel und érdèn | *sólde erfróuwèn* 3 ◡, 2 ◡
5 *dàz ze stṓrène qudm* | *ùnsen rúwèn* 4, 2 ◡
ân dller sláhte sḗr | *iz van dír qudm* 3, 3.
álsiz gótes kíndè | *alléinemè gezám* 3 ◡, 3.
vdn der . . . súnnèn | *gèit daz ddgeliet*: 3 ◡?, 3.
sìne wírdet ùmbe dáz | *dû dúnkèlere niet*, 4, 3
10 *nóg bewóllen wàrd* | *dîn mégedlìcher líf*, 3, 3.
alléine gebḗre dù daz kínt, | *heilìgez wī́f*. 4. 3.
sint dù daz kínt gebḗrè,
bit állè du wḗrè

lúter ùnde réinè
15 *van mánnès geméinè.*
swénen sȍ daz dúnkèt | únmùgelīch, 3 ◡, 3.
der mérkè daz glás | daz dír is gelīg: 3, 3.
daz súnnenliet schīnèt | durg míttlèn daz glás, 3 ◡, 3.
iz is álinc ùnde lúter sint | álsiz ē des wás. 4, 3.
20 *dùrg daz álinge glàs | géit iz ìn daz hūs,* 3, 3.
daz vínesternissè | verdrīvet ìz dar ūz. 2 ◡, 3.
Dú bìs daz álinge glàs | dā der dúrg quàm 4, 3.
daz liet daz vínesternissè | der wérldè benám, 4 ◡, 3.
vàn dir schein daz gódes liet | ìn állè die lánt, 4, 3.
25 *dȍ van dír gebóren wàrth | únse héilànt.* 4, 2 ◡.
ìz belūhte dích | und álle crìstenhèit, 3, 3.
dū ìn den úngelóuvèn | vérre wàs verléit. 3 ◡, 3.
iz vánt dìch, iz līz dích | bìt álle lútèr, 4, 2 ◡.
àlse dū súnne dèit | daz gláseviǹstèr. 3, 2 ◡.
30 *Júden, die ūg willèn | ze góde kērèn,* 3 ◡, 2 ◡.
mérkèt daz gláz: | daz mág ūg lērèn. 3, 2 ◡.
Ín der búoche lése wir,
dàz Ysáias váne dìr
álsus hàvet gespróchèn:
35 *(die wórt die sint belóchèn):*
ūz vàn Jéssè | sal wáhsèn ein rúodè, 3 ◡, 3 ◡
úffè der rúodèn | sal wáhsèn ein blúomè, 3 ◡, 3 ◡
àn der blúomen sàl gerúon | der héilige dréhtèn, 4, 3 ◡
her sál sìe gestérkèn | bìt állen sīnen créfdèn. 3 ◡, 3 ◡
40 *vàn ìme sál sie | dū gódes chràft entfān,* 3 ◡, 3
dā mìte sál sie | den vīànt erslān. 3 ◡, 3
méinèt dū rúodè | díg, heìlig mégedīn, 3 ◡, 3
bedūdèt dū blúomè | dīn drūtkìndelīn. 3 ◡, 3.

vers 44—51 sind regelmäſsig 4hebig.

52 *Schein vàn deme búschè daz fūr*
daz méinedè daz váne dìr
gót hìe in érdèn
erbérwet sòlde wérdèn.
grúonedè daz lóuf | ìn deme fūre 3, 2 ◡
blúode dèr dīn mágeduòm | ìn der gebúrtè: 4, 2 ◡.
der búsch . . behìelt | dū sīne scōnechèit 3? 3,
sō dède dīn héilig līf | dū sīne réinichèit. 3, 3

60 *Dīnes mágedùomes blúomè* | *grúonet ie nòg*, 3 ◡, 3.
du héizes ùnde bís | *múoder ie dóg*. 3, 3.
dáz is daz wúndèr | *daz nienè gescág*, 3 ◡, 3
daz nie ōre nègehōrdè | *nog óuge nègesàg*. 3 ◡, 3.

Die weiteren verse sind meistens zweifellos 4hebig. eine derartige partie von langversen, wie sie hier erscheint, kehrt nicht wider. einzelne sind noch vorhanden. dahin rechne ich Waag 254f, Denkm. 286f:

dáz er sie behǘdè | *náht ùnde dách* 3 ◡, 3
van àller sláhten úbelè | *daz in gewérren màch* 3 ◡, 3

und 277 (309)

daz èr ze disen érèn | *súnderlīche erlás*. 3 ◡, 3.

auch der vorhergehnde lässt sich mit einer conjectur hierher stellen

des heilīgen geistès | *ūz ercórnez vàz*. 3 ◡, 3.

die Denkm. streichen *ercornez*. leichter ist wol der zusatz von *ūz*. auch 322f

gelīch dèm(e) brúnnèn | *der iemer flǘzèt* 3 ◡, 2 ◡
gelīch dème krǘdè | *daz iémer grúonèt* 3 ◡, 2 ◡

scheinen hierherzugehören, wenngleich die lesart unsicher und absolute entscheidung daher nicht möglich ist.

Wenn man diese vortragsweise mit der der Denkmäler vergleicht, so wird man ihr hoffentlich den vorzug geben. im einzelnen kann man wol manches anders lesen, aber jeder versuch, ganz regelmäfsige verse durchzuführen, muss m. e. scheitern. fehler der hs. liegen vielleicht an einigen stellen vor: 8 *van der sunnen* möchte ich durch irgend ein attribut ergänzen, absolut nötig ist das nicht, wol aber v. 58 *der busch behielt*, wo der dritte fufs herzustellen ist, und ebenso 276 (308). ich glaube den ausfall dreier worte dürfte man schon um metrischer theorien willen annehmen.

Nach meiner auffassung finden wir in diesem leich den deutlichsten wechsel von 3hebig stumpfen und 2hebig klingenden versen. das erscheinen von langversen ist zum teil gewis ein characteristicum dieser dichtart, kehren sie doch in Walthers leich deutlich wider, man vergleiche nur

Mâget und múoter, schóuwè *der christenhèite nōt*
dū blǖende gért Arōnès *ūfgēnder mórgenrōt* usw.

mit unsern versen.

Ferner finde ich derartige verse in der Mariensequenz aus Muri MSD nr XLII, Waag XVII, und hier wird die beurteilung noch viel sicherer gestellt, da uns die responsionen erhalten sind.

Die auf die einleitungsverse folgende strophe wird durch einen langvers abgeschlossen, dem eine 4hebige waise vorhergeht:

der dích und ál die wélt gescúof 4.
nū sích wie réine ein vâz | du mâget dō wǽrè 3, 2 ◡.

und genau entsprechend in der nächstfolgenden

daz ích den váter ùnd den sún 4
und dèn vil hḗren géist | gelóuben múoze 3, 2 ◡.

in den folgenden zeilen entsprechen sich 16 u. 20.

16 *fróuwe, du hâst virsúonit | daz Évà zirstṓrtè* 3 ◡, 3 ◡
20 *daz dīn gòt vor állen wībèn | zi múotir gidâhtè,* 3 ◡, 3 ◡.

im folgenden finden wir die verbindung 3 + 3 ◡

25 *dīn vil réiniu scám | irscrách von dème mǽrè* 3, 3 ◡
wie mágit āne mán | íemer chínt gebǣrè 3, 3 ◡
30 *dèr die hélle brách | der lác in dīme lībè* 3, 3 ◡
und wúrde iedòch | dar únder niet zi wībè 3, 3 ◡.

besonders interessant ist der absatz 50—57, der in zwei correspondierende hälften zerfällt.

Lā́ mich giníezin, | swénne ích dich nénnè 3 ◡, 3 ◡
dáz ích, Mária fróuwè, | dáz gilòube unde dáz an dír irchénnè 3 ◡, 5 ◡
dáz níeman gúotir 3 ◡
mach dés virlóugin 2 ◡ | *dú ne sīèst der irbármide múotir* 6 ◡
Lā́ mích giníezìn | dès du ie begíengè 3 ◡, 3 ◡
in dìrre wérlte mit dīme súne | sṓ du in mit den hándin sìt dir víengè 4, 5 ◡
sṑ wol dích des kíndès! 3 ◡
hílf mir úmbe in: | ích wéiz wol, fróuwè, daz dú in sénftin víndèst. 3, 6 ◡

58 *Dīnir béte mach dích dīn líeber | sún niemér verzīhin* 4 ◡, 4 ◡
bíte in dès daz èr mir wǽre | rūwe múoze virlīhin 4 ◡, 3 ◡.

Man kann über die auffassung der einzelnen aufgeführten verse in vielen fällen verschiedener meinung sein, doch hoffe ich das éine wenigstens dargetan zu haben, dass wir es nicht mit daktylen, sondern mit langversen zu tun haben.

Man wird nun immerhin diese langverse eher in diesen leichen

; in den erzählenden gedichten zugeben: mit dem einwande, dass ıe gesungen, diese aber gesprochen oder recitiert wurden. ırchschlagend ist dieser grund nicht, denn tactgemäfs müssen ide vortragsweisen sein, auch die recitierende, wenngleich in eser die tactfüllung wahrscheinlich gröfser sein kann. mit demlben und gröfserem recht könnte man der recitierenden voragsweise die synkope der senkung, oder besser gesagt, die dehung einer einzelnen silbe über den ganzen fufs absprechen, enn leicht und bequem lässt sich dies doch nur im gesang usführen.

Nun lässt sich unsere auffassung der langverse bei den erzählenden gedichten nicht mit derselben sicherheit wie an den leichen durchführen, und zwar einfach deshalb nicht, weil sie hier sehr unregelmäfsig erscheinen, und weil auch schon verse ohne caesur untermischt zu sein scheinen.

Schon längst ist man auf diese erscheinung aufmerksam geworden. Heusler bespricht aao. 72 die erklärungsversuche, indem er sich zu allen ablehnend verhält. mir scheint die einwürkung der sequenz, an die Scherer dachte, ebenfalls unmöglich; mehr nähere ich mich Vogts ansicht Beitr. 2, 260. aber ich glaube kaum, dass diese langzeilen ursprünglich nur an dem schluss von absätzen berechtigt waren, und ebensowenig, dass sie immer aus zwei hälften von je 4 hebungen bestanden, sondern dass die angeführten modificationen sämtlich in die erscheinung traten.

Ich wende mich nun zu den einzelnen denkmälern, zunächst zu Salman und Morolf. Vogt hat in der einleitung s. LXXXVI die überlangen verse besprochen. im ganzen sind es gegen 500 verse, dh. etwas mehr als der achte teil der gesamtheit, die das mafs von 4 hebungen überschreiten. diese zerfallen in zwei arten, die erste ohne wahrnehmbare gliederung, die zweite mit einer caesur nach der 4 hebung, der dann noch 3 hebungen folgen. wir finden also die epische langzeile, zb.

Eine dútsche hárpfé dréit er àn der hánt 110, 6. 120, 1.
Morolf liez die graven und die froúwen fur sich gan 200, 1
wir sin zů strìtè bereít uber vierzehen tage 63, 2.
wider in fúrte sie den uzerwelten degen 274, 5 usw.

Auch der König Rother bietet langverse zu 6, 7 oder 8 hebungen, meistens am schluss eines absatzes, aber nicht immer. ich führe an:

94 *unde weit ouch wol we ez umbe daz wiph stat.*
99 *der werbit dir [aller] truwelichis umbe daz megetin.*
115 *helit, nu salt tûz durc dinis selbes frumicheit do"n.*
133 *daz wir ane laster vor ein kuninc mugin tragen.*
145 *daz sie erme herren umbe die maget voren.*
217 *ich wil diner schiffe wol mit triuwen phlegen.*
222 *ire mantele waren gesteinit bi der erden*
mit den besten jachanden die ge dorten gewerden.
280 *do redite ein altvrouwe die heiz Herlint.*
319 *her wolde dine tohter zo einer kuninginne han;*
335 *dune bescohetis anderis nimmer mer den tac*
414 *Nu sagit man uns von skazze und von golde*
527 *kuninc, dune mohtis nimmer so gote sinne habe*
561 *so mohter sin ere aller bezzist beware*
825 *sie gelobetin daz sie hietin Rochtere Thideric*
900 *wande die riesin gebartin also sie doveten.*
949 *Er sprach: der herre nemach vor Rother niht genesen*
961 *Do reiten ime de herren, daz her ir also pflege*
1146 *Do zoch man vor Constantinis disch einin lewen vreisam*

und viele andre. gegen den schluss zu nehmen die langverse sichtlich ab und kommen nur noch vereinzelt vor.

Weiter liegen derartige verse zahlreich vor in der Kaiserchronik, besonders deutlich in der von Rödiger Zs. 18, 157ff besprochenen stelle[1]. in den langversen sieht Müllenhoff daktylen. ich lese

9378 *wi der gótes sùn von himel àn die érde chòm*
von ainer magede wart er uns ze tróstè gebórn
9386 *dó er sih nicht làngèr ne wólte tóugèn*
er newólte sinen gótelìchen gewált oúgèn.
9392 *duo twálte iwer salbe sáme in Ísrahèl*
und gesámenèt sih hinnèn vur niemèr' mér.
9398 *swélhe àn dem gelóubèn dènne vóllestènt*
die besizzènt di wúnnè diu niemèr zergét.

Und noch in vielen andern gedichten finden sich derartige verse. es übersteigt meine zeit, alles genau zu durchmustern und zu untersuchen, und ich unterlasse eine weitere ausführung auch deshalb, weil ich bei der lectüre den eindruck gewonnen habe, dass es nicht möglich ist, zu sicheren resultaten zu kommen.

[1] vgl. dazu jetzt Vogt Zs. f. d. phil. 26, 555.

es existieren gewis auch langverse ohne caesur, was mir nicht weiter wunderbar ist, da ein 6 oder 7hebiger vers, und als solcher erschien er im bewustsein, schliefslich auch ohne caesur gebaut werden kann, wie es so oft bei dem letzten halbvers der Gudrunstrophe der fall ist.

Nun noch eins. das auftreten verschiedener langer verse ist nur im gesangsvers auffallend, wo eine responsion gefordert wird, im gesprochenen verse können aber die mannigfaltigsten perioden mit einander wechseln, wie es in der neueren dichtkunst durchaus der fall ist. die gerade tactzahl wird allerdings im gesangsvers gewöhnlich angewendet, nicht aber im sprechvers. mir würde es unerträglich klingen, wollte man in Goethes 5füfsigen jamben mit einer pause den 6 fufs ausfüllen. das verbietet schon das häufige enjambement. diese frage kann sehr wol durch experimentelle beobachtung entschieden werden, und ich will getrost abwarten, was sich dann ergibt.

Leipzig. HERMAN HIRT.

ZUR ISLÄNDISCHEN HECTORSAGE.

Diese saga hat bisher wenig beachtung gefunden, vielleicht infolge des absprechenden urteils, das Arne Magnusson über sie fällte ('de Hectore quodam, non genuino illo Graecis celebrato, sed altero, in Islandia, ni fallor, primitus efficto, ineptissimam fabulam', bei Nyerup Morskabsl. 39). die vorbereitungen zu einer ausgabe der saga, die mich zur zeit beschäftigen, geben mir gelegenheit, einen beitrag zu dem im Arkiv f. n. fil. 1, 62 ff von GCederschiöld herausgegebenen isländ. Allra kappa kvæði zu liefern und eine reihe der in dem liede aufgezählten heldennamen, die der herausgeber ihrer herkunft nach noch nicht bestimmen konnte, der Hectorsage zuzuweisen. der inhalt dieser selbst ist kurz folgender: aus dem königlichen geschlechte des Priamus, das nach dem falle Trojas sich über Asien verbreitet, entstammt der mächtige herscher Karnocius. seiner gemahlin erscheint während ihrer kindesnöte im traume der trojanische Hector; er ermächtigt sie, dem kinde, das sie gebären würde, seinen namen beizulegen, und prophezeit dem knaben glänzenden heldenruhm. der junge prinz wird sorgfältig erzogen; bei seiner schwertleite besiegt er sechs königssöhne, die von da ab seine nächste umgebung bilden und mit ihm auf seinem prächtigen schlosse

hausen. nach einiger zeit verabreden sich die jungen helden, getrennt auf abenteuer auszuziehen und nach zwölf monaten auf demselben schlosse wider zusammenzutreffen. ihre fahrten werden nun der reihe nach geschildert. der name des ersten und unbedeutendsten unter den gefährten des Hector findet sich nicht im Akkv., dagegen erscheinen die übrigen fünf vereint in strophe 6 des gedichtes (Florencius, Fenacius, Alanus, Trancival, Aprival). hiernach ist die vermutung Cederschiölds, dass mit dem in strophe 1 erwähnten Ektor der held unserer saga gemeint sei, wahrscheinlich genug. ein einziger nur von diesen sieben rittern kehrt am verabredeten tage nicht zum schlosse Hectors zurück, Aprival, der in die gefangenschaft des königs Troilus geraten ist. dessen sohn Aeneas bietet mit seinen sechs heergesellen das gegenbild zu Hector und seiner umgebung. zur befreiung Aprivals zieht Hector mit seinen freunden an der spitze eines gewaltigen heeres gegen Troilus und schliefst diesen in seiner feste ein. es entbrennt eine furchtbare schlacht, der könig muss mit den seinen in die stadt zurückflüchten. Aprival vermittelt eine versöhnung, Hector erhält die hand Trobils, der schönen tochter des königs Troilus und reitet in freuden heim. einer der helden des Aeneas, und zwar der gewaltigste, ist der im Akkv. 6, 7 erwähnte Belus.

Die aufzählung dieser namen im Akkv. ist ein beweis für die beliebtheit, der sich die Saga frá Hektor oc kǫppum hans erfreute; dafür spricht denn auch die verhältnismäfsig grofse anzahl der uns erhaltenen handschriften (JThorkelsson Om digtn. på Island i det 15 og 16 årh. s. 301). ob die saga in Island selbst erfunden oder nach einer fremdländischen vorlage bearbeitet ist, möge vorläufig dahingestellt bleiben; bisher ist es mir noch nicht gelungen, eine französische quelle, an die man zunächst zu denken hätte, aufzufinden. indem ich mir vorbehalte, auf diese frage zurückzukommen, begnüge ich mich hier damit, auf einige romanische erweiterungen und fortsetzungen der Trojasage hinzuweisen, mit denen die isländische Hectorsage am ersten verglichen werden kann. Hector wurde dadurch, dass sich die mittelalterliche tradition an Dares anschloss, weit über Achilles erhoben; an seine person knüpfte denn auch die neu schaffende phantasie mit vorliebe an. das altfranzösische lied von Hector und Hercules schildert ein ereignis, das vor dem grofsen krieg

angesetzt wird: Hector besiegt im einzelkampfe den Hercules und rächt so den tod Laomedons (Bartoli I codici francesi della biblioteca Marciana di Venezia 16 ff; WMeyer Zs. f. rom. phil. 10, 363; im Troj. kriege des pseudo-Wolfram von Eschenbach, von dem Greif Die mittelalt. bearb. d. trojanersage 125 ff einen kurzen auszug gibt, kommt auch ein kampf zwischen Hector und Hercules vor, der aber hier irrtümlich den kämpfen vor Troja eingereiht ist). breiter angelegt als dieses gedicht aus der vorgeschichte des grofsen kampfes zwischen Trojanern und Griechen sind die fortsetzungen. dass man schon früh darauf bedacht war, das heldengeschlecht des Hector nicht aussterben zu lassen, zeigt eine stelle im Roman de Troie des Benoit in recht bezeichnender weise: Andromache hat von Hector

> deus biax enfanz,
> li ainz nez n'avoit que V anz.
> Landomata ot non li uns.....
> li altre ot non, ço dit l'escriz,
> Astarnantes. (v. 15193 ff)

Astarnantes (Astyanax) stirbt, aber Landomata, dessen name nach Laomedon gebildet wurde, ist offenbar eingeführt, um den fall Trojas zu überleben und dem geschlechte des Hector neuen, königlichen glanz zu geben. der roman, welcher auf diese weise die Trojasage kyklisch erweitert, ist in prosafassung erhalten, vgl. PParis Les mss. franç. de la bibliothèque du roi VI 348; über eine italienische bearbeitung s. Gorra Testi inediti di storia trojana 244. den rachezug der nachkommen des Priamus, die von helden der tafelrunde unterstützt werden, schildert eine abenteuerliche prosaische erzählung, von der Gorra aao. 248 nachricht gibt (ebenso bildet die Vengeance d'Alexandre die fortsetzung der Alexandersage); in diesem italienischen romane tritt, wie in der isländischen saga, ein Hector unter den nachkommen des trojanischen königshauses auf. diese beispiele mögen zur andeutung genügen, welcher gruppe der mittelalterlichen dichtungen die nordische Hectorsage angehört. vielleicht geben meine zeilen veranlassung zu weiteren mitteilungen: es scheint noch nicht ausgeschlossen, dass auch die Hectorsage wie andere lygisǫgur sich als bearbeitung eines fremden originals erweist.

Göttingen, 22 april 1894. RUD. MEISSNER.

OTFRIDSTUDIEN.

II

Zur vorläufigen verständigung über die nachlese von quellen für Otfrids evangelienbuch, die ich im folgenden vorlege, bemerke ich, dass sie zunächst gewonnen ist aus der stärkeren ausnutzung der evangelien, sowie derjenigen schriften, die hauptsächlich von Kelle, dann aber auch von Piper, Erdmann, Loeck (Die homiliensammlung des Paulus Diaconus die unmittelbare vorlage des Otfridischen evangelienbuches, Kiel 1890) und anderen nachgewiesen worden sind. auch übereinstimmung zwischen einzelnen worten und wendungen habe ich hervorgehoben. ferner sind von mir eine anzahl bisher unberücksichtigter schriften herangezogen worden, worunter insbesondere der Matthäuscommentar des Paschasius Radbertus zu erwähnen ist, welcher der zeit nach sehr wol von Otfrid benutzt worden sein kann. ich bin keineswegs der ansicht, dass alle von mir beigebrachten stellen würklich von Otfrid gelesen und in seinem werke verwertet wurden; es genügt mir in manchen fällen, einen gedanken Otfrids bei den schriftstellern seiner zeit aufzuzeigen, und wenn da nicht, sogar überhaupt in der kirchlichen tradition des mittelalters. ich citiere noch Haymo von Halberstadt als autor, obzwar mir bekannt ist, was von Hauck und neuestens vornehmlich von Valentin Rose in seinem unübertrefflichen katalog der Berliner Meermannhandschriften dawider eingewendet worden ist. auch ich glaube nicht mehr an Haymo, muss aber in ermangelung eines anderen sicheren namens einstweilen die bisher ihm zugeschriebenen werke unter dem seinen anführen. ebenso nenne ich noch Beda als verfasser des vielgebrauchten Matthäuscommentars und der ihm beigelegten redaction von Alcuins Johannescommentar. die fragen nach der urheberschaft dieser und anderer noch ungedruckter alter evangeliencommentare, sowie nach ihrem gegenseitigen verhältnis, behandle ich in dem nächsten abschnitte meiner arbeit.

Bei meinen anführungen setze ich stets Erdmanns grofse Otfridausgabe voraus, habe jedoch allerorts, wo es mir nötig schien, auf die mitteilungen von Kelle und Piper in ihren ausgaben zurückgegriffen. die dedicationen und das erste capitel von Otfrids werk bleiben hier fürs nächste unerörtert, weil sie zusammen für sich im vierten teile untersucht werden. eine knappe tabelle zur

übersicht des bis jetzt vorgebrachten quellenmateriales zu Otfrid beschliefst diesen zweiten abschnitt. — die lateinischen citate, soweit sie nicht aus der bibel stammen, beziehen sich auf Mignes Patrologia Latina in 221 bänden (217 + 4), Paris 1843—1887; in den wenigen fällen, wo andere ausgaben benutzt werden musten, ist das ausdrücklich angegeben.

ERSTES BUCH.

2. Solche anrufungen gottes am beginne eines werkes finden sich bei schriftstellern aus der zeit Otfrids nicht selten, zb. bei Walafrid Strabo, Angelomus usw. übrigens wurde der 69 Ps., der mit den worten anhebt: *Deus, in adjutorium meum intende; Domine, ad adjuvandum me festina*, von den Benedictinern täglich gebetet und legte also eine solche einleitung dem dichter nahe. — 3 ff die Ps.-stelle 50, 17 ist auch von Beda im Marcuscommentar zu der erzählung von der heilung des blindgeborenen angezogen 92, 204 D. sie ist übrigens der regelmäfsige eingang des breviergebetes. — 20 Ps. 50, 11 steht: *dele omnes iniquitates meas*, also braucht der plural des textes nicht vom schreiber, er kann auch vom dichter herrühren. vielleicht sind die nächstfolgenden gedanken durch Ps. 50, 12 angeregt: *cor mundum crea in me, Deus, et spiritum rectum innova in visceribus meis.* der 50 Ps. gehört überhaupt zu den täglichen gebeten der Benedictiner. — vielleicht lässt sich annehmen, dass manche der in diesem abschnitt ausgesprochenen gedanken durch die Benedictinerregel selbst angeregt wurden, insbesondere durch den prolog, dessen sätze ja den ordensgliedern aufs innigste vertraut waren. so heifst es dort im ersten absatz (66, 216 D): *imprimis, ut quidquid agendum inchoas bonum, ab eo perfici instantissima oratione deposcas.* — zu v. 15 ff vgl. das citat Ps. 33, 14: *prohibe linguam tuam a malo et labia tua, ne loquantur dolum*, das der prolog 217 B enthält. zu v. 17 f. 25 f vgl. prolog 218 A: *qui timentes Dominum de bona observantia sua non se reddunt elatos; sed ipsa in se bona non a se posse, sed a Domino fieri existimantes, operantem in se Dominum magnificant, illud cum propheta dicentes: 'non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam'* (Ps. 113, 1). — zu 23 vgl. (aufser Sap. 1, 6: *quoniam Deus cordis illius scrutator est verus et linguae ejus auditor*) Ben. R. cap. 7 (66, 371 D): *demonstrat nobis hoc propheta, cum in cogitationibus nostris ita Deum semper praesentem ostendit,*

dicens: 'scrutans corda et renes Deus' (Ps. 7, 10). *et iterum: 'Dominus novit cogitationes hominum, quoniam vanae sunt'* (Ps. 93, 11) usw. — zu 37 ff. 43—46, dann dem schluss des abschnittes überhaupt vgl. den zweiten teil des prologes der Ben. R. 218 A—D.

3. 1 ff die hervorhebung der namen aus dem alten testamente fällt in der sache mit der sonderung der weltalter zusammen, Otfrid bringt also hier dasselbe wie der verfasser des Heliand im eingange seines werkes. vgl. Sedulius Scotus Expositio in argumentum evang. Matthaei, 103, 275 f. Abraham und David hebt schon Matthaeus selbst heraus v. 1: *filii David, filii Abraham.* in derselben weise wie Otfrid beurteilt Christian von Stablo in seiner Expositio in Matthaeum (die auch von Walafrid Strabo bei seiner Glossa ordinaria, zb. eben zu der stelle 114, 65, stark benutzt wurde) die hervorgehobenen, 106, 1267 AB. — 23 ff diese dreiteilung ist keineswegs, wie Erdmann zu vermuten scheint, Otfrids eigentum; sie findet sich bei Beda im Matthäuscommentar (92, 11 A): *iste vero numerus quaterdenarius ter positus triplicem Israelitici populi historice demonstrat distinctionem, quarum prima sub patriarchis et sacerdotibus et judicibus fuit ante reges; secunda sub regibus et prophetis et sacerdotibus; tertia sub ducibus et prophetis et sacerdotibus post reges* (= Rabanus Maurus Matth.-comm. 107, 745 A. vgl. Walafr. Strabo Glossa Ord. 114, 68 D und ganz ebenso die dem Rabanus Maurus zugeschriebene [s. darüber Kunstmann s. 153 anm.] homilie über den Liber generationis Migne 110, 465 A). man sieht, dass Otfrid aus jeder dieser drei gruppen nur die zuerst genannten gewählt hat, vgl. Schade Altd. wb. 1307[b] unter *swdhta.* — 27 ff die angeführte Isaiasstelle bringt Ambrosius im Lucascomm. bei 15, 1675 A (vgl. Cassiodor Expos. in ps. 79, 70, 582). er sagt auch 1642 A: *radix enim est familia Judaeorum, virga Maria.* so nennt Gregor ebenfalls die patriarchen bäume, deren frucht Christus ist, Moral. xxiii 1. 76, 251 A f. der grund, den Erdmann aus Beda anführt, weshalb hier Maria, nicht Joseph, genannt wird, steht schon im Matth.-comm. des Hieronymus 26, 24 B. — 29 ff wie alles vorangehnde auf Maria abzielte, zeigt Rabanus Maurus im Matth.-comm. 107, 732. — 31 knüpft sich wol daran, dass 'Maria' syrisch 'domina' heifst, wie die commentatoren alle seit Hieronymus erwähnen, vgl. Beda zu Lucas 92, 316 D: *syriace vero Domina vocatur, et merito, quia et totius mundi Dominum*

et lucem saeculis meruit generare perennem. vgl. die von Rabanus Maurus dabei citierten verse 107, 744 C. — 36 diese umschreibungen von zahlen sind nicht zuerst von Otfrid gegeben, wie Erdmanns anm. zu meinen scheint, sondern finden sich ebenso bei den kirchenvätern, ja in der altchristlichen lateinischen poesie überhaupt. es citieren übrigens Kelle, Piper und Erdmann den commentar des Rabanus Maurus zu dieser stelle nicht weit genug, die angabe von 11 X 7 steht auch bei ihm und zwar sehr bestimmt 107, 747 A: *denarius quippe tanquam justitiae numerus in decem praeceptis legis ostenditur. porro peccatum est legis transgressio, et ubique transgressio denarii numeri congruenter undenario figuratur. — ac per hoc, quia universum tempus* (vgl. v. 35) *septenario dierum numero volvit, convenienter undenario septies multiplicato ad numerum septuagesimum et septimum cuncta peccata perveniunt.* — 41 f vgl. Beda im eingange seines Matthäuscommentares 92, 9 A zum namen Jesu Christi: *et rex omnium regum, in cujus nomine omne genu flectitur.*

4. 1 vgl. Petrus Chrysologus Sermo nr 89, Migne 52, 451: *tempus memorat regis nefandi.* — 3 f der accent auf *thanne* scheint mir (anders als Erdmanns anm.) zu beweisen, dass Otfrid die hebräische sitte im bewusten gegensatz zur gewünschten ehelosigkeit der priester seiner eigenen zeit anführte. er mochte dazu nicht blofs durch die historischen erörterungen Bedas im Lucascommentar 92, 309 bestimmt sein, sondern hauptsächlich durch dessen sätze, ebenda 314 A: *hoc est quod dixi, quod vicis suae tempore pontifices, templi tantum officiis mancipati, non solum a complexu uxorum, sed ab ipso quoque domorum suarum abstinerent ingressu. ubi nostri temporis sacerdotibus, quibus semper altari servire jubetur, perpetuo servandae castitatis exemplum datur. quia enim tunc sacerdotalis ex stirpe Aaron successio quaerebatur, necessario tempus substituendae soboli procurabatur. at quia nunc non carnalis successio, sed perfectio spiritalis inquiritur, consequenter sacerdotibus, ut semper altari queant assistere, semper ab uxoribus continendum, semper castitas observanda praecipitur.* vgl. Walafr. Strabo Glossa ord. 114, 246 B. *biscof* übersetzt das von den commentatoren und kirchenschriftstellern zumeist für Zacharias angewendete *pontifex.* — 11 ff Beda citiert in seiner homilie In vigiliis S. Joannis Baptistae 94, 205 D die stelle Levit. 16, 33 f: '*expiabit autem pontifex sanctuarium et tabernaculum testimonii*

atque altare, sacerdotes quoque et universum populum; eritque hoc vobis legitimum sempiternum, ut oretis pro filiis Israel et pro cunctis peccatis eorum semel in anno'. — 20 ist eigentlich kein zusatz, sondern aus dem hierher geschobenen *hora incensi* entnommen. — 43 f die zweiteilung ist wahrscheinlich auf die anregung von Bedas homilie 209 C zurückzuführen. — 46 die stellen Isai. 40, 3. Matth. 3, 3 sind auch im Lucascommentar des Ambrosius angezogen 15, 1627 C. — 47 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 313 C: *ob altitudinem promissorum haesitans signum, quo credere valeat, inquirit* —. 49—56 vgl. Ambrosius, Sermo nr 50 (17, 730 B): *cum essent pater ejus Zacharias et mater ejus Elisabeth aetatis senectute defessi et nulla filiorum prole gauderent, procreandi etiam illis liberos tempus florentissimum praeteriisset, ita ut de suscipienda jam sobole ipsam etiam eos vota deficerent.* — die beschreibung der zeichen des alters ist besonders eingehend in den sermonen des Petrus Chrysologus nr 86—92 De annuntiatione et conceptione D. Joannis Baptistae (52, 441 ff). dort wird übrigens auch eine der Otfridischen verwante milde auffassung von Zacharias vorgetragen, bes. s. 441 f und 447. — 71 ff vgl. den Fulgentius zugeschriebenen sermon De natali S. Joannis Baptistae (nr 56, 65, 927 A): *intus angelus cum homine sacerdote sermonem coelesti tuba miscebat, non credentem condemnabat, et foris orans populus de tarditate sacerdotis nimium cogitabat. egressus est sacerdos mutus et incredulus, melius nova lingua fidei locuturus. populus exspectabat responsum, non intelligens sacramentum. stupet grande miraculum. ille digitis annuebat, tantummodo volens digitis et motibus indicare, quod non crediderat sensibus.* kleine einzelzüge der darstellung Otfrids lassen sich noch in Bedas Lucascommentar und seiner angeführten homilie nachweisen. — 83 f vgl. Augustinus, Sermo 289, In natale Joannis Baptistae III. (38, 1308); Haymo v. Halberstadt, Homiliae de sanctis nr 2 (118, 757 D). — 85 f von Ambrosius im Lucascommentar und in der erwähnten homilie geht diese in der späteren litteratur gewöhnliche erklärung von Elisabeths verborgenheit aus.

5. 5 vielleicht ahmt die stelle den poetischen stil der Lateiner nach, vgl. zb. Paulinus von Nola De S. Joanne Bapt., 61, 442 ff und 132 f (Gabriel nach der botschaft an Maria): *dixerat, et visus pariter terrasque reliquit, assuetum sibi facili petet aethera nisu.* — 8 *bi barne* enthält einen hinweis auf die aufzählung in der ge-

schlechtsliste bei Matthäus. — 19 *forasagun*, weil der satz bei Luc. 1, 31: *ecce virgo concipiet et pariet filium et vocabitur nomen ejus Emmanuel* (vgl. Matth. 1, 23) auch bei Isai. 7, 14 sich findet. — 21 gemäfs den von Anselm Salzer Die sinnbilder und beiworte Mariens (vollständig 1893) s. 222 ff gesammelten stellen bedeutet *wiza* hier ohne zweifel nicht die farbe, sondern *fulgens, splendida*. vgl. dazu Paulus Diaconus, Homil. II 45 (95, 1490 ff). — 9 ff die ausmalung der tätigkeit Marias ist von Otfrid nach dem Evangelium Pseudo-Matthaei (nicht nach den Narrationes ed. Schade) ed. 2 durch vTischendorf (vgl. Schade Liber de infantia Mariae et Jesu Christi Salvatoris s. 23) vorgenommen worden, besonders kommen folgende stellen in betracht: cap. 4 s. 61: *Joachim et Anna — offerentes hostias domino tradiderunt infantulam suam Mariam in contubernium virginum, quae die noctuque in Dei laudibus permanebant.* — cap. 6 s. 63: *insistebat autem operi lanificii, et omnia, quae mulieres antiquae non potuerunt facere, ista in tenera aetate posita explicabat. hanc autem regulam sibi statuerat, ut a mane usque ad horam tertiam orationibus insisteret; a tertia autem usque ad nonam textrino opere se occuparet; a nona vero hora iterum ab oratione non recedebat usque dum illi angelus Domini appareret, de cujus manu escam acciperet, et melius atque melius in Dei laudibus perficiebat. denique cum senioribus virginibus in Dei laudibus ita docebatur, ut jam nulla ei in vigiliis prior inveniretur, in sapientia legis Dei eruditior, in humilitate, in carminibus Davidicis elegantior.* — s. 64: *et erat sollicita circa socias suas, ne — aliqua in risu exaltaret sonum suum* (vgl. v. 9 *drûrenta*). — cap. 7 s. 65: *Maria dixit illis* (*pontificibus*): — *haec ego didici in templo Dei ab infantia mea, quod Deo cara esse possit virgo. ideo hoc statui in corde meo, ut virum penitus non cognoscam* (= v. 39 f). — cap. 8 s. 70: *tunc Joseph accepit Mariam cum aliis quinque virginibus, quae essent cum ea in domo Joseph. — quibus datum est a pontificibus sericum et iacinthum et byssus et coccus et purpura et linum* (= v. 11). *miserunt autem sortes inter se, quid unaquaeque virgo faceret: contigit autem, ut Maria purpuram acciperet ad velum templi Domini.* — cap. 9 s. 71: *iterum tertia die cum operaretur purpuram digitis suis, ingressus est ad eam juvenis, cujus pulchritudo non potuit enarrari. quem videns Maria expavit et contremuit* (vgl. 17 f). vgl. dazu noch Aldhelms gedicht auf einen Marienaltar (89, 291 BC). wie fest die tradition

der darstellung geworden ist, zeigen die von mir herausgegebenen Altd. pred. 3, 30 f. — übrigens scheint auch der Lucascommentar des Ambrosius benutzt zu sein, aus dem das entsprechende stück in den Homiliarius des Paulus Diaconus, De Sanctis als nr 14 aufgenommen wurde. vgl. zb. zu v. 17 f Ambrosius (15, 1636 B): *et ideo cum verecundia, cum pavebat — erubescebat ergo Maria.* — v. 23 f Ambrosius 1636 C: *hic autem quasi Deus magnus: 'magnus enim Dominus et laudabilis nimis, et magnitudinis ejus non est finis'* (Ps. 144, 3). vgl. zu der stelle übrigens noch die schrift De nativitate Mariae ed. vTischendorf, Evang. Apocr. s. 121, cap. 9. — 25 f Ambrosius 1637 A: *Dominus autem Jesus idem est finis atque principium. — primus est Filius, et ideo coaeternus; habet enim Patrem, cum quo sit aeternus.* — 53 ff Ambrosius 1638 C: *etenim si ascenderis in coelum, Jesus illic est; si descenderis in infernum, adest. — abyssos opinione si penetres, illic quoque Jesum videbis operari. — ubi ergo non est, qui coelestia, inferna et terrena complevit? bene ergo magnus, cujus virtus mundum replevit, qui ubique est et erit semper, quia 'regni ejus non erit finis'.* — 61 f auch Ambrosius 1636 C citiert die hier übersetzte stelle Luc. 7, 28: *'major inter natos mulierum propheta Joanne Baptista nemo est'.* — 67 ff Ambrosius 1639 C: *vide humilitatem, vide devotionem! ancillam se dicit Domini, quae mater eligitur.* — der commentar des Ambrosius ist die quelle für Bedas Homil. I in festo annuntiationis B. Mariae = Paul. Diac. Homil. I 9 (94, 9 ff), aber nicht für Bedas Lucascommentar an dieser stelle. doch hat die homilie manches eigentümliche, das hier anzuführen ist, zb. zu v. 21 Beda 11 A: *et ipsa quasi sidus eximium inter fluxus saeculi labentis gratia privilegii specialis refulsit.* — zu 23 ff vgl. Beda 12 A. — 26 Beda 11 C: *confitere eumdem etiam Deum verum de Deo vero et aeterno Patri filium semper esse coaeternum.* — 27—32 Beda 11 D: *sedem David regnum dicit Israeliticae plebis, quod suo tempore David, jubente pariter et juvante Domino, fideli devotione gubernavit. dedit ergo Dominus Redemptori nostro sedem David patris ejus, quando hunc de genere David incarnari disposuit, ut populum, quem David temporali rexit imperio, ipse gratia spirituali ad aeternum proveheret regnum.* — wie Otfrid dazu kam, v. 51 ff die stellen aus der Apokalypse mit seiner schilderung der annuntiatio zu verknüpfen, sieht man aus dem sermon Leos des grofsen nr 22 (54, 197 A—C), der auch bei Paul. Diac. 1, 24

steht. vgl. ferner Haymos commentar zur Apokalypse 20, 1 ff (117, 1181 ff).

6. 1 f ähnlich bietet des Ambrosius Lucascommentar 15, 1640 D, 1641 A (nicht wie Loeck s. 8 will, 1640 C): *in montana virgo cum festinatione, virgo officii memor, injuriae immemor, affectu vigente, non sexu, relicta perrexit domo.* — 2ᵇ Ambr. 1641 A: *mansit apud cognatam.* — zu 3ᵇ ist vielleicht Bedas Homil. nr 2 (94, 16 A = Paul. Diac. Homil. 1, 9) zu vergleichen: *illa (Elisabeth) salutantem (Mariam) quae esset agnovit et ut matrem Domini sui debita cum benedictione venerata est.* — 11 f Ambr. 1641 C: *Joannes prior gratiam sensit, — iste Domini sensit adventum.* —

7. Das stück ist besonders getreu nach dem evangelium gearbeitet, weil es worte Marias enthält, die als Canticum Magnificat einen abschnitt für sich bilden und im brevier Ad laudes matutinas recitiert werden. — zu 1 f vgl. Beda, Homil. 2 = Paul. Diac. Homil. 1, 9. 94, 18 A): *audita ergo responsione Elisabeth — (Maria) non amplius tacere potuit dona, quae perceperat, sed quae semper animo gerebat, ubi aptum tempus invenit, etiam devota oris professione patefecit. — mox ipsa etiam thesaurum coeli, quem in corde servabat, aperuit. — cujus corporali conceptione gaudebat.* — 3 f der hier angedeutete unterschied zwischen geist und seele wird auch in den Lucascommentaren von Ambrosius und Beda hervorgehoben. vgl. ferner Rabanus Maurus Comm. in Cantica 112, 1162 B. De Universo lib. 6 cap. 1: de homine et partibus ejus, 111, 139 ff. aus der späteren litteratur nur beispielsweise den tractat Hugos von St. Victor über das Magnificat. — 12ᵇ Erdmanns erklärung scheint mir nicht zutreffend. vielmehr glaube ich, dass *timere* = *credere* zu nehmen ist in anlehnung an Bedas erwähnte homilie 94, 19 A: — *vel certe omnium per orbem nationum, quas in Christo credituras esse praevidebat.* — 17ᵇ der zusatz *in éwon* scheint aus Beda aao. 20 B zu stammen: *qui aeterna perfecte nunc esuriunt, satiabuntur.* — 19 hängt wol ab von Bedas erklärung 20 D: *quo nomine omnis redemptorum hominum coetus designatur, propter quos, ut Deum videre valeant, ipse Deus apparuit.* — 20 vgl. Beda 21 B: *nullus fidelium dubitat, qui ad dandam nobis benedictionem perpetuam de stirpe Abraham ad nos venire dignatus est.* — 25 f vgl. Beda 21 D: *exempla beatae Dei genitricis Mariae semper animo retineamus, ut et in*

conspectu Dei humiles inventi et proximis quoque honore debito submissi mereamur una cum ipsa perpetuo sublimari. — nam et optimus ac saluberrimus in sancta ecclesia mos inolevit, ut hymnus ipsius (Mariae) quotidie cum psalmodia vespertinae laudis ab omnibus canatur. — memoriam beatae Mariae congruis veneremur officiis — adjuvante ipso ad facienda opera spiritualia — qui dare voluit unigenitum suum. vgl. noch den schluss des commentares des Rabanus Maurus zum Magnificat 112, 1164 A.

8. 2 vgl. das Evangelium Pseudo-Matthaei cap. 10 (Tischendorf s. 71): *reversusque (Joseph) in domum suam invenit Mariam praegnantem. et totus contremuit et positus in angustia —.* De nativitate Mariae cap. 10 (Tischendorf s. 121): *aestuare itaque animo et fluctuare coepit: neque enim eam traducere voluit, quia justus erat; neque fornicationis suspicione involvere, quia pius. itaque cogitabat clam dissolvere conjugium et occulte dimittere eam.* — 13 f 21 aufser den von Loeck s. 8 f angeführten stellen gehört aus der homilie des Origenes (bei Paul. Diac. 95, 1164) noch dazu C: *sed ideo illam dimittere volebat, quoniam virtutem mysterii et sacramentum quoddam magnificum in eadem cognoscebat, cui approximare sese indignum aestimabat.* — 17 f Origenes 1164 C: *ergo humilians se ante tantam et tam ineffabilem rem, quaerebat se longe facere. — dimittam eam, dicens, et a me longe faciam eam et a cognitione mea. — nec meae congruit indignitati.* — 20 ff Origenes 1164 D: (*angelus dicit*): *'propterea ministra: serva, custodi, fer curam et huic, qui nascitur, et huic, quae generat.'* — 21 Origenes 1165 A: *'ne timueris, ne trepidaveris, ne conturberis, sed securus et intrepidus accipe eam uxorem — sicut Creatoris omnium propriam'.* — 27 Origenes 1165 D: *'virgo generat, et tu tunc genitum vocabis Jesum, quod interpretatur salvator'.* — zu 25 f vgl. Beda, Homil. lib. I nr 5 (94, 32 D): — *quando haec non alia esse, quam quae prophetae praedixerant, agnoscerent.* — Rabanus Maurus hat in seinen Matthaeuscommentar grofse stücke aus der angezogenen homilie des Origenes aufgenommen. zb. 107, 749 AB.

9. 4 vgl. Bedas Lucascommentar 92, 320 D: *habet sanctorum editio laetitiam plurimorum, quia commune est bonum.* — 7 ff Beda Homil. 2, 14 (94, 212 B = Paul. Diac. Homil. 2, 22): *Zachariae nomine — vocandum esse decernebant —. unde bene Zacharias 'memor Domini' interpretatur, quia videlicet memoriam antiquae observationis,*

quae ubique a Domino data est, figurate denuntiat. contendebant ergo de nomine nati prophetae hi, qui convenerant, et Zachariam hunc vocari satagebant. vgl. Haymo, Homil. de Sanctis nr 2 (118, 756 D): *hi autem, qui convenerant, vicini et cognati vocabant eum nomine patris sui Zachariam, ut dignitas quae in patre sene et muto videbatur amissa, in filio recuperaretur.* — 15 Beda 212 C: *quasi Elisabeth de nomine Joannis viva voce confirmat.* — 16ª ist nachgebildet dem: *hic est filius dilectus meus.* — 15 ff vgl. Origenes, 9 homilie zu Lucas 26, 253: *congratulabantur matri ejus vicini et cognati et volebant in honorem patris puero nomen ponere, ut vocaretur Zacharias. porro Elisabeth, sancto Spiritu suggerente, aiebat: 'Joannes est nomen ejus'. deinde cum illi causas justas quaererent, cur Joannes potissimum vocaretur, cum in genere ipsius nullus haberet hoc nomen —. lingua laxata est —. vinxerat enim eam incredulitas.* — 27 f vgl. Haymo 757 C: *et mirati sunt universi de tali scilicet concordia, quod mater verbis et pater scriptis in nomen filii concordarent.* — 33 f, 37 f vgl. Haymo 758 A: *non solum admiratione, verum etiam timore corda eorum commota sunt.*

10. Zu dem stück ist besonders des Origenes 10 Lucashomilie zu vergleichen 26, 253 ff. — 2 Origenes 253 C: *duas prophetias generaliter nuntiat — primam de Christo, alteram de Joanne.* — 5 Orig. 254 A: *de Christo prophetavit dicens — in quo cornu? in Christo Jesu —. non putemus nunc de corporalibus inimicis dici, sed de spiritalibus. venit enim Dominus Jesus fortis in praelio, destruere omnes inimicos nostros, ut nos de insidiis eorum liberaret.* — 11 ff Origenes 254 B: *ego puto quod in adventu Domini Salvatoris et Abraham et Isaac et Jacob fructi sint misericordia Dei. — adventus illius etiam majoribus profuit.* — 14 Origenes 255 A: *porro adventus Domini Jesu de manu inimicorum absque timore nos eruit.* also wird nach *gdbi* ein beistrich zu setzen sein, der übrigens auch schon durch den biblischen text gefordert wird. — 27 Origenes, Homil. nr 11 (26, 257 B): *aliud est 'crescebat', aliud 'confortabatur'. infirma est humana natura et, ut fieri possit fortior, divino auxilio indiget.* — ferner vgl. zu 9 f Bedas Lucascommentar 92, 325 D: *omnes autem, qui oderunt nos, vel homines perversos, vel immundos Spiritus significat.* — zu 21 ff Beda, Homil. 2, 14 (94, 214 A): *invenit ergo nos sedentes in tenebris et in umbra mortis, hoc est, longa peccatorum et ignorantiae caecitate depressos atque hostis antiqui fraude deceptos.*

— 28 ist der wald vielleicht nahe gelegt durch *mel silvestre*, die speise Johannes des Täufers nach Matth. 3, 4.

11. Schon früh (vgl. Erdmann anm. zu v. 3) ist die machtfülle des imperator Augustus an dieser stelle von der kirchlichen litteratur beschrieben worden. das zeigt zb. der Lucascommentar des Ambrosius (15, 1646 f), der Augustus mit Christus vergleicht und biblische sätze (wie Ps. 23, 1: *Domini est terra et plenitudo ejus, orbis terrarum et universi qui habitant in eo*) dabei heranzieht. Otfrid scheint hauptsächlich durch Bedas Lucascommentar 92, 327 f angeregt worden zu sein. es bildete sich für diese beschreibung eine feste tradition, vgl. aufser der von Erdmann angeführten stelle in des Rabanus Maurus Matth.-comm. auch die späte überlieferung des Honorius Augustodunensis im Spec. Eccl., Migne 172, 817 B. — 3 die censusboten stehn schon in der erweiternden darstellung des Ambrosius. vgl. auch die (bei Paul. Diac. Homil. 1, 19 aufgenommene) homilie, die Beda zugeschrieben wird: In galli cantu natalis Domini 94, 334 D. — 7 ff vielleicht ist bei diesen versen und 21 f schon an die überlieferung gedacht, wonach die todesstrafe auf verweigerung des census stand. — 29 ff vgl. noch die dichtung in dem briefe eines namenlosen Schotten: Aldhelm Epist. 5 (Migne 89, 97) in hexametern teilweise mit allitteration. — 30 ob *einmâri* nicht blofs *primogenitus* widergeben soll? vgl. die erklärung in der erwähnten homilie Bedas 336 C und Bedas Lucascommentar 92, 331 A. — 37[b] vgl. Maximus Taurinensis Homil. nr 11, (57, 246 A): *Christus, ut rerum potens, virginibus nutritur uberibus.* sie steht auch bei Paul. Diac. Homil. 1, 25. — 39 ff vgl. Alcuin Sermo de nativitate perpetuae virginis Mariae 101, 1306 C: *o dilectissimi, quas laudes huic beatae virgini fragilitas nostra referre potest? — si valemus, filioli, tentemus, prout possumus, ei laudem proferre dicentes: — o quam beata mater, quae Christum Dominum regem sanctum gloriae meruit generare! o quam beati pedes, qui Christum meruerunt sustinere! o quam felicia ubera, quae auctorem et redemptorem mundi lactaverunt! o ineffabilis virgo! portabatur a te, qui te fecit! continebatur in gremio tuo, qui regebat universum mundum! sustinebatur a te gubernator orbis!* vgl. das Pange lingua des Venantius Fortunatus, 5 strophe: *Vagit infans inter arcta conditus praesepia, membra pannis involuta virgo mater alligat et pedes manusque crura stricta cingit fascia.* — 41 ff. eine ähnliche zerlegung gibt,

verbunden mit deutungen, die erwähnte homilie Bedas 336 D. — 61 f vgl. Maximus aao.: *Christus nos suo praelio in regnum proprium diabolica de captivitate revocavit.* vgl. dazu Ambrosius Sermo 3, In die natalis Domini I (17, 629 D): *voluit enim Christus pannis involvi, ut nos a laqueis mortis absolveret.*

12. 2 vgl. Bedas Lucascommentar 92, 331 D: *gregemque suam ab insidiis noctis custodiendo defendunt.* — 11 ff Beda 332 C hebt ebenso hervor: — *omni fidelium populo de cunctis tribubus, gentibus et linguis aeternum gaudium evangelizatur et magnum.* — 15 die ausdrückliche anführung Bethlehems geschieht wol im anschluss an Beda 332 A B, wo auf grund von prophetenstellen der ort der geburt Christi näher bezeichnet wird. — 25 ff mit recht zieht Piper hier Beda heran. — 27 f *arges willen* ist vielleicht veranlasst durch Beda 333 D: *optant (angeli) pacem hominibus — videlicet bonae voluntatis, — non autem Herodi ..... 'non est enim pax impiis, dicit Dominus'* (Isai. 48, 22).

13. 5 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 334 B: *videamus quod pro nobis factum est, quod fecit Dominus et ostendit nobis.* die fügung von 5 ist vielleicht am besten zu verstehn, wenn man sich Joann. 1, 1, den Beda citiert, dazu denkt. — 6 Beda aao.: *quod enim non videre poteramus, dum erat Verbum, videamus factum, quia caro est.* — 7 f Beda 334 C: *festinant pastores —, tota mentis intentione videre adventum desiderant. — ideo pastores isti sine mora invenerunt —.* 15 f Beda 335 A: *a pastoribus populus ad Dei reverentiam cogitur.* — 17 ff Beda 335 D: *quid vult hoc quod dicit 'conferens'? debuit dicere, considerabat in corde suo et conservabat in corde suo, sed quia sanctas scripturas legerat et sciebat prophetas, conferebat ea, quae secum sunt acta de Domino, cum his, quae noverat a prophetis scripta de Domino.* darauf folgt die vergleichung des geschehenen mit den prophetenstellen, deren ergebnis v. 20 zusammenfasst: *et in his singulis atque hujusmodi conferebat, quae legerat, et comparabat his, quae audiebat et videbat.* — 21 ff Beda 336 B: *glorificant pastores et laudant Deum in omnibus, quae audierant ab angelis et viderant in Bethleem, sicut dictum est ad illos, id est, et in hoc glorificant, quod non aliud venientes invenerant quam dictum est ad illos.* — die ausmalung der ganzen scene hat hier schon etwas von der volkstümlichen auffassung in den weihnachtsspielen.

14. 2 f vgl. Bedas Lucascommentar 92, 336 C: *ritus (situ)*

et religio (wizód) circumcisionis a beato Abraham patriarcha sumpsit exordium. — 4ff Beda 338B: *Jesus 'Salvator' interpretatur, cujus nominis etiam fideles et electi participes existere gaudent, ut sicut a Christo Christiani, etiam a Salvatore salvati nuncupentur, — quod illis a Deo vocabulum non solum priusquam in utero ecclesiae per fidem conciperentur, sed etiam ante tempora saecularia vocatum est.* — 9ff die von Otfrid bearbeitete stelle ist Levit. 12, 2—4, die von allen commentatoren hier beigebracht wird. ich kann nicht finden, dass die homilie des Rabanus Maurus hier dem texte Otfrids näher stünde, als Bedas commentar 341 B. — 16 Beda 341 B: *verum si legis ipsius verba diligentius inspexeris, profecto reperies, quia non solum Dominus incarnatus, quantum a peccati contagione, tantum a conditione legis fuerit liber, — sed etiam ipsa Dei genitrix, sicut ab admistione virili, sic et a legali jure sit immunis.* — 17ff Beda 341 C: *non ergo filius, qui cum homine Deus est, non mater, quae Spiritu sancto peperit, victimis hostiarum, quibus purgaretur, indigebat; sed ut nos a legis vinculo solveremur, sicut Dominus Christus, ita et beata semper virgo Maria legi est sponte subjecta.* — 21ff Beda 341 D: *quod dicit 'omne masculinum adaperiens vulvam' et hominis et pecoris primogenitum significat, quod utrumque sanctum Domini vocari atque ideo sacerdotis esse praeceptum est.* — 24 überall in Bedas commentar werden die tauben als masculina gefasst, vielleicht dient das dazu, Erdmanns auffassung von *gimachon* zu bestätigen. — ohne zweifel steht Bedas Lucascommentar diesem abschnitte Otfrids näher als Bedas von Paul. Diac. Homil. 2, 9 aufgenommene homilie 1, 15 (94, 79 ff), beziehungsweise Rabans davon abgeschriebene homilie.

15. 1ff die auffassung Simeons als eines greises ist schon dadurch gegeben, dass er bei Lucas mit der 80 jährigen Anna gleichgestellt wird, sie ist aber auch aus seinen eigenen worten zu erschliefsen. das ist vor Otfrid vielfach geschehen: das Evangelium Pseudo-Matthaei zb. sagt von ihm, er sei *annorum centum duodecim* gewesen. aus Bedas Lucascommentar ist dazu nicht (wie bei Piper geschieht) die stelle 92, 345 B: *ecce veteres posuisti dies meos* (= Ps. 38, 6), sondern 344 D anzuziehen, wo Simeon ausdrücklich als sehr alt bezeichnet wird: *ut grandaevi hominis gestetur totus in ulnis* (hexameter). *accipit Simeon Christum, veteranus infantem* (hexameter?). und weiter 345 A. vgl. Paul.

Diac. Hom. 2, 8 (95, 1462 A): *Simeon ille senex diu vixerat, cujus aetas comparata est Annae.* — B: *multum senex iste Simeon fuit ad audiendum serus, sed ad videndum maturus.* — 8 vgl. Bedas Lucascommentar 344 C: *quod autem ait: 'et venit in Spiritu in templum' significat eum eadem Spiritus gratia, qua olim venturum praecognoverat, etiam nunc venientem et jam jamque a se videndum cognovisse Salvatorem.* — 16 vielleicht geht auch der ausdruck *mit dagon joh ginuhtin* auf die von Beda 345 B angeführte psalmenstelle zurück: *notum mihi fac, domine, finem meum et numerum dierum meorum quis est, ut sciam quid desit mihi. ecce veteres posuisti dies meos* (vulgata: *mensurabiles* Ps. 38, 5 f). — 23 fassen Piper und Erdmann wunderlicher weise als Otfrids zusatz. es steht ja ausdrücklich (Erdmann führt den passus selbst unter dem text an) Luc. 2, 33: *et erat pater ejus et mater mirantes super his, quae dicebantur de illo.* und die bemerkung Otfrids über Josephs vaterschaft schliefst sich an die stelle bei Beda 345 D: *patrem Salvatoris appellat Joseph, non quod vere juxta Plotinianos pater fuerit ejus, sed quod ad famam Mariae conservandam pater sit ab omnibus aestimatus. neque enim oblitus evangelista, quod eam de Spiritu sancto concepisse et virginem peperisse narraverit, sed opinionem vulgi exprimens, quae vera historiae lex est, patrem Joseph nuncupat Christi.* — 27—50 halten Kelle und Piper für die rede Simeons. das kann nicht richtig sein, denn Otfrid würde damit eine neue prophezeiung Simeons, also eine neue glaubenstatsache, geschaffen haben. besser sieht Erdmann 27—31, 45—50 als rede Simeons an, doch gehört wol auch 32 noch dazu, angesichts des commentares Bedas, der für die stelle 27—31 zu berücksichtigen ist, 346 A: *bene in resurrectionem, quia lumen est, quia gloria plebis Israel, quia dicit: ego sum resurrectio et vita: qui credit in me, etiam si mortuus fuerit, vivet, et omnis qui vivit et credit in me, non morietur in aeternum'* (Joann. 11, 25). *quomodo autem in ruinam! id est, ruinae his, qui offendunt verbum nec credunt.* — vielleicht ist 31[b] zwischen zwei gedankenstriche zu stellen. — 33—40 geben den 3—7 artikel des apostolischen glaubensbekenntnisses wider (daher auch der sprung von 33 auf 34): 3 *qui conceptus est de Spiritu sancto, natus ex Maria Virgine.* 4 *passus sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus est.* 5 *descendit ad inferos, tertia die resurrexit a mortuis.* 6 *ascendit ad coelos, sedit ad dexteram*

Patris omnipotentis. 7 *inde venturus est judicare vivos et mortuos.* der anlass, diese haupttatsachen des glaubens hier vorzuzubringen, war einmal Simeons prophezeiung (im anschluss an den commentar Bedas), dann aber auch die gelegenheit der circumcisio an sich, die bei den juden an stelle der taufe und des dabei abzulegenden glaubensbekenntnisses steht, wie die commentatoren und prediger zu Luc. 2 hervorheben. — 40 *ih sagèn thir thaz* nehme ich also als äufserung Otfrids zum leser. — nach 41[b] ist eher doppelpunct denn strichpunct zu setzen. — 49 f Beda aao. 346 D: *incertum erat quondam, qui Judaeorum gratiam Christi, quam venturam utique noverant, recipere, qui autem respuere mallent. — ejus signo erecto hi quasi juste morti dati blasphemantes irrident, illi quasi vitae auctorem mori acriter dolent.* vgl. zu der ganzen stelle die homilie des Origenes bei Paul. Diac. Homil. 1, 42 (sie besteht eigentlich aus zweien, nr 16 und 17 zu Lucas, s. bei Hieronymus 26, 269 ff) 1184 A: *cogitationes erant malae in hominibus, quae propterea revelatae sunt, ut prolatae in medium perderentur et interfectae atque emortuae esse desinerent et occideret eas ille, qui pro nobis mortuus est. quamdiu enim absconditae erant cogitationes, nec prolatae in medium, impossibile erat eas penitus interfici.* die homilie Bedas 1, 15 (94, 79 ff = Paul. Diac. Homil. 2, 9) stimmt im ganzen weniger genau zu Otfrid als der commentar, doch enthält sie am schluss einen ausführlichen hinweis auf Christi kreuzestod und himmelfahrt. vgl. daraus noch folgende stelle 82 B: *et nunc enim Domino apparente revelantur ex multis cordibus cogitationes, cum lecto vel praedicato verbo salutis alii audientium libenter auscultant, — alii fastidientes quae audiunt non haec agendo patrare, sed his potius insultando nituntur contraire.*

16. Die anregung, Annas lebensweise zu schildern, die übrigens schon der evangelist gewährt, kann aus Bedas Lucascommentar entnommen sein (der widerum des Ambrosius Lucascommentar 15, 1656 f benutzt), wo es 92, 347 A heifst: *juxta historiam devotae conversationis et venerandae pariter aetatis dignaque per omnia, quae Domino incarnato testimonium ferret, Anna fuisse docetur.* — 347 D: *et ideo Anna et stipendiis viduitatis et moribus talis inducitur, ut digna plane fuisse credatur, quae Redemptorem venisse omnium nuntiaret.* — vgl. noch die ausführlichere darlegung bei Ambrosius Liber de viduis cap. 4 (16, 254) über

Anna. möglicherweise kannte Otfrid die stelle des vielverbreiteten buches: *docet enim Anna, quales deceat esse viduas, quae, immaturo mariti obitu destituta, maturae tamen remunerationem laudis invenit, non minus religionis officio quam studio castitatis intenta.* (es folgt Lucas 2, 36—38) *vides qualis vidua praedicetur, unius viri uxor, aetatis quoque jam probata processu, vivida religione et effeta jam corpore; cui diversorium in templo, colloquium in prece, vita in jejunio; quae dierum noctiumque temporibus indefessae devotionis obsequio, cum corporis agnosceret senectutem, pietatis tamen nesciret aetatem. sic instituitur a juventute vidua, sic praedicatur in senectute veterana: quae viduitatem non occasione temporis, non imbecillitate corporis, sed virtutis magnanimitate servaverit. etenim cum dicit septem annis eam fuisse cum viro a virginitate sua, ab adolescentiae utique studiis inchoata praedicat subsidia senectutis.* — 23 zu dem von Erdmann beigebrachten citat gehört noch der erste satz: *ego flos campi et lilium convallium* (Cant. 2, 1 f) wegen 23ᵃ. vgl. Haymo Homil. de temp. nr 12, Migne 118, 82.

17. 5ᵇ da *nu* steht, wird sich der satz darauf beziehen, dass Otfrid die näheren umstände der geburt Christi jetzt nicht mehr zu erzählen braucht, weil er sie schon früher berichtet hat. vgl. Rabanus Maurus Matthäuscomm. 107, 755. — 7 f nimmt wider auf 11, 59 ff. — 9 ff dass die magier den geburtsort Christi nicht kennen, geht aus dem evangelium hervor; die juden kennen ihn aus prophezeiungen, das betont Gregor Hom. in Evang. 1, 10 = Paul. Diac. Hom. 1, 48 (76, 1111 B). — 20 vgl. Rabanus Maurus aao. 756 D: *unde et in nativitate Domini Salvatoris ipsi primum ortum ejus intellexerunt.* — 21ᵇ vgl. Paschasius Radbertus Expos. in Matthaeum 120, 126 C: *unde et isti (magi) tali edocti praeconio, divina inspirante gratia, nativitatem summi ducis praedicunt qui nondum locum, in quo nasceretur, agnovissent. noverant igitur quod ex vaticinio magistri, quem sectabantur, perceperant, et ignorabant penitus locum, quem alibi per prophetam Spiritus sanctus declarabat.* eine genaue beschreibung des sternes und der sternkunst der magier findet sich bei Joannes Chrysostomus Hom. in Matth. nr 6 (Amsterdam 1687) s. 25 f. — 25 Rabanus Maurus aao. 759 A: *haec stella nunquam ante apparuit, quae peracto obsequio mox esse desiit.* — 39 ff Rabanus Maurus 758 C: *Herodis mens et facta conveniunt, quia livorem, quem tenebat in corde,*

forinsecus ostendit in opere. clam vocat semotis scribis et sacerdotibus magos, quia intestinum dolorem occultabat intrinsecus. diligenter didicit ab eis tempus stellae, quia necem Salvatoris meditabatur in mente. — 43 *giwon* ist ganz richtig. der stern scheint ja nicht den ganzen tag, sondern nur die nacht hindurch. Herodes frage bezieht sich allerdings auf die zeit, da der stern zuerst erschien. das besagt auch Matth. 2, 9. — 67 ff Rabanus Maurus 759D: *ecce tres magi simul in uno itinere adoraturi veniebant, quia in uno Christo Jesu, qui omnium credentium via est, inseparata erat ab eis Trinitas adoranda. — quae non tamen munera quam mysteria probantur. omnia haec sancta fides Christo veraciter offerre non desinit, dum unum eumdemque verum Dominum, verum regem verumque hominem credit, ut vere pro nobis mortuum veraciter recognoscat.* diese einstimmung mit 70 ff findet sich nur bei Rabanus Maurus und bei Fulgentius Sermo 4 (Migne 65, 736B).

18. 1 dazu vgl. noch Gregors satz in der bei nr 17 citierten Homil. in Evang. 1, 10 (76, 1113C): *magnum vero nobis aliquid magi innuunt, quod in regionem suam per aliam viam revertuntur.* — 3 ff zu der stelle vgl. Gregor Homil. in Evang. 2, 37 (76, 1275B): *quae autem lingua dicere vel quis intellectus capere sufficit illa supernae civitatis quanta sint gaudia, angelorum choris interesse, cum beatissimis spiritibus gloriae conditoris assistere, praesentem Dei vultum cernere, incircumscriptum lumen videre, nullo mortis metu affici, incorruptionis perpetuae munere laetari.* nach der einschaltung geht es in der andern homilie Gregors (Loeck s. 11) weiter. — 31 ff vielleicht war dafür noch der schluss von Gregors homilie 1, 10, Migne 76, 1113D bestimmend: *unde necesse est, fratres charissimi, ut semper pavidi semperque suspecti ponamus ante oculos cordis hinc culpas operis —. puniamus fletibus culpas. voluptatum nos ergo fallacia nulla decipiat, nulla vana laetitia seducat. — pertimescamus erga praecepta Dei. — peccata nostra praeterita in baptismatis perceptione lavata sunt, et tamen post baptisma multa commisimus, sed lavari iterum baptismatis aqua non possumus. quia ergo et post baptisma inquinavimus vitam, baptizemus lacrymis conscientiam, quatenus regionem nostram per viam aliam* (43) *repetentes, qui ex ea bonis delectati discessimus, ad eam malis amaricati redeamus, praestante Domino nostro.*

19. 2 vgl. Haymo Homil. de temp. 12 (118, 76A): *Joseph,*

quia non solum sanctus, sed etiam prudens erat (vgl. Otfr. 1, 22, 11). — 7 das Evangelium Pseudo-Matthaei, das Otfrid auch sonst benutzte, enthält cap. 17 die worte des engels in folgender gestalt (Tischendorf s. 84): '*tolle Mariam et infantem et per viam eremi perge in Egyptum*'. dazu bietet die hs. B den zusatz: *tunc Joseph imposuit beatam virginem cum puero suo super jumentum et ipse super aliud ascendit et arripuit iter per montana et per desertum, ut in Egiptum securus perveniret; non enim per maritimam propter insidias pergere voluerunt.* schwerlich wird daraus eine erklärung für das seltsame und rätselhafte *untarmuari* zu gewinnen sein, das an nhd. 'unterwegen lassen' eine schlechte analogie hat. — 13. 16 die zeit des aufbruches wird im Evang. infantiae arabicum cap. 9 (Tischendorfs übers. s. 184) so bestimmt: *surrexit igitur sub galli cantum et profectus est.* vgl. Haymo aao. 77 A: *non enim noctis tenebras metuens, lucem exspectavit.* — 19 Osea 11, 2. — 23 ff die gewöhnliche annahme war (vgl. Christian von Stablo Expos. in Matth., 106, 1286 ff; Paschasius Radbertus Expos. in Matth., 120, 127 A), dass Jesus ein jahr alt nach Aegypten gebracht wurde und drei jahr alt zurückkehrte. vgl. Evang. Pseudo-Matthaei cap. 26 (Tischendorf s. 93): *et factum est, quod post regressionem Jesu de Egypto, cum esset in Galilaea, jam inchoante quarto aetatis anno.* aber die hs. D list an dieser stelle: *inchoante jam quinto anno aetatis illius,* nimmt also einen aufenthalt von vier jahren in Ägypten an. dagegen sagt das Evangelium Thomae bei demselben puncte der erzählung cap. 1 (Tischendorf s. 164): *et factus est Jesus anni tertii* (hs. D: *annorum trium*), das gibt für Ägypten zwei jahre. und so auch das Evang. inf. arab. (Tischendorfs übers. s. 193) cap. 26: *exacto vero triennio.* man sieht also, dass Otfrid blofs zwei verschiedene fassungen apokrypher evangelien vorzuliegen brauchten, damit seine bemerkung gerechtfertigt erschien. so meint auch Haymo Homil. de temp. nr. 12 (118, 77 B): '*et erant ibi usque ad obitum Herodis*'. *quod nonnulli post quadriennii tempus, alii post biennii factum esse commemorant.* — 26 ähnlich drückt sich Paschasius Radbertus in seinem Matthäuscommentar bei erörterung der frage aus, wie grofs die zahl der von Herodes getöteten unschuldigen kinder gewesen sei (120, 142 B): *quod nos non astruimus, quia quod in scripturis sanctis non legimus, melius ignorare quam temere definire credimus.*

20. 1 f Rabanus Maurus Matthäuscommentar 107, 762 D: *quia crudelitas animi per invidiam et furorem exardescens modum in nullo tenuit, sed malitia omnes superare contendit.* vgl. die homilie 1, 38 bei Paulus Diaconus 95, 1174 f ('ex sancto Severiano', sie steht aber bei Petrus Chrysologus nr 152, Migne 52, 604 ff und die praefatio s. 13 f): *zelus quo tendat — Herodiana hodie patefecit immanitas.* — 3 f. 13. 17 f Paul. Diac. 1174 C: *sumit arma —. ad sinus matrum militum cogit castra, inter ubera arcem pietatis oppugnat.* — 5 f Paul. Diac. 1175 A: *quorum lingua tacuit, — unde culpae sumpserunt mortem, qui vivere nescierunt?* — 9 ff Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 143 D: *quando eorum omnium genitrices vultibus suffusis lacerantes vertice crines trahebantur et nuda rumpebant pectora; quando lacrymosis genas rigabant imbribus et totum infeliciter corpus sauciabant unguibus; quando non minus patres ac matres, quam omnis cognatio eorum suas tendebant palmas et dabant lamenti voces in coelum.* 143 B: *quis planctus lugentium per exaggerationem ad Deum usque in coelum pervenerit.* vgl. den dem Augustinus zugeschriebenen sermo nr 219 (39, 2151): *miscebatur lamentatio matrum et ad coelum transibat. eximitur machaera, mater crines capitis dissipabat.* — 18 Chrysostomus Homil. in Matth. nr 9 (Amsterdam 1687, vol. II. 17 D): *cum passim parvuli ab ipsis matrum raperentur uberibus.* Pseudo-Augustinus nr 220 (39, 2152 ff = Paul. Diac. 1, 40): *quos Herodis impietas lactentes matrum uberibus abstraxit.* — 27 f Rabanus Maurus aao. 763 C (nach Hieronymus): *quod autem dicitur 'in rama', non putemus loci nomen est, qui est juxta Gabaa, sed rama 'excelsum' interpretatur, ut sit sensus: vox in excelso audita est, id est, longe lateque dispersa.* — 31 ff Paul. Diac. aao. 1175 B: *natus rex et rex coelestis, quare neglexit milites innocentiae suae? coaetaneum sibi quare contempsit exercitum? — fratres, Christus non despexit suos milites, sed provexit —. praemisit ergo Christus suos milites, non amisit; recepit suas acies, non reliquit.* dieselbe auffassung Christi als eines heerkönigs findet sich in der nächsten homilie bei Paul. Diac. 1176 f (aus Chrysostomus). vgl. Petrus Chrysologus nr 153 (52, 608 A): *sed quid dicemus, quod rex ipse, qui stare debuit, fugit solus et fugit monente Patre? fugere istud est amoris intimi, non timoris ignavi. si stetisset Christus, haberet eos synagoga filios, hos ecclesia martyres non haberet.* Haymo Homil. de temp. nr 12 (118, 76 C): *fugit autem puer Jesus ante*

persecutionem Herodis, non quod mortem timeret, qui pro hominibus mori venerat, sed ut tempore congruo, non quam persecutor inferre volebat, sed quam ipse disposuerat, sustineret mortem. ordo enim rerum necessarius erat, ut prius miracula faciendo se Deum innotesceret et postmodum mortem pro nostra redemptione sustineret.

21. 2 'mit dem tode füllte er die tage', dh. er starb in langem siechtum. das scheint mir einen bericht über das klägliche ende des Herodes vorauszusetzen, wie etwa Haymo Homil. de temp. nr 12 (118, 80 f) ihn bietet: *immedicabilem passus est aegritudinem. insomnietatem talem sustinebat, ut dies noctesque pervigiles duceret.* 81 C: *talem igitur Herodes habuit finem, qui propter Salvatoris odium multum sanguinem fuderat innoxium.* — 13. 15 dass Kelle und Erdmann (dagegen Piper) in *ziari* und *zioro* beziehungen auf die deutung des wortes *Nazareth* — *flos, munditia* finden, ist gewis richtig, aber nicht wegen Alcuins Johannescommentar, wie Kelle im glossar vermutet, sondern weil die commentatoren überhaupt seit Hieronymus bei der Matthäusstelle hier mit rücksicht auf den passus 2, 23: *ut adimpleretur, quod dictum est per prophetas: quoniam Nazareus vocabitur* (zugleich schluss des evang. In natali Innoc. nach dem Comes des Hieron.) die entsprechenden deutungen vorbringen. vgl. Beda 92, 15 A; Christian von Stablo 106, 1289 C; Rabanus Maurus 107, 766 C; Haymo, Homil. de temp. nr 12, 118, 82 C; Paschasius Radbertus 120, 148 f usw.

22. 3—5 erklären sich aus Lucas 2, 41: *et ibant parentes ejus per omnes annos in Jerusalem in die solemni Paschae.* — 6 Beda, Lucascomm. 92, 348 C: *eumdem illo singulis annis cum parentibus ducit* —. Haymo Homil. de temp. nr 17 (118, 121 C): *sed Dominus non solum legem voluit observare, sed etiam tales elegit parentes, qui legis essent observatores.* — 7 Haymo 121 D: — *Dominum adoraturi et munera ei oblaturi.* — 11 ff bei Erdmann fehlt der von Kelle und Piper gegebene erste satz des Bedacitates: *quaeret aliquis, quomodo Dei Filius, tanta parentum cura nutritus, his abeuntibus potuerit obliviscendo relinqui.* ferner ist in dem citat Luc. 2, 44 nur durch puncte der notwendige zwischensatz angedeutet: *quem se comitari non cernebant.* vgl. dazu Haymo 122 C: *pueri vero minoris aetatis licentiam habebant, cum quo vellent ire parentum, sive cum patre, sive cum matre. ex*

hac ergo consuetudine accidit, ut, illis nescientibus, puer Jesus in Jerusalem remansisset, quoniam Maria putabat eum esse cum Joseph et Joseph aestimabat quod esset cum Maria. — 18 Haymo 122 C: *quantum amoris affectum erga illum haberent, manifestatur.* — 23 ff. 30. 41 ff den schmerz Marias hebt schon Origenes, Homil. in Luc. nr 19, Migne 26, 280 BC nachdrücklich hervor. vgl. Haymo 124 B: *quanto autem animus beatae Virginis Dei genitricis de amissione filii sauciatus esset, hoc loco declaratur. quem Virgo mater post triduum anxio dolore quaesierat, post inventionem inter moerorem et gaudium posita, quasi qui talia facere praesumpsisset, pia correptione increpavit.* — 34 Beda aao. 348 C: (*Lucas*) *eumdem* (*Dominum*) *duodenum in templo doctorum choris inserit.* — 55 ff Beda 350 C: *sed quid mirum, si ex humana susceptione minorem se Patre asserit in coelo, ex qua subditus erat etiam parentibus in terra.* vgl. Haymo aao. 125 A: *quia divinae naturae arcanum adhuc capere non poterant. — et quia videbat eos non posse intelligere suam divinitatem, condescendit illis per humanitatem. — ut hoc exemplo intelligamus, quia non solum subditi esse debemus parentibus — juxta illud quod in divina lege praecipitur: 'honora patrem tuum et matrem tuam'* (Exod. 20, 12). — 61 f Beda 350 D: *non quia hoc susceptor Deus eguit, praesertim cum supra plenus sapientiae puer fuisse describatur, sed quia hoc pro remedio nostrae salutis effectus piae susceptionis elegit, ut, dum caro et anima rationalis a Deo suscipitur, utraque pariter salvaretur.*

23. 9 die auffassung von *sin* als possessivum durch Piper scheint mir der Erdmanns = 'sein' inf. verb. subst. vorzuziehen. — 15 Beda Lucascomm. 92, 352 A (sämtliche für diesen abschnitt anzuziehende stellen sind durch Beda Gregors Homil. in evang. nr 20, Migne 76, 1159 ff entnommen worden): *cunctis legentibus liquet, quia Joannes baptismum poenitentiae non solum praedicavit, verum etiam quibusdam dedit.* — 29 f Beda 352 D: *quando enim verbum veritatis ab iracunda mente non recipitur, quasi asperitas itineris gressum pergentis repellit. sed cum mens iracunda per acceptam mansuetudinis gratiam correptionis vel exhortationis verbum recipit, ibi planam viam praedicator invenit, ubi prius pro asperitate itineris pergere, id est praedicationis gressum ponere non valebat.* vgl. Maximus Taurinensis, Homil. nr 65 (Migne 57, 386 A B). — 31 Beda 352 D: *quia omnis caro, accipitur omnis*

homo, salutare Dei, videlicet Christum, in hac vita omnis homo videre non potuit. — 38 Beda 353 A: *ventura enim ira est animadversio ultionis extremae. quam tunc fugere peccator non valet.* — 45f Beda 353 C: *sed Judaei de generis nobilitate gloriantes idcirco se agnoscere peccatores nolebant, quia de Abrahae stirpe descenderant.* — 47 f ähnliche fülle des ausdrucks hat an der stelle auch Ambrosius im Lucascomm. 15, 1661 B: *ecclesia, quae non rupeis saxis, sed vivis lapidibus exstructa est.* — 55f. 61 f Beda 354 A: *quia unusquisque perversus paratam citius gehennae concremationem invenit, qui hic boni operis fructum facere contemnit.*

24. 1 f Beda Lucascomm. 92, 354 B: *percussae (turbae) enim terrore fuerant, quae consilium quaerebant.* — 9 Beda 354 C: *quia in lege scriptum est: 'diliges proximum tuum tanquam te ipsum'.* (Matth. 22, 39; dazu noch 40: '*in his duobus mandatis universa lex pendet et prophetae*'.) — 18 mit anlehnung an Matth. 19, 21 (Marc. 10, 17 ff Luc. 18, 16 ff): *si vis perfectus esse, vade, vende quae habes, et da pauperibus, et habebis thesaurum in coelo.* voran ging das erwähnte: *diliges proximum tuum sicut te ipsum.* — 19 *hiar obana* bezieht sich auf das citat bei 9 f. Gregor bietet in der 20 homilie ganz dasselbe.

25. Für die quelle dieses und des nächstfolgenden abschnittes wird von Kelle, Piper, Erdmann der Matthäuscommentar des Rabanus Maurus gehalten, der seinerseits sehr stark aus Beda schöpft. allein die homilie Bedas lib. I nr 11 (bei Paulus Diac., Homil. 1, 51, s. Loeck s. 11), 94, 58 ff enthält nicht blofs wörtlich dieselben stellen wie Rabanus Maurus, sondern noch eine mehr, die mit Otfrid übereinstimmt und weder im commentare Bedas noch in dem des Rabanus Maurus vorkommt. — 3 Beda Homil. 58 D (vgl. comm. 92, 17 D): *expavit illum venisse ad se ut baptizaretur aqua.* — 7 f Beda Homil. 58 B: *in Domino autem, qui cum sit Dominus, non solum ab homine servo baptizari dignatus est. in servo autem, quia cum sciret praecursorem se ac baptistam Salvatoris sui esse destinatum, memor tamen propriae fragilitatis, injunctum sibi humiliter excusavit officium, dicens: 'ego a te debeo baptizari, et tu venis ad me?'* — 11 f Beda Hom. 59 B C: *sine modo, inquit, sine me modo, ut jussi, a te baptizari in aqua* = Rabanus Maurus 107, 776 B. — 13 f Beda Hom. 59 B: *id est, tunc demum dimisit, tunc consensit, tunc passus est*

eum a se baptizari, cum tali ordine cognovisset omnem justitiam debere compleri = Rabanus Maurus 776B. vgl. Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 169D: *idcirco quod prius humiliter formidabat, postea devotus implere permisit et obedit ex divina institutione securus.* — 15ff Beda Hom. 61A: *quod ait vox paterna: 'hic est Filius mihi dilectus, in quo mihi bene complacui', ad comparationem terreni hominis dixit* (übergang zu 19ff), *in quo peccante quodam modo sibi displicuisse Deus conditor insinuat —. poenitere se dixit hominem fecisse in terra, quem a rectitudine suae facturae peccando degenerare conspexit. in Filio autem suo unigenito sibi singulariter complacuit, quia hunc hominem, quem induerat, a peccato immunem servare cognovit* (= Rabanus Maurus 778D). mit diesem gedanken ist dann erst der viel früher vorkommende (bei Beda 60A, Rabanus Maurus 777A) verwoben, den die herausgeber zu 19ff anmerken. — 18ff Pasch. Radb. 175D: *ita tanquam diceretur: in te placitum meum constitui. hoc est, in te volui agere, quia in primo Adam mihi displicuit —. in quo jure sibi complacuisse testatur, quem de sua substantia unicum genuerat Filium.* — die zu 25ff von den herausgebern beigebrachten citate aus Rabanus Maurus 777B stehn bei Beda Hom. 60C. 62B (vgl. seinen comm. 18B), dazu: *omnisque amaritudo tollatur* (27[b]) Ephes. 4, 31. vgl. Pasch. Radb. 172B: *apparuit autem in columba, ut per eam exponeret, quales futuri erant, qui ad gratiam ejusdem Spiritus pervenirent. ex quo, quia columba fel non habet, patenter insinuat, quod in felle amaritudinis non esse debet —; sed simplicitatem atque innocentiam repraesentare. siquidem et tantae benignitatis a natura fertur —. est itaque mitissima in tantum, ut nec rostro neque unguibus cupiat aliquem lacerare. — hinc et officiosissimum fuit, Spiritum sanctum apparere per eam, ex cujus jam olim specie illa cognominabatur.*

26. Die zu 1 f 5—8 von den herausgebern angeführte stelle des Rabanus Maurus 107, 776D findet sich auch in Bedas Homil. 94, 60A. es gehört noch dazu: *nobis ergo, fratres charissimi, nobis sunt haec celebrata mysteria. — nobis quoque post acceptum baptismum coeli aditum patere et Spiritum sanctum dari monstravit.* — 5ff Paschasius Radbertus 120, 177A: *quid igitur ultra mens tali renata sacramento dubitationis potuit habere in fide, cum uno eodemque momento Patris vox ad nos delapsa Filium in aquis visibiliter apparentem praedicat et Spiritus sanctus desuper in co-*

lumba, quae sentienda sint de eo, evidentius edocet? — unde quicunque recte secundum catholicam fidem baptizati sunt, sane sunt renati et per hanc fidem mater ecclesia eos in se suscepit. — 178 D: *in quo nimirum fonte quicunque baptizati sumus, de fide nihil retractare debemus, sed custodire omnibus modis quod credidimus.* vgl. zu dem passus auch Bedas Matthäuscomm. 92, 18 C. — 9—14 Bedas Homil. 59 D (= Rabanus Maurus 776 C): *et hoc ad impletionem omnis justitiae pertinet, quod baptizato Domino aperti sunt coeli et Spiritus sanctus descendit super eum, ut hinc nimirum fides nostra confirmetur, per mysterium sacri baptismatis aperiri nobis introitum patriae coelestis et sancti Spiritus gratia ministrari.* zu 9 vgl. noch Bedas comm. 17 D: *et a quo ipse debuit ab originalis peccati contagione mundari.*

27. 1 ff vgl. Haymos Homil. de temp. nr 7, 118, 41 ff über den Johannestext, und zwar zunächst 41 D: *et ideo, quia audierant Joannem per repromissionem angelicam de sene patre et sterili matre esse natum, audierant in ejus nativitate linguam patris solutam videbantque juvenem deserta sectantem et inauditam prius poenitentiam in remissionem peccatorum vel doctrinam praedicantem, miram abstinentiam conservantem, baptismum quoque non solum docentem, sed etiam dantem: aestimaverunt apud semetipsos, quod ipse esset Christus, qui eis fuerat promissus. et ideo miserunt —. quod enim hac suspicione permoti ad eum interrogandum miserint, alius evangelista Lucas scilicet manifeste declarat dicens:* 'Luc. 3, 15'. — zu 5 f vgl. vielleicht Matth. 11, 11: *amen dico vobis, non surrexit major inter natos mulierum Joanne Baptista.* — 17 f Haymo 42 B: *si quaeras, quid confessus est et quid non negavit: confessus est, quod non erat, non negavit, quod erat.* — 20 Haymo 42 B: *elegit enim solide subsistere in se, ne humana opinione inaniter raperetur super se. magis enim voluit humilis inter membra Christi numerari, quam ejus nomen immeritus usurpare —. aliis enim magna de se aestimantibus, ipse de se minima sensit.* — 21 f Haymo 42 C: *sed quod de secundo adventu Domini praedictum erat, illi de primo dictum arbitrantes, confitente Joanne, quod non esset Christus, interrogaverunt eum.* — 25 ff Haymo 43 B: *Joannes vero requisitus a Judaeis, qui tantum litteram, non autem spiritum pensare noverant, dignum fuit, ut non de spiritu, sed de sua persona diceret: 'non sum Elias'.* — 33 f Haymo 43 C: *ideo autem Joannes prophetam se esse negavit, quia plus quam*

prophetam se esse intellexit. prophetae enim officium est ventura praedicere, non autem demonstrare. — 35 f, 43 f Haymo 43 C: *sed sacerdotes et levitae, qui ad Joannem missi fuerant, adhuc diligentius quis sit inquirunt.* 44 C: *sed quia sacerdotes et levitae magis reprehendendi studio quam discendi voto Joannem interrogabant, tacite evangelista manifestare curavit, cum adjunxit: 'et qui missi fuerant, erant ex Pharisaeis'. ac si diceret: illi Joannem de suis actibus requirebant, qui magis solebant doctrinam invidere quam imitari.* — 45 ff Haymo 44 D: *ac si dicerent: cujus auctoritatis, ut novam doctrinam audeas docere et inauditum prius hominibus baptismum dare, cum tu non sis Christus neque Elias neque propheta? et quia, secundum apostoli Petri sententiam* (1 Petri 3, 15) *parati semper esse debemus ad reddendam rationem omni poscenti de ea, quae in nobis est, fide, percontatus Joannes, cur baptizaret, respondit.* — die stellen zu 1 (teilweise 20) 21 f, 33 f, 45 f sind Haymo eigentümlich, das übrige findet sich auch in Alcuins Johannescommentar, der widerum vollständig aus Gregors Homil. in evang. nr 7 (76, 1099 ff = Paul. Diac. Homil. 1, 13) geschöpft hat. zu 35 f, 43 f vgl. noch Alcuin 100, 754 A B: *quod quia (a Pharisaeis) non studio cognoscendae veritatis, sed malitia exercendae aemulationis dicitur, evangelista tacite innotuit —. illi Joannem de suis actibus requirunt, qui doctrinam nesciunt quaerere, sed invidere. sed sanctus quisque, etiam cum perversa mente requiritur, a bonitatis suae studio non mutatur.*

28. Aufser der von Piper bereits mitgeteilten stelle aus Bedas Lucascommentar gehört hierher noch aus derselben quelle 92, 357 A B. Beda zieht die erklärung des gleichnisses vom weizen und der spreu heran, die sich Matth. 13, 38 ff findet, und bemerkt dazu: *paleae sunt illi, qui — ab solida perfectione vel operum levitate vel perfidiae vacuitate dissentiunt. zizania vero, qui — et opere simul et professione secernuntur. — solum autem triticum electorum coelestis vitae recondetur in horreum. ignem autem gehennae vocat —.* das ist wörtlich übergegangen in des Rabanus Maurus Matthäuscommentar 107, 774. — zu 5 ff vgl. Origenes Homil. in Luc. nr 26 (26, 299 A): *quod blando vento paleae huc illucque rapiantur, grave vero triticum in unum deferatur locum. — existimo tentationes pro vento intelligi, quae confuso credentium acervo alios paleas, alios triticum esse demonstrat.* Paschasius Radbertus Matthäuscomm. 120, 166 B: *sicut per ventilabrum*

in area triturae paleae secernuntur a tritico, ita per divinum examen leves et vacui a fructu boni operis et a consortio sanctorum segregantur. — gratia ad horreum paradisi, paleis rejectis in ignem, quotidie colliguntur. — die bemerkung Pipers zu 12 erledigt sich dadurch, dass an unzähligen stellen der von Otfrid benutzten schriften die guten werke als unentbehrlich zur erlangung des himmelreiches bezeichnet werden. — [wird fortgesetzt.]

Graz. ANTON E. SCHÖNBACH.

DAS KLOSTER DER MINNE.

Das Kloster der Minne, so ist treffend ein gedicht in Lassbergs Liedersaal II 206—264, benannt, von dem es eine zweite hs. (pap. s. XV ex.) in Heidelberg gibt: cod. pal. germ. 313, bl. 43^b^—74^b^ (Meister Altswert s. VII, Bartsch Heidelberger hss. nr 148)[1]. der titel überrascht, weil er eine kühne vermischung von geistlichem und weltlichem ankündigt. schon darum lohnt wol eine nähere betrachtung, die weiter auf ein bescheidenes, aber vielleicht nicht unwillkommenes ergebnis führen mag.

Der dichter erzählt seinen besuch im Kloster der Minne. er geht eines schönen morgens im mai aus und begegnet einer einsam dahin reitenden dame, einer botin des Minneklosters. von ihr unterrichtet, lenkt er seinen weg nach dem wunderorte, wo ritter und frauen ein fröhliches leben führen. unter den weiblichen insassen trifft er eine bekannte aus seiner heimat, die sich seiner freundlich annimmt und ihm das kloster und seine herlichkeit zeigt und preist. vor den augen der beiden entfaltet sich ein reizvolles bild feiner höfischer geselligkeit. ein turnier findet statt zwischen den klosterherren und ritterlichen gästen. unterdessen wird das pärchen immer vertrauter. sie bittet ihn endlich, auch in den orden einzutreten, und er scheidet, nach-

[1] sie ist sehr wenig sorgfältig, und auch ihre vorlage enthielt schon verschiedene mit der Donaueschinger hs. gemeinsame fehler; immerhin ergeben sich aus ihr allerlei besserungen, wie nach 1118 L. 4 notwendige plusverse. — einige gröfsere partien aus dem gedichte sind auch in Kürschners Nationallitteratur XII 180 ff in etwas normalisierter schreibung gedruckt: der hsg. kennt die Pfälzer hs. nicht, ja er hat sogar die 'verbesserungen' hinter Lassbergs vorwort übersehen und selbst so einfache correcturen unterlassen wie 230 *spehten* (hs. *sprechen*) : *knehten*, vgl. v. 1031; so bemerkt hr prof. Schröder, dem ich für einige fördernde hinweise hier meinen dank ausspreche.

dem sie beide Johannisminne getrunken haben, mit der absicht widerzukommen und seine tage an diesem freudevollen orte zu beschliefsen.

Ein farbiges phantastisch ausgeschmücktes gemälde wird von dem Minnekloster entworfen. ein reicher meister hat es gebaut, grofs und prachtvoll und wol ausgestattet (v. 146 ff). und als königin ist frau Minne eingezogen (v. 153, vgl. 109), nicht die allegorische personification, die sonst auftritt, sondern der geist liebeerfüllten verkehrs, der die genossenschaft beseelt und die geschlechter vereinigt (v. 1521 ff). denn männer und frauen leben zusammen, paarweise gesellt (v. 163 ff usw.), fromm aber fröhlich; wer die regel hält, '*der möcht in fröden alten und doch da by dienen got*' (v. 1488 f). bis mittag werden messen gelesen (v. 178 f); aber sonst ist das dasein der mannigfachsten unterhaltung gewidmet. arge leute erhalten keine pfründe (s. bes. v. 1491 ff), und wer gegen die zucht verstöfst und den frieden des ordens stört, der fällt in schwere strafe (v. 887 ff). der ordnung aber warten die vornehmsten pare, ein abt und eine äbtissin, ein prior und eine priorin (v. 876 ff). auch lesemeister und kustos gibt es, sowie kellner und pförtner (v. 581. 599 f. 1273).

Also ein kloster, das nicht der entsagung, sondern der heitersten weltlichkeit dient, ein weltliches ritterstift mit klösterlichen formen.

Ein weltliches ritterstift mit klösterlichen formen war auch die anstalt, die Ludwig der Bayer im j. 1330 zu Ettal bei Oberammergau begründete neben einem richtigen kloster für 20 Benedictinermönche[1].

Im j. 1332 erliefs der kaiser als verfassungsurkunde für seine sonderbare schöpfung eine ausführliche 'ordenung'[2].

Danach war für 13 ritterliche ehepare unterhalt und die nötige dienerschaft vorgesehen. abgeschieden von der aufsenwelt sollten die mitglieder ihr leben verbringen, je mann und frau für sich in rechter ehe, aber alle genossenschaftlich vereint zu

[1] s. Riezler Gesch. Baierns II 393 f.

[2] das original ist facsimiliert in den kaiserurkunden in abbildungen von Sybel und Sickel IX tafel 18, vgl. text 320; ein abdruck in Monumenta Boica VII 235, Oberbayer. archiv 23, 160. wegen des nichteinheitlichen datums ('ze dem Etal' august 17) sei verwiesen auf Schaus Zur diplomatik Ludwigs des Bayern (Berl. diss.) München 1894 s. 54.

:meinsamem gottesdienst und gemeinsamer mahlzeit. zum ein-
itt bereiteten sich die der aufnahme würdig befundenen durch
:nuss des sacramentes vor und verpflichteten sich, die regel zu
:obachten. eifrige andachtsübung war vorgeschrieben, allein
irbare unterhaltung und jagd und waffenspiel für die männer nicht
:rboten, gleichwie auch die schlichte gleichförmige tracht des ritter-
:hen schmuckes nicht ganz zu entbehren brauchte. fromm und
ichtig sollte der wandel sein in strenger befolgung der kirchlichen
:bote, in eintracht und willigem gehorsam, in mäfsigkeit und sitte.
ir vergehen war eine stufenleiter von strafen festgesetzt: verweis
urch die oberen, zeitweise entziehung der pfründe, demütigende
ufse in der kirche und beim essen, strenge haft oder gar schimpf-
iche ausstofsung aus dem stifte. ein paar stand an der spitze: der
ıeister, der die gesamte anstalt leitete, und seine frau, oder, wenn
ie nicht tauglich war, eine andere als meisterin. die beiden nahmen
len ehrenplatz bei tisch ein und führten den vorsitz in den regel-
näfsigen versammlungen. denn auch die frauen vereinigten sich
wie die männer jeden freitag zum capitel. allein das gewicht in
rat und verwaltung lag bei dem meister und dem convent der
ritter. der meister war vorgesetzter und richter der anderen,
ihm 'an unserr frauen stat' wurde das eintrittsgelübde abgelegt.
er hatte einen ansehnlichen hofstaat zu unterhalten, verfügte über
die angestellten der stiftsländereien und besorgte wol die wirt-
schaftliche leitung überhaupt; zu seinen besonderen aufgaben
gehörte es auch, für die kranken und kinder zu sorgen. be-
schränkt war der meister durch den convent der ritter bei der
auswahl neuer mitglieder, bei verhängung der schweren strafen
für sittliche vergehen und sonst. der landesherr entschied bei
absetzung des meisters und einsetzung eines neuen. im übrigen
schien der anstalt ein weitgehndes recht der selbstbestimmung gelas-
sen[1]. es war eine grofse stiftung. bei vollzähligkeit der pare und der
dienerschaft wären es über 70 personen gewesen, dazu die 20
mönche in ihrer abtei, welche die seelsorge versahen. jedoch
drängten sich die ehepare anscheinend nicht in das kloster. es
ist schon in der ordnung die rede von witwen. und wenn ein
ritter das gelübde ablegen wollte, seine frau aber nicht, so war

[1] dies mag es vielleicht mit erklären, warum die söhne Ludwigs, die
lie väterliche vorliebe des begründers nicht teilten, nachher so scharf gegen
ie rittercolonie vorgiengen: vgl. Riezler aao. III 829 n.

gestattet, dass sie trotzdem im stifte wellte, so lange ihr mann am leben blieb. dies opfer wurde dem grundsatz gebracht, dass eben ehepare die glieder des ordens bilden sollten. ein ritter, der seine frau verlor, mochte 'ein ander nemen'. die witwen waren etwas zurückgesetzt, sie hatten keine besonderen dienerinnen. und endlich findet sich die bestimmung, kein paar dürfe seine kinder mit ins stift bringen, und die im stift geborenen sollten nur drei jahre lang verpflegt und dann entfernt werden.

An Ettal muss der poet gedacht haben, als er das Minnekloster schrieb; es ist kaum anders möglich, als dass ihm die hier versuchte verbindung und verquickung der sonst getrennten lebensformen zum vorbild gedient und seine phantasie angeregt hat.

Realistische schilderung lag freilich nicht in seiner absicht. Ettal bot ihm die idee des ritterlichen klosters, er arbeitet sie grob heraus; statt meister und meisterin führt er abt und äbtissin, prior und priorin ein, er nennt die ritter mönche usw.[1] sonst aber malt er einseitig das freudenreiche leben, die verschiedenen arten der unterhaltung, tanz und spiel und turnier, wovon in Ettal nur mafsvoll oder gar nicht die rede sein sollte. begreiflich, denn hierfür standen der kunst dieser epigonenepik die meisten farben zu gebote, und der dichter wollte unterhalten. patronin Ettals war die heilige jungfrau; sie gehörte nicht in solche dichtung. hier herscht die königin Minne, die diesmal freilich nicht personificiert, sondern anmutig genug als ideal des geselligen ordens dargestellt wird. als zuflucht für einige mitglieder des armen adels war Ettal gedacht, und selbstverständlich als zuflucht für ältere leute, denn nur bei dieser annahme verliert jene bestimmung über die kinder etwas von ihrer anstöfsigkeit. im Minnekloster aber finden sich könig und königin, herzöge, grafen, freie (freiherren) und (edle) knechte mit ihren frauen, arm und reich, jung und alt in unbeschränkter zahl. das ist lässliche poetische übertreibung. allein ganz ausschweifend und märchenhaft ist die beschreibung des klosters selbst. es hat runde gestalt, und sein gebiet ist so grofs, dass ein läufer es kaum in einem jahre umkreisen könnte[2]. zwölf pforten führen zu ihm ein; jeder monat

[1] v. 1106 und 1201; vgl. weiter ausdrücke wie *cofent* v. 595. 1179. 1483. 1531; *pfrünt* v. 865. 873. 1035; *zelle* v. 852 ff. 1752. 1837.

[2] v. 262; vgl. die 'verbesserungen'.

hat eine pforte, und jeder ausschnitt des ringes zeigt dem eintretenden die natur im zustande des betreffenden monats:

Wiltu warm, wiltu kalt,
wiltu blumen, wiltu kle,
wiltu riffen oder sne,
— — — — — —
welher zit din hertz begert,
wol bistu der do gewert. v. 334 ff.

Die kirche zu Ettal, zu der doch wol Ludwig selbst am 28 april 1330 den grundstein legte und die, 16 jahre nach seinem tode, am 7 mai 1363 eingeweiht wurde [1], war ein zwölfeckiger centralbau [2]. leicht kann die kunde ihrer ungewöhnlichen bauart, die einer rotunde nahekam, die vorstellung von dem wunderbaren monatsgürtel erweckt haben, dessen sich beiläufig nicht der Graltempel noch der palast des priesters Johannes rühmte [3].

Es lohnt kaum, die weitern einzelheiten zu prüfen. von kleineren zügen der übereinstimmung, die sich gleichfalls finden, sei nur erwähnt, dass auch im Minnekloster sich die kinder keiner besonderen beachtung zu erfreuen haben; sie sind vorhanden, aber es wird ihrer nur eben gedacht (v. 169. 720). und wenn der kaiser bestimmte, man solle seinen rittern 'ob tische tütsch lesen, daz götlich sei', so heifst es vom Minnekloster v. 197: *Du sichst tüsch lesen ze bett* (= gebet, vgl. v. 106).

Hat der dichter die ordnung gekannt? ist er in Ettal gewesen? man kann es nicht bestimmt sagen, aber die möglichkeit liegt vor. er lebte jedesfalls zur zeit Ludwigs des Bayern.

Im Liedersaal folgt auf das Kloster der Minne eine andere allegorie, die 'Klage um eine edle herzogin' II 265—287. und die beiden stehn auch in so enger geistiger nachbarschaft, dass man sie unbedingt demselben autor zuschreiben muss. auf den ersten blick fallen verschiedene wörtliche anklänge auf. man vergleiche zb. mit v. 349—356 der Klage:

[1] die daten s. bei Oefele Script. rer. Boic. II 341 und 343.

[2] sie wurde im vorigen jh. nach einem brande widerhergestellt, so wie sie heute steht. doch sind die alten umfassungsmauern samt den strebepfeilern erhalten; vgl. GFSeidel Baugeschichte des domes und klosters Ettal [sa. aus der Zs. f. bauwesen], Berlin 1890, s. 3; vgl. noch Otte[5] I 28. II 314.

[3] anzuführen ist vielleicht Apoc. 22, 2: *lignum vitae afferens fructus duodecim, per menses singulos reddens fructum suum;* vgl. Ezech. 47, 12.

'by der eren gernder frucht
sach man frödenrich genucht
mit zuchten und ⟨mit⟩ eren.
si kond wol fröde meren
mit aller lay⟨e⟩ wunne spil.
man hort da böck⟨en⟩, pfiffen vil,
schalmien und bisunen
hort man da schallig runen'

im Kloster v. 323—325:

'in wellem monat du wilt sin,
den findest da mit siner frucht
und mit aller der genucht,
als im sin got hat gestift'

und v. 209—211:

schalmyen, pfiffen ist da (by) vil.
brisonne, böcken, alli spil
hört man da mit schalle [1].

dann entsprechen sich die gedichte in einer turnierschilderung, die beiden als glanzstück eingefügt ist; sie steht kürzer gefasst in der Klage (v. 229—313), länger, weil durch andere bestandteile aufgeschwellt, im Minnekloster (v. 1074—1451) [2].

Die 'edle herzogin', deren tod der poet beklagt, ist Beatrix, eine geborene gräfin von Savoyen, die dritte gemahlin des herzogs Heinrich von Kärnten, grafen von Tirol; und sie starb am 19 december 1331 [3].

Ein wandernder sänger tritt uns entgegen (s. Klage v. 549 f), ritterlichen standes; er lässt sich 'junker' nennen (Klage v. 546, Kloster v. 911 und 939), 'gelehrt': er rühmt sich der kunst des lesens (Klage v. 138 f); von haus ein Schwabe: nach der sprache 'und besonders dem wortschatz' [4] zu schliefsen; ein fahrender, der um guten lohn mit einer allegorie nach dem zeitgeschmack

[1] die gleichen musikinstrumente werden mehrfach genannt, in der Klage v. 239 ff. im Kloster v. 447. 753. 1101. 1133. 1285 ff.

[2] prof. Schröder findet besonders charakteristisch die erwähnung der '*walken*' (ital. *balcone*), auf denen die damen sitzen: Klage v. 271, Kloster v. 759. 763. 834. 841. 1076. 1567; sie kommen sonst nirgends vor. vgl. auch noch die vorliebe für sammet: Klage v. 132, Kloster v. 53. 1775.

[3] an eine andere ist nicht zu denken. vgl. über sie AHuber Gesch. der vereinigung Tirols mit Österreich (1864) s. 14.

[4] so prof. Schröder.

den Kärntner herzog zu trösten sucht, weil ihm seine dritte gemahlin hinweggestorben war, ohne den ersehnten erben zu hinterlassen, und der ein andermal bei Ludwig dem Bayern seinen dank verdienen will durch eine phantastische verherlichung der kaiserlichen lieblingsschöpfung [1]. am ende ist das Minnekloster gar ein poetisches gesuch an den herscher um eine pfründe im stift?

Die freundliche gefährtin des dichters will vor 10 jahren als kind in den orden eingetreten sein (v. 713 ff). darauf braucht man nichts zu geben. die vergnügliche poetische erzählung ist keine quelle für die Ettaler geschichte. vielmehr kann man mit ziemlicher wahrscheinlichkeit die entstehung des gedichtes früh, zeitlich nahe der Klage um eine edle herzogin, ansetzen. der dichter wird angeregt worden sein, als die leute sich zuerst über 'die neue unerhörte regel' [2] des kaiserlichen stiftes unterhielten und genug übertreibende gerüchte umlaufen mochten.

'Leere haltlose allegorie' war Goedeke das Kloster der Minne. nun ragt es poetisch gewis nicht über das mafs der allegorischen dichtung jener zeit empor, aber es ist auch nicht schlechter als vieles andere derart [3]. eine gewisse natürlichkeit herscht in den gesprächen, und der schluss ist lebendig und lustig. vielleicht hat es jetzt auch ein wenig inhalt und grund gewonnen. als seltsame urkunde des mittelalterlich höfischen gesellschaftsideals konnte es eigentlich immer schon einige aufmerksamkeit beanspruchen.

Es ist hergebracht und keineswegs unrichtig, den gedanken der Ettaler gründung zurückzuführen auf die sage vom Gral, in dem ritterstift ein Klein-Munsalvæsche zu sehen und in der kirche zu Ettal ein abbild des Titureltempels [4].

[1] über die person des dichters hat Lassberg Ls. II p. XIX eine bestimmte vermutung geäufsert: er will das werkchen, das er als 'das schönste gedicht dieses liedersales' bezeichnet, dem Heinzelein von Konstanz zuweisen, dessen Minnelehre ihm im Cod. pal. 313 unmittelbar vorausgeht. mir schien die vermutung nicht so unbedingt abzuweisen, wie es FPfeiffer HvK. s. XIV tut, aber auch prof. Schröder findet den unterschied in stil und wortschatz bemerkenswert und datiert mit Pf. die als echt bezeugten werke Heinzeleins um ein menschenalter früher.

[2] s. Böhmer Fontes rer. Germ. I 410.

[3] [der versbau ist für die zeit nicht übel — im Kloster besser als in der Klage — und der stil weist noch auf die lectüre guter vorbilder. E. S.]

[4] dagegen Seidel aao. 8 in übereinstimmung mit Weber in Wetzer und

Romantisch unklar handelte Ludwig, und er weihte sein werk baldigem untergange, indem er eine gutgemeinte woltätigkeitsanstalt nach dem model des phantastischen templeisenordens aufrichtete und zusammenzufügen sich vermafs, was unvereinbar ist, möncherei und eheleben. wie konnte die klösterliche ordnung und das standesgemäfse nichtstun bestehn vor dem geschrei kleiner kinder? der mitwelt war die zwitterhaftigkeit des planes nicht verborgen. unbewust hat in seiner weise der weltliche poet das urteil darüber gefällt, indem er einen mönchisch vermummten liebeshof zeichnete; und ein zeitgenössischer kirchenmann, der abt Johann von Viktring, sprach aus, was wir noch heute denken [1], dass nur frommer eifer ohne einsicht ('sine scientia zelus dei') Ludwig geleitet haben könne. er erinnerte sich dabei, was der heilige Martin einem ritter gesagt hatte, der seine frau mit ins kloster nehmen wollte: es ziemt sich nicht, dass der krieger mit seinem weibe in den kampf ziehe.

Marburg i. H. E. SCHAUS.

DAS MÜNCHENER BRUCHSTÜCK DER ÖSTERREICHISCHEN REIMCHRONIK.

Als ich im j. 1892 die einleitung zu meiner ausgabe der Österreich. reimchronik schrieb, war mir ein verzeichnis der cgm. 5249 vereinigten bruchstücke entgangen, das FKeinz in seinem der 41 versammlung deutscher philologen gewidmeten hefte 'Altdeutsches' 1891 mitgeteilt hat. unter jenen fragmenten ist ein perg.-doppelblatt, 4°, des 14 jhs., das ein stück der reimchronik Ottokars, uzw. die vv. 47603—718 und 48536—710 der Ackersepisode enthält.

Es ist in der breite und in der höhe beschnitten, in dieser so, dass der schnitt knapp unter der letzten zeile der spalte läuft, der text der spalten selbst also noch ganz vorhanden ist. die erhaltene breite des einzelnen blattes schwankt zwischen 17.1 und 16.9 cm, die höhe zwischen 18.8 und 20 cm. was die spalten

Weltes Kirchenlexikon IV 943, nach dem die ordnung 'auf dem boden nüchterner praktischer askese' beruht. für diese seite soll freilich der hinweis auf den dritten orden des Franz von Assisi hier nicht fehlen. doch der poetische hintergrund ist kaum zu bestreiten.

[1] Böhmer aao.

ft, so ist durchschnittlich die breite des textes 6 cm, die
18.5 cm. die seite ist zweispaltig beschrieben, die reim-
n abgesetzt, ihre anfänge stehn in gerader linie unter ein-
r. initialen finden sich nur am anfang von abschnitten. am
jeder zeile steht ein punct.

Bl. 1, sp. a enthält v. 47603—46, sp. b: 47647—90, sp. c:
1—734, sp. d: 47735—78; bl. 2 sp. a: 48536—78, sp. b:
9—622, sp. c: 48623—66, sp. d: 48667—710, also durch-
44 zeilen (denn auch bl. 2 sp. a hat dieselbe zahl, da v. 48537
nal geschrieben wurde).

Ich nenne zunächst die varianten des neuen fragments —
ch vorderhand mit M bezeichne —, verglichen mit dem texte
er ausgabe (Rchr.); rein graphische und die meisten mund-
hen unterschiede, bei denen die wortform sonst identisch ist,
dabei aufser acht gelassen: die auswahl ist nach den gleichen
dsätzen getroffen, wie sie für das lesartenverzeichnis der aus-
mafsgabend waren:

Bl. 1 47605 *den zuo staphen* Rchr.] *denne ze stapfen* M
auriæen] *Mauriciū* 15 *den herzogen*] *der herzog* 19 *erden*]
28 *scheffest*] *schaffest* 37 *der*] *Der* 39 *dienste*] *dint*
esellikeit] *gellichait* 57 *der*] *Der* 62 *die*] fehlt 64 *dem*
n] *dem alten ſoldan* 65 *hulf anden*] *hulf an den* 66 *in*]
68 *aller*] fehlt; *und*] *und mein* 80 *unde*] *oder* 82 *von*
chulden ist verdorben] *von ſchulden ſint verdarben* 83 *oder*
er] *vnd ſein mueter* 86 *im*] fehlt 90 *Berbester*] *verbeſter*
der] *Oder*; *sô*] *also* 94 *ez*] *Er* 97 *lebens*] *leibes* 98 *ge-*
en] *Geranget* 47701 *scheiden*] *geschaiden* 07 *dem*] *der dem*;
] *erd* 10 *ouch ich*] *ich auch* 11 *er*] *Er* 22 *bringen*
] *inne pringen* 28 *well*] *wellen* 29 *sunde*] *ſunden* 30 *dô*]
36 *immer*] *nüer* 45 *ein*] *Ein*; *heizt*] *haiz* 62 *sîn*] *ſeinen*
olde] *den ſcholt* 72 *schœne*] *ſchonen* 73 *ungeswachet*] un-
r 74 *was im zêren dâ gemachet*] *was im do ze ern gemachte.*
Bl. 2 48537 *dô er dem soldan*] *do er den ſoldan*, durch-
hen, darauf in neuer zeile *do er dem ſoldan* 38 *sîn*] *ſeinen*
en rat] *der rat* 43 *die lâz ouch wir sîn walten noch*] *Di*
n auch ſein noch 46 *vor vehtens*] *fur vns vechtens* 51 *ze*]
53 *weinen*] *Bewainen* 56 *daz*] *Der* 61 *man*] überge-
eben 69 *dâ*] fehlt 79 *mer*] weggeschnitten 81 *dâ si*
heiden mit striten] *Daz ſi mit den heiden ſt....* (der rest

des wortes weggeschnitten) 82 *wellen*] *welle* 84 *ditze*] *Daz* 85 *und ander rede*] *Vnder einander red* 91 *suochten*] *Svechten* 97 *ich sag iu wie*] *wier ſagen wie* 48603 *gêt*] fehlt 05 *dô*] fehlt 06 *aller*] *auer* 09 *des*] *Des* 16 *noch*] *nach* 17 *niht behag*] unlesbar 18 *trag*] unlesbar 19 *sô in*] *in ſo* 21. 22] die enden der zeilen weggeschnitten 23. 24. 25. 26] die anfänge der zeilen weggeschnitten 27 *wirt*] .. *er* 31 *haben*] . *aden* (unsicher) 32 *hât*] fehlt 33 *ze uns*] . *v vns hat* 36 *si kunnen sich des niht behüeten*] *Sich chunnen ſich nicht des be-huetten* 39 *gestân*] *beſtan* 41 *si*] *Si*; *dem*] *dem wol* 42 *dô*] *daz* 59 bis 66] die anfänge der zeilen weggeschnitten 76 *dort*] *dar* 80 *sagte man uns*] *iach man* 84 *zem lest*] *zeleſt* 96 *eise*] *als* 48709 *des*] fehlt.

Zur classe *B gehörig — wegen der bedeutung der siglen s. meine einleitung bes. s. xxxiv ff — erweist sich das brst. durch die laa. 47615 *der herzog*, 47728 *wellen* und durch die absätze bei 47637, 47657 und 47745.

Innerhalb dieser classe entstammt es aber der vorlage *b[1], die sonst noch die quelle der hss 6. 7. 8 war. denn M steht mit 6. 7. 8 der hs. 4 (und von 48594 ab auch der hs. 3) gegenüber in folgenden classenlesarten:

4 (3) und text	6. 7. 8. M
47762 *sîn frum* (acc.)	*seinen fr.*
48543 *die lâz ouch wir sîn walten noch*	*Dy auch sein walten noch* 6; *D. wältent syn ouch n.* 7. 8; *Di walten auch ſein n.* M
48553 *weinen*	*Pewainen* (*Bew.* M)
48680 *sagte*	*sagt* (corr., aus *sach*?) 6, *jach* 7. M, *sprach* 8.

6. 7. 8. M und text	3. 4.
48619 *in gelust*	*im g.*
48704 *wan* (*Und* 8)	*Wand* 3, *wann* 4.
48709 *iht*	*niht.*

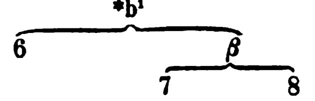
Die stellung des fragments lässt sich noch näher bestimmen: dass es zur gruppe 7. 8 gehört, ergibt sich mit aller wünschenswerten sicherheit aus den fehlern, die es mit 7. 8 teilt.

6 (und text)	7. 8. M
48546 *vor vehtens*	*fur uns v* M, *vor uns v.* 7. 8
48680 *sagte man uns*	*uns* fehlt.

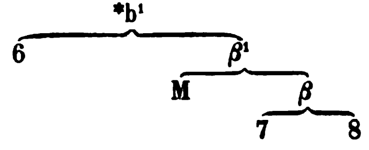
Dazu kommen noch folgende laa., welche gruppenunterschiede zwischen 6 (text) und 7. 8 bedeuten: 47683 *sîn vater oder muoter*] *s. v. und* (*oder* 7. 8) *fein mueter* M. 7. 8 47691 *sô*] *also* 47710 *ouch ich*] *ich auch* 47774 *im zêren dâ*] *im do ze ern* 48569 *dâ*] fehlt 48581 *den heiden mit striten*] *mit den heiden st.* 48605 *dô*] fehlt 48676 *dort*] *dar* 48709 *iht des*] *icht* M 8 (*jchtes* 7).

Unser fragment kann jedoch nicht die vorlage von 7. 8 gewesen sein, da diese die fehler von M (wie 47664. 668. 736; 48542. 585. 603. 632 f. 636. 639. 642. 696 ua.) nicht teilen; M kann aber auch nicht die vorlage entweder von 7 oder 8 gewesen sein, oder entweder zu 7 oder zu 8 so gehören, dass es mit 7 oder 8 aus einer näheren gemeinsamen quelle stammte (so dass die hss. 7 und 8 erst durch eine weiter zurückliegende, allen dreien gemeinsame quelle verbunden würden), weil 7 und 8 gemeinsame fehler und gemeinsame absätze haben, die M nicht teilt (47605. 662. 697. 698 f. 699. 701. 729. 48590 usw.). M muss daher zwar aus der quelle stammen, aus der (mittelbar) auch 7. 8 flossen, aber von der gemeinsamen unmittelbaren vorlage dieser beiden unabhängig sein.

Dadurch ergibt sich nunmehr eine reichere innere gliederung jenes zweiges der recension *b¹, aus dem 7. 8 hergeleitet werden. Einl. s. XLI hatte ich für 6. 7. 8 das schema



aufgestellt; durch das hinzutreten von M gestaltet es sich zu



Man wird daher das fragment M in der aufzählung der Ottokar-hss. füglich als 6¹ bezeichnen dürfen.

Dieses ergebnis ist kein völlig reines, denn es zeigen sich kreuzungen: zwar dass 6¹ mit 6 die flexionsform *sunden* (statt *sunde*) 47729, mit 7 *erd* (für *erden*) 47619, *schaffest* (für *scheffest*) 47628, mit 8 *seinen* (für *sîn* apl.) 48538 teilt, ferner dass es mit 8 (statt *ist*) *sint* 47682 list, fällt in keiner weise an und für sich ins

gewicht. auch dass 6[1] und 7 47722 *bringen*: *gewinnen* reimen, dürfte zufall sein, da 6[1] hier das reimwort *innen* umstellt, 7 aber es auslässt. schwerer wiegen jedoch die übereinstimmungen von 6[1] mit 6. 8 *untrev oder meintat* gegen *B[1]. 7 (text) *untriu unde meintât* 47680, *er* (statt *ez*) 47694; ferner von 6[1] mit 7, gegen *B[1]. 6. 8, in der auslassung von *die* 47662, von *sîn* 47682, von *in* 47666 (doch bemerke man, dass 6[1] auch 47686 ein notwendiges *im* auslässt); ferner von 6[1] mit 8, gegen 3. *B[1]. 6. 7, in der lesung *wier sagen wie* (statt *ich sag iu wie*) 48597. 6[1] teilt endlich den fehler nicht, den 6. 7. 8 durch auslassung des *dô* 48541 gemeinsam haben.

Ich fasse diese kreuzungserscheinungen unter denselben gesichtspuncten auf, wie die zahlreichen anderen, die gerade in der classe *b[1] auftreten, und verweise ihretwegen auf einl. xxxvii ff. sie vermögen nicht die gruppierung der hss. zu verändern, aber sie deuten auf ein zusammentreffen verschiedener wege der überlieferung an ein und derselben handschrift.

Für die textgestaltung der Rchr. selbst ergibt das Münchener fragment nichts neues. für einzelne laa. lässt sich aber der weg der verderbnis sicherer beurteilen. wenn wir in 6[1] und 6 den fehler *und mein gedanch* (statt *und gedanc*) 47668 finden, so schliefsen wir nunmehr, dass bereits die vorlage *b[1] ihn hatte, *β* aber das pronomen zu widerholen unterliefs und so die lesart *B wieder herstellte; die absätze ferner, die wir 47711. 48591. 48609 übereinstimmend in 6 und 6[1], 47730. 48641 in 6. 6[1] und 8 finden, werden wir auch der vorlage *b[1] zusprechen; wenn 6. 6[1] und 8 in 48641 *dem wol gleich* haben gegen text (3. 4. 7) *dem gelîch*, so erklären wir diese scheinbare kreuzung von 7 mit der ihr entfernter verwanten classe *B[1] so, dass 7 durch zufällige auslassung des *wol* einen fehler der vorlage *b[1] (und *β*) beseitigt hat. ja auch für die entfernte quelle *B ermöglicht der fehler in 6[1] 48537 *den soldan* (der in das richtige *dem s.* gebessert wurde), welcher sich auch in 4 und 7 findet, den schluss, dass *B bereits ihn hatte und die hss. 6. 8 (wie 6[1]) ihn selbständig besserten.

Unter den laa., die der hs. 6[1] allein angehören, fallen zunächst zahlreiche flüchtigkeiten auf, wie 47639 *dint* f. *dienst*, 47645 *gellichait* f. *gesellikeit*, 47698 *geranget* f. *gevangen*, 48606 *auer* f. *aller*, 48696 *als* f. *eise* (vgl. noch 47605. 665. 736. 745; 48585. 616. 627. 631. 636. 639. 642), auslassungen

einzelner wörter (47668. 686; 48597. 603), umstellungen (48619. 632f. 636). dreimal corrigiert der schreiber sich selbst, indem er in v. 47610 einen fehlerhaft begonnenen wortanfang streicht, 48561 das ausgelassene *man* über der zeile nachträgt, und den fehlerhaft geschriebenen v. 48537 streicht und in neuer zeile richtig widerholt. an zusätzen ist nur das verdeutlichende *alten* 47664 und ein anaphorisches *dem* 47707 zu verzeichnen. zu zwecken syntaktischer verdeutlichung schreibt er 47707 *der dem* f. *dem*, 48556 *der* f. *daz*, 48581 *daz* f. *dd.* sonst sind nur mehr die farblosen änderungen 47697 *leibes* f. *lebens*, 47701 *geschaiden* f. *scheiden*, 48551 *datz* f. *ze* und 48584 *Daz* f. *ditze* zu bemerken. die summe dieser laa. — 35 bei einer gesamtzahl von 348 versen — ist erheblich; sie verleihen dem schreiber aber kein hervorstechendes persönliches gepräge.

Alle übrigen individuellen abweichungen in 6[1] sind mundartlicher natur. am dialect der hs. fallen zunächst die bairisch-österreichischen züge ins auge:

a < *o* *gewarben*, *verdarben*, *margens*, *varchten*, *waricht.*
ie < *i* *mier*, *wier*, *ier.*
ue < *ŭ* *fuer*:*tuer.*
die diphthongierungen *ei* < *î* (durchweg; auch in suffixen :*-leich*, *guldein*), *au* < *û* (durchweg), *eu*, *ew*, *ev* < *iu*, *iw* (durchweg), und die entsprechungen *ai* < *ei* (bis auf *ein*, *einander*), *au*, *aw* < *ou*, *ow* (durchweg).
k ist ausnahmslos *ch* (denn von *gundervait* ist abzusehen), *ck* ist *ch* in *diche*, ebenso *kw* in *chem.*
g ist an- und inlautend *g*, auslautend meist *ch*, aber auch *g*: so stehn neben einander *chunich* und *chunig*; *lanch*, *dinch* und *ding*; *manich* und *mechtig.*
b ist im anlaut von stammsilben durchweg *p*; das praefix *be* hat meistens *b*, daneben steht *pewag wier*, im auslaut *b*; wechsel zwischen *b* und *w* in *waldach*, *erberten* (=*erwerten*).

Schwankender wird das bild — ohne aber unvereinbares zu bieten — in der dentalreihe: *t* zwar findet sich auslautend in *tausent*, *weigant*, *tat*, *stunt*, inlautend verdoppelt in *totten*, *behuetten*, *wuetten*; *d* aber steht im anlaut (auch im worte *deutsch*), inlaut, und im auslaut in *seid* (= *sît*), *sind*, *tod*, *land* (d. sg.), *red*, *ueld* (d. sg.), *vrid*, *chvnd*, *ward*, *er wold*, daneben *velt*, *er scholt.*

Neben diesen ziemlich einheitlichen erscheinungen zeigen sich aber einige freilich seltene, aber doch stark ins gewicht fallende schreibungen, die mir auf ein anderes dialectgebiet not-

wendig zu weisen scheinen. wenn ich von dem unsicheren *haden* 48631 absehe (— das als *hâten* verstanden werden müste —), so bleiben noch: im anlaut *w* f. *v* (= *f*) in *wester* f. *vester* 47658, ferner zweimal *tael* f. *teil*, einmal *taet* f. *teit* (= *tagte*), neben *vail*, *tagt* und sonstigem regelmäfsigen *ai* < *ei*. diese entsprechung ist ja bairisch freilich nicht unbelegt, aber doch ganz vereinzelt, und ihr dreimaliges vorkommen in unserem kurzen bruchstück jedesfalls sehr bemerkenswert.

Ist so der gedanke an eine ausbeugung aus den sonst ziemlich deutlichen umrissen der mundart überhaupt nahegelegt, so werden wir auch andere erscheinungen, die — vereinzelt — uns nicht zwängen über das bairisch-österreichische gebiet hinauszuschauen, in anderem lichte sehen: dass überwiegend *iz*, *di*, *si* geschrieben; dass mhd. *æ* ausnahmslos durch *e* widergegeben wird (*nem*, *chem*, *teten*, *gever*, *unmer*, *went*); dass apokopierte formen neben vollen, dass *sprahen* neben *solichev*, *zv* neben *dar zue*, *dint* (f. *dienest*) neben *gedient liehtem*, *mut furen prudern pruderschaft* neben *mueter fwuern vngueter trueg vbermuet tuet muezzen prueder wuetten*, einmal endlich *waz* neben sonstigem *was* steht.

Ich suche in diesen einzelheiten mitteldeutsche einflüsse. ob man nun den gesamten lautstand des bruchstücks als einen organischen mundartlichen aufzufassen oder in jenen md. spuren einwürkung einer fremden umgebung auf einen Baier oder einen Österreicher zu sehen habe, wird sich bei der kürze des fragments und bei der tatsache, dass es abschrift einer verlorenen vorlage ist, schwerlich glatt entscheiden lassen.

Im südlichen Böhmen zeigen sich lautmischungen, wie 6[1] sie hat, bei vorwiegendem oberdeutschen character (vgl. das von Weiss Unterss. zur bestimmung des dialects des cod. Tepl. s. 51 f über die sprache der Hohenfurter urkunden gesagte). anlautendes *w* f. *v* (=*f*) liegt in den schreibungen *nachuolgen geuallen* des cod. Tepl. (Römerbrief) vor, deren *u* man nicht mit Weiss s. 22 als zeichen für *v* ansehen, sondern wie die schreibungen *worsmehent nachwolgen water* in Johannes von Olmütz Leben des hl. Hieronymus (s. Benedicts einl. zur ausg. LI) beurteilen wird. identisch damit ist das *wester* der hs. 6[1] für *vester*. derselben erscheinung begegnen wir in ausgedehntem mafse in den hss. des Prager stadtrechts (Roesler Deutsche rechtsdenkm. aus Böhmen

und Mähren i), wo *w* und *v* im anlaut überhaupt wechseln: s. 17 (1322) *wur die wier benken* (= *für die vier*), 84 *wier*, 83. 108 *zum wirdem mal*, 85 *werſweigen*, 112 *gewangen*, 116 *walsch*, 112 *wrawen*, 116 *wreylich* usw., anderseits *vil* (= *wil*), *vollen*, *velchen*, *vider*, *volde*, *villen*, *gevalt*, *gevint* usw.

Auch das höchst auffallende *ai* < *a* in *manhaift* 47658 — zu dessen erklärung Weinholds verweisungen auf Ulman Stromer und Ayrer (BGr § 65) nicht benutzt werden können — lässt sich auf dem eingeschlagenen wege antreffen: das Prager stadtrecht (Roesler I 83) bietet *mittayll* (= *mitalle*); dieses eine beispiel gewinnt an wert, wenn wir ebenda verwanten schreibungen in *fluit* s. 149 neben *flut* und *zwein* (für *zwêne*) s. 191 begegnen [1].

Es erübrigen die drei *ae* < *ai*. ich kann aus süd- oder mittelböhmischer gegend keine parallele für sie beibringen. sollten sie sich aber nicht aus einer orthographie erklären lassen, welche für mhd. *æ* in der regel zwar *e*, daneben aber auch *ae* und zuweilen *ei* gebraucht (*seilic*, *vnfleitikeit*), wie die Johanns von Olmütz? trifft die erklärung zu, so würde durch sie die annahme wahrscheinlicher, dass der schreiber von 6[1] nicht ein Südböhme sondern ein Österreicher war, der auf seine heimische mundart südböhmische laute und lautgebung hatte einwürken lassen.

Der bairisch-österreichische character des denkmals überwiegt weitaus. zu den oben erwähnten hauptmerkmalen sei noch das praet. *hieten*, das regelmäſsige *ſchullen*, *ſcholde*, *ſchol*, das mascul. *der ungemach*, der gänzliche mangel an belegen für verhauchung eines inlautenden *ch* (= *h*) vor consonanten gefügt: es heiſst durchaus *nicht*, *geschicht*, *hochsten* usw.

Mit dem bruchstück 6[1] ist zu den resten der lange zeit einzigen pergamenths. der Rchr. das überbleibsel einer zweiten membrane gekommen. 6[1] wird allerdings um mehrere jahrzehnte jünger sein als 3 — die gestalt des textes und dessen lautform legen diesen schluss nahe — aber sie bleibt immerhin die zweitälteste.

Sie bestätigt meine vermutung (einl. s. XLII), dass das groſsquart der hss. 2 und 3, deren maſsen unser bruchstück ganz nahe steht, das format der ältesten hss. des werkes war; sie bestätig ferner die annahme, dass das gesamtwerk in einzelne

[1] die inschrift auf dem grabe Seifried Schweppermanns in der klosterkirche Kastl bei Amberg hatte *waer* für *wår* (nach der abschrift im cgm. 5618 vom j. 1527).

bände aufgeteilt überliefert war: einer davon — der den teil II, die zerstörung Accons, enthielt — wurde in 6[1], wie in 6. 7. 8, abgeschrieben. die hs. 6[1] hat von der Rchr. gewis nichts anderes als diesen teil II aufgenommen: das lehrt die einreihung des fragments in die gruppe *b[1], deren übrige glieder nur die Ackersepisode überliefern, so dass wir schliefsen müssen, dass auch 6[1] wie *b[1] nur diese enthielt.

6[1] ergänzt aber auch in erwünschter weise unsere kenntnis von der aufnahme und der allmählichen verbreitung des werkes. da 6[1] noch ins 14 jh. gehört, muss wol die quelle der gruppe der es angehört, *b[1], zu der wir von 6[1] erst über das mittelglied β^1 gelangen, ziemlich früh angesetzt werden. ob β^1 rein österreichisch noch war, wissen wir nicht; aber von ihm aus geht die vorlage (β) jener hss., die wir aufserhalb Österreichs, in Schwaben und Mitteldeutschland, geschrieben finden (7. 8). da uns 6[1] wahrscheinlich nach Böhmen führt, so ist der weg, den der II teil der Rchr. nahm, wol der gewesen, dass jenes land, das — Österreich benachbart — im 14 jh. durch Karl IV, seinen hof, seine kanzlei so vielseitiges geistiges leben entfaltete, die vermittlung nach dem übrigen Deutschland hin übernahm.

Jene aus lautlichen anzeichen gewonnene meinung, dass der ursprung der hs. 6[1] in Böhmen zu suchen sei, wird wesentlich unterstützt durch ein äufseres merkmal. das fragment diente einst als einbanddecke eines bandes in kl. 8°, und die aufschrift, die es an der stelle des buchrückens trägt: (von älterer hand) *De rebus Bohemicis calendarium historicum*, darunter (von etwas jüngerer) *auctore procopio Lupacio* ist, wie mir Keinz in gewohnter güte mitteilt, auf das buch 'Rerum Boemicarum Ephemeris sive Kalendarium historicum: Ex reconditis ... monumentis erutum. Authore M. Procopio Lupacio Hlawaczowaeo Pragensi. Pragae, anno MDLXXXIIII. In officina Georgii Nigrini' zu beziehen.

6[1] ist daher schwerlich jenes exemplar gewesen, das das bücherverzeichnis der Wittenberger schlosscapelle von 1434 nennt (Einl. s. XXIV), ebensowenig das des Püterich von Reicherzhausen (aao.); es ist wol im lande geblieben, bis es zerschnitten wurde, während der andere ausläufer der gleichen quelle, β, aufser landes gieng und seine spur in den hss. 7 und 8 hinterliefs.

Innsbruck. JOSEPH SEEMÜLLER.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

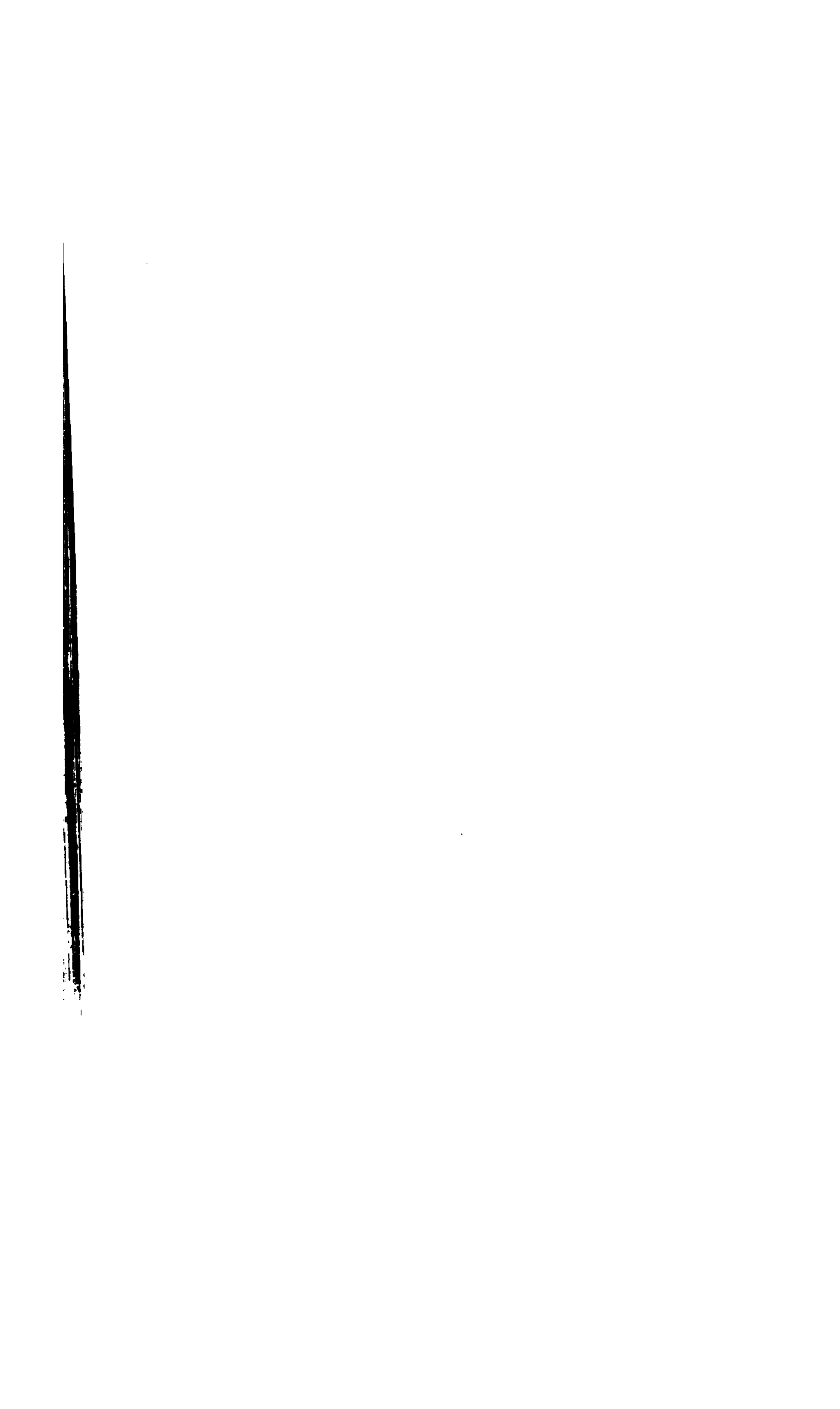
HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND **GUSTAV ROETHE**

ZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1894.



INHALT.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 1 Januar 1894

Der deutsche satzbau, dargestellt von Hermann Wunderlich. Stuttgart, JGCotta, 1892. xiv u. 252 ss. 8°. — 4 m.

Wunderlich hat sich der dankbaren aufgabe unterzogen, eine vollständige deutsche syntax zu schreiben, und um nicht mitten drin stecken zu bleiben, wie dies leider mit Erdmanns syntax der fall zu sein scheint, beschränkt er sich darauf, die grundlegenden gesichtspuncte stark zu betonen, während er details übergeht. er beschränkt sich ferner im wesentlichen auf das nhd., ohne aber ältere sprachperioden zu übersehen, wenn sie, wie so oft, die richtschnur für die entwicklung der sprachlichen erscheinung an die hand geben. er gibt meist nur éin informierendes beispiel; auf fülle der belege kommt es ihm ebensowenig an wie auf vollständigkeit in der aufzählung minder wichtiger syntaktischer fälle. er liefert nur die grundzüge für den grofsen bau unserer syntax, hat mit kundiger hand den riss entworfen und für die organische ausgestaltung der einzelnen teile anweisung gegeben. damit ist schon viel für unsere disciplin gewonnen. so viel auch in letzter zeit an syntaktischer detailarbeit geleistet wurde, es fehlte der innere zusammenhang, der die resultate der einzelbeobachtung tauglich gemacht hätte, als wol zugerichtete bausteine dem grofsen bau ohne weiteres einverleibt zu werden; es fehlte ein regulativ, das die methode gewiesen hätte. so behandelte jeder forscher sein capitel nach bestem dafürhalten, aber womöglich jeder nach andern gesichtspuncten, und die mitstrebenden wissen, welche unendliche mühe es kostet, so gewonnene resultate erst wider verarbeiten zu müssen. also schon hier sehe ich einen nicht zu unterschätzenden vorteil von W.s buche; aber sein eigentlicher wert liegt tiefer: er hat absichtlich sein arbeitsfeld eingeengt, um, unbeirrt durch die fülle des stoffes und der belege, den erscheinungen bis zu ihrer wurzel nachzugehn und selbst die feinsten fäden blofszulegen, aus denen sich der sprachgeist sein kunstgewebe gefertigt hat. er arbeitet mit voller sachkenntnis und unter engstem anschluss an die neue psychologische art der betrachtung syntaktischer erscheinungen, die Paul mit so grofsem erfolge zur geltung gebracht hat. soviel er aber auch Paul, Erdmann und Behaghel zu danken hat, was er selbst gerne zugibt (s. iii f und x anm.), so wahrt er doch überall seine selbständigkeit und sein freies urteil, so trägt er nur vor, was er beweisen zu können glaubt, und

wenn manche seiner aufstellungen zweifelhaft bleiben, interessant sind sie immer. er bringt viel neues, ohne danach zu jagen. er wird manche opposition hervorrufen; umsobesser; das kann nur dazu dienen, unsere erkenntnis zu fördern.

W. steht auf dem boden des Miklosichschen systems; ich gestehe, dass mir dessen alleingiltigkeit durch W.s consequente anwendung recht zweifelhaft geworden ist. zweierlei ist mir aufgefallen: einmal nötigt das system, damit womöglich alles untergebracht werde, syntaktische tatsachen an orten zu behandeln, wo man sie ihrem wesen nach nicht suchen würde. so beschäftigt sich das erste cap. mit dem verbum; daneben werden die interjectionen besprochen, die einzelnen wortclassen nach ihrer satzbildenden kraft durchgenommen, die ellipse des personalpronomens abgehandelt usw. anderseits bringt es das system mit sich, dass zusammengehöriges auseinander gerissen, an mehreren orten von verschiedenen gesichtspuncten behandelt wird. bezeichnend ist, was W. selbst s. 86 über die verbalnomina sagt: 'diese waren an den verschiedensten orten schon mit zur sprache gekommen: nach ihrer absoluten verwendung, nach ihrem grund, als ersatz des imper., in verbindung mit hilfsverben; aufserdem werden sie uns noch bei der wortstellung beschäftigen, bei der abgrenzung von subst. und adj., bei der part. *das*, so dass wir ihnen hier keinen eigenen abschnitt zu widmen brauchen'. hier ist doch wenigstens noch eine zusammenfassung der membra disiecta geboten; das geschieht aber nur sehr selten, zumal nicht bei jenen erscheinungen, für die im system überhaupt kein platz ist; und dass dies würklich vorkommt, zähle ich als drittes gebrechen. schon die wortstellung ist nur durch eine hintertüre hineingeschlüpft; satzstellung, congruenz, ellipse und anderes bleiben nahezu ausgeschlossen. das alles sind recht beschwerliche übelstände, die nur zum teil durch einen index abgeschwächt werden können. dieser lässt aber hier geradezu alles zu wünschen übrig. statt für die mangelhaftigkeit der systematischen darstellung aufzukommen, gibt er ein paar schlagwörter, und bei diesen alle zahlen, ohne dass angemerkt wäre, welche einzelheit gerade hier oder dort behandelt wird. suche ich eine tatsache aus dem gebiet des substantivs und sehe unter substantiv nach, so finde ich dort etliche 20 seitenangaben und habe nun das vergnügen, alle nachzuschlagen, um vielleicht erst zum schlusse das zu finden, was ich suchte. sucht man aber etwa das schlagwort: wortstellung oder congruenz oder satzstellung oder dgl., so ist alle mühe verloren; diese wörter enthält der index überhaupt nicht, während zb. ellipse dasteht. besonders schlecht ist man daran, wenn man nach einzelnen wörtern fahndet; da lässt der index meist ganz im stich; aber auch hier zeigt sich die ungleichmäfsigkeit: denn *derselbe*, *haben*, *sein* und *werden* sind doch angeführt.

Sie zeigt sich übrigens auch im buche selbst. ist das ver-

hältnis zwischen der bedeutung des inhaltes und dem umfang der darstellung im allgemeinen richtig gewahrt, so erscheint es recht oft doch auch gestört. das gleiche gilt von den belegen; so finden wir zb. s. 71 oder 203 andeutungen ohne ausführung und beispiel. das ist aber mehr ein ästhetischer mangel, es ist eben noch nicht alles ausgeglichen, und man darf es einem autor, der oft neue wege geht, nicht zu übel nehmen, wenn er uns auch unebene pfade führt. viel erschwerender aber ist ein andrer fehler, und aus ihm kann man W. mit recht einen vorwurf machen. W.s darstellung ist nicht nur häufig rein aphoristisch, formuliert nicht nur manche stellen so unklar, dass man sie widerholt lesen und erst zurecht richten muss, um ihnen beizukommen, und setzt nicht nur so reiche kenntnisse in syntaktischen dingen voraus, dass anfänger, die an dem buche syntax lernen wollen, vielen stellen ratlos gegenüberstehn dürften, sondern obendrein ist gar an dem stil manches auszusetzen; er zeigt nicht jene glätte und correctheit, die man grade von dem verf. einer deutschen syntax fordern kann. ich will meine behauptung nicht ganz ohne nachweis lassen: so mache ich auf den conditional im bedingenden nebensatze aufmerksam s. 128: 'wenn der lehrer durchmustern würde', auf fügungen und wendungen wie s. 111, 13 'das subject wird zwar auch hier durch das substantiv gestellt' und das gleichfalls aus dem militärischen jargon stammende 'antreten' s. 210, 5 '*von*, dass deshalb auch bei allen passivformen antritt'; ferner auf s. 83, 17 'auch das verhalten der directen zur indirecten rede ist sehr verschieden'; zum mindesten muss es heifsen: 'das verhalten der autoren zur . . .'; ganz unklar ist mir zb. der satz s. 206 oben: 'während bei *an* acht aufsenflächen eine verschiedene art äufserlicher berührung kennzeichnen könnten'.

Es fehlt sichtlich die letzte feile; das zeigen auch die druckfehler. W. selbst macht auf inconsequenzen in schreibung und flexion der termini technici aufmerksam und verbessert schon eine reihe von druckfehlern (s. 252); es ist aber noch manches nachzutragen[1]. und einige dieser druckversehen sind recht bös; was soll ich aber sagen zu 'pluralia tanta' s. 134? ists auch ein druckfehler? schwerlich; denn eine seite weiter erscheinen singularia tanta!

Doch das tritt alles in den hintergrund gegenüber den unleugbaren vorzügen des buches und lässt sich ja in der nächsten auflage, die sicher nicht lange auf sich warten lassen wird, leicht gut machen. ich verspreche mir von W.s 'Deutschem satzbau' trotz

[1] 45, 5 trenne 'gerade in'; 54, 1 v. u. l. wortstellung st. vorstellung; 55, 7 fehlt der beistrich nach 'singularis'; 102, 10 l. verb st. subject; 120, 14 fehlt die klammer vor 3), ist überflüssig hinter 'actionis'; 141, 2 l. *diu* st. *din*; 200, 1 v. u. ist 'wird zu' nicht cursiv zu drucken (s. s. 252); die klammer zum schlusse des satzes fehlt; 212, 17 l. verstrennung st. vertrennung; 220, 11 ist 'indem' zusammenzurücken; 225, 12 l. entsprechendes.

allen äufserlichen mängeln den woltätigsten einfluss auf die belebung und förderung der syntaktischen studien.

Ich habe schon betont, dass ich nicht allen anschauungen und ausführungen W.s ohne bedenken gegenüberstehe. einige derselben will ich zur sprache bringen, dabei aber auch auf besonders gelungenes hinzuweisen nicht unterlassen.

W. kommt natürlich auch auf die definition des satzes zu sprechen, streift die frage beim verb und erledigt sie beim substantiv. diese behandlung desselben gegenstandes an zwei orten ist allerdings nicht glücklich, zumal da die abschliefsende besprechung erst nachfolgt, obwol beim verb fragen zu erledigen waren wie 1) ist das verbum zur satzbildung unentbehrlich? (s. 2 ff), 2) inwieweit genügt das verbum zur satzbildung? (s. 11 ff), die die genaue bestimmung des begriffes 'satz' voraussetzen. was aber W. vorbringt, ist vorzüglich. er muss sich vorerst mit Pauls definition des satzes auseinandersetzen, und in der kritik derselben hat er m.e. das lösende wort gesprochen, wenn er bemerkt, dass das kennzeichnende des satzes im abschluss einer vorstellungsreihe liegt (s. 110), nicht in der blofsen aneinanderreihung der vorstellungen, wie Paul sagt, und dass diesen abschluss das praedicat bewürkt. jetzt erst ist klargestellt, warum '*der grüne baum*' kein satz ist, wol aber '*der baum ist grün*' oder '*grünt*'[1].

S. 4 ff weist W. nach, dass das verbum kein unentbehrlicher bestandteil des satzes ist. gewis, '*Papa hut*' (Paul) ist auch ein satz. aber wenn wir mit W. davon überzeugt sind, dass das einzige characteristicum des satzes die abschliefsende verbindung zweier vorstellungen durch das praedicat ist, so ist eben in solchen fällen das praedicat aus der situation zu ergänzen. ich erwähne dies darum, weil W.s definition vom satze s. 110 scheinbar im widerspruch zu den ausführungen über das verbum steht, die das buch eröffnen; dann darum, weil auch Kern, der von denselben psychologischen grundsätzen ausgeht, wie Paul und W., zugesteht, dass es sätze ohne verbum finitum gibt, die aber weitaus die geringere menge aller sätze bilden. darum nennt er sie aus praktischen rücksichten 'uneigentliche sätze' und nimmt auf sie ausdrücklich keinen bedacht, wenn er in die definition des satzes als wesentliches merkmal das verbum finitum einstellt. diese definition ist nun für die schule von eminent praktischem wert; ich gestehe, dass ich es als einen sehr grofsen fortschritt ansah, als unsere schulgrammatik von Willomitzer in die 5 aufl. Kerns definition vom satze aufnahm. das

[1] übrigens hat schon Kern 1888 in seiner 'Deutschen satzlehre' Pauls definition in demselben sinne bemängelt, wenn er sie s. 32 zu weit nennt, insofern unter den begriff 'satz' nach Paul auch eine vorstellungsverbindung wie *der grüne baum* fällt. wenn er aber dann weiter sagt: 'Paul hätte das merkmal der mitteilung mit hinein nehmen müssen', so ist das zum mindesten recht undeutlich ausgedrückt, weil ja Paul selbst hinzufügt, dass die verbindung der vorstellungen seitens des sprechenden dieselbe verbindung beim hörenden erwecken müsse.

ist ein recht drastisches beispiel dafür, wie weit oft die ergebnisse der wissenschaft und das bedürfnis der schule auseinandergehn.

W.s ansicht s. 14 a., dass aus obliquem casus überhaupt kein subject im folgenden satze ergänzt wird, lässt sich nicht halten. ich verweise nur auf Andresen Sprachgebr.[4] s. 75; ich habe einen beleg aus Immermanns Münchhausen beigebracht Anz. XIV 11; vgl. auch Grillparzer in einem brief (Grillp.-Jahrb. I 158): '*meine Schutzgöttinnen haben mir ein prächtiges Bett gemacht und schlief ganz gut*'. dass dergleichen schon auffällt, will ich nicht leugnen.

Wie richtig es ist, dass das verb zunächst vorgänge bezeichnet, erst in zweiter reihe zustände (s. 18), ergibt sich schon daraus, dass die im dialect so häufige umschreibung des verbalbegriffs mit *tun* alle verba trifft; man sagt also auch: *er tut sitzen, liegen, schlafen*; das volk sieht also selbst im zustande, in der ruhe bewegung, ein geschehen, einen vorgang.

S. 18 werden die impersonalia berührt, aber nur ganz kurz: 'unsere eigentlichen impersonalia lassen sich demnach als sätze auffassen, in denen diese spaltung (dh. in substantiv und verb) nicht eingetreten ist'. offenbar ist also W. der ansicht Pauls: die impersonalia sind subjectlos, aber zweigliederig. W. hätte sich schon deutlicher ausdrücken können; er liebt zu sehr solche beiläufig hingeworfenen bemerkungen. im index ist natürlich vom impersonale keine spur zu finden.

S. 25 wird ua. *hungern* als ein intransitiv bezeichnet, das nicht durch ein praefix transitiv werden kann; s. aber *aushungern*. zu den transitiven mit *er-* ist *ersitzen* nachzutragen: *ein recht ersitzen*. — s. 26 f eine kleine ungleichmäfsigkeit: *ge-* bekommt eine eigene überschrift; warum *er-* nicht?

S. 35. W. will die praeteritalen passivformen mit *worden* gegen Erdmann aus der verbindung des adjectivs mit *ist* erklären. ich bemerke aber, dass die ältesten mhd. beispiele *worden* nicht neben adjectiv, sondern neben particip zeigen. das spricht für Erdmanns ableitung. — s. 39 behauptet W., Erdmann lasse es ohne erklärung, dass einfaches praesens ein futur ersetzen könne. es heifst aber doch bei Erdmann s. 96: 'besonders wenn durch adverbiale zeitbestimmungen die beziehung auf die zukunft deutlich bezeichnet ist'.

S. 41 zieht W. gegen Erdmann Grundz. I 98 f und Behaghel Deutsche spr. 209 die ableitung des infinitivs bei futurbildendem *werden* aus einer abgeschliffenen participialform vor. die frage ist noch nicht entschieden. — s. 42. W. citiert die beobachtung von Reis, dass der Mainzer dialect die umschreibung mit *werden* nur potential, also modal verwende. dasselbe bemerkt Binz für den baselstädtischen dialect s. 71. auch im bairisch-österreichischen tritt die potentiale geltung des futurs stark hervor, wenn sie auch nicht ausschliefslich gilt; zb.: *das wird schon so sein* = das dürfte schon so sein; oder als antwort auf die frage: wie

geht es ihnen?: *es wird schon gut sein müssen.* ganz eigentümlich ist die verwendung des futurs für das praeteritum im nd. dialect. so sagt Christoph, ein arbeiter, in Spielhagens Die von Hohenstein s. 129: *werd ich ihm antworten* = ich antwortete ihm, oder ein kellner in Spielhagens Schöner Amerikanerin s. 167: *ich also hin nach Tannenburg gemacht und werde dann gleich auf sein zimmer gehen* = und gieng. diese construction wird begreiflich, wenn wir annehmen, dass die beziehung auf die vergangenheit, die im infinitiv ausgedrückt werden sollte, unbezeichnet geblieben ist. es hiefse dann: 'ich werde auf sein zimmer gegangen sein', und das hat wider deutlich potentialen character: ich bin dann wol gleich auf sein zimmer gegangen. — zu s. 46 vgl. Behaghel D. spr. 209 mit Literaturbl. 8, 204. — s. 48 f verweist W. auf Reis versuch (s. 12), die verdrängung des erzählenden imperfects durch das perfect rein lautlich zu erklären. ich finde nun denselben versuch auch in Nagls Grammatischer analyse des niederösterr. dialectes im anschluss an den als probestück der übersetzung abgedruckten 6 gesang des Roanad (Wien 1886). s. 369 f spricht Nagl da von der vertretung des ind. praet. durch den conj. und führt weiter aus, wie diese stellvertretung der anlass gewesen sein möge für die verdrängung der imperfectformen. zunächst fielen bei den schwachen verbis ind. und conj. praet. formell zusammen. 'dem bauer, der bei seiner skeptischen anlage nur das gegenwärtige für reell achtet, was er eben greifen kann, das zukünftige und vergangene, auch wenn ers 'glaubt', für minder reell appercipiert, mag der gebrauch einer conj. form für den ind. praet. so gut entsprochen haben, dass sich bald auch beim starken verb der ind. mit dem conj. uniformierte'. formen wie *tet* und *het* arbeiteten vor, in vielen starken verben hatte auch der conj. von vornherein keinen umlaut (dial.: *i fúnt, fúntăd, xúntăd*), bei vielen war dieser überhaupt eine unmöglichkeit (zb. *liefs, hiefs, stieg*), und das endende *-e*, welches den conj. praet. vom ind. praet. der starken verba unterscheiden sollte, fiel schon sehr früh ab. 'war aber einmal bei allen verben die uniformierung des ind. und conj. praet. durchgeführt (vgl. Schmeller Bair. gr. 938 f), dann mochten sich denn doch wider zweideutigkeiten und verlegenheiten zum öfteren eingestellt haben. und diese bewogen das landvolk, vielleicht erst seit der ersten hälfte des 18 jhs., zur bezeichnung des ind. praet. das zweifellose und entschiedene perfectum zu adoptieren'[1].

S. 52: 'allerdings *sein* und *bleiben* sind im deutschen nie

[1] ich benutze diese gelegenheit, um alle mitforscher auf Nagls buch aufmerksam zu machen. es entspringt der intimsten kenntnis des nö. dialectes; der verf., ein schüler Heinzels, beherscht aber auch die resultate der wissenschaft, und sein buch ist eine wahre fundgrube für jeden, der sich für phonetik, formenlehre und syntax des dialectes interessiert. es muss wenig bekannt sein, sonst hätten sich es Wunderlich, vor allem Binz und Reis zum vergleiche nicht entgehn lassen.

unter dem bilde einer tätigkeit aufgefasst worden', haben also nie das perfect mit *haben* gebildet; s. aber nd.: *ich hân, heve gewesen*, und Flore 6322 schrieb der elsässische schreiber von B auch *han gewesen*: Erdm. Grundz. I § 152 und Weinhold Mhd. gr. § 348. — wichtiger als die verweisung auf Wustmann (s. 54 a.) wäre ein solche auf Binz Syntax der baselstädt. ma. s. 72, nämlich auf seine bemerkung, dass der dialect die hilfsverba beim periphrastischen perfect nicht weglässt. — ganz recht hat W., wenn er den conjunctiv vor dem indicativ darstellt und das s. 55 damit begründet, dass man an der darstellung bei Erdmann lernen könne, wie schwer sich über den ind. etwas sagen lasse, ohne immer wider auf den conj. zurückzukommen. — s. 58. nicht erst ende des 18 jhs. kommt die deutsche sprache zur verwendung der 3 pers. pl. in der anrede; vgl. Denecke Zs. f. d. deutschen unterr. 6, 326.

s. 62 ff. W. führt wider den jussiv ein und unterscheidet nun jussiv und optativ einerseits, die in der willenssphäre ihre wurzel haben, und potential anderseits, bei dem die willenstätigganz zurück und das irreale moment in den vordergrund tritt. Erdmann ist mit optativ und potential sehr gut ausgekommen. W.s aufteilung des optativgebietes ist immerhin ganz gelungen und sauber durchgeführt; ein gewisser unterschied zwischen jussiv und optativ ist ja nicht zu verkennen, wenn er auch 'mehr graduell als principiell' ist. dazu kommt der merkwürdige formale unterschied, der sich herausgebildet hat: jussiv-praesens, optativ-praeteritum.

S. 80 ff spricht W. von modusverschiebung, hätte aber wol besser tempusverschiebung gesagt, da es sich nicht darum handelt, ob in der oratio obliqua ind. oder conj., sondern nur ob conj. praes. oder praet. gebraucht wird. — s. 85. bemerkungen zu W.s behandlung des potentials in sätzen mit realem inhalt will ich an anderm orte in einer umfassenderen darstellung dieses modusgebrauches vorbringen.

W. fasst s. 140 in dem satze '*es entspringt streit*' *streit* als praedicat; ich glaube, mit unrecht. er selbst hält in einem satze wie: '*es entspann sich ein streit*' das substantiv für das subject. die möglichkeit, das *es* wegzulassen, ist beweisend: '*streit entsprang*' kann ich sagen, nicht aber '*nacht wurde*'; die von W. betonte analogie der beiden fügungen besteht also nicht.

s. 152. 'man ahmt einem ausgezeichneten menschen nach, während es mehr komische figuren sind, die man nachahmt'. das widerspricht meinem sprachgefühl. geht nicht eher der dativ auf die totalität, der accusativ auf einzelne züge, die an jemandem hervortreten, ohne darum komisch zu sein?[1] — auf derselben seite sieht W. in dem acc. bei *kosten*: *es kostet mich* eine einwürkung des lateinischen *constat mihi*; also rein lautliche analogie?

S. 204 spricht W. von der unterstützung der praeposition durch adverbia, die durch composition mit der praep. entstanden

[1] vgl. auch Matthias Sprachleben und sprachschäden s. 213.

sind und zur verstärkung nachgesetzt werden, wie früher die praepositionen vor das subst. traten, um die im casussuffix schon bezeichnete raumanschauung noch einmal zum ausdruck zu bringen. für diese erscheinung liefert nun W. selbst 'durch sein ganzes buch hindurch' ungezählte belege; diese verstärkung der praep. ist ihm zur manier geworden, er hetzt sie zu tode. besonders beliebt ist '*aus—heraus*'[1]. éin beispiel für alle (s. 209): 'wir sehen also überall aus der rein sinnlichen vereinigung den begriff des mittels herauswachsen, wie andererseits von derselben grundlage aus auch der begleitende umstand sich herausbildet. von ganz andrer seite her wächst *durch* in das instrumentalgebiet hinein'. die deutlichkeit lässt freilich nichts zu wünschen übrig, aber schön ist diese ewige häufung nicht, auch nicht nötig; so schwach sind unsere praepositionen noch nicht geworden, dass sie immer eine stütze brauchten. hier hört die analogie mit den in ganz anderm mafse verblassten casussuffixen auf.

Zum schlusse erlaube ich mir noch in mehr zusammenhängender darstellung auf das cap. über die wortstellung einzugehn. W.s behandlung dieser frage erweckte mir besonderes interesse. sie ist typisch für sein ganzes buch; er haftet niemals an der aufsenseite, sucht stets nach gründen für die entwicklung und scheut sich gar nicht, altgewohnte anschauungen umzustofsen, wenn er genügende erwägungen für sich hat. freilich, wenn er die erörterung der wortstellung auf die stellung des verbs zum subject beschränkt, bleibt er auf derselben stufe wie Erdmann in seinen Grundzügen. das ist ja gewis die hauptfrage, und mit ihrer lösung ist die schwierigste partie des capitels ins klare gebracht. daneben dürfen aber die vielerlei andern fragen nicht ganz übergangen werden. ich habe das schon in meiner anzeige von Erdmanns Grundzügen Anz. XIV betont. die beschränkung auf die stellung des verbums hat den vorteil, dass sich dann das capitel 'Wortstellung' an die darstellung der syntaktischen functionen des verbs angliedern lässt, obwol es freilich keine formation desselben repraesentiert. W. tut sich aber sogar etwas zugute darauf, dass sein system ja von selbst darauf führe, die wortstellung vorerst nur vom gesichtspunct des verbums aus zu betrachten (s. 87). übrigens ist das 'vorerst' nicht zu übersehen; es werden würklich auch weiterhin noch minder wichtige tatsachen der wortstellung berührt, aber nur vorübergehend; nirgends eine zusammenfassung, nicht einmal im index, der sogar das schlagwort 'wortstellung' vermissen lässt.

Was nun W. über die stellung des verbs und ihre bedeutung für die ausbildung des satzgefüges vorbringt, ist höchst interessant; seine auffassung unterscheidet sich in wichtigen puncten von der üblichen. Erdmann gab für die stellung des verbs im hauptsatze

[1] ähnlich würken *gegenüber — von* zb. s. 190. 214. 225 oder s. 82 *nach — zu*.

4 haupttypen: 1) *der vater kam*; 2) *dann kam der vater*; 3) *den vater sah ich kommen*; 4) *kommt der vater?* indem er nur die stellung des verbs im satze berücksichtigte, muste er typus 1—3 zusammenfassen, weil hier das verb an 2 stelle steht, während sich typus 4 mit seiner anfangsstellung des verbs deutlich als ausnahme abhebt. W. bemerkt richtig[1], dass die stellung des praedicats zum subject das entscheidende ist; dann wird aber sofort eine andere gruppierung der typen eintreten müssen; dann steht typus 1 mit seiner stellung 'subject, praedicat' allein da, während in den typen 2—4 das subject hinter das verb tritt. damit verliert übrigens die mittelstellung des verbs ihre geltung als normaltypus, natürlich nicht für die entwickelte sprache, sondern für die entwicklung der wortfolge. s. 102 wird darauf hingewiesen, dass ursprünglich das pronominale subject als flexion im verb steckte, also hinter dem verbalstamm. es ist auch eine sehr feine und richtige beobachtung W.s (s. 98), dass die sprache nicht als mittel ruhiger aussage ins leben trat, sondern im affect geboren wurde, sodass begreiflicher weise das verb in der mehrzahl der fälle voranstand[2]. wir können noch jetzt eine reihe von anfangsstellungen des verbs beobachten, die auf dieser affectvollen voranstellung beruhen. so im imperativsatze, beim optativ (*könnt ich doch*), nicht mehr so fest beim jussiv (*hol ihn der teufel*; daneben aber auch *es hol ihn der teufel* und *der teufel hol ihn*), im fragesatz und von hier aus im conditionalen vordersatze, ferner in den beteurungssätzen mit '*doch*' (*habt ihr es doch* ...); W. s. 99—101.

In der einfachen aussage ist die anfangsstellung des verbs heute nur durch *es* oder partikeln verdeckt. W. weist darauf hin, wie noch bei Luther in der erzählung das subject oder praedicat vorangestellt werden, 'je nachdem das wechselnde subject oder die characteristische tätigkeit, mit der es eingeführt wird, in den vordergrund treten'; also zb. *spricht nu das samaritisch weib*; dann aber bei subjectswechsel: *Jesus antwortet*. dasselbe lässt sich in den volksbüchern des 16 jhs. ungemein oft beobachten. noch aus andern gründen tritt das subject auch jetzt noch in der affectlosen aussage hinter das praedicat (s. 102).

W. geht aber noch weiter und rechnet auch die stellung des verbs vor dem subject, aber hinter einer betonten bestimmung zur anfangsstellung. er meint aber, die inversion war

[1] die darstellung ist aber wider unklar, ja tadelnswert. W. sagt nämlich s. 98 oben: 'schon dass der typus 4 als ausnahme angesehen wird, scheint bedenklich, noch bedenklicher aber, dass sein naher zusammenhang mit dem typus 3 aufser acht gelassen wird, während er (gemeint ist aber typus 3: also 'dieser') mit den beiden ersten typen nur ein äufserliches moment, die 2 stelle im satze, gemein hat'. wer? der typus? dieser hat doch keine stelle im satze, natürlich nur das verb. W. sollte also sagen: das verb an 2 stelle im satze.

[2] übrigens kann auch in leidenschaftsloser aussage der faden, der die rede weiterspinnt, vom verb ausgehn, wie eben auch vom subject oder andern bestimmungen, und dann tritt auch hier das verb vor das subject (s. u.).

schon vorhanden, ehe noch die partikel oder ein inhaltswort an die spitze trat; dieses muste hierher, weil es an das vorhergehnde anknüpfte; es hat aber nicht die inversion erzeugt. nur die gewohnheit, das verb hinter solchen anfangsworten zu sehen, habe dann zu der auffassung geführt, erst diese wörter hätten die inversion herbeigeführt. das gilt allerdings jetzt in allen fällen (aufser nach *und*, *aber*, *auch*, *oder*) als strenge grammatische regel.

Nimmt man so mit W. die stellung 'praed. subj.' als normaltypus, dann braucht man sich nicht erst damit zu plagen, die inversion nach einem vorhergehnden nebensatze zu erklären. die normalstellung wird nämlich durch den vorhergehnden nebensatz ebensowenig beeinflusst als durch ein inhaltswort an erster stelle. W. hat sich diese aus seiner theorie erwachsende erklärung sonderbarerweise entgehn lassen; er sucht nach andern gründen (s. 104), spricht auch von einem parallelismus, der da gewürkt hätte. das ist nun nicht recht klar. offenbar doch parallelismus zum vorhergehnden nebensatz? der hat aber in den meisten fällen endstellung des verbs.

Warum trat aber in der ruhigen aussage meist das subject vor das verb? wir haben es hier mit einer erstarrung sprachlicher verhältnisse zu tun, mit dem bestreben der sprache zu schematisieren. weil das hauptinteresse so oft auf der substanz liegt, nicht auf dem von ihr ausgesagten, so trat sie in den vordergrund und das verb an zweite stelle. natürlich setzt das voraus, dass die erste stelle im satze dem worte erhöhte geltung verleiht. das muste ja auch angenommen werden bei der erklärung der anfangsstellung des verbs. man betrachte nur als schlagendes beispiel die entscheidungsfragen (W. s. 100) mit ihrer voransetzung desjenigen satzteiles, dessen inhalt im vordergrunde des bewustseins steht. im gegensatze dazu ist wider nicht zu leugnen, dass an erster stelle so oft ganz unbetonte wörter stehn; als typus kann man *es* betrachten. darum sagt auch W., diese partikeln vor dem verb zählten gar nicht mit, sowenig wie der artikel vor dem substantiv. in dem satze: *der vater kam* steht *kam* doch an zweiter stelle. wenn ferner der optativ mit seiner umschriebenen form das dünne verbum finitum stets an der spitze des satzes behält, der jussiv dagegen (conj. praes.) seine kräftige einfache verbalform nicht, so spricht dies wider dafür, dass die erste stelle leichtere wörter vorzieht. seit wann? früher war das doch nicht der fall. W. findet, dass sich diese tendenz seit Luther beobachten lässt. wie ist dies zu erklären? W. bleibt die antwort schuldig. und die frage ist doch so wichtig. einerseits hat die erste stelle solches gewicht, seit jeher, aber auch noch jetzt, und gleichzeitig verträgt sie seit neuerer zeit nur schwer gewichtigere formen. dass aber gerade diese beiden, einander entgegengesetzten tendenzen die gestaltung der nhd. wortstellung entscheidend beeinflusst haben, scheint festzustehn. übrigens ist

die zahl der tonschwachen wörter an erster stelle nicht so grofs; ganz ohne ton ist blofs *es*, alle andern wörter der art haben doch eine gewisse bedeutung, weil sie an das frühere anknüpfen, oder aber sie gehören wie etwa *und* weder dem einen noch dem andern satze an, sind blofs eine klammer. solche satzverbindenden wörter sind natürlich mit der entwicklung der sprache immer häufiger geworden; früher stellte man die sätze meist nebeneinander; die ausbildung der sprache bringt es mit sich, dass man sich immer mehr bestrebt, selbst die feinsten nüancen des verhältnisses, das zwischen zwei hintereinander ausgesprochenen gedanken besteht, auszudrücken. dazu braucht man neben anderm hauptsächlich die partikeln. die zunahme ihrer verwendung und ausbildung ist also eine folge der verfeinerung der sprache; da sie aber notwendig dort stehn müssen, wo die beiden sätze aneinander stofsen, so gewöhnt sich die sprache daran, sie an der spitze des 2 satzes vor dem verb zu sehen. daraus entwickelt sich dann der typus, aber eben erst in einer periode vorgerückter ausbildung der sprache. so löst sich vielleicht auch der oben besprochene widerspruch: die erste stelle im satze bleibt unter allen umständen gewichtig. treten inhaltswörter an die erste stelle, wie in dem satzé: *dén vater sah ich*, so ist ja kein zweifel, dass das erste wort hervorgehoben werden soll; treten partikeln voraus, so stehn diese ursprünglich nur in der lücke zwischen den beiden sätzen, gehören hierhin und dorthin, also nirgendshin, wie das ja einmal auch mit den conjunctionen der fall gewesen sein muss, die ursprünglich dem hauptsatze gehörten. später wurden sie zum zweiten satz gezogen, zählen aber meist nicht mit, sie lehnen sich proklitisch, ohne jeglichen ton an das verb an, so dass aus *es war ein könig* sogar *'s wár einmal ein kónig* werden kann; da steht das verb doch sichtlich immer noch an erster stelle. oder aber, sie haben einen gewissen bedeutungsinhalt wie in dem satze: *zuerst kam ein bannerträger*, *dann folgten die vereine*, dann haben sie auch ihren ton. aber ich sage *ích singe* und *ich sínge*; hier hat also die betonung keinen einfluss auf die stellung. das erklärt sich aus der erstarrung der sprache; die stellung ist stereotyp geworden. man hat sich daran gewöhnt, auch an eine andere stelle im satze das gewichtige wort zu setzen, meist an die zweite; aber wenn man aufhorcht und nicht blofs mit den augen list, wird man fast immer finden, dass das erste wort fast gar keinen ton mehr hat, also nicht mitzuzählen ist, wie der artikel. es ist dasselbe wie mit dem auftact vor der 1 hebung des alten verses; man muss da nur den dialect beobachten, der solche pronominalen subjecte fast ganz verschluckt, so dass nur reste übrig bleiben, die sich an das folgende verb anhängen. dass dann die analogie weiter greift, ist selbstverständlich. daher können auch nebeneinander gesprochen werden *der sóhn singt* und *der sohn síngt*. auch der zusammenhang der betonten wörter mit folgenden oder

vorhergehnden gedanken stellt sie dahin oder dorthin, und so wird der ersten stelle oft ihre geltung entzogen. wie sehr sind ferner das verbum *sein* uä. verblasst. sie müssen aber dem typus zufolge am anfange stehn bleiben. alles das sind erscheinungen, die die erstarrung der sprache und der umstand, dass sie immer mehr nach äufseren regeln geformt wird, mit sich bringt, und durch die sich die ursprünglichen verhältnisse verdunkelten.

Während also das verb im hauptsatze die seinem werte entsprechende stellung zu beginn des satzes findet, tritt es im nebensatze ans ende, also auch an eine wichtige stelle; denn der erste und letzte platz concurrieren in ihrer geltung. dass das verb im nebensatz noch wichtiger ist als im hauptsatz, hat schon JWackernagel Idg. forsch. 1, 426 betont. W. stützt diese behauptung. während nämlich der hauptsatz beim sprechen aus seinen elementen aufgebaut wird, enthält der nebensatz schon abgeschlossene vorstellungsreihen (Steinthal), mit denen der hauptsatz als mit einer einheit operiert. dann ist aber im hauptsatz das verb ein glied des ganzen wie alle andern und wird nach seinem augenblicklichen werte behandelt, im nebensatz ist es 'der träger des einheitsgedankens, die unterlage aller bestimmungen, die deshalb nach einem deutschen gesetz die reihe schliefst' (s. 92). W. bringt einige belege für dieses neue gesetz bei, sie müsten aber doch noch vermehrt werden.

Ich möchte darum noch auf andere erwägungen hinweisen, die zu demselben ziele führen. nebensätze werden in der mehrzahl der fälle gebildet, um modale oder temporale verhältnisse zu bezeichnen, die nur am verbum finitum zum ausdruck kommen, durch einfache nominale satzbestimmungen aber nicht angedeutet werden können. weil diese verhältnisse eben nur durch das verb darzustellen sind, so spielt dieses tatsächlich im nebensatze eine sehr wichtige rolle und verdient einen hervorragenden platz.

Dass es nun an das ende des satzes muste, lässt sich auch erklären. blieb es, wie ursprünglich, wo der nebensatz formell noch hauptsatz war und nur als abhängig gedacht oder empfunden wurde, an erster stelle und trat dann die conjunction aus dem hauptsatze in den nebensatz über, so fehlte jedes unterscheidende merkmal zwischen haupt- und nebensatz. das gab den anstofs. die richtung wies ein anderer umstand. der nebensatz enthält naturgemäfs viel mehr pronominale elemente als der hauptsatz, da er selten ganz neues einführt, sondern auf schon gesagtes bezug nimmt. ich glaube nun nachgewiesen zu haben (s. meine Relativsätze s. 95 f und die anzeige von Erdmanns Grdz. aao. s. 30), dass die pronominalen wörter tonschwach sind und eine exponierte stellung nicht vertragen[2]. das trug mit dazu bei, das verb zurück-

[1] vgl. die von W. citierte beobachtung Wackernagels über die stellung des reflexivpronomens.

[2] s. auch W. s. 96 in anderem zusammenhang.

zudrängen. ganz ist dies ja nicht gelungen, und sätze 'mit schleppe' sind besonders in der gesprochenen rede sehr häufig. ich halte diese erscheinung für einen sehr starken beweis dafür, dass sich die endstellung des verbs erst allmählich entwickelt hat. wenn W. s. 94 meint, dass, wo wir nach dem verb des nebensatzes noch bestimmungen treffen, diese in uns den anschein eines verkürzten satzes erwecken, so trifft das wol bei den beiden beispielen zu, die er beibringt, zeigt sich aber als hinfällig, wenn man die belege überblickt, die Franke Zs. f. d. d. unterr. 6, 351 ff aus Fichtes Reden an die deutsche nation gesammelt hat (vgl. in ders. zs. Wasserzieher 5, 813 f und Behaghel 6, 265 f). W.s wendung, es erwecke den anschein eines spätern nachtrages, lässt sich eher hören.

Anderseits hat diese bewegung gewis auch auf den hauptsatz und dessen wortstellung zurückgewürkt und dort ähnliche ansätze gezeitigt, die aber, weil sie hier grundlos eintraten und daher mit der schon mehr erstarrten anfangsstellung den kampf nicht bestehn konnten, wider abstarben. daher erkläre ich mir die hauptsätze mit endstellung des verbs. die ahd. übersetzer haben diese stellung auch ohne lat. vorbild. wenn W. s. 96 diese ausnahme an erster stelle durch den einfluss des reimes erklärt, so ist diesem äufserlichen einfluss zuviel gewicht beigelegt, besonders wenn man die übersetzer im auge behält. aber dass sich die poesie des mittels bemächtigte und noch bis jetzt bedient, hat gewis seinen grund darin, dass die stellung technisch sehr gut verwendbar ist. auch W. berührt die analogie der nebensatzstellung als ursache einer endstellung des verbs im hauptsatze, macht aber von ihr keinen weiteren gebrauch, sondern verwendet sie blofs zur erklärung der endstellung im hauptsatze nach vergleichungssätzen mit *je*: *je mehr jr wird, je mehr sie wider mich sündigen* (Luther).

Wien, weihnachten 1892. TOMANETZ.

Untersuchungen zur geschichte der altsächsischen sprache von dr WSCHLÜTER. I teil. die schwache declination in der sprache des Heliand und der kleineren as. denkmäler. Göttingen, RPeppmüller, 1892. xv und 263 ss. gr. 8°. — 6 m.

Trotz dem geringen umfange ihrer denkmäler ist der as. sprache bisher keine statistisch erschöpfende darstellung zu teil geworden. dieser mangel machte sich besonders bei sprachwissenschaftlichen untersuchungen fühlbar, bei denen man fortwährend einen führer von der beschaffenheit des LMeyerschen buches über die got. sprache oder des Schulzischen glossars vermisste. auch die schrift von Schlüter füllt die lücke noch nicht aus, aber sie gibt weit mehr, als der titel verspricht. die darstellung und besprechung

der endungen der schw. decl. bildet nur die kleinere hälfte der arbeit; den gröfsern teil nehmen die acht excurse ein, die vom wechsel von *o* und *a* in endsilben, von dem dativ sg. m. und ntr. und vom acc. sg. m. der st. adjectivdeclination, dem dat. pl. der st. decl., dem gen. und dat. sg. der *â*- und *jâ*-declination, der declination von *thiod* und dem wechsel von *e* und *a* in endsilben im Mon. handeln. aufserdem ist in anmerkungen und gelegentlich im text eine fülle von material beigebracht, so dass so ziemlich die ganze lehre von der declination und ein nicht geringer teil der conjugation abgehandelt worden ist. die lehre von den auslautgesetzen, für die sich ja in den letzten jahren ein so reges interesse kundgegeben hat, wird von nun an das as. mehr als blofs gelegentlich heranziehen müssen.

Die ausgangspuncte für die besprechung einer arbeit, deren verf. selbst das hauptgewicht auf sammlung und ordnung des materials gelegt hat, sind die fragen: inwieweit ist das ideal der vollständigkeit erreicht? und ist die anordnung bequem und zweckentsprechend?

Vom recensenten kann natürlich nicht verlangt werden, dass er die ganze arbeit des verf. noch einmal tue. ich halte es für das richtige anzugeben, welche stichproben ich gemacht habe. aus früherer zeit besafs ich eine zusammenstellung aller in den ersten 300 vv. des Cott. vorkommenden endsilben. aufserdem wurden durchgesehen: v. 300—700 auf die endungen der schw. m. u. ntr., v. 1994—2537 auf die endungen der gesamten schw. decl., v. 300—1019, 3057—4024, 5038—schluss (Mon.) auf die endungen des genitivs der st. masc. u. neutra (subst. u. adj.), v. 300—1019, 1994—3056, 5038—schluss (Mon.) auf die endungen der 1 und 3 pers. sg. ind. der schw. pr., v. 1994—2610 (Mon.) auf die endungen des n. a. sg. der *â*- und *jâ*-stämme, v. 1020—1502 (Mon.) auf die endungen des n. a. pl. masc. der st. adjectivdecl., endlich der ganze text des Mon. auf die endungen des dat. sg. masc. u. ntr. auch die sammlungen von Collitz BB 17, 36ff, die sich auf v. 4810—4924 erstrecken, sind berücksichtigt worden.

Auf grund dieser und anderer gelegentlicher nachprüfungen habe ich folgende zusätze und berichtigungen zu machen: s. 3. *selbo* 293 ist feminin, nicht masc. — s. 23. unter den belegstellen für die formel *te uuaron* fehlt 2130; s. 151 u. 158 ist *uuaron* (*uuarun*) fälschlich als attribut des folgenden *uuordon* (*uuordun*) aufgefasst. — s. 29 u. 31 fehlt unter den belegstellen für *lamon* 2308. — s. 45 fehlt *gumon* 669. — s. 48 fehlt unter den belegen für den acc. pl. der schw. decl. *iungron* 2125, das s. 54 unter den dativen aufgeführt wird. nach den wbb. von Schmeller und Heyne regiert *uuið* nach verben des sagens stets den acc. dass auch construction mit dem dat. möglich war, ist gewis denkbar, vgl. stellen wie 4895 f. 5099 gegenüber 5120 f oder den wechsel der construction v. 2930 f; aber an unserer stelle liegt kein grund vor,

gerade den dativ anzunehmen; jedesfalls hätte Sch. seine ansicht rechtfertigen müssen. — s. 51. in *-gomono* 619 C und *Judeono* 628 C ist die endung *-no* von späterer hand hinzugefügt, was erst s. 53 bemerkt ist. — s. 54. 55 fehlt *gumon* (M *gumun*) 421. — s. 71. *herta* 2524 ist acc., nicht nom.; unter den belegen für den n. sg. ntr. fehlen *sconiosta* 438. 2017, die s. 58 ohne angabe eines grundes unter den fem. aufgeführt wurden. — s. 74. *herton* Ps. C. 77 kann nicht nur dat. sg. sein, sondern ist es aller wahrscheinlichkeit nach wegen des 'in corde' der lat. quelle (MSD[3] II 375). — nach s. 77 soll *selbon* im n. a. pl. 15 mal in C vorkommen, nach s. 47 im nom. 11 mal, nach s. 49 im acc. 2 mal, also in beiden casus zusammen nur 13 mal. — s. 79 fehlt unter den belegen für die endung *-on* im n. pl. ntr. 2976, trotz der erwähnung auf s. 72. — s. 112 wäre unter den beispielen für *-a* an stelle von zu erwartendem *-o* vielleicht auch *antsibunta* 146 MC, *aktoda* 513 C, *antahtoda* 513 M aufzuführen; vgl. ahd. *sibunzo*, *ahtozo*. — s. 152. *lerun* 4196 ist zwar z. 12 v. u. als dat. pl. erwähnt, aber nicht in das verzeichnis der dative z. 9 v. o. ff aufgenommen; die gesamtzahl der dative auf *-un* beträgt daher nicht, wie s. 163 angegeben ist, 33, sondern 34. — s. 164 fehlen in dem verzeichnis der gen. auf *-a maritha* 2165 und *uunnea* 2187, die beide s. 198 fälschlich unter den accusativen aufgeführt werden. — s. 172, z. 17 füge hinzu 165. 215. 2501. — s. 194. bei den schw. praet. ist kein beispiel übersehen worden. — s. 196 z. 2. v. u. die zahl 1277 ist falsch, ich kann jedoch nicht das richtige angeben; ebenso das citat 4918. sehr fraglich ist, ob *hlea* 2410 würklich nom. eines feminins und nicht blofs graphische variante für *hleo* ist. *sorga* 2610 ist acc., nicht nom. auch *uunnea* 3495 ist höchst wahrscheinlich als acc. zu fassen, da gar kein grund vorliegt, gerade an dieser stelle intrans. bedeutung für *forslitan* anzunehmen, was Heyne allerdings tut. die belege für die endung *-e* sind in der ordnung. — s. 198. Sch. bemerkt, bei vielen acc. auf *-a* sei es zweifelhaft, ob eine singular- oder pluralform vorliege, man kann aber auch an manchen stellen einen gen. sg. annehmen. v. 85 kann *ne saca ne sundea* ebenso von *uuiht* abhängen wie *derbeas* und *menes*. gen. könnte auch in allen fällen vorliegen, in denen das subst. von *alatan* abhängig ist, nicht nur 1009. 3245. 3251, sondern auch 884, trotz des *sundea* parallelen *euua dadi*; vgl. den wechsel der construction in 1619 f. wahrscheinlicher ist mir allerdings, dass *sundea* 884 acc. pl. ist. — der ansatz eines fem. *liudstemnia* 248 scheint mir höchst bedenklich. — die beispiele für die endung *-e* stimmen. — s. 203. unter den belegstellen für *-a* im n. pl. m. der st. adj. fehlt 1228 (*geuarana*). — s. 204. unter den belegen für *sie* fehlen 1364. 4857. — die im nachtrag s. 258 gebrachte bemerkung, s. 203 z. 1 sei der beleg 1174 einzufügen, ist unrichtig; *tuene* 1174 ist acc. und s. 206 ganz correct unter den accusativen aufgezählt. — s. 206. die an-

gaben über *-a* sind richtig; unter den belegen für *-e* ist 1224 statt 1214 gedruckt, es fehlt 1261 *gode* (C *guoda*); an den dat. von *god* kann Sch. nicht gedacht haben, da die zahl auch im verzeichnis der dative auf *-e* s. 212 und im verzeichnis der dat. auf *-a* des Cott. s. 217 nicht erscheint. — s. 208 z. 7 l. 89 statt 68, es fehlt 213. — s. 240. die zahlen für *-as* sind in der ordnung; unter den belegen für *-es* vermisste ich nach meiner nachprüfung 87. 92. 110. 137. 205. 518. 648. 779. 989. 3395. 3914; 4019 muss zweimal stehn. von diesen stellen werden 779. 989 (*uualdandes*) s. 243 anm. angeführt, sie sind also Sch. nicht entgangen, sondern durch ein versehen nicht in die gesamtübersicht einbezogen worden. ich prüfte die andern in der anm. angeführten zahlen und fand, dass auch 1026 und 2688 in der gesamtliste fehlen. umgekehrt hätte das zweite 515 wegzufallen, da Sch. nun einmal, was ich freilich nicht billigen kann, die genitive *nahtes* ausgeschlossen hat. oder ist 515 für 518 verdruckt? — die bisher besprochenen resultate der nachprüfung können im grofsen und ganzen als günstig bezeichnet werden.

Auffallend viel lücken fand ich in dem verzeichnis der dative auf *-e* s. 212. ich merkte aber bald, dass der gröfsere teil nicht auf ein übersehen des autors zurückgeht, sondern auf irgend eine unordnung in seinen zetteln. die meisten belege für dative, deren endung *-e* ein guttural vorhergeht und die s. 214 vorgeführt werden, sind nicht in die gesamtliste einbezogen worden. derjenige, der die übersicht s. 212 f. richtig stellen will, hat alle belege, die s. 214 z. 6—18 aufgeführt werden, einzutragen mit ausnahme von folgenden: *berge* 1993. 3134, *diske* 3342, *ferhe* 4165, *folke* 491. 561, *cuninge* 696. 1120 (s. 212 steht fälschlich 1121[1]). 2344, *uuege* 2402[2]. ferner sind übersehen worden: 258. 429. 700. 757. 769. 1300. 1844. 2197. 2510 (zweimal zu setzen!). 2824. 3247. 3502. 3627. 3718. 3791. 3867. 3934. 4108. 4462 (*cruce*, s. 192 der lesart von C zu liebe fälschlich als *cruci* gefasst; beachte aber *aslagan* M gegenüber *gislagan* C). 5129. 5153. 5250. endlich will ich gleich hier erwähnen, dass es meiner ansicht nach keinen zweck hat, die dative der *i*- und *u*-decl. auf *-e* und *-a* von der rechnung auszuschliefsen. gerade weil diese formen analogiebildungen nach der *a*-declination sind, ist die qualität ihrer endvocale für die der echten dative von *a*-stämmen beweisend. ganz inconsequent ist es, die form *lufte* 391 auszuscheiden, die dative *hungre*, *flode*, *dode* usw. aber zu rechnen, wie die belege 983. 1156. 1185. 1671. 1823. 2260. 2382. 3091. 3167. 3203. 3212. 3405 usw.

[1] ebenso 2419 statt 2420.

[2] man lasse sich nicht dadurch irre machen, dass mehrere der hier nicht angeführten, also nachzutragenden zahlen schon in dem verzeichnis s. 212 f stehn, es ist dann von 2 belegen, die der betreffende vers bietet, nur der eine angemerkt, so 2972. 5067. 5257. 5969.

beweisen. es sind also alle s. 216 f gegebenen belege für dative der *i*- und *u*-stämme einzurechnen, aufserdem *giuualde* 2889, das Sch. selbst s. 192 für eine form der *a*-declination erklärt hat. — in die tabelle s. 213 sind demnach für die endung *-e* folgende zahlen einzusetzen:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	summe
82	148	147	127	144	53	701

die zahlen für die dative auf-*a* sind, die selbstgewählte absonderung von *crafta, hugea* und *-skepea* zugegeben, richtig. rechnet man auch die belege für die eben genannten formen ein, so lautet die tabelle s. 213:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	summe
106	43	15	4	7	5	180

s. 214 unter den dativen mit guttural im stammauslaut fehlen *folke* 2197. 3791, *gethuinge* 2824. verdruckt ist 3533 (*folke*) statt 3523, 2883 (*cuninge*) statt 2884, 1658 (*thanke*) statt 1659, 4215 (*uuihe*) statt 4216.

An der art und weise, wie das gesammelte material vorgeführt wird, wäre mancherlei auszusetzen. es ist gewis nur zu loben, dass dem nachprüfenden durch die ausführliche angabe der belegstellen die controle ermöglicht wird; leicht gemacht ist sie ihm durchaus nicht immer. es trägt daran zum teil die übergrofse genauigkeit des autors schuld, mit der im ersten teil der arbeit auch ganz gleichgiltige graphische varianten angegeben werden. was interessiert es jemanden, der es mit der endung des nom. sg. der schw. decl. zu tun hat, ob *sebo* mit *b* oder *ƀ* geschrieben ist? er wird aber im nachschlagen und vergleichen sehr behindert, wenn solchen kleinigkeiten zu liebe die reihenfolge der verszahlen gestört wird. auch dass bei der aufzählung der formen des Cott. immer auf die des Mon. rücksicht genommen wird, selbst wenn diesen dann ein besonderer abschnitt gewidmet ist, erschwert die übersicht. nicht immer sind die belege nach den gerade in betracht kommenden endungen angeordnet, öfters nur in alphabetischer reihenfolge, zb. s. 48 die acc. pl. m. der adj., s. 58 die nom. sg. fem., s. 61 die dat. sg. fem. s. 131 f hätten die belege für die endung *-ana* im acc. sg. m. der adj. nach der quantität der wurzelsilbe geordnet werden sollen, damit das s. 133 mitgeteilte resultat deutlicher hervortrete. ebenso hätten s. 154 ff und s. 163 in der tabelle die endungen nach den genera getrennt werden müssen, da Sch. s. 159 mit recht behauptet, dass die meisten belege für *-on* im dat. pl. femininen der *ô*-decl. zugehören. s. 172 durften die *u*- und *w*-stämme nicht zusammengeworfen werden, wie es tatsächlich geschehen ist.

Einmal ist Sch. durch ungenügende trennung zu einem falschen resultat gekommen. s. 223 f werden alle adverbia angeführt, deren endung zwischen *-a* und *-e* schwankt. Sch. meint,

dass im ganzen *-a* überwiege, die dreisilbigen adverbia den ausgang *-e* bevorzugen und das übergewicht von *-a* allmählich abnehme. tatsächlich ist aber die sachlage die, dass diejenigen adv., die im ahd. regulär auf *-a* ausgehn, auch im Mon. überwiegend *-a* haben, jene auf *-e* überwiegend *-e*. zur ersten gruppe gehören die adv. auf *-ana* (*ferrana, forana, hinana, nidana, oƀana, ostana, uuestana*), von denen 9 belege für *-a*, 6 für *-e* vorkommen, ferner *ana, fora, huuanda, sama, uuela.* im ganzen kommen von diesen wörtern 37 belege für *-a*, 13 für *-e* vor. in die zweite gruppe gehören *atsamne, huanne, inne, tesamne, uppe, ute,* die 25 mal mit *-e*, 7 mal mit *-a* geschrieben erscheinen. die übrigen belege entfallen auf *nidare, sana, simbla,* denen aus dem ahd. nichts genau entsprechendes mit sicherheit entgegengesetzt werden kann. der Cott. zeigt noch mehr übereinstimmung mit der ahd. orthographie: in der ersten gruppe 14 *-a*, 1 *-e*, in der zweiten 29 *-e*, 5 *-a*.

Weiter habe ich auszustellen, dass in den tabellen nicht consequent sicheres und zweifelhaftes geschieden ist. von der klammer, wie sie zb. s. 41. 94. 130 angewant ist, hätte Sch. ausgibigern gebrauch machen sollen. von den unter einer bestimmten rubrik besprochenen formen wird öfters gesagt, sie könnten auch anders gefasst werden, ohne dass aber diese unsicherheit in der tabelle ihren ausdruck findet. das führt zu inconsequenzen. s. 22 wird *mikilun* 4189 unter den schw. dativen aufgeführt, s. 25 erklärt Sch., dass er es für keine schw. form halte, aber in den tabellen s. 28 und 94 ist es mitgerechnet. warum ist die form nicht gleich s. 22 ebenso a limine ausgeschieden worden wie *fernun* 217? — s. 64 wird es als zweifelhaft bezeichnet, ob *sundiun* 1873. 3869. 5593. sing. oder plur. ist, dasselbe bedenken wird s. 67 für *sundiun* 1701. 5151. 3477, *sundion* 5041 ausgesprochen; trotzdem werden in der tabelle s. 94 die ersten drei belege als singular-, die letzteren vier als pluralformen gefasst. wenn es übrigens s. 65 als fraglich bezeichnet wird, ob *suarun* 5472 sg. oder plur. ist, so gilt derselbe zweifel natürlich auch für das im selben vers stehnde *sundiun,* das s. 64 anm. nicht unter den zweifelhaften fällen angeführt worden war. ganz unerlaubt ist es selbstverständlich, dass die formen des Cott. *endagon* 1240, *galgon* 5572. 5685. 5730, *lichamon* 5672, *loƀon* 290, nach den s. 28. 57. 94 angegebenen zahlen zu schliefsen, sowol als dative sg. als auch als dat. pl. gerechnet werden. bei den angaben über den Monacensis wurde *giloƀon* 290 zweimal gezählt, dagegen *endagon* 1240 nur als dat. pl. gerechnet. — ein paar mal sind schreibfehler und conjecturen in die zählung einbezogen worden, nämlich s. 79 u. 94 *uuanamon* 358 unter die beispiele für *-on* im a. pl. ntr. der schw. adj. decl., obwol die hs. *uuanamo* hat, ebenso s. 130 *mikilun* unter die *-un*-formen des Mon., obwol die form auf conjectur beruht. s. 130 wird ferner als summe der pronominalen dative auf *-un* 23 (24)

angegeben. die pluszahl der parenthese bezieht sich wol auf *enigun* 263 (vgl. s. 118); also ist der schreibfehler *minun* 4419 als vollgiltiger beleg gerechnet. *selbem* 2843 C ist als beleg für *selbon* gezählt worden, vgl. die tabellen s. 28. 94.

Aus den sammlungen Sch.s ergeben sich sowol resultate für die auffassung der Heliandüberlieferung als für die grammatik, für die as. sowol wie für die gemeingermanische. freilich hat Sch. seinem eigenen zugeständnisse zufolge sein hauptziel, die feststellung des heimatdialects des Helianddichters, nicht erreicht; aber die erkenntnis der textgeschichte hat er sicherlich gefördert. an vielen stellen ist darauf hingewiesen, wie sich die einzelnen teile des textes, vornehmlich des von M, von einander unterscheiden; vgl. s. 139. 152. 154. 158. 166. 167. 172. 173. 178. 196. 200. 249.

Die frage, ob der vorlage von M und weiterhin dem urtext die kürzern oder längern dativformen (*-on* oder *-umu*) zukamen, scheint mir durch Sch. jetzt endgiltig zu gunsten der kürzern formen entschieden zu sein. seiner argumentation s. 123ff stimme ich, soweit sie die schreibfehler des Mon. betrifft, rückhaltslos zu. nur möchte ich nicht zum beweis der unursprünglichkeit der längern formen in C das *-e-* von *minemo* 5614, *thinemo* 3376, *odremo* 4587 anführen (vgl. s. 123 anm.). das *e* von *-emo* beruht weder hier noch ahd. auf lautlicher schwächung, sondern auf anlehnung an den artikel, die natürlich früh oder spät erfolgt sein kann. ferner ist es nicht notwendig, die kürzern formen des dativs als instrumentale zu fassen; es kann apokope des dat. *-u* vorliegen, die in den *-mu*-dialecten durch vom artikel ausgegangene analogiebildung beseitigt ist. anders van Helten Beitr. 17, 296. während ich allerdings glaube, dass die verschiedenheit der dativformen auf differenz des dialectes der vorlage und der mundart des schreibers in irgend einem stadium der überlieferung beruht, möchte ich jetzt nicht mehr, wie ich das früher getan, das gleiche auch für *thana thene*, *fon fan* behaupten. der ziemlich schroffe übergang von einer form zur andern lässt m. e. nur die erklärung zu, dass die teile, welche *thana*, resp. *fon* aufweisen, von einem andern schreiber geschrieben sind als die, welche *thene*, resp. *fan* zeigen. dasselbe hat von *thesaro thesaru* zu gelten. wie Sch. s. 178 zeigt, tritt *thesaru* erst 2698 auf, herscht aber von da ab beinahe ausschliefslich. natürlich hat diese ganze annahme zur voraussetzung, dass der letzte schreiber, von dem M selbst herrührt, die eigentümlichkeiten seiner vorlagen ziemlich getreu bewahrt hat. diese voraussetznug hat aber durchaus nichts unwahrscheinliches. man erinnere sich an die Vorauer hs. und die bewahrung alter formen in glossenhss. aus später zeit. auch darin, dass durch die gleichförmigkeit des Cott. eine gröfsere mannigfaltigkeit hindurchblickt (s. 254), gebe ich Sch. vollständig recht.

Was die sprachlichen resultate betrifft, so enthält natürlich schon jede statistische übersicht über die wechselnden schreibungen einer und derselben flexionsendung ein solches, auch wenn unsere bisherigen kenntnisse nicht erweitert, sondern blofs gefestigt und geklärt werden. man wird zb. nach den ergebnissen des 8 excurses nicht mehr sagen dürfen, dass as. *a* und *e* in endsilben beliebig wechseln. es ist vielmehr festgestellt, dass im gen. und dat. die regulären endungen beider Heliandhss. *-es -e* sind und dass sie sich dadurch von der masse der übrigen as. denkmäler unterscheiden. es ist Sch. aber auch gelungen, bisher unbekannte tatsachen aufzudecken. so zeigt er im 3 excurs (s. bes. s. 133 f), dass die endung *-na* (*-ana*) in der regel den wörtern mit langem oder zweisilbigem stamm und kurzer ableitungssilbe zukommt, während kurze stammsilbe mit kurzer ableitungssilbe und lange ableitungssilbe *-an* erfordert. unrichtig ist dagegen, dass *-na* auch den einsilbigen mit kurzer stammsilbe zustehe, unrichtig nicht nur, weil die regel blofs durch *lefna* 2096. 2308 gestützt werden kann, sondern vor allem weil *quican* 2355. 4129. 5347. 5849 widerspricht. Sch. hat das wort s. 137 zu den langsilbigen gestellt; allein überall, wo es im Heliand erscheint, wird es mit éinem *c* oder *k* geschrieben. wenn Sch. vielleicht ahd. *quec*, *quecch* bedenken macht, so verweise ich ihn auf das *queh* der Monseer fragmente.

Ein anderes wichtiges ergebnis ist, dass die subst. der *ô*-decl. den gen. und dat. getrennt halten, während in den entsprechenden casus der pronominalen declination vermischung eintritt. ähnliches zeigt sich auch ahd. im Tat. überwiegt nach Sievers einl. s. LXIV § 105 bei den schreibern *α*, *α'*, *β*, *γ* das zum dativ stimmende *-ro* die endung *-ra* des gen. der pron. declination, bei den substantiven dagegen[1] zeigt der genitiv in *α* 8 *a*, 3 *u*, in *α'* 2 *a*, 1 *u*, in *β* 6 *a*, 3 *u*, in *γ* 2 *a*, 1 *u* (correctur). im Otfrid — ich nehme nur auf die stellen rücksicht, wo V und P übereinstimmen — erscheint im dat. der subst. neben sehr häufigem *-u* nur 4 mal *-a*, und zwar mit éiner ausnahme nur am versende; beim adj. erscheinen schon 7 *-era* neben 52 *-eru*, beim possessiv 23 *-era* neben 31 *-eru* beim demonstr. *ther* 34 *thera* neben 62 *theru*; bei *theser* überwiegt sogar das *a*: 11 *therera* gegen 1 *thereru*, s. Kelle, Otfrid II 210 f. 274. 285. 339. 356. 362. Sch. hält das im gen. sg. f. der pron. decl. erscheinende *-o* nicht für die ursprüngliche dativendung, sondern umgekehrt, das im dativ neben oder statt *-u* erscheinende *-o* soll aus dem genitiv stammen. für diese meinung scheint zu sprechen, dass der Mon. bei verschiedenen wörtern im gen. *-o* hat, während im dat. überwiegend *-u* erscheint. so hat das pron. pers. im dat. nur 4 mal *iro* gegen 27 *iru*, im gen. aber 30 *iro* gegen 21

[1] bei Sievers § 104 fehlen an *a*-formen in *α uuamba* 4, 3, *sibba* 4, 18, *ά euua* 128, 1, *β erda* 71, 3, *ζ euua* 141, 17, *sunta* 197, 9.

ira und 3 *iru*. von den 11 belegen für die genitivform *thesaro* fallen 6 gerade in jene partie, die im dativ beinahe ausschliefslich *thesaru* kennt. von den 6 fällen von *-aro* im gen. der possessiva stammen 3 oder 4 aus jenem teil des textes, der im dativ fast nur *-aru* aufweist.

Interessant war mir, dass Sch. für das as. zwei längere dativformen auf *-mu* und *-mo* nachweist (s. 174 ff), wie ich dies in meinen Beiträgen zur erklärung der germ. flexion s. 62 ff für das ahd. getan zu haben glaube. meine annahme scheint wenig anklang gefunden zu haben. wenn van Helten, der eine zeit lang an sie glaubte, jetzt Beitr. 17, 280 meint, *-o* könne ganz gut in dritter silbe aus *-u* entstanden und im femininum *-u* durch den einfluss des subst. widerhergestellt sein[1], so sei mir gestattet zu bemerken, dass ich mir bei abfassung meiner schrift diesen gewis nahe liegenden einwand selbst gemacht habe. ihn als vollwichtig anzuerkennen, davon hielt mich das bedenken zurück, einem so alten denkmal wie die Monseer fragm. sind, eine so gründliche vermischung der ursprünglichen verhältnisse zuzumuten, dass auch keine spur des lautgesetzlichen *-ero* übriggeblieben wäre. das schien mir für den postulierten lautwandel *u* > *o* in dritter silbe ein allzu hohes alter zu bedingen. doch ist das schliefslich subjective anschauung. zu gunsten meiner meinung möchte ich jetzt anführen, dass der Tatian den übergang *u* > *o* in dritter silbe gewis kennt; denn während im allgemeinen das *-u* des instr. erhalten bleibt, heifst es überwiegend *thoh uuidaro*, s. Sievers glossar s. v und einl. § 112. aber neben 9 *-o-* erscheinen doch auch 7- *u*-formen. an beeinflussung der isolierten formel durch den instrumental einsilbiger wörter ist nicht zu denken, wir müssen also das schwanken zwischen *-o* und *-u* darauf zurückführen, dass eben *-o* hier aus *-u* entstanden ist. für das *-emo* des dativs findet sich aber im Tatian nie *-emu* geschrieben, also ist s e i n *-o* nicht aus *-u* entstanden. endlich sprechen für meine ansicht auch die as. verhältnisse. hier müssen die anhänger der drittsilbentheorie wider mit Behaghel annehmen, dass im dialect des Mon. *m* erhaltend auf das folgende *-u* gewürkt hat.

Für die gemeingerm. grammatik scheint mir von bedeutung, dass nach den bemerkungen s. 172, denen man freilich mehr ausführlichkeit wünschen möchte, im Cott. *-u* = germ. *-u* meist zu *-o* wird, während *-u* = germ. *-ō* gewöhnlich als *-u* erscheint. daraus würde folgen, dass die beiden laute urgermanisch noch nicht zusammengefallen sind. ferner ist interessant, dass im nom. sg. fem. und nom. acc. sg. ntr. der schw. decl. im Mon. *-a*, *-e* sich ungefähr die wage halten, während der nom. u. acc. der *ó*-declination öfter *-a* als *-e* hat (s. 58. 71. 196 ff). um volles licht in die sache zu bringen, müste man freilich die sichern fälle von

[1] denselben gedanken hat übrigens vor van Helten schon Collitz ausgesprochen, Anz. XVII 277.

denen sondern, in welchen pluralformen vorliegen könnten. Sch. hat dies leider unterlassen.

Seiner auffassung sprachlicher tatsachen kann ich sehr oft nicht beipflichten. so muss ich gestehn, dass mir seine erklärung der schw. accusative der adj. auf *-an* als nachbildung der starken, die aber doch ihr vorbild nicht erreichte, unklar geblieben ist (vgl. s. 41 ff. 139 f). wenn es Sch. bedenken macht, dass nach bestimmtem artikel beim adj. nie *-en* neben *-an* erscheint, während beim st. adj. *-en* und *-an* wechseln, so ist darauf zu bemerken, dass die endung *-en* beim st. adj. in C so gut wie gar nicht erscheint, in M vorwiegend in den letzten dreitausend; nun stehn aber gerade alle beispiele für *-an* bei vorausgehndem best. artikel in M mit drei ausnahmen in den ersten dreitausend versen. von dieser seite aus ist also gar kein grund vorhanden, in *-an* etwas anderes zu sehen, als die endung des st. adject.. die erklärung, die Sch. für die *-en* der st. adjectivdecl. s. 140 gibt, kann ich auch nicht billigen, sie würde voraussetzen, dass *e* hier der ursprüngliche laut sei. *e* statt *a* erklärt sich als folge der einwürkung des artikels; vgl. das *-en* der Mons. gl. im acc. des adj. bei sonst erhaltenem *-an* (Beitr. 15, 416 a. 1). man beachte, dass *-en* statt *-an* beinahe nur in den textteilen vorkommt, die *thene* und nicht *thana* haben.

Den einfluss des *r* auf benachbarte laute überschätzt Sch. sehr. die s. 110 gegebenen beispiele sind stark zu reducieren. *obar*, *undar*, *uuatar* haben doch von haus aus *-a-*, *huargin* statt *huergin* beruht aller wahrscheinlichkeit nach auf fehlen des umlauts. das lehnwort, das lat. *carcer* lautet, hatte wol schon gemeingerm. in der endsilbe *a*, vgl. got. *karkara*; *a* wird ja auch von der ahd. as. umbildung *karkari* (nach analogie des nom. agentis) vorausgesetzt. *far* und *for* sind alte doppelformen. — wieso der übergang von *-m* zu *-n* im stande gewesen sein soll, den vorhergehnden vocal zu trüben oder in seinem klang unbestimmt zu machen (vgl. s. 82. 128. 163), vermag ich absolut nicht einzusehen. *-an* im dat. pl. der st. adjectivdeclination möchte ich geradezu gleich ahd. *-ên*, got. *-aim* setzen; vgl. *-an* im pl. opt. s. 235 f. dass im kürzern dativ der st. adjectivdeclination und im dat. pl. *-un* und *-on* wechseln, während das *-un* des pl. praet. constant ist, erklärt sich einfach aus der verschiedenen herkunft beider laute. das *u/o* der dative ist = germ. *a*, das durch folgenden labialen nasal verdumpft wurde, ohne dass der neu entstehnde dunkle laut ganz mit dem alten *u* zusammenfiel. — s. 248 schliefst sich Sch. der meinung van Heltens an, dass *ê* < *ai* in gedeckter silbe als *a*, im freien auslaut als *e* erscheine. dass diese erklärung durchaus das richtige trifft, muss ich bezweifeln; ich glaube, vor *s* ist *e* lautgesetzlich. nicht nur, dass in der 2 sg. opt. etwas öfter *-es* als *-as* erscheint, in der 2 sg. ind. der schw. verba 3 conj. überwiegt *-as* nicht so unbedingt über *-es*,

wie *-ad* über *-ed*. es stehn 15 *-as* 10 *-es*, 48 *-ad* aber blofs 5 *-ed* gegenüber.

Die ansicht von Collitz, dass das *-a* des nom. acc. pl. der *a*-stämme in den spätern as. denkmälern die ursprüngliche accusativendung = got. *-ans* ist, scheint mir Sch. mit seinen bemerkungen s. 102 anm. nicht widerlegt zu haben. auch für die endung *-a* im nom. acc. pl. m. der adj. muss ich bei Collitz' meinung bleiben. Sch. meint, wie vor ihm schon van Helten, dass *-a* aus dem fem. übertragen sei; ich habe Anz. XIX 36 ff gezeigt[1], dass auch ahd. die endung *-a* neben *-e* erscheint, und dass dort die annahme einer einwürkung des femininums im höchsten grade unwahrscheinlich ist. will man für das ahd. durchaus eine erklärung durch analogiewürkung haben, so muss man mit Dietrich Hist. decl. theot. p. 22 und van Helten Beitr. 17, 274 anm. 1 *-a* aus der substantivdecl. herleiten. dagegen erhebt sich zunächst der einwand, dass dann nicht abzusehen ist, warum nicht auch der dativ der adj., dessen *-ên* dem *-un* der substantiva ebenso ähnlich war wie *-e* dem *-a*, die endung der subst. angenommen hat. die Monseer glossen zeigen aber im dativ durchaus *-en*, die Vergilglossen überwiegend; ich zähle 51 belege von erster und 9 von zweiter hand. in 9 resp. 10 fällen erscheint allerdings *-un*: Gl. II 628, 14. 631, 62. 638, 65. 643, 22. 649, 23. 653, 35. 654, 52 (2. hd.), wahrscheinlich auch 668, 41. 670, 42. 68. man wird hier getrost schw. decl. annehmen können, da auch sonst oft glossierte adj. in schw. form erscheinen[2]. wegen der annahme, dass *-un* = älterm *-ôn* vgl. Gl. II 654, 67. 660, 37. 665, 36 usw. aufserdem wird die richtigkeit der gleichung ahd. *-a* = got. *-ans* durch ahd. *taga* = got. *dagans* bewiesen. die Mahlowsche erklärung von *taga* ist zwar häufig totgeschwiegen, nie aber widerlegt worden. ich habe Beitr. z. erkl. d. germ. flexion s. 13 hervorgehoben, dass durch sie die differenz in der quantität der endvocale von *taga* und *gebâ* verständlich gemacht wird. wenn die durch einen sinnstörenden druckfehler entstellte bemerkung van Heltens Beitr. 17, 273 a. 1 besagen soll, dass das *-a* des masc. lautgesetzlich und das *-â* des fem. durch das bestreben hervorgerufen oder erhalten sei, sg. und pl. zu trennen, so wird diese erklärung wol nicht viele freunde finden. alles zusammen genommen: billigt man die Mahlow-Collitzsche annahme, so finden durch sie die as. nom. acc. pl. der subst. sowie der adj. auf *-a*, die ahd. nom. acc. pl. masc. der adj. und die kürze der endung von *taga* eine durchaus befriedigende erklärung; acceptiert man sie nicht, so muss man

[1] es sei hier die berichtigung gestattet, dass s. 37 z. 26 zu lesen ist 2(1) + 1? statt 1(1) + 1? + 1*, denn 'gressus' ist Gl. II 637, 16 durch *gengi* glossiert.

[2] vgl. Gl. II 631, 56. 634, 34. 35. 53. 637, 66. 648, 52. 60. 649, 24. 653, 6. 660, 47. 662, 52. 663, 40. 664, 13. 669, 49. 670, 3.

für jede der drei ersten kategorien eine verschiedene entstehung desselben lautes -*a* annehmen und begreift die quantität der endung von *taga* nicht. ich glaube, die entscheidung kann nicht schwer fallen. übrigens ergibt sich dann auch eine einfache fassung für das auslautsgesetz: gedecktes idg. -*ā* erscheint ahd. as. als *a*, gedecktes idg. -*ō* als *o*. doch kann ich das hier nicht des weitern ausführen.

An einzelnen bemerkungen hätte ich folgendes vorzubringen. s. 13. von den angeführten beispielen für *uuilleon* kann 1962 von *lonot* abhängiger objectsaccusativ sein, zu dem 1963 als epexegese tritt, oder, wenn man lieber will, *lonot* steht ἀπὸ κοινοῦ zu *uuilleon* und *so huat so hie her guodes geduot*: 'gott lohnt einem jeden menschen, seinen guten willen, das was er gutes tut'; vgl. das folgende *thoh hie thuru minnea godes manno huilicon uuilland i forgebe uuatares drincan.* — s. 18. *alouualdan* 251. 1510 soll nachlässige schreibung für *alouualdand* sein; gibt es denn as. genitive auf -*and*? — s. 17. dass *namon* 5084 acc. ist, möchte ich bezweifeln. — s. 18. ich kann nicht finden, dass *fetherhamon* 5798 zweifellos pluralform ist; was soll der hinweis auf 1669? dort ist vom gefieder der vögel die rede, hier von den flügeln éines engels. — Sch. meint, dass die decl. von *namo* auch ahd. unregelmäfsigkeiten zeige und beruft sich dafür ua. auf Otfrid wegen *namon* gen. II 16, 28, *namon* dat. IV 4, 27 (soll heifsen 47). er meint, dass der vorhergehnde labial schuld sei, und stützt diese ansicht durch die angeblich Otfridschen formen *lichamon* gen. V 23, 68, dat. I 10, 14. dabei ist aber aufser acht gelassen, dass alle 4 beispiele nur in der Freisinger hs. stehn und aufserdem I 10, 14 und II 16, 28 *o* in *e* corrigiert ist. dass der bair. schreiber aber gen. und dat. auf -*on* statt -*en* bildet, ist weiter nicht auffällig, Kelle führt Otfrid II 241 f solche formen auch von (*antdago*), *boto*, *brunno*, *entitago*, *gimazo*, *mennisgo*, *uuillo* an. in all diesen wörtern lautet der stamm auf nichtlabialen laut aus. mit mehr recht hätte sich Sch. auf Tatian berufen können, der nicht nur das von ihm citierte *naman* bietet, sondern auch *namon* 134, 3. 142, 2 und *theismon* 89, 4.; vgl. Sievers einl. LXV § 108 anm. — s. 26. von den stellen, die st. declination nach best. artikel beweisen sollen, haben zu entfallen 808, wo, wie schon Schmeller Gloss. s. 170 andeutete, *thar the* so viel wie 'wo' heisst, und 4741; denn *costondero* ist gen. pl. des substantivs *costond* 'teufel'. — s. 61. 64. 66. *uuanga* hält Sch. mit Schmeller, Heyne und Behaghel für ein fem. da das wort aber ahd. ntr. ist, so kann man an der richtigkeit des ansatzes zweifeln. aus v. 4880 lässt sich das gewis nicht entnehmen, ebensowenig aus 5114 und 5496, wenn man *uuangun* für den acc. pl. nimmt. es bleibt also nur 201 *uuangun uuarun im uulitiga* (M -*e*). nun ist ja aber auch ins ntr. die pluralendung der masc. und fem. hin und wider eingedrungen. vgl. 2036 f *Larea stuodun thar stenfatu sehsi.* —

s. 68. Sch. erinnert wegen der verkürzten endung *-on* im gen. pl. mit recht an die ähnlichen Otfridschen formen; man möchte auch an die an. endung *-u* der schw. adj. denken, vielleicht auch an die Notkersche endung *-ôn*, die freilich nicht auf die adj. beschränkt ist. dass in all diesen fällen auslautendes *-o* weggefallen sei, scheint mir nebenbei bemerkt ganz unglaublich. — s. 79 anm. Sch. meint, dass st. decl. nach dem art. sich auf das süd-, mittel- und niederfränkische beschränkt habe. das ist nicht richtig. auch Notker zeigt einige beispiele (Wunderlich Beitr. zur syntax des Notkerschen Boethius s. 12), im Klosterneuburger gebet MSD 84 steht *demo giunstiemo taga* und — allerdings bei dazwischentretendem possessiv — *mit temo dinemo heiligemo bluodie*; vgl. auch die beispiele bei Weinhold Mhd. grammatik § 524 f, von denen man die oberdeutschen doch nicht alle auf frk. einfluss wird zurückführen wollen. — s. 95 f werden eine reihe von adverbien besprochen, in denen *-o* und *-a* wechseln. Sch. ist geneigt, *-a* aus *-o* lautlich entstanden sein zu lassen. in manchen fällen dürfte diese erklärung zutreffen, aber nicht in allen. man darf nicht übersehen, dass auch ahd. doppelformen erscheinen, deren anwendung vom sprachgebrauch der denkmäler abhängt. das gilt für *samo* neben *sama* (Graff VI 27), *eftho* neben *eftha* (Graff I 147), *ana* neben *ano* (Graff I 283). — s. 135. Sch. hält *enan* 13 für den acc. sg., bezieht es also auf *euangelium*. dazu hat ihn vermutlich die von Sievers unterm text angeführte stelle aus Beda bewogen: *qui cum sint quattuor non tam quattuor evangelia quam unum quattuor librorum varietate pulcherrima consonum ediderunt.* trotzdem möchte ich bei der auffassung Schmellers, Heynes und Greins bleiben, nach der *enan* n. pl. und auf die evangelisten zu beziehen ist, 'dass sie allein das evangelium aufschreiben sollten'. denn die ganze stelle 9—17 variiert fortwährend den gedanken: nur 4 männer wurden zur aufzeichnung des evangeliums ausersehen. dass nach Sch.s auffassung der sinn der stelle für den unbefangenen leser, der Beda nicht kennt, unklar würde, darf man ihm freilich nicht entgegenhalten, derartiges ist dem Helianddichter wol zuzutrauen. — s. 171. *heri* 1972 C ist keine analogiebildung nach der *i*- oder *î*-declination, vielmehr hat das *heriu* von M als analogiebildung nach der *ô*-decl. zu gelten; das wort ist ursprüngliches *î*- abstractum, s. Holthausen Beitr. 13, 375 a. 1. oder trennt Sch. diese stelle von 3526. 5470. 5476. 5876? darauf würde deuten, dass er die letztern in seinem verzeichnis der dative auf *-i* nicht erwähnt. — s. 189 meint Sch., es sei zu kühn, v. 2975, wo C *Elitheodo quā im gumon tegegnes* list, *elitheodo* etwa mit berufung auf got. *þai þiudo* für den gen. (pl.) zu erklären. die kühnheit ist nicht allzugrofs; von *quā*, das nach s. 188 möglicherweise schreibfehler für *quamun* ist, muss man natürlich absehen. nur darf man nicht, wie Sch. anzudeuten

scheint, *elitheodo* von einem gedachten artikel *thia* abhängen lassen sondern von *gumon*. man vgl. Tat. 111, 3 *therer fremidera thiota man* 'hic alienigena', 128, 9 *Andero thioto sum* 'Samaritanus quidam'. — s. 192. *mahte* 2954 ist wahrscheinlich indicativ (Behaghel Modi s. 8). — s. 193. *hete* 2117 M ist wol nicht = *hetu*, sondern optativ (Behaghel aao).

Es liegt im wesen einer recension, dass sie mehr die puncte hervorhebt, in denen der recensent anderer meinung ist als der autor. trotz der gemachten ausstellungen trage ich kein bedenken, Schlüters buch für ein gutes und nützliches zu erklären.

Wien, 12. märz 1893. M. H. JELLINEK.

Die reception der neuhochdeutschen schriftsprache in stadt und landschaft Luzern 1600—1830 von dr RENWARD BRANDSTETTER. Einsiedeln, Benziger & Co., 1891. 90 ss. 8°.

Die Luzerner kanzleisprache 1250—1600. ein gedrängter abriss mit specieller hervorhebung des methodologischen momentes von dr RENWARD BRANDSTETTER, mitglied des indischen institutes im Haag. [ebd. 1892] 94 ss. 8°.

Zur geschichte der schwäbischen mundart im 15 jahrhundert. allgemeines und vocale der stammsilben. von dr phil. KARL BOHNENBERGER. Tübingen, HLaupp, 1892. x u. 139 ss. gr. 8°. — 4 m.

Brandstetters arbeiten gehören nach methode und ergebnissen zum besten der neuern sprachgeschichtlichen litteratur. selten gewinnt eine untersuchung, durch scharfe beleuchtung des typischen und durch vorbildlich klaren, sichern gedankengang, in dem maſse bedeutung weit über ihr eigentliches sondergebiet hinaus, wie dies Br.s schriften über die idiome seines heimatcantons nachzurühmen ist. die geschichte der mhd. wie der nhd. schriftsprache kann viel von Br. lernen. ich finde nirgends die litterarhistorische vorarbeit so gründlich angestellt wie hier, das material so besonnen und reichhaltig ausgewählt, die sprachlichen fragen mit dieser genauigkeit und umsicht behandelt.

Die deutschen aufzeichnungen Luzerns beginnen um 1250. ihre sprachform setzt sich fort in einer entwicklung, die man wol organisch, ungebrochen nennen kann, bis 1620: der zeitraum der mhd. schriftsprache. von da ab beginnt das eindringen der nhd. gemeinsprache: etwa zwei jahrhunderte hindurch schreibt der Luzerner ein gemisch des ältern und des jüngern schriftidiomes; die nhd. bestandteile nehmen stetig zu; erst seit dem anfang unsers jahrhunderts ist ein relativ einheitlicher habitus in den lautzeichen und flexionsformen erreicht, ist die ältere schriftsprache überwunden. dass im wortgebrauche der anschluss bis heute nicht vollständig ist, zeigt Br.s eigner stil.

Was bis zum aufkommen des nhd. geschrieben wird, nennt Br. Luzerner kanzleisprache (K). es ist aber nicht nur

die sprache der amtlichen documente, sondern auch die der privatbriefe, tagebücher, erzählungen: ein gegensatz zwischen officiell und privat scheint nicht zu bestehn, ein und derselbe autor schreibt amtlich und nichtamtlich die nämliche sprache. wol aber ist die kanzlei die eigentliche pflegerin dieser schriftsprache, insofern die officiellen kreise sie am geregeltsten schreiben und von schule und einheimischem buchdruck kein einfluss ausgeht. am ende des ersten zeitraumes (um 1600) wird auch von ungebildeten leuten geschrieben, und damit macht sich stärker als vorher ein unterschied geltend zwischen gebildet (K schlechthin) und ungebildet.

Diese gesamte K, im weitesten umfange, steht von der gesprochenen mundart sehr bedeutend ab. mundart ist überhaupt, bis auf die bewusten litterarischen versuche der neuzeit, niemals zusammenhängend niedergeschrieben worden. dass Br. mit voller schärfe die drei factoren auseinanderhält: mundart, kanzleisprache, neuhochdeutsch — dh. also die gesprochene sprache; die bis 1620 unbestritten geschriebene sprache; die seit 1620 eindringende geschriebene sprache —, dies ist ein entschiedener fortschritt über die frühern darstellungen. Br.s ergebnisse sind hier ohne weiteres zum mindesten für das ganze alemannische gebiet giltig. schon um 1250, als die deutschen urkunden beginnen, schreibt man nicht mundart, sondern mhd. schriftsprache.

Man kann es füglich nicht mehr so formulieren, das mittelhochdeutsche sei eine 'höfische dichtersprache' gewesen: es war schriftsprache im eigentlichen sinne des wortes; es war die sprache, worin auch die prosa, die localen urkunden aufgezeichnet wurden. diese sprache wurde von den kanzleien, als sie das deutsche adoptierten, schon fertig vorgefunden; concreter ausgedrückt: die schreiber der ältesten deutschen urkunden hatten ein schriftdeutsch gelernt, das in straffer tradition schon durch ein paar menschenalter gelehrt worden war. nur dadurch erklärt sich die relative einheit und orthographische glätte dieser sprache, ihre weite verbreitung und vor allem ihr stark archaischer character gegenüber sämtlichen mundarten der zeit. ja, das vorhandensein einer 'ahd. richtung' in diesen ältern urkunden fordert eine vom dialect losgelöste schulung der schreiber, die ihre wurzeln mindestens im 11 jh. hat. wenn die classischen mhd. dichtungen, deren hss. nicht der zeit und der heimat der verfasser angehören, nur in ihren reimen sprachliche criterien zu gewähren schienen, so darf daraus sicherlich nicht geschlossen werden, blofs im reime seien 'gewisse mundartliche formen' 'vermieden' worden. übrigens fehlt es nicht an schlüssen auch aus dem versinnern; so zb. wenn ein lyriker, der die einsilbige tactfüllung vermeidet, einen vers baut wie: *ich hân gesworn, daz ich vor lôser manne tucke mich behüete* (Bartsch Liederd. s. 130, 24), obwol seine mundart schon die praefixe *ge-*, *be-* syn-

kopiert hat. die forschungen der letzten jahre haben gezeigt, wie stark die hd. maa. im 13 jh. allbereits differenziert waren: es scheint mir undenkbar, dass man beim vorlesen eines textes, der ungefähr mhd. geschrieben war, die sprachformen einer damaligen hd. mundart zu substituieren vermocht hätte: dafür war der abstand im 13 jh. schon zu grofs. ich glaube, dass noch Behaghel in Pauls Grdr. I 540 f die schulmäfsige, archaische kunstform des mhd. schriftdeutsch nicht genugsam betont.

Ebensowenig aber kann man sagen, dass das mhd. im 14 jh. wider der unbestrittenen herschaft der mundarten platz machte (v. Bahder Grundlagen des nhd. lautsystems s. 1). jene schriftsprache wurde weiterhin vererbt. wol nahm sie mehr und mehr mundartliche bestandteile in sich auf, sodass sie sich local differenzierte und die einheit des grofsen gebietes in teilgebiete zerfiel. aber da im 14 und 15 jh. die gesprochenen dialecte ihrerseits letzte grofse neuerungen erlebten, die die schriftsprache nur zum geringen teil in sich aufnahm, so wurde der abstand zwischen mundart und schriftdeutsch keineswegs verringert. und von einem bruch mit dem schulmäfsigen mhd. kann nicht die rede sein: es blieb immer noch der grundstock des geschriebenen deutsch.

Das nhd. hatte also seinen kampf nicht gegen die mundart, sondern gegen die localen fortsetzungen der mhd. schriftsprache zu bestehn. nach Br. (Reception s. 62) würkte die ma. dem nhd. nicht einmal in dér weise entgegen, dass sich etwa die zu der ma. stimmenden elemente von K am längsten gehalten hätten.

Br. schildert nun das vordringen des nhd., indem er einzelne grammatische erscheinungen, und zwar solche, die sich im nhd. der letzten dreihundert jahre gleichgeblieben sind, in ihrer individuellen chronologie verfolgt. da er sich aufserdem auf geschriebenen, durch unterschrift und züge der hand beglaubigten stoff beschränkt, also die frage consequent so stellt: wie haben geborene Luzerner geschrieben?, so bekommt seine untersuchung eine geschlossenheit und ein psychologisches interesse, die wir bei einmengung der Luzerner drucke vermissen würden.

Br. ist soweit gedrungen, wie es die schranke seines gebietes zuliefs. was darüber hinaus liegt, also namentlich die fragen: woher hat Luzern die ältere, mhd. schriftsprache bezogen? wieweit steht die Luzerner K während ihres ganzen bestandes in abhängigkeit von den gröfsern schweizerischen kanzleien? woher und durch welche canäle ist das nhd. nach Luzern geströmt? — diese fragen durften unberührt bleiben, solange dem mhd. und nhd. der führenden alemannischen städte bearbeitungen von ähnlicher genauigkeit fehlten.

Der schilderung der K in der ersten periode (Luz. kanzleispr. s. 17) hätte ich eine ergänzung gewünscht: dass Br. nicht blofs die vom sonstigen mhd. abweichenden, dialectischen bestandteile

der K vorführte, sondern auch umgekehrt die abweichungen der K von der ma., soweit ihm gelungen ist diese zu eruieren. in Br.s früherer schrift, den Prolegomena s. 30f, finden wir einiges hierüber, aber, wie es scheint, nur ein paar besonders frappierende beweisstücke. und doch wäre es von grōstem werte, wenn wir gleich bei den anfängen der geschriebenen sprache ihren abstand von der gesprochenen so genau wie möglich kennen lernten.

Im einzelnen hat mich befremdet, dass (Luz. kanzleispr. s. 19) schweiz. *töiff* 'tief' und ähnl. als diphthongierung von *ü* gefasst werden; vgl. Schild Brienzer mundart s. 75. ebd. § 125 wird das *n* in *funst*, *künsch*, *sünfzen* als fremder einfluss gedeutet: es ist aber doch wol umgekehrte schreibung oder 'falsche deutung' (vgl. § 63. 96) — nach ma. *müstr* 'münster', *hauf* 'hanf' —, also intern entwickelt.

Br.s bisherige schriften lassen von den weiterhin verheifsenen das beste erwarten und wecken den wunsch, dass die bittern empfindungen, die der verf. am schlusse des zweiten heftes laut werden lässt, nicht von dauer sein mögen. —

Bohnenbergers sorgfältige untersuchung hätte aus dem, was von Br. schon vorlag, wol noch nutzen ziehen können; die auseinandersetzungen s. 6 ff hätten an praecision, an greifbarer deutlichkeit gewonnen. über die kaiserliche kanzlei äufsert sich B. s. 10, im gegensatz zu Kauffmann, dahin, dass die einwürkung auf Schwaben vermutlich erst mit den Habsburgern (1440) anhebe. der § 3 über den lautwandel enthält sehr verständige gedanken: der gesichtspunct, dass es gebiete spontan entwickelten und gebiete überkommenen lautwandels gebe, ist für das allgemeine verständnis der sprachentwicklung unentbehrlich, mag er sich auch im einzelnen falle selten fruchtbar erweisen. in dem wohnungswechsel der stämme den anstofs für den wandel der laute zu suchen, ist mislich, sobald man zugibt, dass nicht eine anatomische veränderung der sprachorgane, sondern eine zunächst psychologisch bedingte veränderung ihrer action den lautwandel erzeugt. — treffendes bemerkt B. § 6 über die 'traditionelle weise zu reimen'.

Die behandlung der einzelnen vocale macht durchaus den eindruck des zuverlässigen und umsichtigen. mehrfach befürwortet B. eine von Kauffmann abweichende historische entwicklungsreihe, oft im anschluss an Hermann Fischer: so s. 27 über das schicksal von *ā*, s. 86 von *œ*, s. 108 von *ei*; seine gründe sind einleuchtend. der alte diphthong *iu* wird von dem umlauts *-iu* unterschieden; aber aus dem unklaren § 88 wird der nichtschwäbische forscher schwerlich klug werden.

Berlin, 15 märz 1893. ANDREAS HEUSLER.

A grammar of the dialect of Windhill in the west riding of Yorkshire. illustrated by a series of dialect specimens, phonetically rendered, with a glossarial index of the words used in the grammar and specimens. by JOSEPH WRIGHT, deputy professor of comparative philology in the university of Oxford. London, English dialect society, 1892. XII und 255 ss. 8°.

Als vor nunmehr siebzehn jahren Zupitza Anz. II 1 ff die ersten publicationen der English dialect society besprach, äufserte er den wunsch, 'dass die gesellschaft sich nicht auf das rein lexikalische beschränken, sondern ihr augenmerk auch auf eine solche behandlung der hauptdialecte richten möchte, wie sie in vortrefflichster weise dem schottischen durch JAHMurray zu teil geworden ist'. mit der einzigen ausnahme von Ellworthys werken über den dialect von West Somerset haben die inzwischen erschienenen zahlreichen publicationen der gesellschaft zu einer würklich wissenschaftlichen kenntnis der neuenglischen mundarten leider sehr wenig beigetragen, die meisten sind sogar ganz wertlos; mit um so gröfserer freude wird nun endlich der fachgenosse in Wrights vortrefflichem buche die erfüllung von Zupitzas wunsch begrüfsen. in diesem werke, welches in erster linie für den englischen philologen bestimmt ist, hat es sich W. zur aufgabe gemacht, eine streng wissenschaftliche darstellung der laut- und formenlehre seines heimatdialectes und zwar auf historischer grundlage zu liefern, wozu er als geborener 'Yorkshireman', ausgerüstet mit den gründlichsten philologischen und phonetischen kenntnissen, in hervorragendem mafse berufen war. für die zuverlässigkeit des mitgeteilten modernen sprachstoffs bürgt der umstand, dass W. in seiner jugend ausschliefslich den dialect gebraucht hat: 'I spoke the dialect pure and simple until I was practically grown up'.

Es ist nur zu loben, dass W. abweichend von manchen seiner vorgänger sich auf ein ganz enges gebiet, auf die in einem dorfe und seiner unmittelbaren umgegend gesprochene mundart, beschränkt hat. wir bekommen infolge dessen das bild eines einheitlichen dialectes und nicht, wie es so häufig bei englischen dialectwerken der fall ist, einen mischmasch aus mehreren mundarten. Windhill ist ein im südlichen Yorkshire drei englische meilen nördlich von Bradford belegenes dorf, gehört somit zu Ellis Eastern North Midland group (district 24).

Im 1. cap. gibt W. eine genaue beschreibung sämtlicher im dialect vorkommenden laute, wobei er seiner transscription das Bell-Sweetsche system zu grunde legt. das 2 cap. bietet eine übersicht der modernen vocale in betonter silbe nebst deren ae. entsprechungen, während im 3 das ae., speciell altanglische, vocalsystem den ausgangspunct bildet, von dem aus die entwicklung der einzelnen ae. laute bis auf die neuzeit verfolgt wird.

die me. periode hat W. dabei freilich unberücksichtigt gelassen, wie er in der vorrede ausdrücklich bemerkt; doch glaube ich bei der unmöglichkeit, die nördlichen denkmäler der me. zeit auch nur annähernd genau zu localisieren, nicht, dass diese beschränkung dem buche zu besonderem nachteile gereicht.

Für den englischen philologen ist namentlich wichtig, dass im dialect von Windhill (=Wd.) alte unterschiede noch bewahrt werden, die sich in der schriftsprache nicht erhalten haben: während zb. in der heutigen engl. aussprache me. *ē* aus ags. *ǣ* (= germ. *ǣ*) und ags. *ē* mit me. *ę̄* aus ags. *ǣ* (= germ. *ai*), ags. *ēa* und ags. *ĕ* in offener silbe zusammengefallen ist, unterscheidet der Wd. sogar noch 3 laute, indem ags. *ĕ* in offener silbe eine besondere entwickelung durchgemacht hat und sich von ags. *ǣ* (= germ. *ai*) und *ēa* deutlich sondert. gegenüber ne. *meet* (ags. *mētan*), *beat* (ags. *bēatan*), *meat* (ags. *mĕte*), die alle drei den gleichen vocal *ij* haben, bietet der Wd. *mīt* (§ 147), *biət* (§ 179) und *meit* (§ 87). die entwicklung der *o*-laute ist ganz parallel, nur dass hier die schriftsprache noch zwischen me. *ō* und *ǭ* unterscheidet: der Wd. bietet widerum drei verschiedene vocale: *ui* oder *iu* aus me. *ō* (§ 163—4), *uə* aus me. *ǭ* (= ags. *ā*, § 122) und *oi* aus ags. *ŏ* in offener silbe (§ 109). gegenüber ne. *boat* (ags. *bāt*) und *throat* (ags. *þrŏtu*) stehn im Wd. *buət*, *þroit*. enthält aber die wurzelsilbe ein *r*, gleichviel ob dasselbe vor oder nach dem vocal steht, so wird dies verhältnis vielfach gestört, indem ebenso wie in der schriftsprache ein geschlossener vocal durch den einfluss eines benachbarten *r* offen wird. durch diese würkung eines *r* lassen sich einige fälle, über die W. nicht klar geworden ist, ganz einfach erklären: daher heisst es zb. *briəþ* (ags. *brǣþ*, ne. *breath*) und *jiər* (ags. *gēar*) statt **brīþ*, **jīr*. ebenso fällt me. *ō* bei folgendem *r* mit me. *ǭ* (ags. *ā*) zusammen, indem es, ebenso wie dieses, *uə* ergibt: zb. *fluər* (ags. *flōr*), *muər* (ags. *mōr*). unter denselben bedingungen entwickelte sich aus ags. *ĕ* und *ŏ* in offener silbe vielfach *iə* bzw. *uə*, anstatt *ei* bzw. *oi*: *biər* (ags. *bĕran*) usw. (§ 75), *riəp*[1] (ne. *to reap*), *friət* (ags. *frĕtan*) (§ 82) neben dem simplex *eit* aus ags. *ĕtan*. ebenso *əfuər* (ags. *onforan*), *smuər* (ags. *smorian*) (§ 104), *ruəz* (§ 105) gegenüber *loiz* (ags. *losian*) usw. (§ 109); hierher gehört auch *duər* (§ 113), das wol nicht auf ags. *duru*, sondern, ebenso wie das entsprechende ne. *door*[2], auf die flectierten formen des ags. *dŏr* (gen. *dŏres*, pl. *dŏru*) zurückgeht.

Ebenso wie einfaches *ē* und *ę̄* werden im Wd. die diphthonge *eu* (aus ags. *ēow*) und *ęu* (aus ags. *ēaw*) noch unter-

[1] dieses *riəp* ist, ebenso wie das ne. *reap*, auf die anglische form *riopan* (mit kurzem vocal und *o*-umlaut; vgl. Sievers Ags. gr. § 382) zurückzuführen, indem ags. *ĭo*, *ĕo* in offener silbe ebenso wie *ĕ* behandelt wird.

[2] über ne. *door* vgl. Zupitza DLZ 1885 (25 april) s. 610.

schieden, indem jenes als *iu*, dieses als *eu* erscheint: *briu* (ags. *brēowan*) usw. (§ 190) gegenüber *feu* (ags. *fēawe*) usw. (§ 180). ähnlich verhält es sich bei den *ou*-diphthongen: für ags. *āw* tritt im Wd. *oə* ein, während ags. *ōw* durch *ou* vertreten wird: *bloə* (ags. *blāwan*) usw. (§ 123) neben *flou* (ags. *flōwan*) usw. (§ 166). in der schriftsprache haben beide denselben vocal (*ou*), der noch dazu mit dem sich aus me. *ǭ* ergebenden *ou*-laut zusammengefallen ist: *blow, flow, toe* (ags. *tā*, im Wd. *tuə*). *throat* (ags. *þrŏtu*, im Wd. *þroit*).

Die ags. quantitätsverhältnisse, die in der schriftsprache durch consonantische einflüsse vielfach störung erlitten haben, sind im Wd. besser bewahrt: alte länge hat sich zb. vor *st* erhalten in *dāst*, *rāst*, ags. *dūst, rūst*[1] (ags. *ū* erscheint im Wd. stets als *ā*). auch vor den dentalen *d*, *þ*, wo im ne. vielfach kürzung eingetreten ist, zeigt sich noch im Wd. die alte länge: *diəd*, *diəþ* usw. vor *nd* werden ags. *ĭ* (*y̆*) und *ŭ* nicht, wie ne. gelängt: daher *find*, *pŭnd* usw.: die wenigen ausnahmen wie *ānd* (ags. *hŭnd*), *kaind* (ags. *gecynde*) sind wol durch den einfluss der schriftsprache zu erklären. vor *ld* dagegen tritt die dehnung von ags. *ĭ* (*y̆*) und *ĕ*, ebenso wie im ne., ein: merkwürdig dabei ist, dass das so entstandene *ī*, das doch eigentlich mit dem ags. *ī* zusammenfallen müste, unverändert bleibt und nicht wie dieses zu *ai* diphthongiert wird: *wīld* gegenüber *laif* (ags. *līf*).

Eigentümlich ist die entwickelung des ags. *ō*, das im Wd. als *ui* erscheint aufser vor *m*, *k* und im auslaut, wo *iu* dafür eintritt: *bluid* (ags. *blōd*), *liuk* (ags. *lōcian*). dieses *ui* ist auf ein ganz kleines gebiet beschränkt und zwar auf das südlichste Yorkshire (district 24 bei Ellis); sonst wird ags. *ō* in den nordengl. grafschaften vor sämtlichen consonanten meist durch *iu*, *iə* vertreten, dessen me. vorstufe bekanntlich *u̱* geschrieben wurde (*blud, luk*) und mit romanischem *ū* reimte. in den angrenzenden nordmittelländischen grafschaften dagegen (Lincolnshire, Nottinghamshire, Derbyshire, Cheshire, South Lancashire) hat das ags. me. geschlossene *ō* im wesentlichen dieselbe entwickelung durchgemacht wie in der schriftsprache, indem entweder *ū* oder ein erst in neuerer zeit daraus hervorgegangener nahe verwanter laut dafür eintritt (vgl. Ellis Early English pronunciation v 292). was die vorstufe des Windhillschen *ui* anbelangt, so ist zu bedenken, dass es weder mit me. *ū*, noch mit me. *eu* zusammengefallen ist: *guis* (ags. *gōs*), *suiþ* (ags. *sōþ*) unterscheiden sich im vocal von *ius* (subst.), *iuz* (verb) (me. *ūs, ūsen*) und *triuþ* (me. *treuthe*).

Vor *g*, *ng* und *š* ist *ă* zu *e* geworden: *eng* (ne. *to hang*), *beg*

[1] ags. *rūst*, wie bei Kluge Etym. wb. s. v. *rost* und in Pauls Grundriss I 869, nicht *rŭst*, wie bei Sievers Ags. gram. § 55. auf ursprüngliche länge des vocals weist auch die me. schreibung *roust* (daneben *rust* mit bereits verkürztem vocal, woraus ne. *rŭst*).

(ne. *bag*), *eš*, *weš* (ne. *ashtree*, *to wash*). der übergang vor *š* ist in der nördlichen hälfte Englands ziemlich weit verbreitet, während der vor *g*, *ng* auf ein bedeutend kleineres gebiet beschränkt ist. die me. schreibungen *aisschen* (ne. *ashes*), *waisschen* usw., die sich schon im 14 jh. häufig belegen lassen, scheinen auf den anfang dieses überganges hinzudeuten, der durch die palatale natur des *sh* hervorgebracht wurde. über dieselbe erscheinung auf deutschem und holländischem gebiet vgl. Franck Etym. woordenb. s. v. *flesch* und Anz. xvii 102, sowie Holthausen Beitr. 10, 600.

Ein paar einzelheiten mögen hier erwähnung finden: *rami* 'having a strong smell' (§ 57) bringt W. in verbindung mit ags. *hramsa*; sollte es nicht einfach zu *ram* 'widder' gehören? vgl. Chaucers prolog zur erzählung des Canon's yeoman z. 333: *For al the world thay stynken as a goot, Her savour is so rammysch and so hoot.* — zu *kemp* (§ 73) liefse sich auch das in der Sachsenchronik z. j. 1056 belegte *cenep* anführen. — das eigentümliche *meiťš* 'messen' (§ 67) dürfte vielleicht eine contamination sein aus **meit* (ags. *metan*) und *maťš* 'to match'. — von den beiden im § 75 angeführten scheinbaren ausnahmen gehört die erste, *tīər* 'teer' in den vorhergehnden § (ags. stamm *teorw-*), während die zweite sich regelmäfsig aus dem weit verbreiteten me. *mare* entwickelt hat, das häufig neben *mere* vorkommt (bei Chaucer lassen sich beide formen im reime belegen). — *lein* 'lehnen' (§ 139) ist nicht auf ags. *hlǣnan*, sondern auf ags. *hlĕonian* (*hlĭnian*) zurückzuführen und gehört somit zu § 87. — *weəst* (ne. *waste*, § 149) ist nicht fortsetzung von ags. *wēste*, sondern stammt aus dem romanischen (afz. *wast*).

Im 4 cap. wird der vocalismus der romanischen lehnworte besprochen, wobei W. von der ne. aussprache ausgegangen ist. interessant sind die formen *dons* (ne. *dance*), *ont* (ne. *aunt*) usw. (§ 200), wo anglonorm. *au* (*a*) vor nasal + cons. durch *o* vertreten wird. das 5 cap. behandelt die unbetonten vocale: es sei hier namentlich auf die besprechung der durch unbetontheit entstandenen satzdoubletten hingewiesen.

Bei den consonanten (capitel 6) findet man natürlich weit weniger abweichungen vom ne. als bei den vocalen; selbst bei den gutturalen, ags. *c*, *g*, wo man bei dem nördlichen character des Wd. eine andere entwickelung erwarten könnte, stimmt der dialect im wesentlichen mit der schriftsprache überein: wo diese den *ťš*-laut[1] bietet, tritt in weitaus den meisten fällen auch im Wd. assibilation ein; nur in wenigen wörtern hat sich *k* erhalten: *kaf* (ne. *chaff*), *kōgət* (ne. *churchgate*), *kist* (ne. *chest*), *flik* (ne. *flitch*), *tlik* (ne. *clutch*), *þak* (ne. *thatch*), *bəək* (ne. *birch*),

[1] zu *ťšoul* (§ 312, 2), das ne. *jowl* mit stimmhaft gewordenem anlaut entspricht, hätte W. das ags. *ceafl* anführen können. die redensart *ťšīk ən ťšoul* ist übrigens keineswegs auf die dialecte beschränkt: vgl. Shakspere, Mids. night's dream iii 2, 338 *I'll go with thee, cheek by jowl.*

benk[1] (ne. *bench*). anlautendes ags. *g* hat dieselbe geschichte gehabt, wie in der schriftsprache. inlautendes intervocalisches *g* verschmilzt in der regel mit dem vorhergehnden vocal zu einem diphthong oder langen vocal: zb. *floun* (ags. *geflogen*), *fāl* (ags. *fugol*); nur nach ă hat sich meist ein verschlusslaut daraus entwickelt: *neəg* (ags. *gnagan*) usw. (§ 315, e). entsprechend ne. *dž* aus ags. *cg* erscheint im Wd. bald *dž*, bald *g*: *edž* (ne. *edge*) usw. gegenüber *brig*, *lig* (ags. *brycg*, *licgan*, § 315, e).

Bei einer kleinen anzahl von wörtern wurde zu anfang des 16 jhs. in der schriftsprache ein *d* zu *đ*, wenn die folgende silbe ein *r* enthielt: im Wd. ist dies consequent durchgeführt, und zwar erstreckt sich das gesetz auf romanische ebensowie auf germanische wörter: *lađer* (ne. *ladder*), *pāđer* (ne. *powder*), *konsiđer* (ne. *consider*) usw. (§ 297). in andern benachbarten dialecten (zb. Holderness, im südöstl. Yorkshire) wird auch *t* vor folgendem *r* zu *þ*: *buþer* (ne. *butter*), und ich glaube den anfang zu diesem übergang auch in W.s aussprache zu hören, indem er das *t* vor einem *r* in der folgenden silbe stets wie *tþ* spricht.

Die capp. 7—11 behandeln endlich die formenlehre. beim substantiv (§ 339) begegnet man einer erscheinung, die sich in nördlichen denkm. der me. zeit häufig belegen lässt: dass nämlich das genitivische *s* vielfach fortbleibt, indem der genitiv mit dem folgenden substantiv eine art composition eingeht: zb. *tlad fađə buits* (= *the lad's father's boots*). vgl. Cursor mundi (ca. 1300) z. 20177 *mi sun messeger* (= *my son's messenger*); St. Cuthbert (ca. 1450) z. 563 *þe childe sauter* (= *the child's psalter*). — die bildung der ordinalzahlen ist beachtenswert: im gegensatz zu der schriftsprache, wo die endung *th* verallgemeinert wurde und in *fifth*, *sixth*, *eleventh*, *twelfth* an stelle eines alten *t* getreten ist, hat sich im Wd. das *t* dieser vier formen nicht nur erhalten, sondern auch das *th* der anderen zahlen verdrängt: daher *fouət* (ne. *fourth*) usw.

Was die starken verba anbelangt, so haben sich die formen des praes. und part. praet. im allgemeinen regelrecht aus den entsprechenden ags. formen entwickelt. beim praet. dagegen, das ebenso wie in der schriftsprache nur éine form für sg. und pl. bietet, hat die regelmäfsige entwickelung vielfach durch analogiebildungen störung erlitten. diese lassen sich zum teil schwer erklären: so haben die verba der ersten[2] classe im praet. den vocal *eə*, der sich weder aus dem ags. ā des sing., welches *uə* ergeben hätte, noch aus dem ags. ĭ des plurals entwickeln konnte, sondern me. ā voraussetzt. für einen übertritt in die

[1] wenn dies nicht gleich ne. *bank* ist, das im Wd. ebenfalls *benk* ergeben müste.

[2] W. hat die von Sievers in seiner Ags. gr. gegebene einteilung beibehalten.

4 oder 5 cl., an den man sonst denken könnte, lag kein grund vor: die verba der 1 cl. einerseits und die der 4 und 5 cl. anderseits haben keine formen mit gleichem vocal, die zu dem übergang den anstofs hätten geben können, wie dies zb. bei der 2 cl. der fall war, deren particip im vocale (*o*) mit dem der 4 und 5 cl. übereinstimmt. W. weifs dafür keine erklärung zu geben; indessen möchte ich auf eine möglichkeit hinweisen, dass wir es nämlich mit einer entlehnung aus einem noch nördlicheren dialect zu tun haben, in dem sich das ags. *ā* erhalten hatte. ein solches *ā* müste in der me. zeit mit dem aus ags. *ă* durch dehnung entstandenen *ā* zusammenfallen und im Wd. *eə* ergeben: *dreəv*, *streək* (aus ags. *drāf*, *strāc*) würden dem ne. *drave*, *strake* (bibel, Shaksp. usw.) entsprechen. zu vergleichen ist ferner das ne. *clave* (bibel, Tennyson usw.) von *cleave* 'kleben, haften', falls es würklich fortsetzung des ags. *clāf* ist: vgl. New engl. dict. s. v. *cleave*.

Der eigentlichen grammatik folgen einige dialectproben in phonetischer umschrift, darunter Ellis 'Comparative Specimen' und 'Dialect Test'. den schluss des ganzen bildet endlich ein sehr vollständiges und zuverlässiges wortverzeichnis, welches die nützlichkeit dieses werkes bedeutend erhöht, das man den fachgenossen als einen schönen und dankenswerten beitrag zur engl. sprachgeschichte getrost empfehlen kann.

Oxford, 21 märz 1893. A. Napier.

Die sage von Hero und Leander in der dichtung von dr M. H. Jellinek. Berlin, Speyer & Peters, 1890. vi und 93 ss. 8°. — 3 m.

Reinhold Köhler war es nicht mehr vergönnt, seiner absicht gemäfs diese schrift anzuzeigen, die sich seiner regen mithilfe noch erfreuen konnte. J. gibt uns eine eingehnde geschichte der motive dieser sage, wie sie von Ovid und Musaeus ausgehn, in die litterarische tradition übernommen und da umgestaltet werden. die klaren und lehrreichen analysen werfen ihr licht auf die dichter selbst, den leidenschaftlichen Marlowe, den phantastischen Chapman, den grundgelehrten Barth. nicht alle sind mit gleicher liebe behandelt: Barth zu ausführlich, HSachs zu spärlich. die bemerkungen zu dem gedichte des letzteren sind überdies durch CDrescher (Studien zu HSachs, neue folge s. 30 ff und anh. vii ff) überholt, der die quelle nachweist. mit recht erinnert J. bei Schiller an die gleichzeitige tätigkeit als dramatischer dichter und verweist, wie schon Val.Schmidt (Balladen und romanzen s. 278) getan hat, auf ähnliche situationen in der Braut von Messina. auch bei betrachtung des Grillparzerschen dramas werden die übereinstimmungen mit Sappho und dem Goldenen vliefs hervorgehoben. selbst bei Hood zieht J. zur er-

klärung der einführung eines neuen motivs andere werke desselben autors glücklich herbei. um wie viel dankbarer wäre es gewesen, das Marlowe-Chapmansche epos nicht ganz losgelöst von den dichtern und ihren werken zu betrachten; bei jenem könnte auch auf das leben, bei diesem zum mindesten auf die Homerübersetzung verwiesen werden. die mündliche überlieferung wie die einwürkung und durchkreuzung ähnlicher sagen hat J. aus seiner abhandlung ausgeschlossen, und mitunter (wie im mhd. gedichte s. 6) kann er nur gezwungen von Ovid ein motiv ableiten, das sich viel leichter aus heimischer sage erklärte. eine zusammenstellung verwanter sagen und erzählungen findet sich im anhang. die conjectur zum mhd. gedicht (anh. s. 83) und der nachweis der quelle des Schillerschen gedichtes (der artikel über H. und L. im 66 bd. der Encyclopädie von Krünitz) werden zustimmung finden.

J.s material ist leider nicht vollständig und mehrfach schon ergänzt worden[1]. mir bleibt nur noch eine fünfte oder sechste nachlese. Val.Schmidt aao. s. 272 erwähnt eine anspielung Dantes. — aus der zweiten hälfte des 14 jhs. stammt ein gedicht, das Tiraboschi Storia della letteratura italiana v 865 bespricht: 'un poema in terza rima di un anonimo veneziano . . intitolato Leandreide ossia degli amori di Leandro e di Ero'. im kloster des h. Ambrosius zu Mailand, sagt er, befinde sich ein codex, in dem sich Boccaccio als autor zeichne. aus dem gedichte selbst aber gehe hervor, dass der autor ein Venezianer sei. s. 702 in der anm. fügt T. noch hinzu, dass der 8 gesang des 4 buches in provenzalischer sprache geschrieben sei, und darin 'introducitur Ernaldus de Provincia ad nominandum suos Provinciales Doctores'. — in der auf einer novelle des Boccaccio (Decam. IV 1) beruhenden tragödie 'Tancred and Gismunda', die von 5 mitgliedern des Inner temple verfasst, 1568 vor Elisabeth gespielt und 1591 von einem der verfasser, RWilmot, in druck gegeben wurde, findet sich in der 1 scene des 1 actes eine anspielung auf die verwante sage. Cupid rühmt sich seiner macht über götter und menschen:

> Who forc'd Leander with his naked breast
> So many nights to cut the frothy waves,
> But Hero's love, that lay inclos'd in Sest?

(Dodsley Collection of old engl. plays ed. by Hazlitt 1874. VII p. 29 und eine zweite stelle p. 74). es ist erwähnenswert, dass in Bürgers bearbeitung dieser erzählung: 'Lenardo und Blandine' der held zuerst Leander heifst (Strodtm. Br. von u. an B. I 296) und dass auch hier ein lämpchen den liebenden den weg weist, das freilich später zum verräter wird. — wenn das ver-

[1] DLZ 1891 nr 25 (Varnhagen). — Litbl. f. germ. u. rom. phil. 1891 nr 1 (CMüller). — Engl. stud. 17, 124 ff (LFränkel). — Zs. f. vgl. litg. n. f. 5, 125 f (WvBiedermann; anm. v. Koch). — Anz. XVI 334 f (ASauer).

lorene stück von Lope de Vega nicht früher fällt, ist ein University play 'Leander', 1598 zuerst in latein. sprache im King's college in Cambridge aufgeführt, die erste dramatische fassung dieser sage. ob der autor William Johnson war, ist zweifelhaft. ich teile nach Fleay A biogr. chronicle of the engl. drama 1559—1642. II 362 u. 363 die hss. mit: 1) Bodleian MSS Rawl. misc. 341; 2) British mus. ms. Sloane 1762. — 'Hero and Leander' a mock poem with choices pieces of drollery. London 1651: 'this history, in prose, is attached to an edition of Dorastus and Fawnia 1735, by RGreene' (The bibliographer's man. of e. l. IV). — JPCollier The history of engl. dram. poetry 1831, II 80 f anm., citiert einige verse, die aus Davenant's maskenspiel: 'Britannia triumphans' (1637) stammen und von dem anonymen autor der burleske: 'Hero and Leander 1653' gestohlen wurden. sie lauten:

This day (a day as fair as heart could wish)
This giant stood on shore of sea to fish.
For angling rod he took a sturdy oak,
For line a cable that in storm ne'er broke:
His hook was such as heads the end of pole
To pluck down house ere fire consumes it whole;
His hook was baited with a dragon's tail,
And then on rock he stood to bob for whale. —

'Hero and Leander, in burlesque' (by William Wycherley), London 1669. 76 ss. ohne titel (Dict. of the anonym. and pseudon. lit. of Gr. Britain by Halkett and Laing, Edinb. 1883, II 1090). — von deutschen dichtungen, die J. übersah, notiere ich ein epigramm von CGLenz 'Die fackel der Hero' im Göttinger musenalmanach 1790 s. 194. endlich verdanke ich dem hrn. geh. schulrat dr Pansch in Eutin die Höltysche romanze (vgl. VJL 3, 547) aus dem nachlasse von JHVoss, mit deren mitteilung ich diese nachträge abschliefse:

Schon ehmals sang der Leyermann
Musaeus die Geschichte,
Die ich euch jetzt, so gut ich kann
Erzähle und berichte. —
Ein Jüngling, der Leander hiefs,
Kam einstens in ein Städchen,
Das seinem Blick die Hero wies,
Das liebligste der Mädchen.

Er machte einen Reverenz,
Der ihn zur Erde drückte,
Als er die Miss, im jungen Lenz,
Zum erstenmahl erblickte.
Von nun an schwebt ihr Götterbild,
Im labyrintschen Tanze,
Um seinen Blick, das Haupt umhüllt
Mit einem Blumenkranze.

Er girrt ihr seine Liebe vor,
Und klagt ihr seine Schmerzen.
Und sie? sie widmet ihm ihr Ohr,
Nebst einem Platz im Herzen.
Nun fühlt der Jüngling sich, und brennt,
Das Mädchen glüht nicht minder.
Doch, ach, das Meer der Helle trennt
Die liebetrunknen Kinder.

Er hatte, leider, keinen Kahn,
Drum schwamm er durch die Fluthen,
Was noch kein Amadis gethan,
Wenn Wald und Fluren ruhten.
Ein schattenvoller Myrthenhayn
Verhüllte ihre Küsse,

Und andre süfse Tändeleyn,
In grüne Finsternisse.

Was sie sich zärtliches gesagt,
Das wissen nur die Plätze,
Wo sie manch Stündchen zugebracht,
Am flüsternden Geschwätze
Des Bachs. — Sie fühlten Cypris Sohn,
Indess die Gegend lauschte,
Und ihrer Küsse Silberton
Durch grüne Dämmrung rauschte.

Kurz, sie beschlossen dieses Spiel,
Geschaffen zum Ergötzen,
Das ihnen ziemlich wohl gefiel,
Hinführo fortzusetzen.
Leander schwamm, die Schöne safs
Am Ufer, voll Verlangen,
Den Liebling, wär er noch so nass,
Zu küssen, zu umfangen.

Sie wies ihm, mit erhobner Hand,
Ein Lichtlein in der Ferne,
Wenn Nacht sich um das Mondlicht wand,
Und um den Glanz der Sterne.
Er folgte dann dem Lichtstrahl nach —
Doch Aeols Höhlen senden
Einst Stürme, und die rissen, ach!
Das Licht ihr aus den Händen.

Vergebens öffnet sie den Mund
Und schicket Stofsgebete
Zur Königin von Amathunt,
Und ruft die Morgenröthe.
Madam Vulkaninn speifste just,
Am Tisch, wo Götter safsen,
Und zeigte eben keine Lust
Den Braten zu verlassen.

Das arme Kind! Ihr Seufzen schallt
Umher, ein Thränenregen
Fällt ihr vom Aug'. Indessen wallt
Ein Leichnahm ihr entgegen.
Leander ists. Er schwimmt erblasst
Zum Ufer, bange Scene!
Ein kalter Todesschauer fasst
Die Brust der jungen Schöne.

Denn nun entschleyert Luna sich
Von Wolken, und entdecket
Der Hero, ach, wie fürcht ich mich!
Leandern, der gestrecket
Am Ufer lag. Sie spricht kein Wort,
Und stürzt sich in die Wogen.
Und ihre Seele flattert fort,
Dem schönen Leib entzogen.

Berlin, 8 jan. 1893. B. Hoenig.

Ares Isländerbuch. herausgegeben von Wolfgang Golther. (Altnordische saga-bibliothek herausgegeben von Gustaf Cederschiöld, Hugo Gering und Eugen Mogk i.) Halle a. S., MNiemeyer, 1892. xxviii und 46 ss. gr. 8°. — 1,60 m.

Die beiden von Jon Erlendsson a. 1651 geschriebenen papierhss. (cod. AM 113ᵇ fol. und 113ᵃ fol.) sind buchstabengetreu Islend. sög. i 362—383 (1843) publiciert. die 1869 erschienene ausgabe von ThMöbius wollte einen handlichen text im anschluss an die von Jon Sigurdsson stammende herstellung Islend. sög. i 3—20 liefern. Jon hatte unter berücksichtigung der sprachlichen und orthographischen formen, die wir aus den ältesten uns noch erhaltenen isländischen membranen kennen (er ist dabei von cod. reg. 1812, cod. holm. 15, 4° und Reykiaholts maldagi ausgegangen), an stelle der dem abschreiber geläufigen schreibung gleichmäfsig die ältere durchzuführen sich bestrebt. Möbius verfuhr

noch consequenter, ohne alle einzelnen inconsequenzen zu beseitigen: er würde zb. in endsilben durchaus *-e* geschrieben haben, wenn das in den codd. weit überwiegende *-i* nicht zu einer regelung der wahl zwischen *-e* und *-i* aufgefordert hätte. auch Finnur Jonsson suchte in seiner ausgabe (Kbh. 1888) die schreibart des originals consequent widerzugeben. Golther schliefst sich an FJonsson an, wie sich Möbius an Jon Sigurdsson angeschlossen hatte. G. beabsichtigt die Islendingabok in der form des altisländischen vor 1200 zu geben, behält das consonantensystem der hss. bei, gleicht die schwankungen aus, bezeichnet im gegensatz zu Jonsson den *i*-umlaut von *ó* mit *ǿ* und setzt in den endungen durchweg *-e*, *-o* ein. trotzdem lesen wir auch noch in G.s ausgabe 22, 11 *riúpu*, 18,6 *Gautlandi*, 22, 25 *Egell*: 22, 7 *Egils*, s. 41 *Óláfr enn kyrri*: *Óláfr enn digre*, *Óleifr hialti*: *Óleifr enn hvíte*, und gar in der Einleitung und in der Zeittafel s. 35 f ist das system völlig preisgegeben. der *i*-umlaut von *au* wird mit *ay* transscribiert, und doch wird im Namenverzeichnis fast consequent *ey* geschrieben (aber *laysingr* s. u. *Colr* s. 41). man möchte gern die sprachgeschichtlichen gründe kennen, die G. veranlasst haben, an *ay* (als umlaut von *ǫu*) festzuhalten und es nicht durch *øy* zu ersetzen. gewis verdienten die überlieferten *ay* der alten membranen berücksichtigung, aber es kann doch kein zweifel bestehn, dass *øy*, *ey* mafsgebend sind; vgl. zb. *reykiahollte*: *ravkiaholte*, *rwkiaholte* in Reykiaholts maldagi: *rekiahollt*, *reykiaholte* in cod. AM. 645, 4° usw. G. schreibt *scrivaþa* 3, 3; *œve* 3, 4; *hava sova hever livanda* usw., aber auch *hafa*, lässt auch in diesem punct an gleichmäfsigkeit zu wünschen und setzt sich mit den ältesten aufzeichnungen in widerspruch (vgl. jetzt LLarsson Ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna, Lund 1891). der Elucidarius (cod. AM. 674, 4°) schreibt *scriva ęve haua heuer* (neben *hafa hefer*) *soua liua* (neben *lifa*). man mag sich für *-u-* auf cod. AM. 237, fol. berufen, dessen *liua soua haua heuer* usw. gegen eine majorität von *-f-* im Stockholmer Homilienbuch, cod. reg. 1812, Physiologus ua. nicht aufkommen (zu G.s *pave* 'papa' vgl. zb. Larsson s. v.). auch G. schreibt *gørva* 19, 8, *gørvar* 18, 24, aber *hurfo* 6, 12, *hverfe* 7, 9, *hálfa* 5, 9 wie *hofa yfer Isleife* (6, 8. 4, 3) ua., obwol der Elucidarius *huerua* (aber Reykiaholts maldagi *huerfa*) zeigt. 8, 2 steht bei G. *Þórólps*, 6, 11 *Ingólfs*, 20, 10 *Rúnólfs*. Larsson belegt *Þorolps* aus cod. reg. 1812, wie sich diese form auch bei G. s. 26 findet; ich weifs nicht, warum er sie in den text gesetzt und an andern stellen doch *-olfs* beibehalten hat; er schreibt allerdings auch *aptr* : *aftr* cod. reg. 1812, *scipt* 9, 21, *epter* 10, 6, so aber auch *iǫmn* 10, 3, *namn* 11, 6 und mit derselben inconsequenz *nefnde* 13, 18. durchweg wäre *-f-* zu schreiben gewesen. auch sonst sind einzelne ungleichmäfsigkeiten stehn geblieben *sonr* 4, 11 u. ö.: *son* 15, 7; *áttar tǫlo* 3, 4: *áttartala* 22, 1;

ámiþle 5, 10: *á miþle* 8, 20. 9, 1; *almannatale*: *alþýþo tale* uä. störend sind die accente auf *Pétrús* (daneben gen. *Pétars* 17, 24?), *Stéphánús*, *Álexíús*; undeutlich ist 12, 22 *meþ. xii.* (= *tólfta* s. anm.), indem die durch puncte hervorgehobenen zahlzeichen sonst als cardinalia gebraucht sind. ich würde auch eine orthographie wie *Cristz* (statt *Crisz* der älteren hss. oder *Crists*), *fretz*, *Teitz*, *kiǫtz*, *prestz* vermeiden, namentlich wenn formen wie *agœztr*, *-lanz*, *gallzc*, *Harallz*, *Odz* (= *Odds*) zugelassen (vgl. auch *geitscǫr* 6, 5) und anderseits auch *mannz*, *allz*, *Hallz* aufgenommen sind. gegen die formen mit gedehntem *l* muss ich gleichfalls protest erheben. die dehnung von *l*, *n* vor consonanz lässt die descriptive grammatik erst nach 1200 eingetreten sein. jedesfalls müste auch *land* in *lannd* verändert werden, wenn wir *scyllt*, *felld*, *helldr*, *millda*, *deilld*, *mœllt* usw. dulden sollen (doch steht auch *alt* 12, 7, *fultingsmenn* 13, 8). warum *byscop* und nicht *biscop* geschrieben worden ist, sehe ich nicht ein, würde auch *scýrt* 5, 9 in *scirt*, *hálf* in *half*, *Ingólfr* in *-olfr*, *Úlf-* in *Ulf-*, *nórœn* in *norrœn* verbessern. *friþr* 14, 17 ist für *fríþr* verdruckt, *vitem* 18, 17 für *vitom*; 4, 7 l. *spa-*, 12, 1 *Sceg-*, 14, 13 *co-*, 14, 23 *hvarer-*; für *kannaþe* 6, 6 wäre *c-* zu erwarten; mehr als druckfehler ist *-firþcr* (statt *-firþscr*) 7, 13. 8, 2. 9, 3. 11, 4, das nicht in den text hätte gesetzt werden sollen (s. Larsson s. *breiþfirdscr*). *en þat vas .dccclxx. vetra epter burþ Cristz* 4, 12; *.lx. vetra epter dráp Eadmundar conungs, vetre eþa tveim áþr* . . . 7, 10; *.cxxx. vetra epter dráp Eadmundar* 15, 10 uö.: dagegen construiert G. 17, 10 *vetre epter*, 21, 12 *.ii. vetrom síþar*, 21, 15 *.cxx. vetrom epter fall Óláfs*, 21, 16 *.dxvi. vetrom epter andlát* und so auch *.vi. nǫttom epter hǫtíþ*. kurz die ausgabe lässt an sorgfalt zu wünschen übrig[1].

In dem prolog des cod. Wormianus zu den grammatischen tractaten (Sn. E. II 1 ff; ed. BiMOlsen s. 152 ff) heifst es: *skal ydr sýna hinn fyrsta letrs hátt svá ritinn epter sextán stafa stafrófi í danskri túngu, epter því sem Þóroddr rúnameistari ok Ari prestr hinn fróði hafa sett í móti latínumanna stafrófi, er meistari Priscianus hefer sett.* in der einleitung, die G. der ausgabe vorausgeschickt hat, ist zu dieser überlieferung s. XX allzu kurz stellung genommen (vgl. Germ. 15, 298 ff. 36, 62 ff). Jon Sigurdsson

[1] s. VII übernimmt Gelle noch s. 1026 eine tempelgemeinde. die äufserung s. IX über Aris geschichtswerk steht mit der s. XIV im widerspruch. was ist s. XXIII § 22 mit den 'andern sǫgur' gemeint? der quiþling s. 13 (vgl. Sievers Altgerm. metrik s. 94 f) durfte herzhaft als

vilcac goþ geyia
grey þykkiomk Freyia

hergestellt werden; in der note wäre auch zu sagen gewesen, dass malahatt vorliegt. zu *þorgestessonr* 16, 10 wäre auf Pauls Grundr. I 492, 2 zu verweisen gewesen ua. — auch druckfehler sind noch da und dort stehn geblieben.

itte bekanntlich die ansicht aufgestellt, das von Thorodd runa-
eistari und Ari hergestellte alphabet sei von diesem bei
er niederschrift der Islendingabok in anwendung gebracht worden.
as alphabet sei im wesentlichen nach englischem muster
ngelegt gewesen, sei in dem uns erhaltenen schriftchen des Ari
icht zu erkennen, dieses stehe vielmehr in seiner orthographie
en anschauungen desjenigen nahe, der den ersten grammat.
actat verfasst habe (Sn. E. II 6 f anm.). BiMOlsen hat (Runerne
den oldislandske literatur und später in der ausgabe des 3 u. 4
rammat. tractats, Samfund 12) nachdrücklich auf die englischen
inflüsse in der frühzeit isländischen schrifttums hingewiesen[1]
nd dabei vorzugsweise Ari genannt. G. rühmt ihn mit recht
s den 'vater der isländischen litteratur', weil er zuerst sich daran
emacht habe, überhaupt bücher abzufassen (s. IX): wie er auf
iese idee gekommen sei, erfahren wir nirgends. er bewundert
ris methodische darstellung, wie er eine chronologie entwirft,
ie er erkundigungen von den zeitgenossen einzieht (s. XXI. XXII);
uf welchem weg aber Ari dazu gelangt sein möchte, das jahr
70 nach könig Eadmunds fall zu datieren, das hören wir nicht;
). *es Ivarr Ragnars sonr loþbrókar lét drepa Eadmund enn helga
ngla conung, en þat vas .dccclxx. vetra epter burþ Cristz, at því
i rítet es í sǫgo hans* 4, 11; *þat vas .lx. vetra epter dráp Eadmundar
munngs* 7, 10; *þat vas .cxxx. vetra epter dráp Eadmundar* 15,
0; *.ccl.* (*vetrom*) *epter dráp Eadmundar Engla conungs en
lxvi. vetrom epter andlát Gregorius páva þess es cristne com á
ngland* 21, 16 ff. zu 4, 13 gibt G. die dürftige note, mit der
einem benützer der ausgabe gedient ist: 'mit dieser 'saga' dh.
eschichte des Eadmund ist gemeint die lat. Passio sancti Edmundi,
elche Abbo Floriacensis um 980 schrieb; vgl. Maurer Altn.
31—532'. diese note stimmt wie mehrere andere in ihrer
ssung sehr nahe zu der, die Möbius in seiner ausgabe s. 29
egeben hat (vgl. G.s und Möbius anm. zu cap. 1 und 2; zu 4, 19;
u 7, 8; 10, 4; cap. 6, 7; 14, 14; 20, 5), aber Möbius hat wenig-
tens s. 42 noch auf Lappenberg I 306 verwiesen. Müllenhoff
at Zs. 30, 227 gelegentlich bemerkt, dass die euhemeristisch-
istorisierende auffassung der göttersage vor Ari auf Island nicht
achweisbar sei, also vermutlich auf ihn als autor zurückgehn
werde. dass hier derselbe englische einfluss vorliegt, bedarf
keiner hervorhebung (vgl. Kemble The Saxons I 335; JGrimm
Mythol. III 377ff). vermutungsweise hatte schon JGrimm aao.
s. 393 die verbreitung der sächsischen genealogien nach Scandinavien,
speciell Island, vor das 13 jh. verlegt. Ari steht wie Saxo
Grammaticus auf den schultern der Engländer, und wie neuer-
dings ein eminent wichtiger englischer culturstrom für das scan-
dinavische missionszeitalter uns erschlossen worden ist, so wäre

[1] beachte namentlich auch, was Olsen anlässlich der beziehungen
zwischen Olaf Þorðarson und Aelfric bemerkt (Samf. 12, XXXIX. XLIV).

es eine der wichtigsten aufgaben eines modernen herausgebers von Aris Libellus gewesen, in die vorgeschichte desselben einzudringen.

Es liegt nahe, für Aris bestrebungen die anregung von der englischen hagiographie ausgehn zu lassen. der verfasser der neulich von FLiebermann herausgegebenen Heiligen Englands (angelsächsisch und lateinisch, Hannover 1889) teilt mit Ari das interesse für die heimat und die heimatskunde, und das ist es ja gerade, was uns bei der erstlingsfrucht isländischer wissenschaft überrascht. die genealogie bildet für beide den einschlag und die geographie und gründungsgeschichte den zettel. die legende der kentischen königsfamilien beginnt mit den ausländischen bischöfen, welche die taufhandlungen vollzogen haben, und ähnliches widerholt sich bei Ari. es wird keine schwierigkeiten machen, auch die zeitrechnung Aris von England herzuleiten (Germ. 15, 317). Taranger hat in seinem ausgezeichneten buch: Den angelsaksiske kirkes indflydelse paa den norske (Kristiania 1890) die einführung der christlichen zeitrechnung in Norwegen besprochen (s. 348 ff)[1]. man wird die resultate dieser arbeit gründlich ausnützen, die deutschen und keltischen einwürkungen auf die isländische gestaltung des kirchenlebens (beachte bei Ari das keltische lehnwort *bagall* für 'bischofsstab') von den englischen absondern müssen (zb. *bialla* 'glocke' nach ags. *bella*); dann erst werden wir die frage nach der entstehung der isländischen schriftlitteratur befriedigender beantworten können, als dies in der von G. der ausgabe vorausgeschickten einleitung geschehen ist, die von Aris leben, Aris werken, Aris litterarischer bedeutung und den ältern ausgaben der Islendingabok im anschluss an KvMaurer und BiMOlsen handelt. s. 24 ff wird die textüberlieferung besprochen, und als beilagen folgen der abschnitt über Ari aus dem prolog der Heimskringla, das vermutliche fragment der ältern Islendingabok aus der Sturlunga, parallelen und ergänzungen zu Islendingabok cap. II aus der Melabok, Hauksbok, Eyrbyggja und Hœnsaþorissaga. s. 35 gibt G. eine zeittafel, s. 37 eine liste der lögsögumenn mit ihrer amtsdauer (bis 1138), den beschluss bildet das namenverzeichnis. sehr nützlich und eine zierde der ausgabe wäre es geworden, wenn G. die stellen, zu denen Ari von den spätern citiert wird, möglichst vollständig gesammelt und der ausgabe beigegeben hätte. was KvMaurer anlässlich der ausgabe von Möbius gesagt hat, bleibt auch dieser editio secunda gegenüber in geltung: 'die zutaten des herausgebers verraten eine gewisse unsicherheit der begrenzung' . . . 'dass zumal, wenn der herausgeber zu der beigabe fortlaufender erläuternder anmerkungen sich einmal nicht entschliefsen konnte,

[1] beachte zb. *hlaupár* (schaltjahr) bei Ari c. IV. G. hätte bemerken sollen, dass dies aus dem englischen sprachgebrauch (*hléapȝeár*) übernommen ist; so auch *missere* 'halbjahr' (= ags. *missere*)?

besser auch die dürftigeren von ihm gebotenen weggelassen worden wären' (Germ. 15, 291). sie sind laut dem plan der Altnordischen sagabibliothek von den hsgg. gewünscht worden. man wird sich nicht verhehlt haben, dass zu der ausarbeitung nützlicher anmerkungen vielseitiges geschick erforderlich ist, das selten in éiner kraft sich vereinigt.

Die begründung der Sagabibliothek erscheint sehr zeitgemäfs, wenn anders die hoffnungen nicht trügen, dass in weiten kreisen und im engeren fachbetrieb das culturgeschichtliche interesse stark anwächst.

Halle a. S., märz 1893. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Erasmus-studien. von ARTHUR RICHTER. Leipz. diss. Dresden, JPässler, 1891 (Leipzig, GFock in comm.). 64 und XXIV ss. 8°. — 2 m.

Die notwendigkeit, die im 15 und 16 jh. zu stilistischen zwecken gesammelten briefe der grofsen humanisten zumal in chronologischer hinsicht kritisch zu bearbeiten, liegt für den gegenwärtigen wissenschaftsbetrieb eigentlich zu sehr auf der hand, als dass der vf. der vorliegenden schrift sich erst, wie er es fast zu gewissenhaft tut, für die Erasmusphilologie auf die anregung von Horawitz und andern forschern zu berufen brauchte. anzuerkennen ist der mut, ein buch über 'die Erasmischen briefsammlungen' zu verheifsen, anzuerkennen ist auch der fleifs, den R. auf den hier als specimen eruditionis veröffentlichten kleinen teil des ganzen verwendet hat. die äufseren vorgänge, die aus dem lebenslauf des Erasmus von seiner geburt bis z. j. 1509 bekannt geworden sind, führt R. regestenförmig auf; seine hauptstütze sind die von ihm in diese zeit verlegten 190 nummern der Erasmischen correspondenz, unter denen sich auch fünf bisher kaum beachtete, von R. hier vollständig abgedruckte briefe (vier an, einer von Erasmus) befinden. R. hat sorgsam gesammelt, sich eifrig in die zeitlitteratur hineingelesen und endlich keinem einzigen document der jugendjahre gegenüber sich verleiten lassen, die in den alten sammlungen hinzugefügten jahresangaben ungeprüft auf treu und glauben hinnehmen; die monatsangaben der drucke scheinen ihm dagegen offenbar über jeden zweifel erhaben zu sein, eine inconsequenz in der skepsis, die mitunter bedenkliche folgen haben kann. aufser den chronologischen bemerkungen liefert er auch ein verzeichnis der sachlichen abweichungen, die die älteren drucke der zu grunde gelegten Leidener ausgabe gegenüber aufweisen. eine systematische nachprüfung der einzelheiten wird man bequemer vornehmen, wenn das verheifsene buch vorliegt, das die zahlreichen bibliographischen andeutungen R.s gewis übersichtlicher zusammenstellen und vieles ausführen wird, was er jetzt noch zurückgehalten hat. einige stichproben ergaben, dass R.s art zu arbeiten im ganzen wol zuverlässig genannt werden darf; ein paar bedenken, die zumal

auf die hie und da hervortretende gar zu grofse zuversichtlichkeit R.s in chronologischen ansetzungen gehn müsten, würden hier vorgetragen zu abgerissen erscheinen und dabei zu viel platz beanspruchen. denn R.s oft pythisch dunkele kürze des ausdrucks erscheint uns nicht nachahmenswert.

Dagegen sei es gestattet, unter übergehung auch des kurzen schlussabschnittes über 'Erasmus sprachkenntnis', der nur den kaum von einem verständigen geteilten aberglauben von Erasmus völliger ignoranz auf dem gebiete der volkssprachen beseitigen soll, auf den mittleren teil der schrift näher einzugehn, der auf 18 druckseiten die vielumstrittene frage nach dem geburtsjahr des Erasmus zu erledigen sucht. auch dabei offenbart sich R.s sammelfleifs, aber zugleich zeigt sich eine recht papierne art der geschichtsschreibung, und eine hier hervortretende freude an der ausführlichen beschreibung aller eigenen arbeits- und gedankenwege bildet einen seltsamen gegensatz zu dem oft zu knapp andeutenden verfahren, das wir in den regesten beobachten.

Zuerst stellt R. kurz zusammen, was ihm von aussagen der zeitgenossen des Erasmus über die frage bekannt geworden ist. im ganzen sind es 9 nrr; als ergebnis nimmt R. s. vii an: '1) = 1468, 2) am wahrscheinlichsten 1466, höchstens 1465, 3) = am wahrscheinlichsten 1466, sonst 1465, 4) = 1465, 5) am wahrscheinlichsten 1466, 6) = 1464, 7) = 1466, 8) = 1466[1], 9) = 1466. wir sehen: 1466 stellt sich bei den zeitgenossen in überwiegender anzahl als das wahrscheinlichste geburtsjahr heraus'. diese summe aber deckt sich nicht mit der rechnung. denn seine zwei seiten füllende auseinandersetzung über 1) (die anspielung des Ursinus Velius) schneidet R. schliefslich selbst mit wenigen zeilen scharf ab: Ursinus angabe beruht auf einer berechnung, die sich auf eine Erasmische notiz gründet, und hat, da wir diese notiz selbst besitzen, gar keinen wert; und ganz ähnlich steht es mit den nrr 2) (rettungslos doppeldeutig, also nicht, wie es nachher heifst, 'am wahrscheinlichsten'), 3), 4), 5) und 7). es bleiben nur die nrr 6), 8) und 9): die beiden zeugnisse des Paolo Giovio und des ThBeza, die keine persönlichen beziehungen zu Erasmus hatten, und die ganz bestimmte mitteilung Amerbachs an Spalatin, Erasmus sei in seinem 72 jahre gestorben, dh. 1464 geboren. sonst sind offenbar sogar die intimsten nicht unterrichtet, und der daraus zu ziehende schluss ist das einzige ergebnis dieses ersten teils der untersuchung. erwähnung hätte neben den andern angaben immerhin eine stelle aus der 'Oratio funebris in obitum D. Erasmi Roterodami, Autore Gulielmo Insulano Menapio Greuibrocensi, oratore luculentissimo' (s. l. 1536. 16°) verdient, wo es fol. B 6ª heifst: '*Septuaginta nanque annos compleuit adhibita supputatione annorum, quam ipse facit in quadam epistola ad Jacobum Hornensem*'. einen brief des Erasmus an Jacobus Hornensis (Löwen

[1] so ist statt R.s 1468 zu lesen.

'. 4. 1519), wo der absender sein alter angibt, kennt zwar auch
: er macht ihn später als nr 11 der eigenen angaben des
·asmus namhaft; aber die stelle führt zweifellos auf 1466, und
bleibt uns daher nur die wahl, den trauerredner für einen
hlechten rechner zu halten oder einen andern brief an Jacobus
ornensis für verloren zu erklären, dessen wortlaut auf 1465
hrte. entscheiden wir uns für den zweiten fall, so wird dadurch
.s alsbald zu besprechende zweite liste um eine nummer ver-
ehrt. ganz merkwürdig ist eine R. ebenfalls unbekannt ge-
iebene 'Oratio de Erasmo Roterodamo recitata a M. Bartolomaeo
ilkreuter Crossensi, cum decerneretur gradus magisterii philoso-
ıici aliquot honestis et doctis uiris' (Wittenberg 1557. 16°); hier
nden wir fol. A 4ª eine angabe, die ihresgleichen an bestimmt-
eit und genauigkeit überhaupt nicht hat: '*Natus est autem anno illesimo quadringentesimo sexagesimo septimo, die vicesimo octavo ctobris, hora quarta ante solis ortum*'. was ist Calkreuters quelle?
ervorzuheben ist jedesfalls, dass diese rede dem kreise der von
elanchthon angeregten Wittenberger declamationen angehört, dass
lelanchthon zur zeit der verlesung noch lebte und dass es sich
so chronologisch nicht verbietet, auch diese angabe auf mit-
ilungen zurückzuführen, die Erasmus seinen zeitgenossen gemacht
at. aufzunehmen ist endlich auch die ansetzung des Baselers
Herolt, dessen bestimmte mitteilung, Erasmus sei 1467 geboren,
. nicht hätte unter den strich fallen lassen sollen: die be-
eichnung '*iam septuagenarius*', die Herolt verwendet, enthält keinen
'iderspruch, da sie offenbar nur mit den übrigen angaben über
rasmus tod vom epitaph abgeschrieben ist. auch hier liegt
ielleicht eine unmittelbare mitteilung des Erasmus zu grunde.

Aber hatte Erasmus denn solche mitteilungen zu machen?
. reiht Erasmus eigene angaben auf, 29 an der zahl. von ihnen
chliefst er selbst einige als zu unbestimmt gehalten von der
erwertung aus; aber man muss in einer derartigen kritik ent-
chieden noch weiter gehn als R. und alle die stellen unberück-
ichtigt lassen, die ein vielfaches von zehn als die zahl der lebens-
ahre bezeichnen: in keinem dieser fälle ist man sicher, dass
s sich nicht um die bedeutung handelt: 'ich bin ein vierziger,
ünfziger, sechziger'. es bleiben dann nur die nummern n 2. 3.
l. 5. 9. 11. 12. 13. 20. aber auch von dieser liste sind noch
wei stücke zu entfernen: n 12, das R. für besonders wichtig
ält, und n 13, das zunächst gegen oder ohne R.s beistimmung
esonders wertvoll erscheinen könnte. n 12 stammt aus dem er-
wähnten brief an Jacobus Hornensis, wo es heifst: '*Daventriam reliqui uatuordecim natus annos*' und kurz vorher '*. . . quod existimas me tibi Daventriae conspectum vel hoc argumento facile deprehendes te vana ludi mentis imaginatione, quod cum ego Daventria discederem, nondum fluvius, qui urbem praeterfluit, ponte iunctus erat*'.
R. hält diese stelle und seine durch die ermittlung der zeit des

brückenbaus usw. versuchte berechnung, dass danach 1466 das geburtsjahr sei, für besonders beachtenswert, weil hier 'eine ganz bestimmte individuelle erinnerung' vorliege. allerdings eine erinnerung: aber doch nur an den anblick des unüberbrückten flusses und ähnliche wahrnehmungsbilder, ganz gewis nicht an das factum, dass er damals gerade 14 jahre alt gewesen, mindestens nicht von so genauer art, dass '*quatuordecim natus annos*' nicht auch zb. 13½ jahre bedeuten könnte. die zahlenangabe dürfen wir also keineswegs derart verwerten, dass wir daraus den schluss ziehen: 1480 wuste Erasmus, dass er 1466 geboren sei; die ganze stelle kommt vielmehr nur für die berechnung des eintritts in die schule von Herzogenbusch in betracht, und den hat R. s. 9 auf grund unserer stelle gewis mit recht in die zeit um den 1 jan. 1481 verlegt. dagegen scheint II 13, eine briefstelle, die R. nur verwertet, um zu folgern, 1519 habe Erasmus 1466 als sein geburtsjahr genannt, zunächst viel wichtiger werden zu können, und zwar gerade durch das auftreten einer erinnerung an eine frühere altersbestimmung. in dem berühmten grofsen brief an Justus Jonas[1] erzählt er, wie er in Oxford (also um 1499) seinen freund Jan Colet kennen gelernt habe: '*natus tum erat annos ferme triginta, me minor duobus aut tribus mensibus*'. die erste angabe des satzes ist ganz unverwertbar, die zweite dagegen zunächst um so wichtiger; hier liegt unbedingt die ganz bestimmte erinnerung des Erasmus vor: 'wir haben damals festgestellt, dass ich zwei bis drei monate älter war als mein freund'. man braucht also nur noch das geburtsdatum Colets zu wissen, um festzustellen, welches jahr Erasmus nicht erst 1519, sondern schon 1499 für sein geburtsjahr gehalten habe. R. weifs uns das zu nennen: 'Colet war 1466 in London geboren (s. Knight Leben Colets p. 24)'. leider aber zeigt ein blick in Knights buch, dass sein verf. zu der angabe nur auf grund eben der citierten stelle des Erasmischen briefes gekommen ist, indem er 1466 für das geburtsjahr des Erasmus hielt. da wir nun auch seit Knights forschungen nicht weiter gelangt sind und da alle späteren angaben auf ihn zurückgehn, so ist die ganze stelle II 13 für unsere zwecke unfruchtbar. die ergebnisse der noch übrig bleibenden nummern sind folgende:

Erasmus hielt	im jahre	für sein geburtsjahr
II 2	1516	1467
II 4 . . .	1516	1467
II 3	1517	1466
II 5	1517	1466
II 9	1518	1466
II 11	1519	1466
II 20	1528	1464.

[1] R. setzt ihn ohne weiteres mit der Leidener ausgabe ins j. 1519, während er dem ersten drucke nach ins jahr 1521 (vgl. GKawerau in den Geschichtsquellen d. provinz Sachsen 17, 62), wahrscheinlicher aber mit Knight-Arnold Das leben JColets s. 243 ins j. 1520 zu verlegen ist.

Wenn wir zu dieser tabelle stellen wie II 3 und II 14 nehmen, wo es einmal (1517) neben einer jahresangabe heifst '*nisi.. me fallit supputatio*' und das andere mal (1519?) '*annum quinquagesimum secundum aut ad summum tertium ago*', so ergibt sich das eine mit bestimmtheit: wenigstens seit 1516 war Erasmus selbst nicht mit sich über sein alter im klaren und schwankte nun gerade so, wie wir es heutzutage bei älteren leuten beobachten können, zwischen verschiedenen berechnungen. auch von 1466 kam er wider zurück, denn zu II 20, wo er auf 1464 rät, ist I 6, die angabe des JAmerbach zu stellen, und auch 1467 taucht in den oben beigebrachten posthumen zeugnissen wider auf. als ergebnis der ganzen untersuchung bleibt statt der sicherheit, mit der sich R. für 1466 entscheidet, nur die erkenntnis, dass wir mit hilfe des vorhandenen materials das geburtsjahr des Erasmus nicht bestimmen können.

Berlin, mai 1893. MAX HERRMANN.

Der Laufener Don Juan. ein beitrag zur geschichte des volksschauspiels. herausgegeben von RICHARD MARIA WERNER. (Theatergeschichtliche forschungen. hsg. von BERTHOLD LITZMANN. III.) Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1891. VIII und 152 ss. — 3 m.

Vor mehreren jahren führte RMWerner selbst an dieser stelle klage darüber, dass die DonJuansage noch nicht der gegenstand einer eigenen untersuchung geworden sei, wie etwa der Faust, und er würde die klage kaum unterdrückt haben, wenn er das eben damals zur hundertjahrsfeier der ersten aufführung von Mozarts Don Juan erschienene buch von KEngel bereits gekannt hätte, das wie seine andern schriften nur eine copiöse, aber unkritische compilation gibt: so beginnt W. tatsächlich in seiner arbeit, mit der er, auch zu einem Mozartjubiläum, dem hundertjährigen todestage, Salzburg beschenkte, die auseinandersetzungen über den Don Juan mit einem blicke berechtigten neides auf die Faustforschung. indem W. mit seiner widmung der stadt Salzburg zurückerstattete, was er ihr verdankte, ein interessantes actenmaterial und die bedeutende handschrift des volksschauspiels, gab er ihr zugleich eine festschrift, die in der theatergeschichtlichen forschung einen dauernden platz beanspruchen darf: sie ist eine musteruntersuchung für das gebiet des volksschauspiels, auf dem sich gerade neuerdings wider der dilettantismus mit seinen funden breit macht.

W.s einleitung zerfällt in zwei grofse teile, die darstellung des theaters, von dem das drama stammt, und die geschichte des dramas, zurückleitend auf seine quellen in der weltlitteratur. unter entschlossenem verzicht auf alles schmierengeklätsch, mit dem sich jüngst ein lange verkündeter messias der puppenspielforschung einführte (vgl. meine recension im Arch. f. n. spr.

88, 87 f), baut W. den ersten teil durchaus auf urkundliches material. von dem seltsamen schiffervölkchen, das mit wunderlich altgeheiligten gebräuchen sommers das salz der heimatberge die flüsse hinab brachte und winters das, auch nicht gerade attische, salz ihrer comödien ins land trug, gibt W. wenngleich keine theatergeschichte, so doch eine darstellung ihres theaters in einer seiner wichtigsten epochen und gerade derjenigen, aus der die vorliegende fassung des Don Juan herrührt. reformversuche des schauspielwesens seitens der regierung des erzstifts Salzburg zu ausgang des vorigen jahrhunderts riefen zwar nur wenige praktische änderungen, aber ein interessantes actenmaterial insbesondere der localbehörden hervor, woraus der theaterhistoriker für die geschichte der fahrenden bühnen und der puppentheater, für den geschmack des publicums und für die grundsätze der censur im zeitalter der despotischen humanität mancherlei holen kann, woraus aber vor allem die stellung und der character der volksschauspielgruppe von Laufen scharf hervortritt. gleichzeitige notizen über land und leute, sprache und witz von Laufen und über seine patriarchalischen bühnenleitungen rahmen die urkundlichen mitteilungen ein, die über verschiedentliche fragmentarische veröffentlichungen stets unmittelbar auf die originale zurückgehn. mit einem hinweis auf den noch zu ende unsers jahrhunderts durch den Laufener hanswurst bewahrten character des 17 jhs. geht W. dazu über, ua. an einem Nepomukdrama durch vergleich mit einem sicher alten stück desselben inhalts festzustellen, dass das Laufener repertoir bis ins 17 jh. zurückreicht. hieran knüpft er eine übersicht des gesamten repertoirs, soweit er es aus nachrichten zweiter hand nicht nur, sondern vor allem aus den beständen von Salzburg, aus seiner eigenen sammlung und endlich aus den ebenfalls von ihm erworbenen rechnungsbüchern der gesellschaft Standl reconstruieren konnte: dank den reichlich beigegebenen commentationen lässt sich leicht übersehen, dass neben wenigen alten werken viele stücke des 18 jhs., vor allem Kotzebue, und auch viele stücke unsers jahrhunderts auftreten. das repertoir der Laufener erklärt W. mit recht aus dem censurvorgehn der regierung: allmählich musten auch sie sich zu den genehmigten stücken der 'patentierten' truppen bequemen und zu dem censurgeschmack, von dem W. eine vorstellung durch den abdruck des gutachtens eines Salzburger schulmeisters gewährt. zum schlusse dieses teiles gibt W. einen prolog und einen abschiedsdank, in denen die Laufener treuherzig von ihrer doppelten beschäftigung sprechen.

Nach kritischer feststellung älterer deutscher aufführungen durch Velten und Prehauser und einem raschen überblick über die entwicklung des stoffes seit Tirso de Molina wie endlich einer genauen beschreibung des manuscriptes unsers dramas — das selbst 1811 niedergeschrieben, wol auf eine vorlage aus der zeit

der neuen censurbestimmungen, also etwa 1798, zurückgeht — setzt die kritische untersuchung der quellen des Laufener Don Juan ein: Tirso de Molinas drama von 1630 (T), die Commedia dell' arte von 1657 (C), Dorimond (D) und Villiers (V) als vertreter des verschollenen dramas Gilibertis (G) von 1652, die ballette von Gluck und Schröder und zuletzt den text da Pontes (P) hat W. in knappen, manchmal zu knappen umrissen skizziert, um alsdann das Laufener volksschauspiel (L) und die puppenspiele — das Augsburger (A), die beiden Engelschen (E, E²), das niederösterreichische (N), das Strafsburger (St), das Ulmer (U) und das Wiener (W) — mit diesen vorgängern und unter einander zu vergleichen. das ergebnis seiner um- und vorsichtigen untersuchungen fasst W. dahin zusammen, dass der Laufener text ein getreuerer vertreter der haupt- und staatsaction vom Don Juan ist als die puppenspiele, dass aber die hauptunterschiede zwischen L und einem teile der puppenspiele nur durch die annahme von zwei verschiedenen alten stücken zu erklären sind, von denen sich das eine mehr an Tirso und die Commedia dell' arte, das andere mehr an Giliberti anlehnte; hauptsächlich vertrete E diese zweite fassung, aber in einer sehr viel jüngeren, auch sprachlich modernisierten, gestalt als L die erste fassung. von den anderen fassungen hielte sich A mehr zu L, St mehr zu E; N und W, wol auch E² stünden in der mitte, U dagegen zeigte kaum noch eine spur vom eigentlichen Don Juan-drama. der kritiker wird gerade in so schwierigen filiationsfragen sich hüten müssen, zweifelhafte vermutungen um eben solche zu vermehren oder gar mit falscher sicherheit zu übertrumpfen, zumal wenn nicht nur eine menge von mittelgliedern, wie hier sicherlich viele deutsche fassungen, sondern vor allem ein hauptglied selbst, Giliberti, fehlt; er wird aber nie darauf verzichten dürfen, in den sich bietenden lücken den kritischen hebel einzusetzen, mag dadurch auch eine scheinbare sicherheit, die er selbst nicht ersetzen kann, zerstört werden.

Zwei einwände sind gegen W.s schlussurteil zu erheben: in dem einen fall handelt es sich um die wertung von E gegen St, im zweiten um die stellung von L zu den puppenspielen. bei der schätzung von E scheint W. zu gunsten von Engels urteil auf eine principielle prüfung verzichtet zu haben: aber Engel ist auch hier nur ein zwar höchst willkommener, aber unkritischer dilettant, der sein eigenes gut blind überschätzt, und W. selbst findet in seinen kritischen bemerkungen eine reihe von unterschieden zwischen E und St, die ihn auf den vorzug von St vor E hätten führen können. bei einer durchgeführten collation der beiden puppenspiele ergibt sich, dass E und St durchgehends, oft seitenlange, wörtliche übereinstimmungen zeigen und — abgesehen von den, auch durch W. aufgewiesenen, später eingelegten lazzi — sich hauptsächlich durch verschiebungen der scenenfolge unterscheiden. da sie mithin im engsten verwantschaftlichen

verhältnis stehn müssen, so ist die frage, wer von beiden die gröfsere familienähnlichkeit besitzt, leicht durch eine gegenüberstellung ihres ahnen zu entscheiden, den W. mit recht in dem verschollenen Giliberti oder dessen repraesentanten D und V sucht. beide enthalten im ersten teil eine scene zwischen Don Juan, seinem bedienten und Don Alvaros: in E ist Don Alvaros der vetter Don Juans, in St der vater, in E folgt die scene auf Don Juans nächtlichen besuch bei Donna Amarillis, in St geht sie ihm voraus; nicht nur in den erwähnten und andern einzelheiten, vor allem in der scenenfolge stimmt G, worauf als quelle W. selbst hinwies, zu St gegen E. im zweiten teil des stückes tritt in St Don Philipp, der bräutigam der Donna Amarillis, auf und wird von Don Juan, der ihn als einsiedler vermummt teuscht, alsbald erstochen; nachher kommt eine schäferin und eine prinzessin, die Don Juan überfällt. in E kommt erst eine schäferin, dann Donna Amarillis selbst, auf das geschrei der überfallenen mädchen eilt Don Philipp herbei, der zwar Don Juan trotz seiner verkleidung erkennt, aber durch seine geheuchelte bufsfertigkeit geteuscht und dann erstochen wird: in V — hier weicht D völlig ab, so bleibt zb. Don Philipp am leben — geschieht auch zuerst die ermordung und zwar genau unter den umständen von St, später erst verführt Don Juan eine schäferin, während ihre schwester entflieht. natürlich hat auch St mancherlei geändert, so zb. im schlusse sich dem Faustspiel genähert: vgl. meine bemerkungen Anz. XVIII 126, mit denen W. in seiner gleichzeitig entstandenen arbeit s. 148 zusammentrifft. bei der textlichen gleichwertigkeit der beiden stücke beweisen diese zwei beispiele von scenischer übereinstimmung zwischen St und G entschieden die überlegenheit von St über E, soweit eine absolute wertung überhaupt möglich ist.

Diese schätzung von St als echterem repraesentanten seiner gattung ist auch wichtig für die stellung von L gegenüber den den puppenspielen. zunächst freilich kommt es darauf an, L und St in ihrem verhältnis zu den ausländischen quellen zu untersuchen. stellen wir kurz zusammen, was W. für die abgeschlossene zusammengehörigkeit von L und A und den einfluss von T und C anführt: erstens die audienzscene, zweitens die briefscene, drittens das fehlen der Alvarosscenen. für die audienzscene hat W. selbst die möglichkeit anderer quellen aufser T und C zugegeben. für die briefscene ist besser auf C als auf T zu verweisen, weil die umstände der überreichung, was aus W.s auszügen allerdings nicht zu ersehen ist, dort viel genauer stimmen; hier mag auch, ohne weitere schlussfolgerung, erwähnt werden, dass C ebenso wie L, St, E, E², während das ganze stück in prosa gehalten ist, zum schluss den der hölle verfallenen Don Juan seine empfindungen in versen ausdrücken lässt (vgl. Castil-Blaze, Molière Musicien I 200 f). das fehlen der Alvarosscenen, von vornherein als negatives ein sehr precäres scheidemittel gegen

die übrigen stücke, stellt sich als falsches kriterium heraus durch einen späteren fund W.s, den er selbst zur untersuchung nicht mehr ausnützen konnte: der s. 150f abgedruckte nachtrag bringt einen monolog des hanswursts, worin vor der ermordung Don Alfonsos der von Don Juan am eigenen vater verübte mord erwähnt wird. dies weist nicht nur auf die in T und C nicht enthaltenen Alvarosscenen, sondern sogar auf eine fassung derselben, wie sie sonst nur die jüngeren spiele N, W und U, abweichend von ihrer quelle Giliberti, bieten. man ist zu der annahme berechtigt, dass hier jene regierungscensur, die von den stücken an erster stelle 'moralität überhaupt oder einzelne socielle tugenden insbesondere zb. elternliebe, kindesliebe' verlangt (vgl. s. 62f), zerstörend eingegriffen hat. so bleibt für einen principiellen unterschied von L und A und für den einfluss von C oder gar von T nur wenig übrig. unzweifelhaften und unmittelbaren einfluss von G auf L dagegen hat W. selbst für die einsiedlerscenen und die ermordung Don Philipps festgestellt. nicht besprochen hat er jedoch die stadtwachescene von L und daher nicht hervorgehoben, dass hier L eine scene mit G bewahrt hat, die St und E, die doch zu G gehören, nicht besitzen: deutlicher als W.s auszug zeigt der text selbst, dass V bereits hanswurst sich als polizeiobersten vor der wache gebärden lässt. in V, also in G wahrscheinlich, hätte W. auch die sonst vermisste entsprechung zu den worten des sterbenden Don Pietro (L 308ff) finden können. L zeigt also einen so starken einfluss von G, dass die einwürkung von T und C sich nicht damit vergleichen lässt. ich möchte nach allem auf das urteil zurückgreifen, das W. selbst im anschluss an seine darstellung von G ausgesprochen hat: im wesentlichen erscheint L identisch mit G, es fehlt nur im ersten act die scene zwischen Don Juan und Don Alvaros (doch s. o.), der ganze vierte act (der oben besprochene überfall der mädchen mag auch der censur zum opfer gefallen sein) und einige zwischenhandlung des letzten actes (auch die puppenspiele haben sie nicht); die exposition ist anders. die abweichung der exposition bleibt also der einzige grundunterschied, und er muss wol aus überarbeitung des ursprünglichen stückes nach C erklärt werden. die annahme einer doppelten urgestalt für die gruppen L und St, die hiernach nicht notwendig erscheint, hätte W. auch ohnehin noch besonders begründen müssen gegenüber der tatsache, dass die stücke beider gruppen schlagende übereinstimmungen in den komischen scenen zeigen, die er in den trefflichen concordanzen der anmerkungen am schlusse behandelt, von der untersuchung aber leider ausgeschlossen hat. aufser L, St, E und dem von W. richtig untergebrachten A besitzen wir nur noch eine vollständige fassung: N. an diesem erst neuerdings aufgezeichneten, L landschaftlich am nächsten stehnden stück haben wir vielleicht eine dritte form der éinen ursprünglichen fassung. W. hat N,

ohne sich deutlicher auszusprechen, in die mitte zwischen beide gruppen gestellt. wenn man nicht, dank W.s anfangs erwähnter besprechung (Anz. XIII 54ff), bereits wüste, dass in den arg zerspielten stücken der Kralikschen sammlung viel echtes altes gut steckt, so würde man durch die in L und N fast identische gereimte stichomythie zwischen Don Juan und dem geist auf die vermutung geführt werden, dass wir in dieser niederösterreichischen fassung, die abgesehen von der exposition, die auf St und E hinweist, meist mit L stimmt, eine allerdings durch und durch zersetzte ableitung jener fassung haben, aus der auch L und St stammen.

Sowol durch diese betrachtung wie durch die oben begründete erhebung von St über E, die einen vergleich dieser gruppe mit L weit günstiger gestaltet, als er bei W. erscheint, sinkt L in seiner stellung; aber auch wenn seine unbedingte superiorität über St nicht zu erweisen ist, bleibt es die älteste niederschrift des volksschauspieles vom Don Juan, und W.s verdienst bleibt es, endlich die grundlage für seine erforschung gegeben zu haben. die krone seiner arbeit ist natürlich die veröffentlichung der dichtung selber, die, mit aller akribie hergestellt, in den fufsnoten neben conjecturen die uns Norddeutschen schwer entbehrlichen sprachlichen erläuterungen bringt. zum schlusse sei dem wunsche ausdruck gegeben, dass W. seine verheifsene fortsetzung solcher publicationen bald ausführen und es also in einer leichten variation des prologs, mit dem er diesmal von der einleitung zum drama übergieng, bald heifsen möge:

der vorhang rolle auf, es soll
das zweite spiel beginnen.

Berlin, im märz 1893. SZAMATÓLSKI.

Geschichte der gelehrtheit von C.M.Wieland seinen schülern dictiert. herausgegeben von LUDWIG HIRZEL. [Bibliothek älterer schriftwerke der deutschen Schweiz. hsg. von JBÄCHTOLD und FVETTER. II serie, 3 heft.] Frauenfeld, JHuber, 1891. XII und 81 ss. 8°. — 2 m.

Auf Wielands paedagogische tätigkeit hat LHirzel durch den neudruck des ältesten lehrplanes im Arch. f. littgesch. 11, 377ff die aufmerksamkeit wider gelenkt. Funcks veröffentlichungen in seinen Beiträgen zur Wieland-biographie 1882 zeigten, dass W.s paedagogische theorie über die privatkreise der Schweiz hinaus ansehen genoss (vgl. Funck in der Festschrift der badischen gymnasien, gewidmet der universität Heidelberg zur feier ihres 500jährigen jubiläums. Karlsruhe 1886. s. 121. 132). im anschluss an beide habe ich im Arch. f. littgesch. 12, 595ff mich über W.s lehrabsichten und den äufseren verlauf seiner Schweizer würksamkeit ausgesprochen, dann VJL 2, 579ff die rede veröffentlicht, die er seinen Züricher schülern zum abschiede gehalten hat. immerhin

sind wir trotz der kenntnis seines lehrplanes und dieser rede über seine würkliche leistung als lehrer noch schlecht unterrichtet.

Man müste die ansichten des zwanzigjährigen studenten — denn schon 1753 entwarf er den 1756 im manuscript fertig gestellten und darnach ohne wesentliche änderungen 1758 gedruckten akademieplan — zunächst an denen der Schweizer paedagogen messen, um zu erfahren, ob etwas eigenes sich darunter findet. ich denke besonders an JGSulzer, dessen anfänglicher lebenslauf (er war auch privatlehrer, vgl. Hirzel an Gleim über Sulzer den weltweisen I 51 ff) W. wol überhaupt als ideal vorschwebte. für die äufsere einrichtung der akademie wäre eine genauere kenntnis des studienplanes in Klosterbergen erwünscht, als die bisher gefundenen acten (vgl. HHolstein, Neue jahrbücher f. phil. u. paed. bd. 132 s. 597 ff; bd. 134 s. 167 ff) uns gewähren. es wäre verdienstlich, wenn ein historiker der paedagogik sich einmal dieser sache annähme, ohne sich von Lessings, zum teil ungerechter, kritik irre machen zu lassen. von der älteren zeit müsten die fäden bis zur erziehung der weimarischen prinzen fortgesponnen werden. denn wenn auch W.s gesichtskreis sich inzwischen bedeutend erweiterte, seine philosophie sich unter dem einflusse Zimmermanns und des Warthäuser kreises veränderte, was gewis nicht ohne würkung auf seine paedagogischen absichten blieb, so steht doch sicher die jüngere lehrtätigkeit in zusammenhang mit den älteren erfahrungen. dazwischen liegt die gleichfalls zu beachtende kathedrale und private würksamkeit an der universität Erfurt, über die wir durch Boxberger auch nicht genügend aufgeklärt sind (Jahrbb. der Erfurter akad. 1870, n. f. h. 6., s. 88 ff); noch jahre nach seinem abgange von Erfurt soll W. auf Dalbergs geheifs einen grofsen bericht zur sanierung jener universität verfasst haben, dessen authenticität mir nicht dem inhalte, aber der überlieferungsform der hs. nach bedenklich ist[1].

Je weniger durchsichtig bisher diese für W.s person und auch für W.s dichtung — denn er wollte fast immer ein lehrender poet sein — wichtige seite seines wissens und treibens ist, desto willkommener sind veröffentlichungen wie die vorliegende und die dabei vom hsg. weiter verheifsene. Hirzel hat die nachschriften, welche W.s Züricher schüler Ott nach W.s dictat von der 'Geschichte der gelehrtheit' und von der 'Grundlegung der christlichen religion' anfertigten, in händen und die erstere aus d. j. 1757 stammende als vorläufer der zweiten, ein jahr jüngeren nun dem drucke übergeben. es ist keine frage, dass dies jene hefte sind, die Konrad Ott schon 1795 publicieren wollte, was W. verdriefslich verhinderte (Arch. f. littgesch. 12, 603). H. vermutet mit grund, dass es wol kein zufall sei, wenn gerade diese teile des unterrichtes und keine andern dictate sich erhalten haben —

[1] eine copie des nicht eigenhändigen umfangreichen manuscriptes besitze ich; bei anderer gelegenheit soll das schriftstück erleutert werden.

wenigstens wurden bisher keine andern gefunden —; es mögen W. hierfür die vorhandenen lehrbücher nicht genügt haben.

In dem ältesten W.schen plane für privatunterweisung (vom 12 febr. 1754) ist die geschichte der gelehrtheit nicht als teil des unterrichtes erwähnt; nur philosophische geschichte und zwar mehr philosophie als geschichte wird hier verheifsen. der akademieplan von 1758 führt s. 34 '*Historie der Gelehrten*' als lehrgegenstand auf. ebenda heifst es: '*da wir, ungeachtet der grofsen Menge von Compendiis, doch wenig sehr gute und in ihrer Art vollkommne Compendia der historischen und philosophischen Wissenschaften haben; so sollen die Lehrer gehalten seyn, selbst dergleichen aufzusezen . . . diese Compendia sollen alsdenn gedrukt, und unter dem Namen der Academie herausgegeben werden*'.

So hielt sich denn auch W. veranlasst, sich für einzelne disciplinen selbst hefte anzulegen. compendien der naturlehre und der mathematik erfragt er von Zimmermann (Ausgew. briefe I 226. 228); für die gelehrtengeschichte und die religionslehre schien ihm offenbar keines 'in seiner art vollkommen'. es versteht sich von selbst, dass seine ausarbeitungen nicht völlig original sein können. beide themata sind nicht zu einer durchaus ursprünglichen behandlung im unterricht von mittelschülern geeignet, und in W.s damaligem leben ist kein raum für so umfassende studien, als zu einer selbständigen beherschung dieser stoffe notwendig wäre. ihm lag gewis mehr die paedagogische zurichtung als die wissenschaftliche erforschung im sinne. er wollte die vorschrift seines akademieplanes, auf dessen richtung auch H.s einleitung hinweist, erfüllen: '*Jede Wissenschaft, sonderlich die historischen und moralischen, sollen so praktisch als möglich gelehrt werden*'. er hatte nun eine nahezu dreijährige unterrichtserfahrung, und nicht nur der sechste abschnitt seiner Geschichte der gelehrtheit: '*Vorschlag, wie eine Büchersammlung von den auserlesensten zu errichten sey*' ist praktisch, auch manche allgemeine ausführung im texte selbst verdient diese bezeichnung.

H. hat 'es grundsätzlich unterlassen, dem texte irgendwelche anmerkungen beizufügen' (s. 81). auch über W.s vorstudien sagt die einleitung (s. XII) nur die knappen sätze: 'so sehr auch W. . . . . von dem abhängig gewesen ist, was die litteratur seiner zeit ihm bot, die spuren seines eigenen geistes sind . . . . wol zu erkennen'. ich bedaure, dass H. bei seiner so gründlichen kenntnis W.s, bei seiner ungewöhnlichen bewandertheit in der litteratur der damaligen Schweiz die ausführung dieser sätze zurückgehalten hat. uns andern fällt sie schwer, und doch ist sie unentbehrlich.

Die ersten hier einschlägigen, freilich einseitigen kenntnisse muss W. aus Jakob Bruckers Kurzen fragen aus der philosophischen historie (Ulm 1731 ff) und aus dessen Historia critica philosophiae (Lpz. 1742 ff) gelernt haben, wovon 1747 ein auszug Institutiones historiae philosophiae als handbuch erschien. Brucker

war als persönlicher bekannter Sophie Gutermanns ihm besonders nahe gerückt (Ausgew. briefe I 49; Raumers Hist. taschb. 10, 420 f). wenn nun W. auch seit juni 1752 mit Brucker persönlich zerfallen war (Briefe an S. La Roche s. 6 z. 1 '*Hr. B.*') und darum wol der hieb gegen den *neuesten Scribenten der philosophischen Historie* im privatunterweisungsplan gegen diesen geführt ist, so hat er doch in der Geschichte der gelehrtheit ihn genannt und benutzt, z. b. III 1. aufserdem war W. seit der klosterbergischen zeit Bayles Dictionnaire bekannt und vertraut, das er in französischer ausgabe, nicht in Gottscheds übertragung in seiner bibliothek hinterlassen hat (Verzeichnis der bibl., Weimar 1814 s. 5; Hist. taschb. 10, 381. 384. 388; Ausgew. briefe I 48 f). die Geschichte der gelehrtheit verweist auf Bayle zb. III 71 nr. 10.

Aber Brucker und Bayle boten ihm nur einen teil dessen, was er zu seinem lehrvortrage bedurfte. im § 4 seiner Geschichte der gelehrtheit nennt er nach erwähnung des Laertius, Suidas und Photius Baco, an dessen anleitung sich 'der sehr gelehrte herr Reimmann' zu anfang des jahrhunderts mit seiner schönen einleitung in die universalgeschichte der gelehrtheit gehalten habe. Jacob Friedrich Reimmanns Versuch einer einleitung in die historiam literariam sowol insgemein als auch in die historiam literariam der Teutschen insonderheit ist in 6 bänden 1708—13 erschienen. ich kann keine auffällige einwürkung auf W. beobachten, ja selbst das, was er § 4 über seine anlehnung an Baco sagt, hat er aus Heumanns buch (s. u. s. 58) entnehmen können; nur den tadel der katechismusform setzt er bei, hat also das werk doch vielleicht selbst in der hand gehabt.

Der paragraph streift weiterhin Petrus Lambecius (Prodromus historiae litterariae 1659) und erwähnt Morhofs Polyhistor, characteristischer weise in der ausgabe des Johann Albert Fabricius, nicht in der neuesten des Gottschedianers Johann Joachim Schwabe. darnach wird Struvius genannt, ohne dass man erraten könnte, ob W. von ihm mehr als die titel seiner werke weifs. endlich mit übergehung '*vieler Compendia der gelehrten Historie*', wobei man zuvörderst an Gottlieb Stolles Anleitung zur historie der gelahrtheit, denen zum besten, so den freyen künsten und der philosophie obliegen (1 aufl. 1718, 3 verm. aufl. Jena 1727, citiert von Hagedorn in seinem ältesten Versuch von gedichten, DLD 10, 37) und an das für W. neueste und umfassendste werk: Joh. Andreae Fabricii Abriss einer allgemeinen historie der gelehrsamkeit (3 tle. Leipzig 1752—4) denkt, macht W. Heumann als denjenigen namhaft, der durch seinen Conspectus reipublicae litterariae alle vorgänger verdunkelt habe; auf ihn beruft er sich auch II 12 und III 24. die erwartung, die sich an dies lob knüpfen muss, dass Heumann W.s hauptführer sei, trügt denn auch nicht[1].

[1] von allen diesen compendien wird keines in der von W. nachgelassenen bibliothek verzeichnet.

Der Göttinger gelehrte Christoph August H e u m a n n gab seinen 'Conspectus reipublicae literariae sive via ad historiam literariam iuventuti studiosae aperta' zuerst 1718 zu Hannover heraus; bis zum jahre 1763, in dem er starb, erschienen 7 auflagen. schon die 5 (1746) war als die letzte bezeichnet, und die vorrede zu dieser ist die letzte, die dem werke vorgedruckt wurde. so wird die auflage, die W. vorlag, von der mir allein zugänglichen 7 nicht verschieden gewesen sein. der Conspectus ist von Brucker in seinem werke besonders gerühmt worden und war schon dadurch W. empfohlen. er ist studiosae juventuti bestimmt, also dem zwecke, den auch W. verfolgte. das werk ist in einem mäfsigen bande von 500 ss. kl. 8⁰ vollendet und war also viel bequemer zu excerpieren als alle die andern weitläuftigeren bücher.

Die einteilung Heumanns und W.s deckt sich gröstenteils. W.s I abschnitt '*Vom Nutzen der gelehrten Historie und von den vornehmsten Scriptoribus historiae Litterariae*' begreift das I und II cap. Heumanns: '*De natura et partibus historiae literariae. De scriptoribus historiae literariae universalis*'. W.s II abschn. '*Von der Kunst zu schreiben und von der Typographie*' entspricht Heumanns cap. III '*De arte scribendi*'. W.s III abschn. '*Von Ursprung und Fortgang der Litteratur von Anfang bis auf unsre Zeit*' (man beachte auch die übereinstimmung der titelfassung '*Von* . . . .' mit den lateinischen formeln '*De* . . .') umfasst das IV cap. Heumanns '*De ortu et progressu studiorum literariorum usque ad hanc nostram aetatem*'. W.s IV abschn.: '*Einleitung in die Kenntniss der Bücher*' ist gleich dem VI cap. Heumanns '*De notitia librorum*'; W.s V abschnitt: '*Einleitung in die Kenntniss der Schriftsteller*' gleich Heumanns VII cap. '*De notitia auctorum*'. nur der VI abschnitt W.s: '*Vorschlag, wie eine Büchersammlung von den auserlesensten zu errichten sey*' hat bei Heumann kein vorbild, entspricht aber W.s praktischen absichten ebenso wie den gepflogenheiten der 'mahler der sitten', seiner Züricher meister. und nur das V cap. Heumanns '*De fatis disciplinarum, sive de earum origine et incrementis*' hat bei W. kein nachbild, er schied die geschichte der wissenschaften aus seinem lehrplane aus.

Und wie in der allgemeinen disposition der werke, so zeigt sich auch im einzelnen eine unleugbare verwantschaft, aber keine volle gleichheit.

W.s I abschnitt. Heumanns synopsis des I cap. entspricht in ihren vier ersten §§ dem inhalt der W.schen §§ 1—3: '*Historiae literariae definitio,* I. *Eius vitia,* II. *Eiusdem utilitas,* III. IV.' der text ist frei gestaltet; vgl.:

Heumann.	Wieland.
1. Historia literaria est historia literarum et literatorum, sive narratio de ortu et progressu	1. Definition. Die gelehrte Historie begreift die Geschichte aller Wissenschaften oder

studiorum literariorum ad nostram usque aetatem. | eine lehrhafte Erzählung von den Gelehrten und ihren Bemühungen zur Beförderung der Wissenschaften.

W.s wort '*weitläufig*' zu beginn seines § 2 erklärt sich aus der rücksicht auf Heumanns anm. a) zu I 1, wo der umfang der gelehrtengeschichte erörtert wird. den '*vornehmsten fehler*' der gelehrten historie (W.s § 2) nennt Heumann anm. b) zu I 2: '*alii[libri], qui exstiterunt, periere*'. die '*andere Quelle*' von mängeln gibt Heumann nicht an, wol aber Stolle, der am beginn seiner vorrede zur 2 aufl.[1] sagt: '*Man setzet an den meisten Lebensbeschreibungen gelehrter Leute aus, dass man darinnen die Historie ihrer Schrifften zu vergessen pflege. Die Ursache ist wohl keine andre, als, dass die Auctores sollen sich angelegen seyn lassen, die Umstände ihres Lebens selbst umständlich aufzuzeichnen; andre aber wie sie mehrentheils hiervon die behörige Nachricht nicht haben, also können sie auch selbige der Welt nicht mittheilen*'. sonst aber zeigt Stolle, dessen plan ein andrer ist als der W.s, viel weniger ähnlichkeit als etwa Fabricius, dessen überladene §§ I 1 und 4 (vgl. I 643. 645) sich im sinne mit W.s 1 und 3 berühren; auch über die mängel der gelehrten historie handelt Fabricius an späterem orte I 648. übrigens ist natürlich auch Fabricius kein unabhängiger gelehrter und steht W. viel ferner als Heumann.

Die reihenfolge der vorteile der gelehrten historie gibt W. nach Heumann: W. § 3 '*erstlich*' = Heumann I 4: '*ex ea* (1) *notitiam haurimus bonorum malorumque librorum*'. W. '*zweytens*' = Heumann I 4: '(2) *methodum addiscimus, expeditiore brevioreque via perveniendi ad eruditionem.* (3) *quae in studiis sequenda vel fugienda, cognoscimus, et prudentiam addiscimus literatam*'. W. '*drittens*' = Heumann I 4: '(4) *vitas virorum ingenio doctrinaque illustrium oculis animoque lustrantes, non solum praeiudicium auctoritatis et antiquitatis sensim exuimus, verum etiam* (5) *cognoscentes, quanti viri ope literarum evaserint, ad aemulationem incitamur*'. dieser schluss entspricht W.s '*fünftens*'. W. '*sechstens*' = Heumann I 4 '*denique e literaria historia cognoscimus vias divinae providentiae, cultura literarum felicitatem generis humani, progressumque verae religionis adiuvantis*'. die gesperrten worte hat W. übersetzt. im ganzen lässt er sich seinen schülern gegenüber breiter aus und fügt éinen vorteil ein: '*viertens*' durch die kenntnis des sieges der wahrheit über hindernisse lerne man an den sieg der wahrheit glauben und die gegenwart richtiger beurteilen.

[1] Stolle hat die erste liebe zur historia und notitia litteraria in vorlesungen des Chn. Gryphius in Breslau erhalten, seine aufzeichnungen daraus aber bis auf einen bogen verloren; so habe sein eigner entwurf, den er, wie W., für einen auditor privatissimus gemacht hat, nichts davon übernehmen können.

Über den misbrauch der gelehrten historie (Heumann I 5) sagt W. aus paedagogischer rücksicht nichts, er will aneifern, nicht bedenklich machen. auch mit der einteilung (Heumann I 6. 7) verschont er seine schüler.

Die ersten zeilen von W. 4 sind unabhängig von Heumann. was er dann über Baco und Reimmann sagt, gibt Heumann II 13 und anmerkung n) zum teil. die äufserung über Lambeck stammt aus Heumann II 7. für Morhofs characteristik hat Heumann II 10 gedient: '[*Morhofius*] *uni duntaxat historiae literariae parti praecipuam impendit curam, non omnem eius ambitum . . . pari complexus industria. Scilicet constituerat is . . viam lectoribus pandere . . . ad amplissimam eruditionem et consilia dare, quae qui sequatur, Polyhistoris famam consequi ac tueri possit. Hunc in finem non solum, quid in literarum studio sequendum fugiendumve sit, edocet; sed etiam singula studiorum literariorum genera persequens, libros in quovis genere conscriptos diligenter recenset, suam de plerisque adiungens ἐπίκρισιν*'. auch hier und im folgenden sind die gesperrten phrasen von W. benutzt worden. darnach ist Struve im anschluss an Heumann II 11 behandelt, nur viel kürzer, wie denn W. das ganze 2 cap. Heumanns in den einen § 4 zusammengezogen, 17 seiten der vorlage auf knapp eine, allerdings bedeutend enger gesetzte seite gekürzt hat. schon hier können wir beobachten, was sich im weiteren bestätigt, dass er seine zuhörer mit gelehrtem bibliographischem beiwerk nicht beladen will.

W.s II abschnitt. § 1. 2 sind unabhängig von dieser vorlage, nur wenig anlehnung für 2 gibt Heumanns III 2. desto enger ist der anschluss im folgenden.

Heumann.

III 4: Occasionem inveniendae arti scriptoriae dedisse videtur pictura, quam scribendi arte propterea antiquiorem iudico, quod facilius hominibus in mentem venit, repraesentare imagines rerum oculis subiectarum, quam rerum auditu vel etiam solo intellectu perceptarum. sic homo se in littore videns, cum placidum ventis staret mare, facile permotus est, ut naturam imitans exprimere conaretur imaginem solis, lunae, hominis, animantium, arboris, domus, etc.

Wieland.

3. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Kunst, zu zeichnen und zu malen, zur Erfindung der Buchstaben Anlass gegeben. Denn es ist wahrscheinlich, dass die Menschen viel eher darauf gefallen, die sichtbaren Dinge in der Natur abzuzeichnen, als die Töne zu malen; es brauchte weiter nichts dazu als dass ein Mensch das Bild der Sonne, des Himmels, der Bäume und sein eignes auf der Fläche eines stillen Wassers abgebildet sehen musste, um auf den Einfall zu kommen, dass man solchergestalt die Figur eines Menschen und aller andrer sicht-

	barer Objecte auf einer jeden Fläche entwerfen könne.
4 anm. c): Sic ars typohica fuit inventa occaartis . . . caelatoriae ulptoriae.	Die Vermuthung, dass die Zeichnungskunst zu der Schreibkunst Anlass gegeben habe, wird dadurch noch wahrscheinlicher, weil man weifs, dass die Erfindung der Buchdruckerkunst durch die Kunst, in Steine zu graben und erhabne oder vertiefte Bilder darein zu schneiden, veranlasst worden.
II 5: Postea urgente netate mortales constie videntur certa signa erorum. Unde et illorum quissima signa[1], quaeLaetinuerunt . . . sunt natu-, et a digitorum forma ita . . . Ac certae leges tae sunt, digitorum variositu innumeros expridi numeros: quas leges ularibus opusculis prorant Nicolaus Smyrnae-t Beda, illustrati a Possino icilegio evangelico §75.	Es scheint, dass die Nothwendigkeit die Menschen zuerst veranlasst habe, sichtbare Zeichen der Zahlen zu erfinden. Die lateinischen Zeichen I, V, X scheinen die allerältesten zu seyn. Man kan sie füglich signa naturalia nennen, indem sie ein in die Augen fallendes Verhältniss mit den Fingern haben, deren man sich vorher zum Zählen bediente. Possinus gibt in seinem Spicilegio evangelico § 75 gewisse Regeln, wie man durch verschiedne Positionen der Finger unendlich viele Zahlen ausdrücken und würklich calculiren könne, eine Kunst von der Nicolaus von Smyrna und Beda eigne Tractaten geschrieben haben.

Diese parallele mag für alle engen anschlüsse als probe gelten. r hält sich W. nirgends an die vorlage und oft nicht so . dass er aber an solchen stellen Heumann benutzte, ist lich und sicher, und darum ist auch für die teile, in denen ich selbständiger zeigt, doch jede ähnlichkeit mit Heumann anregung für W.s worte zu erachten.

Für das, was bei Heumann nicht oder anders steht, muss nderer gewährsmann gesucht werden, sofern es sich um sachen nicht um allgemeinere urteile handelt. so sagt Heumann in anm. a) zu III 2 (wie Stolle s. 77), der gebrauch der schreibt vor der sündflut sei nicht hinlänglich nachweisbar, W. aber utet II 2, dass sie schon zu jener zeit cultiviert worden sei.

[1] die ziffern stehn in anm. e).

hier kann er sich an Fabricius I 175 angeschlossen haben. oder war hier Bodmer Die Syndflut 1753 s. 90 von einfluss?

W. 4. 5 sind freie auszüge aus Heum. III 6. W. 6 greift auf Heum. III 2 und anm. aa) zurück und verbindet damit Heum. III 7. der anschluss ist hier formal und sachlich enger als zb. an Fabricius I 187. W. 7 ist knappster auszug aus Heum. III 8. W. 8 setzt wie Heum. III 9 ein und folgt ihm auch weiterhin frei; aber Thevenot wird nur von W. genannt, der auch sonst manchmal auf einen autor sich beruft, den Heumann, wenn ich in dem wuste der anmerkungen nichts übersah, verschweigt. in diesem falle hilft auch Fabricius nicht aus, und Stolle behandelt überhaupt die realia nicht. ebenso geben für W. 9—11 sowol Heum. III 10. 11 als Fabricius I 247. 185. 757. 275 nur die anregung, keine erschöpfende vorlage. W. 12 ist excerpt aus Heum. III 12. 13. W. 13 entspricht Heum. III 15. 16; hier steht auch Fabricius I 740f ziemlich nahe. von W. 14 an aber fällt das vergleichen mit Fabricius recht schwer, sehr viel schwerer als mit Heumann. W. 14 hält sich sehr frei an Heum. III 20: über den wert der schreibkunst und ihre würkung auf die entwicklung des menschlichen geistes konnte sich W. eigene gedanken machen. W. 15 nahm aus Heum. III 21 (vgl. V 13) den anstofs, ist aber recht unabhängig; über die gründe der zeitlichen priorität der versificierten rede vor der prosa dachte W. wider selbständig nach, fügte auch den verweis auf Solon aus eignem wissen bei. Heumann legt mehr gewicht auf die erfindung der prosa, was W. noch für seinen § 16 verwendet, in dem er gemäfs seiner privaten vorliebe Xenophon als muster der prosa zusetzt. W. 17 ist = Heum. III 22, W. 18 entspricht Heum. III 23. W. 19 stammt mit ausnahme des schlusses (einer W.schen vermutung über den untergang der vorgänger Homers) aus Heum. anm. α) zu III 22. W. 20 entspricht Heum. III 24. 25, doch fehlt bei Heum. der verweis auf Indien und China. W. 21 benutzt Heum. III 24 anm. n). über die fortentwicklung der buchdruckerkunst fand W. 22. 23 nichts bei Heum., konnte aber aus dessen ausführung VI 17 einige namen vorausgreifen.

W.s III abschnitt. die paedagogisch berechneten einleitungssätze über das bedürfnis des menschlichen geistes sich zu beschäftigen, nahm W. aus eigenem. erst in der zweiten hälfte des § 1 trifft er mit Heum. IV 1 zusammen. für die sätze über die erfindung der wissenschaften W. 2. 3 gab Heumann weder im IV noch im V cap. die vorlage; die betrachtungen W.s sind so allgemein, dass sie seiner bildung durchaus zuzutrauen sind. W. 4 bis in den anfang 7 berührt sich mit Heum. IV 4ff. die bemerkung von den '*lumieres*' § 6 — W. verwendet nicht selten fremdworte, was ja Lessing auch an seinen damaligen druckschriften tadelte —, welche die Griechen in Aegypten suchten und wol nicht fanden, ist W.s zugabe.

Von der behandlung Homers an im § 7 bewegt sich W. frei von Heumann: in allen litteraturgeschichtlichen ausführungen geht er über ihn fortan hinaus, ohne dass ich die quelle seiner kenntnisse nennen könnte. vielleicht ist die geschichte der griechischen philosophen aus Brucker entlehnt. doch entspricht der eingang W. 13 wider genau Heum. IV 9, W. 15 dem anfang von Heum. IV 10. W. 16 lehnt sich an Heum. 11. 12 an. die disposition ist also ungefähr von Heumann herübergenommen, der inhalt dagegen nicht. W. 17 entspricht Heum. IV 13; die Vergilstelle fehlt bei Heumann, der dafür andere einschlägige citate bringt, welche W. übergeht wie so viele gelehrte zusätze seiner vorlage.

Wie die griechische so ist auch die römische litteraturgeschichte, die vergleichung der Römer mit den Griechen, die einteilung der römischen litteratur in drei zeitalter W. 17. 18 nicht aus Heumann entnommen. das trockene verzeichnis von römischen schriftstellern, das dieser nach gattungen ordnend IV 14 gibt, ist etwas reichhaltiger als die historische gruppierung in W. 18, wo aber kein bei Heumann fehlender name zugesetzt ist. W.s behandlung der römischen litteratur ist dürftiger, weniger mit urteilen versetzt als die der griechischen.

Die anfänge der christlichen litteratur betrachtet Heumann IV 15—17, W. greift sie 19. 20 zusammen. Heumann IV 16 sagt: '. . . *literatis ethnicis, Christianos doctis carere doctoribus, impudenter mentientibus*'; darnach W. 20: '*Der Vorwurf . . . als ob sie [die Christen] lauter Idioten wären, war . . . unverschämt*'. W.s aufzählung der '*geistlichen Scribenten*' 20 ist weniger reichhaltig als die Heumanns IV 17, auch etwas anders geordnet, doch sichtlich von Heum. abhängig. hier ist der zusammenhang enger als in der darstellung der antiken litteratur. W. 21 entspricht Heum. IV 18; nur fehlen bei diesem W.s ausfälle gegen die papisten. die ablehnung des Augustinus, die auch in W.s briefwechsel (Ausgew. briefe I 283. 289. 291) bezeugt ist, findet sich schon bei Heum. den Lactantius zaust W. auf eigne rechnung. das beispiel zur kritik des Hieronymus entnimmt W. aus Heum. IV 19. den dritten absatz des § 21 fügt W. hinzu, eine allgemeine verurteilung der kirchenväter nach inhalt und form ihrer schriften; auch hier ist der von W. früh und spät andern aufklärern nachgesprochene satz von der verfälschung des christentums geäufsert; die ganze ausführung ist aufklärerisch, wie gleich die berufung auf '*das einfältigste Mütterchen*' zu beginn zeigt. die bibliographie Heumanns IV 20 ist von W. übergangen, ebenso die einteilung der kirchenväter Heum. IV 22. W. 22 excerpiert aus Heum. IV 21, W. 23 entspricht Heum. IV 23, W. 24. 25 ungefähr Heum. IV 24. 25.

Die erste hälfte von Heum. IV 26 behandelt W. 26 breiter, Boethius und Cassiodor sind genauer betrachtet. aus Heumanns anm. b) und einem satze des textes macht W. seinen § 27 zurecht. den rest von Heum. IV 26, sowie IV 28 nimmt W. in

seinen § 28, der in der grundauffassung mit der vorlage stimmt, aber viel ausführlicher und darum bemerkenswert ist, weil der einfluss der politischen freiheit auf die philosophie und die schönen künste hervorgehoben wird, wie W. schon gegen ende des § 25 die despotie als fessel der genies bezeichnet hatte. das lob der englischen litteratur fügt W. 29 als consequenter Miltonianer neu ein, könig Alfreds erwähnung bei Heum. IV 30 gab nur eine schwache anregung. W. 30 lehnt sich an den schluss von Heum. IV 26 an, W. 31 an Heum. IV 27, W. 32 an Heum. IV 29, aber die behandlung der byzantinischen litteratur erweiternd. einiges nimmt W. noch in seinen § 33 hinüber, dessen zweiter absatz Heum. IV 31 entspricht. die litterarhistorischen porträts von papst Silvester II, kaiser Constantin, der nonne Roswitha sind bei Heum. fast nur durch die namenanführung angeregt. aus anm. b) zu Heum. IV 31 wird W. 34 erweitert. W. 35 entspricht Heum. IV 32 erste hälfte. auch hier wider, bei der begründung der dürftigkeit der litteratur des 10 jhs., betont W. den einfluss der politischen freiheit auf die blüte der litteratur nach eigener überzeugung; demgemäfs schränkt er das lob ein oder tilgt es gar, das Heum. zb. IV 46. 52 den um die litteratur verdienten fürsten spendet. hier mag die rücksicht auf die Schweizerrepublik mitgewürkt haben. aus der 2 hälfte von Heum. IV 32 wird W. 36.

Heum. IV 33—36 lässt W. zunächst bei seite, um in strengerer historischer folge gleich die geschichte der arabischen litteratur zu erledigen § 37—41, wofür ihm Heum. IV 37 nur eine ganz dürftige anregung gab. diesem war es nicht um die arabische litteratur zu tun, sondern nur um ihre überlieferung des Aristoteles, die für W. nebensächlich wird. W. 42 über Schach Saadi ist gar nicht von Heum. nahe gelegt.

Mit § 43 greift W. auf Heum. IV 33 zurück, entwirft aber wider selbständig ausgeführte bilder der männer, die Heumann nur nennt. die erste hälfte von Heum. IV 33 entspricht W. 43, die zweite W. 44—48, also sehr erweitert. darnach zeigt sich wider engerer anschluss: W. 49 ist gleich Heum. IV 34, W. 50 Heum. IV 35. im folgenden hält sich W. abermals freier; doch berührt sich W. 51 mit Heum. IV 36.

W. 52. 53, ein beitrag zur geschichte des schulwesens, der zum teil den in W.s akademieplan vorgetragenen ansichten gleicht, sind ohne Heumanns vorgang niedergeschrieben; nur der schluss und W. 54 berühren sich flüchtig mit Heumann IV 39, ohne dass dieser wie W. die graduierungen von gelehrten bespöttelt[1]. der

[1] darüber hat W. später anders gedacht. denn gewis ist es nicht gegen seinen willen und ohne seine zustimmung geschehen, dass Friedrich graf von Stadion und Thannhausen kraft der ihm von kaiser Franz I erteilten erlaubnis zur verleihung der pfalzgrafenwürde W. zu Warthausen am 28 sept. 1765 *'in die Ehre und Würde der Römisch Kaiserlichen Mayestät und des Heil. Reichs Pfalz- und Hof-Grafen, so zu Latein Comites Palatini*

2 absatz von W. 54 entspricht Heum. IV 40, woraus auch W. 55 den gedankengang und einen teil der ausführung nimmt.

W. 56 setzt beim 13 jh. ein wie Heumann IV 41, der auch kaiser Friedrich II rühmt, aber nicht wie W. die diesem durch Bodmer nahe gerückten minnesinger erwähnt, und benutzt noch Heum. IV 42, aus dessen dürrer aufzählung von namen W. den Raimundus Lullus heraushebt und in § 57 selbständig behandelt.

Das 14 jh. erörtern Heumann IV 43—45, W. 58—61. die gründung der universitäten Heum. IV 43 übergeht W., er hatte für sie, wie bekannt ist, keine zuneigung. aus Heum. IV 44 nimmt er ein paar namen statt der vielen und characterisiert ihre träger. Heum. IV 45 entspricht W. 60, Heum. IV 46 regt W. 61. 62[1] an.

W. 62. 63 enthalten eine sehr unabhängige schilderung und begründung des litterarischen zustandes des 15 jhs. W. 64—66 geben die rohe namenaufzählung Heum. IV 47 in mir unverständlicher auswahl und mit wenigen kennzeichnenden zusätzen; W. 67 ist ebenso aus Heum. IV 48 hervorgegangen; W. 68 entspricht annähernd Heum. IV 49, W. 69 wählt aus Heum. IV 50 aus.

W. 70, 16 jh., setzt mit Heum. IV 51 ein und gibt ein bruchteilchen seiner namenliste IV 53. dabei sind übergangen die philologi, antiquarii, mathematici, iurisconsulti. W. bespricht die träger der ausgehobenen namen in seinem § 71 mit ausnahme des Palingenius und unter beifügung des vorher übergangenen Bernardinus Telesius. vor der gruppe der historiker bricht das dictat ab, sie und die medici sind nicht mehr erörtert. schon von nr 9 an ist die behandlung sehr knapp geworden, wol weil die zeit zum abschluss drängte. ich glaube nicht, wie Hirzel anzunehmen scheint, dass die vorlesung unvollständig erhalten ist; der cursus wird sein ende erreicht haben, der nächste cursus hatte ein anderes pensum. übrigens war der schluss ja überhaupt nur eine '*Nachlese*' (§ 70) zu einem andern vortrage. schon III 29 hat W. gesagt, dies sei '*schon anderswo erzählt worden*', vermutlich hat er also eine geschichte der englischen litteratur abgesondert vorgetragen oder bei gelegenheit der politischen geschichtsdarstellung Englands die litteratur berücksichtigt. III 66 sagt: '*von denen schon anderswo Nachricht gegeben worden*', III 70: '*von den*

genennet werden, erhöhet, gewürdiget, und gesezet'. das 23 ss. fol. füllende diplom ist auf pergament geschrieben, in roten sammt gebunden, das siegel hängt in vergoldeter metallkapsel daran. die urkunde ist auch wegen der darin enthaltenen genealogie W.s von wichtigkeit; ich werde sie an anderem orte publicieren. allerdings hat W. durch sie keinen akademischen grad erlangt, den er meines wissens auch als universitätsprofessor nicht erhielt. aber die urkunde gab ihm doch eine ähnliche auszeichnung und auf grund derselben konnte er die misachteten grade verleihen, '*der Freyen Künsten Magistros, Baccalaureos*' usw. creieren, von welcher gewalt er Oberreit gegenüber gebrauch machte.

[1] dieser § erwähnt den process De asini umbra, den W. seinen Abderiten eingefügt hat.

vornehmsten derselben sei anderswo schon gehandelt worden'; er hatte also von der humanisten- und reformationslitteratur seinen schülern schon erzählt. dazu stimmt nun freilich die von Heumann beeinflusste ankündigung des inhalts des III abschnittes '*bis auf unsre Zeit*' (s. 2) nicht. aber W. mochte jene inhaltsangabe vielleicht mehr als eine betrachtung dessen, was eine geschichte der gelehrtheit überhaupt enthalten solle, als eine ansage dessen, was er bieten wollte, vorausgeschickt haben. schon in der definition I 1 lässt er die zeitgrenze weg, obwol Heumann sie da widerholt. Hirzels vermutung (s. 81), dass die biographien von personen des 16 und 17 jhs., die der Teutsche merkur 1776 brachte, 'ausarbeitungen' desjenigen seien, was W. einst als fortsetzung seinen zuhörern gab, vermag ich nicht zu teilen. sie sind nur beilagen zu den kupfern, die den lesern im 4 quartal 1775 als lockspeise versprochen worden waren; sie stammen nicht alle von Wieland; sie sind ganz modern geschrieben, so dass sie nicht wie eine erneuerung alten wissens aussehen. hauptquelle ist für sie Pantaleons Prosopographia und Adami. erst wenn die untersuchung, die ich jetzt nicht anstellen kann, erweisen sollte, dass diese autoren auch für die Geschichte der gelehrtheit maſsgebend waren, würde ich H.s vermutung für erwägenswert, aber immer noch nicht für gesichert halten. will man nach einer ergänzung des W.schen dictates suchen, so muss man das wenige zusammenlesen, was in briefen und in den gesprächen mit Ring (Funck im Arch. f. littgesch. 13, 485 ff, sept. 1753— märz 1755) überliefert ist. der bisher vollständig unbeachtete beitrag Wielands zu den Carlsruher 'Nüzlichen samlungen oder abhandlungen aus allen theilen der wissenschaft' bd. 1 st. 31 f s. 252—256; st. 33 f s. 257—262 (Carlsruhe, Macklot 1759) mit dem titel: *Versuch eines Beweises, dass die Glückseligkeit in der Tugend liege, und aus derselben, als ihre natürliche Folge, entspringe*', auf den mich Carl Schüddekopf, wie immer selbstlos in der mitteilung seiner zahlreichen glücklichen funde, aufmerksam machte, wird kaum hierfür eine bereicherung bieten.

W. hat also nur die drei ersten abschnitte seines programmes, und den dritten, litteraturgeschichtlichen nicht vollständig, behandelt. die bücherkunde und gelehrtengeschichte kam nicht mehr zur sprache, auch die beste bibliothek wurde nicht verzeichnet. aber das, was er gegeben hat und was uns überliefert ist, verdient unsere beachtung vollauf. es ist denn doch viel mehr als eine verdeutschende bearbeitung des Conspectus reipublicae litterariae, wie schon meine nicht auf erschöpfende erledigung angelegte vergleichung beweist. auch die untersuchung auf andre ergänzende quellen wird der wahrscheinlichkeit nach die gleiche freie anlehnung feststellen.

Im groſsen und ganzen also schlieſst sich W. an Heumanns disposition des stoffes und seine auffassung an, folgt ihr oft genau,

ändert sie aber auch gelegentlich nach seiner mehr historischen als sachlichen ordnung, bildet anmerkungen zu textteilen um, ändert selten etwas sachliches, kürzt stark, besonders in allem gelehrten beiwerk, setzt allgemeinere betrachtungen über den character von perioden oder über die gründe von erscheinungen zu, sowie lebensbilder zu den namenlisten seines vorgängers. seine abhängigkeit ist also keineswegs sklavisch, wenn er sich auch öfters in wörtlicher übereinstimmung mit seinem gewährsmann hält. in den beiden ersten abschnitten vertraut er sich ängstlicher seiner führung, im dritten bewegt er sich viel freier neben ihm. die erklärung dafür suche ich nicht in dem wachsenden einleben in den stoff, vielmehr darin, dass der 3 abschnitt im unterschied von dem theoretischen und realen inhalt der vorhergehnden zumeist von menschen handelt. auf das studium des menschen war der Sokratiker schon damals erpicht. die historischen personen, die er vorführt, waren ihm, zum kleineren teile glaube ich, aus früherem lernen und lesen vertraute figuren, den gröfseren teil konnte er leicht aus compendien, sei es Bruckers (auch in dessen 'Ehrentempel der deutschen gelehrsamkeit' 1747) oder Bayles oder vielleicht Iselins (Histor. lexikon 1730 ff) oder anderer sich bekannt machen; möglicherweise schlug W. auch die monographien nach, die er erwähnt, obgleich ich das nicht für sehr wahrscheinlich halte; tiefer aber ist seine quellenforschung gewis nicht eingedrungen. characteristisch ist, dass 'der verehrer Platons und Xenophons die griechische litteratur reicher bedenkt als die römische, auffallend, dass er gegen frühere äufserungen und gegen die zeitgenossen bei Homer etwas verweilt, bei Vergil vorübereilt. characteristisch ist für den reichsstädter, für den in der freien Schweiz lehrenden lehrer schweizerischer schüler die von damals modernen französischen autoren beeinflusste überzeugung, dass politische freiheit für litterarische blüte eine notwendige voraussetzung sei. characteristisch ist endlich die protestantische und aufklärungstendenz, die wider seiner überzeugung, wie dem orte und den hörern der lehre angepasst war; aber hiervon spricht er nur stärker als Heumann, nicht grundsätzlich anders. die grösten vorzüge des W.schen dictates vor Heumanns buch und ein zeugnis paedagogischer weisheit sehe ich darin, dass er die schüler mit viel weniger gelehrsamkeit, die W. wie die universitäten gering schätzte, belastet, freilich noch mit genug und zu viel, und dass er statt toter namenreihen vollere, wenn auch selten lebendige und oft einseitige bilder der personen, gelegentlich sogar in gruppen geordnet bietet. zu innerlich ergründender entwicklung aber sind nur dürftige ansätze da, zumeist sind die erscheinungen lediglich chronologisch und als einzelereignisse oder einzelfiguren an einander gereiht. zur entfaltung genialer eigenart war der weitschichtige stoff nicht angetan; ihn selbständig zu erforschen und zu erfassen, war der lehrer zu jung und zu sehr von der zeit

gedrängt, wol auch zu wenig erfahren in so schwerer arbeit. auch ohne dies ist die W.sche Geschichte der gelehrtheit ein werk des fleifses und der überlegung, keine leichtfertige compilation oder gedankenlose übersetzung oder bearbeitung.

So sind wir Hirzel für die publication zu dank verpflichtet, W. erscheint auch als lernender lehrer nicht uninteressant, und H. hat recht gesehen, dass sich die spuren seines geistes in dem dictate finden lassen.

Nach dieser probe wird das verlangen lebhafter, auch W.s religionslehre veröffentlicht zu sehen, die Hirzel uns verspricht. wahrscheinlich wird hier weiter ausgeführt sein, was er in der gelehrtengeschichte von fälschung des urchristentums sprach. auch hier ist volle originalität nicht zu erwarten, auch hier wird eine quellenuntersuchung zur seite gehn müssen.

Graz, im märz 1893. BERNHARD SEUFFERT.

Bürgers gedichte. hsg. von ARNOLD E. BERGER. kritisch durchgesehene u. erläuterte ausgabe. Leipzig u. Wien, Bibliogr. institut, o. j. (1891). LII und 520 ss. 8°. — 2 m.

An Bürgerausgaben ist nachgerade kein mangel: innerhalb acht jahren sind Sauer, Grisebach und Berger hervorgetreten, und es drängt sich die frage auf, ob die drei sammlungen, von denen keine — da Bürgers nachlass seit Strodtmann unzugänglich ist — die abschliefsende gestalt bringt, neben einander berechtigung finden. Sauers grofses verdienst ist es, mit der tradition der Göttinger ausgaben gebrochen zu haben und auf den text von 1789 zurückgegangen zu sein; daneben hat er für die Bürgerschen umarbeitungen fremder, wie für die chronologie seiner eigenen gedichte und die niederdeutschen elemente seiner sprache (was B. s. 51 verkennt) wichtige nachweise gegeben. Grisebachs jubiläumsausgabe von 1889 bedeutet einen geringeren fortschritt. sie bringt im ersten bande einen nicht fehlerfreien abdruck der ausgabe von 1789, im zweiten eine sammlung der zerstreuten gedichte, gestützt auf nachträge Sauers und unter erstmaliger benutzung des ms. germ. 4° 800 der kgl. bibl. zu Berlin. B. geht einen guten schritt weiter, indem er als erster eine chronologische ordnung der gedichte auf grund der ältesten vollständigen fassung versucht, unter beifügung eines, mit wenigen ausnahmen (so bei der Nachtfeier der Venus) vollständigen kritischen apparates; auch weiter zurückliegende einzelne laa. werden verzeichnet. aus der Berliner hs. und dem Göttinger musenalmanach trägt B. je vier gedichte nach, aus der ersteren ein anakreontisches trinklied, eine parodie von Horaz 'Ne sit ancillae tibi amor pudori', mit der die Höltysche zu vergleichen ist, ein gespräch 'Advokatenverdienst' (nr 140), welches in der hs. in zwei fassungen vor-

zuliegen scheint, die nicht als ein ganzes hinter einander hätten abgedruckt werden sollen, und ein epigramm (auf Dorothea Forkel?). die Bürgerschen umarbeitungen fremder gedichte hat B. aus raummangel nicht aufgenommen; da bisher zu einer vergleichung der von Sauer (nr 261—297) abgedruckten stücke die originale fehlten, so stelle ich hier für einen fall eine solche an. von dem gedichte JvDörings (nr 261) existiert nämlich ein früherer einzeldruck: *An einen Säugling. Wolfenbüttel, im Jenner* 1778. (2 bl.) 4°, unterzeichnet *J. v. D.* ich stelle die ursprüngliche fassung der Bürgerschen umarbeitung (Gött. MA. 1779, 56) voran:

Noch weist du nicht, von wem du bist,
Wer dir die Windeln schenket,
Wer immer um dich wacht, wer ist
Die, die dich wärmt und tränket.

Doch sinds Verpfleger, sicherlich!
Es wird nach wenig Jahren, —
Dann, lieber Säugling, denk an mich! —
Auch dir sich offenbaren.

Wenn wir nicht glauben, gehts uns so
Mit Gütern, Trank und Speise;
Doch brauchts der Fromme, dankbar froh,
Auch auf geheime Weise.

Hier kann ich manches nicht verstehn,
Spricht er, — nach wenig Jahren,
Glaub' ich den Geber dort zu sehn,
Der wird mirs offenbaren.

Noch weifst du nicht, wes Kind du bist,
Wer dir die Windeln schenket,
Wer um dich wacht, und wer sie ist,
Die dich erwärmt und tränket.

Geneufs indes mit frommem Sinn,
Geneufs! Nach wenig Jahren
Wird sich in deiner Pflegerin
Die Mutter offenbaren.

So hegt und pflegt uns alle hier,
Auf gleich verborgne Weise,
Ein Geber, Dank sei ihm dafür!
Mit Gütern, Trank und Speise.

Zwar fafst ihn nicht mein dunkler Sinn;
Allein nach wenig Jahren
Wird, wenn ich fromm und gläubig bin,
Er mir sich offenbaren.

B.s einleitung bringt neben einer biographie des dichters, die zum erstenmal seine briefe an Goeckingk verwertet, eine lesenswerte geschichte der volkstümlichen poesie des 18 jhs. auf den text folgen reichhaltige anmerkungen des herausgebers über entstehung, vorbilder und sprache der gedichte; nr 220. 221 sind falsch gezählt. den schluss macht ein kritischer bericht über die grundsätze der ausgabe und ihrer vorgänger, sowie ein kritischer apparat, der sich bei stichproben als zuverlässig erwies. in allem bedeutet also dieser band der preiswerten Meyerschen classiker-ausgaben eine willkommene erscheinung.

Auf ein bisher unbekanntes Bürgersches jugendgedicht möchte ich zum schlusse hinweisen; aus seinem ersten Göttinger studentenjahre stammend ist es versteckt in den 'Göttingischen gelehrten beyträgen zum nutzen und vergnügen bestehend aus

abhandlungen von verschiedenen materien vom jahre 1768. Göttingen 1768'. 4⁰, stück 21, sonnabend den 27 august, s. 205 ff, und lautet — in v. 19 ist der druckfehler '*nun*' verbessert —:

Lais und Demosthenes.

Eine Erzehlung †

Es blühte zu Corinth, in dieser reichen Stadt,
Wo Kunst und goldne Pracht mit stolzen Minen thronten,
Wo Wollust, Freud und Scherz mit ihrer Cypris wohnten,
Ein Mägdchen = = = ach! so schön, dafs keine lose That
5 Mit einer holderen je Zevs vollführet hat.
(Zevs, der doch um gemeine Schönen
Von seiner Juno sich wohl schwerlich konnte sehnen.)
Es war, wie Tempens Flora, schön
Wenn sie mit ihrem Lenz die frohen Schäfer gehn
10 Und um den Rosenbusch vertraulich schleichen sehn.
Nichts mangelte der himmlischen Gestalt,
Auch nicht die siegende Gewalt
Die, wie der Circe mächtger Spruch,
Den stärksten Muth zu Boden schlug.
15 Sie zwang mit süssen Zauber-Minen
Die stolze Freyheit selbst zum Dienen.
Denn ach! das Lächeln, so ihr schwarzes Aug umflofs,
Ist, glaub ich, kaum Cytheren mehr gelungen,
Als sie um den Adon, gestreckt in ihren Schoos,
20 Durchglüht von Lust, den Schwanen Arm geschlungen.
Wer konnte also widerstehn,
Der Lais göttlich Bild gesehn?

Mich wunderts nicht, dafs sie halb Griechenland bezwungen.
Nur Schade wars, die liebste Siegerin
25 War Griechenlands gemeinste Buhlerin.
Denn jeden hat ihr Mund gelacht,
Der reich geschmückt in Stutzer Tracht,
Ihr feiles Herz erobern konnte,
Und theuer gnug die kurze Gunst belohnte.

30 So war sie nun im artgen Griechenland,
Wie Ninon einst in Gallien, bekannt.
Wie viele waren sich durch sie nicht anverwandt?
Hatt' ein gereifster Herr für Lais nicht gebrannt,
So war er damals nicht galant,
35 Man wünschte ihm Geschmack und mehr Verstand.

Drum ward Demosthenes, der Redner von Athen,
Auch einst versucht die Buhlerin zu sehn = = =
Demosthenes? = = = halt ein! Es ist geschehn.
Ich will die Freyheit zwar, das Gegentheil zu glauben,
40 Nach Orthodoxen Art, nicht gleich mit Flüchen rauben.
Indessen findt zum Widerspruch
Sich lange nicht Beweifs genug.
Denn alle Hof= und Städte=Kenner
Versichern, dass auch grosse Männer,
45 Sah man sie gleich voll hohen Ernst sich brüsten
Als ob sie nichts von leichter Schalkheit wüsten,
Oft Buhlerinnen hitzig küfsten.
Wenn nun Demosthenes, ein angesehner Mann,
Auch nach der Lais schmachten kann;

† S. des A. Gellius N. A. im 1 Buch das 8te Cap.

So scheints mir nicht zum Wundern zu gehören;
Sonst würde sich die Zahl der Wunder sehr vermehren.

So heftig ihn der Rednerstuhl gesehn,
Als aus den Augen Feuer blitzte,
Und sein beredter Mund Athen zum Kampf erhitzte;
So brünstig war jetzt sein Verlangen
Das braune Mägdchen zu umfangen,
Und * * * was verschweig ich es? mit ihr zu Bett zu gehn.

Die Zauber=Reitze zu geniessen
Bracht' ihn die Sehnsucht bald zu seiner Schöne Füssen.
Demüthig both er zum Geschenk ihr an,
Was ohngefähr ein solcher Mann
Ein Redner und Poet den Mägdchens bringen kann,
Er bot sein zärtlich Herz ihr an,
Und hätt' er Verse auch gemacht,
So hätt' er ihr gewifs ein artig Lied gebracht.

Hat sich die Buhlerin denn diesem Mann ergeben?
Er war ja von Athen und wuste wohl zu leben.
O Nein! ein zärtlich Herz half unserm Redner nicht,
Dies magere Geschenk hatt' ein zu leicht Gewicht.
Gold, Gold erheitert' ihr Gesicht, 70
Dem Golde widerstand sie nicht,
Mit Golde ward sie allemal,
Wie mancher gute General,
Auf eine leichte Art besiegt.

Um also eine Nacht den Redner zu ergötzen 75
Begehrt sie dreust für die unedle Müh,
Hört, Freunde, hört! ist das nicht zum Entsetzen?
Zehn tausend Drachmen fodert sie. - - -

Demosthenes erschrack, trat rückwärts, wurde blafs,
Wobey er Lais Reitz und Kufs und Nacht vergafs, 80
Er floh beschämt und schrie im Laufen:
Für Myriaden ich? — der Reue Qualen kaufen? —

Göttingen. J. A. Bürger.

Trotz der unterschrift wird Gottfried August Bürger der verfasser sein. er war zu ostern 1768 nach Göttingen gekommen; die Beyträge reichen vom 6 apr. bis 31 dec. 1768. dass viele gelegenheitsgedichte Bürgers verloren sind, bezeugt Boie (Strodtmann IV 260); und schon 1767 und noch später in Göttingen wollte B. eine dekade von gedichten drucken lassen, wie er an Klotz schreibt. Klotzischer einfluss spricht aus wahl und behandlung des stoffes; die derb sinnliche schilderung, der hinweis auf Zeus sprechen für Bürger. die freien iamben, die mehrreime kehren in einem andern jugendgedichte ('Mein Amor', B. nr 3) wider; für fast alle reime, selbst für *Siegerin* : *Buhlerin*, lassen sich beispiele in anderen gedichten finden (vgl. B. s. 384, 1. 2 *Milcherin* : *Königin*). wir werden also die erzählung als erstes gedrucktes gedicht Bürgers aufnehmen dürfen.

Rofsla a. H., im märz 1893. C. Schüddekopf.

Die classische ästhetik der Deutschen. würdigung der kunsttheoretischen arbeiten Schillers, Goethes und ihrer freunde. von Otto Harnack. mit dem facsimile eines ungedruckten gedichts von Schiller. Leipzig, JCHinrichs, 1892. vi u. 243 ss. gr. 8°. — 5 m.

Harnacks darstellung der ästhetik Schillers und Goethes weist eine fülle neuer gesichtspuncte auf, die älteren darstellungen des gleichen themas fehlen. Goethe kommt weit mehr in betracht, als in irgend einer der älteren erörterungen. das war bei H. nicht anders zu erwarten; aber auch auf die nebenmänner Körner, Humboldt, Heinrich Meyer fällt reiches licht. dankbar muss also H.s buch aufgenommen werden. haben wir ja doch keinen überfluss an zusammenfassenden arbeiten, die von einem hohen standpuncte aus klar und übersichtlich die hauptthemen der deutschen geistesgeschichte behandeln. natürlich tritt mit Goethe die bildende kunst in den vordergrund; die eingehnde analyse des gedankenkreises der Propyläen gibt dem buche seinen besondern wert. durch das interesse für Goethe haben auch die im Schiller-Goetheschen briefwechsel enthaltenen ästhetischen forschungen eindringlichere berücksichtigung erfahren; auch die besten seiner vorgänger sagen über dieses wichtige capitel weniger als H.

Noch auf einem andern wege gewinnt H.s buch einen neuen, originellen anstrich, der es ganz besonders auszeichnet. H. list die ästhetischen formeln Schillers und Goethes mit andern augen, als die ästhetiker älterer richtung. wir haben in den letzten decennien realistische kunsttendenzen kennen gelernt und in taten umgesetzt gesehen[1]. gegen diese realistischen tendenzen wurden immer wider von einer einseitigen idealistischen ästhetik die künstlerischen principien Schillers und Goethes aufgeboten. H. scheint sich gefragt zu haben, ob die ältere ästhetik die aussprüche Schillers und Goethes auch immer richtig interpretiere, wenn sie mit ihnen dem realismus auf den leib rückt. gewis verleiten ja einseitige kunstprincipien zu einseitiger und unrichtiger interpretation ästhetischer formeln. die idealistische ästhetik hat Schiller ohne zweifel idealistischer gefühlt, als er sein wollte. ebenso wird eine realistische ästhetik, die ihn für ihre realistischen anschauungen verwerten will, Schiller viel realistischer finden, als ihm je zu sein einfiel. um so förderlicher konnte H. würken, der sichtlich einen objectiven standpunct zu wahren strebt. ich nenne einige der interessantesten beobachtungen, die H. auf seinem wege gefunden hat: Schillers abscheu vor dem Wolffianismus und vor seinen teleologischen neigungen hätte ihn die rein empirische richtung der gegenwart mit freuden begrüfsen lassen (s. 58). Schiller ist realistischer als derjenige naturalismus, der von einer inferioren materialistischen philosophie ausgehend deren dogmen in dichtung umsetzen will; er ist also — wie wir hinzufügen dürfen — realistischer als mancher der neueren naturalisten (s. 62).

[1] ich spreche nicht blofs vom naturalismus.

hochwichtig ist H.s hinweis auf Schillers brief an Goethe vom 7 juli 1797, der das wort 'schönheit' aus dem umlauf bringen und an seine stelle 'die wahrheit in ihrem vollständigsten sinne' setzen will (s. 81). auch Goethe rückt in H.s augen in ein realistischeres licht. gegenteilige anschauungen polemisch ablehnend betont H. Goethes forderung, der bildende künstler müsse sich an die natur halten (s. 162). er stellt überhaupt starke realistische elemente in Goethes kunsttheorie fest (s. 170).

Die gewählten beispiele erhärten zur genüge, dass H. die ästhetischen principien des Weimarer freundeskreises nicht an den theorien der jüngsten zeit messen will. von voreiligen werturteilen ist keine rede. H. vermeidet den erbfehler seiner ästhetisierenden vorläufer, die Schillers kunstprincipien immer vom standpuncte ihrer eignen anschauungen anerkannt oder verworfen haben. H. ist litterarhistorisch viel zu gut geschult, um auf solche abwege zu kommen. ich sehe in seiner betrachtungsweise nur eine sehr glückliche verwertung der methode wechselseitiger erhellung. sie auf litterarhistorische fragen anzuwenden, hat Scherer uns gelehrt; mir ist diese lehre eins seiner schönsten vermächtnisse. eigne erfahrung zeigt mir immer von neuem, wie förderlich es ist, die litteratur der vergangenheit mit augen anzuschauen, die an der betrachtung der gegenwart sich geschärft haben.

Trotzdem hätte ich an H.s stelle nicht nur die übereinstimmungen, auch die gegensätze schärfer betont. H. erweckt den anschein, als glaube er noch immer an die eine, alleinseligmachende schönheit. er erblickt (s. 68) in Kants vieldeutiger definition der 'schönen kunst' den grundgedanken jeder künftigen ästhetik, die nicht in naturalismus oder idealismus befangen die probleme ignoriert, statt sie zu lösen. ich meine Kants ausspruch: *'Schöne Kunst ist eine Kunst, sofern sie zugleich Natur zu sein scheint'*. wie verschiedene folgerungen lassen sich nicht aus Kants definition ziehen, je nachdem man das wort *Natur* oder das wort *scheint* stärker betont. vergessen wir doch nicht, dass es zwei arten künstlerischer betätigung gibt, die beide gleichberechtigt sind. Schiller und die romantiker haben versucht, die verschiednen spiegelungen dieser beiden ästhetischen grundformen in die begriffsantithesen naiv und sentimentalisch, objectiv und interessant, plastisch und pittoresk, classisch und romantisch zu fassen. später sprach man von realismus und idealismus. jetzt heifsts naturalismus und symbolismus. das unvergängliche verdienst der studien Schillers und FrSchlegels ist in meinen augen die tatsache, dass niemand vor ihnen diese contraste schärfer durchgefühlt, klarer ausgesprochen hat.

Schillers aprioristische ästhetik, die ohne bedenken die höchsten forderungen formuliert, sie als aprioristische ästhetik formulieren muste, sie zögerte keinen augenblick, das höchste schöne, das ideal in die vereinigung beider principien zu setzen. freilich

wuste er sehr gut und hat es mit erfolg von Fichte gelernt, dass, dieses ideal zu erreichen, unmöglich sei, dass nur eine annäherung ins unendliche sich denken liefse. eine modern gedachte ästhetik wird noch viel vorsichtiger formulieren müssen. sie weifs, dass unendlich viele variationen auf diesem wege zu einem unerreichbaren ideal, zu einem einheitlichen höchsten schönen möglich sind, variationen, mit denen allen sie rechnen muss. ich bin überzeugt, Schiller dachte sich die annäherung an dieses höchste schöne leichter, als sie ist; er glaubte sich ihm näher, als er war. auch Goethe steht diesem ideale ferner, als Schiller in den Briefen über ästhetische erziehung und in der abhandlung Über die sentimentalischen dichter meint. Schiller war viel sentimentalischer, als er selbst dachte. nur dieses verkennen seiner eignen sentimentalität erklärt mir die von H. sehr richtig betonten schwankungen zwischen einem rein geistigen und einem harmonisch geistig-sinnlichen ideale. H. zeigt solche schwankungen u. a. in dem gedichte 'Das ideal und das leben' auf (s. 52). man braucht nur die ausführungen Schillers über den realisten und den idealisten zu lesen, um zu erkennen, dass seine sympathien auf der seite lagen, die er sentimentalisch nennt, dass sein höchstes schönes weit mehr sentimental als naiv gedacht war[1]. und deshalb soll ihm kein vorwurf gemacht werden. denn ich kenne keinen dichter, an dem nicht einseitige züge aufzuzeigen wären. selbst Goethes gesamte leistung verwürklicht nur eine fülle einzelner variationen, viele etappen auf dem wege zu einem einheitlichen höchsten schönen. seine gröfse liegt mir in dem unvergleichlichen reichtum an solchen variationen.

Eine gerechte kritik, ein stichhaltiges urteil scheint mir nur dann möglich, wenn die duplicität der künste zugegeben wird. sonst wird nach wie vor ein dichter dem andern zum vorwurf gemacht werden. und der litterarhistoriker kann sich nicht anders über die kurzsichtige tageskritik erheben, die entweder conservativ auf einem standpuncte beharrend eine aufkeimende neue dichtung ablehnt, oder allzurasch begeistert sofort die verderbtheit des realismus ausposaunt, wenn sich in Paris die ersten regungen einer symbolistischen romantik zeigen.

Dass bei allem streben nach objectivität H. auch praktisch die gleichberechtigung verschiedener kunstprincipien nicht anerkennt, beweist mir sein nach Haym und Minor schier unbegreifliches misurteil über die romantiker, ein misurteil, unbegreiflich

[1] ich brauche nach den obigen bemerkungen wol nicht besonders zu betonen, dass mich H.s erklärung (s. 54 f) nicht befriedigt. er macht Schiller grade zum vorwurf, dass er zwischen 'schön' und 'erhaben' unterschiede aufstellt, grade jene dualistische auffassung, die ich für eine glückliche ahnung des tatsächlichen verhältnisses halte. H. erklärt, von dieser antithese aus sei eine einheitliche und klare ästhetik nicht möglich. ich kann eine einheitlichkeit nicht schätzen, die — soweit ich sehe — zuletzt doch zu einer einzigen, alleinberechtigten schönheit führt.

vor allem neben den lichtblitzen, die er gelegentlich auf den Byronismus fallen lässt (s. 86, vgl. auch s. 151). schon von anderer seite ist über H.s stellung zur romantik gesagt worden, was zu sagen ist. ich möchte nicht *εἰρημένα μυθολογεύειν.* unsicher wird H. sofort, wenn er auf die romantiker zu sprechen kommt. er nennt (s. 18 f) WSchlegels 'Briefe über poesie, silbenmaſs und sprache' das bedeutendste, was im 2 und 3 jahrgang der Horen über ästhetik erschienen ist! diesem misglückten versuche, Schillersche ästhetik auf fragen äuſserer form anzuwenden, stellt H. den aufsatz 'Etwas über William Shakespeare bei gelegenheit Wilhelm Meisters' als ästhetisch weniger reich gegenüber. und doch entwickelt gerade der Shakespeareaufsatz die idealistische theorie, die tragödie müsse in versform abgefasst sein, dieselbe theorie, die H. mehrfach (s. 79. 227) als ursprünglich Schillerisch bezeichnet, während Schiller nur auf WSchlegels forderung hin den 'Wallenstein' in versen schrieb.

Noch eins: H. kommt widerholt auf die Horenaufsätze des ästhetikers Hirt zurück. er belegt schlagend, dass der g a s t in Goethes kunstgespräch 'Der sammler und die seinigen' niemand anders als Hirt sei (s. 178[1]). in Friedrich Schlegels 'tollen' Athenäums-fragmenten äuſsert sich Wilhelm ausführlich über Hirt. er kämpft schulter an schulter mit Goethe gegen Hirts forderung einer wahrheit der characteristik. ja er ist in diesem falle strenggläubiger als Schiller selbst, der über Hirts absichten milder dachte, wie H. selbst nachweist (s. 216).

Vielleicht tritt die ungerechtigkeit, mit der H. über die romantiker urteilt, nirgends schärfer zu tage, als bei seiner analyse der Humboldtschen schrift über 'Hermann und Dorothea'. H. übersieht, dass die von ihm hochgepriesene schrift ganz von romantischen ideen durchsetzt ist, dass sie besser gesagt ganz unter dem einflusse von FrSchlegels abhandlung 'Über das studium der griechischen poesie' steht. ich bemerke nur nebenbei, dass Humboldt die doppeltheit der kunst nicht nur mit Schiller durch die antithese 'naiv' und 'sentimentalisch' ausdrückt, sondern vor allem FrSchlegels gegenüberstellung einer objectiven und einer auf den effect ausgehnden, einer interessanten kunst verwertet (vgl. H. s. 151). wenn auch FrSchlegels terminologie auf Kant zurückgeht, sicherlich ist seine anschauungsweise so characteristisch, dass jeder kenner seiner ideen sie bei Humboldt widerfindet. dann aber ist der gedanke, von dem die ganze Humboldtsche abhandlung getragen ist, nur verwertung einer FrSchlegelschen idee. H. selbst betont, dass Humboldt in 'Hermann und Dorothea' den gesetzmäſsigen urtypus des epischen gedichtes gesehen hat (s. 149).

Ich finde diesen ausdruck nicht ganz richtig. denn er bedeutet wol dort dasselbe wie Kants 'ästhetische normalidee' (Kritik der urteilskraft § 17). diese ist allerdings für die ästhetik dasselbe, wie Goethes urpflanze für die botanik (vgl. H. s. 164). *Sie ist*, wie Kant

sagt, *das zwischen allen einzelnen, auf mancherlei Weise verschiedenen Anschauungen der Individuen schwebende Bild für die ganze Gattung, welches die Natur zum Urbilde ihrer Erzeugungen in derselben Species unterlegte, aber in keinem Einzelnen vollständig erreicht zu haben scheint.* auf dem letzten satze ruht der hauptaccent. Kant erklärt ausdrücklich, die normalidee sei nur eine regel, wie Polyklets Doryphorus, und er bekennt unumwunden, die darstellung der normalidee gefalle nicht durch ihre schönheit, sondern blofs, weil sie keiner bedingung, unter der allein ein ding dieser gattung schön sein kann, widerspreche. die darstellung sei blofs schulgerecht. und Kant unterscheidet diese normalidee ausdrücklich von dem ideale des schönen.

Ich meine, Humboldt hätte dem Goetheschen gedichte ein recht mäfsiges compliment gemacht, wenn er es zum schulgerechten durchschnittsmuster erhöbe. die sache liegt ganz anders. Humboldt betrachtet 'Hermann und Dorothea' so, wie FrSchlegel die griechische poesie angesehen hat. für FrSchlegel ist diese maximum und kanon der natürlichen poesie, die vollständige anschauung eines echten begriffs. sie ist ihm eine ewige naturgeschichte des geschmackes und der kunst. denn sie enthält nicht wie die normalidee lediglich die gemeinsamen merkmale der gattung, sondern sie bietet den ganzen kreislauf der organischen entwicklung der kunst.

Auch Humboldt sah in 'Hermann und Dorothea' nicht ein regelgerechtes durchschnittsmuster, sondern ein maximum. um die dichtung als maximum zu erweisen, erhärtet er ebenso ihre objectivität, wie FrSchlegel die objectivität der griechischen poesie historisch zu begründen strebt. und wie FrSchlegel die einzelnen erscheinungen der griechischen poesie zu kanonischen typen, zu idealen der poetik erhebt, ebenso leitet Humboldt aus 'Hermann und Dorothea' die gesetze des epos ab. Schlegel sieht in der griechischen poesie, Humboldt nach ihm in Goethes dichtung jenes von KPhMoritz geforderte, von Schiller abgelehnte vollendete runde ganze, dem auch nicht ein einziger strich zu seiner vollendung fehle. beider auffassung ist unkantisch.

Schliefslich hatten die romantiker selbst den gleichen weg eingeschlagen wie Humboldt. auch für FrSchlegel wurde Goethes dichtung kanonisch. in diesem sinne erklärt er einmal, wer den 'Wilhelm Meister' gehörig characterisiere, hätte gesagt, was an der zeit sei. auch für FrSchlegel wurde Goethes dichtung das in leben umgesetzte ideal.

Meine beiläufigen bemerkungen sollen nur der romantik und ihrer besseren erkenntnis und schätzung dienen. ich möchte nicht quellen nachweisen, die H. entgangen sind. denn H. will nur die von ihm behandelten ästhetischen theorien analysieren und zu einem system vereinen, nicht die werke aufdecken, aus denen Schiller und seine freunde ihre ansichten geschöpft haben.

über die quellen der Schillerschen ästhetik ist noch immer ein undurchdringliches dunkel gebreitet; ich meine, es sei nicht so schwer, dieses dunkel zu erhellen. freilich darf man nicht bei Kant und Fichte stehn bleiben. HvStein und Braitmaier weisen in ihren darstellungen der ästhetik des 18 jhs. die wege, auf denen weiterzuschreiten wäre.

H. hat seinem schönen buche das facsimile eines bisher ungedruckten gedichtes von Schiller beigefügt. es fand sich im stammbuch des livländischen malers Karl Grass und trägt das datum: '*Jena, den* 28 *märz* 1790'. H. weist überzeugend nach, dass die von ihm veröffentlichten verse den unterdrückten partien der 'Künstler' entnommen sind.

Wien, 24 nov. 1892. OSKAR F. WALZEL.

Heinrich Heines familienleben. von seinem neffen baron LUDWIG V. EMBDEN. mit 122 bisher ungedruckten familienbriefen des dichters von den universitätsjahren bis zu seinem tode, und 4 bildern. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1892. 344 ss. 8°. — 3,50 m.

Den beiträgen der nächsten verwanten Heines zu der biographie des dichters haben keine glücklichen sterne geleuchtet. seines bruders Maximilian 'Erinnerungen an Heinrich Heine und seine familie' (Berlin 1868) sind durch die unzuverlässigkeit ihrer angaben bekannt. die 'Erinnerungen an HHeine von seiner nichte Marie Embden-Heine, fürstin della Rocca' (Hamburg 1880) und eben derselben 'Skizzen über HHeine' (Wien 1882) sind grofsenteils sammlungen unbeglaubigter anekdoten aus der familientradition, denen kein wert für eine bessere erkenntnis von Heines leben und entwicklung innewohnt. dasselbe urteil müssen wir zu unserm bedauern über die neue publication aus der feder des bruders der letztgenannten dame fällen, obgleich sie die grofse zahl bisher ungedruckter und also von den biographen H.s nicht zu nutzender familienbriefe an die öffentlichkeit bringt. dass diese briefe von der empfängerin eines grofsen teils derselben, der greisen frau Charlotte Embden (geb. 1800), als ein teures vermächtnis gehütet sind, ist leicht zu verstehn; sind es doch redende zeugnisse von der herzlichen liebe, die sie von jugend auf mit ihrem älteren bruder verband. aber die treue anhänglichkeit H.s an seine alte mutter, an welche die meisten anderen briefe gerichtet sind, und an sein Lottchen ist doch wahrlich nichts neues für die biographen, denen die H.schen gedichte an mehr als einer stelle von dieser anhänglichkeit zeugnis gegeben hatten. selbst der rührende zug, wie H. die schmerzen und leiden seiner langjährigen krankheit vor der mutter geheim gehalten hat, um ihr sorgen und kummer seinetwegen zu ersparen, ist für den kundigen nicht erst aus diesen briefen zu lernen, sondern längst durch die correspondenz mit Campe aller welt unverborgen (vgl. XXI 118. 129 Str.). wir verstehn daher nicht, mit welcher be-

rechtigung der herausgeber seinem buche den satz vorausschickt, H.s familienleben sei 'verschiedentlich unrichtig geschildert und seine beziehungen zu seinen nächsten verwanten oft arg entstellt'; das vorliegende buch solle 'eine genauere characterisierung des dichters ermöglichen'. ähnlich heifst es am schluss: 'die veröffentlichung vorstehender familienbriefe, verbunden mit einem kurzen rückblick seines lebens (so!), möge als abwehr für fernere irreleitende mitteilungen über den dichter, sowie dessen beziehungen zu seiner familie nützen'.

Prüfen wir, da wie gesagt die briefe nichts neues bieten, den 'kurzen rückblick', der fragmentarisch zwischen die briefe als verbindender text eingeschaltet ist, von dem sich aber nirgend angegeben findet, ob wir darin ältere aufzeichnungen der mutter des herausgebers oder eine selbständige arbeit des barons Ludwig vEmbden vor uns haben, inwiefern er uns wertvolle neue aufschlüsse über H.s leben gibt. wir lassen dabei die urteile E.s aus dem spiele und beschränken uns auf die von ihm beigebrachten historischen tatsachen.

S. 3 begegnet uns das sicherlich falsche geburtsdatum 13 dec. 1799. dass dieses datum kein recht hat, noch als historisch begründet angesehen zu werden, beweist H.s brief s. 256 zur genüge. — s. 5 wird als datum der heirat von H.s eltern der 6 juni 1798 angegeben, sicherlich auch falsch; denn als hochzeitstag steht lange der 1 februar fest, und die von Hüffer edierten briefe von H.s mutter aus ihrer brautzeit ergeben dazu mit gröster wahrscheinlichkeit als jahr 1797, sodass der 13 dec. 1797 mit Elster als geburtstag H.s festzuhalten ist. ob Samson Heines geburtsjahr von Strodtmann richtig als 1764 angegeben ist, oder ob E.s angabe 1765 hier würklich berichtigt, vermag ich nicht zu entscheiden. — s. 6 wird von H.s eltern gesagt, sie hätten seinen wünschen nachgegeben und ihn studieren lassen. das ist ein irreführender nachklang aus Maximilians Erinnerungen, in denen die wolhabenheit der eltern fälschlich betont ist, während doch feststeht, dass die verhältnisse der alten Heines immer beschränkt waren, und dass die mittel zum studium Heinrichs ausschliefslich von onkel Salomon dargeboten wurden. — s. 8 wäre wol zur erklärung der 'seltsamen schicksalslaune' die bemerkung am platze gewesen, dass Moritz Embden ein bruder der frau von onkel Henry war, was erst s. 27 erwähnt wird. — das richtige datum der Embdenschen hochzeit, s. 11, die Strodtmann versehentlich ein jahr zu früh angesetzt hatte, gibt schon Elster. — die s. 40 erteilte auskunft über das titelbild ist ungenügend. ist der jugendfreund, von dem es herrühren soll, Joseph Neunzig, so ist das bild nicht in Göttingen, sondern schon in Bonn gemalt. — auf wessen rechnung s. 45 Albert (so!) von Chamisso kommt, steht dahin. — s. 65 sind die geburtsjahre von H.s brüdern unrichtig angegeben: Gustav ist 1805, Maximilian 1807 geboren. — s. 85 wird die

veröffentlichung der 'Lutetia' ins jahr 1842 gesetzt; sie erschien bekanntlich erst im herbst 1854. — s. 86 ist von einem neuen humoristischen epos 'dem Sommernachtstraum' die rede, der passender unter seinem haupttitel 'Atta Troll' aufzuführen war. — der machtspruch in der anm. s. 131, weder Therese noch Amalie Heine seien gegenstände einer unglücklichen jugendliebe ihres vetters gewesen, kann keinen eindruck machen nach den trefflichen untersuchungen Elsters und Seufferts über das Buch der lieder. da das verhältnis zu beiden schwestern in die zeit vor der geburt E.s fällt, beweist sein widerspruch nichts den brieflichen und poetischen äufserungen des dichters selbst gegenüber. — s. 143 wird H.s irrtum über das entstehungsjahr des Atta Troll aus der französischen vorrede widerholt: es muss 1842 statt 1841 heifsen. — dass die s. 166 ff überflüssigerweise abgedruckte 'Erklärung' nicht jedem bekannt sei, ist eine ganz ungerechtfertigte annahme; Elster hat sie vi 524 f und Strodtmann gar zweimal: x 150 und xxi 120. — wer die s. 178 in der anm. erwähnte jüngste Embdensche tochter gewesen, hätte man gern gehört; ist es vielleicht die in Strodtmanns supplementband s. 367 f u. 375 erwähnte mad. Honoré de Voss? dass onkel Heinrich dieser nichte einen Pariser hut geschenkt, rückt sie ihm doch immerhin menschlich näher für ein buch, das sein familienleben behandeln will, als alle ihm ganz fernstehnden töchter von vettern, die mit ihren fremdländischen gatten fürstlicher oder herzoglicher herkunft getreulich in andern anmerkungen verzeichnet werden. — die anmerkung über Schiff s. 225 gibt, selbst wenn man versucht hat, die sinnlose interpunction und construction zu verbessern, falsche nachrichten. H.s grofsmutter, die ihren ersten mann, Heymann Heine, um zwölf jahre überlebte, heiratete nach seinem tode den witwer ihrer schwester, Bendix Schiff. dr Hermann Schiff war der enkel dieses Bendix Schiff. seine angaben über H.s privat- und familienverhältnisse sind jedesfalls nicht ungenauer und unrichtiger, als die Embdenschen. — s. 237 f steht widerholt Gérard de Narval statt Nerval.

Wir hören auf mit corrigieren, denn die im anhang s. 311—344 vereinigten urkunden haben für die wissenschaftliche forschung gar kein interesse. was die beigegebenen bilder angeht, so ist von dem titelkupfer schon oben gesprochen; die andern drei sind nachbildungen von daguerreotypen Mathilde Heines, Charlotte Embdens und von der Heinestatue auf Korfu von Hasselriis, welche, weit davon entfernt jeden zeugen menschlicher bedürftigkeit ausgestofsen zu haben, sie alle mit der ganzen nacktheit des modernen verismus dem schaudernden beschauer vors auge stellt.

Wer aufser der grofsen Strodtmannschen briefsammlung noch actenstücke zu lesen wünscht, die interessante beiträge zur characteristik H.s geben, tut besser, sich die briefe H.s an Detmold anzusehen, die Hüffer in der Deutschen rundschau 42, 426 ff ver-

öffentlicht hat, oder die kürzlich von Eugen Wolff herausgegebenen briefe an Laube zur hand zu nehmen. zu der arbeit des ersten sei es erlaubt, hier beiläufig einen kleinen nachtrag zu geben. s. 446 f wird widerholt ein 'Ernst' genannt, nach dem Hüffer sich vergeblich befragt hat. gemeint ist natürlich der s. z. berühmte geiger Heinrich Wilhelm Ernst, bis 1843 kgl. concertmeister in Hannover, den H. von seinen Pariser concerten her kannte (vgl. VI 263. 348. 451 Elster).

Hamburg, april 1893. REDLICH.

LITTERATURNOTIZEN.

Monumenta Germaniae historica. Auctorum antiquissimorum tom. IX. Chronica minora saec. IV. V. VI. VII. edidit THEODORUS MOMMSEN. vol. I. accedunt tabulae duae. Berolini, apud Weidmannos, 1892. 4°. XII und 756 ss. 27 m. — wer mit den alten ausgaben der kleinen chroniken von Roncalli, Migne ua. zu arbeiten genötigt war, wird die neue kritische ausgabe mit lebhafter freude begrüfsen. die wenigen zuverlässigen publicationen waren bis dahin zerstreut, und bei den übrigen kam man aus der unsicherheit nicht heraus. das fehlen eines genügenden hslichen apparates, das fehlen von untersuchungen über die filiation der überlieferung, das confundieren von interpolierten und ursprünglichen hss., die kleineren und die gröfseren lesefehler stellten sich dem benutzer immer wider hindernd in den weg. dem ferner, vielleicht sogar dem näher stehnden wurde es überdies schwer, das alter und die provenienz der einzelnen stücke und ihrer fortsetzungen hinreichend zu unterscheiden. und von derjenigen übersichtlichkeit und vollständigkeit der parallelen und sich ergänzenden berichte, welche die neue ausgabe durchführt, waren bis dahin auch nur proben vorhanden. dass auf diesem schwierigen gebiete endlich neben der vollständigkeit auch ordnung und sicherheit geschaffen, ist ein grofser gewinn.

Dabei war die arbeit für diesen ersten teil wol eine schwierigere und dem anschein nach eine undankbarere als bei den zusammenhängenderen geschichtsquellen. es muste viel historische spreu mitbewältigt werden, und zur lectüre ist fast keine dieser chroniken mehr geeignet. hier hört jeder genuss auf. kaum tritt uns überhaupt noch eine persönlichkeit entgegen. fast alles ist nur chronologisches material, das durch die letzten jahrhunderte der antiken welt von Italien und Byzanz nach Gallien, Spanien und England weiter getragen und immer wider kümmerlich vermehrt wurde: alte, neu aufgemachte listen von consuln und imperatoren, magere fasten und dürftige relationen

der zeitgeschichte, vom neuen christentum bis zu Adam und Eva zurückrevidiert, aber über die beredsamkeit des kalenderstils selten hinausgehend.

Trotzdem sind diese kleinen quellen auch für uns von besonderem werte. denn wo alles schweigt, reden sie oft allein zu einer zeit, in der die Germanen an allen enden des erdteils im wettstreit mit den alten völkern an den geschicken der welt beteiligt sind. durch sie wird ein regestenwerk unseres altertums erst möglich. und die sammlung der alten eigennamen ist ohne sie auch nicht abzuschliefsen. die lesarten bieten der sprachlichen kritik erwünschte handhaben. überdies treten an die stelle der späteren lautgebungen nunmehr öfter die reineren formen, und gelegentlich sehen wir auch ein sprachliches ungetüm verschwinden wie den gotischen *Aliquaca*, der sich in einen regulären *Alica* verwandelt, da das *qua* in der hs. durch puncte getilgt und durch ein in derselben reihe angefügtes *ca* ersetzt ist (s. 10).

Es ist nicht die aufgabe dieser anzeige, die kritische arbeit des herausgebers im einzelnen zu verfolgen. so sei denn nur noch erwähnt, dass der band mit der Origo Constantini beginnt, die hier als der erste alte teil von den späteren partien des Anonymus Valesianus getrennt wird. die erste hauptmasse bildet die neubearbeitung des chronographen v. j. 453, ihr folgen in verschiedenen fassungen die byzantinischen und die zahlreicheren italischen consulatslisten, sodann Prosper Tiro und dessen fortsetzung, Polemius Silvius, die von M. so benannten gallischen chroniken, endlich Victorius Aquitanus nebst den sich anschliefsenden zusätzen.

Strafsburg i. Els., im mai 1893. R. HENNING.

La mythologie du nord, éclairée par des inscriptions latines en Germanie, en Gaule et dans la Bretagne anncienne (sic!) des premiers siècles de notre ère. études par FRÉDÉRIC SANDER. Stockholm, PANorstedt & söner, 1892. 188 ss. gr. 8°. 4 m. — das buch ist ganz so wertlos, wie es nach der verballhornung des Harbardsliedes durch hrn FSander zu erwarten war. hauptquelle bildet die abenteuerliche Mythologia septentrionalis von De Wal. eine anzahl von gottheiten sind Kelten und Germanen gemeinsam: Vodan-Toutates, Donar-Taranis, Idun, Nanna, Mime. in den ersten christlichen jahrhunderten lässt S. einen starken auswandererstrom von Thule nach dem süden einmünden, denn es sei merkwürdig, dass namen auf inschriften sich leichter aus dem isländischen denn aus dem althochdeutschen erklären lassen usw. *alaisiagae* = *ál* (Lokas. 62) + *is* (= aisl. *æsi*) + *jaga*: celles qui poussent à former des liens (de la société ou des chaînes de la vie sociale); *Beda* stellt er zu isl. *bed* (lit conjugal) und *Fimmilena* qui accorde vite, rapidement la vièrge, l'amante (une femëa, fæmme, femne) s. 16 f. Tius thingsus ist nebenbei be-

merkt Odin — alles ebenso verblüffend wie die behauptung, isl. *Grágás* sei so viel als *Gróa gás*! s. 18 ff gibt S. die matroneninschriften nach CIRh., nicht einmal nach Max Ihm, und so geht es weiter durch das buch, dass einem das gruseln kommt. ich verzeichne: s. 36 Mime, Deus Mars Belatucadrus a Muro, Sivitus Thingsus (sic!); auch der obscure deus Mars Camulus sei Mime; s. 44 Idun erkennt er wider als dea Sul, Sulevia etc. Nanna als Diana Abnoba, Harimella usw.; s. 60 Baldr ist Apollo und Mithras; s. 90 Forseti ist Vosegus (di. *Fo-segus*, 'celui qui parle rarement'); s. 105 ff werden einige der Nehalenniainschriften mitgeteilt, die auf ihnen genannte göttin ist die dritte norne (Skuld) = germ. *nehan* 'coudre' + *hlan*, *hlen* in isl. *hlanna* 'spoliare'; s. 109 Heimdal = Deus Jalonus, Mars Rigisamus; s. 110 ff handelt S. über 'Odin et Frigg' (die er zb. als Mercurius et Rosmerta entdeckt), s. 124 ff über 'Thor et Sif, Thjalfe et Röskva' und lässt sie als 'Hercules Magusanus et Haeva'[1], Sif als Hludana, Hariasa, Tamfana ua. auftreten. noch werden Ty, Vidar et Vale, Gudmund dans les champs brillants (Mimingus sylvarum satyrus), Géants et nains, Völund und zuletzt Le marteau de Thor (sub ascia dedicare) in das wilde spiel gezogen, das mit zwei schlusstableaus: Ossian und Kalewala endigt — 'ein wahres hexenelement', möchte man mit Mephistopheles sagen, 'lass uns aus dem gedräng entweichen; es ist zu toll' . . .

Halle a. S., im märz 1893. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Arminius und Siegfried. von H. JELLINGHAUS. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1891. 38 ss. 8°. 1 m. — 'beweise gibt es so wenig in der vergleichung der helden- und göttersagen wie etwa in der sprachwissenschaft und ethnologie' heifst es im beginn der kleinen abhandlung. ob J. zu diesem erfahrungssatz durch das studium unserer neusten sagenforschungen geführt ist, weifs ich nicht, jedesfalls entzieht er mit ihm der kritik ihre eigentliche berechtigung. ihm scheint hier in der tat alles nur meinungssache zu sein. wenn er sich hinsichtlich des Arminius-Siegfrid auf vorgänger wie Mone, Vigfusson und besonders Schierenberg berufen kann, so erwächst ihm daraus eine art gewähr für die berechtigung seiner hypothese. andere werden sich eher an das wort von Jacob Grimm über die Nibelungen = Gibelinen erinnern lassen, dass 'in unserer litteratur bei hellem tage gespenster gehn, die gebannt werden und dennoch wider zu erscheinen versuchen, ehe sie endlich hinabsinken' (Kl. schriften v 365).

Grade weil die sagenforschung es mit difficilen verhältnissen zu tun und ein längeres lernen und beobachten zur notwendigen voraussetzung hat, erfordert sie erst recht eine wissenschaftliche

[1] nebenbei bemerkt verschrieben für *Haerae* nach CIL v no. 8200. 8126. es lohnt sich also nicht, den spuren Jaekels in der etymologisierung dieser vermeintlichen göttin zu folgen.

schulung. wollte J. methodisch operieren, so durfte er nicht von dem axiom ausgehn, dass ein so gefeierter sagenheld wie Siegfrid nur eine historische person und dann keine andere als Arminius sein könne, so durfte er nicht nach schillernden vergleichsmomenten in characterzügen und einzelnen vorgängen suchen, um mittels derselben schliefslich eine grofse historisch-poetische allegorie herauszustaffieren. was hilft es, wenn Arminius ein 'manu fortis' war und Siegfrid grofse kraft besafs, wenn des Arminius frau auf *-elde* endigt ebenso wie Chriemhild? was hilft es, wenn Siegfrid nach der einen version in Westfalen das schmieden lernte und den drachen tötete, nicht weit vielleicht von der gegend, wo Arminius einst den Varus schlug? muss Varus darum schon der drache sein? und wie der umstand, dass Siegfrid den drachen 'mit andern untieren auf einem holzstofse verbrennt', daran erinnern soll, 'dass Varus kopf von seinem halbverbrannten leichnam getrennt und durch Marbod den Römern zugeschickt wurde' (s. 22), entzieht sich meinem verständnis. aber hinter dem drachen soll nun einmal die römische weltmacht stecken, welche die erde umschlingt (s. 20). schade nur, dass dabei so viele andere drachen germanischer und nicht germanischer mythologien ohne erklärung ausgehn. so ist es nur consequent, dass die Brunhild. welche Siegfrid in der waberlohe erweckt, nicht das göttliche weib, sondern eine allegorische figur ist: das schlummernde deutsche volk, das Arminius aufrüttelt, und in ihrem späteren schicksal noch einmal in anderer beleuchtung das in seiner freiheit von Arminius gekränkte vaterland (s. 34). so mag man auch in Ezzel nicht den hunnischen Attila, sondern den cheruskischen Italicus suchen (s. 36) uam.; aber in ernste erwägung lassen sich diese dinge unmöglich ziehen. J. muste, wenn er die fundamente der bisherigen sagenkritik umstürzen und durch andere ersetzen wollte, notwendig den zusammenhang mit der gesamtgeschichte der deutschen heldendichtung aufnehmen, muste zunächst den geschlossenen stoffkreis der Siegfridssage ruhig für sich betrachten und erwägen, ob sich die alte mythische geschichte nicht aus sich selber heraus besser und zusammenhangsvoller erkläre, als irgend ein historischer vorgang es vermag. damit wäre er freilich nicht zu seinen ergebnissen gelangt, sondern hätte den forschungen Lachmanns und Müllenhoffs nachgearbeitet, sich aber vielleicht für künftige eigene untersuchungen gefestigt. so kann der warme localpatriotische sinn, der das schriftchen durchzieht, uns die mangelnde kritik unmöglich ersetzen.

Strafsburg i. Els., mai 1893. R. HENNING.

Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache, nach eigenen neuen forschungen von KARL FAULMANN, k. k. professor in Wien. Halle a. S., EKarras, 1891—92. VIII und 421 ss. lex. 8°. 12 m. — fin de siècle sollte nicht vorübergehn, ohne uns ein würdiges

etymologisches wörterbuch unserer sprache zu bescheren. einem k. k. professor haben wir es zu danken; aber der verleger weifs uns Reichsdeutsche zu trösten: Halle ist die vaterstadt des verf., und 'zur freude' derselben hat das werk 'im schofse' dieses glücklichen ortes 'seine vervielfältigung durch den druck' erhalten. marktschreierisch, wie der umschlag mit dem roten reichsadler, ist hrn Karras ankündigung, die 'eine grofsartige entdeckung auf dem gebiete der sprachwissenschaft', 'neue sprachwissenschaftliche entdeckung des ursprungs der deutschen sprache', den 'nachweis der natürlichen entstehung sämtlicher wörter der deutschen sprache' ausposaunt und überhaupt nicht genug zu unterstreichen weifs. dass sie dabei stark deutschtümelt, hat mich nicht befremdet.

Worin nun die neue entdeckung besteht, das lässt sich so einfach nicht sagen. zum teil beutet Faulmann nur in sinnloser weise ältere gedanken, berechtigte und unberechtigte, aus. auf grund eines bettelarmen wissens werden die wunderbarsten lautgesetze aufgestellt, dh. der zum teil wenigstens zweckvoll gedachte eintritt eines lautes für einen andern. zb. stammen *quingen*, *quimban*, *hinthan*, *(q)wërgen*, *(q)wëlgen*, *wringan*, *gilingan* ua., oder *schwingen*, *singen*, *schweigen*, *saugen* usw. von derselben wurzel oder eins aus dem andern. der ablaut, die kategorien von praesens und praeteritum, von activum und passivum, von singular und plural sind von uranfang als zweckvolle factoren vorhanden. zu allem tritt als 'sehr sprachbildendes' moment noch 'der vierfache sinn', der die bedeutungen '1. feindliches wollen, drehen; 2. wüten; 3. ruhig, friedlich sein, gedeihen; 4. vergehn' in denselben wörtern vereinigt. so wird dann von einem willkürlich construierten wahngebilde, welches als wurzel ausgegeben wird, begrifflich alles und lautlich ungefähr alles abgeleitet. und das ist die neue weisheit, die weder Bopp noch Grimm, weder Kluge noch Brugmann gefunden haben, sondern hr Faulmann. während sonst leute, die sich nicht wie die gewöhnlichen menschen ihr denken durch dinge wie logik und tatsachen beschränken lassen, mitunter doch unterhaltend sind, zeichnet sich diese sprachweisheit noch dazu durch geist- und geschmacklosigkeit aus. *bähen* ist verwant mit *wehen* und *wogen*. 'das wort *bähen* dürfte seinen ursprung in [so!] der mutterbrust gehabt haben, da diese während der zeit des säugens mitunter hart wird und dann durch warme umschläge wider in den flüssigen zustand gebracht werden muss [so!]; bedeutete somit 'bähen': gerinnen machen (wie auch bei geschwüren), so schliefst sich *bât* 'kot' an *pâhta* 'bähete' an, wie *quât* 'kot' an *wâjan* 'wehen'. *mager* 'stammt von der wurzel *mah* eines st. zw. **mëhhan* 'sich ausdehnen, lang hinziehen', welches von der 'vergangenheitmehrzahl' *migon* des st. vb. *migan* 'harnen' entstand; aus dem begriffe 'stark harnten' entstand der neue begriff der ausdehnung (des wassers), welcher in **mëhhan* vorliegt und in *mager* einen weiteren ausdruck findet (s. *mehr*)'. diese bei-

spiele mögen für alles genügen. man wäre um eine auswahl doch in verlegenheit; denn ein artikel ist immer schöner als der andere, und höchstens verhältnisse, wie etwa *grube* : *graben* oder allenfalls *rauch* : *riechen*, sind vor dem entdecker sicher. 7 der 10 lieferungen habe ich genauer untersucht, ob nicht hier und da wenigstens ein brauchbarer neuer einfall zu entdecken sei. aber abgesehen davon, dass das unter dem 2 artikel *kauz* gesagte zum teil vielleicht berechtigt ist und dass auch ich hinter *knabe* (und *knecht*) eher einen begriff wie 'knirps' als die wurzel *gen* 'erzeugen' vermute, hätte ich nichts zu vermerken. zu gunsten F.s dürfen wir noch einräumen, dass er die bedeutungen nicht übel zu definieren weifs und die grammatiken und wörterbücher sehr viel besser benutzt, als man es von derartigen leuten gewohnt ist. er steht also doch nicht auf dem standpunct des modernen gesundheitsapostels, der sich unter dem beifall seiner leute rühmt, nie ein medicinisches buch gelesen zu haben. ob auch F. in unseren merkwürdigen tagen sein publicum finden wird? unsrerseits raten wir den lesern, sich nicht in den sumpf locken zu lassen, wenn auch der reichsadler darüber schwebt.

Bonn, mai 1893. FRANCK.

De verbis quae in vetustissima Germanorum lingua reduplicatum praeteritum exhibebant thesim facultati litterarum Parisiensi proponebat H. LICHTENBERGER. Nancy, Berger-Levrault et Cie., 1891. VIII und 106 ss. gr. 8°. — der verf., nach dem titel 'in facultate litterarum Nanceiensi colloquiis praefectus', behandelt das in letzter zeit viel besprochene problem, die verwandlung der ursprünglich reduplicierenden germ. perfecte in (scheinbar) ablautende, in vier capp. im ersten 'describuntur verba redupl. praet. exhibentia, qualia in singulis Germanorum dialectis apparent'; es ist eine ziemlich vollständige aufzählung der überlieferten formen, wobei die verba nach dem wurzelvocal des praesensstammes innerhalb der einzelnen dialecte geordnet werden. ich vermisse hier das verbum ahd. *erien*, *erren*, das mit seinem perf. *iar* aufzuführen gewesen wäre; weitere nebenformen zu ahd. *steroz* gibt jetzt Kögel, Beitr. 16, 500 f. aufserdem möchte ich bemerken, dass neuisl. *hjált* keine analogiebildung ist, wie L. s. 6 meint, sondern eine lautgesetzliche form, vgl. Sievers, Beitr. 16, 242, sowie dass das afries. ptcp. *e-fēn* s. 8 nicht auf **fenhina-*, sondern auf **fanhina-* zurückzuführen war, da der (einzelsprachliche) umlaut natürlich jüngeren datums ist, als der (gemeingermanische) übergang von *anh* in *āh*. auch war mhd. *iesch* als späte neubildung s. 9 nicht mit ahd. *heizan* usw. so ohne weiteres zusammenzustellen[1]! — im 2 cap. 'enumerantur verba germanica red. praet. exhibentia, et vocabula a verbalibus stirpibus declinata'. hier werden, ebenfalls nach dem wurzel-

[1] s. 36 ist denn auch der sachverhalt richtig angegeben.

vocal geordnet, sämtliche verba mit höchst überflüssiger breite und zt. mit zu viel kühnheit etymologisch behandelt. ich habe das für die untersuchung völlig unnötige cap. nicht im einzelnen nachprüfen mögen. — in cap. 3 endlich 'De radice verborum praeteritum per iterationem primae syllabae informantium' setzt L. dieselbe arbeit insofern fort, als er zunächst über die wurzelauslautenden oder -erweiternden consonanten und sodann über die ablautsformen der wurzelvocale ausführlich handelt. ich corrigiere hier nur die behauptung (s. 74), dass *fegen* umlauts-*e* habe, während doch durch niederd. dialectformen unzweideutig ein *ē* als wurzelvocal erwiesen wird (vgl. meine Soester mundart § 58).

Erst im 4 cap., auf s. 77, kommt der bereits ungeduldige leser zu dem eigentlich interessanten teile der arbeit: 'De reduplicata syllaba'. neues bietet L. jedoch nicht, sondern schliefst sich den schon gegebenen erklärungen an, indem er zb. ae. *heht* aus **héhait*, *reord* aus **rérōd* usw. ableitet. nur hat er versäumt zu erwähnen, dass das *eo* von *leolc* nicht lautgesetzlich sein kann. in der erklärung von ahd. *steroz, scrirum* usw. folgt er Lachmann, Grimm und Zarncke, die darin — wie ich glaube, mit unrecht — ein 'euphonisches' *r* erblicken. falsch ist sicher die erklärung des ae. ws. praet. *wéoxun* (neben nordh. *wōxun*) aus einem ursprgl. **we-w(a)hsume*, **we-uhsume* (s. 83), da es offenbar eine jüngere neubildung, ein übertritt aus der *a*-classe in die analogie der redupl. verba ist, wie diesen verschiedene dialecte in späterer zeit häufig zeigen. im übrigen folgt L. den ausführungen Hofforys und des referenten in Kuhns Zs. 27, oder deren modificationen durch Kluge und Noreen-Ljungstedt in Pauls Grundr. I. es kam L. auch wol mehr darauf an, das bisher geleistete zusammenzustellen und aus den vorgebrachten erklärungen die ihm plausibelste auszusuchen, als neue versuche zur lösung des schwierigen problems zu machen. sein buch darf als ein fleifsig und klar gearbeitetes specimen eruditionis bezeichnet werden, das für seinen zweck, die erwerbung des doctorgrades bei der Sorbonne (vgl. das vidi des decans und das imprimatur des rectors am schlusse), jedesfalls völlig ausreichend war. die arbeiten von Ljungstedt, Ottmann und Holz hat er wol nicht mehr berücksichtigen können.

Giefsen, märz 1893. Ferd. Holthausen.

Mundart und schriftsprache im Elsass. von Wilhelm Kahl. Zabern, HFuchs, 1893. VIII und 62 ss. 1,60 m. — Volksmundart und volksschule im Elsass. von Heinrich Menges. Gebweiler, JBoltze, 1893. X und 120 ss. 2 m. — die beiden schriften berühren sich in ihrem gegenstand sehr nahe, haben aber eine jede ihre eigentümlichen ausgangspuncte und ziele. dr Kahl, welcher bereits durch germanistische arbeiten sein grammatisches studium bewährt hat, fand als commissarischer kreisschulinspector veranlassung, zunächst

für die elsässische lehrerschaft die wichtigkeit einer wissenschaftlichen beschäftigung mit den einheimischen mundarten auseinander zu setzen, welche namentlich die gewöhnlichen fehler der schuljugend zu bekämpfen ermögliche. die einschlägige paedagogische ebenso wie die dialectlitteratur hat er in umfassender weise herangezogen und aus persönlicher erfahrung und überlegung manchen wertvollen beitrag hinzugefügt. einige kleine ungenauigkeiten, wie s. 16 die bezeichnung des Colmarers Gläsler in Arnolds Pfingstmontag als vertreter des Sundgaus, oder s. 30 die angabe, das mhd. *ich gib* sei im vocal der 2 und 3 person angeglichen worden uä., wird man gern übersehen. die frage s. 37, ob *wil* im elsässischen noch die alte temporäre bedeutung 'so lange als, während' beibehalten habe, lässt sich aus den sammlungen des wörterbuchs der els. mundarten bejahen. K.s schrift, lebendig und klar geschrieben, wird ihrem zweck durchaus entsprechen.

Hr Menges, lehrer an der landwirtschaftsschule zu Rufach, hat den vorteil, im Elsass selbst geboren zu sein und durch eine ziemlich lange schultätigkeit seine meinung über die behandelte frage auch praktisch vielfach erprobt zu haben. es sind besonders die anregungen von Rudolf Hildebrand, von denen er ausgeht und deren übertragung auf die elsässische schule er sich angelegen sein lässt. eine fülle einzelner beobachtungen und sammlungen fasst er ansprechend zusammen. wie schon Schmeller für das bairische bemerkt hatte, dass die erste silbe von *beide* sich wie in *zwei* nach den geschlechtern unterscheide, stellt er s. 37 fest, dass das oberelsässische ebenso *beedi Füess*, *boodi Händ*, *baidi Auge* nebeneinander treten lasse. solche vorzüge der mundart werden mit recht hervorgehoben. auch die verwertung der ortsnamen für diese untersuchungen wird in ein deutliches licht gesetzt. mit gutem grund sind diese erläuterungen vielfach an das deutsche lesebuch der elsässischen schulen angeknüpft, welches jedem lehrer zur hand ist. aber das eigentliche ziel dieser studien, ja die mittel dazu hat M. nicht ebenso deutlich und überzeugend angegeben als K. wenn der erstere von der gelegentlichen anführung mhd. und selbst ahd. wortformen spricht, so muss dies dem lehrer der volksschule gegenüber als gewagt, in der anwendung auf die schüler aber als geradezu bedenklich erscheinen. diese art von sprachvergleichung, die über mundart und nhd. schriftsprache hinausgeht, mag wol von einem einzelnen, der sich dazu vorbereitet hat und selbst das talent dafür besitzt, mit gutem erfolg geübt werden; verallgemeinert könnte sie nur irrtümer verbreiten. selbst an den aufstellungen des verf.s ist hie und da etwas nicht ganz richtig. s. 28 heifst es, *tw* sei infolge der 2 lautverschiebung in *zw* übergegangen, und als beispiele werden mhd. *twarc* und *twingen* angeführt. nach s. 29 soll zwischen *Wasgau* und *Vogesen* metathese bestehn. solche vereinzelte versehen fallen gegenüber den aufserordentlich reichen, selbstange-

legten sammlungen des verf.s auf den verschiedensten gebieten des sprachlebens nicht schwer ins gewicht. diese sammlungen werden dem wörterbuch der els. mundarten sehr zu gute kommen, wie dieses überhaupt in den kreisen der elsässischen lehrerschaft eine hervorragende unterstützung gefunden hat. von dem geiste, der den deutschen unterricht gerade in den elsässischen volksschulen durchdringt, geben die beiden besprochenen schriften die erfreulichste kunde.

Strafsburg i. Els., im juli 1893. E. Martin.

Allgemeine metrik der indogermanischen und semitischen völker auf grundlage der vergleichenden sprachwissenschaft von Rudolf Westphal. mit einem excurse 'Der griechische hexameter in der deutschen nachbildung' von dr Heinrich Kruse. Berlin, SCalvary u. Co., 1892. xvi u. 514 ss. 8°. 10 m. — was das buch an metrischem oder musiktheoretischem inhalt in sich fasst, hat zum grösten teile schon in den bisherigen werken Westphals gedruckt vorgelegen und ist hier in höchst nachlässiger composition — in verworrener reihenfolge, mit widerholungen, störenden einschiebseln, in unverhältnismäfsiger breite einzelner specialuntersuchungen — zusammengetragen. neu hinzugetreten ist ua. ein abschnitt über die französische verskunst, der auf 50 seiten manches sprachliche detail aus Lubarsch abschreibt, aber an metrischer characteristik — die man in einer 'allgemeinen metrik' doch erwarten sollte — das dürftigste leistet. als bestandteile, die mit metrik nur in entferntestem zusammenhange stehn, seien die plaudereien über Jean Paul und Reuter s. 2 ff, die Schraderschen abhandlungen und übersetzungen chaldäischer gedichte s. 9 ff hervorgehoben. sehr entbehrlich ist auch der im titel genannte excurs über die deutschen hexameter, umsomehr als er von W.s stile, der eine gewisse vornehmheit und gröfse nie verleugnet, merklich absticht. der abschnitt über den germanischen versbau s. 56—190, 206—219 widerholt die alten vierhebigen messungen des stabreimverses, vermengt für den altdeutschen reimvers excerpte aus Vilmar-Grein mit graecisierenden betrachtungen und führt die modernen kunstverse in den bekannten unerquicklichen kategorien vor ('katalektische tripodien', 'hypermetrische perioden des trochäischen mafses' usw.), wovon endlich einmal der neudeutschen verslehre die befreiungsstunde schlagen möge!

Die correctur dieses teiles — nach s. ix noch von W. selber besorgt — ist derart ausgefallen, dass, von andern curiosa zu schweigen, die altdeutschen exempel von druckfehlern bis zur unkenntlichkeit und unbrauchbarkeit heimgesucht wurden. zwei vorgebliche Otfridverse wie: *ni was ër, thaz tirvht, īta sagen this ain* (s. 64), *es so spós thiro fúrzó* (s. 66) mögen den greuel der verwüstung veranschaulichen.

Dass die rhythmuslehre der modernen kunstmusik in den

stoxenischen begriffen einen organischen grundplan von der igen spannweite finde, kann ich nicht zugeben. man muss einfachsten stücke von Bach schon beschneiden, um sie nach scher weise in den griechischen rubriken unterzubringen, ohne s damit in übersichtlichkeit ein schritt über unsere notenrift hinaus getan würde[1]. auch dem neudeutschen versbau ;enüber sind die antiken begriffsclassen unzulänglich, schon dem grunde, weil sie für den volkstümlichen, wahrhaft deuten vers einfach keinen raum haben und den nach-opitzischen s von seinem vorgänger in verständnistötender weise losßen. es ist bezeichnend, wie das Goethische gedicht 'Epiımias' bei W. s. 215 den antiken rahmen sprengt. und wie ienge es erst mit den Goethischen sprüchen, wenn man auch versuchte in das classische gehege hineinzuquälen!

Das buch kann, alles in allem genommen, nur schmerzliches lauern wecken, dass der grofse verslehrer mit dieser tat von n schauplatze ruhmvollen würkens abtreten muste.

Berlin, 4. september 1893. ANDREAS HEUSLER.

Odds saga herausgegeben von R. C. BOER. (Altnordische sagaliothek 2.) Halle a. S., MNiemeyer, 1892. XXII und 124 ss. 8°. 0 m. — die textbehandlung ist dieselbe wie in der grofsen dener ausgabe, nur ist hier der anlage der sammlung entechend der varianten-apparat weggeblieben und nur die haupths. abgedruckt worden. sehr wertvoll für den anfänger sind die noten, welche kurze syntaktische und sacherklärungen geben d auf die einschlägige litteratur verweisen.

In der einleitung verzeichnet B. kurz die ergebnisse seiner engeschichtlichen untersuchungen Ark. f. nord. fil. 8, 97 ff d 246 ff. ein bleibendes resultat ist wol der nachweis, dass sage von Ǫrvar-Odd von der russischen sage von Oleg, riks nachfolger, beeinflusst ist. bei Nestor heifst es von Oleg, s er durch den biss einer schlange umgekommen sei, welche ge nach dem tode seines pferdes aus dem schädel desselben ch. dasselbe erzählt bekanntlich auch die saga von Ǫrvar-Odd. sischer einfluss ist auch sonst deutlich im namen *Bjálkaland* lzland'. dem an. *bjálka*- entspricht russisch *bělka* 'eichhörnen'. dieses *bělka* ist wider eine bildung von *bělu* 'weifs', und compositionen mit diesem wort bezeichnen entweder pelzrk oder pelztiere. beachtenswert ist auch der versuch B.s en historischen Ǫrvar-Odd nachzuweisen. B. identificiert den d mit dem Ohthere in Alfreds Orosius, der im 9 jh., also ein zeitgenosse von Grim, dem vater Odds, von derselben

[1] weshalb das D-dur-praeludium im zweiten teile des 'Wohltemperierten viers' immer und immer wider in W.s büchern als einziger vertreter der schung zwei- und dreiteiliger 'füfse' herhalten muss, ist nicht klar; bei ch wie auch wider bei Schumann und Brahms finden sich derartige fälle dutzenden.

gegend, von Halogaland aus, eine Bjarmalandsfahrt unternimmt. die zusammenstellung der namen Odd und Ohthere ist freilich wenig bestechend. B. meint, Ohthere sei aus Odd entstellt; da es keinen dem an. Odd entsprechenden ags. namen gab, habe man den ähnlichen Ohthere eingesetzt. da ist es doch wahrscheinlicher, dass die sage den namen entstellt hat. ich gebe hier zu überlegen, ob nicht der Oddo pirata in einer beziehung zu Ǫrvar-Odd steht. Saxo 192 heifst es von ihm: *vir magicae doctus ita ut absque carina altum pererrans.* man denkt hier an die eigenschaft des Ǫrvar-Odd, immer günstigen fahrwind zu haben, vgl. Beitr. 18, 73. — die entlehnungen von der Odysseus-sage hat B. richtig besprochen; es fällt nur auf, dass er Nyrops abhandlung Sagnet om Odysseus og Polyphem (Nord. tidskr. f. fil. 5, 216 ff) nicht berücksichtigt, die ihm das meiste schon vorweg genommen hat. — zur episode vom kampfe auf Samsey verweise ich jetzt auf Beitr. 18, 109 ff.

Wir wünschen der Saga-bibliothek ein rasches gedeihen. wenn der woldurchdachte plan so durchgeführt wird, wie es die vorliegende probe erwarten lässt, so wird das nicht ohne günstigen einfluss auf die nordischen studien in Deutschland sein.

Wien, im juli 1893. FERD. DETTER.

Gellerts dichtungen. herausgegeben von A. SCHULLERUS. kritisch durchgesehene und erläuterte ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches institut, o. j. [datum der vorrede: oct. 1891.] VI, 28 und 385 ss. 8°. gbdn. 2 m. — die hauptschwierigkeit bei der herausgabe von Gellerts werken für ein grofses publicum ist die entscheidung, was von den schriften dieses schnell veralteten heute noch interessieren kann. Sch. hat die auswahl geschickt getroffen. von briefen und vorlesungen gibt er knappe proben, von den geistlichen oden und liedern eine stattliche, von den moralischen gedichten eine beschränkte sammlung; die 'Fabeln und erzählungen' druckt er vollständig ab. der text ist, wie hier und da erprobt wurde, zuverlässig. und da auch die einleitung über Gellerts leben und werke sehr erfreulich ist, sachkundig, unbefangen und anspruchslos, so gewinnt der leser ein vollständiges bild des menschen und schriftstellers. nur eins haben wir vermisst: der dramatiker Gellert, der nicht mehr veraltet ist, als der moralist, kommt gar nicht zu wort. Sch. hätte statt des reizlosen dritten buches der Fabeln und erzählungen 'Die kranke frau' abdrucken sollen, auf die mancher leser der Hamburgischen dramaturgie neugierig ist, sollte er auch nach der lectüre enteuscht sein.

Marburg i. H., im december 1892. ALBERT KÖSTER.

Goethe der deutsche prophet in der Faust- und Meisterdichtung mit einem anhang der benützten, teilweise erst neu aufgefundenen quellen in Goethes werken, correspondenzen etc. von OTTO LUDWIG UMFRID. Stuttgart, ABonz u. Co., 1893. XVI u. 178 ss. gr. 8°. 3 m.

— die seltsame schrift kann keiner wissenschaftlichen kritik unterliegen. der verf., welcher übrigens eine ausgebreitete belesenheit in Goethes werken, besonders denen des späteren alters, besitzt, ist mit den grundbedingungen methodischer forschung nicht vertraut und folgt lediglich den kreuz- und querzügen seines subjectiven gedankenganges, dessen einzige objective wegweiser von dogmatisch-theologischer art sind. die schrift ist im wesentlichen eine erläuterung des Faust, während der Wilhelm Meister nur aushilfsweise herangezogen wird. für einen feuilletonisten wäre es leicht und dankbar, seinen witz an diesem neuen Faustcommentar zu üben; in dieser zs. scheint es angemessener darauf hinzuweisen, dass U. zur erklärung zwei bisher noch nicht genug berücksichtigte abschnitte aus Goethes werken herbeizieht: erstens die am schluss des achten buchs von Dichtung und wahrheit gegebene theo- und kosmogonie, welche sehr geeignet ist, das doppelverhältnis des Mephistopheles als verkörperung des bösen und mithelfer am guten zu verdeutlichen, und zweitens die im zweiten buch der Wanderjahre enthaltene ethisch-religiöse lehre von den drei 'ehrfurchten' (vor dem, das über uns, neben uns und unter uns ist), welche zum verständnis von Fausts läuterung und erlösung wesentliche beihilfe liefert.

Rom, sept. 1893. OTTO HARNACK.

Der Cid. geschichte des Don Ruy Diaz, grafen von Bivar. nach spanischen romanzen von Joh. Gottfr. vHerder. schulausgabe, besorgt von dr W. BUCHNER. Essen, Bädeker, 1892. XVII u. 130 ss. 8°. cart. 1 m. — unter zugrundelegung der bekannten abhandlung über den Cid von Reinhold Köhler und der synoptischen ausgabe von Voegelin hat Buchner hier eine schulausgabe hergestellt, die man empfehlen darf. hervorgehoben sind nur die romanzen, die Herder mittelbar oder unmittelbar aus dem spanischen übersetzt hat; dagegen treten die erweiterungen Couchus aus der Bibliothèque universelle des romans durch kleineren druck in den hintergrund. wissenschaftliche bedeutung kommt der ausgabe nicht zu. der text ist an manchen stellen mit rücksicht auf schüler leicht retouchiert.

Marburg i. H., im december 1892. ALBERT KÖSTER.

Untersuchungen zu Schillers aufsätzen 'Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen', 'Über die tragische kunst' und 'Vom erhabenen' ('Über das pathetische'). ein beitrag zur kenntnis von Schillers theorie der tragödie. von dr KARL GNEISSE. wissenschaftliche beilage zum programm des gymnasiums zu Weifsenburg i. Elsass. Weifsenburg, CBurckardts nachf., 1889. progr. nr 494. 4°. III und 37 ss. — es ist eine leider unbestreitbare tatsache, dass in der beurteilung der trauerspiele unsers grösten deutschen dramatikers die ansichten der berufensten beurteiler einander nicht selten schroff gegenüberstehn. der grund für diese erscheinung liegt darin, dass einerseits allgemein

anerkannte grundsätze für die beurteilung der tragischen dichtungen nicht vorhanden, anderseits Schillers eigene anschauungen über die theorie der tragödie, nach welchen doch seine trauerspiele in erster linie gewürdigt werden müsten, manchmal seltsamen misdeutungen ausgesetzt gewesen sind. Gneisse, der bei einem gründlichen versenken in die erklärung und beurteilung der 'Maria Stuart' sich bei durchmusterung der einschlägigen litteratur einem wirrsal widerstreitender äufserungen gegenüber sah, hat es deshalb unternommen, in vorliegender arbeit einen beitrag zu einer alle wesentlichen äufserungen des dichters zusammenfassenden darstellung der theorie Schillers von der tragödie zu liefern. die offenbar zunächst zur klärung der eigenen anschauungen unternommene arbeit wird, da die gleichen voraussetzungen häufig widerkehren müssen, auch von vielen fachgenossen mit nutzen durchgearbeitet werden.

Die sorgsam durchgeführte arbeit zerfällt in eine anzahl von einzeluntersuchungen, in denen allen nach dem wortlaut der hist. krit. ausgabe Schillers anschauungen zusammengestellt und erörtert, sowie misverständliche auffassungen geschätzter gelehrter (Hoffmeister, Tomaschek, Überweg, Hemsen ua.) zurückgewiesen werden. in der litteratur ist G. wol bewandert, seine beurteilung der Schillerschen sätze ist scharf und eindringend, der ton seiner polemik sachlich und mafsvoll.

In einem der arbeit vorausgeschickten vorwort (III—VIII) weist G. an der hand verschiedener urteile über Maria Stuart die bestehnde unsicherheit der ästhetischen beurteilung der Schillerschen tragödie nach und stellt sodann fest, dass des dichters eigne theorie von der tragödie entweder aus unbegründetem vorurteil noch nicht genügend benutzt oder doch in wesentlichen puncten misverstanden worden ist. hieraus ergibt sich die notwendigkeit, diese theorie einmal im zusammenhange darzustellen — eine bisher noch ungelöste aufgabe. G. legt seinem 'beitrag' mit recht die abhandlungen zu grunde, in denen Schiller sich die feststellung der principien der tragödie zum ausschliefslichen ziele setzt. diese sind: (1) 'Über den grund des vergnügens an tragischen gegenständen' (1792); (2) 'Über die tragische kunst' (1792), eine directe ergänzung des vorher genannten aufsatzes, sowie (3) 'Vom erhabenen' (1793). dieser letzte aufsatz wurde nur zum teil unter dem titel 'Über das pathetische' in die sammlung von Schillers werken aufgenommen. spätere äufserungen des dichters werden nur hier und da zur erläuterung herangezogen.

Dem vorwort folgen fünf kurze abhandlungen. in der ersten (1—8) wird die würkung der tragödie, in der zweiten (8—17) die moralische zweckmäfsigkeit in der tragödie nach den beiden ersten aufsätzen Schillers erörtert. die dritte untersuchung (17—28) legt die gedanken des dritten, in seinem vollen um-

fange nicht jedermann leicht zugänglichen aufsatzes ausführlich dar und erörtert ihr verhältnis zu den beiden früheren. im vierten cap. (28—31) wird Schillers theorie der form der tragödie nach dem zweiten aufsatze kurz besprochen, und dann im fünften (31—34) eine übersichtliche zusammenstellung der wichtigsten gedanken Sch.s über die tragödie nach den drei aufsätzen geliefert. ein anhang (34—37) vergleicht Schillers ansichten über die tragödie mit der Aristotelischen theorie und hebt die puncte hervor, in denen das verhältnis der beiden ästhetiker zu einander nach den aus G.s untersuchungen gewonnenen ergebnissen in einem veränderten lichte erscheint.

G. hat in der vorliegenden arbeit ohne frage einen dankenswerten beitrag zu Schillers theorie der tragödie geliefert. leider hat er sich jedoch nur auf einen teil derselben beschränkt, nämlich auf die erörterung der von Goethes einfluss und erneuter praktischer kunstübung noch unbeeinflussten theorie aus dem anfange der neunziger jahre. es wäre wol der mühe wert und eine erwünschte ergänzung obiger ausführungen gewesen, wenn G. an der hand der briefwechsel und sonstiger äufserungen des dichters es unternommen hätte, in einem zweiten teile nachzuweisen, in wie fern die in Schillers frühesten aufsätzen niedergelegten gedanken in seinen späteren theorien verwertet oder umgestaltet wurden. G. wäre ganz der mann dazu, seinen 'beitrag' zu einer umfassenden darstellung der theorie Schillers von der tragödie auf grund des gesamten materials zu erweitern.

Cambridge, juli 1892. KARL BREUL.

Wilhelm Tell. schauspiel von FRIEDRICH SCHILLER. edited with introduction, english notes, maps etc. by KARL BREUL, m. a., ph. d. Cambridge, University press, 1890. LXXVI u. 267 ss. 8°. 2 s. 6 d. — hält man im auge, welchem zweck diese ausgabe dienen soll, so ist sie reichen lobes wert. sie ist für den höheren schulunterricht oder für den niederen englischen universitätsunterricht bestimmt und zeichnet sich unter den zahlreichen derartigen werken vorteilhaft aus. sie enthält neben höchst elementaren unterweisungen, die dem deutschen leser lästig fallen, auch solche darlegungen, die nicht jedem geläufig sind. die einleitung berichtet angemessen über die entstehungsgeschichte und den stoff und mündet in den 'General remarks' in brauchbare ästhetische bemerkungen aus, für die besonders Freytags Technik des dramas glücklich verwertet worden ist. irrig ist s. XXXXIII die bemerkung, dass Schiller beim blankvers des Carlos auch dem beispiel der Iphigenie gefolgt sei: diese erschien im selben jahre wie Schillers drama und beeinflusste das werk nicht. die metrischen bemerkungen sind z. t. ziemlich naiv, so zb. wenn es heifst (s. LIX): 'The rimes *e*:*ä* are in most cases more objectionable to the eye than they are to the ear'. reime fürs auge sind wie farben fürs ohr; die schreibung ist ja ganz gleichgiltig! die sehr

ausführlichen notes sind sauber gearbeitet, verraten gute kenntnisse und grofsen fleifs des verfs., sind aber gröstenteils nur für Engländer von wert und nutzen.

Leipzig, 18 sept. 1893. ERNST ELSTER.

Franz von Kleist. eine litterarische ausgrabung von dr JULIUS SCHWERING. Paderborn, Schöningh, 1892. 31 ss. 8°. 0,60 m. — unter genau demselben titel ist wenige monate früher bei CFConrad in Berlin eine kleine publication von Paul Ackermann erschienen, die sich aber lediglich als eine leichtfertige compilation aus Goedeke, der Allg. deutschen biographie und Schwerings untersuchungen über Grillparzers hellenische trauerspiele erweist. dabei hat Ackermann sich und seinen helden weit überschätzt, hat aber einen glücklichen und lustigen nachweis geführt: dass nämlich in Könneckes Bilderatlas 'Schillers familienbild aus dem jahre 1797' nicht Schiller, Lotte und ihre beiden söhne, sondern Franz von Kleist, Albertine geb. von Jung und ihre beiden töchter darstellt. im übrigen ist die schrift von Ackermann wertlos, während Schwering seinem stoff völlig gerecht wird. viel ist ja über Franz von Kleist nicht zu sagen; er ist ein epigone von mäfsiger begabung und interessiert nur durch seine beziehungen zu Wieland, zu Schillers gedichten 'Die götter Griechenlands' und 'Der taucher', sowie zu Grillparzers 'Sappho'. diese beziehungen hat S. klar erörtert. seinem schlussurteil über den dichter wäre hinzuzufügen, dass sich den politischen oden Kleists am würdigsten die gedichte anreihen, die aus seinem innigen liebes- und eheleben geflossen sind.

Marburg i. H., dec. 1892. ALBERT KÖSTER.

ZWEI BRIEFE VON UHLAND.

Am 16 *april* 1825 *schrieb Ludwig Uhland an den freiherrn Joseph von Lassberg*: 'Im vorigen Spätjahr hatte ich mich viel mit Wolfram von Eschenbach beschäftigt, auch einiges niedergeschrieben; aber statt der erwarteten altfranzösischen Handschriften von Bern, welche mir zu gründlicher Behandlung dieses Dichters nöthig schienen, kam die Antwort, dass solche nicht abgegeben werden. Dieses nöthigte mich, den ganzen Abschnitt zurückzulegen und ich habe mich jetzt zu der deutschen Heldensage gewendet'. (*Briefwechsel zwischen Joseph freiherrn von Lassberg und Ludwig Uhland. herausgegeben von Franz Pfeiffer. Wien* 1870. *s.* 52; *vgl. Ludw. Uhlands leben. aus dessen nachlass und aus eigner erinnerung zusammengestellt von seiner witwe. Stuttg.* 1874. *s.* 205.)

Zu diesen worten Uhlands an Lassberg geben die beiden hier folgenden bisher ungedruckten briefe Uhlands eine nähere erklärung. es sind die schreiben, welche Uhland oct. 1824, *kurz nach seinem zweimaligen besuche in Bern im sommer desselben jahres* (*Uhlands*

leben, s. 203) *an die aufsichtscommission der Berner stadtbibliothek und an den prof. Johann Rudolf Wyss in Bern zum zwecke der erlangung eben jener handschriften gerichtet hat, von denen in dem briefe an Lassberg die rede ist. die beiden schriftstücke aus Uhlands feder stammen aus dem nachlass von JR Wyss, über dessen lebensumstände und litterarische tätigkeit der verfasser vorliegender zeilen in dieser Zeitschrift früher berichtet hat: Jacob Grimm und Johann Rudolf Wyss, Anz.* III 204*ff. die briefe lauten*:

1.

Stuttgart, den 21 October 1824.

Hochzuverehrende Bibliothekcommission!

Mit einer geschichtlichen Darstellung der älteren deutschen Poesie beschäftigt, ist es mir von grossem Interesse, die verwandten Denkmale der altfranzösischen Litteratur, wo dergleichen zugänglich sind, näher kennen zu lernen.

Die Bibliothek der Stadt Bern besitzt in dem Nachlass von Bongars mehrere altfranzösische Handschriften, hinsichtlich deren ich bei einem kurzen Aufenthalt in Bern mich überzeugen konnte, wie sehr eine genauere Einsicht derselben mir bei jener litterarischen Arbeit wichtig und förderlich seyn würde.

Im Vertrauen auf die wohlwollenden Gesinnungen der Aufsichtsbehörde dieser Bibliothek, erlaube ich mir daher die angelegene Bitte, dass mir die zwei Handschriften:

No 113 Li Romans de Loherens, de Parcheval le Galois etc. etc.
No 296 Les faits de Guillaume d'Orengis etc.

auf einige Monate hieher mitgetheilt werden möchten, indem mir meine Verhältnisse nicht gestatten würden, diese Handschriften an Ort und Stelle auf eine gründliche Weise zu benützen.

Sollte die gleichzeitige Mittheilung beider Handschriften Anstand finden, so würde ich meine Bitte zunächst auf die erstbezeichnete No 113 beschränken.

Den verehrlichen Mitgliedern der Commission nicht persönlich bekannt, darf ich mich auf das Zeugniss des Herrn Staatsraths von Kaufmann, der sich in Aufträgen der würtembergischen Staatsregierung in die Schweiz begiebt, darüber berufen, dass mir die Handschriften ohne Besorgniss anvertraut werden können. Zugleich hoffe ich, durch beiliegende Anweisung auf ein dortiges Handlungshaus für die erforderliche Sicherheitsleistung gesorgt zu haben.

Für den Fall, dass mein Ansuchen geneigte Aufnahme findet, schliesse ich die Bescheinigung hier an. Herr Professor Wyss würde den Empfang der Handschriften und deren Versendung an mich freundschaftlich übernehmen.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichen Hochachtung unterzeichne ich Hochzuverehrender Bibliothekcommission

gehorsamster

Dr. Ludwig Uhland, Rechtsconsulent.

2.

Stuttgart, den 21 October 24.

Verehrter Herr Professor!

Ihrem freundschaftlichen Rathe gemäss übersende ich hierbei ein Schreiben an die dortige Bibliothekcommission, worin ich die Mittheilung der mich zunächst interessirenden altfranzösischen Handschriften nachsuche. Ich bitte Sie, von diesem Schreiben Einsicht zu nehmen und empfehle solches Ihrer Verwendung. Sie ersehen aus demselben, dass ich Ihre Güte noch weiter in Anspruch nehme, indem ich Sie bitte, wenn meinem Wunsch entsprochen wird, die Handschriften in Empfang zu nehmen und auf meine Rechnung verpacken zu lassen und zu versenden.

Es fügt sich gerade, dass Herr Staatsrath von Kaufmann in die Schweiz reist, welcher für mich Zeugniss geben will. Er wird gegenwärtiges Schreiben an Sie bestellen und seine Empfehlung beilegen. Auch ist er erbötig, die Handschriften, wenn sie verabfolgt werden, von Zürich aus mitzunehmen.

Ausserdem habe ich mittelst einer Beilage zu der Eingabe an die Bibliothekscommission für Bürgschaftsleistung durch ein dortiges Handelshaus gesorgt.

Kann ich beide Handschriften zugleich erhalten, so ist es mir freilich der Umständlichkeiten halber das angenehmste. Im andern Falle ist mir zunächst an No 113 gelegen.

Ich stecke schon tief in Eschenbachs Dichtungen und bin daher auf den Erfolg meines Gesuchs überaus begierig.

Gern hätt' ich in die Alpenrosen ein kleines Denkmal meiner Schweizerreise gestiftet. Aber meine Leier, die seit mehrern Jahren fast gänzlich verstummt ist, hat auch an den Alpen nicht geklungen.

Es hat mich sehr gefreut, durch Schwab, der Sie im schönen Interlaken getroffen, von Ihrem Wohlbefinden zu hören.

Mich zu freundlichem Andenken empfehlend, bin ich mit Gruss und Hochachtung

der Ihrige
L. Uhland.

Dass Uhlands bitte um übersendung der in seinem briefe an die bibliothekcommission genannten handschriften vergeblich war, ist aus den oben mitgeteilten worten an Lassberg ersichtlich.

Lassberg, der wie mit Uhland so auch mit JR Wyss in lebhaftem briefwechsel stand (einundzwanzig briefe von ihm an Wyss sind im besitz des unterzeichneten), äufserte wegen des abschlägigen bescheides, den Uhland erhalten, den lebhaftesten unwillen gegen seinen Berner correspondenten. er schrieb am 30 april 1825 aus Eppishausen an Wyss: ,Mein Freund Uhland in Stuttgart, dessen treffliche Abhandlung über Walther v. d. Vogelweide Sie gewiss mit Vergnügen gelesen haben, hatte nun den Wolfram von Eschilbach in Arbeit genommen; hierzu waren im ein Par Handschriften wälscher Minnesinger aus der Berner Bibliothek

nötig, allein deren Mitteilung wurde nicht gestattet! Prof. Beneke z. Göttingen, der Herausgeber des Bonerius und Wigalois, dem ich eine Handschrift des Ersteren auf der Basler Bibliothek entdeckt hatte, wünschte dieselbe zu conferiren; ich wendete mich deshalb an zwei Professoren der dortigen Universität, hatte aber nicht das Glück einer Antwort gewürdiget zu werden. Möchten doch die Schweizer hierin das Beispiel teutscher Universitäten nachamen, die den Gelerten ire Handschriften mit der grösten Liberalität mitteilen!'

Und am 29 *sept. gleichen jahres schrieb Lassberg an Wyss, er sprach von den verschiedenen veröffentlichungen der abbildungen alter burgen*: 'Ich meines Ortes wünschte, dass ein tüchtiger Mann die Sängerburgen herausgäbe und einen wackern biographischen Text dazu machte; letzteres könnte Niemand besser als unser Uhland. Wie kam es doch auch, dass man einem solchen Manne die Mitteilung eines altfranzösischen Lieder-Codex abschlug? Wollen es denn die Berner den schweizerischen Mönchen nachmachen, die wie alte Lindwürmer über jren literarischen Schätzen liegen?'

Aber Lassberg hatte im grunde doch unrecht, über Uhlands miserfolg in Bern so zu schelten. war ihm doch selbst die mitteilung der Weingartner handschrift für die fortsetzung seines 'Liedersales' in Stuttgart verweigert, ja diese nicht einmal Uhland ins haus gegeben worden, für Lassberg abschriften zu nehmen (Briefw. zw. Lassberg u. Uhland, s. 57). *es war damals eben nicht der brauch, wertvolle handschriften auszuleihen, wenigstens nicht aufser landes. und dieser brauch hat bekanntlich an vielen orten bis in die neueste zeit gedauert.*

Nicht ganz vier jahre später, im juli 1829, *safs Uhland vergnügt im schlosse seines freundes des 'meister Sepp' zu Eppishausen. die Berner waren liberal genug gewesen und hatten die handschrift, deren Uhland jetzt wider bedurfte, in den Thurgau abgehn lassen.*

Bern, 9 *juli* 1893. LUDWIG HIRZEL.

BERICHTE ÜBER GWENKERS SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN REICHS.

VIII.

25. *heifs* (satz 6).

In satz 6 steht das wort nur in den älteren formularen, wie sie zuerst für Nord- und Mitteldeutschland ausgefüllt wurden, hingegen in den jüngeren für Süddeutschland bestimmten wurde es durch *stark* ersetzt (vgl. den satzabdruck Anz. XVIII 305), aber doch als einzelne vocabel am schlusse der übersetzung besonders aufgeführt; es ist daher zu beachten, dass die folgenden formen von *heifs* in Süddeutschland (Baiern, Württemberg, Hohenzollern, Baden, Elsass-Lothringen) aufserhalb eines satzzusammenhanges stehn.

wenn hier also im nordwestlichen Lothringen um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk statt *heifs* das synonymon *warm* überliefert wird, so scheint jenes dem dortigen dialect überhaupt fremd zu sein. nördlicher hat sonst in satz 6 *warm* (seltener *glütig*, *stark*) das *heifs* verdrängt, besonders in den Moselgegenden zwischen Hochwald, Idarwald und Schnee-Eifel. in der östlichen hälfte der hochdeutschen enclave östlich der unteren Weichsel überwiegt *brüh*, das sonst nur noch vereinzelt um Fürstenberg a. d. Oder und Guben auftaucht.

Zum anlaut *h*- auf früher slavischem boden vgl. Anz. XIX 106.

Die lautverschiebungslinie *t*/*fs* stimmt zu der von *wasser* (Anz. XIX 282) bis Ermsleben, wenigstens was die dort aufgezählten ortschaften anlangt, weiter zu der von *salz* (ib. 99) bis *Frankfurt*, der rest zieht über *Göritz*, *Cüstrin*, *Sonnenburg*, *Landsberg* (alle hart an der grenze) und endlich wie *ik*/*ich*. dieser linie sind widerum östlich der Elbe auf nd. seite etliche verschiebende orte als ausnahmen vorgelagert, namentlich märkische städte (auch Berlin mit umgebung), für die auf Anz. XVIII 410. XIX 97. 99. 103. 282. 347. 358 zu verweisen ist. aber eine besonderheit findet sich an der mittleren Eder: hier gibt es längs der verschiebungsgrenze auf nd. seite von Fürstenberg bis Sachsenhausen ein kleines, im atlas 18 orte umfassendes gebiet mit der form *heiz*, sodass hier von w. nach o. sich *heit* (Medebach und Corbach), *heiz* (Fürstenberg und Sachsenhausen), *heifs* (Waldeck und Naumburg) ablösen.

Nehmen wir bei betrachtung des nd. vocalismus als besonderheiten vorweg die form *hitt* nördlich des bogens Bremerhafen-Elsfleth-Rotenburg (a. d. Wümme) - Buxtehude-Travemünde (etliche *hett*, namentlich nordöstlich der Elbemündung, weisen auf offenes *i*), *hitt* (ohne *e*-schreibungen) in einem länglichen streifen, der im w. bis Wittingen, im o. bis Salzwedel, im s. nicht ganz bis Öbisfelde, im n. nicht ganz bis Lüneburg reicht, dasselbe *hitt* in einem kleinen gebiet am Frischen Haff südwärts von Frauenburg und Braunsberg, ferner *hett* (*hätt*) linksrheinisch von Geldern-Rheinberg abwärts, endlich eine kleine *hiět*-enclave um Remscheid herum, dann unterscheidet sich alles übrige nd. land nach monophthongischen (*ē*-) und diphthongischen (*ei*-) formen, deren verteilung im grofsen und ganzen sich vergleichen lässt mit der von *ö*- und *eu*-formen bei *müde* (Anz. XIX 353). *heĭt*, *häit* herscht an der unteren Hase und Ems von Fürstenau, Quakenbrück, Vechta über Haselünne, Kloppenburg, Friesoythe bis Papenburg und Emden; manche *hēt* sprechen hier noch für die jugend der diphthongierung, und anderseits führen versprengte *heĭt* südlicher im übrigen Emsgebiet zu dem gleich zu erwähnenden grofsen westfälischen diphthonggebiet hinüber. dasselbe *heĭt* siegte ferner am Rhein von Rees und Emmerich bis Isselburg und Anholt, sowie von Mörs und Duisburg über Angermund und Velbert bis Gerresheim,

Gräfrath, Höhscheid. dann aber erstreckt sich die diphthongierung von der ungefähren linie Gelsenkirchen-Olpe nordostwärts in breitem streifen, der gegen so. durch die lautverschiebungslinie bis zur Elbe begrenzt wird (nur ein gebiet zu beiden seiten der Diemel mit Borgentreich und Trendelburg, Liebenau und Hofgeismar, Grebenstein und Immenhausen hat *hēt* bewahrt), gegen nw. durch die sehr unsichere linie Gelsenkirchen-Lüneburg, gegen no. durch den *hitt*-bezirk bei Salzwedel und die deutliche scheide (*ei*-orte *cursiv*) *Calvörde*, Wolmirstädt, Magdeburg, *Schönebeck*; in diesem diphthonggebiet liegen zwei bezirke mit *heut* um Soest, Neheim, Beleke, Rüthen, Hirschberg, Warstein, Eversberg und um Salzuffeln, Lemgo, Lage, Detmold, Blomberg, Horn, Steinheim, Schwalenburg; sonst überwiegt *häit* namentlich im w., während östlich der Weser ziemlich reines *heit* überliefert wird. von dem nordostzipfel dieses grofsen diphthonggebietes leiten dann vereinzeltere *heït* hinüber zur mecklenburgischen diphthongierung (immer *heit* geschrieben, doch durchsetzt mit etlichen *hēt*); ihre grenze zieht von Travemünde südwestlich etwa auf Bergedorf zu, von Bergedorf nach Lauenburg und folgt dann weiter ziemlich genau der mecklenburgischen landesgrenze, geradeso wie *meur* Anz. XIX 353; wie dies setzt sich *heit* dann auch östlicher fort, folgt dessen grenze bis Dramburg, zieht aber dann weiter über Tempelburg, *Bärwalde*, *Ratzebuhr*, Jastrow, *Landeck*, Hammerstein, *Baldenburg*, *Rummelsburg*, *Berent*, Schöneck, Neustadt (auch hier gewöhnlich *heit*, vereinzelt *haït* geschrieben). *heit* endlich noch an der russischen grenze um Gollub, Strasburg, Gurzno. alles andre land nördlich der verschiebungslinie hat *ē*, an dessen stelle östlich vom 36 grade zahlreiche *ö̈* treten (auch in der hd. enclave *hēfs* und *höfs*).

Auf hd. boden ist zunächst ein ostdeutsches gebiet, für das im allgemeinen die form *hēfs* gilt, durch folgende bogenlinie abzutrennen (orte innerhalb dieses gebietes *cursiv*): *Güsten*, Aschersleben, Alsleben, *Cönnern*, Gerbstädt, Mansfeld, *Eisleben*, Allstädt, *Querfurt*, *Wiehe*, Heldrungen, Weifsensee, *Sömmerda*, Erfurt, *Weimar*, Ohrdruf, *Plaue*, *Ilmenau*, Zella, Wasungen, *Meiningen*, Ostheim, *Mellrichstadt*, Bischofsheim, *Neustadt*, *Brückenau*, Orb, *Rieneck*, *Lohr*, Stadtprozelten, *Dertingen*, Grünsfeld, *Aub*, Creglingen, *Uffenheim*, Scheinfeld, *Iphofen*, Aschbach, *Prichsenstadt*, *Gerolzhofen*, Eltmann, Zeil, *Hassfurt*, *Königsberg*, Ebern, *Sesslach*, Lichtenfels, *Coburg*, Cronach, *Sonneberg*, Teuschnitz, Ludwigstadt, *Probstzella*, *Lobenstein*, Lichtenberg, und weiter unsicher ostwärts aufs Erzgebirge zu. dem so abgeteilten ostdeutschen bezirke sind *ē*-formen eigen, nur Schlesien weist kleine ausnahmegebietchen auf (*heifs*, *haifs* um Naumburg, Wartenberg, Freistadt, Neustädtel, um Trebnitz, Juliusburg, Oels, *haifs* an der obersten Glatzer Neifse um Mittelwalde, *haifs*, *hāfs* an der Oppa und um Katscher); *ā*-schreibungen überwiegen um Eisleben, in dem ganzen vom

Thüringerwald südwestlichen teile, im Voigtlande und östlicher davon bis zum 31 grade, an der Oder zwischen den angegebenen *ei*-districten, im Glatzer kreise nördlich jener *haifs*-ausnahme und östlicher längs der reichsgrenze; etliche *ö* an der oberen Ilm um Blankenburg und Stadt-Ilm.

Der von der westgrenze dieses gebietes und der verschiebungslinie gebildete hessisch-thüringische keil wird von *heifs* ausgefüllt, das im w. bis zur grenze (*ei*-orte *cursiv*) Schlüchtern, Lauterbach (beide hart an der scheide), *Schlitz*, Grebenau, *Hersfeld*, Rotenburg, *Waldkappel*, Spangenberg, *Lichtenau*, Melsungen, Felsberg, *Gudensberg*, Fritzlar, *Züschen*, *Wildungen*, Frankenau sich erstreckt, im gebiet der unteren Werra vielfache *eĭ*, *ăi*, längs der grenze von Rhön bis Thüringerwald vorwiegende *ai*, um Bischofsheim herum *oa* als vocalnüancen aufweist. das westlichere Hessen hat bis zur etwaigen linie Hilchenbach-Giefsen *hēfs* und *häfs*, jenes mehr in der nordöstlichen, dieses mehr in der südwestlichen hälfte; im s. zeigt die gegend des Vogelsberges unsichere buntheit von *häfs* (um Grünberg, Herbstein), *haifs* (Nidda), *hoafs* (östlich davon). fügen wir noch das Siegerland mit *heifs*, *haifs* hinzu, dann legt sich von dessen südpunct Hachenburg an um das ganze bisher beschriebene hd. land ein breiter gürtel mit *hāfs* herum, dessen äufsere grenze verläuft über (*ā*-orte *cursiv*) Hachenburg, *Westerburg*, *Montabaur*, Ems, *Holzappel*, Braubach, den Rhein von St. Goar bis *Rüdesheim*, Kreuznach, Alsenz, *Kirchheimbolanden*, Grünstadt, *Pfeddersheim*, Frankenthal, den Rhein bis Germersheim, *Wiesloch*, Waibstadt, *Neckarsteinach*, Eberbach, *Erbach*, *Michelstadt*, Amorbach, *Wörth*, Klingenberg, *Freudenberg*, Miltenberg, *Külsheim*, Walldürn, *Boxberg*, Osterburken, *Ballenberg*, Möckmühl, *Widdern*, Neudenau, *Wimpfen*, Neckarsulm, *Heilbronn*, Lauffen, Beilstein, *Löwenstein*, Murrhardt, *Gaildorf*, *Vellberg*, Ellwangen, *Crailsheim*, Dinkelsbühl, *Feuchtwangen*, Wassertrüdingen, *Gunzenhausen*, Spalt, *Roth*, Allersberg, *Altdorf*, *Hersbruck*, *Velden*, *Auerbach*, *Grafenwöhr*, *Kemnat* (die letzten sechs unmittelbare grenzorte), *Wunsiedel*.

Das noch übrige land im w., südwärts etwa bis zu der ganz unsichern linie Busendorf-StWendel-Rastatt-Germersheim, hat *hēfs* und *häfs*, sodass etwa der nordwestlichen ripuarischen hälfte *ē*- und der südöstlichen hälfte *ä*-färbung eigen ist; doch kommen, abgesehen von den schon oben erwähnten häufigen synonymen ausdrücken, noch kleine ausnahmebezirke in betracht, so um Köln mit *ei*, um Ahrweiler, Remagen, Unkel, Linz und nordöstlicher *eĭ*, zwischen Blankenheim und Adenau *ei*, um Coblenz, Ems, Boppard und südlicher *ai*, westlich davon an der Mosel bis Cochem *ā*. teilen wir ferner dem von obiger *ā*-grenze östlich des Odenwaldes gebildeten zipfel bis zum Neckar von Eberbach bis Gundelsheim (also mit Klingenberg, Miltenberg, Amorbach, Walldürn, Buchen, Eberbach, Osterburken, Adelsheim, Mosbach, Möckmühl, Neudenau)

die form *häfs* zu, dann bleibt jetzt noch der im wesentlichen alemannische und bairische süden zu behandeln übrig.

Folgende grenze trennt von ihm ein westliches gebiet von *ei-* und *ai*-formen ab (orte mit solchen *cursiv*): *Lauffen*, *Besigheim*, *Bietigheim*, *Sachsenheim*, *Oberrixingen*, *Heimsheim*, *Weil*, *Calw*, *Zavelstein* (sämtlich hart an der grenze), Bulach, Berneck, Altensteig, Dornstetten, Freudenstadt, *Oppenau*, *Wolfach*, Schiltach, *Hornberg*, *Triberg*, *Vöhrenbach*, Villingen, Bräunlingen, *Neustadt*, Löffingen, *Stühlingen*; das Elsass schreibt etwa zwischen Breusch und Moder häufig *eĭ* und *äi*, nördlich von Strafsburg sogar eine enclave *ä*, ebenso das gegenüberliegende rechtsrheinische land um Renchen, Achern, Bühl *eĭ* und *äi*; das gebiet der Blies nördlicher überliefert fast reines *ei*; sonst ist in dem ganzen bezirk *ai* das characteristische, und das rechte Lauterufer südlich von Weifsenburg hat sogar noch einen *ā*-bezirk. es schliefst sich das westschwäbische *hoafs*-gebiet an bis zu folgender ostgrenze (*oa*-orte *cursiv*): *Gr. Bottwar*, Marbach, Ludwigsburg, Stuttgart (alle dicht an der grenze), *Grötzingen*, Tübingen, *Rottenburg*, Reutlingen, Pfullingen, *Hechingen*, Trochtelfingen, Gammertingen, *Ebingen*, Veringen, Sigmaringen, *Friedingen*, Messkirch, Pfullendorf, Waldsee, Ravensburg, *Tettnang*, Wangen, *Lindau*; in der nähe der reichsgrenze und des Bodensees zahlreiche *ō*-schreibungen. hiernach ostschwäbisches *hoifs* und *hoefs* (beide schreibungen ziemlich gleich häufig) bis (*oi*-orte *cursiv*) Dinkelsbühl, Öttingen, *Nördlingen*, Monheim, *Donauwörth*, dem Lech folgend bis Landsberg, Mindelheim, *Memmingen*, Kempten, *Isny*, Immenstadt. in beiden schwäbischen gebieten wird häufig nasalierung des vocals angegeben. von dem südlichen teil der letzten grenze bis in die nähe des Lechs (sodass Schongau, Füssen und umgebungen ausgeschlossen bleiben) herscht *haifs*. der jetzt noch übrige bairische südosten schreibt consequent *hoafs*, ausgenommen eine *hoifs*-enclave mit Heideck, Beilngries, Eichstädt.

Es bleibt noch übrig einige endungsformen zu erwähnen: *hēte* erscheint an der Ruhr um Steele und Essen und nördlich und südlich davon, daran schliefst sich *hetten* in und um Mülheim; *heite* gilt für ein der lautverschiebungslinie von Worbis bis Sachsa vorgelagertes gebiet, das auch Duderstadt noch umschliefst; endlich herscht *hēte* in einem langen streifen zwischen Elbe und Oder, zu dem von gröfseren ortschaften Jerichow, Genthin, Ziesar, Plaue, Pritzerbe, Rathenow, Friesack, Nauen, Ketzin, Spandau, Oranienburg, Biesenthal, Bernau, Eberswalde, Joachimsthal, Oderberg gehören.

Die dänischen übersetzungen schreiben *hēd*, *hēr*, *hē* oder bevorzugen die synonyma *stark* und *warm*. die Nordfriesen haben auf Sylt *warm*, auf den übrigen inseln *hiat*, *hiät*, *hiēt*, an der küste *hīt*.

Die eigenartige vocalverteilung bei *heifs* veranlasste mich,

diesen bericht möglichst mechanisch zu gestalten, was demjenigen, der sich die beschriebene karte hiernach reproducieren will, nur zu gute kommen wird. auf die geschichte des wortes, namentlich in bezug auf formen wie *hitt* und solche mit endung, einzugehn ist hier nicht der ort.

26. *zwei* (satz 33).

Das zugehörige substantivum ist ein neutrum, sodass das einheitliche kartenbild durch die vielfach noch lebendigen masculinen und femininen formen nicht gestört wird.

Für die lautliche entwicklung des wortes kommt seine rolle als zahlwort in betracht, wofür auf *sechs* Anz. XVIII 412 zu verweisen ist. der verlauf der anlautenden lautverschiebung *tw/zw* stimmt für die westliche hälfte zu dem der inlautenden *tt/tz* in *sitzen* (Anz. XIX 357), nur dass für Geilenkirchen und Gerresheim, als unmittelbare grenzorte, schon *zw* bezeugt wird. jedoch vom Oberharz an schlägt die verschiebung einen weg ein, der mit dem der *s/x*-grenze von *sechs* im allgemeinen sich vergleichen lässt: Benneckenstein, Hasselfelde, *Stiege*, *Blankenburg*, Derenburg, Halberstadt, *Wegeleben*, *Gröningen*, Schwanebeck, *Oschersleben*, *Seehausen*, Helmstedt, *Neuhaldensleben*, Calvörde, Tangermünde, *Jerichow*, *Rathenow*, Rhinow, Friesack, *Ruppin*, Rheinsberg, Fürstenberg, *Lychen*, *Templin*, Greiffenberg, *Angermünde*, Schwedt, *Zehden*, *Schönfliefs*, der rest im wesentlichen wie bei *sechs*. das hd. gebiet östlich der unteren Weichsel hat auch für diese *z*-verschiebung seine herkömmliche ausdehnung (vgl. *ek/ech*). dazu kommt dann aber noch, widerum wie bei *sechs* (aao., vgl. auch ib. 406), der äufserste osten des reichs mit der hd. verschiebung, deren grenze hier östlich von Labiau an der südostecke des kurischen Haffes einsetzt und über Wehlau, Allenburg, Gerdauen, *Nordenburg*, Drengfurth, *Rastenburg*, Rössel, *Sensburg* gen s. zieht. die durch verkehr und geschäftsleben bedingte lautliche emancipation des zahlwortes zeigt sich selbst im sonst so conservativen westen, wenn durch ganz Hannover und Westfalen versprengte *zw*- in übersetzungen erscheinen, die bei andern wörtern sich solche ausnahmen niemals erlauben. doch verläuft die verschiebungslinie an sich hier im westlichen stammlande wider normal und fest, während sie in jener östlichen hälfte zackig und schwankend ist und nicht nur nördlich manche *zw*, sondern auch südlich bis zur *ik/ich*-linie zahlreiche alte *tw* vor sich hat (eine ganze *tw*-enclave zb. noch zwischen Treuenbrietzen, Luckenwalde, Jüterbogk). bei dem unsicheren und nie übereinstimmenden verlauf aller der verschiedenen hd./nd. grenzen zwischen Elbe und Oder werden solche am weitesten nach n. ausweichenden linien, wie bei *sechs* und *zwei*, ungefähr das bild abgeben, wie sich hier höchst wahrscheinlich im laufe der zeit die allgemeine hd./nd. scheide vorwärtsschieben wird. — längs der französischen grenze in Lothringen wird öfter *sw*- geschrieben.

Der vocalismus des wortes stimmt auf nd. boden im wesent-
:hen zu dem von *heifs* (o. s. 95 f), nur dass zunächst die dort im
ngang erwähnten sonderformen *hitt*, *hett*, *hätt* hier alle durch
eichmäfsiges *twē* ersetzt werden. sonst stimmt bei beiden wör-
rn die verteilung der *ē*- und *ei*-formen im grofsen und ganzen;
›ch entspricht dem *hett* bei Emmerich und Isselburg *twē*, und
e dort bei Mörs und Duisburg beginnende diphthongierung setzt
er erst südlicher ein (s. u.); im gebiet der Leine südlich von
annover dort reines *heit*, hier mancherlei *twäi*, *twö*, *twā*; zwi-
:hen der nordostgrenze des westfälischen diphthonggebietes (der
üneburger Heide) und der südwestgrenze des mecklenburgischen
er Elbe von oberhalb Hamburg bis Dömitz) vermitteln bereits
hlreiche eingesprengte *tweī*, *twäi*; die *ö* östlich vom 36 grade
nd hier viel vereinzelter, statt dessen namentlich in der hd.
ıclave zahlreiche *zwā* und im östlichsten verschiebungsgebiet
cht selten *zwei*, das um Gumbinnen, Stallupönen, Pillkallen,
:hirwindt sogar bei weitem vorherscht; durch alle nd. *twē*-ge-
ete tauchen vereinzelte *twei* auf; eine besonderheit bildet end-
:h am westlichsten ende der verschiebungslinie ein *twiē*-gebiet
it Gangelt, Waldfeucht, Heinsberg, Erkelenz, Gladbach, Viersen,
ülken, Süchteln, Kaldenkirchen, Kempen, Straelen; Mülheim a.
Ruhr und umgegend hat *twia*.

Auf hd. boden ist namentlich die verteilung der md. *ē*-
ıd *ei*-formen bei *zwei* eine wesentlich andre als bei *heifs*.
ıs dem mittleren teil der verschiebungslinie vorgelagerte *ei*-
:biet ist hier viel kleiner (*ei*-orte *cursiv*): *Seehausen*, Wanzleben,
:*hönebeck*, Gommern, Barby, Calbe, *Stassfurt*, Güsten, *Aschers-
ben*, *Alsleben*, Cönnern, Gerbstädt, *Hettstädt*, *Mansfeld*, Eisleben,
llstädt, Querfurt, Wiehe, *Heldrungen*, Cölleda, *Weifsensee*, Söm-
erda, *Erfurt*, Gotha, *Waltershausen*, Salzungen, *Eisenach*, *Berka*,
acha, Hersfeld, *Rotenburg*, *Spangenberg*, Melsungen, Felsberg,
udensberg, *Fritzlar*, *Wildungen*, Frankenau; die schreibung ist
›rwiegend *zwei*, an der Werra öfter *zwäi*, *zwä*. alles östlich
nd südlich von diesem bezirk sich anschliefsende land hat bis
ı dem unter *heifs* beschriebenen breiten *ā*-gürtel *zwē* und *zwā*,
wischen denen wider der Thüringerwald schlechthin als scheide
enen kann; überall sind schon einzelne *zwei* eingedrungen,
:gen o. mehr, gegen w. weniger. Schlesien hat durchgängig
vē, *zwai* nur in einem kleinen grenzgebietchen an der Oppa,
ele *zwā* an der unteren Glatzer Neifse, dann an der Oder von
rieg bis Breslau vorwiegend *zwei* und endlich weiter stromabwärts
is zum 52 grade ein gröfseres gebiet mit *zwī*, *zwiē*, *zwiä*, *zwia*,
as sich nach w. und sw. bis gegen Naumburg, Sagan, Sprottau,
rimkenau, Lüben, Liegnitz ausdehnt, aber auch noch genug
wē, *zwā*, *zwei* aufweist; sonst wider *zwā* um Eisleben und
ngs der südgrenze des königreichs Sachsen; einige *zwö* an der
›eren Ilm.

Die nordgrenze des sich um dieses ganze *ē*- und *ä*-gebiet herumziehenden *ā*-gürtels stimmt im wesentlichen bei *heifs* und bei *zwei* überein, nur dass sie bei diesem von ihrer nordspitze aus in einem östlichen ausläufer noch Biedenkopf und Kirchhain einschliefst und ebenso südlicher die gegend des Vogelsberges (östlich von Schotten und Wenings wider *zwoa*). die südgrenze entspricht der für *hāſs* beschriebenen nach den dort aufgezählten ortschaften bis Möckmühl, von wo südwärts unsicheres schwanken zwischen *zwā* und *zwai* herscht, und wider von *Vellberg* bis *Velden* (nur für Dinkelsbühl wird schon *zwā* geschrieben), der rest verläuft über Auerbach, *Pegnitz*, Eschenbach, *Neustadt*, Kemnat, *Wunsiedel.*

Das noch übrige land im w. hat dem dortigen *häſs* entsprechendes *zwä* consequent nur in der Pfalz und im untern Nahegebiet (von Kirn abwärts); dasselbe *zwä* ferner zwischen der Mosel einerseits und Hoch- und Idarwald anderseits, sowie südwestlicher um Sierk, Rodemachern, Diedenhofen; eine kleine *zwä*-enclave noch zwischen Adenau-Mayen und Sinzig-Andernach; endlich *zwē* im gebiet der Schnee-Eifel längs der reichsgrenze um StVith bis Prüm und Bitburg. sonst schreibt namentlich das ganze ripuarische dialectgebiet reines *zwei*, dessen vocal zu beiden seiten des Rheins die lautverschiebungsgrenze sogar nördlich noch überschreitet, sodass hier bis einschliefslich Dahlen, Rheydt, Kaiserswerth, Angermund, Velbert, Barmen, Remscheid *twei* gilt (zu dem für sich stehnden *hiēt* um Remscheid fehlt also bei *zwei* die parallele). das Siegerland schreibt *zwai*, auch *zwaij*. das *ai* zieht sich dann von hier südwärts an der westgrenze des *ā*-gebietes entlang und ist weiterhin für das Moselfränkische, soweit es nicht *ä*-formen hatte, characteristisch. lothringische *eĭ* leiten endlich hinüber in den elsässischen *ei*-district.

Für den alem. und bair. süden kann im grofsen und ganzen auf die beschreibung des vocalismus von *heifs* verwiesen werden mit folgenden einschränkungen. es fehlt die *ä*-enclave nördlich von Strafsburg; das *ä*-gebiet am Odenwald ist gegen s. kleiner, indem *zwai* den Neckar hier schon überschreitet und über Mosbach hinaus bis gegen Adelsheim hin herscht; zu Dinkelsbühl s. o.

Die Dänen schreiben *to*, einige nördlichste orte und die insel Romö *tau*, Alsen und etliche orte südlich von Hoyer und Tondern *tu*; die Nordfriesen meist *tau*, die südöstliche hälfte von Föhr *taw*, die Halligen *taue*, verschiedene orte des gegenüberliegenden festlandes *tou*, *tŏu*, *töw*, *to*, *tu*, das Saterland *two*.

27. *schnee* (satz 25).

Der für den nw. des reiches characteristische anlaut *sn*- erscheint, in verschiedenem grade mit *schn*- wechselnd, etwa jenseits einer linie, die vom Rhein bis zum Harz der *ik/ich*-linie entspricht, nördlich am Harz entlang zieht und ganz ungefähr von

Magdeburg aus nach Swinemünde läuft; linksrheinisch nur noch wenige *sn-* von Geldern nordwärts; im o. häufigere *sn-* nur in Westpreufsen zwischen der oberen Brahe und Landeck-Baldenburg. bei dem wechsel mit *schn-* wird man die schriftsprache oft in betracht ziehen müssen, zumal die leute dort auch beim hochdeutschsprechen ihr dialectisches *sn-* zu articulieren pflegen; umgekehrt schreiben die verfasser der dänischen übersetzungen ganz reines *sn-*, wie sie es allein aus der dänischen orthographie kennen. aber auch wenn man somit einen bestimmten teil der *schn-* hier im nw. aus schriftsprache und schreibgewohnheit erklärt, bleibt dennoch der procentsatz der schwankenden *schn-* und *sn-* in den einzelnen gegenden sehr verschieden: für Schleswig, Holstein, Mecklenburg, das land zwischen Elbe und Weser und die Nordseeküste wird ganz überwiegend *sn-* überliefert, dagegen ist zwischen Weser und Rhein *sn-* verhältnismäfsig viel seltner als *schn-*, obwol es nirgends ganz fehlt. hierin spiegelt sich nicht eine verschiedengradige annäherung des *sn-* an das nhd. *schn-*, sondern der verschiedene lautwert jedes dortigen *s* überhaupt wider: östlich der Weser, vor allem zwischen Weser und Aller, ist in der aussprache das alte *s* rein erhalten mit spitzer articulation, in Westfalen dagegen wird nicht mehr ein spitzes *s*, sondern ein mittellaut zwischen *s* und *š* gesprochen, der etwa dem polnischen *ś* gleichkommt und für die mundarten zwischen Weser und Rhein und am Niederrhein characteristisch ist. man darf also sagen, dass bis zu der oben angedeuteten grenze in Nordwestdeutschland *sn-* und nicht *schn-* gesprochen wird und dass die unterschiede zwischen den verschiedenen *sn-* auf den unterschieden der dortigen *s*-articulation überhaupt beruhen. — wenn an der untern Weser, dann zwischen dieser und der untern Elbe, namentlich aber in Mecklenburg häufig *zn-* neben *sn-* geschrieben wird, so werden hier umgekehrte schreibungen vorliegen: man spricht dort schriftdeutsches *z* im anlaut häufig nicht als *ts*, sondern als *s* (analog dem *f-* für schriftdeutsches *pf-*), und man benutzte diese umgekehrte schreibung in den genannten gegenden, um das tonlose *s* in *sn-* gegenüber dem häufigeren tönenden *s* des anlauts (vor vocal) zu kennzeichnen; andre nd. gegenden haben im anlaut nur tonloses *s*.

Der vocal zeigt in Niederdeutschland die ähnliche entwicklung wie der des vorigen wortes. also: in Schleswig, Holstein und an der Nordseeküste *ē* mit vereinzelten *ei*, *eĭ*; als besonderheiten hier ein kleines *ei*-gebiet an der untern Oste und Elbemündung von Stade abwärts und ein kleines *ie*-gebiet im östlichen Wagrien von Lütjenburg-Eutin ostwärts ans meer; *eĭ*, *ăi* vom Dollart und der untern Ems an deren rechtem ufer aufwärts, hier schon weiter südlich gehend (Osnabrück und umgegend hat nur noch *ei*) und in der gegend des Wiehengebirges und südwestlich davon in das gebiet der westfälischen diphthongierung mündend;

die grenze der diphthongischen formen am linken Elbufer von Hamburg bis Lenzen ist wider ganz unsicher, und es ist daher zu erwarten, dass hier die links- und rechtselbische (mecklenburgische) diphthongierung einmal zu einem grofsen gebiete zusammenfliefsen werden (bei *müde* sind beide auf der karte bereits zusammengefasst, vgl. Anz. XIX 353); ebenso südlicher zwischen Salzwedel, Wittingen, Gardelegen bunter wechsel von *ē*, *ei*, *āi*; der *ē*-district an der verschiebungslinie nördlich von Cassel erstreckt sich bei *schnee* noch westlicher, sodass er noch Zierenberg, Wolfhagen, Landau, Arolsen, Corbach, Fürstenberg umschliefst; von den *eu*-bezirken westlich der Weser ist hier das westlichere viel kleiner und schliefst von gröfseren orten nur Soest und Neheim ein; ein drittes gebietchen mit *eu* um Hildesheim; sonst hier im grofsen diphthonggebiet im w. wider vorwiegend *āi*, am Rothaargebirge und nördlicher *ai*, im übrigen *ei* bis auf eine gröfsere enclave östlich von Hannover mit Burgdorf, Celle, Gifhorn, Braunschweig, Schöppenstedt, für die *ie* überliefert wird, das versprengt dann noch südwestlicher bis in die gegend von Bockenem und Goslar auftritt, hier bunt mit *ei*, *āi*, *ai* wechselnd; östlich der Weichsel *ē* (*ä* am untern Pregel und um Bischofstein), jedoch *ie* (so die schreibung) häufiger zwischen Saalfeld, Mohrungen, Liebemühl und dann das ganze gebiet beherschend, das östlich und südöstlich des bogens Bischofsburg-Rössel-Bartenstein-Tapiau-Insterburg-Goldap liegt, und versprengt noch darüber hinaus; für sich steht noch eine gröfsere *schnei*-enclave mit der grenze (*ei*-orte *cursiv*) Barby a. d. Elbe, Loburg, *Görtzke*, Ziesar, Brandenburg, *Saarmund*, Potsdam, *Teltow*, Cöpenick, *Alt-Landsberg*, Biesenthal, *Freienwalde*, Oderberg, *Zehden*, Schwedt, Schönfliefs, *Bärwalde*, Neudamm, *Fürstenfelde*, südlich davon auf die Oder und ihr bis *Lebus* folgend, Frankfurt, Müllrose, Beeskow, *Storkow*, Buchholz, *Golssen*, Luckau, *Sonnenwalde*, Finsterwalde, Kirchhayn, *Schlieben*, Herzberg, Annaburg, *Schweinitz*, Jessen, Seyda, Zahna, Coswig, Roslau, Zerbst (die letzten neun hart an der grenze); vom niederrheinischen seien hier nur die kleinen bezirke mit *ej* um Goch, Calcar, Cleve, Cranenburg und mit *ia* um Mülheim a. d. Ruhr, Velbert, Barmen erwähnt, sonst hierüber gleich im zusammenhang mit dem ripuarischen.

Für die hd. mundarten hört der vergleich der vocalismen von *schnee* und *zwei* natürlich auf. dagegen lässt sich hier, wenigstens im grofsen und ganzen, und in Süddeutschland deutlicher als in Mitteldeutschland, eine entwicklungsverwantschaft zwischen dem *ē* in *schnee* und dem *ō* in *grofs* (Anz. XIX 348 f) constatieren. dem dort beschriebenen *grūfs*-gebiet im w. entspricht *schnie*; seine grenze gleicht der *grūfs*-grenze im allgemeinen bis Lauterbach (zwei isolierte kleine *schnie*-enclaven noch an der Nahe oberhalb Bingen und oberhalb Kreuznach), zieht dann aber östlicher über *Alsfeld*, *Kirtorf*, Neustadt, *Rauschenberg*, *Gemünden*,

Frankenau, Waldeck, folgt der *ik/ich*-linie westwärts bis Elberfeld und stimmt in ihrem nördlichen rest wider zu jener *ū*-linie; aus diesem gebiete heben sich zwei grösere enclaven als besonderheiten für *schnee* heraus, die eine mit *eī* und der grenze (*eī*-orte *cursiv*) Gangelt, *Geilenkirchen*, Heinsberg, *Erkelenz*, *Dahlen*, *Gladbach*, Dülken, Viersen, *Neufs*, Düsseldorf, *Gerresheim*, Mettmann, Merscheid, Höhscheid, *Leichlingen*, *Opladen*, Burscheid, Gladbach, *Mülheim*, *Deutz*, Brühl, *Lechenich*, Euskirchen, *Zülpich*, Cornelimünster, *Stolberg*, Aachen, und die andere mit mehr *eī*, *ej* in der westlichen, mehr *āi* in der östlichen hälfte und der grenze *Haiger*, Laasphe, Biedenkopf, Wetter, *Marburg*, Rauschenberg, *Kirchhain*, Kirtorf, *Homberg a/O*, *Grünberg*, Laubach, Lich, Grüningen, Butzbach (die letzten vier unmittelbare grenzorte), *Weilburg*, Runkel, Hadamar, Westerburg, *Driedorf*; ferner sind an der *ik/ich*-linie zwei kleine ausnahmegebietchen mit *ē* von Hilchenbach über Siegen südwärts und mit *ēe* um Eckenhagen (als südliche fortsetzung des nd. *ē*-streifens) zu erwähnen (vgl. dort *groafs groefs*); sonst ist *ie* die gewöhnliche schreibung (ob als *ī* oder *īe* zu lesen, ist selten zu entscheiden). auch dem zweiten grofsen *ū*-gebiet des ostens entspricht *schnie*, nur ist es gegen w. eingeschränkter, wo seine grenze über (*ie*-orte *cursiv*) *Sondershausen*, Grofsenehrich, *Greufsen*, Tennstedt, *Gebesee*, Gotha, *Ohrdruf*, *Ilmenau*, Eisfeld, *Coburg*, *Sesslach*, Ebern, Bamberg und weiter die Regnitz hinauf nach Erlangen zieht; zwischen diesem *ie*-gebiet und dem nördlichen niederdeutschen vermittelt *schnee* längs der *ik/ich*-linie in derselben ausdehnung wie dort *grōfs* zwischen *grūfs* und *grōt*; auch sonst ist *schnee* schon überall verstreut zu finden, und dreimal bildet es deutliche enclaven: nördlich vom Erzgebirge innerhalb des rahmens Schöneck-Auerbach-Greiz-Crimmitschau-Waldenburg-Frankenberg-Zschopau-Marienberg, an der oberen Glatzer Neifse südlich von Habelschwerdt-Landeck, zwischen Oppa und Oder bis Neustadt-ObGlogau im n.; Schlesien hat sonst *schnie* wie *grūfs* und im *graufs*-gebiet *schnei*, *schnai*, an seinem rande *schnee*; *īe*-bezeichnungen besonders häufig nördlich und nordwestlich von Dresden und westlich vom 29 grade (mit *ia* durchsetzt); endlich ein *schnia*-bezirk am oberen Main und an der Rodach bis zum Frankenwald hin mit den grenzorten Schesslitz, Weismain, Burgkundstadt, Steinach und Sesslach, Coburg (schreibt selbst -*ee*), Neustadt, Sonneberg. der grenzstreifen mit *schnee* nördlich an der *ik/ich*-linie setzt sich westwärts über Nordhausen, Bleicherode bis Heiligenstadt als *schnä* fort (neben *grūfs*), ein schmaler uferstreifen rechts der Werra von Wanfried bis Witzenhausen hat wider *schnee* (neben *grōfs*). west- und südwärts jedoch schliefst sich ein *schnei*-gebiet an (anders als bei *grofs*): es geht nördlich von Cassel in den nd. diphthongbezirk über, wird im w. und o. von den beschriebenen *snee*- und *schnie*-grenzen, im s. von der linie (*ei*-orte *cursiv*) Alsfeld, *Grebenau*, Schlitz, *Hünfeld*, Geisa, Vacha,

Berka, *Eisenach*, *Waltershausen*, Ohrdruf umzogen, reicht gegen no. bis zur Hainleite (vgl. *grouſs*) und zeigt in der gegend von Gudensberg, Felsberg, Melsungen vielfach eingestreute *-ee*, zwischen Allendorf und Eschwege *-ie*, um Spangenberg und Rotenburg *-ej*, zwischen Hersfeld, Hünfeld, Vacha *-äi* und *-eu*, rechts der Werra *-eï*, *-äi* uä. in Süddeutschland gilt für Baiern dem *grouſs* entsprechendes *schnäi* (auch *-ai*, *-eï*, *-öi* uä.) nur in der nördlichen hälfte bis Donau und Regen (die westgrenze wie die bei *grouſs*, nur Windsbach schreibt schon *schnäï*), die südliche überliefert reines *schnee* (wie auch schon vielfache *grōſs*). dem westlicheren *groaſs*-streifen paralleles *schnea* reicht im n. bis zum Thüringerwald (gegen nw. bis zur linie Bischofsheim-Fladungen-Wasungen-Schmalkalden), sonst stimmt im allgemeinen die grenze des ersteren (nur Neu-Ulm schreibt noch *schnai*); in bezug auf schreibungen überwiegt strichweise (von n. nach s. betrachtet) *ea*, *eä*, *eē* bis Münnerstadt, Königshofen, *ia* bis Hammelburg, Schweinfurt (von dem gegenüberliegenden *schnia*-district am oberen Main scheidet ein schmaler *schnee*-streifen, der nördlicher noch bis Hildburghausen-Eisfeld reicht und südlicher das linke Regnitzufer bis Höchstadt und Herzogenaurach begleitet), *ea*, *äa* bis Würzburg, Steigerwald, *ǟ* bis Mergentheim, Windsheim, Heilsbronn, *äa* bis zur Donau, *ea* südlich von ihr; versprengte *schnee* besonders rechts vom Lech, und an beiden ufern der Iller von Memmingen bis Immenstadt eine *schnö̆*-enclave. die grenze des schwäb. *schnai schnae* stimmt im wesentlichen zur *grauſs*-grenze in bezug auf die dort hergezählten ortschaften, nur gebe man unter ihnen Buchau, Riedlingen, Spaichingen, Wildbad, Pforzheim, Bietigheim, Murrhardt die entgegengesetzte grenzrolle. *schnäi* am Odenwald wie *grouſs*, nur im s. liegen die bei letzterem genannten orte von Widdern bis Schwetzingen schon aufserhalb des gebietes, das hier vielmehr vom Neckar etwa abgeschlossen wird; ein kleiner *schneï*-bezirk aufserdem noch nordöstlicher um Lohr, Gemünden, Rieneck. für die *grouſs*-enclave am Haardtgebirge fehlt die parallele bei *schnee*. der rest hat *schnee*, das im westlichen Lothringen jenseits Nied und unterer Saar bunt mit *schneï* und *schnie* wechselt, zwischen Rhein und dem schwäb. gebiet seltener, am Kocher, sowie an den west- und nordabhängen der Rhön und besonders in dem zipfel an der Werra überwiegend durch *schnǟ* ersetzt wird.

Die Dänen überliefern *snee*, für Alsen *snie*. Sylt, Amrum, Föhr schreiben *snē*, *snä*, die Halligen *snie*, das gegenüberliegende festland *snäi* und *snī*.

28. *bruder* (satz 33).

Das wort ist nach stammvocal und inlautender consonanz zu vergleichen mit *müde* (Anz. XIX 351 ff). die entwicklung des vocals zunächst ist bei beiden paradigmen durchaus parallel, sodass ich mich hier auf folgende abweichungen und einzelheiten beschrän-

ken kann. von den bei *müde* aufgeführten orten, die in der nähe der nordgrenze des obd. und md. vocalismus liegen, sind folgende bei *bruder* auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie zu setzen: Salmünster und Soden, Burg, Ziesar, Plaue, Pritzerbe, Cremmen, Zehden, Soldin. der bair. nordgau hat *broud-* (mit *bruad-* durchsetzt), gegen s. aber nur bis zur ungefähren linie Rötz-Eichstädt. auch sonst entspricht den *ei*, *öi*, *äi* bei *müde ou* bei *bruder*, dem *ȫ* und *ē* hier *ō*. von den hauptorten der grenze zwischen obd. diphthong und md. monophthong liegen Pfalzburg, Steinbach, Eppingen, Schweigern, Forchtenberg, Bischofsheim, Iphofen, Ansbach hier auf der andern seite der linie, aber alle in ihrer nächsten nähe. Wasungen und umgegend hat *bruid-*, das thüringische gebiet von Erfurt nordwärts (jedoch im w. nicht bis Waltershausen reichend) *brued-* (seltener *bruad- bruod-*). östlich der Elbe im *ū*-gebiet, soweit es nördlich der *ik*/*ich*-linie liegt, zahlreiche *ue*, *ua*, *uo*, doch auch noch eingestreute nd. *ō*. im obd. diphthonggebiet schreibt das Elsass vorherschend *üa* (daneben viele *üe*, *üä*, *üö*, nördlich von Strafsburg auch *öa*, *öe*, *öä*, dazwischen noch überall *ua*, *ue*); ein zweites *üa*-gebiet umgibt den Bodensee bis zu der grenze (*üa*-orte *cursiv*) Schopfheim, *Säckingen*, Zell, Schönau, Todtnau, Neustadt, *Löffingen*, *Bräunlingen*, *Donaueschingen*, Vöhrenbach, Villingen, *Spaichingen*, Rottweil, Schömberg, Ebingen, Veringen, *Sigmaringen*, *Scheer*, Buchau, Waldsee, *Ravensburg*, *Tettnang*, Wangen, *Lindau* (mit den häufigen schreibungen *üe*, *ü*, *ia*, *iё*, *ī*); sonst ist *ua* am verbreitetsten, woneben westlich vom Lech vielfach *ue*, *uo* auftreten; zwischen Rhein und Schwarzwald überwiegen *ue*, *uä*; im schwäb. widerum nasalierung des vocals. im hd. monophthonggebiet überall *ū*, nur noch eine thüring. *o*-enclave südlich von Erfurt bis zur oberen Ilm mit Plaue und Gehren (bei *müde* nur in letzterem und wenigen nachbarorten *ē*); zwischen der oberen Eder und der nd. grenze um Berleburg, Hallenberg, Frankenberg *ǖ*; westlich von Meifsen etliche *ui*, desgl. am Bober um Löwenberg und Lähn; nordöstlich von Glogau um Fraustadt herum zahlreiche *iu*.

Auch westlich und nördlich dieser obd. und md. lande stimmt die verteilung von mono- und diphthongischen formen im wesentlichen zu der bei *müde*. daher *ou* südlich der Mosel, noch bunt durchsetzt mit *ō* und *ū*, und in der beschriebenen hessischen ecke, hier namentlich in ihrer westlichen hälfte noch mit *ō* untermischt; doch fehlt die enclave um Kaldenkirchen; *au*, *ou* ist an der unteren Ems beschränkter, es gilt hier nur für das Bourtanger moor und nördlich der Hase um Kloppenburg und Friesoythe; dagegen hat die unterste Ems und überhaupt Ostfriesland jenseits der linie Papenburg-Wilhelmshaven *ȫ*; dasselbe *ȫ* noch südlicher in zwei kleinen districten längs der reichsgrenze, an der Vechte um Nordhorn und Neuenhaus, an der Berkel um Stadtlohn und Vreden. von dem *au*-gebiet nördlich der Hase

führen versprengte diphthongformen dann wider hinüber zu dem grofsen diphthonggürtel, der von Westfalen bis an die Ostsee reicht; seine für *müde* beschriebene grenze[1] gilt auch im grofsen ganzen für *bruder*, wenn man von den dort genannten orten Salzwedel, Bärwalde, Friedheim, Nakel, Neustadt auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie bringt und diese im w. einengend nicht über Dortmund und die untere Lenne hinausgehn lässt, obwol versprengte *ou* noch westlicher bis an die niederfränk. grenze hinüberreichen. innerhalb dieses grofsen complexes ist *au* die allgemeine schreibung; *ou* besonders längs des nordwestrandes und an der Elbe, hier noch häufig mit *ō* wechselnd; *âu* am Rothaargebirge und nördlicher im Ruhrgebiet von Neuenrade-Camen ostwärts über Soest bis Gesecke und Salzkotten und dann zwischen Teutoburger Wald, Solling und Süntel, hier mit *eu*, *eo*, *ew*, *eww* wechselnd; viele *âu* von hier noch östlicher in breitem gürtel südlich um Hannover herum, bis sie westlich von Braunschweig zwischen Fuse und Oker in *â* und *ai* auslaufen; endlich noch zahlreiche *âu* (mit mannigfachen varianten) im o. zwischen Küddow und Brahe. die monophthongischen gebiete haben *ō*, das südlich der Eifel mit *ū* und mit *au* im kampfe liegt. eine sonderstellung nimmt der Niederrhein ein, dem bis Geldern-Rheinberg-Wesel-Isselburg *ü̆*, südlicher und östlicher bis Straelen-Kempen-Werden-Borken *ū* eigen ist, *ū* auch in einem isolierten bezirk um Aachen und Eschweiler; und um Velbert, Ratingen, Mettmann, Wülfrath, Remscheid wider eine enclave mit *ue* (*ua*, *uo*).

Der vergleich der vocalentwicklungen von *bruder*, *müde*, ferner *grofs*, *tot*, *brot* (Anz. XIX 347 ff), endlich *heifs*, *zwei* und *schnee* (o. s. 95 ff) führt, von allen einzelheiten abgesehen, zu folgendem allgemeinen resultat: *ē* < germ. *ai* (*schnee*) hat mit *ō* < germ. *au* (*grofs* usw.) nur in den hd. mundarten eine parallele geschichte, dagegen ist in den nd. mundarten *ē* < germ. *ai* (*schnee*, *heifs*, *zwei*) nicht dem *ō* < germ. *au* (*grofs*), sondern dem *ō* < germ. *ō* (*bruder*, *müde*) analog entwickelt.

Einige kleine bezirke mit verkürztem monophthong in *bruder* sind dieselben, für welche verdoppelung des folgenden consonanten gleich zu erwähnen sein wird.

Die entwicklung des inlautenden dentals ist natürlich ebenfalls verwant mit der in *müde*; aber das sehr verschiedene vorhandensein und fehlen der endung bei beiden paradigmen hat auch die wandlungen des *d* sehr verschieden gestaltet, und da auch im einzelnen die abweichungen der analogen grenzlinien sehr beträchtlich sind, so verfahre ich am kürzesten, wenn ich die von *bruder* selbständig beschreibe. die ungefähre linie, in

[1] Anz. XIX 353 zeile 24 lis 'von Remscheid' statt 'vom Rhein' und zeile 10 v. u. schiebe hinter 'Dorsten-Mülheim (a. d. Ruhr)' noch 'Mülheim-Barmen' ein.

deren s. und o. das *d* im allgemeinen erhalten ist, verläuft hier (*d*-orte *cursiv*): *Schleiden*, *Gemünd*, Montjoie, Cornelimünster, Stolberg, *Düren*, Eschweiler, Aldenhoven, *Jülich*, Linnich, *Bergheim*, Grevenbroich, Neuſs, *Düsseldorf*, *Kaiserswerth*, *Angermund*, Ürdingen, Duisburg, Kettwig, Werden, *Velbert*, Langenberg, *Barmen*, Schwelm, Lüttringhausen, *Remscheid*, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Waldbröl, *Blankenberg*, Altenkirchen, *Linz*, *Engers*, Montabaur, Ems, *Lahnstein*, die Mosel aufwärts bis *Berncastel*, in unruhigem zickzack südwärts bis *Saargemünd*, *Bitsch*, Pirmasens, *Bergzabern*, Rheinzabern, Landau, *Edenkoben*, Deidesheim, Lambsheim, *Frankenthal*, den Neckar aufwärts bis *Mosbach*, *Buchen*, *Amorbach*, Neustadt, *Wörth*, Aschaffenburg, *Gelnhausen*, *Wächtersbach*, Büdingen, Wenings, Schotten, *Herbstein*, *Lauterbach*, *Schlitz*, Grebenau, Hersfeld, *Vacha*, *Berka*, *Rotenburg*, Spangenberg, *Lichtenau*, *Cassel*, (wider gen w.) *Niedenstein*, Gudensberg, *Züschen*, Fritzlar, *Wildungen*, Frankenau, Frankenberg, Battenberg, *Hallenberg*, Berleburg, Schmallenberg, Winterberg, dann wie bei *müde* bis zum Harz und westlich um seine hd. colonien herum, *Goslar*, *Wernigerode*, *Halberstadt*, *Schwanebeck*, *Oschersleben*, *Seehausen*, *Helmstedt*, *Königslutter* (alle in der nähe der grenze), *Oebisfelde*, Clötze, *Gardelegen*, Tangermünde, *Jerichow*, *Arneburg*, Sandau, *Rhinow*, Neustadt, *Fehrbellin*, Ruppin, *Lindow*, *Zehdenick*, *Templin*, Lychen, *Joachimsthal*, Greiffenberg, *Angermünde*, Schwedt, *Schönflieſs*, *Soldin*, Berlinchen, *Woldenberg*, Arnswalde, *Reetz*, etwa die Ihna abwärts bis unterhalb *Stargard*, Gollnow, der rest im wesentlichen wie bei *müde*[1].

Nördlich dieser linie kommen im Rhein- und Nahegebiet einerseits und östlich der Weser anderseits noch viele eingestreute *d* vor (um Frankfurt, Hannover, Braunschweig ganze *d*-enclaven); sie überwiegen sogar nördlich des winkels Ritzebüttel-Hamburg-Travemünde und werden jenseits Husum-Schleswig bis zur dänischen sprachscheide das ausschlieſsliche. das *d* ist zu *r* geworden in dem ganzen süd- und mitteldeutschen zipfel, der von dem oben abgegrenzten gebiete durch die linie Altenkirchen-Freudenberg und das Rothaargebirge abgeteilt wird, ferner im ganzen o. des gebietes bis zur curve Travemünde-Hamburg-Hitzacker (a. d. Elbe)-Wittingen-Oebisfelde. für den rest ist gänzlicher schwund des inlautenden consonanten characteristisch. dazu etliche einzelheiten: *j*, *g* in zwei östlichen gebieten, östlich der Havelmündung um Kyritz, Neustadt, Wusterhausen, Ruppin und östlich der unteren Oder von Schwedt-Greiffenhagen bis zur *d*-grenze; in Schleswig-Holstein zahlreiche *l* (wechselnd mit dem überwiegenden *d*, einigen *r*. und seltenem ausfall), besonders zwischen 54 grad und Husum-Schleswig; *l* erscheint auch als übergangslaut vom *d* zum *r*, so in einer gruppe von neun grenzdörfern am Westerwald südlich von Altenkirchen, häufiger am

[1] Anz. XIX 354 zeile 20 v. u. lis 'wenig nördlicher'.

unteren Neckar von Mannheim bis Eberbach; endlich folgende kleine bezirke mit consonantenverdopplung: mit *dd* zwischen Rotenburg a. d. Fulda und Sontra, im ungefähren viereck Eisenach-Salzungen-Vacha-Berka, südlich von Erfurt zu beiden seiten der Ilm über Tannroda und Stadt-Ilm, Königsee und Blankenburg, vereinzelter in der Eifel westlich von Mayen, endlich im westlichsten Lothringen von Diedenhofen bis Busendorf, mit *rr* längs der *d/r*-grenze vom Vogelsberge nordwärts ein schmaler streifen mit Kirtorf, Alsfeld, Grebenau, Schwarzenborn, Hersfeld.

Innerhalb jenes grofsen complexes, der das *d* bewahrt, fallen die gleichen seltsamen ausnahmen mit *s* (vereinzelt engl. *th*) und *l* zwischen unterer Saale und Mulde auf wie bei *müde*; sie werden uns jetzt durch die gleiche consonanz auf schleswigischem und friesischem boden verständlich und somit für die urgeschichte jener jetzt gröstenteils anhaltischen lande besonders wertvoll. sonst bleibt hier nur noch ein isoliertes kleines gebiet zwischen Rhön und Vogelsberg um Schlüchtern herum zu erwähnen, das *r*, an seinen grenzen auch schwund des dentals überliefert.

Zum auslaut *-er* vgl. *winter* und *wasser* (Anz. XIX 110. 283); in dem gebiet des *d*-ausfalls wird *-er* bei nunmehr vorhergehndem vocal vielfach zu *-r* und zwar sehr häufig bei mono-, seltener bei diphthongischem character des letzteren.

Das dänische hat *brōer*, auf Alsen (mit ausnahme des Sonderburger flügels) *brūe(r) brūa(r)*; das friesische hat auf Sylt *brödder*, auf Amrum *bruthar* (mit engl. *th*), auf Föhr *bruller*, auf den Halligen *brö̈er*, auf der gegenüberliegenden küste im nördlichsten abschnitt *brauder brauther*, südlicher wechselnd *bröuer*, *brōer*, *brēer*.

(fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

ENTGEGNUNG.

Die Anz. XIX 269 f abgedruckte recension einer dissertation von Adolf Sütterlin kann der unterzeichnete deshalb nicht ohne antwort lassen, weil er auf einen im voraus gegen das Wörterbuch der elsässischen mundarten gerichteten vorwurf näher eingehn möchte. er kann allerdings auch die sonstigen ausstellungen des rec. an dem gegenstande der dissertation und seiner behandlung nicht für zutreffend ansehen, beschränkt sich jedoch hier auf die bemängelung des Kräuterschen systems der lautbezeichnung.

Kräuters andenken hoch zu halten, haben wir persönlich alle ursache: s. den biographischen abriss im Jahrbuch des Vogesenclubs 5, 141 (1889). aber auch rein wissenschaftlich betrachtet, ist sein system wol noch immer das consequenteste, einfachste, klarste. indem er für die länge den acut, für die offne aussprache den gravis verwendet, bietet er für den reich entwickelten vocalismus der elsässischen mundarten eine fülle von leicht verständ-

lichen, auch typographisch bequemen bezeichnungen. wenn der rec. meint, es sei unmöglich, den sinn von *œ̂y* oder *œ̀y* oder *œ̂i* im gedächtnis zu behalten, so kann ich ihm versichern, dass unsere mitarbeiter am wörterbuch, darunter dorfschullehrer, selbst ein fabrikaufseher mit einfacher volksschulbildung, sich das system Kräuters ohne grofse mühe und zeitverlust sicher angeeignet haben.

Einen zweiten grund zur bemängelung gibt die consonantenbezeichnung Kräuters. 'die schreibung *k t p* für die stimmlosen lenes beruht doch, wie man jetzt allgemein zugeben wird, auf einem nichtverstehn jener articulationen'. durchaus nicht. Kräuter unterscheidet die stimmlosen explosivlaute von den stimmhaften: dazu berechtigte ihn die begründung seines systems auf die lautverhältnisse der meist in frage kommenden sprachen, insbesondere der niederdeutschen mundarten, des englischen und des französischen. namentlich von dem letzteren aus erscheinen die elsässischen laute, welche für *b* und *d*, zt. auch für *g* gesprochen werden, als harte laute. das beweisen zahlreiche anecdoten, und ganz ausdrücklich sagen es die französischen grammatiker. so JD(authenville), Le Français Alsacien, Strasbourg 1852, welcher angibt, dass die Elsässer anstatt *Gardez-vous*, *bercer* aussprechen *Cartez-fous*, *percer*. allerdings bemerkt er, dass sie umgekehrt auch sagen: *brenez*, *gueur*, *d'or* anstatt *prenez*, *cueur*, *tort*. allein dies zeigt nur, dass der elsässische laut ein anderer ist, als die beiden französischen, und wollte man consequent sein, so müste man eine dritte ganz neue bezeichnung eintreten lassen, was doch nicht angeht. nun können andere oberdeutsche dialecte, wie zb. die schweizerischen, die unterscheidung der stärker und schwächer ausgesprochenen laute auf die tenues und mediae übertragen. das elsässische kann es nicht. es kennt bei *b* und *p*, *d* und *t*, und in vielen stellungen auch für *g* und *k* nur ein und dieselbe schwache aussprache. da nun die stimmlosigkeit unzweifelhaft diese laute den sonst allgemein als tenues bezeichneten beigesellt, so ist der einheitliche laut mit deren buchstaben zu versehen. nun wollen allerdings die Schweizer durchaus auch bei den Elsässern denselben unterschied heraushören, wie in ihren mundarten. sie werden aber widerlegt durch elsässische volksscherze, die auf der völligen gleichsetzung der lenes und fortes beruhen. *Wàs iš liχtər als ə Fètər*? fragt man. der befragte glaubt zu hören: was ist leichter als eine feder? aber die auflösung lautet: *ə Máuərər* 'ein magerer', natürlich im gegensatz zu 'ein fetter'. oder ein kind sagt zum andern '*Týpišəfi*', und wenn dies versteht 'du bist ein vieh', so erklärt das erstere ganz harmlos: ich habe nur gesagt 'die taube ist ein vieh (tier)'. also *d* und *t* in *Feder* und *Fetter*, *Du* und *Taube* werden ganz gleich ausgesprochen, und das gilt auch für die andern in frage stehnden laute.

Unsere angaben sind öfters bezweifelt worden auf grund ganz oberflächlicher untersuchungen, die man etwa an Elsässern im

ausland angestellt hat: verhöre, bei denen man gewöhnlich herausbekommt, was man zu hören wünscht. sollen wir dagegen unsere auf möglichst zahlreichen beobachtungen der unbefangenen volksrede beruhenden ergebnisse preisgeben? in der Revue critique xxxiii (1892) s. 213 wird in einer recension von Lienharts arbeit über die mundart des Zornthals die form *mòrm* für 'morgen' angefochten. dr Lienhart schreibt mir: 'nicht nur im ganzen mittleren Zornthal sagt man *morm*, sondern, wie mir dr med. K. gestern versicherte, im ganzen kanton Hochfelden bis gegen Buchsweiler hin (hier nicht mehr), und nach den Liebichschen fragebogen (von 1873) auf dem ganzen Kochersberg und südlich davon noch in Dütlenheim und Ernolsheim'.

Strafsburg, 6 oct. 1893. E. Martin.

Wenn die unbequemlichkeiten der Kräuterschen vocalzeichen nicht so grofs sind, wie ich sie bisher taxierte, so kann mich das nur freuen, umsomehr als es mir ferne lag, gegen das Wb. der els. maa. 'im voraus einen vorwurf zu richten'. immerhin ist zu bedenken, dass die transcription nicht blofs auf die mitarbeiter des wörterbuchs berechnet sein sollte. — dass Kräuter den gegensatz von fortis und lenis misverstanden hat, beweisen seine einwände gegen Winteler. gibt man die stimmlosen verschlusslenes mit *b d g* wider, so braucht es nur eine kurze notiz in der grammatischen einleitung 'die mundart kennt nur stimmlose verschlusslaute', und jedem misverständnis ist vorgebeugt. schreibt man aber *p t k*, so hat das verschiedenartige nachteile: 1. jedem Norddeutschen, Engländer usf. wird immer wider seine fortis (tenuis) vorschweben, wenn er ein wort wie *tiep* vor sich sieht; 2. wenn zum zwecke sprachgeschichtlicher vergleichung eine oberalemannische form mit fortis herangezogen wird, ist man zu lästigen und incorrecten transcriptionen genötigt: was Winteler *töt* schreibt, müste als *ttött* widergegeben werden! 3. historisch falsche herleitungen werden nahe gelegt. ich habe schon in diesem Anz. xviii 195 bemerkt, dass wir bei Lienhart die angabe finden: mhd. *d* ist zu *t* geworden (*dach* $>$ *tdχ*), mhd. *t* ist als solches erhalten (*zīt* = *tsit*). dieser doppelte irrtum wäre ausgeschlossen, wenn man die heutige lenis mit *d* schriebe; dann sähe man sofort, dass *dach* sein *d* behalten, *zīt* sein *t* geschwächt hat. wenn aber dies dem elsässischen dialectforscher begegnen kann, was ist von dem fernerstehnden leser zu erwarten?

Berlin, 31 october 1893. Andreas Heusler.

Am 3 nov. starb zu Freiburg i. Br. der ehemal. ordentl. prof. der deutschen philologie in Kiel, dr Friedrich Pfeiffer, 66 jahre alt.

In Königsberg hat sich für deutsche philologie dr Wilhelm Uhl habilitiert, in Innsbruck mit einem lehrauftrag für englische philologie dr Rudolf Fischer, bisher privatdoc. in Strafsburg. — privatdoc. dr Eugen Mogk in Leipzig wurde zum aufserord. prof. ernannt.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 2 April 1894

Die grundbegriffe in den kosmogonien der alten völker. von Franz Lukas. Leipzig, WFriedrich, 1893. vi und 277 ss. 8°. — 6 m.

In methodisch musterhafter weise sucht Lukas die kosmogonien der vorchristlichen culturvölker, mit ausschluss der Chinesen, zu analysieren. dass er ohne jedes vorgefasste urteil ans werk geht und ebensowenig mit philosophischen als mit mythologischen lieblingsvorstellungen operiert, das kann in dieser zeit der doctrinären entlehnungsfanatiker, folkloristen und systemmacher nicht lobend genug hervorgehoben werden. dass das buch ein wenig trocken und farblos ausgefallen ist, nimmt man dafür gerne hin.

L. geht so vor, dass er zunächst eine kurze quellenübersicht vorausschickt, wobei er allerdings in der quellenkritik von andern forschern abhängig bleibt. sobald es sich aber um die interpretation handelt, steht er resolut auf eigenen füfsen. er untersucht die bedeutung der hauptbegriffe, ihr gegenseitiges verhältnis, ihre spätere entwicklung; in scharfer weise wird dabei zwischen volkstümlicher beobachtung der würklichkeit und philosophischer speculation unterschieden. — es folgt hierauf ein urteil über den wert der kosmogonie, dh. über die stufe, die sie in der reihe derartiger völkerversuche einnimmt, und zum schluss eine erörterung über selbständigkeit und beziehung zu andern kosmogonien.

Mit sicherer technik weifs L. überall die structur der kosmogonischen systeme herauszuheben, und auch auf einzelnes fällt dadurch oft unerwartetes licht. das geheimnis aller volkstümlichen kosmogonien hat Zeller in seiner glänzenden besprechung der Hesiodeischen (Lukas s. 158) aufgedeckt. sie gehn nicht, wie philosophische speculationen, von einem positiven grundgedanken aus, sondern sie werden durch negative deduction aus dem vorhandenen stufenweise gewonnen. das 'nichts' ist dem naiven menschen ein 'noch nicht'. JGrimm hat mit einer fülle von belegen den volkstümlichen horror vacui illustriert: statt 'gar nichts' sagt das volk 'keinen faden', 'kein blättle', 'nicht ein stecknadelköpfchen'. auf ganz demselben moment beruht es, wenn der mhd. dichtung der winter die zeit ohne vogelsang und ohne rosenblüte ist. in derselben weise also wird der unausdenkbare begriff des uranfänglichen nichts überall durch abstreichen einer schicht nach der andern gewonnen. characteristisch ist aber die folge der beseitigten und damit zugleich auch der schliefslich übrig

bleibenden begriffe. hier enthüllt sich die innere form der nationalen kosmogonien. die naive ursprungslehre der Babylonier und Ägypter setzt mit einer negation des vorhandenen ein: im anfang war weder himmel noch erde; die grübelnde der Inder dagegen verneint das denkbare: damals war weder das seiende noch das nichtseiende. hier wie dort eine antithetische totalitätsformel, aber das einemal um die brennpuncte 'unten und oben', das andermal um 'sein oder nichtsein' kreisend. nicht immer liegen die verschiedenheiten so klar zu tage, aber eigenheiten zeigen sich dem prüfenden auge zuletzt überall; so meiden die Eranier die personification (s. 108), die Griechen gehn nicht über das letzte plastisch greifbare heraus (s. 156), die Germanen bleiben vollends an dem localcharacter ihres eigenen klimas haften (s. 228).

An dieser stelle berührt uns nur zweierlei aus L.s werk: die allgemeine frage nach dem einheitlichen oder autochthonen ursprung der kosmogonien — und die specielle nach der beurteilung der eddischen entstehungsmythen. L.s allgemeiner standpunct ist schon durch das eben mitgeteilte gekennzeichnet: er glaubt, dass die grundlagen der kosmogonischen legenden aus psychologischen gründen überall dieselben sind, dass sie aber durch den individuellen geist der völker überall anders fortgeführt werden. diese anschauung, zu der auch rec. sich entschieden bekennen muss, durchdringt das ganze buch und wird in der schlussvergleichung (s. 238 f) noch knapp aber schlagend dargelegt. in ganz vortrefflicher weise erläutert L. (s. 255 f), wie leicht der irrige schein weitgehnder gleichheit entsteht. 'es ist nämlich natürlich, dass beim ersten vergleiche zweier kosmogonien ähnliche vorstellungen, die ja tatsächlich in allen kosmogonien vorkommen, sofort, unterschiede aber erst nach genauerer prüfung bemerkt werden; denn ähnliche vorstellungen reproducieren sich ja überhaupt leichter und rascher als verschiedene' (s. 256). selbst in dem verführerischsten einzelfall, bei der vergleichung der biblischen kosmogonie mit der babylonischen (s. 36 f), kommt er zu dem resultat: 'sowol die entlehnten als die eigenen gedanken hat der verfasser der grundschrift dem standpuncte und dem gottesbegriffe der mosaischen religion so vollständig und consequent angepasst, dass man sich unwillkürlich fragt, was wol einfacher ist, eine fremde kosmogonie mit einem schon vorhandenen religiösen standpuncte und einem feststehnden unabänderlichen gottesbegriffe in so vollkommenen einklang zu bringen, wie es im falle einer entlehnung tatsächlich hätte geschehen müssen, oder eine ganz selbständige, aus dem eigenen standpunct entspringende und daher mit demselben naturgemäfs übereinstimmende kosmogonie zu erdenken' (s. 42), worte, die genau auch auf die eddischen schöpfungsmythen passen. EHMeyers herleitung aller kosmogonien aus der einen babylonischen quelle würde also schon an der quelle abgegraben sein, wozu dann noch das abschneiden der stärksten

nebenströme kommt: zb. griechische und babylonische kosmogonie sollten schon durch die 'ähnlichkeit im namen' zwischen Tiamut und Tethys als verwant sich verraten, eine ähnlichkeit, die nach L.s berechtigter erwiderung sich nur auf den anlaut bezieht und ernsthafterweise gar nicht erwähnt werden sollte (s. 154 anm.).

Diesen allgemeinen standpunct illustriert L. noch kurz durch einen blick auf die schöpfungssagen der naturvölker (s. 260) und zeigt, wie zb. eine lettische kosmogonie elemente enthält, die mit teilen völlig unverwanter mythen sich decken (s. 263).

L.s urteil über die germanischen kosmogonien entspricht diesen im verlauf seiner arbeit entstehnden und sich festigenden anschauungen. für das Wessobrunner gebet lehnt er (s. 214 f) ebensowol die gleichsetzung mit dem biblischen schöpfungsbericht wie die mit der Völuspa ab. ausführlicher untersucht er natürlich die eddischen kosmogonien. Ymi wird (s. 218. 230) erklärt als der 'weltbildungsstoff', und die welten der Edda werden (s. 225) in scharfsinniger weise als kosmologische abbilder der irdischen zonen, wie sie sich in germanischer auffassung darstellen, erklärt. die ganze legende von Ymi führt auch L. auf den gedanken des mikrokosmos zurück (s. 231). die theorien der Edda und der Genesis erklärt er (s. 232 f) als grundverschieden sowol in bezug auf den allgemeinen standpunct (s. 234) als in bezug auf den bau der welt (s. 235) und auf die form (s. 236). 'wir finden für die annahme einer directen entlehnung alttestamentlicher vorstellungen seitens der eddischen kosmogonie auch nicht einen anhaltspunct, es müsten denn die alttestamentlichen bestandteile der kosmogonie von den altn. anschauungen so vollkommen assimiliert worden sein, dass von diesen nichts mehr zu erkennen ist' (s. 236). es folgt eine ausgezeichnete darlegung der eddischen entstehungslehre nach ihren eigenheiten: 'wie die eddische kosmogonie im ganzen, so trägt auch der speculative gehalt derselben durchaus nordischen character an sich'. die vergleichende methode zeigt sich auch hier als jener wunderspeer, der die wunden heilt, die er schlug: wie eine an der oberfläche haftende zusammenschüttung von ähnlichkeiten aus aller welt enden das verständnis der einzelnen mythologien gefährdet hat, so wird eine gründliche und individuelle zusammenstellung den allgemein menschlichen kern und die nationalen verschiedenheiten ans licht fördern.

Zu bedauern ist die massenhaftigkeit der druckfehler, die durch die liste s. 276 f keineswegs erschöpft wird. um aber von einem vortrefflichen buche mit einem lob abschied nehmen zu können, verweise ich zum schluss auf die allgemeine gruppierung der schöpfungssagen (s. 265 f). hier ist ein würklicher schritt zur völkerpsychologie grofsen stils getan; möge er nicht ohne nachfolge bleiben!

Berlin, juli 1893. RICHARD M. MEYER.

Zur germanischen sprachgeschichte von WILHELM STREITBERG. Strafsburg, KJTrübner, 1892. VIII und 116 ss. gr. 8°. — 2,50 m.

Die schrift ist eine neubearbeitung und erweiterung der im Freiburger Index lectionum für das sommersemester 1890 gedruckten abhandlung 'Die germanischen comparative auf -ōz-'. da diese nicht im buchhandel erschienene abhandlung mir nicht zu gesicht gekommen ist, wird auf den inhalt dieser und das verhältnis der neuen schrift zu ihr im folgenden keine rücksicht genommen.

Das thema des buches ist, wie Streitberg s. 6 zu ende der einleitung sagt, 'die frage nach der lautgesetzlichen entwicklung der urgermanischen langdiphthonge'.

Das 1 cap. 'Monophthongierung urgermanischer langdiphthonge' (s. 7—37) ist mit seinen beiden unterabteilungen in einer auf den ersten blick irreführenden weise wie lucus a non lucendo von dem benannt, was als nicht vorhanden nachgewiesen wird.

I. 'Urgermanisch ō aus ōi vor consonanz' und im auslaut (gemeint ist ō aus älterem germ. ōi), wie es Mahlow lehrte, hat nicht bestanden. Mahlows belege für ō aus ōi werden s. 8 ff der reihe nach geprüft: keinem der ō liegt ein älteres ōi zu grunde. das praesens got. *salbō-þ* (s. 12 ff) ist nicht aus (**ōid* < **ōjid* <) *-ā-je-ti* entstanden, sondern es ist wie lat. *amat* ein *-ā-ti*, das, 'von haus aus der athematischen flexion zugehörig', neben jenem *je*-praesens aus der grundsprache ererbt ist. die verbalabstracta auf *-ōni-* (s. 15 ff) sind, wie alle verbalabstracta, auch die infinitive, nicht vom praesensstamme, sondern vom verbalstamme, dem 'zweiten' oder 'infinitivstamm' der slavischen grammatik, gebildet[1]. der inf. *salbōn* (s. 17 f) hat nie das suffix *-jo-* besessen, so wenig wie slav. *dělati*, lat. *amā-re*. der inf. auf *-ōjan* (as. *-oian* ae. *-ian* afr. *-ia*) ist eine neubildung nach dem *-je*-praesens, germ. *-ōjō*.[2] die germ. comparative auf *-ōz-*, die das ō der starken casus verallgemeinerten, haben ein vorhergehndes *j* analogisch eingebüfst (s. 23—28). wie S. selbst sich die sache denkt, ist sie ziemlich compliciert; dazu ist sie, obwol mit hinreichend vielen worten, doch nicht mit der nötigen klarheit dargelegt: der leser wird, schneller denkend als die worte S.s es ihm gestatten, sich von selbst den vorgang so vorstellen, wie Ehrismann (Literaturblatt 14, 234) und van Helten (Beitr. 17, 550 ff) ihn sich geschehen denken.

[1] das ī der verbalabstracta auf *-īni-*, die den verben auf *-jan* zur seite stehn, entspricht nach S. (s. 17) dem ī im infinitivstamm slavischer verben auf *-i-ti*, litauischer auf *-y-ti* und des lat. *audī-re*.

[2] da auch bei starken verben neben einem praesens auf *-jō* der inf. ursprünglich des *j* entbehrt, sieht S. (s. 18) in got. *sitan* neben ahd. *sizzu* etwas ursprüngliches (vgl. Kluge Pauls Grdr. I 378 f unter 10): neubildung ist einerseits das praesens got. *sita*, anderseits der inf. ahd. *sizzen*.

II. 'Urgerm. ō aus ōu vor consonanz' (s. 29—37). dass in fällen wie got. *snōrjō*, ahd. *snuor* (neben avest. *snāvare* skr. *snāvan-*), as. *kó* ahd. *chuo* (vgl. skr. *gāuḥ*) 'einmal ein übergang von *ōu* zu *ō* stattgefunden habe, lässt sich in der tat nicht bestreiten; wol aber, dass dieser übergang in die germanische urzeit falle. das kann nicht richtig sein, da durch diese datierung die im germ. für *ōu* auftretenden *ō* von den auf *ōu* zurückgehnden *ō* der übrigen idg. sprachen getrennt werden würden [skr. *gám*; griech. *πλωτός, βῶν*; lat. *Rōma* nach Osthoff und Ceci aus **srōumā* 'stromstadt', *ōs* nach JSchmidt aus **ōus* usw.]. diese und jene stehn aber einander völlig gleich: wir können ihre existenz nicht leugnen, ohne dass wir jedoch im stande wären, sie auf die würksamkeit einzelsprachlicher lautgesetze zurückzuführen'. als aus der grundsprache ererbt, sind die *ō* aus *ōu* den von JSchmidt KZ. 27, 305. 369ff (nicht, wie bei S. s. 32 oben zu lesen, 217ff) nachgewiesenen indogerm. *ē* aus *ēi*, *ō* aus *ōi* parallel und stehn mit den von WSchulze ebd. 420—29 und RMeringer KZ. 28 (nicht wie bei S. aao. zu lesen XVIII), 217ff, Zs. f. östr. gymn. 39, 132ff nachgewiesenen grundsprachlichen langen vocalen aus langdiphthongen auf einer stufe.

Das ergebnis des 1 cap. ist (s. 37) das negative, dass im urgerm. ein gesetz, das *ōi* oder *ōu* zu *ō* werden liefs, nicht bestanden hat.

Mit diesem resultat hat S. zweifellos recht, jedoch wirft er im 2 abschnitt den grundsprachlichen schwund des *u̯* nach *ō* vor cons. mit einem jungen gotisch-nordischen schwund des *u̯* nach *ō* vor selbstlauter zusammen, indem er got. *stōjan*, *tōjis*, an. *téja* mit heranzieht und deren *ō* für *ōu̯* aus der grundsprache stammen lässt.

Aus an. *téja*: got. *taujan* ergibt sich für S. (s. 34) als alte flexion ein got. **tōja*, praet. *tavida*[1]. zu diesem praet. ward ein

[1] S. schreibt mit Braune *tawida*, wie gegenwärtig die meisten. ich kann es nicht über mich gewinnen, das zeichen des griech. *v*, dessen die got. schrift sich bedient, durch *w* zu transcribieren, 1) weil das griech. zeichen, wie bekannt, nicht allein als zeichen eines consonanten, des zweiten elements der diphthonge *αυ, ευ*, sondern auch als zeichen eines selbstlauters (des griech. *υ* und *οι*) vom got. herübergenommen ist und ich wol *synagōgē*, *martvrē*, *Lvstrvs Λύστροις* usw., aber nicht *Lwstrws*, *Swntwkein*, *Swriais Kwreinaiau* usw. zu schreiben vermag; wol dagegen könnte ich mich in eine schreibung *tau̯ida* und, mit anderem wert des zeichens, *martu̯rē*, *Lu̯stru̯s* finden, woneben *i̯ēr*, *taui̯an* geschrieben werden müste; — 2) weil man, wenn man die schrift einer sprache transcribiert, so weit wie möglich auf die schreibweise der sprache selbst rücksicht nehmen sollte. zwischen dem griech. *υ* und unserm zeichen *v* besteht eine beziehung, die zwischen dem griech. *υ* und unserm *w* eine weit entferntere ist. das zeichen *w* ist umsoweniger und das zeichen *v* umsomehr geeignet, wenn der gotische laut bereits etwas spirantisches an sich hatte; vgl. Jellinek Zs. 36, 276, van Helten Zs. 37, 121 ff. aus diesem zweiten grunde haben wir eigentlich auch kein recht, den dem *v*-laut parallelen got. *j*-laut *j* zu schreiben, da der got. laut eben nicht durch das zeichen des griech. oder lat. *i*, sondern, ebenso

got. praes. *tauja* neugeschaffen. dem praet. *tavida* entspricht (s. 35) ahd. *zouuitun* 'exercebant', *stouuita*; der bildung nach gleich got. *taujan* ist ahd. *stouuen*. regelrechte ursprüngliche praesensformen des verbs got. *stōjan* sind ahd. 2. 3 sing. *stuouuis*, *-it* = slav. *stavi-šĭ*, *-tŭ*.

Ich halte das von S. s. 34 ff dargelegte, das von van Helten Beitr. 17, 563 f bestritten wird, für richtig, soweit es hier angeführt ist. es war aber nicht hergehörig. S. sieht in got. *stōjan* = ahd. *stuouuen* = slav. *stavi-ti* ein verbum der schwachen ī-classe (lat. *audī-re*): als urparadigma setzt er an *stāįō*, *stāu̯ĭsi*, *stāu̯iti* usw. aus der 2. 3 sing. sollen ahd. *stuouuis*, *-it* und die slav. formen, aus der 1 sing. das got. *stōja* hervorgegangen sein, während diesem gegenüber das abulg. *stavlją* 'in dringendem verdacht' steht, sein *v* von den übrigen personen empfangen zu haben. dies ist unrichtig. richtig erklärt van Helten, dass in den grundformen von *stōjan* und slav. *staviti* nicht langdiphthong vor cons., sondern langer vocal + *v* vor vocal gestanden hat: das slav. verb sei 'offenbar ein causativum, also eine form mit altem *-éjo-*'; got. *stōjan* als denominativ lässt van Helten dagegen ein *-ejó-* sein, welchen formellen unterschied ich nicht acceptieren kann. zu grunde liegt dem slav. und germ. verb ein *stāu̯éjō*. von einem schwund des *u̯* vor cons. nach grundsprachlichem gesetz kann also keine rede sein: in got. *stōjan* ist vielmehr nach jungem ostgerm. gesetz *u̯* nach *ō* vor vocal geschwunden (nicht vor cons. *j*, wie Mahlow und Brugmann annehmen), ebenso in an. *téja*, wenn es = got. *taujan* ist. slav. ist also kein *u̯* geschwunden und ebensowenig ahd.: nicht allein die 2. 3 sing., sondern das ganze praes. ahd. *stuouuen* ist regelrecht. im praes. got. *stōjan* ist das got. *ō* durch den übergang des *ej* (> *ij*) in cons. *j* vor dem lautgesetzlichen übergang in *au* vor selbstlauter bewahrt geblieben. das verbum war durch den schwund des *u̯* kurzsilbig geworden, daher 2. 3 sing., 2 pl. *stōjis*, *-jiþ*, nicht **staueis*, *-eiþ*. ebenso gen. *tōjis* nach der analogie der kurzsilbigen zu **tōi* (aus **tōu̯ijo-*), woraus *taui*.

Gegen S.s erklärung des praet. *tavida* wendet van Helten das bedenkliche der annahme eines germ. ablauts in der schwachen conj. ein. selbstverständlich zieht dies eine verb, wenn S.s erklärung richtig ist, alle ähnlichen nach sich, also entweder alle causativa mit *ō* von '*e*-wurzeln', oder wahrscheinlicher überhaupt alle causativa auf *-éjō*, wodurch sich viele doppelformen erklären würden. auf einen accentwechsel innerhalb des paradigmas, der ursprünglich mit ablaut verbunden gewesen sein muss, deuten mit absoluter sicherheit hin fälle wie got. *nasjan*, *hausjan* mit *s* statt des erwarteten *z*. diese formen weisen auf betonte stamm-

wie der entsprechende laut im ae., durch das zeichen des lat. *g* bezeichnet wird: wir sollten daher eigentlich, dem ae. entsprechend, got. *ȝēr*, *tauȝan* schreiben.

silbe hin, die nicht wol im praesens auf *-éjō*, nur im praet. oder particip gesucht werden kann. der von S. erschlossene ablaut des praet. setzt endbetonung voraus, wie sie in den formen, wo der vocal der endung ein *ē* war, mit sicherheit bestanden hat; es ist aber wahrscheinlich, dass neben diesen die formen mit *ō* in der endung die erste silbe betont haben, also germ. 2. 3 sing. *nazidḗs*, *-ḗ*, aber 1 sing. *názidōⁿ*. es würde dann geheifsen haben 3 sing. germ. *stau̯idḗ* (ahd. *stouuita*), aber 1 sing. *stáuidōⁿ* (> ahd. *stuota*, got. *stauida*, das gegen S. nicht neubildung nach dem praesens, sondern regelrecht), ebenso 3 *tau̯idḗ* (got. *tavida* ahd. *zouuita*), 1 *tṓu̯idōⁿ* (> an. *téđa*, wenn hergehörig)[1]. dieser ablaut innerhalb des schw. praet., wenn richtig erschlossen, ist derselbe, wie er ursprünglich im part. pass. der causativa bestanden haben wird, von welchem aus das germ. schwache praet. gebildet ist: vorgerm. *stā́uito-* *stau̯ité-* usw.[2] wenn nicht aus dem praet., dann muss das *s* neben *z* in *nasjan* und dann kann die doppelheit *stauida*: *tavida* aus dem part. stammen.

Aus *taujan* statt **tōjan* neben *stōjan*, *stauida* schliefst van Helten, dass das got. *au* vor selbstlauter ein *au*(*v*) aus *ōv* und entsprechend das *ai* in *saian* ein *ai*(*j*) aus *ēj* gewesen sein müsse. aber nach keiner analogie konnte sich aus einem älteren praet. **tauida* ein praes. *taujan* ergeben. wenn neben *stōjan*, **tōjan* lautgesetzlich ein praet. 1 *stauida*, **tauida*, 3 *tavida*, **stavida* bestanden hat, dann ist *taujan* zu *tavida* einfach analogiebildung nach *straujan*, *stravida*[3]. got. *au* in *stauida* ist, wie auch S. annimmt, aus *ō*, nicht unmittelbar aus *ōv*, und ebenso ist got. *ai* vor selbstlauter aus *ē* entstanden, *saia* aus *sē-ō* (für *sē-mi*), *vaiiþ* aus *vē-idi* (*vē-eti* für *vē-ti*), s. Bremer, Beitr. 11, 73. die got. *ai*, *au* für *ē*, *ō* sind entweder, wie Holtzmann annahm, kürzung vor vocal, ein auf verschiedenen sprachgebieten geläufiger vorgang, oder es ist in den *ai*, *au*, wie Bremer annimmt, die ältere qualität vor vocal gewahrt geblieben[4].

[1] wenn die 3 sing. des praet. ursprünglich die schwundstufe hatte, *a* neben *ā*, *n̥* neben *on* (woher *zünden* neben got. *tandjan*) usw., dann ist ein *o*, germ. *a*, von 'e-wurzeln' (1 *fṓridōⁿ* > ahd. *fuorta*, 3 *faridḗ* > got. *farida*, woher *farjan* neben *fōrjan*) an dieser stelle jüngere übertragung (statt **furidḗ*), ebenso wie im part. pass. *farans*.

[2] wie as. *funda* ae. *funde*, an. *frøra* *ō*/*ē*-aoriste (germ. **fénþōⁿ* *fundḗs*, **fréusōⁿ* *fruzḗs*, *-ḗ*) vom praesensstamme (*pénto-* *pn̥té-*, *préuso-* *prusé-*), vgl. Engl. stud. 3, 161 f, Kluge Pauls Grundr. I 375, so ist das germ. schwache praet. ein eben solcher *ō*/*ē*-aorist von diesem *to*-stamme.

[3] van Helten lässt umgekehrt *tavida* neben *taujan* nach *stravida* gebildet sein.

[4] eine dritte denkbare annahme, dass die *ai*, *au* diphthongierung vor vocal seien, ein ebenfalls geläufiger vorgang, auf den eine secundäre monophthongierung gefolgt sein könnte, ist, weil diese erklärung im vorliegenden falle am meisten compliciert wäre, von vornherein am wenigsten wahrscheinlich und wird ausgeschlossen durch den umstand, dass noch griech. *ω* vor vocal im got. von dieser wandlung zu *au* betroffen wird.

Das 2 cap. 'Die indogerm. langdiphthonge' sucht die frage zu beantworten (s. 38): 'hat das urgermanische überhaupt langdiphthonge besessen? mit andern worten: hat es langdiphthonge aus voreinzelsprachlicher zeit ererbt?'

Der 'compositions-theorie' Per Perssons gegenüber, die, wenn sie das mitlautende element der langdiphthonge für ein ursprüngliches 'wurzeldeterminativ' — das richtige wäre: für den ursprünglichen anlaut eines solchen — ansieht, m. e. sicher recht hat, nur nicht recht hat, wenn sie in den tatsächlich vorliegenden formen mit langem vocal ohne jenes mitlautende *i̯*, *u̯* (wie in *rē-* neben *rēi-*; *di̯ē-*, *gō-* neben *di̯ēu-*, *gōu-*; *snō-* in ahd. *snuor* neben *snōu-*) überall ältere, einfachere, des wurzeldeterminativs entbehrende formen sieht, dieser theorie gegenüber zeigt S. in einem 1 unterabschnitt (s. 39 ff), dass die accusative indogerm. *gōm* (skr. *gām* gr. *βῶν*), *di̯ēm* (skr. *djām* gr. *Ζῆν*) mit dem circumflex nicht durch diese theorie erklärt werden können.

Was ich hier 'circumflex' nenne, nennt S. 'schleifenden accent'. er operiert das ganze buch hindurch sehr viel mit einem grundsprachlichen 'gestofsenen' accent und einem 'schleifenden' accent; ich sehe mich darum hier zu einer bemerkung genötigt. dass in deutscher rede und schrift deutsche ausdrücke an sich vor fremdwörtern den vorzug verdienen, wird niemand bestreiten. aber 1) während allen lesern sprachwissenschaftlicher schriften die ausdrücke 'acut', 'gravis' und 'circumflex' geläufig sind und darum auch die mit einem dieser ausdrücke bezeichnete sache bekannt ist, wenngleich die vorstellung schwerlich immer eine genaue oder richtige sein wird, sind nur einem teile dieser leser die ausdrücke 'gestofsener' und 'schleifender' accent für das litauische völlig geläufig, und unter diesen ist widerum nur einem geringen teile die mit diesen ausdrücken im litauischen bezeichnete sache bekannt. unter den lesern, die sich die ausdrücke für die litauische sprache gefallen lassen, ist nun aber ein sehr grofser teil, der diese ausdrücke, wenn sie auf die grundsprache oder eine andre sprache als das litauische übertragen werden, gar nicht versteht. 2) wenn die der lit. grammatik entnommenen ausdrücke auf die grundsprache übertragen werden, sind dieselben im besten falle völlig inhaltslos, nämlich für die grofse mehrzahl, die sich bei den ausdrücken gar nichts denkt; im andern falle aber, wenn man sich bei den ausdrücken etwas den namen und etwas der im lit. vorliegenden sache entsprechendes denkt, sind die ausdrücke völlig verkehrt. denn die lit. 'schleifende betonung' in endsilben entspricht allerdings historisch dem griech. und dem auch für andre sprachen nachweisbaren circumflex, aber der sache nach ist die lit. 'schleifende' betonung durchaus nicht gleich diesem circumflex. vielmehr ist gerade umgekehrt die lit. 'gestofsene' betonung in der sache annähernd gleich diesem circumflex, der griechischen *περισπω-*

μένη (προςῳδία), dagegen ist die lit. 'schleifende' betonung sachlich gleich der griechischen ἀνταναχλαζομένη langer vocale und diphthonge, die durch den **acut** bezeichnet wird (s. Beitr. 7, 495). weil ein älterer circumflex in endsilben lit. zur 'schleifenden betonung' geworden ist, und weil lange vocale in endsilben, die ursprünglich den acut oder gravis hatten (dies zb. in der 1 sing. praes. auf -ō), wenn sie im lit. den hauptaccent tragen [1] und lang geblieben sind [2], lit. 'gestofsen' betont sind: **darum** jenen circumflex 'schleifenden accent' und den grundsprachlichen acut 'gestofsenen accent' zu nennen, ist genau so verkehrt, als wenn man etwa die grundsprachliche palatale tenuis um des litauischen willen den grundsprachlichen '*sz*-laut' nennen wollte.

Dass der griech. circumflex, wie ihn die grammatiker beschrieben haben, in den betr. endsilben älter ist, als die ihm historisch entsprechende lit. 'schleifende betonung', und dass der circumflex die älteste betonung der in frage stehnden silben ist, seit es überhaupt einheitliche silben mit nicht-einheitlichem accent sind, geht aus seiner entstehung hervor. von dem in frage stehnden vorgriech. und vorgerm. 'circumflex' hat vor Bezzenberger (in seinen Beitr. 7, 66f), Hanssen (KZ. 27, 612ff), Kretschmer (KZ. 31, 357) und Hirt (IF. 1, 1 ff) der ref. Beitr. 7, 507 f (1880) gesprochen. der circumflex entsteht:

1) wie von mir aao. bei gelegentlicher besprechung eines falles gezeigt (ausführlicher bei Hirt s. 10ff), durch contraction zweier silben, von denen, ursprünglich oder durch jüngere übertragung, die erste den acut, die folgende den gravis (oder 'svarita') hatte, so im gen. sing. *-âs* aus *-á-ò s* [3].

[1] im letzteren falle durch innerhalb der grundsprache oder später geschehene übertragung des acuts in die frühere gravissilbe.

[2] di. fürs lit., wo in mehrsilbigem worte die länge durch ein antretendes enklitisches element gewahrt ist, wie in der 1 sing. reflex. *-ú-s*, sonst *-ù*.

[3] dieser gen. sing. der *A*-stämme ist der einzige in jeder beziehung ursprüngliche fall des durch contraction später entstandenen circumflexes, von dem darum aao. einzig die rede sein konnte. nur in der decl. der *A*-stämme ist der zusammenstofs der vocale ursprünglich, nachdem der für diese stämme characteristische consonant, der einmal zwischen den vocalen stand, in einer älteren periode der grundsprache geschwunden war. im nom. pl. dieser decl. *-ōes* (und mit verallgemeinerung der vocalqualität der obliquen casus *-āes*) stand ursprünglich der gravis auf dem *ō*: nur wo nach der analogie der obliquen casus der acut auf diese silbe gerückt war, konnte hier durch die spätere contraction der circumflex entstehn. der gen. plur. ist in der urspr. form *-á-òm*, woraus *-âm* hätte werden müssen, nirgends deutlich vorliegend: das *a* ist, z. t. nach der analogie des masc., durch die vocalqualität der starken casus verdrängt. der loc. sing. *-á-ì* ist neubildung nach den einsilbigen cons. stämmen, bei denen das *-i* die verallgemeinerte ursprüngliche untonform des locativs ist. in der gesamten *o*-decl. ist der zusammenstofs der beiden vocale unursprünglich und erst dadurch erfolgt, dass die ursprünglichen endungen der *o*-stämme von denen der cons. stämme, zu denen die *A*-stämme gehörten, verdrängt worden sind: nom. pl. (mit dem *-es* der cons. stämme) *-ò-es*, bei verallgemeinerung des accents der obl. casus

Hanssen und Hirt heben mehrfach hervor, dass ein gegensatz zwischen 'gestofsenem' und 'schleifendem accent' nicht allein in dem falle bestehe, dass die betr. silben den hauptaccent tragen, sondern auch wo die silben nicht haupttonig sind. wer solche dinge vorbringt, sollte um des lesers willen nicht unterlassen darzulegen, wie er sich die sache, sei es mit wahrscheinlichkeit oder auch nur als möglichkeit, denkt. wenn jene 'accente' musikalische accente waren, dieser hauptton dagegen ein exspirationsictus, dann wäre die sache ja denkbar. aber sie liegt in würklichkeit ganz anders. man hat in diesem falle 'accent' genannt, was gar kein accent ist, weder ein musikalischer noch ein exspiratorischer. der sog. 'schleifende accent' solcher langen silben, die durch contraction entstanden sind, ist innerhalb der grundsprache nichts andres gewesen als **z w e i s i l b i g k e i t** und wäre unter dem richtigen namen 'zweisilbigkeit' jedem leser verständlich gewesen; und sein gegenstück, der 'gestofsene accent' (als ob eine silbe, die nicht 'geschleift' ward, notwendig 'gestofsen' sein müste), ist ebenso nichts andres gewesen als altererbte einsilbigkeit[1]. dass man solcher weise mit ausdrücken operieren konnte, ohne auch nur den versuch zu machen, dem nach klarheit dürstenden leser — und wo es nötig auch sich selbst — klarheit über den würklichen inhalt der dinge zu verschaffen, hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, den lesern, die einer mit inhaltslosen oder verkehrten namen operierenden darstellung nicht folgen können (und das sind viele), weil sie sich nicht selbst die klarheit schaffen können, die ihnen der verfasser nicht gibt, allen geschmack an der neuesten sprachwissenschaft zu verleiden.

-ó-ès, contrahiert *-ôs*; gen. pl. (mit dem *-òm* der cons. stämme, das sich zum urspr. **-é-mò* der *o*-stämme verhielt, wie im gen. sing. *-òs* zu *-é-sò*) *-é-òm*, contrahiert *-êm* (got. *-ē*), und mit dem *o* der starken casus *-ó-òm*, contr. *-ôm*; loc. sing. *-é-i* und *-ó-i*. dass die endung des loc. sing. mit dem circumflex *-ói* von der endung des nom. pl. der pronom. decl. *-oi* abweicht (vgl. Hirt s. 32), rührt daher, dass wir hier eine **a l t e** form (*tòi* aus urspr. *tà-ja*, mit gravis und folgendem unton), dort aber eine junge analogiebildung vor uns haben (*-é-i* anstatt der urspr. endung des loc. der *o*-decl. **-é-jò* aus *-á-jà* mit acut und folgendem gravis).

[1] sog. 'schleifende betonung' und doch unbetontheit liegt daher vor überall, wo starke casus ihren ursprünglichen accent auf der ersten silbe behalten haben, nom. pl. m. *ˊ-oes* (später contrahiert *ˊ-ōs*), fem. *ˊ-ōes* (und *-āes*), oder wo oblique casus den accent der starken übernommen haben, so loc. gr. *οἴκοι*. was den acut in gr. loc. *οἴκοι*, opt. *εἴποι* hervorgerufen hat, ist nicht die 'schleifende betonung' oder der 'circumflex' der endung, sondern die zu der zeit, wo die griech. accentregeln sich gestalteten und im griech. der accent im verb seine stelle einnahm, in der endung noch vorhandene zweisilbigkeit (loc. der *o*-decl. *-o-i*, betont *-ó-i* > gr. *-οῖ*; 3 sing. opt. *-o-īt*, analogisch nach dem plur. für *-o-i̯ēt*). — Hirt drückt sich sehr verkehrt aus, wenn er s. 13 sagt: 'wo immer wir eine idg. zweisilbige endung als ursprünglich anzunehmen haben, finden wir schleifenden ton'. vor dem komma hätte der zwischensatz 'und der acut auf die erste der beiden später vereinigten silben gefallen ist' hinzugefügt sein sollen.

2) ist, wie Hirt aao. s. 11. 26 gezeigt hat, der circumflex entstanden, wo (in letzter periode der grundsprache; nicht, wie Hirt annimmt, durch das weit ältere gesetz, das die schwundstufe hervorrief) eine endsilbe nach der tonsilbe verloren gegangen ist. dass der accent einer schwindenden endsilbe nicht verloren geht, zeigen uns zahlreiche heutige formen vor unsern augen. der gravis der schwindenden endsilbe verbindet sich mit dem acut der vorhergehnden silbe, wenn diese dazu befähigt ist, die vereinigung der beiden accente, den circumflex, zu tragen; vermutlich konnte die den gravis tragende silbe in der grundsprache nur unter dieser bedingung schwinden. so wird der gen. sing. der hochtonigen *i*- und *u*-stämme, urspr. *-éi̯òs*, *-éu̯òs*, wofür mit dem *o* der starken casus *-ói̯òs*, *-óu̯òs*, wenn das *ò* verloren gieng, zu *-ói̯s*, *-óu̯s*. der so entstandene circumflex ist wahrscheinlich älter als der durch contraction entstandene.

3) Kretschmer lehrt (KZ. 31, 358), dass 'der schwund von *i*, *u*, *r*, *n*, *m* nach langen vocalen circumflectierung der letzteren im gefolge gehabt zu haben' scheine (als 'Michels gesetz' bei Streitberg s. 43 f), so in *-ó* aus oder neben *-ṓn*. in sämtlichen hierher gehörigen fällen ist ein acut an die stelle eines ursprünglichen gravis getreten; es sind starke casus des sing. ursprünglicher einsilbiger tieftonwörter, oder solche nominative des sing. mehrsilbiger wörter, die ursprünglich den acut auf der stammsilbe und auf der endung den tiefton oder gravis hatten. wenn der acut den letzten langen vocal des wortes einnahm, muste sein schatten, der gravis, also wol auf das folgende sonore element fallen; also der v o c a l hatte den acut, die s i l b e acut + gravis. gieng nun aber dieses element verloren, so muste der gravis sich mit dem vorhergehnden acut zum circumflex verbinden.

4) im vocativ ist der circumflex in *-ó* (skr. *-ā́*, lett. *-õ*), *-ói* (*Λητοῖ*, lit. *naktẽ*), *-óu* und analogisch *-éu* (gr. *ἱππεῦ*, lit. *sūnaũ*) wol dadurch zu stande gekommen, dass die accentuation der ursprünglichen form des vocativs mit doppeltem acut *déiu̯é* (skr. *dēva*, lit. *dëvè* und *dëve* — die vocativendung *-e* kann ihre vocalqualität nur vom acut haben) übertragen worden ist auf die ursprüngliche form desselben casus mit acut auf der ersten silbe und gravis auf der endung (*-ṑ*, *-òi*, *-òu*, skr. *ágnē*, *sū́nō*): diese form *déiu̯ṑ* ward dadurch zu *déiu̯ô*, skr. **dēvā́*: Pāṇini lehrt, dass der vocativ am satzende gedehnten ausgang und doppelten acut habe bei der erwiderung eines grufses und beim ruf aus der ferne. vgl. Bezzenberger Beitr. 15, 296 ff, Kretschmer KZ. 31, 356 ff, ref. Zs. f. d. ph. 25, 376. 378.

In einem II unterabschnitt (s. 47 ff) bekämpft S. die 'indogerm. sandhitheorie', di. die ansicht RMeringers (Zs. f. östr. gymn. 39, 132 ff, Bezz. Beitr. 16, 221 ff), die langdiphthonge seien schon in der grundsprache überall, wenn ein consonant auf sie folgte, zu monophthongen geworden, und dazu die behauptung FBechtels

(Hauptprobleme s. 273), dass griech., germ., lat. und lit., also, wie zu schliefsen, 'sämtliche westindogerm. sprachen' 'statt eines etymologisch zu erwartenden *ōu* im inlaute und im gedeckten auslaute *ō* aufweisen'. wäre dies richtig, sagt S. s. 38, 'so ist es um die existenz einzelsprachlicher, aus der urzeit ererbter langdiphthonge im wortinnern geschehen'. S. sucht dem gegenüber zu zeigen, dass in manchen einzelnen fällen unter den von Meringer und Bechtel angegebenen bedingungen das mitlautende element des langdiphthongen nicht geschwunden ist. sein resultat, das auf vollständigkeit keinen anspruch macht, da er nur einzelne fälle sammelt, ist ziemlich compliciert und findet sich nicht im buche zusammengestellt, sondern ist gleich regeln, unterregeln und ausnahmen Pāṇinis aus verschiedenen stellen zusammen zu lesen; zusammengefasst findet es sich erst in S.s selbstanzeige Idg. forsch. Anz. 2, 195. S. lehrt s. 48 mit Hirt, dass 'schleifende' langdiphthonge überhaupt idg. nicht monophthongiert werden; s. 51, dass *ē* + *u* 'sehr wol anders behandelt werden kann als etwa *ō* + *u*: irgend ein stichhaltiger grund, dass *ēu* vor *s* sein *u* verloren habe', sei 'von keiner seite beigebracht', anders *ēu* vor *m* [1]; s. 62 *ōu* bleibt im indogerm. vor *s*, nicht aber vor *m*, lautgesetzlich erhalten, wenn das *ō* dehnung ist (in *gōu-s* 'rind'), während in *ōu* das *u* vor *s* verloren geht, wenn das *ō* ursprüngliche länge ist (in *ōs* aus *ōus* 'mund'). dass der schwund des *u* in einem falle nicht nach der dehnung *ō* stattfindet, wäre sehr begreiflich, wenn er nirgend nach der dehnung stattfände: dann wäre einfach zu constatieren, dass der schwund des *u* älter sei als die dehnung. wünscht der leser, was sehr nahe liegt, das für *ōu* gewonnene sehr unvollständige resultat mit dem im 1 cap. über ein germ. *ī* aus *ōu* gelernten zu verbinden und mittels des dort gewonnenen zu erweitern; wünscht er zu wissen, vor welchen consonanten er dort ein *ō* aus *ōu* entstanden sah und in welchen der dortigen fälle etwa das *ō* dehnung, in welchen alte länge war, so muss er die arbeit selbst machen: der verf. hilft ihm nicht dazu.

S. tritt also (s. 62) der 'Meringer-Bechtelschen theorie von der ausnahmslosen monophthongierung der idg. langdiphthonge vor consonanz' nicht bei, ist vielmehr der ansicht, 'dass eine ganze anzahl idg. langdiphthonge sich in einzelsprachliche zeit auf lautgesetzlichem weg hinübergerettet hat'.

Ich vermag ein so compliciertes resultat wie das S.s durchaus nicht als richtig anzuerkennen, gebe vielmehr entschieden Meringer und Bechtel recht. die formen, die S.s beweismittel bilden, die nominative des sing. der wörter skr. *gāuš*, *djāuš*, *nāuš*, sind meiner ansicht nach ganz anders zu erklären.

[1] in der anzeige sagt S., es komme 'darauf an, a) dass die beiden diphthongalcomponenten einander nahe stehen — zb. *ō* und *u* im gegensatz zu *ē* und *u* — und b) welche consonanten darauf folgen'.

In meiner anzeige von Bechtels buch (Zs. f. d. ph. 25) habe ich s. 375ff zu zeigen gesucht, dass die idg. dehnung, gleich der nhd., durch den gravis in offener silbe bewürkt worden ist. es hiefs darum mit dieser dehnung im acc. sing. *pōdm̥*, im plur. nom. *pōdes*, acc. *pōdm̥s*, aber im nom. sing. grundsprachlich nicht, wie man gewöhnlich ansetzt mit gedehntem vocal, sondern mit dem ältern kurzen vocal, *pod-s*. ist dies richtig, so hiefs es in der grundsprache im nom. sing. also gar nicht **gōu-s*, sondern vielmehr *gou-s*, dagegen im nom. pl. *gōu̯es* (skr. *gāvas*); der acc. lautete mit dem circumflex im sing. *gôm* (skr. *gām* gr. *βῶν* as. *kô* ahd. *chuo*), pl. *gôs* (skr. *gās* gr. *βῶς*)[1]. der nom. *gous* ist gr. *βοῦς*, auch hinsichtlich des accents, wie ich glaube, regelrecht; ich halte, soweit die griech. accentgesetze ihn gestatten, den griech. circumflex für den regelrechten vertreter des ursprünglichen selbständigen gravis. der nom. sing. skr. *gāu-š* ist eine einfache, leicht verständliche analogiebildung wie in nhd. *hōf* nach *hōfes*: der lange vocal der übrigen starken casus ist in den nom. sing. gedrungen. — quod licet bovi, licet Iovi: es hiefs genau entsprechend nom. sing. *di̯eu-s*, acc. *di̯êm* (gr. *Ζῆν*). die lat. nominative *bōs*, *diēs* sind nach den accusativen neu gebildet. der nom. skr. *djāu-š* verhält sich wie *gāuš*: die länge kann im nom. erst eingetreten sein, als das lautgesetz, nach wechem *ēu*, *ōu* vor cons. zu *ē*, *ō* wurden, nicht mehr galt. sollte der acut in *Ζεύς* aus *djeus* daher rühren, dass es ein ursprüngliches hochtonwort mit *é* war? wenn der accent in *Ζεύς* für das tieftonwort regelrecht ist, so müste der circumflex des nom. *βοῦς* aus dem acc. übertragen sein[2].

Habe ich recht, so wird hinfällig, sowol was S. aus *Ζεύς*, *djāuš* schliefst, dass *ēu* vor *s* sein *u* nicht verloren habe, als auch was er aus *βοῦς*, *gāuš* schliefst, dass *ōu* vor *s* idg. erhalten bleibe, wenn *ō* dehnung ist.

[1] die circumflectierten formen sind zunächst aus **gōum*, **gōums* entstanden; der nasal des plur. ist vor dem in gleicher silbe stehnden *s* lautgesetzlich geschwunden, s. JSchmidt KZ. 26, 337, Streitberg s. 71. als der ursprüngliche gravis des langen *ō* durch den acut ersetzt ward, muste in **gōu̯m̥*, **gōu̯m̥s*, wenn diese formen als die älteren zu grunde liegen, der gravis auf das silbige *m̥* fallen: verlor aber dieses seine silbigkeit, so muste nach Hirts regel **gṓu̯m̥̀* zu **gṓùm* werden. sonst müssen die accusative **gōum*, **gōums* analogiebildungen (nach dem muster von *pōdm̥*, *pōdm̥s* neben nom. *pods*, *pōdes*) für älteres **goum*, **goums* sein: wenn in jenen formen der acut das lange *ō* einnahm, muste der gravis auf das mitlautende *u̯* fallen. der lautgesetzliche schwund des *u̯* gab nach Kretschmers und Michels regel dem *ō* den circumflex.

[2] hiefs es grundsprachlich *pods*, *gous*, *di̯eus*, so muss es entsprechend im nom. sing. m. f. von *n*- und *r*-stämmen ursprünglich *-ons*, *-ors* (*-ers*) geheifsen haben neben acc. sg. *-ōnm̥*, *-ōrm̥*, nom. pl. *-ōnes*, *-ōres*: aus *-ons* ist *-ōn* nach noch unbekanntem gesetz hervorgegangen ebenso wie im acc. pl. der *o*-stämme *-ōn* (skr. *-ān* slav. *-y* an. *-a*) aus *-ons*. vielleicht ist zunächst das *o* durch das *ō* des acc. sg., nom. pl. ersetzt worden, wie im nom. sg. m. f. *-ōs* der *s*-stämme, und dann nach jenem gesetz *-ōns*, *-ōrs* zu *-ōn*, *-ōr* geworden.

Ebenso ist seine erklärung des *u* in *nāuš*, *ναῦς* (s. 48 ff) unhaltbar. Hirts regel, dass 'schleifende' langdiphthonge überhaupt idg. nicht monophthongiert werden, ist zwar nicht in dieser, doch in einer andern, genaueren fassung richtig, s. u. zur erklärung des *u* in *ναῦς* aber nützt die regel uns nichts. wenn S. dem worte 'schleifenden ton' beilegt, so verwendet er diesen ausdruck hier nicht im sinne Hirts, sondern in der bedeutung meines 'selbständigen gravis' (Beitr. 7, 495) oder 'hochtieftons'. der l a n g d i p h t h o n g könnte wol 'schleifend' genannt werden insofern, als nach einem acut oder S.s 'gestoſsenem ton' auf dem *ā* das mitlautende *u̯* den gravis gehabt haben muss: aber, worauf es hier ankommt, der l a n g e v o c a l *ā* vor dem *u̯* kann nicht den 'circumflex' in dem oben angegebenen sinne gehabt haben. entweder ist der lange vocal in acc. *nāu̯m* (skr. *nāvam*, gr. *νῆϝα*, lat. *nāvem*), pl. *nāu̯es*, wie ich Zs. f. d. phil. 25, 381 annahm, dehnung gewesen; dann muss der nom. sing. **naus* geheiſsen haben, das in gr. *ναῦς* vorliegen könnte. doch wird, was nicht für die grundsprache anzunehmen ist, als das lange *ā* der übrigen starken casus das kurze *a* der obliquen verdrängte, dieses *ā* auch in den nom. eingedrungen sein, so in skr. *nāuš* und unabhängig davon in gr. *ναῦς*, wie widerholt in *νηῦς* nach dem 'kürzungsgesetz'. oder das *ā* ist, wie S. annimmt, 'ursprüngliche länge', die Hirt mit recht von den contractionen, die den circumflex empfangen, streng unterscheidet [1], dann könnte das *u* nicht nach Hirts regel erhalten sein: dann hätte **nāu̯-s* gemeinidg. **nā́-s* werden müssen. jene annahme finde ich wahrscheinlicher; **nā́-s* (dor. *νᾶς*) wird ebenso wie **gṓ-s*, **di̯ḗ-s* als grundsprachlich abzulehnen sein. recht hat S., wenn er gegen JSchmidt erklärt, dass an. *nór* der Sn. E. (Skaldsk.) nicht idg. **nā-s* sein kann, welches vielmehr *nér* hätte werden müssen: *nór* ist (S. s. 50) nach GMorgensterns wahrscheinlicher annahme erst in junger zeit aus dem dat. *-nói* und dem gen. pl. *nóa* (in *Nóa-tún*) erschlossen. *nóa* wäre got. **nauē*: das *u̯* nach *ō* ist gemein-ostgerm. geschwunden.

Ich glaube demnach gegen S., dass Meringer und Bechtel völlig recht haben, wenn sie die langdiphthonge in der grundsprache unter allen umständen vor cons. ihr *i̯*, *u̯* lautgesetzlich verlieren lassen. die einzige ausnahme, nämlich die nach Bezzenbergers vorgang von Hirt Idg. forsch. 1, 223, aber in unrichtiger fassung constatierte, ist gar keine ausnahme, sondern etwas selbstverständliches, wenn man der Hirtschen regel nur die richtige fassung gibt. das *i̯*, *u̯* konnte nämlich natürlich nicht

[1] die von einigen forschern, so Bremer, Beitr. 11, 262 ff, Bechtel Hauptprobl. 237, angenommene entstehung der ursprünglichen längen durch contraction (*ā* < **ea* usw.) würde, wenn diese erklärung richtig sein sollte, was ich entschieden bestreite (s. Zs. f. d. phil. 25, 383 f), natürlich mit der weit späteren entstehung langer vocale durch contraction, in deren gefolge der circumflex sich einstellen konnte, durchaus nichts zu tun haben.

ausfallen, wo vor ihm zu der zeit, wo der ausfall sonstiger *i̯*, *u̯* in langdiphthongen stattfand, noch gar kein langer vocal als erstes element eines langdiphthongen vorhanden war, sondern ein kurzer vocal, wo nämlich an stelle des von uns angenommenen langen vocals noch zwei vocale in zwei silben bestanden, aus denen der unsern augen vorliegende lange vocal erst später durch contraction erwachsen ist (vgl. Brugmann Grundr. I 138; auch Hirt erwägt Idg. forsch. 1, 221 selbst diese möglichkeit). die endung des dat. sing. der *A*-stämme war in der grundsprache gar nicht *-āi*, sondern mit dem in dieser classe nicht ursprünglichen, sondern analogisch herübergenommenen *-ai* vielmehr *-á-ài* (woraus später durch contraction *-âi̯*, lit. *-aĩ*, gr. *ᾳ*); ebenso die des dat. sing. der *o*-stämme nicht *-ōi*, sondern *-é-ài*[1] und mit dem *o* der starken casus *-ó-ài* (woraus später *-ôi̯*, gr. *ῳ*); ebenso die des instr. pl. der *o*-stämme *-ó-àis* (woraus später *-ôi̯s*, skr. *-āis*, lit. *-aĩs*, gr. *-οις*). in diesen formen konnte das *i̯* selbstverständlich nicht ausfallen, und darum ist es in den jüngern contractionen vorhanden. dass die contractionen 'gewis nicht aus der grundsprache' stammen, habe ich bereits Beitr. 7, 507 anm. ausgesprochen.

In einem III unterabschnitt des 2 cap. s. 63 ff zeigt S., vornehmlich mit hilfe des griech., dass ein gemeineuropäisches gesetz, wie es von Osthoff und Bremer gelehrt war, vermöge dessen lange vocale vor *i̯*, *u̯*, *r*, *l*, *n*, *m* + cons. gekürzt wurden, nicht bestanden hat. die kürzung ist vielmehr zu verschiedenen zeiten und in verschiedener ausdehnung in den einzelsprachen eingetreten. für den eintritt des kürzungsgesetzes im griech. wird s. 65 ein 'unzweifelhafter' terminus a quo und ein terminus ad quem gewonnen. den letzteren halte ich für unsicher: aus *αἰϝών* wird geschlossen, dass die kürzung vor dem schwund des *ϝ* zwischen vocalen erfolgt sein müsse. aber es ist einfacher anzunehmen, dass das kurze *a* aus den obliquen casus stammt, worauf schon der verallgemeinerte accent der obliquen casus hindeutet, als dass in *āiu̯-* das *i* nach den obliquen casus restituiert sei. von den puncten, die S. den terminus a quo geben, sind dagegen, wenn nicht alle, doch jedesfalls die meisten sicher, und das genügt hier.

Im 3 cap. 'Die germanischen langdiphthonge' (s. 70 ff) kommt S. endlich zu seinem eigentlichen thema. das zu ende des vorigen cap. als gemeineurop. abgewiesene kürzungsgesetz soll in diesem cap. fürs germ. als gemeingermanisch erwiesen werden. unter 'diphthong' im weitern sinne versteht S. von nun an (s. 70) 'auch die verbindung von vocalen mit liquiden oder nasalen'.

[1] die eigentliche endung des dat. sing. der *o*-stämme, die sich zu *-ai* als der urspr. untonform der cons. stämme verhält, wie *-éso* des gen., **-éjo* des loc. sing. zu *-s*, *-i*, war wol *-ājo* (*ā* = *éA*), skr. *-āja*.

I. Die germ. ē-diphthonge (s. 70—91). A. in haupttoniger (wurzel-)silbe wird ē zu ĕ gekürzt.

1) ēr vor cons. wird germ. *er*, so in ahd. *fersana*, *herza* (vgl. zu diesem Zs. f. d. phil. 25, 381). für ēl > *el* hat S. kein beispiel. er bemerkt, es sei zu vermuten, dass kurzes *e* im praet. der redupl. verba, wie in an. *felt*, *helt*, 'auf ursprüngliche länge zurückgehe, dass diese kategorie also hierher gehöre. jedesfalls aber haben wir es dabei nicht mit einem dem urgerm. *ǣ* gleichen laute zu tun, sondern mit einem neuen', weshalb er darauf verzichtet, näher auf sie einzugehn. historisch kann die kürzung eines ē der redupl. verben ja doch sicher nichts zu tun haben mit der kürzung, die das thema der schrift ist: S. hätte jenes *e* hier also gar nicht heranziehen sollen.

2) ēn, ēm vor cons. wird germ. *en*, *em*. so in *wind* aus *u̯ēnto-s*, got. *mimz* aus *mēmso-*.

S. fügt noch als 3. 4 *ēi* und *ēu* hinzu. aber diese langdiphthonge können, gegen S., vor cons. in wurzelsilben garnicht aus der grundsprache ererbt sein: sie könnten nur secundär entstanden oder neubildung sein. 'ein sicheres beispiel für die kürzung von *ēi* zu *ĕi*' ist S. 'nicht bekannt'. ein beispiel für *ĕu* aus *ēu* findet er in an. *Týr* ahd. *Zio*, das aus **di̯ēus* mit regulärem schwund des *i̯* und kürzung des ē entstanden sein soll. S. hat dies beispiel von Bremer Beitr. 11, 40 f, der es aber mit recht als 'recht unsicher' bezeichnet. **di̯ēu-s* hat, wie oben gezeigt, gar nicht grundsprachlich bestanden. das lange ī in ae. *Tīwes-* lässt S. (ebenso Idg. forsch. 1, 514) aus *i* + *e* entstehn. davon kann keine rede sein. der germ. name des himmelsgottes könnte aus dem *diu̯-* der obliquen casus oder aus dem urspr. nom. *di̯eu-s* erwachsen sein (das ae. *īw* wäre dasselbe wie in *nīwe*): wahrscheinlicher aber ist das wort das urspr. *deiu̯o-s*. der himmelsgott war der '*deiu̯os*' κατ' ἐξοχήν. — As. *griotan*, ae. *ȝréotan* neben got. *grētan* ae. *ȝrǣtan* an. *gráta* haben sicher nicht *eu* aus *ēu*, s. u.

B. Nichthaupttonige (flexions-)silbe, 1) im inlaut. wir erhalten an dieser stelle (s. 73—83) einen langen excurs über die flexion der 'schwachen verba dritter classe' (got. *haban*). S. sieht in dieser eine alte ē-classe. ebenso wie in der ā-classe (germ. ō-classe) nach S. s. 12 ff ein 'von haus aus der athematischen flexion zugehöriges' *-āmi* (woher got. *-ōs*, *ōþ*, *-ōm*, lat. *-ās*, *-at*, *-āmus*, lit. 1 pl. *-ōme*) und eine schwache '*i̯e* bildung' des praes., *-ā-jō* (lit. 1 pl. *-ījame* gr. -άομεν as. *-oiad* ae. *-iad*) im germ. zusammengefallen sind, so zeigen verwante sprachen uns entsprechend ein *-ēmi* und ein *-ējō* neben einander (s. 83). S., der die flexion von *haban* 'einheitlich' zu erklären sucht, will nun aber sämtliche formen des paradigmas von der flexion *-ēmi* herleiten. von der flexion *-ējō* ist nur in wenigen andeutungen zum schlusse die rede. davon dass die ē-classe, soweit eine solche

in der 3 schw. conj. enthalten ist, mit einer urspr. *o*-classe (oder *e/o*-classe, s. u.) im germ. zusammengefallen ist, sagt der ganze abschnitt kein wort. da ich, wie früher, so noch jetzt glaube, dass die formen der verba der 3 schw. conj. vornehmlich dieser *o*-classe entstammen, kann ich S. kaum in einem puncte recht geben.

Für die behandlung des nichthaupttonigen *ē* in langdiphthongen im inlaut wird s. 70 ein gesetz angenommen, nach welchem diese sowol von der behandlung des *ē* in haupttoniger silbe wie von der jüngern behandlung des *ē* in auslautenden langdiphthongen abweicht. 'in nichthaupttoniger (flexions-)silbe', sagt S., 'ändert sich die qualität des *ē*, es wird gemeingerm. zu *ă*'. nach diesem gesetz soll in der flexion der athematischen verben auf *-ē-mi* im optativ (s. 73) *-ēi-* zu *-ai-* und in der 3 plur. und im part. *-ēnt-* zu *-and-* geworden sein. nur vermöge dieser beiden annahmen gehört der excurs über die 3 schw. conj. überhaupt hierher. das got. *-a* der 1 sing. *haba* wird mit Hirt, Idg. forsch. 1, 204, als aus *-ēm* mit secundärer endung entstanden erklärt. nach dem muster der 1 sing. *-a* und 3 plur. *-and* soll **ēm* der 1 plur. zu *-am*; nach dem muster des part. *-ands* der inf. **ēn* zu *-an* umgestaltet sein.

Dafür, dass das part. got. *habands* älter ist als ahd. *habēnti*, woran wol niemand zweifelt, meint S. s. 74, 'dürfte eine isolierte form, das substantivisch gewordene part. got. *fijands* ahd. *fīant* as. *fīand* usw., sprechen'. S. meint also, in as. *fīand* ahd. *fīant* sei das gemeingerm. *-and-* aus *-ēnt-* bewahrt. ich vermag das auf so sehr wenige fälle, vornehmlich die flexion dieser 3 classe, deren erklärung nichts weniger als sicher ist, gestützte gesetz, dass *ē* in langdiphthongen nichthaupttonig im inlaut anders behandelt werde als in haupttoniger stellung, nicht anzuerkennen. ich glaube, dass zu der zeit, wo *u̯ēnto-s* die kürzung erfuhr, die wir in *wind* = lat. *ventus* sehen, auch in einem part. **pii̯ēnt-* oder **pīi̯ēnt-* das *ē* gleichzeitig zu *e* gekürzt worden wäre, dass also diese form ein got. **fijinds* ergeben hätte, und dass auch in der 3 pl. einer athematischen *ē*-classe lautgesetzlich *-ind* entstanden wäre. das vorliegende as. *fīand* ahd. *fīant* ist vielmehr das ursprüngliche particip des primären verbs auf *-ont-*. dieses particip ist älter als die flexion des verbs *fijan* nach der 3 schw. classe. *fijan* ist nicht das einzige urspr. starke verb auf *-ō*, das um des gleichen infinitivs auf *-an* willen (s. u.) in die 3 schw. conj. übergetreten ist.

Das *ai* der 2. 3 sing. *-ais*, *-aiþ*, 2 pl. *-aiþ* will S. nach dem vorgange von KFJohansson, der *sijais* = lat. *siēs* setzt, und von Hirt aus *ē* herleiten, urspr. *-ē-si* (*-ti*, *-te*). S. stellt für den behaupteten lautwandel s. 77 die regel auf: 'geschlossenes got. *ē* wird in nichthaupttoniger silbe vor stimmlosen dentalen spiranten zu offenem *ǣ* (geschrieben *ai*), falls seine accentqualität die ge-

stofsene ist'. so, meint er s. 79f, 'erklären sich die rätselhaften *ai*-formen des got. paradigmas ohne schwierigkeit. sowol *habais* wie *habaiþ* erfüllen alle bedingungen. was ihr *-s* und *-þ* anlangt, so kommt es nicht darauf an, ob die laute in urgerm. zeit stimmhaft oder stimmlos gewesen sind: fürs gotische steht ihre stimmlosigkeit fest'. von dem widersprechenden *-ēs* der 2 sing. *nasidēs* wird s. 78f behauptet, dass das *ē* 'schleifenden accent' gehabt habe. 'der umstand, dass sich der endsilbenvocal unverkürzt erhalten hat', ist in S.s augen 'ein hinreichender beweis dafür, dass er nur schleifend betont sein kann'. S. sieht 'einen ganz ähnlichen unterschied in den endungsvocalen der entsprechenden ags. formen. hier lautet die 2 pers. sing. praes. *hafas(t)*, die 2 pers. sing. praet. dagegen *hæfdes(t)* und doch kann das *-as* der ersten und das *-es* der zweiten form nichts anders als altes *-ēs* darstellen'.

Also im gotischen soll bis in die späte zeit, wo germ. *z* und *đ* im auslaut zu *-s* und *-þ* wurden, und im ae. bis in die zeit, wo in germ. *-ēs* der lange vocal der endsilbe verkürzt wurde, der unterschied zwischen 'gestofsenem' und 'schleifendem' accent entweder noch bestanden oder nachgewürkt haben. wer solches behauptet, sollte doch auseinandersetzen, wie er sich die sache denkt: ob im germanischen, nachdem sich der hauptton auf die erste silbe zurückgezogen hatte, und im gotischen noch endsilben 'gestofsen' oder 'geschleift' worden sind (nach den von ihm gebrauchten ausdrücken scheint S. dieses würklich anzunehmen), oder ob etwa im gemeingerm. oder erst im nachgotischen germ. 'gestofsenen' längen gegenüber, die normale längen waren, 'schleifende' längen zu überlängen geworden sind, und im ae. überlanges *ē*, wenn gekürzt, *e* bleibt, normales *ē* gekürzt zu *a* wird. dass durch contraction entstandene 'schleifende' längen nicht etwa germ. noch zweisilbig gewesen sind, liegt ja auf der hand: in diesem falle hätten gerade 'schleifende' längen got. durch lautgesetzlichen verlust ihres zweiten bestandteils gekürzt werden müssen. aber Hanssens lehre, dass 'vocalische längen in den endsilben mehrsilbiger worte' got. (und ahd.) nur lang bleiben, 'wenn sie den circumflex fordern', dagegen, auch vor erhaltenem auslautenden cons., gekürzt werden, 'wenn sie den acut fordern', ist meiner überzeugung nach unrichtig: der lange vocal in vorgerm. *-ēs*, *-ōs*, *-ās* bleibt, auch wenn er 'den acut fordert', got. und ahd. lang, wie in *nasidēs*, ahd. *-dês* (Is.) und (nach der 1 sg. *-ōⁿ*) *nerítôs*; ebenso im *-īs* der 2 sing. opt. praet.[1] von 'schleifendem accent', wie S. will, dh. von würklichem circumflex im oben angegebenen sinne, kann bei der endung *-ēs* der 2 sing. praet. durchaus keine rede sein; denn das *ē* ist weder durch

[1] ebenso ist *-ūs* nicht lautgesetzlich zu got. *-us* geworden in *qairnus*, vielmehr hat **qairnu* aus germ. *kuernū* das *-s* angenommen nach der analogie von *sunus, handus.*

contraction entstanden, noch ist in jüngerer periode der grundsprache eine folgende silbe ausgefallen. wenn die silbe *-ēs* bei eintritt von Verners gesetz den circumflex, also acut + gravis, gehabt hätte, dann hätte nach dem Beitr. 7, 507 bemerkten das *s* gemeingerm., also auch westgerm., zu *z* werden müssen, wie im gen. sing. *-óis*, *-óus* (germ. *-aiz*, *-auz*); im nom. sing. *-is* (lit. *-ỹs*, got. *hairdeis*), wenn aus *-i̯iò-s* (nach S. und Hirt, Idg. forsch. 1, 13); im gen. sing. fem. *-ās*; im nom. plur. fem. *-ós* neben *'-ōs* aus *-ōes*; im nom. plur. masc. *-ós* neben *'-ōs* aus *-oes* (got. *-ōs*, an. *-ar*, während as. *-os*, ae. *-as* aus *-ōses* entstanden ist; s. Beitr. 7, 505). dass das got. *-a* der 1. 3 sing. praet. 'unter allen umständen' keine 'schleifende länge' gewesen sein kann, betont S. selbst s. 79. was das ae. betrifft, so kann germ. *-ēs* in diesem dialect durch kürzung nur zu (*-æs*) *-es* werden, wie in *hæfdes*(*t*): das ae. *-as* in *hafas*(*t*) kann durchaus nicht aus *-ēs* entstanden sein. S. bemerkt s. 81, dass 'der *o*-umlaut von wurzelhaftem *i*, der in der 2 und 3 pers. sing. auftritt (*liofað*), schlecht zu altem *ai* stimmen' würde: er könne 'deshalb in dem *a* der genannten formen nichts anders sehen als urgermanisches *ē*'. aber stimmt der *o*-umlaut denn zu urgerm. *ē*?

Ich vermag demnach S.s gesetz über die behandlung des germ. *ē* im gotischen und ebenso seine erklärung des praesens der 3 schw. conj. durchaus nicht anzuerkennen.

Für das praesens von *haban* und der wichtigsten andern hierhergehörigen verba halte ich die von Bremer, Beitr. 11, 47, angesetzten gemeingerm. grundformen 1 sing. *-i̯ō*, 2 *-aizi*, 3 *-aiði*, 3 pl. *-i̯anði*, opt. *-i̯ai-*, imp. 2 sing. *-ai*, 2 pl. *-aiði* für richtig. das *a* der *ai*-formen ist ein urspr. *o*: nach meiner (Beitr. 7, 474) und Sievers annahme (ebd. 8, 90 ff) ist das *ai* aus *-oje-* (> *oji* > *oi*) hervorgegangen (2 sing. *-o-je-si* usw.). auch der imperativ, den S. s. 80 als neubildung erklären muss, ist völlig regelmäfsig. aber die *i̯*-formen haben gewis nicht, wie ich aao. annahm, ein *o* vor dem *i̯* verloren: in dem *-ojō* (> *-όω*) der griech. schwachen *o*-conj. wird das *o* der 2. 3 sing. entstammen. Beitr. 7, 532 unten, 547 habe ich die vermutung ausgesprochen, dass die schwache *ĕ*-conj. und die schwache *ŏ*-conj., also einerseits lat. *taceo*, *sileo*, *video*, anderseits got. *þaha*, *sila*, *vita* usw., aus einer älteren gemeinsamen conjugation erwachsen seien. die formen der germ. schwachen *o*-conj. werden, statt auf dem umwege durch ein ursprüngliches *-ojō*, unmittelbar aus der bewahrten ungeschiedenen *e/o*-conj. hervorgegangen sein, deren 1 sing. anders, als aao. 547 geschehen, anzusetzen ist: sing. *-ejō*, *-oisi*, *-oiti*, pl. *-ejome*, *-oite*, *-ejonti*. germ. *-aizi* usw. könnte unmittelbar dem urspr. *-oisi* entstammen, wahrscheinlicher aber wird dies *-oisi* schon vorgerm. und vorgriech. analogisch zu *-oje-si* geworden sein.

Der infinitiv unsrer germ. schwachen *o*-conj. aber hatte nicht,

wie Bremer ansetzt, *-ia-*, sondern entbehrte, entsprechend dem von S. s. 17 f dargelegten, des elements *-je-* (*-jo-*): er hatte demnach das aussehen eines infinitivs der starken verben. ebenso wie von S. für das praesens got. *sita* statt **sitja* gezeigt, ist got. nach dem *j*-losen infinitiv das *j* der ursprünglichen *i*-formen aufgegeben, sodass die nicht-*ai*-formen den formen des starken verbs entsprechen, 1 sing. *-a*, 1 pl. *-am*, 3 pl. *-and* (aus *-ō*, *-ome*, *-onti*), ebenso im ganzen opt. und im part. *-ands*. ganz ebenso ist nord., wo *-ai* regelrecht zu *e* (*i*) wurde (2. 3 sing. *-er*, 2 pl. *-eđ*, imp. *-e*, *-eđ*), nach den *j*-losen infinitiven *lifa*, *vaka* usw. das *j* des praes. verloren gegangen, aufser der 1 sing. *hef* des verbs *hafa*, während in *segja*, *þegja* umgekehrt das *j* in den inf. gedrungen ist. da die 1 sing. praes. bei allen andern verben sich von der 2. 3 sing. durch das minus des *-r* unterscheidet, so ist anstatt der alten *hef*, *seg* nach der 2. 3 sing. auf *-er* (*-ir*) die 1 sing. auf *-e* (*-i*), *vake*, neugebildet worden, die also nicht, wie Hirt lehrt, aus 'gestofsenem' *-ēm* hervorgegangen ist. im imp. sind die einsilbigen formen *haf*, *lif*, *seg* analogiebildungen nach der starken und 1 schw. conj. neben den alten formen auf *-e* aus *-ai*, *vake*. westgerm. entspricht der 1 sing. got. *haba* seiner entstehung nach genau ae. *hafu*, ahd. Tat. *habu*, *sagu*, Notker *habo*, *sago*, und auch eine form wie ahd. 3 plur. *habant* kann entsprechend entstanden sein und braucht nicht *a* für *ē* zu haben. ebenso kann in ahd. *hapan* mit dem gerund. *-anne* der ursprüngliche inf. ohne *j* erhalten sein, gegenüber welchem in *huggen* das *j* in den inf. gedrungen ist.

S. sagt s. 80 zur empfehlung seiner erklärung, dass sie, soweit er sehe, die einzige sei, 'die uns in den stand setzt, das got. paradigma einheitlich zu erklären'. ich finde meine erklärung, die ich, was den schwund des *j* betrifft, S. s. 17 f verdanke, in noch weit höherem grade einheitlich. vom nordischen sagt S. s. 82: 'die 3 pers. plur. heifst *hafa*, stimmt also genau zu *falla*, *skjóta*.... bedenkt man, was über got. *haband* ... gesagt ist, so wird man nicht abgeneigt sein, auch für die nord. formen urtypen mit *ē* anzunehmen, *-ēnti* usw. dann würde sich auch erklären, wie *hafa* zur 1 pers. plur. *hǫfom* gekommen ist. sie wäre gerade so zu beurteilen wie got. *habam*'. allerdings ist *hǫfom* gerade so zu beurteilen wie *habam*, aber die erklärung ist weit einfacher als S. annimmt.

Die den got. *-ais*, *-aiþ*, *-ai*, an. *-er*, *-e*, ahd. *-ēs*, *-ēt*, *-e* entsprechenden lautgesetzlichen formen der endung waren im ae. *-es*, *-eđ*, imp. *-e*[1]. die formen der 2. 3 sing. auf *-as*, *-ađ*, imp. *-a* halte ich mit Cosijn für bildungen nach der analogie der ō-classe, da das *a*, soweit ich sehe, nichts anderes sein kann als ō. aus

[1] *lifes*, *-eđ*, dazu eigentlich **sazes* usw.; es finden sich aber nur *sæzes*, *-eđ*, *hæfes*, *-eđ*, imp. *sæze*: belege für diese formen aus Lind. und Rushw. s. Sievers Ags. gr.[2] § 416.

dem umstand, dass in *hafas(t)*, *-ad*, dem einzigen verbum, das einen *u*-umlaut des *a* zu *ea* zu zeigen fähig wäre, dieses *ea* nicht erscheint, vermag ich nicht mit Sievers, Beitr. 16, 261, zu schliefsen, dass das *a* der endung, das doch in *liofad* den umlaut würkt, etwas anderes gewesen sei als *ō*. so wenig als man in an. *hefer*, *seger* aus der gestalt der stammsilbe auf die frühere gestalt der endung schliefsen könnte.

Nachdem S. das paradigma von *haban* 'einheitlich' aus der flexion *-ēmi* erklärt hat, heifst es zum schlusse s. 82, dass 'selbstverständlich' nicht behauptet werden solle, 'dass das *ē* einzelner zur *ē*-classe gehörigen verba nicht auch auf *ai* zurückgehn könne': diese herkunft sei nur für 'die eigentlichen repraesentanten der *ē*-classe' zu leugnen. was S. mit den *ē* meint, die auf *ai* zurückgehn sollen, wird auf der folgenden s. 83 nur in wenigen worten angedeutet, wo er (in ziemlich unklarer weise) von den verben auf *-ējō* spricht. er meint also vermutlich, dass das got. *-ais*, *-aiþ*, *-ai*, ahd. *-ēs*, *-ēt*, *-e*, an. *-er*, *-eð*, *-e* aufser der von ihm im vorhergehnden gegebenen erklärung auch aus *-ē-je-si* (*-ti*, *-te*), imp. *ē-je* (*-te*) entstanden sein könne, indem *ēji* > *ēi* > *ai* geworden wäre (vgl. S. s. 16). ein solches secundäres *ēi* aus *ēji* wäre mit dem von S. für den optativ *habai-* angenommenen ursprünglichen *ēi*, für das ich den übergang zu *ai* abwies, nicht zeitlich zusammengefallen: ob aber *ēji* zu germ. *ai* werden konnte und ob überhaupt schwache verben auf *-ē-jō* fürs germ. als zu grunde liegend anzunehmen sind, ist mir nicht sicher.

Bei S.s herleitung des got. paradigmas aus einer flexion *-ēmi* bleiben s. 80 'zwei formen' übrig, 'die sich nur als neubildungen erklären lassen': die eine ist der imperativ, der nach meiner erklärung lautgesetzlich ist, die andre das praeteritum. S. erkennt an, dass 'die germ. *ē*-verba ihr praeteritum von haus aus ohne mittelvocal bildeten'. die verben aber, von denen dieses galt, waren gewis nicht die eigentlichen *ē*-verben (wie zb. *arman*), sondern diejenigen, in deren ind. praes. ursprünglich *j*-formen mit *ai*-formen wechselten, also die verben der germ. schwachen *ĕ/ŏ*-classe. würkliche *ē*-verben, sowol schwache verben mit dem praesens auf *-ējō*, als auch S.s 'eigentliche repraesentanten der *ē*-classe', müssen im praet. und part. pass. *ē*, got. **-ēda*, **-ēþs*, und im inf., wie S. ansetzt, *-ēn* gehabt haben. aber auch alte schwache *e/o*-verben können neben dem germ. praet. ohne mittelvocal ein solches auf *-ēda* mit der alten dehnung des *e* gebildet haben; vgl. lat. *tacē-bam* zu *taceo*. wie die verbalabstracta auf *-īni-*, got. *-eins*, ein dehnungs-*ī* haben, so müssen die verbalabstracta der *e/o*-verben, wie got. *libains*, früher mit dehnungs-*ē* ein *-ēni-* gehabt haben; vgl. got. *fahēds* aus vorgerm. *-ē-ti-*. das got. praet. *-aida*, part. *-aiþs* und das verbalabstractum *-ains* (s. 16) kann natürlich niemand in andrer weise erklären als S. nach der analogie von *salbō-s* ist aus *habai-s* usw. ein verbalstamm auf *-ai-*

erschlossen. im ahd. ist ohne zweifel bei alten *e/o*-verben, genau entsprechend, zur 2. 3 sing. 2 pl. ind. und zum imp. (während die übrigen formen des praesens von verben wie ***haban*** und ***huggen*** zunächst die alte gestalt, mit oder ohne *j*, ohne das *ê* gewahrt haben werden) zunächst ein praet. *-êta*, part. *-êt* geschaffen. in dem vocal des ahd. praet. *-êta* und *-ata* (*-âta*?) und des part. kann allerdings auch, der annahme S.s gemäfs, (neben analogischem *ai*) ein altes *ē* erhalten sein, und ebenso kann ahd. *-ên* der ursprüngliche inf. der *ē*-classe sein. S. sagt s. 81: 'nimmt man *ai* als grundlage des ahd. *ê* an, so werden dadurch so seltsame formen wie ****habaimês***, ****habaind***, ****habain***, ****habaindi*** geschaffen, formen, denen es an jedem anhalt fehlt'. wenn das germanische die ursprüngliche flexion der schwachen *e/o*-verben, *-ejō*, *-oisi*, *-oiti*, 2 pl. *-oite* (nicht *-oje-si* usw.) gewahrt haben sollte, so wäre es gar nicht so seltsam, wenn in einem dialect frühe anstatt der *ejo*-formen *oi*-formen, 1 sing. *-oimi*, pl. 1 *-oime*, 3 *-ointi* geschaffen wären. aber niemand ist genötigt, das ehemalige vorhandensein dieser formen mit *oi* oder späterem *ai* anzunehmen: das wahrscheinlichste ist, dass die durchführung des *ê* im praesens ahd. erst verhältnismäfsig spät erfolgt ist nach dem muster des *ô* der *ō*-classe und, wenn solche im ahd. bestanden haben, des *ê* der S.schen verben auf *-ēmi*, von denen die 1 sing. ahd. *-êm* direct herrühren würde.

2) Im auslaut (s. 83—91) ist, ebenso wie vorgerm. *-ē* westgerm. und nord. zu *-e*, got. zu *-a*, so nach S. *-ēr*, *-ēi*, *-ēu* gekürzt worden westgerm. und nord. zu *-er* (ahd. *fater*), *-ei* > *i* (loc. ahd. *ensti*), *-eu* > *iu* (loc. ahd. *suniu*), got. zu *-ar* (*fadar*), *-ai* (*anstai*), *-au* (*sunau*). dies lässt sich hören: ich halte es zwar nicht für zweifellos sicher, aber für sehr wol möglich. der dativ ae. *suna* wird s. 90 unten erklärt als angleichung an den genitiv, da 'überall, wo der gen. sing. nicht auf *-s* ausgeht, . . . gen., dat. und instr. zusammengefallen sind'.

II. Die germ. *ō*-diphthonge (s. 91). S. meint: 'ein unterschied zwischen idg. *ō* und idg. *ā* ist nicht mehr sichtbar. man darf daher wol von einem einheitlichen urgerm. *ō* ausgehn. dieses ist in diphthongischer verbindung überall gekürzt und infolgedessen mit dem urgerm. *ŏ* überall zusammengefallen'. dies ist sicher nicht richtig; vgl. KZ. 24, 508, Beitr. 7, 483, Kluge in Pauls Grundr. I 357. da die eben gesehene kürzung des auslautenden *-ēi* älter sein muss als die entstehung des germ. *ī* aus *ei*, und die kürzung des *ē* in haupttoniger silbe noch älter gewesen ist, kann nicht angenommen werden, dass die kürzung des *ō* in diphthongischer verbindung erst nach dem übergang des *ā* der keltischen lehnwörter ***brāca***, ***Dānuvius*** in germ. *ō* stattgefunden habe. sicher darf man also nicht von einem 'einheitlichen urgerm. *ō*' ausgehn, vielmehr ist urspr. *ō* in langdiphthongen vor cons. zu *ŏ*, dagegen urspr. *ā* in gleicher stellung zu *ă* gekürzt

worden, und die kürzungen *ŏ* und *ă* sind dann, gleich den grundsprachlichen *ŏ* und *ă*, in haupttoniger und in den meisten fällen auch in nicht-haupttoniger silbe secundär zusammengefallen.

A. Haupttonige *ō*-diphthonge. 1) im inlaut (s. 91—98).

I. Primäre *ō*-diphthonge. 1) *ōr*, *ōl* und 2) *ōn*, *ōm* (s. 91—93). S. meint, dass diejenigen germ. *ar*, *al* = griech. *ορ*, *ολ* als kürzungen von *ōr*, *ōl* hierher gehören, die neben germ. *rō*, *lō*, gr. *ρω*, *λω* 'vertreter der sogen. langen sonantischen liquiden' sein sollen, und dass 'unzweifelhaft' ebenso die fälle hierher gehören, wo für germ. *an*, *am* 'lange nasalis sonans' als grundlage anzunehmen ist. da der kurze vocal gr. *o* germ. *a* vor dem *r* usw. nur dann erscheine, wenn ein cons. nach diesem stehe, so könne man sich der folgerung nicht entziehen, dass gr. *ορ* germ. *ar* usw. aus *ōr* usw. gekürzt seien [1]. mir ist es völlig sicher, dass weder die gr. *ορ*, *ολ*, germ. *ar*, *al*, *an*, *am*, noch die *rō*, *lō*, *nō*, *mō* aus 'langer liquida oder nasalis sonans' hervorgegangen sind, und dass eine grundsprachliche 'lange liquida und nasalis sonans' überhaupt gar nicht bestanden hat (s. Zs. f. d. phil. 25, 389): trotzdem kann S., was die von ihm angenommene kürzung betrifft, recht haben. die gr. *ορ*, *ολ*, germ. *ar*, *al* usw., um die es sich handelt, sind grundsprachliche *orA*, *olA* usw. gewesen, die übrigens selten waren (s. Zs. f. d. phil. 25, 388 note 2): wie sich regelrecht die *o*-stufe zur hochtonigen *e*-stufe und zur schwundstufe verhält, so verhalten sich diese lautgruppen zur hochtonstufe gr. *ερα*, *ελα*, *ενα*, *εμα* = skr. *ári*, *áni*, *ámi* (aus *érA* usw.) und zur schwundstufe gr. *αρα*, *αλα*, *ανα*, *αμα* = skr. *īr*, *ūr*, *ān* (aus *ərA* usw., = der vermeintlichen 'langen liquida und nasalis sonans'). wenn wir in gr. *τολ-* in *τόλ-μα* das *α* vermissen, das wir in der hochtonstufe *τελα-* und in der schwundstufe *ταλα-* haben, so ist es sehr wahrscheinlich, dass das *A* nicht einfach ausgefallen, sondern dass *tolA-* zunächst zu *tōl-* [2] und dieses dann durch kürzung vor cons. zu *τολ-* geworden ist. ebenso kann dann im germ. got. *arm-s* aus *ōrmo·s* aus *orAmo-s* entstanden sein, neben der untonstufe skr. *īrmá-* aus *ərAmé-*; lat. *armus* entspricht entweder diesem oder jenem [3].

[1] vgl. Brugmann Grundr. I 463, der *στόρνῡμι* aus **στωρ-νῡμι* entstehn lässt usw.

[2] ebenso wie lit. *erA*, *elA*, *enA*, *emA* vor cons. mit dehnung und gestofsener betonung zu *ér*, *él*, *én*, *ém* geworden (s. Bezzenberger in seinen Beitr. 17, 221 ff), zb. *vém-(ti)* = skr. *vámi-(ti)*, und ind. in der untonstufe *īr*, *ūr*, *ān* (woraus *ā*), *ām* (woraus *ān*) aus *iri*, *uri*, *ani*, *ami* hervorgegangen ist.

[3] germ. wird, wenn das gesagte für die *o*-stufe richtig sein sollte, dieselbe ersatzdehnung und spätere kürzung auch in der *e*-stufe (vgl. das lit.) und in der schwundstufe (vgl. das ind.) stattgefunden haben. diejenigen germ. *ur*, *ul*, *un*, *um*, die = skr. *īr*, *ūr*, *ā*, *ān* sind, würden also aus *ūr*, *ūl*, *ūn*, *ūm* gekürzt sein, so in *fulls* aus **fūlné-* oder **pūlné-* = skr. *pūrṇá-* (< *pərAné-*), *-kunds* = skr. *ǵātá-* (aus den obliquen casus von *génAto-*

Zweifelhaft sind die unter 3. und 4. von S. angeführten fälle einer kürzung von germ. *ōi*, *ōu* aus *āi*, *āu* zu *ai*, *au* (s. 93 f). S. meint, das *ai* in gr. *αἰϝών* lat. *aevom* got. *aivs* müsse auf idg. *āi* zurückgeführt werden: 'da die länge des *ā* im indischen (*ā́jú-*, *ā́jūṡ-*) bestehn bleibt, auch wenn die endung den ton trägt, haben wir kein recht, für die wurzel eine schwundstufenform **ǎi* .. anzusetzen'. ich meine, wir haben noch weit weniger ein recht, darum, weil im sanskrit in diesem worte eine stammabstufung nicht vorhanden ist, zu behaupten, dass dieselbe nie vorhanden gewesen und dass in diesem worte in dem *āi* das *i̯* vor cons. gewahrt geblieben sei, als andre *i̯* und *u̯* in gleicher stellung in der grundsprache ausfielen, und das kurze *a* in got. *ajuk-(dūþs)* 'durch übertragung' zu erklären. ebenso meint S., dass das wort idg. *nāu-* 'schiff' keine stammabstufung gehabt habe, weil wir dieselbe in keinem der uns vorliegenden dialecte vor augen sehen. darum müsse das *au* in an. *naust* aus germ. *ōu* entstanden sein. wir haben aber das *ă* aufser in diesem worte auch noch in an. *nǫkkve* ae. *naca* as. *nako* ahd. *nahho*, wenn, wie wahrscheinlich, das *q*, *k* dieses wortes aus vorgerm. *qu̯* dasselbe ist wie in ae. *tácor* ahd. *zeihhor* und in ae. *cwicu* ahd. *chek* = got. *qius*. für mich sind die angeführten *ai*, *au* ursprüngliche *ai*, *au*. — ferner meint S., ein germ. *au* aus *ōu* sei 'mit sicherheit im ganzen sing. des starken praet. aller consonantisch schliefsenden wurzeln vorhanden, die einer der drei schweren ablautsreihen angehören': diese hätten 'in den starken perfectformen ursprachliches *ōu* gehabt, dessen *u* der systemzwang bewahrte'. so sei das *au* des praet. ahd. *slóz* usw. aus *ōu* entstanden, da lat. *clāvis*

gənᴀté-), *kaurn* = skr. *ǵīrṇá-*. ebenso in der *e*-stufe *kind* aus **gēnto-m* (aus *génᴀto-*), ahd. *dinstar* aus **þēmstro-* oder **tēmsro-* aus *témᴀsro-* (vgl. skr. *támisrā*), germ. *berkō* (oder *-jō*) 'birke' aus *bhérᴀȝō*. — wie langdiphthonge mit *r*, *l*, *n*, *m*, so können auch langdiphthonge mit *i*, *u* als zweitem gliede auf diese weise secundär entstanden sein, ebenso wie im lit. *au* aus urspr. *eu*, *ou* zum ersatz für ausgefallenes *ᴀ* = skr. *i* zu *áu* geworden ist mit dehnung und gestofsenem ton (s. Bezzenberger aao. 224). so würde got. *stiur*, wenn = skr. *sthávira-*, zunächst aus **stēuro-s* hervorgegangen sein. germ. **bōu-mi*, pl. *bū-me*, wenn hierhergehörig als aus *bhòuᴀ-mi*, *bhuᴀ-mé* entstanden (vgl. Beitr. 7, 547), und genossen haben durch den übergang des *-mi* in *-ō* das *ōu* vor der kürzung vor cons. bewahrt, germ. *bōu̯ō* (got. *baua*) neben *būō* (ahd. as. ae. *búan*, an. *búa*). oder sollten solche secundären langdiphthonge noch verlust des mitlautenden *i*, *u* im germ. erfahren haben (**bō-mi* > *bōō* > *baua*)? lit. *léidmi* 'lasse', jünger *léidžu*, = *lēid-mi* aus *leidᴀ-mi* (wurzel *lei-d* neben dem synonymen *lei-q* mit einem andern 'wurzeldeterminativ'), = got. *lēta*? wie neben *réudō* 'weine', 2 sing. *rudési* (ahd. *riozan* lat. *rūdo* und *rŭdo*) ein *ròudᴀ-mi* oder *reudᴀ-mi* (skr. *rōdi-mi*) > lit. *ráudmi* 'weine', so kann neben dem synonymen **ghréudō* (as. *griotan* ae. *ȝréotan*) ein **ghreudᴀ-mi* > **ghrēud-mi* bestanden haben, > got. *grētan*, an. *gráta*, ae. *ȝrǽtan*, vgl. S. s. 72 f; sonst muss von den drei von S. angedeuteten möglichen erklärungen die letzte, die ihm selbst 'am wahrscheinlichsten' scheint, richtig sein: das praesens mit *eu* müste aus der schwundstufe *grut-* einer wurzel *ghred* : *ghr̥d* erwachsen sein, während das redupl. verb ein älteres **ghrēd-mi* mit dehnung wäre.

dor. κλᾱϝίς ein ā zeigen; als 3 sing. perf. sei demnach germ. *s(k)lōuti (aus *sklōude) anzusetzen. dass ein unmittelbar aus der wurzel des lat. clāvis ohne das d des lat. claudo gebildetes perfect in den starken formen nach ursprünglicher regel ōu hätte haben müssen (3 sing. -ōue) und es auch in würklichkeit hätte haben können, ist richtig; aber meistens ist ja, auch vor einfachem cons., das ō des perf. vom ā des praes. verdrängt. dass aber von einer secundären 'wurzel' mit āu oder ēu + cons. noch ein perfect mit ōu gebildet werden konnte oder, wenn es gebildet wäre, sich erhalten haben sollte, ist schwer glaublich. das perfect solcher secundären bildungen pflegt einfach den vocal des praes. zu zeigen. das germ. au des perfects slôz ist der herübergenommene diphthong des dem lat. claudo entsprechenden praesens. wenn dieses praesens einmal im germanischen vor dem übergang des ā in ō in den starken formen ein āu gehabt (*sláutmi oder *sláutō) und dieses nach S.s regel zu au geworden sein sollte, so würde das beispiel mit recht hierher gehören. aber das au kann auch einfach das verallgemeinerte ău der schwachen formen (1 pl. *slautmé oder 2 sing. slautési) sein. das verbum, das eigentlich hätte reduplicierend sein sollen, hat, gleich manchen andern ähnlichen, zu dem perfect ohne reduplication, nachdem ă und ŏ im germ. zusammengefallen waren, ein praesens nach der analogie der ablautenden verben neu geschaffen. so gut wie ahd. sliozan ist das praes. nd. slûten afr. slúta, nach würklichen alten ū-formen, besonders dem synonymen lūkan, eine neubildung.

II. Secundäre ō-diphthonge (s. 94—98). aus 'ursprünglichem' (dh. älterem germ.) -ōji- hervorgegangenes secundäres germ. ōi, woraus ai, findet S. in den comparativen got. maiza an. meire usw. und an. fleire. in dem letzteren comp. sieht S. die o-stufe der wurzel, plō-. da wir lat. ein plūs, plūrimi, älter plous, ploirume haben, kann man die sache nicht unmöglich nennen; aber einfacher scheint es mir, mit Osthoff, Beitr. 13, 444 f, in fleire und dem sup. flestr die schwundstufe pla- zu sehen, di. die verallgemeinerte form der schwachen casus des urspr. comp. plḗ-jōs pla-jésos, sup. plḗisto-s plaistéso (vgl. Beitr. 7, 506), die sicher einmal bestanden hat, wenn auch, wie S. sagt, (aufserhalb des nord.) 'ein schwundstufiger comp. der wurzel *plē- nicht belegt' ist. dem comp. maiza soll mit lat. maior ir. máo ein mā- zu grunde liegen, das die gedehnte schwundstufe einer wurzel mē- (der wurzel des got. mē-rs) sein soll. sollte die wurzel in dieser gestalt von S. richtig gefunden sein, was mir aber höchst zweifelhaft ist, so würde ich bei der ungedehnten schwundstufe *mă- bleiben. — ein anderes beispiel eines ai aus secundärem ōi vermutet S. in den formen deis(t), deit der 2. 3 sing. des verbs 'tun'. sehr zweifelhaft.

2) Im auslaut. I. Primäre ō-diphthonge (s. 98 ff):

an. *tvau* nom. pl. n. aus urspr. *duōu* nom. du. masc. 'woher kommt es', fragt S., 'dass die idg. masculinform im nordischen zum neutrum geworden ist?' er gibt eine mechanische erklärung. eine andere, nicht allein für diesen einen fall, sondern für alle fälle des germ. plur. neutr. aus ursprünglichem dual masc. geltend, ist dem vom ref. Beitr. 7, 486 oben und von Meringer KZ. 28, 238 f ausgesprochenen zu entnehmen. — dass auch das ahd. feminin *zwó* jenem urspr. masc. des duals entstamme, wie S. s. 100 annimmt, vermag ich nicht zu glauben[1].

II. Secundäre ō-diphthonge (s. 100 ff). S. bespricht hier die alte 1. 3 sing. perf. der vocalisch auslautenden wurzeln mit dem ablaut *ōu* : *ū* (3 sg. perf. urspr. *-ōue*), wie ae. *snówan* an. *snúa*. da germ. *ōu* vor vocal nicht unter das thema S.s fällt, erst durch den abfall des auslautenden vocals ein 'secundärer ō-diphthong' entstehn konnte, war dieser abschnitt eigentlich nicht hergehörig. germ. *-ōue* ist an. *-ó* geworden, aber nicht auf dem von S. angegebenen wege, durch schwund des *u* im auslaut, sondern durch schwund des *u* bei lebzeiten des folgenden vocals: germ. *dōue* 'starb' > ostgerm. *dōe* > an. *dó*. im got.-nord. ist also der 'secundäre ō-diphthong' überhaupt nicht entstanden.

B. Nichthaupttonige ō-diphthonge. 1) im inlaut.

I. Primäre ō-diphthonge (s. 103—7). in der athematischen ō-conj. hätte nach S. durch lautgesetzliche kürzung des *ō*, richtiger des älteren *ā*, im opt. ein got. (*salb*)-*ais*, -*ai* und in der 3 plur. ind. ein (*salb*)-*and*, im part. ein (*salb*)-*ands* entstehn müssen. aber da alle alten *-ā-mi* nach ursprünglicher regel in den formen, wo die silbe von haus aus unbetont war, an stelle des *ā* ein *ă* haben musten, so können die von S. erschlossenen formen auch alt gewesen sein: so gut wie die nach S.s gesetz durch kürzung aus *-ānti* hervorgegangene kann es die aus *-anti* entstandene form der 3 plur., germ. *-andi*, jünger *-and*, gewesen sein, die nach dem muster des singulars zu got. *-ōnd* ahd. *-ônt* umgestaltet ward (entsprechend im part. und opt.). nord., wo im plur. die endungen der schwachen ō-conj. denen des starken verbs entsprechen, können die 1. 3 plur. aus dem urspr. *-ame*, *-anti* entstanden sein neben der 1. 3 plur. des starken verbs aus *-ome*, *-onti*, ebenso wie die endungen des opt., 2. 3 sing. *-er* usw., die S. dem von ihm erschlossenen got. **salbais*, *-ai* gleichsetzt, aus altem *-ais*, *-ait* hervorgegangen sein können neben dem *-er* des starken verbs aus *-ois*, *-oit*.

Das praesens der verben auf got. *-nan*, praet. *-nōda*, = an.

[1] dass die form *tau* 'zwei' des dialects der vier inseln Amrum-Föhr, Sylt-Helgoland (für alle 3 geschl.) dem an. *tvau* unmittelbar gleich sei, also einem *au* dieses dialects ein *au* jenes dialects entspreche, wie S. s. 100 anzunehmen scheint, der sagt, dass dieses *tau* mit an. *tvau* idg. **duōu* 'offenbar' identisch sei, ist sicher unrichtig: die vermittlung ist vielmehr ziemlich compliciert.

-na ae. *-nian* will S. durch die von ihm gelehrte lautgesetzliche kürzung des *ō* zu *a* erklären. aufser dem opt., der 3 plur. ind. *-nand* und dem part. *-nands* hält er die 1 sing. *-na* für lautgesetzlich, er nimmt also an, dass das got. *-a* bei 'gestofsener' betonung aus *-ōm* mit secundärer endung entstanden sei, was ich nicht acceptieren kann; ferner meint er, dass dieselben analogiebildungen, die nach ihm in der *ē*-classe eingetreten sind, auch hier eintreten musten, 1 plur. *-am*, inf. *-an*, so dass nur die 2. 3 sing. und 2 plur. nach der analogie der starken verben gebildet wären. aus einem einheitlichen paradigma hätten sich also zwei getrennte entwickelt, indem in der *ō*-conj. die *ō*-form durchgeführt wurde, bei den verben auf *-nan* die *a*-form den sieg davontrug. 'die *ōn*-verba und die inchoativa', meint S. s. 107, 'konnten die im paradigma durch würkung des kürzungsgesetzes entstandene verschiedenheit zur unterscheidung benutzen'. dies ist wol zum grofsen teil richtig, aber S. beachtet auch hier, wie mehrfach sonst, gar nicht die ursprüngliche stammabstufung. da Holger Pedersens abhandlung über 'das praesensinfix *n*' in Brugmanns und S.s Zs. erschienen ist (Idg. forsch. 2, 285 ff), wird S. vielleicht bereits selbst, nach dem in dieser s. 303f über die verben auf *-nan* bemerkten, seine ansicht modificiert haben. die ursprüngliche flexion war sing. *-nā-mi* (*-si*, *-ti*), plur. *na-me* (*-te*, *-nti*), also ist das got. *-nam*, *-nand* des plurals gerade alt, nicht kürzung. nach diesen beiden formen und dem opt. haben sich got. die übrigen des praesens gebildet. nord. kann, wie oben gesehen, die 1. 3 plur. und der opt. den got. formen entsprechen, während der sing. im gegensatz zum got. sicher alt ist, 2. 3 *-nar* aus *-nā-si* (*-ti*).

II. Secundäre *ō*-diphthonge. die endung der 1 du. *-ōu̯es*, skr. *-āvas* ist got. *-ōs* geworden. 'das endungs-*e*', meint S., 'muste nach got. lautgesetz synkopiert werden, wodurch ein secundärer *ō*-diphthong entstand', der, 'im wortinnern vor consonanz stehend', den mitlautenden bestandteil verlor[1]. vielmehr ist das *u̯* nach *ō* ostgerm. bereits bei lebzeiten des folgenden vocals geschwunden, wie in **tōi*, **stōida* (s. o. s. 117 f); der vocal ist aber geschwunden, bevor got. *ō* wie in *taui*, *stauida* vor vocal zu *au* ward.

2) Im auslaut (s. 108 f). *-ōr* im nom. sing. von verwantschaftswörtern muste kürzung des vocals erfahren, wenn solche in germ. *faðēr* stattgefunden hat. — *-ōi*, zu germ. *-ai* gekürzt, 'kann man in an. *dage*, ahd. *tage* usw. vermuten'; S. erkennt indessen, dass dem nord.-westgerm. dativ auf *-e* auch ein loc. auf *-ói* zu grunde liegen kann. vom worte *dagr* aber lautet der dat. bekanntlich *dege*, entweder ein alter loc. auf *-éi*, wenn *-éi* mit dem circumflex anders behandelt wird als sonstiges *-ei*, *-ī*, oder das *e* vor *g* ist palatalumlaut. urspr. *-āi* > germ. *-ai* findet

[1] dieser punct ist eigentlich auch nicht hergehörig.

S. in got. *gibai.* aber auch diese form kann, was S. nicht anführt, ein loc. *-di* sein. — *-ōu*, zu germ. *-au* gekürzt, sehen wir in got. *ahtau* an. *átta* ahd. *ahto* usw.[1]

Frederiksberg (Kopenhagen), sept. 1893. HERMANN MÖLLER.

Syntaxis složených vět v gotštině. sepsal dr VEMOUREK. [Rozpravy české akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění v Praze. ročník II. třída III. číslo 1.] v Praze, nákladem české akademie císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění, 1893. — Syntax des zusammengesetzten satzes im gotischen von dr VEMOUREK. [Abhandlungen der böhmischen kaiser-Franz-Joseph-akademie für wissenschaft, litteratur und kunst in Prag. jahrg. II. abteil. III. nr 1.] Prag, im verlage der böhmischen kaiser-Franz-Joseph-akademie für wissenschaft, litteratur und kunst, 1893. IX und 334 ss. gr. 8°.

Der verfasser, dessen syntax der gotischen praepositionen in diesem Anz. XVII 91 besprochen wurde, hat nun die gotischen conjunctionen zum gegenstand seiner untersuchungen gemacht und diese zu einer kritischen darstellung der gotischen periode erweitert. er beginnt mit der parataxe, s. 1—96, und bespricht deren syntax nach dem logischen verhältnis, welches die verbundenen selbständigen sätze zeigen, insofern dieses verhältnis durch sprachliche mittel ausgedrückt ist: 1) copulatives verhältnis: *jah*, *-uh* (*þaruh*, *þanuh*), *nih*, *ni þatainei*, *ak jah*; 2) disjunctives: *þau*, *aiþþau*, *jaþþe -jaþþe*; 3) adversatives: *iþ*, *aþþan*, *ak*, *akei*, *sweþauh*; 4) deductives: *in þis*, *inuh þis*, *in þizei*, *duþe*, *duþþe*, *eiþan*, *nu*, *þannu*; 5) causales: *auk*, *allis*, *raihtis*, *unte*, worauf 6) noch ein abschnitt folgt, der die genannten conjunctionen in einer andern verwendung zeigt, nämlich nur den fortschritt entweder der erzählung oder der erörterung zu bezeichnen, entsprechend den schwachen δέ, μὲν-δέ, καί, οὖν, ἰδού in der erzählung, den schwachen γάρ, οὖν, δέ in den erörterungen des griechischen textes: *þaruh andhafjands qaþ*, ὁ δὲ ἀποκριθεὶς εἶπεν; *jabai auk Xristus in izwis*, εἰ δὲ Χριστὸς ἐν ὑμῖν; *bidja nu izwis*, παρακαλῶ οὖν ὑμᾶς. daran schliefst sich ein cap. über die modi in den parataktisch verbundenen hauptsätzen. hier s. 86ff bekämpft Mourek Erdmanns allerdings nachmals von ihm selbst eingeschränkte lehre, dass auch im gotischen wie im nordischen und hochdeutschen der zweite von zwei beigeordneten sätzen im conjunctiv stehn könne, durch den nur die parataxe, keineswegs eine verschiedenheit in der art der aussage bezeichnet werde. dem gegenüber weist M. s. 92 auf die geringe anzahl von fällen hin, in denen sich ein solcher über-

[1] s. 74 z. 4 *ā* l. *ă*; s. 95 z. 1 v. u. war l. ward; s. 96 z. 6 v. u. da l. das; aufserdem s. o. s. 117 die zahlen von s. 32 oben. dazu sind die von S. selbst Idg. forsch. Anz. II 197 verzeichneten besserungen zu berücksichtigen.

ng vom ind. in den conj. zeigt, und, was wichtiger ist, auf die
:ht so seltenen stellen, bei denen der conj. vorangeht, der ind.
chfolgt. s. 94 versucht er, alle diese conjunctive vor oder
ch parallelem indicativ als potential, adhortativ, euctiv, als aus-
uck eines subjectiven anteils des redenden zu erweisen: *hva
þata þatei qiþiþ? þata hva sijai þatei qiþiþ*, τί ἐστι τοῦτο
λέγει . . . τοῦτο τί ἐστιν ὃ λέγει; voran geht diesem ab-
hnitt eine einleitung, in welcher die auslassung einer conjunc-
n im gegensatz zum griechischen original besprochen wird.

Der zweite teil des werkes handelt von der hypotaxe, deren
bensätze M. in nominalsätze und adverbialsätze einteilt. zu den
steren gehören die subject-, object- und attributsätze, die wider
ch ihrer form in relativ-, conjunctional- und fragesätze zer-
llen; zu letzteren die local-, temporal-, modalsätze, zu welchen
e comparativ-, proportional- und consecutivsätze gerechnet werden,
e causal-, final-, conditional- und concessivsätze, mit unterab-
ilungen, welche wider durch die form gegeben sind, durch die
rwendete conjunction und bei den conditional- und concessiv-
tzen durch den wechsel der bedeutung, ob real oder irreal, und
irch den modus. sonst wird die setzung des modus — auch
ines tempus — in einem besondern abschnitt nach den ein-
lnen satzarten besprochen, so wie die einleitung zu denselben
ne erörterung ihrer 'verkürzten' form bildet, bei der ein par-
:ipium, ein adjectiv, der infinitiv den nebensatz vertritt; zb. s. 104
i den subjectsätzen: *urrann sa saiands du saian*, ἐξῆλθεν ὁ
σπείρων τοῦ σπεῖραι.

Diese abschnitte über die modi in den nebensätzen ver-
lgen vornehmlich den zweck, die unrichtigkeit einer ansicht
rdmanns zu zeigen, dass nämlich das gotische mit dem hoch-
:utschen auch darin übereinstimme, dass der nebensatz den
njunctiv erhalte, wenn der hauptsatz fragend, befehlend, ver-
:inend, bedingend sei oder selbst im conjunctiv stehe: s. 146.
53. 167. 184. 197. 205. 246. 251. 252. 258 anm. 275 anm.
er die frage hat M. sich auch in einer besondern deutsch ge-
:hriebenen abhandlung im Anz. 1892 der k. böhmischen gesell-
haft der wissenschaften, philosophisch-historische abteilung,
263 ff ausgesprochen.

S. 255 wendet sich M. gegen die meinung Bernhardts, dass
nlich, wie es Erdmann für die parataxe angenommen, auch von
vei beigeordneten hypothetischen nebensätzen der zweite den
njunctiv bevorzuge.

Bei den nominalsätzen sind besondere paragraphe der con-
ruenz gewidmet, s. 140, *so managei þaiei ni kunnun witoþ*,
ὄχλος οὗτος ὁ μὴ γινώσκων νόμον; — der attraction, *hwa
u wileiþ ei taujau þammei qiþiþ þiudan Judaie*, τί θέλετε
οιήσω ὃν λέγετε βασιλέα τῶν Ἰουδαίων; — der prolepsis,
143, *witup gard Staifanaus, þatei sind anastodeins Akaije*,

οἴδατε τὴν οἰκίαν Στεφανᾶ, ὅτι ἐστὶν ἀπαρχὴ τῆς Ἀχαΐας — der trajectio, s. 144, *in þizaiei mitaþ mitiþ, mitada izwis, ἐν ᾧ μέτρῳ μετρεῖτε, μετρηθήσεται ὑμῖν.*

Unter den temporalsätzen sind die absoluten participia als verkürzte sätze behandelt, s. 171, zb. *þuk taujandan armaion ni witi hleidumei þeina, σοῦ ποιοῦντος ἐλεημοσύνην μὴ γνώτω ἡ ἀριστερά σου;* — bei den consecutivsätzen die infinitive bei *swe, swaswe, swaei; wegs mikils warþ in marein, swaswe þata skip gahuliþ wairþan fram wegim, σεισμὸς μέγας ἐγένετο ἐν τῇ θαλάσσῃ, ὥστε τὸ πλοῖον καλύπτεσθαι ὑπὸ τῶν κυμάτων.*

Sehr eingehend und ausführlich werden bei den einzelnen satzkategorien die concurrenzen der bedeutungen erörtert, so s. 113 bei den subjectsätzen, *goþ ist im, jabai sind swe ik, καλὸν αὐτοῖς ἐστιν, ἐὰν μείνωσιν ὡς ἐγώ*, wo die bedeutung des subjects in die der condition übergeht, s. 128 bei den objectsätzen, s. 196 bei den consecutivsätzen, s. 201. 204 anm. 1 bei den causalsätzen, s. 222 bei den finalsätzen, s. 268 ff bei den conditionalsätzen. hierher gehören auch die letzten paragraphen des capitels, welches über die conditionalsätze s. 282 spricht. sie behandeln jene perioden in denen ein hauptsatz im imper., conj., indic. mit einem finalen nebensatz verbunden ist, der auch als nachsatz zu einem conditionalen nebensatz aufgefasst werden kann, dessen inhalt in jenen perioden durch den hauptsatz ausgedrückt wird: *hauhei þeinana sunu, ei sunus þeins hauhjai þuk, δόξασόν σου τὸν υἱὸν ἵνα καὶ ὁ υἱός σου δοξάσῃ σε*, gleich: wenn du deinen sohn erhöhst, wird dein sohn dich erhöhen. ebenso versäumt es M. nicht anzumerken, wann parataktische und hypotaktische construction in einander übergehn oder die eine wie die andre anzunehmen gestattet ist; s. zb. 58. 235. 237.

S. 285—334 folgt ein deutscher auszug ohne beispiele, aber mit reichlichen verweisungen.

Ähnlich wie in seiner schrift über die gotischen praepositionen sucht M. auch hier seinen stoff zu erschöpfen durch vollständige sammlung und aufführung aller fälle, wobei natürlich oft dieselbe stelle unter verschiedenen gesichtspuncten angezogen werden muste. dieses reiche material gibt ihm in seinen controversen mit Erdmann und Bernhardt einen grofsen vorteil, und ich glaube, man wird seiner auffassung der gotischen verhältnisse in den fraglichen puncten zustimmen müssen. auch eine menge einzelheiten werden beifall finden. so s. 1 seine verteidigung der gotischen asyndeta wie *gaggaiþ ganimiþ πορευθέντες μάθετε*, die von den herausgebern z. t. zerstört worden sind; — s. 12 die bemerkungen über relativsätze, welche die hauptsache enthalten: Gal. 6, 14 *iþ mis ni sijai hvopan in ni vaihtai niba in galgin fraujins unsaris Iesuis Xristaus, þairh þanei mis fairhvus ushramiþs ist jah ik fairhvau, ἐμοὶ δὲ μὴ γένοιτο καυχᾶσθαι εἰ μὴ ἐν τῷ σταυρῷ τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ δι'*

οὐ ἐμοὶ κόσμος ἐσταύρωται καὶ ἐγὼ τῷ κόσμῳ; s. mhd. Hartmanns Iwein 7939 *sich underwant vrou Lûnete der reise die si gerne tete*; Bertholds Craue 2932 *eim rosse was der dôt bekant, daz der vurste ligen vant*; Passional ed. Hahn 278, 74 *Philippus der herre gût, der mit rehter dêmût ein heilich zwelfbote was* usw.; 282, 34 *Bartholomeus der gûte, der mit reinem mûte sich tet durch Jesum Christum abe der werlt und wereltlicher habe* usw. die zwei letzten beispiele haben gar keinen hauptsatz; — über sätze mit *aiþþau* in der function hypothetischer nebensätze s. 42 (s. Paul Mittelhochdeutsche grammatik § 349); — über *ak*, das, wie unser 'sondern' böhm. *nybrž*, nach negativen sätzen steht, aber zuweilen auch nach conditionalen perioden, deren gedanke eine verneinung in sich schliefst, s. 51: *jabai qiþam us himina, qiþiþ : aþþan duhve ni galaubideduþ imma? ak qiþam us mannam, uhtedun þo managein*, ἐὰν εἴπωμεν ἐξ οὐρανοῦ, ἐρεῖ, διατί οὖν οὐκ ἐπιστεύσατε αὐτῷ; (das sagen wir aber nicht): ἀλλ' εἴπωμεν ἐξ ἀνθρώπων, ἐφοβοῦντο τὸν λαόν; — ähnlich über *iþ*, sonst 'aber', als einleitung des conditionalen irrealen nebensatzes s. 244. 261, weil der inhalt eines solchen nebensatzes im gegensatz zu der würklichkeit steht; — über den imperativ im nebensatz s. 157 *lêt, ei saihvam*, ἄφετε ἴδωμεν, vgl. mhd. *ich sage dir wie du tuo*; — über *þau* als disjunctive conjunction s. 38; — über *duþe, sweþauh* als adverbium, nicht conjunction, wenn es mit zweifelloser conjunction wie *ei, jabai* verbunden ist, s. 54. 55; — über *unte*, das hauptsätze verbindet, wenn es bei dem zweiten satz steht, einen nebensatz einleitet, wenn es vor den ersten gesetzt ist, s. 68; — über *þaruh, þanuh* nicht blofs in conclusiver function, sondern auch nur fortführend, s. 75; — über die scheidung von *duþe, duþþe* und *du þe*, von *eiþan* und *ei þan* s. 58 f; — über den stilistischen wechsel der construction zb. s. 277; — über Ulfilas inconcinnitäten und anakoluthe s. IV 3. auf parallelen mit dem böhmischen ist leider nur gelegentlich verwiesen, s. s. IV; hoffentlich ist diese interessante vergleichung für eine besondre studie aufgespart worden.

Ansprechend ist die s. 63 geäufserte vermutung, dass *auk*, γάρ, nicht zu *aukan* 'augere' gehöre, sondern von einem worte abstamme, das wie griech. αὖ γε gebildet war; s. *mik* aus ἐμέ γε. die ursprüngliche bedeutung hätte sich dann im gotischen zu 'denn' verstärkt, in den andern germ. sprachen, aber auch nur zum teil, zu 'auch' verflüchtigt.

Überall vermag ich dem verfasser allerdings nicht beizustimmen. so scheint mir eine scharfe scheidung zwischen adverbium und conjunction des hauptsatzes nicht überall durchführbar (s. 54), ebensowenig die von auctiver und gradativer bedeutung (s. 35 f). die 'satzverkürzung' gehört meiner ansicht nach nicht in eine lehre vom zusammengesetzten satz, oder nur in einen schlussparagraphen zu den einzelnen satzarten, in welchem die frage

beantwortet wird, auf welche andere weise die sprache noch das logische verhältnis des nebensatzes zum hauptsatz ausdrücken könne. jedesfalls wären ausdrücke zu meiden, welche den nebensatz als eine spätere entwicklung des verkürzten satzes, di. gewisser infinitive, participia, adjectiva hinzustellen scheinen (s. 104. 169). — die als perfecta praesentiae gefassten fälle s. 161. 215 sind recht unsicher, da sie fast alle wörtlich dem griechischen entsprechen. das hängt mit einer das ganze buch durchziehenden überschätzung Ulfilas zusammen. weil Ulfilas oft dem griechischen text selbständig gegenüber steht, müsse seine übersetzung, auch wo sie mit dem griechischen text übereinstimmt, immer gutes gotisch sein. so consequent ist der menschliche geist bei einer länger andauernden arbeit nicht. festen boden haben wir nur bei den abweichungen vom griechischen: von diesen wäre überall auszugehn gewesen; s. besonders s. 39 über *þau* griech. ἤ nach positiv, obwol andre germ. sprachen diese form der vergleichung auch haben; s. 70. 124 über *unte* zur einleitung der directen rede; s. 94 f über den wechsel von indic. und conj. in parallelen sätzen; s. 142 über attraction; s. 172 über den genit. absol.; s. 194 über *swe*, *swaswe*, *swaei* mit dem inf.; s. 280 über *ei* und *εἰ*; *Peilatus sildaleikaida ei is juþan gaswalt*, *Πιλάτος ἐθαύμασεν εἰ ἤδη τέθνηκεν*.

Nicht annehmbar scheint mir auch M.s ansicht, dass sich die vom griechischen abweichende attraction in den relativsätzen aus der gewöhnlichen form 'entwickelt' habe, dass etwas 'ausgelassen' sei, s. 119. 141. 167. die vergleichung mit dem altnordischen und anderm weist vielmehr darauf hin, dass der relativcasus des relativsatzes ursprünglich als demonstrativum zum hauptsatz gehörte und der relativsatz ohne pronomen folgte: *ei galaubjaiþ þammei insandida jains*, *ἵνα πιστεύσητε εἰς ὃν ἀπέστειλεν ἐκεῖνος*. in *þoei ist us Laudeikaion ei jus ussiggwaid*, *τὴν ἐκ Λαοδικέων ἵνα καὶ ὑμεῖς ἀναγνῶτε* könnte übrigens *þo ei* 'eam quae' gelesen werden.

Zum schluss können wir den wunsch nicht unterdrücken, dass M. seine neigung und begabung zu syntaktischen untersuchungen auch andern germanischen sprachen zuwenden möge, von deren litteratur nicht ausschliefslich übersetzungen erhalten sind [1].

Attersee, august 1893. R. Heinzel.

[1] an druckfehlern fehlt es nicht: s. 12 l. *Ἰησοῦ Χριστοῦ*; 24 l. *widuwo*; 26 l. *gaswiltandans*; 29. 281 l. *liþiwe*; 34 l. *ταπεινοσύνῃ*; 39 l. *δύνασθε*; 46 l. *fralailot*; 51 l. *ἀλλ'* statt *ἀλλ' ἐὰν*; 57 l. *iudicabantur*; 64 l. *bi þamma*; 65 l. zweimal *ὑμῶν* statt *ἡμῶν*; 74 l. *qeþunuh*; 88. 96 l. *αὐτοῦ* statt *αὐτοῦ*; 119 l. *Λαοδικέων*, *λέγειν*; 124 l. *þis beistis Fareisaie*; 177 l. *armaion*; 186 l. *qiþano*; 206 l. *þu* für *þus*; l. *unte*; 244 l. conjunction, eigentlich.

Udvalg af oldnordiske skjaldekvad med anmærkninger. ved KONRAD GISLASON. udgivet af kommissionen for det arnamagnæanske legat. København, Gyldendalske bogh., 1892. XXVII u. 247 ss. gr. 8°.

Es war Gislason nicht mehr vergönnt, das geplante werk, eine auswahl von skaldengedichten in einem nach möglichkeit gereinigten, ursprünglichen text selbst zu vollenden. der tod raffte ihn, den besten kenner der skaldenpoesie, zu früh, am 4 jan. 1891, dahin. die arnamagnæanische commission sah es als eine ehrenpflicht an, das, was G. hinterlassen, so bald als möglich herauszugeben, und legte die arbeit in die bewährten hände von Finnur Jonsson. man kann es getrost aussprechen, das buch wäre nicht so übersichtlich geworden, wenn G. selbst es vollendet hätte. wer die eigenart des verstorbenen kennt, aus dem hundertsten ins tausendste zu kommen, und wer sich einmal selbst durch seine abhandlungen, besonders durch Njala II, hindurch gearbeitet hat, wird mir zustimmen. freilich ganz verwischen lässt sich der ursprüngliche character nicht, und so treffen wir denn auch in den anmerkungen genug spuren von G.s art; aber Jonsson hat sich augenscheinlich redlich und mit erfolg bemüht, klarheit in die sache zu bringen.

Das werk besteht aus einleitung, text, der verse von 81 skalden, von Brage bis auf Sighvat þorþarson bringt, anmerkungen, einer zugabe vom hsg., von G. ausgelassene verse enthaltend, sowie einigen indices, die aufklärung geben über in den anmerkungen vorkommende grammatische und syntaktische bemerkungen, über die schreibweise einzelner hss., über wörter, die lexikalisch oder etymologisch erklärt sind, über besonders behandelte umschreibungen, versarten und reime, über beiträge zur erklärung anderer nicht im text vorkommender skaldenverse; schliefslich folgen noch die alphabetisch geordneten skalden, deren dichtungen dargestellt und erklärt sind. diese indices bieten ein wertvolles hilfsmittel zur benutzung des buches.

In der einleitung gibt Jonsson zunächst eine kurze übersicht über die beschäftigung G.s mit der skaldendichtung. seine erste abhandlung aus diesem gebiet erschien 1866. seit dieser zeit hat er unablässig an der aufhellung dieser oft so dunkeln eigentümlichen dichtungsart gearbeitet. veranlasst zu dem vorliegenden werke wurde er durch das erscheinen von Wisens Carmina norroena, deren text ihn in mancher beziehung nicht befriedigte und dem er ein werk an die seite stellen wollte, das, direct auf die quellen zurückgehend, auch lausavisur und kürzere gedichte enthalten sollte, die Wisen ganz ausgeschlossen hatte. um dieses werk ausführen zu können, kam G. im sommer 1884 um entbebung von seiner docententätigkeit ein, indem er seinen plan, wie er auch von seinem hsg. inne gehalten ist, klar legte. dann nahm er 1886 seinen abschied, um sich ungestört seiner arbeit widmen zu können. er nahm alles auf, was er richtig erklären

zu können meinte, schloss alles aus, was irgendwie 'mit kritischen zweifeln behaftet war'. dies verfahren hat natürlich übelstände im gefolge; kommt es doch oft vor, dass ein gedicht nur unvollständig widergegeben wird oder dass zb. von einer *visa* nur eine hälfte im text erscheint. dem hat der hsg. abzuhelfen gesucht, indem er das fehlende im anhang hinzufügte.

Für die einleitung standen Jonsson nur wenige bemerkungen G.s zu gebote. er gibt aufklärungen über die schreibweise, die G. bei herstellung der texte befolgte. so schreibt er (s. vi) immer *e*, *o*, nicht nur in unbetonten endungen, sondern auch in ableitungsendungen, wie *-ell, -enn, -oll, -orr, -ongr, -engr* usw. dass es bedenklich ist, diese formen ohne weiteres einzusetzen, erweist uns Jonsson an einer grofsen zahl von beispielen bei dichtern vom beginn des 11 bis ins 13 jh., deren reime für *i* und *u* sprechen. dass aber daneben auch formen mit *e* gebraucht werden, zeigt ein reim Sighvats þorþarsons, auf den ich (Skaldenspr. 55) hingewiesen habe: *Erlengr*: *lengi* Hkr. (ed. Unger) 445, 4. — der bemerkung G.s (s. ix) '*ǫ* wird beibehalten, wo nicht besondere umstände *a* fordern' entspricht auch mein standpunct (vgl. aao. s. 39f). mit der schreibung *singva, lingva, ingvi* usw. stimme ich gleichfalls überein (vgl. aao. s. 48). nicht gerechtfertigt erscheint mir dagegen die durchgehnde einführung von *ꜹ* statt der sonst üblichen, auch hslich häufiger vorkommenden *ey* (s. xiv). zum mindesten hätte den isl. dichtern *ey* verbleiben sollen. die aufnahme der uncontrahierten formen in der zeit vor 1100 (s. xiv f) wird sicherlich allgemeinen beifall finden. zu der frage über den wandel des *þ* nach *l* (s. xvi) verweise ich auf meine bemerkungen aao. s. 70ff, wonach jedesfalls soviel feststehn scheint, dass er um 1200 bereits erfolgt ist. die von Sievers (Beitr. 15, 405 anm. 1) zuerst aufgestellte, von mir aao. s. 187 gestützte behauptung, dass die reime *framm* und nicht *fram* erfordern, findet bestätigung durch die zahlreichen beispiele, die Jonsson s. xvii anführt. daneben kommt zuweilen *fram* vor, was Jonsson auf dialectische entwicklung zurückführt, während ich eher an verschiedene behandlung je nach der tonstärke denken möchte. G. selbst schreibt im allgemeinen *fram*. wie mit *framm* verhält es sich übrigens auch mit *enn*; doch stehn mir für *en* keine beweisenden reime zu gebote. die, wie Hoffory wol mit recht vermutet hat, nur dialectischen formen wie *ofst, efst* usw. überall einzuführen (s. xviii), ist kaum gerechtfertigt. bei der zusammenschreibung von *es, ek, at* mit einem vorhergehnden wort scheint, wie Jonsson ausführt, G. kein bestimmtes princip verfolgt zu haben. er scheint es nur getan zu haben, wo es direct durch metrische erwägungen oder durch den reim gefordert wurde. Jonsson führt eine anzahl verse an, in denen der reim eine solche zusammenschreibung verlangt, und ich glaube, er hat sicherlich recht, wenn er (s. xx) den satz ausspricht, dass die zu-

sammenziehung überall da das richtige ist, wo nicht metrische gründe sie verbieten. zu den von Jonsson angeführten beispielen kann ich noch einige hinzufügen: *þás*: *Ása* þjoþ. h. hvinv. (Wisen Carm. norr. 10, 9, 3); *fák* : *vika* Hauk Vald. (Wis. 79, 1, 4); *frák*:*rákut* Eldjarn (Hkr. 652, 12a); *þás*:*Frisa* Ein. Skal. (Wis. 28, 19, 5; vgl. Njal. II 216); *svás* : *ræsir* Ein. Skal. (Hkr. 744, 3b). die frage, ob *þót* bei den skalden statt des gewöhnlich geschriebenen *þótt* einzusetzen sei (s. xx), bedarf wol noch einer genaueren untersuchung.

In den anmerkungen zeigt sich G.s ganze tiefe gelehrsamkeit und seine wol von keinem andern erreichte genaue kenntnis der skalden sowie sein geniales verständnis derselben. wie weifs er die feinheiten der reimtechnik und des stils aufzuspüren! so wenn er (s. 48) auf den gebrauch der samhendingar in den lausavisur aufmerksam macht, die aber zuweilen auch im strengen drottkvætt anwendung finden, oder wenn er (s. 50) aus dem abwechselnden gebrauch von männlichen und weiblichen endreimen im runhent seine schlüsse über das alter des betreffenden stücks zieht. wichtig ist auch die bemerkung über das fehlen von binnenreimen in einer grofsen zahl der älteren lausavisur (s. 54). von grofsem interesse sind ferner die ausführungen über willkürliche veränderung, welche schreiber aus unkenntnis der gesetze des reimes vornahmen (s. 207 ff). es unterliegt keinem zweifel, dass ein reim *vatn* : *vitre* eine vollgiltige skothending darstellt. G. führt (s. 210 ff) eine grofse anzahl von beispielen an, in denen bei consonantengruppen nur die ersten consonanten miteinander reimen (man vgl. meine tabellen in Skaldenspr. s. 14f). ein solcher reim erschien den schreibern vielfach nicht als rein, ebensowenig wie der reim von kurzen zu langen consonanten; sie verlangten, dass die consonanten beider reimenden gruppen identisch seien, und griffen, um dies zu erlangen, zu gewaltsamen änderungen, von denen G. ein paar beispiele gibt. so wird ein kurzer consonant einfach verlängert wie in *blakkir* : *hnakka* Fms. VI 376, oder auch ein langer wird verkürzt wie bei demselben reim *blakir* : *hnaka* Flat. III 426. eine andere art ist die vertauschung eines consonanten mit einem anderen qualitativ verschiedenen, wie in dem reim *suþr* : *myþi* Fsk. 63. anstatt *suþr* in *sunnr* zu ändern, hat der schreiber, um den reim zu erhalten, es vorgezogen, die unmögliche form *myþi* aus *mynni* zu schaffen. ergötzlich ist auch das beispiel *omiors* : *liorsi* aus Geisli 3, 4 Flat. I 7. hier 'hat der schreiber nämlich die tiefsinnige entdeckung gemacht, dass das nominativsuffix *-r* im gen. nicht fehlen durfte, woraus folgte, dass *lios* zu *liors* geändert werden muste!'

In den anmerkungen ist auch, wie das bei G. zu erwarten stand, ein reicher schatz grammatischer und lexikalischer bemerkungen niedergelegt. nur auf weniges will ich aufmerksam machen. auf s. 51 f findet sich der interessante nachweis, dass

die formen der 2 sg. *mon* (*mun*) und *skal* für *mont* (*munt*) und *skalt* nicht, wie Noreen Aisl. gr.[2] § 459, 4 will, selten, sondern in älterer zeit ziemlich häufig vorkommen, und dass, wenn auch häufig *N* (= *nn*) und *ll* geschrieben wird, doch wahrscheinlich -*n* und -*l* zu sprechen ist. nach den auf s. 133 angeführten beispielen scheint es jetzt über allen zweifel erhaben zu sein, dass *z* zuweilen die geltung von *s* hat, nämlich in den verbindungen *zt* und *zk*. dies zeigen reime wie *bezt* : *flestum* Bp. II 12 und *skozkir* : *alþroskins* Wis. s. 87; man vgl. zu dieser frage auch meine bemerkungen Skaldenspr. s. 79 und 276 anm. 1. vielleicht ist die entwicklung so zu denken, dass *tst* und *tsk* zu *sst* resp. *ssk* wurden, was dann zu *st* und *sk* weitergieng. dass man in dem verse des Þorþ Kolbeinsson (Hkr. 156, 4a) in *hótt* ('altum') das älteste beispiel des umlautes *á* zu *ó* zu sehen hat, wie G. (s. 147 f) will, halte ich nicht für richtig, sondern schliefse mich der auffassung Noreens Aisl. gr.[2] §§ 58 und 72 anm. 1 an, der es für fraglich erklärt, ob *hór* *w*-umlaut hat, und, im wesentlichen Läfflers darstellung im Ark. f. nord. fil. I 266 ff folgend, urspr. nom. *hór*, acc. *háfan* annimmt, und zwar *ó* entstanden durch contraction aus *au* vor *h*.

Zu der bedeutung von *hefja ór heiþnom dóme* im sinne von 'taufen' ist noch aus NgL I 339 *hafneng* zu stellen, das die 'taufe' bedeutet; vgl. Kahle Acta germ. I 366.

Man wird aus dem angeführten ersehen können, welche reiche belehrung jeder, der sich mit altnordischer sprache beschäftigt, aus dem hinterlassenen werke G.s schöpfen kann, und es ist aufs tiefste zu beklagen, dass es dem verstorbenen nicht vergönnt war, das werk seines lebens zu vollenden und uns ein vollständiges Corpus scaldicum zu schenken.

Heidelberg, april 1893. B. Kahle.

Skeireins aivaggeljons þairh Johannen. vertaling met eenige opmerkingen omtrent tekst en tekstcritiek. door H. G. van der Waals, leeraar bij het M. O. te Amsterdam. Leiden, EJBrill, 1892. 56 ss. kl. 8°. — 0,90 fl.

Der commentar zum Johannesevangelium ist wol das interessanteste der auf uns gekommenen got. sprachdenkmäler. nicht allein weil er höchst wahrscheinlich originalwerk ist, sondern auch weil er eines der wenigen beispiele für die frühe verwendung einer 'barbarischen' sprache zu wissenschaftlichen zwecken bietet. aber gerade die eigenschaften, die dieses denkmal so wertvoll machen, erschweren sein verständnis. die treu dem originalwerk folgende bibelübersetzung gibt keinen absolut zuverlässigen mafsstab dafür, was dem got. sprachgebrauch angemessen war, und der inhalt der sogen. Skeireins wird nur von dem genauen kenner der patristik, welcher der germanist doch immer

nur als laie gegenübersteht, voll gewürdigt werden können. es wäre sehr zu wünschen, dass die theologen dem werk mehr, als bisher geschehen ist, ihr interesse zuwendeten, da es ihnen doch leichter fallen wird gotisch zu lernen, als dem germanisten sich in das ungeheure gebiet der exegese, dogmen- und kirchengeschichte einzuarbeiten. zu alledem kommt noch, dass die Skeireins schlecht überliefert ist und ihr verfasser offenbar im sprachlichen ausdruck höchst unbeholfen war.

Dass durch die vorliegende holländische übersetzung das verständnis wesentlich gefördert werde, kann ich nicht finden, wenn ich auch anerkennen muss, dass einige stellen von vdW. richtiger aufgefasst worden sind als von seinen vorgängern. von diesen scheint er übrigens nur mangelhafte kenntnis zu haben. ich schliefse das vor allem aus der einleitung, in der aufs breiteste die ansicht, dass in der Sk. die participia die stelle von verbis finitis vertreten, wie etwas ganz neues entwickelt ist. und doch haben sich sowol Löbe Beiträge zur textberichtigung und erklärung der Skeireins s. 28. 47 als auch Gering Zs. f. d. phil. 5, 407 zu derselben meinung bekannt. auch ich möchte sie für richtig halten, da es doch ein ganz merkwürdiger zufall wäre, wenn die vielen participialconstructionen, die doch nun einmal in dem überlieferten, nicht sehr umfangreichen text vorliegen, alle durch die unachtsamkeit des schreibers entstanden wären. dass hier das verbum subst. nach dem part. praes. wegblieb, ist übrigens um nichts auffälliger, als die gleiche ellipse nach dem part. praet. und auch sonst im nhd. die erscheinung geht weit über die zeit der schlesischen dichter (Grimm Gramm. IV 174) zurück; s. Wunderlich Der deutsche satzbau s. 54. allerdings ist hier die ellipse auf nebensätze beschränkt[1]. beachtung verdient W.s hinweis auf spuren derselben erscheinung in der got. bibel[2]. seine weitern argumente hätte er aber besser unterdrückt. es würkt beinahe komisch, wenn er zb. bemerkt, das got. *ik qimands gahailja ina* Mt. 8, 7 werde holl., deutsch, engl., schwed. und französisch durch zwei verba finita widergegeben, und das zum beweis für seine meinung heranzieht, 'dat èn in de skeireins èn in de evangeliën het participium dikwijls door een persoonsvorm behoort te worden weergegeven, hoewel het in hoofdzinnen staat'. das ist doch was die Engländer ein truism nennen. soweit ich aus der etwas

[1] ähnliche ellipsen kommen bekanntlich auch in andern sprachen vor. im spätern sanskrit wird das perf. ganz gewöhnlich durch participia auf *-ta* und *-tavant-* ausgedrückt: *sa gataḥ* 'er ist gegangen'. vgl. auch das sog. periphrastische futur (*dātā* 'er wird geben').

[2] wenn aber W. gegen Bernhardt zu Mt. 27, 53 bemerkt, dass das praet. von *inn atgaggan* nicht *inn atgaggidedun* laute, so übersieht er Bernh.s hinweis auf Luc. 19, 12, wo *gaggida* steht; dass die gewöhnliche form des praet. *iddja* ist, hat Bernh. sicher gewust. warum übrigens W. als belegstelle für das oft vorkommende *iddjedun* gerade Joh. 11, 31 anführt, ist mir unklar geblieben. — vgl. auch Bernhardt zu Mc. 10, 27 und zu Eph. 2, 17, ferner Rom. 7, 9; Phil. 1, 23.

verwirrten darstellung klug geworden bin, erklärt er den gebrauch der participia statt selbständiger verba auf folgende weise. infolge des einflusses des griech. urtextes habe Ulfilas häufig dort ein particip gesetzt, wo nach germ. sprachgebrauch ein verb. fin. hätte stehn müssen. dadurch habe das part. in der got. schriftsprache die fähigkeit erhalten, überhaupt das verb. fin. zu vertreten — selbst dort, wo auch ein Grieche dieses gesetzt haben würde. dass diese ansicht sich viele freunde erwerben wird, bezweifle ich sehr.

Aufser der übersetzung druckt W. auch den got. text ab, was nur zu billigen ist. dagegen muss ich tadeln, dass er nie angibt, wo die hs. von seiner textrecension abweicht. so ist man fortwährend genötigt, auf Uppström zurückzugreifen. auch hätten die columnen der blätter bezeichnet werden sollen. ich wende mich zur besprechung einzelner stellen.

samana I a 4 wird durch 'gezamenlijk' di. 'sämtlich' übersetzt; es heifst aber 'zugleich'; Massmann, Löbe, Vollmer, Bernhardt haben richtig 'simul'. — *anamahtai* I b 12 ist durch 'macht' nicht gut widergegeben. Bernh.erklärt es richtiger als 'übermütige gewaltherschaft'. es ist theologische ansicht gewesen, dass der teufel eigentlich auf unrechtmäfsige art sich des menschen bemächtigt habe; s. Baur Die christliche lehre von der versöhnung s. 27 ff. — der satz *ak nauþai* usw. I b 20 f ist mit Vollmer richtig als abhängig von *kunnands* z. 13 betrachtet worden. es liegt gar kein grund vor, mit Bernh. einen neuen, selbständigen satz beginnen zu lassen. — die construction der periode I b 22 ff scheint mir von keinem erklärer der Sk. richtig verstanden zu sein. die stelle lautet: *Jabai auk diabulau fram anastodeinai. nih nauþjandin ak uslutondin mannan: jah þairh liugn galvatjandin ufargaggan anabusn þatuh wesi wiþra þata gadob: ei frauja. qimands mahtai gudiskai: jah waldufnja þana galausidedi: jah nauþai du gagudein gawandidedi: ne auk þuhtedi þau in garaihteins gaag(g)wein ufargaggan: þo faura ju us anastodeinai garaidon garehsn.* W. meint, *jabai* sei vor dem dat. abs. ganz unpassend, Bernh. ändert, Vollmer folgend, *jabai* in *sunjaba*, was höchst bedenklich ist, da man zwar flickwörter wie 'wahrlich', wo sie überliefert sind, nicht tilgen, aber auch nicht gegen die überlieferung in den text bringen soll. Löbe s. 18 f nimmt ein anakoluth an. der vordersatz der hypothetischen periode sei vorhanden, nämlich *jabai . . . þatuh wesi*; den nachsatz habe der autor zu setzen vergessen. leider hat Löbe unterlassen auch nur anzudeuten, was wol in dem nachsatz stehn sollte, ich kann mir nicht die geringste vorstellung davon machen. die lat. übersetzung Löbes s. 54 stimmt garnicht zu seinen ausführungen. unbefriedigend, was den sinn anbelangt, ist auch die übersetzung Kraffts (Kirchengeschichte der germ. völker I 359), der wie Löbe *þatuh wesi* als subj. und praed. des durch *jabai* eingeleiteten bedingungs-

satzes fasst und *ne auk þuhtedi* für den nachsatz hält[1]. und doch ist die sache ganz einfach. gewis liegt ein anakoluth vor, aber von ganz anderer beschaffenheit als Löbe dachte. der verf. wollte schreiben: *jabai auk diabulau .. nih nauþjandin .. mannan .. ufargaggan anabusn frauja .. mahtai .. þana galausidedi, þatuh wesi wiþra þata gadob.* 'wenn der herr den menschen mit gewalt erlöst hätte, während doch der teufel ihn nicht gezwungen hat das gebot zu übertreten, so wäre das nicht passend gewesen'. da aber der dat. abs. so umfangreich ausfiel, übersah er, dass er den vordersatz durch *jabai* eingeleitet hatte, und liefs nun der participialconstruction zunächst den nachsatz folgen, um dann erst den vordersatz durch *ei* eingeleitet anzufügen. es ist nicht richtig, was Löbe behauptet, dass *þatuh* sich nur auf etwas früher genanntes beziehen könne: in der stelle Joh. 17, 3 *soh þan ist so aiweino libains, ei kunneina þuk ainana sunjana guþ* usw. weist *soh* entschieden auf den folgenden satz hin, wie in unserer stelle auf *ei .. galausidedi.* den hinweis auf *libain aiweinon* in v. 2 besorgt das vor *aiweino libains* stehnde *so.* unrichtig ist auch, dass *ei* nicht 'si' bedeuten könne (Löbe aao.); vgl. Schulze Got. gl. s. 78; insbesondere ist die stelle Mc. 9, 42 der unsrigen ganz ähnlich. übrigens ist es für den sinn des passus ganz gleichgiltig, ob man *ei* mit 'wenn' oder mit 'dass' übersetzt.

ne auk þuhtedi I c 11 ist unrichtig von W. durch 'zou hij dan ook niet den schijn op zich laden', von Bernh. durch 'nonne enim videretur' widergegeben. die richtige übersetzung 'nonne enim visus esset' gibt Löbe s. 54 und Vollmer s. 9. — ganz merkwürdig und künstlich ist W.s auffassung von *in garaihteins gaaggwein.* er übersetzt es 'door de beperking der gerechtigheid', meint aber, es heifse eigentlich 'door de beperking van den gerechtelijken eisch' (*δικαίωμα*), und zwar sei Gott derjenige, der die klage erhebt. aber die processparteien sind der meinung der Skeireins zufolge Gott und der teufel, s. Beitr. 15, 438. die übersetzung W.s trifft das richtige; deutsch hiefse es 'mit hintansetzung der gerechtigkeit'[2]; Bernh.s übersetzung 'in iustitia extorquenda' und seine erklärung 'in der einschränkung auf die gerechtigkeit dh. in der erzwingung der gerechtigkeit' läuft dem sinn der stelle schnurstracks zuwider. — *þizos du gþa garaihteins* I d 11 ff übersetzt W. 'der gerechtigheid, die tot God is', Bernh. 'iustitiae quae ad deum est'. beides sind wörtliche widergaben der got. worte, durch die das verständnis nicht gefördert wird. ist der sinn 'der gerechtigkeit, die zu Gott führt'[3] oder hat

[1] 'denn wenn — da der teufel usw. — dies wider das rechte wäre, nämlich, dass der herr, kommend mit göttlicher macht und gewalt, den menschen erlöst und durch zwang zur frömmigkeit geleitet hätte, hätte es dann wol nicht geschienen' usw.

[2] nicht wie Krafft aao. übersetzt 'bei der einschränkung der rechtfertigung'.

[3] so fasst JLundgren in seiner übersetzung (Upsala 1860) s. 3 die stelle auf: 'den rättfärdighet (som) till Gud (leder)'.

der verf., der ja griech. commentare benutzte, ein griech. *τῆς πρὸς τὸν θεὸν δικαιοσύνης* falsch übersetzt? der griech. ausdruck würde entweder 'der gerechtigkeit, die bei gott ist' oder 'der gerechtigkeit, die gott gemäfs ist' bedeuten. — *du galeikon seinai frodein* I d 19 ff heifst nach W. 'om zijn wijsheid gelijk te blijven', nach Bernh. 'ut similes faceret suae sapientiae', nach Löbe 'ut imitarentur suam sapientiam'. ich halte alle drei auffassungen für möglich. in dem satzteil *jah spilla wairþan aiwaggeljons usmete* lassen W. und Löbe *usmete* von *aiwaggeljons* abhängen: 'das evangelium vom leben scil. in Gott' ist ein etwas geschraubter ausdruck. das richtige hat sicher Bernh.: 'et nuntius fieri evangelicae vivendi rationis'.

II a 19 lässt W. nach *in þiudangardjai* das wort *gþs* aus und übersetzt 'het koninkrijk (Gods)'. er scheint also geglaubt zu haben, dass *gþs* nicht überliefert sei. — den satz II a 25 ff übersetzt er 'van boven dan noemde hij de heilige en hemelsche wedergeboorte, (die men verkrijgt) door den doop te undergaan'. er scheint *usþulan* als attribut zu *gabaurþ* zu betrachten und dem inf. die bedeutung eines part. necessitatis zuzuschreiben. das ist doch unmöglich. wenn keine textverderbnis vorliegt, kann man nur mit Löbe *gabaurþ* als obj. zu *usþulan* ansehen. — *biuhti* II b 20 erklärt W. als 'gewohnheit Jesu bildlich zu sprechen'[1]. dazu stimmt auch Vollmers ergänzung *fraujins b.* diese auffassung ist sicherlich der Bernh.s vorzuziehen, welcher nicht *fraujins* sondern *anþqraizos gabaurþais* ergänzen will. was soll aber das heifsen 'die gewohnheit der zweiten geburt'? — *dom* II c 9 übersetzt W. 'opinie', Bernh. 'destinationem', Löbe und Vollmer 'iudicium'. es bedeutet aber hier gewis dasselbe, wie VI c 4, wo W. abweichend von seinen vorgängern, aber ganz correct 'glorie' sagt. — auch die construction des satzes II c 22 ff ist bisher nicht richtig erkannt worden. W. nimmt Vollmers conj. *du garehsnai daupeinais wato jah ahman andniman* auf, Bernh. list *du garehsn daupeinais ganiman, wato jah ahman andniman.* diese änderungen sind unnötig. es liegt auch hier ein anakoluth vor. der verf. wollte sagen: 'es war notwendig und naturgemäfs für den empfang der taufe, da ja der mensch aus zwei substanzen besteht, auch zwei substanzen zu bezeichnen'. auch hier hat es die länge des absoluten participialausdruckes verschuldet, dass der verf. das vergafs (oder nicht beachtete), was er vorher gesagt hatte, und so fortfuhr, als ob dem dat. abs. nichts vorausgegangen wäre. der dat. abs. hat causale bedeutung; die folge ist einerseits bruchstückweise in den worten *naudiþaurfts — andniman*, anderseits vollständig durch *duþþe* usw. ausgedrückt. — *missaleikom* II d 3. 4 verändert W. in *missaleikaim*, während er *Judaiwiskom* III b 9 beibehält. diese inconsequenz ist nicht zu rechtfertigen. entweder muss man mit Vollmer und Bernh. auch *judaiwiskaim* schreiben

[1] ähnlich Lundgren: '(Jesu) undervisningssätt'.

oder in beiden fällen die hsliche lesart beibehalten. ich halte das letztere für das richtige, da nicht einzusehen ist, weshalb der schreiber zweimal denselben fehler gemacht haben soll. wir haben hier eben eine eigentümlichkeit des sprachgebrauchs der Sk. anzuerkennen[1]. — in dem satz *jah twos ganamnida waihts: swesa bajoþum du daupeinais garehsnai*[*s*] fasst Löbe s. 26 *swesa* als acc. sg. fem. (erg. *waiht*) und übersetzt 'etiam duas nominavit res suam utrique ad baptismi consilium accipiendum'. ich halte es nicht für unmöglich, mit Grimm Gramm. IV 282 *swesa* als acc. pl. ntr. zu nehmen, da ja doch *waihts* got. zwischen fem. und ntr. schwankt. wenn Mc. 7, 15 *inngaggando* auf (*ni*) *waihts* bezogen wird, warum nicht hier *swesa* auf *twos waihts*? derselben meinung scheint auch W. gewesen zu sein, da er 'twee dingen, passend voor beide (elementen)' übersetzt. — *þana andaþahtan ahman* II d 22ff gibt W. ganz richtig durch 'den abstracten geest', Bernh. sehr unpassend durch 'praeditum ratione spiritum'. ich kann mir B.s übersetzung gar nicht anders erklären als so, dass er an die bemerkung des Cyrill zu Joh. 3, 5 gedacht hat, wo von einer ψυχὴ νοερά die rede ist. dort handelt es sich aber um die menschliche seele, an unserer stelle dagegen um den heiligen geist, für den das attribut 'ratione praeditus' doch gar nicht passt. abgesehen davon erfordert schon der gegensatz von *þata anasiunjo wato*, dass *andaþahts* hier die bedeutung 'denkbar, (blofs) zu denken' hat.

inmaidiþs III b 5 heifst hier wol nicht 'verändert' ('verandert' W., 'mutatus' Bernh.), sondern 'abgeschafft'. *ni þanaseiþs* übersetzt W. richtig durch 'niet meer'; was Bernh. durch sein 'ne postea' statt 'ne iam' oder 'ne amplius' ausdrücken wollte, weifs ich nicht.

Die schwierigste stelle der Sk. ist wol III b 23—c 12, vor allem b 23—c 1: *Unte witoþ þize unfaurweisane missadede ainaizos witoþ raidida.* zunächst erregt *þize unfaurweisane* vor *missadede* anstofs. da *missadede* fem. ist, kann *þize unfaurweisane* nicht attribut sein. man muss also übersetzen 'der sünden der unvorsätzlichen' oder 'der unfreiwilligen'. schon Massmann sah sich veranlasst, ausdrücklich hervorzuheben, dass in der hs. nicht *þizo unfaurweisono* stehe, was Vollmer geradezu in den text setzt. das darf man freilich nicht tun; nicht der schreiber hat die schwierigkeit verschuldet, sondern der autor. dass dieser gerade an dieser stelle griech. commentare zu rate gezogen hat, ist zweifellos. es scheint mir nicht zu kühn anzunehmen, dass er

[1] man kann bezweifeln, dass *missaleikom* und *judaiwiskom* formen der schw. decl. sind. vielleicht liegt einfluss der substantiv- auf die adjectivdeclination vor. eine schw. form anstatt einer starken liegt nach Bernh.s text auch in *akmeino* (Vulfila s. 628 z. 8) vor. allein in der hs. steht nach Massmann und Uppström das reguläre *ahmein*. vgl. übrigens Rom. 9, 2. 2 Cor. 4, 4. 7, 4.

ein ihm vorliegendes *τῶν ἀκουσίων ἁμαρτημάτων*[1] misverstand, indem er *τῶν ἀκουσίων* nicht als attribut zu *ἁμαρτημάτων* zog, sondern als einen von ihm abhängigen gen. auffasste. wenn wir *þize unfaurweisane missadede* ins griech. übersetzten, würde ja kaum ein andrer ausdruck als *τῶν ἀκουσίων ἁμαρτημάτων* möglich sein, und widerum, wenn wir diesen in einem griech. texte fänden, so würden wir ihn sicher nicht mit 'der vergehungen der unfreiwilligen' sondern 'der unfreiwilligen vergehungen' übersetzen. statt des zweiten *witoþ* list W. *raudaizos*. aus seinen erörterungen s. 27 geht aber hervor, dass er sich über die überlieferung nicht klar ist. er behauptet nämlich, dass an der stelle das ms. beinahe unlesbar sei, und scheint Bernh.s conjectur *hrainein* statt *witoþ* für eine abweichende lesung zu halten. das ist alles ganz unrichtig. weder Massmann noch Uppström sagen etwas von einer unleserlichen stelle, Uppström bemerkt vielmehr zu col. III 'sat. fac. leg.' *raudaizos* setzt W. wegen Num. 19,2. dass diese stelle hier indirect benutzt wurde, ist zweifellos, aber nicht erst von W. entdeckt. schon Massmann wuste das, und seinen nachfolgern ist diese kenntnis nicht abhanden gekommen. doch kann ich nicht finden, dass an unserer stelle gerade die rote farbe der kuh erwähnt sein muste; die conjectur *raudaizos* scheint mir überflüssig und obendrein unzutreffend. nach dem text W.s muss man nämlich die genetive *þize unfaurweisane missadede* von dem ersten *witoþ* abhängen lassen; W. übersetzt auch: 'de wet op der onopzettelijken zonden'. nun wird aber III d 1 ff die taufe des Johannes der reinigung des gesetzes gegenübergestellt, folglich muss auch an unserer stelle *witoþ* so viel wie 'mosaisches gesetz' schlechthin sein, ein genitiv kann davon nicht abhängen. es muss demnach der genitiv von einem andern subst. regiert werden, und das kann nur das zweite *witoþ* sein oder das wort, welches durch *witoþ* verdrängt wurde. das überlieferte gibt nämlich kaum einen befriedigenden sinn: 'das gesetz bestimmte ein gesetz für eine der unfreiwilligen vergehungen'. die erwähnte gegenüberstellung der Johannestaufe und der gesetzlichen reinigung macht es vielmehr durchaus wahrscheinlich, dass Bernh. mit seinem *hrainein* dem sinne nach das richtige getroffen hat. dem wortlaut nach aber schwerlich. es lässt sich eine befriedigendere conjectur vorschlagen, bei der auch noch ein anderer anstofs weggeräumt wird. *ainaizos* lässt sich nämlich kaum rechtfertigen. W. bezieht *ainaizos* auf *kalbons*. da aber seine conj. *raudaizos* statt *witoþ* nicht zu halten ist, verbietet die wortstellung diese beziehung (trotz Löbe s. 31); *ainaizos* muss zu *missadede* gehören. da ergäbe sich der sinn, dass die eine unfreiwillige vergehung, deren reinigung beschrieben wird, nämlich

[1] es ist natürlich ganz gleichgiltig, welche griech. wörter man für *unfaurweis* und *missadeds* einsetzt. die obigen sind gewählt, weil sie in der bekannten bemerkung des Ammonius zu Joh. 3, 24—26 vorkommen.

die berührung eines cadavers, von den übrigen unfreiwilligen verunreinigungen ausgesondert werden sollte. das ist nicht wahrscheinlich. vielmehr scheint an unserer stelle eine erinnerung an Lev. 14, wo von der reinigung der aussätzigen geredet wird, mitgespielt zu haben. die Sk. berichtet nämlich, dass die verunreinigten mit ysop und roter wolle besprengt wurden; Num. 19 weifs nur etwas von einem besprengen mit ysop (v. 18) und einem verbrennen von ysop und roter wolle (v. 6); Lev. 14, 6 ist aber tatsächlich von einem besprengen auch mit wolle die rede. doch dem sei wie ihm wolle, jedesfalls ist *ainaizos* hier unpassend. denn es sollen offenbar die unfreiwilligen vergehungen schlechthin, nicht gerade eine von ihnen, den freiwilligen, für welche reue nötig ist, entgegengestellt werden. alle schwierigkeiten lösen sich leicht, wenn man statt *ainaizos ainaizo* und *swiknein* statt *witoþ* list. da das got. in continuo geschrieben wurde, begreift es sich leicht, dass der schreiber aus dem ihm vorliegenden complex *ainaizoswiknein* fälschlich *ainaizos* statt *ainaizo* abtrennte [1], damit die zeile und zugleich die seite beschloss und sich nun anschickte, das übrigbleibende *wiknein* zu copieren. dabei kam ihm *witoþ* in die feder, das mit *wiknein* die ersten zwei buchstaben gemein hat und das er kurz vorher geschrieben hatte. ich schlage also vor zu lesen: *unte witoþ þize unfaurweisane missadede ainaizo swiknein raidida* 'denn das gesetz bestimmte blofs für die unfreiwilligen vergehungen eine reinigung'.

Übereinstimmend mit den meisten seiner vorgänger ändert W. *munandane* III d 12 in *munandans* und übersetzt die ganze stelle 'en besprenkelden met hysop en roode wol, zooals het betaamde, degenen, die voornemens waren (hun zonden) te vergeten'. ich kann diese ziemlich allgemein acceptierte auffassung nicht sinngemäfs finden. vom vergessen der sünden ist Num. 19 nirgends die rede. Bernh. meint, das vergessen der sünden stehe im gegensatz zur reue und umkehr, die Johannes verlangte. doch sehe ich nicht ein, was unfreiwillige vergehungen überhaupt mit erinnerung oder vergessen zu tun haben. es muss der text unvollständig überliefert und auch hier das schwergewicht auf das unvorsätzliche der vergehungen gelegt gewesen sein. statt *ufarmiton* möchte ich *ufar miton* schreiben, *miton* wäre der acc. von *mitons*. dieses wort kommt bei Ulfilas in der bedeutung 'gedanke, überlegung' vor. von da ist nicht weit zur bedeutung 'absicht'; *ufar miton* hiefse also 'gegen ihre absicht'.

IV a 8. 9 schreibt W. *sokjandam* statt *sokjandans* und übersetzt die stelle 'toen zijne jongeren, die over de reinheid [2] met de

[1] nicht unmöglich ist übrigens, dass der schreiber ursprünglich den richtigen sinn erfasste und *ainaizo s* | *wiknein* schreiben wollte. irgend welche regeln der wortabteilung scheint er nicht zu kennen, vgl. *f* | *raqiþanam* VIII d 12. 13.

[2] besser wäre 'reiniging'.

Joden getwist hadden, tot hem zeiden'. ich glaube, dass damit die vom verf. der Sk. ursprünglich beabsichtigte construction widergegeben ist. der autor übersah, dass *þaim sokjandam* attribut zu *siponjam* ist, und coordinierte den ausdruck durch setzung von *jah* zu dem praed. part. *qiþandam*. damit erledigt sich das bedenken Bernh.s gegen die annahme eines dat. abs. — IV b 9 behält W. das überlieferte *und* bei, sicher mit unrecht, man muss mit Löbe ua. *and* lesen. die falsche schreibung erklärt sich leicht durch das *und* z. 12. möglich, dass auch z. 11 in der vorlage *und* stand. *and hvarjano* gibt keinen sinn. Vollmer, dem Bernh. und W. folgen, schiebt nach *and staþ* ein. man bleibt der überlieferung näher, wenn man *und andi hvarjanoh* (zu ergänzen *midjungardis*) list. man könnte übrigens mit berufung auf Rom. 10, 18 *and alla airþa galaiþ drunjus ize jah and andins midjungardis waurda ize* auch *and andi* schreiben, wobei dann die tatsächliche überlieferung von z. 11 noch erklärlicher würde. — dass *inuh þis jah skeirs wisandei* IV b 15 ff zum vorhergehnden satze gehört, war mir nicht recht wahrscheinlich; W. übersetzt 'en zal . . . dus ook duidelijk blijven' und meint (s. 8), es werde hier die lehre Jesu der des Johannes gegenübergestellt, von welcher im selben fragment gesagt worden war, dass sie nur von kurzer dauer war. diese erklärung scheint mir viel für sich zu haben. — *us waurdahai wistai rodjands* IV c 14. 15 übersetzte Löbe 'ex verbali natura loquens' und erklärte 'nämlich im gegensatze zu Christus, der sich nicht blofs durch worte, sondern auch durch taten als den messias beurkundet'. diese erklärung ist sicher falsch. denn an der stelle des evangeliums, die hier commentiert wird (Joh. 3, 31 ff), ist gar nicht von Jesu t a t e n, sondern von seinen w o r t e n die rede, die als göttlich (v. 34) den irdischen (v. 31) des Johannes gegenübergestellt werden. W. meint, die stelle besage, Johannes konnte nur lehren, was er durch worte, gehörte oder gelesene, erfuhr, während Jesus das sagte, was er im himmel gesehen oder gehört hatte. mich überzeugt diese erklärung nicht. am wahrscheinlichsten ist mir noch Bernh.s meinung, dass *waurdahai* falsche übersetzung eines griech. wortes sei. — *ni þe haldis* IV d 4 übersetzt W. 'volstrekt niet'. das ist falsch. die richtige übersetzung 'non eo magis' gab schon Löbe, und Uppström verglich isl. *eigi at heldr*, s. jetzt auch Zs. 37, 20 ff. das fragment schliefst mit den worten *iþ anþar sa weiha*. in der übersetzung das wort 'geist' zu ergänzen, wie W. ua. tun, halte ich für höchst überflüssig. zum mindesten müste doch eine andeutung gemacht werden, was vom hl. geist ausgesagt sei. es ist doch ganz gut möglich, dass *sa weiha* sich auf Johannes beziehe, etwa 'aber etwas anders sagte der heilige'. über vermutungen kommt man nicht hinaus, und deshalb ist es das beste, gar nichts zu ergänzen.

V a 17 ff heifst es *ei galaisjaina sik bi þamma twa andwairþja*

attins jah sunaus andhaitan: *jah ni miþqiþaina*. mit werkwürdiger übereinstimmung haben alle, die sich bisher mit der Sk. beschäftigt haben, in *miþqiþaina* den begriff 'streiten' gesucht. nun ist *miþqiþan* sonst nicht belegt, und die angenommene bedeutung lässt sich nicht rechtfertigen. Bernh. meint, es liefse sich dafür *miþsokjan* Mc. 8, 11 anführen. aber dieser hinweis hilft nicht. denn da schon das einfache *sokjan* 'ζητεῖν, streiten' heifst, so versteht sich von selbst, dass *miþsokjan imma* für συνζητεῖν αὐτῷ gebraucht werden kann. wie aber daraus folgen soll, dass die vorsetzung von *miþ* im stande sein soll, einem wort, das 'sagen' heifst, die bedeutung 'streiten' zu verleihen, ist nicht einzusehen. ich constatiere also, dass die übersetzung 'streiten' bestenfalls aus dem zusammenhang erschlossen sein kann. Bernh. setzt Vollmers conjectur *missaqiþaina* in den text. *missaqiss* übersetzt griech. σχίσμα und bedeutet überall, wo es vorkommt, 'meinungsverschiedenheit i n n e r h a l b einer näher bezeichneten gruppe'. demgemäfs müste *missaqiþaina* auf einen streit der ketzer u n t e r e i n a n d e r gehn. ob Bernh. diese bedeutung gemeint hat, kann ich aus seiner übersetzung 'neve rixarentur' nicht entnehmen. Löbe, der s. 57 ebenso schreibt, hat sie gewollt, wie mir aus seiner übersetzung 'und dass sie sich nicht stritten' s. 39 hervorzugehn scheint. W., der übrigens *miþqiþaina* beibehält, übersetzt geradezu 'en niet o n d e r l i n g te twisten'. nun haben wir gewis keinen grund, den verf. der Sk. für einen grofsen geist zu halten; aber einen solchen unsinn darf man ihm doch nicht zumuten, vornehmlich nicht an einer stelle, deren bedeutung nur aus dem zusammenhang erschlossen werden kann. abgesehen davon, dass es dem got. commentator ganz gleichgiltig sein konnte, was die ketzer untereinander trieben, muss man doch annehmen, dass der negative satz zu dem positiven, an den er durch *jah* angeknüpft ist, noch in einer andern beziehung steht, als in der des blofsen contradictorischen gegensatzes. was in aller welt hat denn das nichtuntereinanderstreiten mit der anerkennung zweier göttlicher personen zu tun? nein, wenn der negative satz überhaupt den begriff 'streiten' enthält, so kann nur ein streiten gegen die wahre lehre gemeint sein. ich würde dann vorschlagen, nach analogie von ahd. *uuidarquedan* 'contradicere' *wiþraqiþaina* zu lesen. aber muss der zweite satz denn würklich den begriff des streitens in sich enthalten? ich glaube nicht. die stelle bedeutet, so weit sie klar ist: 'damit sie daraus lernen, zwei personen, des vaters und des sohnes, anzuerkennen und nicht' — was sollten sie nicht tun? doch offenbar das gegenteil. das gegenteil der anerkennung zweier göttlicher personen und daher der vorwurf, der gegen die Sabellianer erhoben wurde, ist die v e r m i s c h u n g dieser zwei personen. für dieses 'vermischen' wird von den Griechen der ausdruck συγχέειν gebraucht; vgl. Harnack Realencykl. d. prot. theol. x 200; Dogmen-

geschichte[2] s. 652 a. 1. 677[1]. im lat. symbolum, das dem Athanasius zugeschrieben wurde, heifst es '*neque confundentes personas*', und dieses '*confundentes*' wird von den griech. übersetzern (s. Walch Bibliotheca symbolica vetus s. 159; Migne Cursus patrologiae, Graeci, xxviii 1580) widerum durch *συγχέοντες* gegeben. im glaubensbekenntnis der kath. bischöfe des Vandalenreichs vom j. 484 heifst es (bei Hahn Bibliothek der symbole[2] s. 142): *detestantes Sabellianam haeresim, quae ita Trinitatem confudit, ut eundem dicat esse Patrem, quem Filium, eundemque credat esse Spiritum sanctum* .... ich schlage vor an unserer stelle entsprechend dem griech. *συγχέειν*, lat. *confundere mipgiutaina* zu lesen.

Vor *gahaitands* v b 12 ergänzt W. mit Bernh., der sich im wesentlichen an einen vorschlag Löbes anschliefst, *silba gaqiujan dauþans* und list z. 16 mit Vollmer und Bernh. *gasoki* statt *gasok*. ich halte diese änderungen nicht für richtig. gegen die ergänzung spricht, dass es Joh. 5, 21 *ζωοποιεῖ* heifst, nicht *ζωοποιήσει*, gegen die annahme, dass *gasok(i)* von *ei* abhängig sei, der umstand, dass man nicht einsieht, welche ketzerei und auf welche weise sie durch die bibelstelle widerlegt werden soll. nach meiner meinung liegt irgendwo eine lücke vor, und *gasok* bezieht sich auf das folgende, wo ja tatsächlich der verf. die ketzerei der Sabellianer ad absurdum führen will. — W.s übersetzung von *waurstwis ustaikneins* v c 7. 8 'de vermelding van het werk' ist richtiger als die Bernh.s 'operis argumentum'. — *andnimands bi attin þo sweriþa* v c 14. 15 übersetzt W. 'hij neemt de eer van den vader aan'. dass diese übersetzung allein sinngemäfs ist, halte ich für zweifellos; weder 'secundum patrem' (Bernh.) noch 'per patrem' (Löbe, Uppstr.) gibt einen befriedigenden sinn. es fragt sich nur, ob man *bi* beibehalten darf oder ob die änderung in *at*, die schon Löbe s. 15 vorschlug und Vollmer in den text setzte, notwendig ist. bekanntlich wird im got. bei den verben, die 'nehmen, lernen, erfahren' bedeuten, unser 'von' in der regel durch *at* ausgedrückt. das beweist aber nicht, dass *at* auch die bedeutung 'von' hat, sondern dass die zu grunde liegende anschauung eine andre ist. das nehmen wird nicht als eine bewegung aufgefasst, deren ausgangspunct die person oder der ort ist, von wo etwas genommen wird, sondern als eine handlung, die an einer person oder einem orte sich vollzieht. andre germ. dialecte gebrauchen bei diesen und ähnlichen verben neben *at* auch *an*: vgl. Hel. 5883. 5924 (beide stellen nur in C überliefert). einigemale setzt C dem *at* von M. ein *an* gegenüber (1224 f. 4486). im ags. wechseln *æt* und *on* ab. Cosijn Aanteekeningen op den Béowulf s. 3 verweist zu v. 122

[1] Chrysostomus bemerkt zu Joh. 5, 22 f (Hom. in Joan. 39, 1): *Οὐκοῦν καὶ Πατέρα αὐτὸν προσεροῦμεν, φησίν; Ἄπαγε. Διὰ γὰρ τοῦτο εἶπε, Τὸν Υἱὸν, ἵνα μένοντα Υἱὸν τιμῶμεν ὡς τὸν Πατέρα. Ὁ δὲ Πατέρα αὐτὸν λέγων οὐκ ἔτι τὸν Υἱὸν ὡς Πατέρα ἐτίμησεν, ἀλλὰ τὸ πᾶν συνέχεεν.*

(*on ræste genam* 'er nahm vom lager') auf ähnliche redewendungen im mnl. auch im mhd. findet sich hierhergehöriges. *an einem ervarn* entspricht ganz dem got. *finþan at*[1]. da nun im got. *bi* auch locale bedeutung hat (s. Schulze Got. gl. s. 47), so glaube ich, dass es an unserer stelle belassen und ebenso, als wenn *at* dastünde, durch 'von' übersetzt werden kann. — v d 1.2 list W. *ainabaur sunu.* diese änderung, die man schon bei Schulze Got. gl. s. 40 findet, ist gewis die einfachste. *ainabaura* mag der schreiber gesetzt haben, weil er meinte, dass der zweite satz dem ersten (v c 23) parallel sein werde, und deshalb entsprechend *gþa* einen dativ erwartete. möglich auch, dass schon die vorlage *sunau* = *sunu* hatte und der schreiber diese form fälschlich für einen dativ hielt. Bernh. übersetzt, als ob er Schulzes lesung acceptierte 'et unigenitum filium dei deum agnoscere'; in den text hat er aber die Vollmerschen conjecturen (*wisandin gakunnan*)[2] aufgenommen, deren sinn der urheber durch die übersetzung 'et unigenito filio dei deo existenti nos subicere' klarlegte. zu dieser Vollmerschen übersetzung, nicht aber zu seiner eigenen, stimmt auch Bernh.s bemerkung über *gakunnan* im commentar. — *ei þan* v d 3.4 schreibt W. getrennt und übersetzt 'opdat'. Bernh., der gleichfalls den von *eiþan* eingeleiteten satz für einen nebensatz hält, trennt nicht. das geht nicht an. es liegt übrigens kein grund vor, hier *eiþan* eine andere bedeutung beizulegen, als die sonst übliche 'ergo'. der durch *eiþan* eingeleitete satz ist ein hauptsatz. — v d 6 hätte W. wol Löbes conj. *ƕaþarammeh* aufnehmen sollen. Uppströms meinung, dass *juƕaþar* = ahd. *eohwedar* sei, ist natürlich unhaltbar. dagegen hatte W. vollkommen recht, Vollmers und Bernh.s ergänzung *þan* vor *bi* v d 16 nicht zu berücksichtigen. im got. wird ebenso wie in andern altgerm. dialecten die unterordnung durch asyndetische parataxe ausgedrückt; vgl. Gabelentz-Löbe Ulfilas II 2 s. 254 § 258 a. 6; Behaghel Germ. 24, 167; Gering Zs. f. d. phil. 5, 400. die dort beigebrachten beispiele liefsen sich leicht vermehren.

Das sechste fragment beginnt mit dem wortteil *nands.* was für einen zweck es hat, hier mit W. *usfullnands* zu schreiben, sehe ich nicht ein, da auch so der satz unvollständig bleibt. hat W. vielleicht an Uppströms ergänzung gedacht? wenn Bernh. meint, der sinn des vorhergehnden möge gewesen sein: *in þizei frauja taiknins managos gatawida mahtai himinakundai gaswinþnands*, so lässt sich das mit einiger sicherheit als falsch erweisen. die ergänzung passt nämlich nur zu dem unmittelbar folgenden citat aus Joh. 3, 30, nicht aber zu dem gedankengang des ganzen abschnitts. Joh. 5, 31 ff beruft sich Jesus gegenüber

[1] auch in nichtgerm. sprachen kommen constructionen vor, denen die gleiche anschauung zu grunde liegt; vgl. franz. *prendre dans une caisse* 'aus einer casse nehmen'.

[2] angedeutet sind sie schon bei Gabelentz-Löbe Ulfilas II 1, p. XV a. 51.

den Juden, die an seiner göttlichkeit zweifeln, erstens auf das zeugnis des täufers, zweitens auf seine werke. der commentator sucht nun zu erklären, wieso Jesus dazu kam, die Juden an den täufer zu erinnern. er sagt, sie hätten seiner vergessen, sein zeugnis sei unbekannt (*unswikunþozei*) geworden. er kann aber nicht gesagt haben, Johannes sei durch Jesu taten in den hintergrund gedrängt worden. denn wenn Jesus durch seine eigene würksamkeit die des täufers vergessen liefs, so hatte er doch gar keinen grund, sich auf das zeugnis dieses durch ihn verdunkelten mannes zu berufen. die stelle Joh. 3, 30 führte der commentator nur wegen ihres zweiten teils an; es begreift sich aber leicht, dass er trotzdem den vers vollständig citierte. in dem verlorenen stück mag der verf. gesagt haben, dass der tod des täufers seine würksamkeit in vergessenheit geraten liefs. — der satz VI a 7—14 (*in þizei — atgebun*) gehört wol sicher zum folgenden[1], nicht wie W. ua. annehmen, zum vorhergehnden. — vor *Johanne* VI a 10 schiebt Bernh. *du* ein, ohne die abweichung von der hs. hervorzuheben. sie lässt sich schwerlich rechtfertigen. erstens ist es gar nicht ausgemacht, dass die übersetzung 'credere in Johannem' zu lauten hat, zweitens kommt auch *galaubjan* c. dat. in der bedeutung 'an jemanden glauben' vor, s. Schulze s. 208. W. ist bei der überlieferung stehn geblieben; dass er aber mit Uppström *galaubjan* als finalen inf. auffasst, kann ich ebensowenig billigen als Vollmers änderung *hausjandans* statt *hausjan*. auch hier haben wir ein beispiel für asyndetische parataxe statt hypotaxe. *galaubjan Johanne hausjan* heifst 'gläubig auf Johannes hören', *Johanne* steht ἀπὸ κοινοῦ. — VI b 11 schreibt W. nach einem vorschlag Löbes, dem auch Vollmer und Bernh. folgen, *þuhtu* statt *þuhta*. weder aus seiner übersetzung noch aus denen Vollmers und Bernh.s kann ich mit sicherheit auf die auffassung der stelle schliefsen, da sowol nl. geweten als lat. conscientia sowol 'gewissen' als 'bewustsein' bedeutet. Löbe, der s. 58 ebenso wie Bernh. 'perturbare conscientiam' schreibt, will s. 45 *tweifljan þuhtu* durch 'das gewissen verwirren' übersetzen. diese übersetzung gibt natürlich an unserer stelle auch nicht den geringsten sinn. die meinung der got. worte ist offenbar: 'wenn Johannes auch (objectiv) wahrhaft war, so konnten seine äufserungen doch von denen, die dies nicht wusten, bezweifelt werden'. einen positiven vorschlag zur textbesserung wage ich nicht zu machen. — VI c 22. 23 ändert W. das überlieferte *innuman* höchst unnötig in *innumam* und übersetzt: 'want ieder woord kan in het binnenste der menschen tot iets anders worden', eine auffassung, gegen die sich mehr als éin bedenken geltend machen liefse. die überlieferung gibt einen trefflichen sinn. nur darf man nicht mit Bernh. 'verbum apud homines acceptum' übertragen. vorher war gesagt worden: das zeugnis, das mein vater

[1] diese auffassung findet sich auch bei Lundgren.

durch meine werke ablegt, kann euch eine unwiderlegbare kenntnis verschaffen, weit mehr als die aussage der menschheit des Johannes dh. des menschen Johannes. nun folgt die begründung: denn jedes wort, das von menschen hergenommen ist, von menschen herstammt, kann verdreht werden usw. — vi c 12. 13 bleibt W. mit recht bei dem überlieferten *missaleiks*. schon Löbe hat s. 25 darauf hingewiesen, dass das vor dem subj. stehnde praedic. part. öfters mit dem subj. nicht im genus übereinstimmt; vgl. auch Bernh. zu Gal. 2, 16. Eph. 3, 10 und Mt. 9, 33. dass an der nur sehr entfernt ähnlichen stelle Hebr. 1, 1 im griech. text adverbia stehn, kann doch hier nicht in betracht kommen. — *stibna us himinam* vi c 19. 20 übersetzt W. 'een stem uit den hemel', es ist aber sicher die himmlische stimme Mt. 3, 17 gemeint; der commentator führt die zeugnisse für Jesum in chronologischer reihenfolge auf — prophetenworte, himmlische stimme bei der taufe, wundertaten Jesu —, obwol die ausgelegte schriftstelle Joh. 5, 37 f die folge 'himmlische stimme, wundertaten, prophetenworte' nahe legte.

Nach *stains* vii a 6 ergänzt W. mit Uppstr. und Bernh. *ains*, was allerdings zunächst durch das folgende *ak jah* erfordert zu werden scheint. aber auch so erweckt die stelle bedenken. Bernh. bemerkt mit recht, dass die erwähnung des Petrus an diesem ort auffallend ist. man könnte mutmafsen, sie sei durch die bezeichnung des Andreas als ὁ ἀδελφὸς Σίμωνος Πέτρου veranlasst worden. aber unter allen umständen ist die annahme sehr bedenklich, dass der name des berühmten apostelfürsten hier ins got. übersetzt sein sollte, bedenklich besonders für diejenigen, die glauben, dass der commentator die ulfilanische bibelübersetzung benutzt hat. dass *stains* gleich Petrus ist, könnte nur aus einer stelle gefolgert werden, wo von keinem andern als Petrus die rede sein kann, nicht aus einer, an welcher die erwähnung des Petrus auffallend ist. ich schlage vor, statt '*stains*' *is ains* zu lesen: 'und nicht er allein, sondern auch Andreas, der sagte . . . wird ebenso wie Philippus getadelt'. unter *is* ist Philippus zu verstehn. um der überlieferung noch näher zu bleiben, könnte man *nih ist ains* schreiben: 'und er (Philippus) ist nicht der einzige, sondern . . .'

swa vii b 21 zieht W., abweichend von seinen vorgängern, nicht zu *managai*, sondern zu *ganohjands* 'en zoo verzadigde hij hen met veel goed voedsel'. worauf soll aber das 'zoo' hinweisen? — vii c 16—21 schreibt W.: *swa filu auk swe gamanwida, ins wairþan* (*swaei ainlvarjammeh swa filu swe wilda andniman is*) *tawida*; seine übersetzung 'want zooveel als hij (er) bereidde (alzoo voor ieder zooveel, als hij er van nemen wilde) hij deed ze ontstaan' ist mir wenigstens ebenso unverständlich, wie das original. W. scheint dies gefühlt zu haben; er bemerkt in einer anm., er habe buchstäblich herübergenommen, was die hs. biete. das ist

übrigens nicht ganz richtig; denn in der hs. steht vor *tawida ist*, nicht *is*. *is* ist nur eine allerdings recht naheliegende conjectur. schon Massmann, Löbe und Vollmer haben so geschrieben, doch haben sie mit *is* den nom. sg. m. des pronomens gemeint. W.s auffassung des *is* als gen. ntr. verdient den vorzug; mit Bernh. *ize* zu schreiben, halte ich nicht für notwendig. dagegen hat Bernh. sicher recht, wenn er *swe* z. 16 streicht. seine textesherstellung verdient vor allen übrigen den vorzug, da sie der überlieferung am nächsten bleibt.

alamannam VIII b 16. 17 verbindet W. nicht mit dem vorhergehnden *in allaim*, sondern zieht es zu *faurawisan*: 'dat klaarblijkelijk de leer des Heeren in alles hooger stond dan de geheele menschenwereld'. ich halte diese auffassung zwar nicht geradezu für unmöglich, aber doch für sehr unwahrscheinlich. — wie W. dazu kam, *sa* — *reike* VIII d 7—11 als relativsatz zu übersetzen, ist mir nicht klar. *ains reike* 10. 11 ist wol nicht *Fareisaius* und *ragineis* parallel, sondern zum folgenden zu ziehen.

Wien, im april 1893. M. H. Jellinek.

Die Edda. die lieder der sogenannten älteren Edda, nebst einem anhang: die mythischen und heroischen erzählungen der Snorra Edda. übersetzt und erläutert von Hugo Gering. Leipzig und Wien, bibliographisches institut (Meyers classiker-ausgaben in 150 bänden). 17 u. 402 ss. 8°. — 2 m.

Da die vorliegende übersetzung den sinn des originals am getreuesten widergibt, und die begleitenden anmerkungen auf der höhe der heutigen forschung stehn, hat Gerings Edda vor der Simrockischen und der Jordanischen nicht wenig voraus. die übertragung ist stabreimend. sie lehnt sich an die von Simrock an. aber sie unterscheidet sich von ihr nicht blofs durch zahlreiche inhaltliche berichtigungen, sondern auch durch grundsätze der poetischen technik. dem von Simrock vernachlässigten gebote, die reimstäbe den stärkst betonten satzteilen zu verleihen — es ist die lebensbedingung der allitteration —, sucht G. nach kräften nachzukommen. er steht darin auf dem von Jordan praktisch und theoretisch eingenommenen boden. beiden gelingt die bewältigung der schwierigkeiten nicht vollkommen; man vgl. bei G. Vsp. 57, 1: *die sonne wird schwarz, es sinkt die erde ins meer*; Baldrs dr. 14, 1: *des ruhmes froh reite du heimwärts*. weit strenger als Simrock und Jordan hält G. an den alten stellungsregeln der stäbe fest. zwar die formen a b | a b und b a | a b, die ja gerade in der Edda keine rolle spielen, werden zugelassen. aber gegenüber den formen a a | b b und den geraden kurzversen a a und x a verhält sich G. ebenso ablehnend wie die alte dichtung. ich stimme hier Jordan bei, dass diese varianten unbedenklich gebraucht werden mögen. die regel vom hauptstab hat für unser modernes gefühl keinerlei innere not-

wendigkeit; es ist für jede stelle schade, wo dieser für uns rein conventionellen vorschrift ein besserer ausdruck geopfert wird. besonders macht sich folgendes geltend: nach der satzbetonung der altgermanischen dialecte waren wortgruppen mit 'absteigendem' accent ungleich häufiger als in unserm deutsch; deshalb bot sich die stabordnung a x ungezwungen dar; dem deutschen übersetzer legt die sprache die form x a viel näher. wenn man mit G. diese form dem zweiten kurzvers versagt, so gerät man in die üble lage, wortgruppen 'aufsteigenden' tones mit dem ersten, schwächern gliede allitterieren zu lassen. G. bietet dafür unzählige beispiele. als fälle, wo die vorschrift auch anderweitigen schaden angerichtet hat, führe ich auf: Vsp. 52, 3: *die steinberge stürzen, es straucheln die riesinnen* (statt: [*die*] *riesinnen straucheln*); Þrkv. 4 (*ich gäb' es dir gern, wenn von gold es auch wäre*) *oder leuchtendem silber, ich lieh es dir doch*: man vgl. hier den wolgefügten parallelismus des originals, der bei Jordan gut herauskommt: *ich gäb es dir gern, und wär's auch von golde, ich versagt' es dir nicht, und wär' es von silber.* wenn ich in Jordans verdeutschung im allgemeinen mehr frische, mehr atmendes leben zu erkennen glaube, so mag dies zum guten teile daher rühren, dass sich Jordan die schwierigkeiten der stabreimenden widergabe nicht durch die regeln der stabordnung vergröfsert hat. doch ist es — umsomehr als G. s. xv bittet, nur mit Simrock verglichen zu werden — nur billig beizufügen, dass den stellen, wo Jordan poetischer und stilgemäfser übersetzt, nicht wenige entgegenstehn, wo das umgekehrte der fall ist; man sehe etwa die von G. sehr schön verdeutschte str. 27 der Völuspa.

Noch auf einen allgemeinern punct möchte ich hinweisen. eine hauptschwierigkeit für den Eddaübersetzer liegt darin, die wendungen des originals, die sich aus unbildlichen und alltäglichen worten zusammensetzen, nicht ins reiche, prächtige zu steigern und doch gleichzeitig ihre specifisch poetische prägung nicht in prosa aufzulösen. nehmen wir zwei stellen der Þrymskviða als beispiele. str. 53 (nach Bugge) *unz fyr útan kom ása garða ok fyr innan kom jǫtna heima*: der deutlich unprosaische character dieser stelle liegt im parallelismus und in der wortstellung; der wortschatz ist so enthaltsam wie möglich. alle die drei genannten übersetzer, unter dem drucke des stabreims, bereichern die stelle (*hinter sich liefs er .... und erreichte bald ..*) und zerstören zugleich das formelhafte. wenn die öfter widerkehrende wendung *ok hann þat orða allz fyrst um kvað* von Jordan verdeutscht wird: *das war der ausruf, mit welchem er anhub*, so wird eine theatralische färbung hineingetragen; G. vermeidet diesen fehler, indem er schreibt: *das erste wort, das er aussprach, war dies* — aber das ist trockenste prosa und nimmt sich im zusammenhang störend aus; das original ist nicht prosaisch: in einer saga würde es etwa lauten *ok hann kvað þetta orð allz fyrst.*

Dass man den stil der Eddalieder in einer stabreimenden übertragung festhalten könne, bleibt mir auch nach diesem neuesten versuche zweifelhaft. eine verdeutschung in sog. Nibelungenversen, mit endreim der langzeilen und mit freierem wechsel der cadenzen, möchte doch wol mehr aussicht auf erfolg haben. die opfer, die dem stabreim fallen, sind allzu blutig.

Die Malahattverse glaubte G. nicht anders kennzeichnen zu können, als indem er ihnen eine hebung mehr gab (vgl. s. XII):

Nicht wenigen ist es bekannt, wie weiland zum Rate zusammen
kühne Männer kamen, doch keinem war's zum Nutzen.

die so entstehende mischung von Alexandrinern, hexametern, Uzischen Frühlingsversen und Nibelungenzeilen würkt ungemein stillos. und wenn nun in der Atlakviđa und den Hamđismal diese zeilen neben den zweihebigen hergehn, so ist das ein 'gemischtes metrum', wovon sich freilich die alten autoren nichts träumen liefsen.

Das hohe ziel, einen des isländischen unkundigen für die Eddalieder zu begeistern, wird nach meinem gefühle durch G.s buch nicht erreicht. aber wo es sich um vermittlung des inhaltes handelt, oder wo sich der ungeübte den weg durch den urtext ebnen will, würde ich keine andre verdeutschung bedingungsloser empfehlen.

Berlin, 13 sept. 1893. ANDREAS HEUSLER.

Hauksbók udgiven efter de Arnamagnæanske håndskrifter nr 371, 544 og 675, 4° samt forskellige papirshåndskrifter af det kongelige nordiske Oldskriftselskab. 1 hæfte. København, Lehmann & Stage, 1892. 272 ss. 4°.

Das erscheinen einer neuen ausgabe der grofsen sammelhandschrift des 14 jhs., die nach ihrem besitzer und zugleich teilweise ihrem schreiber, dem lögmann Hauk Erlendsson († 1334), die 'Hauksbok' genannt wird, hat nicht die bedeutung einer erschliefsung neuen, bisher ungedruckten materials; der gröste teil der verschiedenen stücke, die in der Hauksbok enthalten sind, ist bereits veröffentlicht oder doch benutzt worden. das hauptgewicht dieser publication liegt auf der formellen seite, der mitteilung der hs. in diplomatischem abdruck. es muss freudig begrüfst werden, dass eine so wichtige quelle für die kenntnis der orthographie und der hieran sich knüpfenden fragen der lautlehre des isländischen im 14 jh., wie es die eigenhändigen abschriften eines so hochstehnden und gebildeten mannes wie Hauk Erlendssons sind, uns bequem zugänglich geworden ist; nicht minder wichtig sind jene partien der Hauksbok, die nachweislich von Norwegern geschrieben sind, da das material für die kenntnis speciell norwegischer sprachentwicklung so gering ist, dass auch der kleinste beitrag willkommen sein muss. die 'vorläufige vor-

rede' der herausgeber verspricht auch, in der einleitung nebst einer genauen beschreibung und geschichte der hs. ihre sprache und orthographie, namentlich die der norwegischen partien, eingehend darzustellen. ein ausführliches register und handschriftproben sollen die ausgabe beschliefsen, die nach ausstattung und umfang — der text allein soll 35 bogen betragen — ein monumentalwerk zu werden verspricht. vorläufig liegt erst bogen 1—17 vor mit folgendem inhalt: Landnamabok s. 3—125; Kristnisaga s. 126—149; Heimlysing ok helgifrœđi s. 150—177; Heimspeki ok helgifrœđi s. 178—187; Vǫluspa s. 188—192; Trojumannasaga s. 193—226; Natturusteinar s. 227—228; Cisio janus s. 229—230; Breta sǫgur s. 231—272 (cap. 28).

Die beiden herausgeber, Eirikur Jonsson und Finnur Jonsson, versprechen rechenschaft über die principien ihres vorgehns bei der arbeit in der künftig erscheinenden einleitung; auch ohne diese darlegung lässt sich sofort erkennen, dass wir ein werk von peinlicher sorgfalt und gröster genauigkeit der diplomatischen widergabe vor uns haben; der umstand, dass zwei herausgeber sich bei der lesung beständig gegenseitig controliert haben, verbürgt die vollständige sicherheit der lesungen, soweit diese nicht durch die zerstörungen der zeit für immer hypothetisch bleiben werden, und die bekannte tüchtigkeit Finnur Jonssons als herausgeber diplomatischer abdrücke, von der er erst unlängst in einem musterwerke philologisch-palaeographischer akribie, der von ihm und LFAWimmer besorgten Eddaausgabe, zeugnis gegeben, ist dem ref. und gewis auch allen fachgenossen bürgschaft genug dafür, dass die widergabe absolutes vertrauen verdiene; stichproben an der hs. vorzunehmen, war mir hier natürlich vollkommen unmöglich, ich bin persönlich durchaus überzeugt, dass keine anders als bestätigend ausfallen könnte.

Die arbeit der beiden herausgeber war keine leichte; stellenweise ist die Hauksbok recht schwer zu lesen und stellt an die augen und die geduld des entzifferers harte anforderungen; manche stellen werden einfach für immer unlesbar bleiben, vieles andere hängt von dem glücklichen momente der beleuchtung und individuellen disposition des entzifferers ab; jedem, der isländische hss. gelesen, ist bekannt, dass die zufälligkeiten bei der entzifferung ausgebleichter stellen eine grofse rolle spielen und es oft darauf ankommt, den richtigen augenblick zu erfassen. ich kann zb. aus eigener erfahrung hervorheben, dass bei der befeuchtung erloschener stellen keineswegs der erste moment der glücklichste ist, vielmehr erst nach ein paar secunden die erloschenen schriftzüge auf die dauer einiger momente hervortreten und dann mit zunehmender aufsaugung des wassers durch das pergament wider erlöschen. wenn daher im folgenden an ein paar stichproben gezeigt werden soll, inwieweit es den herausgebern gelungen ist, in der entzifferung schwieriger stellen über

die resultate ihrer vorgänger hinauszukommen, so schliefst dies nach dem oben bemerkten nicht im mindesten einen vorwurf der ungenauigkeit oder flüchtigkeit gegen die letzteren in sich, über den die namen Jon Þorkelsson (rector), Jon Sigurðsson usw. wol erhaben sind. ich wähle zur probe einige der corrumpiertesten blätter der Hauksbok, zunächst AM 544, 4° bl. 1ᵃ (= s. 150 und Nokkur blöð úr Hauksbók gefin út af Jóni Þorkelssyni, Reykjavík 1865, s. 1). die ganze seite ist verblichen und stellenweise unlesbar; die schwierigkeit der entzifferung wird erhöht durch spätere auffrischungen einzelner silben und wörter, die nicht immer das richtige getroffen haben; eine abschrift von der hand Arne Magnussons (cod. AM 765, 4°), die an sich gute dienste leistet und zur ausfüllung der unlesbaren stellen dienen muss, trägt doch auch dazu bei, durch unwillkürliche subjective voreingenommenheit die lesung noch schwerer zu machen, da Arne Magnusson keineswegs immer richtig gelesen hat. ich citiere nach den zeilen der neuen ausgabe und sehe von den kleinsten differenzen, wie solchen zwischen majuskeln und minuskeln, spatien zwischen compositionsgliedern uä. ab, ebenso von der anführung, ob und wieweit die neuen herausgeber ein oder mehrere wörter noch in der hs. lesen zu können glauben, die Þorkelsson nur nach Arne Magnussons abschrift in den text gesetzt hat, und begnüge mich mit der anführung der würklichen lesungsdifferenzen:

S. 150 z. 2 *En* 'AM læser *Ein*; ordet kan næppe læses så'; *ein* Þ. — z. 5 *Spanie*; *spania* Þ. — z. 6 *Cog* 'således læser AM; sikkert står der ikke *Tog*'; *Tog* Þ. — z. 9 *Rin heitir á . a Saxlande* (die stelle ist aufgefrischt und dadurch stark unleserlich); *Rin heitir a fraclande* Þ. — z. 11 *i sę*; *i se oc* (als abbreviatur) Þ. — z. 12 *Nepr* (aufgefrischt zu *Hepur*); *Nepur* Þ; doch in der anm. *Nepr* als das ursprüngliche vermutet. — z. 13 *Kuma* (aufgefrischt zu *Kinna*); *Kinna* Þ, doch in der anm. *Kuma* vermutet. — z. 14 *Tifr* (aufgefrischt zu *Tifur*); *Tifur* Þ, doch in der anm. als unursprünglich bezeichnet. — z. 14 *morgu moti* (aufgefrischt zu *mote*); *morgo mote* Þ. — z. 14—15 *sum ero suort en sum ero skir*; *sum ero skir enn sum ero uskir* Þ (doch ist *skir* für *suort* in der hs. aufgefrischt).

S. 151 z. 5 *enger* (AM list *engir*); *engir* Þ. — z. 6 *farit yfer*; *yfer farit* Þ. — z. 6 *þuiat*; *þvi at* Þ. — z. 8 *þegar slocnar*; *þegar er slœcknar* Þ. — z. 9 *af*; fehlt Þ. — z. 11 *þeir*; *þar* Þ. z. 13 *sa*; *hann* Þ. — z. 15 *bufe*; *fe* Þ. — z. 17. 18 *frio* .... *vfrio* .... *vfrio þo at aðr se frio*; *frœ* .... *ofrœ* .... *ofrœ er aðr ero frœ* Þ.

AM 544, 4°. bl. 14ᵃ = s. 175 f, bei Þ. s. 40 ff: s. 176 z. 2 *exaltacio*; *exaltacione* Þ. — z. 2 *Sia*; *Sa*, 'ritað' sua í skinnb. Þ. — z. 6 *born* (Þ ebenso); hierzu benachrichtigt mich FJonsson, dass er bei nochmaliger lesung deutlich *þorp* zu erkennen glaube; wenn man sich die palaeographischen züge der buchstaben ver-

gegenwärtigt, so wird sofort klar, wie durch erlöschen der unter die linie reichenden langstriche aus *þorp born* werden kann, das bis jetzt eine crux der interpretation gebildet hat. — z. 8. 9 *Andree apostoli*; bei Þ lücke. — z. 9 *þeiri er heitir Patras*; fehlt Þ. — z. 10 *yfir*; *yfer* Þ. — z. 10 *i þeira hueriu*; fehlt Þ. — z. 11 *þeir*; *þer* Þ. — z. 12 *mysteri*; *mystere* Þ. — z. 12 *þar sem*; lücke Þ. — z. 14 *cros*; *cross* Þ. — z. 15 *cardenales*; *cardinales* Þ. — z. 17 *allteri*; *alteri* Þ. — z. 21 *muncur*; *munc....* Þ. — z. 21. 22 *Scolastica systir* (durch auffrischung zu *systur* geworden) *hans þar* (aufgefrischt zu *þui*); *Scholastica systur hans þui* Þ. — z. 31 *botnn*; *botn* Þ.

Diese stichproben werden genügen, um einen begriff von dem zustande der schlecht erhaltenen seiten der hs. und der mühsamen arbeit der editoren zu geben. möchten wir bald die fortsetzung und den schluss des stattlichen werkes vor uns sehen.

Zum schluss eine kleine bemerkung; am linken rande sind die seitenzahlen der bisherigen ausgaben angeführt; obwol man sich aus Möbius' verzeichnis leicht über die gemeinte ausgabe orientieren kann, hätte es sich doch empfohlen, wenigstens am anfange jedes abschnittes auch den titel der ausgabe zu drucken, nicht blofs die zahlen, über deren bedeutung man besonders jetzt, wo die einleitung noch fehlt, auf den ersten anblick nicht klar wird.

Breslau, 11. 8. 1893. O. L. Jiriczek.

Goethes Faust als einheitliche dichtung erläutert von dr Hermann Baumgart, o. ö. prof. an der universität Königsberg i. Pr. erster band. Königsberg i. Pr., Koch, 1893. 420 ss. 8°. — 4 m.

Die frage, ob Goethes Faust eine einheitliche dichtung sei oder nicht, ist so oft aufgeworfen, so oft nach der einen wie nach der andern richtung hin beantwortet worden, dass eine volle verständigung unter den forschern vorläufig unmöglich scheint. Baumgart gehört zu den verfechtern der einheit, und zwar zu den extremsten. denn auch hier gibt es abstufungen. weist uns ein philosoph, ein aesthetiker nach, dass Goethe trotz allen unterbrechungen seiner arbeit dennoch im Faust ein werk geschaffen habe, durch dessen locker an einander gereihte scenen sich ein grofser grundgedanke ziehe und dessen frühere und spätere partien sich mehr oder minder leicht diesem gedanken fügen, zeigt er, wie der künstler gerungen hat, das, was seiner entstehung nach nicht einheitlich sein konnte, nach kräften doch unter eine einheit zu bringen, dann sind wir für solche nachweise dankbar; denn sie erhöhen in uns die bewunderung vor Goethes meisterschaft. will aber jemand uns an der hand der entstehungsgeschichte darlegen, dass jene künstlich geschaffene

späte einheit von anbeginn im plan der dichtung gelegen habe, dann protestieren wir, gestützt auf historische beweise. in dieser lage befinden wir uns B. gegenüber.

Er beginnt seine erläuterung mit umfänglichen geschichtlichen einleitungen, die von anfang an Goethes dichtung als ziel ins auge fassen und deshalb streng zur sache gehören. zu dem ersten abschnitt haben wir nur zu sagen, dass B. s. 23 die abhängigkeit der Faustspiele des 17 jhs. von Marlowes tragödie zu bedingungslos annimmt. mehr bedenken haben wir schon gegen das zweite cap., das von Lessings Faust handelt. hier scheint B. in der ausdeutung der absichten des dichters zu weit zu gehn. die parallelisierung dieses Faust mit Shakespeares Macbeth ist, so wenig wir auch von Lessings stück wissen, sicher falsch. denn neuere analysen (Werder Vorlesungen über Shakespeares *Macbeth*; Köster Schiller als dramaturg) haben gezeigt, dass bei dem schottischen than der übergang vom guten zum bösen durchaus nicht mit der geschwindigkeit des siebenten teufels vor sich geht. ein weiterer einwand erhebt sich gegen die beurteilung des phantoms bei Lessing. ich kann hierin nicht 'höchste dramatische kühnheit' sehen, sondern erkenne im gegenteil einerseits einen notbehelf, der Lessing selbst auf die dauer nicht behagte, anderseits ein dramatisch-technisches experiment, das ihn wol reizte, das aber er mit seiner verstandesklarheit am wenigsten durchzuführen berufen war. warum spricht überhaupt B. bei Lessings Faust nicht rechtzeitig das Non liquet? er behandelt dies werk so sehr als ein ausgeführtes drama, dass er s. 49 sogar von der würkung dieses nicht vorhandenen stückes, von der tiefen erschütterung der zuschauer redet. wer vermag denn zu entscheiden, ob dieser Faust nicht vielleicht ein höchst frostiges schauspiel geworden wäre?

Genau dieselbe übereilte deutung vereinzelter zeugnisse, belege, stellen der dichtung selbst setzt nun B. bei der betrachtung von Goethes Faust fort. ausgangspunct ist ihm die bekannte stelle aus Goethes letztem briefe an Humboldt: '*Es sind über* 60 *Jahre, dass die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag*'. aus dieser stelle, auf die er immer wider zurückkommt, folgert B., dass der erste teil incl. wette (s. 86), spaziergangscene (s. 89), pact, hexenküche (s. 83), Valentinscene (s. 101) und Walpurgisnacht (? s. 100 ?) gleich im ersten entwurf so disponiert und vorgesehen war. freilich ist B. nicht überall so siegesgewis wie an den citierten stellen. auf s. 66 meint er, Goethe habe mit jener brieflichen äufserung doch nur auf den 'grofsen gang' des stückes, nicht also auf alle einzelnen scenen hinweisen wollen. das ist schlechterdings unmöglich. denn dass der 'grofse gang' des stückes Goethe von anfang an vor augen stand, dass er also nicht ins blaue hinein dichtete, ohne zu wissen, wo es hinaus sollte,

das ist so selbstverständlich, dass Goethe nicht erst fünf tage vor seinem tode nötig hatte, es zu betonen. die oft citierte briefstelle muss eine andre bedeutung haben, die man am besten erkennt, wenn man den gegensatz, der in ihr liegt, durch 'zwar — aber' hervorhebt: die conception war dem jungen dichter zwar von vornherein (dh. nach einer anregung von Fresenius und Erich Schmidt, Xenien 1796 zu nr 829, nicht temporal = von der ersten minute an, sondern local = in ihren eingangspartien) klar, dagegen lag sie die ganze reihenfolge hin (dh. in ihren späteren partien, Fausts weltfahrt usw.) weniger ausführlich vor. Goethe ist hier also weit davon entfernt, von der durchgängigen einheit seines werkes zu reden, die er vielmehr am 6 dec. 1797 durch das wort 'tragelaph' und öfter ausdrücklich geläugnet hat.

Nichts destoweniger verteidigt B. sie hartnäckig, vor allem im 5 cap., wo er sich mit Kuno Fischer auseinandersetzt. wen die Fischerschen ausführungen über die alte und neue dichtung, zu deren hauptresultaten ich mich bekenne, nicht überzeugen, dem ist durch diese besprechung schwerlich zu helfen. man müste einen guten teil des Fischerschen buches widerholen, um B. zu widerlegen. ja, die sache wird noch erheblich verwirrter, weil B. unter die unzweifelhaft stichhaltigen beweise Fischers auch übereilte argumentationen desselben verfassers gemischt hat, die hier nicht in schutz genommen werden sollen, zb. die behauptung, bei den worten Fausts vor dem bilde in der hexenküche oder bei seiner bitte um ein halstuch Gretchens habe Mephistopheles eigentlich schon die wette gewonnen. nichts irriger als das. Faust würde wunsch auf wunsch an die erfüllung weiter angeknüpft haben.

Das hauptargument Fischers, dass der vom erdgeist gesante, nur dessen willen ausführende dämon der älteren dichtung unvereinbar sei mit dem selbständig handelnden teufel Mephistopheles der späteren scenen, muss B. natürlich vor allem unbequem sein. ihm gilt hauptsächlich seine widerlegung. und sein resultat ist: Mephistopheles sei eine doppelnatur (s. 118 ff), einerseits der teufel, dh. die verkörperung alles dessen, was den menschen in versuchung führt; anderseits (dh. nur in der vorstellung Fausts, der nicht an den teufel glaube) ein abgesanter des erdgeistes. die begründung dieser ansicht können wir hier nicht reproducieren; 'klar, leicht fasslich' (s. 128) ist sie nicht, es hätte sonst auch wol kaum ein volles jahrhundert bis zu ihrer entdeckung gedauert. wir müssen vielmehr feststellen, dass B. ganz absonderliche mittel anwendet, seine meinung zu stützen. von offenbaren widersprüchen will ich hier nicht reden. auch will ich nur im vorbeigehn eine verrenkung wie die folgende erwähnen: die worte '*Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch, du bist so schön*', also die höchste der bedingungen, die Faust stellt, sollen (s. 129) nichts als ein 'euphemismus' sein und in die sprache

des Mephistopheles übersetzt bedeuten: 'werde ich mein behagen daran haben, staub zu fressen, dann' usw.

Verwahrung dagegen möchte ich einlegen gegen die — gelinde gesagt — unvorsichtige formulierung einiger sätze. um den 'teufel' schon im Urfaust zu entdecken, heifst es s. 119: 'dass schon der Urfaust ihn in Auerbachs keller mit dem fegefeuer auf sehr vertrautem fufse stehen lässt'. der satz schwebt im gehänge wie der compass und ist von allen seiten so wahr wie falsch. es ist gefährlich, mit solchen aussprüchen zu operieren. — noch ärger aber sieht es s. 100 aus. Faust ruft in der scene 'trüber tag. feld': '*Wandle ihn du unendlicher Geist wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt in der er sich nächtlicher Weile offt gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füsse zu kollern und dem Umstürzenden sich auf die Schultern zu hängen*'. aus diesen worten hat B., um das vorhandensein der spaziergangscene im allerersten entwurf zu beweisen, schon nach 6 zeilen folgendes gemacht: 'ferner ist deutlich angezeigt, dass dieser teufel dem Faust sich in 'hundsgestalt' genaht hat und zwar auf dem spaziergange 'dem harmlosen wandrer' sich zugesellte'. hier ist mit grofser geschicklichkeit jedem wort eine kleine wendung gegeben, bis schliefslich die ganze gruppe eine andre richtung bekommen hat. wir wollen uns solche verdrehung des dichterworts aber doch nicht gefallen lassen. es hat übrigens die ganze sache neben dem ernst auch ihre komische seite. offenbar hält nämlich B. Faust selbst für den 'harmlosen wandrer', so dass also Mephistopheles nachts in den strafsen oder sonstwo Faust gelegentlich umgeworfen und sich ihm auf den rücken gesetzt habe. ein köstliches bild! es ist natürlich an einen abgeschmackten spafs zu denken, den sich Mephistopheles mit andern harmlosen wanderern gemacht hat. hoffentlich wäre Faust doch nicht nächtlicher weile 'oft' auf diesen scherz hereingefallen, sondern hätte sich schon das zweite mal in acht genommen.

Vom beginn des 6 cap. an ist nun die einheit nicht mehr ziel der beweisführung, sondern bereits voraussetzung geworden, und B. bemüht sich zu zeigen, dass 'alles in schönster ordnung' (s. 167) sei, während der dichter selbst bekanntlich noch 1797 von einer barbarischen composition sprach. was B. im 6 und auch schon in früheren capp. zur erklärung einzelner scenen und dialogstellen vorträgt, ist oftmals vortrefflich. der nachweis, wie Goethes Faust die quintessenz der bestrebungen des 18 jhs. widergibt, wie sich der übergang von der speculation zur praktischen tätigkeit hier spiegelt, wie Goethes spinozistische anregungen hier gestalt gewinnen, wie in Lessings drama der erkenntnisdrang, in Goethes dichtung der lebensdrang das treibende ist, das wird lichtvoll nachgewiesen. dagegen ist alles, was mit der entstehungsgeschichte des grofsen gedichts zusammenhängt, hier völlig ungoethisch aufgefasst. so wie es B. sich vor-

stellt, hat Goethe nie concipiert, nie gedichtet. da müssen wir von den durchaus bildhaft geschauten scenen des ersten teils uns die eine blofs als traum, die andre als phantasmagorie vorstellen; da soll die erste unterredung zwischen Faust und Mephistopheles geradezu 'Fausts speculation über das wesen des bösen princips' sein, usw. man ist ratlos gegenüber solcher sinnhuberei. dass man einer weltweiten schöpfung, wie dem Faust, noch hundert andre deutungen unterlegen kann, ist keine neuigkeit. was wir brauchen, ist eine auslegung im sinne des dichters.

Auf s. 168 setzt nun die betrachtung der einzelnen scenen ein, die B. nicht nur inhaltlich, sondern auch zeitlich der jugendlichen ersten conception möglichst nahe rücken möchte und die er daher zum grofsen teil viel zu früh datiert. gleich die 'Zueignung' soll nicht, wie man allgemein annimmt, um das jahr 1797, sondern 'mindestens' in der zeit von 1788—1790, möglicherweise also noch früher gedichtet sein. beweis soll die angabe Riemers vom 22 juni 1808 sein: diese strophen seien 'sehr alt'. was von Riemers behauptungen zu halten sei — man vergleiche seine datierung der scene 'trüber tag. feld' — ist hinlänglich bekannt; mit einer so allgemeinen aussage ist völlig nichts anzufangen. aber auch die inneren gründe B.s entbehren der festen umrisse. ein würklicher grund für spätere datierung ist dagegen der: unter den wenigen, denen Goethe seine Faustscenen in den siebziger jahren vorgelesen hatte und die bei abfassung der Zueignung bereits gestorben waren, ist in erster linie an Cornelie und Merck zu denken. Merck aber war 1790 noch am leben.

Im folgenden trägt B. wider ansichten vor, über die ich mich beim besten willen nicht in discussion einlassen kann. ich sehe daher kein andres mittel, um B.s methode zu characterisieren, als dass ich an eine stelle seines textes ein paar bemerkungen knüpfe, die auch für hundert andere stellen giltigkeit haben. B. schreibt s. 191: 'weiter und tiefer fasst Goethe den Mephistopheles als die verkörperte verneinung überhaupt (1), die sich dem im Faust repraesentierten heftigsten erkenntnis- und lebensdrang (2) entgegenstellt, als die summe alles dessen also, das sich bei der lebensprobe ihm von innen und von aufsen her hindernd, gefährdend, verderbend in den weg stellen wird. die grofse bewegung seiner zeit, in deren mittelpunct Goethe selbst stand, und die traurige art, wie er sie bei so manchen hatte ausgehen sehen (3), gaben ihm den anlass; damit (4) war die idee der wette gegeben, das Hiobsmotiv drängt sich beinahe von selbst (5) auf'.

ad 1) Goethe hat über sein dichten selbst gesagt (B. citiert die stelle auf s. 186): '*Es war im Ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben*'. trotzdem operiert B. auf jeder zehnten seite mit solchen verkörperungen, genau so wie ihm ganz concrete gespräche bisweilen nichts andres sind als reflexe von inneren vorgängen in der brust eines einzelnen

menschen. ich dächte, dazu hätte Goethe das kunstmittel des monologs gehabt und oft genug angewendet. — ad 2) Fausts erkenntnisdrang! auf s. 102 hiefs es doch: 'Faust wirft sich der magie in die arme; aber nicht, um durch sie zu neuer, tieferer erkenntnis zu gelangen, eine solche hat sich ihm schon aufgetan; sie genügt ihm nicht'. solche widersprüche finden sich in B.s buch öfter, und doch baut er gerade auf dem fehlen des erkenntnisdranges den gegensatz von Goethes Faust gegenüber dem von Lessing auf. — ad 3) im mittelpunct der grofsen bewegung seiner zeit stand Goethe doch erst in reifen jahren; und diese bewegung bei so manchen auf traurige art 'ausgehen sehen' konnte er gleichfalls erst in späterem lebensalter. und doch soll diese erfahrung zur contrastierung von Faust und Mephistopheles den 'anlass' gegeben haben. dies ist unvereinbar mit B.s angeblichem beweis, dass nicht nur der anlass, sondern sogar der ganze grofse einheitliche entwurf der jugendzeit angehört. — ad 4) 'damit!' — womit? — ich sehe nicht den geringsten logischen zusammenhang zwischen der eben erwähnten lebenserfahrung Goethes und dem Hiobsmotiv, der wette. auch diese logik ist bei B. nicht vereinzelt. — ad 5) durch das ganze buch von B. geht das bestreben, die composition des Faust als etwas selbstverständliches hinzustellen. daher die häufigen redewendungen: 'daraus ergibt sich mit notwendigkeit', 'hiermit ist dies oder das gegeben', 'dies muss so, jenes muss so sein' usw. man tut dem dichter einen üblen dienst, wenn man die lösung der aufgabe als gar so einfach hinstellt; und lieber wollen wir aus seinen eigenen bekenntnissen lernen, dass die motive wenigstens der späteren Faustdichtung, die fortsetzung und vollendung des früh begonnenen werkes sich ihm durchaus nicht 'von selbst aufgedrängt' haben, sondern das resultat intensivster künstlerischer bemühung sind.

Da es unmöglich ist, die widerlegung in gleicher ausführlichkeit fortzusetzen, so beschränke ich mich im folgenden auf wenige abgerissene bemerkungen. ausgezeichnet ist die heranziehung von Spinozas theologisch-politischem tractat für die erklärung des zeichens des makrokosmus. freilich wird dadurch, was B. übergeht, die abfassung dieses teils des ersten monologes in weit spätere zeit, als man bisher annahm, gerückt. mir persönlich ist diese datierung interessant, weil ich in Faustvorlesungen des vorigen winters zu dem resultat gekommen war, dass von dem text des Urfaust kaum etwas vor dem jahre 1774 zu papier gebracht sein könne. doch ist dieser nachweis noch nicht zur veröffentlichung reif. — um gleich bei der datierung einzelner scenen zu bleiben, so ist hier B. äufserst sorglos. ohne auch nur die spur eines beweises rückt er, was ihm bequem ist, beliebig weit in Goethes frühzeit zurück. die scene 'vor dem thor' (s. 223) weist durchaus keine 'anzeichen frühester entstehung'

auf, sie trägt gar nicht den 'stempel von Goethes kraftvollster jugendzeit'. sie ist vielmehr in den ersten teilen ihrer jetzigen fassung (abgesehen vom schäferlied) erst im sommer 1797 concipiert. den beweis für diese behauptung wird Erich Schmidt demnächst in der 3 auflage des 'Urfaust' führen. — noch willkürlicher ist es, wenn B. s. 403 das paralipomenon 1 für den 'mit pietät bewahrten ersten entwurf' zum Faust hält. OHarnack hat VJL 4, 169 ff. mit guten gründen die ansicht verteidigt, dass sich Goethe in Italien mit dieser übersicht den inhalt der bereits fertigen scenen zu vergegenwärtigen suchte. die stellung B.s gegenüber der grofsen menge der paralipomena ist mir übrigens vollständig unklar. vom ersten bis zum letzten buchstaben seines buches sucht er zu beweisen, dass Goethe zeitlebens nur einen einzigen Faustplan gehabt und immer an ihm festgehalten habe. und doch heifst es s. 392: die paralipomena 'waren ältere pläne, die wolweislich aufgegeben wurden'. was bleibt nun bestehn? ein Faustplan? oder mehrere Faustpläne?

Höchst sinnvoll sind in den späteren partien von B.s buche widerum manche einzelheiten. so sind bei der betrachtung der scene 'vor dem thor' die mannigfachen wörtlichen anklänge an Goethes jugenddichtungen sehr richtig gedeutet. feinfühlig ist die episode der bibelübersetzung in den zusammenhang eingeordnet. s. 310 liest man vortreffliche worte über die darstellung des verjüngten Faust; bei der beurteilung der Gretchentragödie finden sich beifallswürdige ausführungen, nur hat (s. 318) der schlaftrunk nichts mit dem tode von Gretchens mutter zu tun.

Aber diesen ausgezeichneten stellen stehn unerträgliche partien gegenüber. es sind das, um es mit einem wort zu sagen, die 'deutungen' der symbolischen scenen. der ganze alte 'leidbecher' wird uns hier wider kredenzt. Goethe selbst hat gegen solches auslegen protestiert, Friedrich Vischer hat geharnischte worte gerufen. es hat nichts gefruchtet. 70 seiten, ein sechstel des ganzen buches wendet B. daran, die Walpurgisnacht zu deuten; und vor allem 'Oberons und Titanias goldene hochzeit', die sonst jedem als die verdriefslichste partie der ganzen dichtung erscheint, begeistert B. zu überschwänglichem entzücken. jedes dieser epigramme gilt ihm als ein herliches und notwendiges, organisches glied des grofsen ganzen. zu widerlegen ist diese ansicht nicht. aber wenn B. s. 285 selbst fordert, dass eine solche deutung, um sich als richtig zu erweisen 'der phantasie leicht und zwanglos, dem verstande einleuchtend, dem empfindungsurteil unmittelbar überzeugend und vielseitig es bewegend sich darstelle', so gestehe ich unumwunden, dass ich von solchen würkungen nichts verspürt habe. vor allem ist meine phantasie zu kurz gekommen. Goethes kräftige bilder haben sich alle zu abstracten begriffen verflüchtigt; das tat mir besonders leid bei der hexenküche. aber auch bei der deutung der ersten unterredung zwischen Faust und

Mephistopheles ist aller humor verloren gegangen. ferner kann ich nicht einsehen, dass die schülerscene den zweck habe, 'Fausts lossagung von der abstracten wissenschaft zu erklären'; besonders in der ersten fassung, die doch ebenso gut wie die spätere zu dem von anfang an einheitlichen plane gehörte, war davon wenig zu spüren.

Es wäre vieles noch zu sagen, was in dem rahmen dieser besprechung nicht platz hat, besonders über die pactscene. aber es sei genug. nur ein wort zum schluss. an vielen stellen seines buches schmäht B. in gereiztem ton seine wissenschaftlichen gegner, deren 'blinde wut' (s. 277) gegen den Faust ihm bisweilen als eine blofse 'mode' (s. 249) erscheint. ist es denn eine verunglimpfung (s. 177), wenn man ein kunstwerk bewundert, obwol man ihm die einheitlichkeit abspricht? entehrt es Mozart, dass er an seine herliche klavierphantasie eine sonate angeklebt hat, die des ersten satzes nicht würdig ist? entehrt es Tizian, dass er an seine 'Darstellung der kleinen Maria im tempel' später ein stück leinwand ansetzen liefs und auf die kahle stelle ein hökerweib malte, das nun natürlich abseits von der grofsen gruppe sitzt? es ist doch schon psychologisch undenkbar, dass ein werk, an dem ein künstler 60 jahre, als jüngling, mann und greis gearbeitet hat, aus einem gusse sein sollte. aber sei es drum. streiten lässt sich auch hierüber. nur sei der ton des meisters würdig. in der bewunderung des 'Faust' sind wir ja alle einig.

Marburg, november 1893. ALBERT KÖSTER.

Schiller als dramaturg. beiträge zur deutschen litteraturgeschichte des achtzehnten jahrhunderts. von ALBERT KÖSTER. Berlin, WHertz, 1891. VIII und 343 ss. 8°. — 6 m.

Die vorliegende schrift, mit welcher sich Albert Köster vorteilhaft unter die zahl der deutschen litterarhistoriker eingeführt hat, ist als ein gewinn für die Schillerforschung dankbar zu begrüfsen. der zunächst befremdende titel wird im vorwort genauer erklärt: das werk will von den dramaturgischen arbeiten Schillers sprechen, welche in der glänzenden epoche entstanden, als er im verein mit Goethe der Weimarer bühne seine kraft widmete. zur erschöpfung dieses themas werden vier ausführliche abhandlungen geboten, in denen K. Schillers bühnenbearbeitung des 'Macbeth', des 'Nathan', der 'Turandot' und der 'Phaedra' erörtert. die einleitung weist darauf hin, dass seit dem gastspiele Ifflands im frühjahre 1796 beide dichter auf eine erweiterung des repertoirs bedacht waren. als erste aufgabe in dieser richtung stellte sich Schiller die bearbeitung des 'Egmont', dessen titelrolle eben damals von dem berühmten Mannheimer künstler vorgeführt werden sollte. eine knappe würdigung dieser bearbeitung lässt

vorzüge und schwächen deutlich erkennen: sie ist alles in allem hoher beachtung wert und erwarb sich auch bei den theaterleuten bald beifall und anerkennung. ob K. mit jedem hinweis auf die unterschiede der beiden fassungen recht hat, mag dahingestellt sein. so zb. ist es mir zweifelhaft, ob aus der änderung des wörtchens *mag* in *kann* in der wendung '*ich soll leben, wie ich nicht leben mag*' würklich so viel zu folgern ist, als K. annimmt: er meint, Schiller setze eine durch anlage bedingte naturnotwendigkeit ein, wo Goethe nur von laune spreche. aber das wort *mag* wird auch von Goethe noch des öftern in der alten bedeutung von 'können' gebraucht, und an diese darf recht wol auch im vorliegenden falle gedacht werden, da doch Egmonts gebaren als der ausfluss eines inneren zwanges, einer ausgeprägten, notwendig sich gerade so betätigenden individualität anzusehen ist.

Seit Ifflands gastspiel gieng Goethes bestreben darauf hinaus, das weimarische repertoir mannigfaltiger zu gestalten, und er belebte auch Schillers interesse in dieser richtung. noch wichtiger aber war, dass seit dieser zeit der anteil beider dichter für die declamation lebhaft geweckt wurde. die beschäftigung mit Egmont blieb nicht ohne einfluss auf die ausgestaltung des Wallenstein, in dem ganze situationen nachgebildet sind. die hohe bedeutung, welche die Wallensteinaufführung für das weimarische theater besafs, verkennt K. nicht; im widerspruche zu Goethes bekannter äufserung hebt er jedoch hervor, dass dieses bedeutende ereignis nicht sowol die dritte epoche des weimarischen theaters eröffne, als vielmehr die zweite abschliefse. von gröfserer wichtigkeit sei jener ausführliche bericht WvHumboldts über die französische tragische bühne gewesen, der sept. 1799 nach Weimar gelangte. die leistungen Talmas, das vorherschen des wollautes und schöner plastik auf der französischen bühne hatten Humboldts bewunderung erregt, und diese eindrücke verfehlten auch auf die weimarischen dioskuren ihre würkung nicht. seitdem streben sie danach, durch woltönende sprache und plastisch gestaltete bühnenbilder den reiz ihrer darstellungen zu heben. von den tendenzen dieser dritten dramaturgischen epoche zeigen sich die vier bühnenbearbeitungen Schillers, von denen K. handelt, durchdrungen und beeinflusst.

Weitaus am tiefsten dringt die erste abhandlung, die dem Macbeth gewidmet ist. da über dieses werk die ansichten der erklärer mannigfach auseinander gehn, sah sich K. genötigt, seine eigene anschauung über dessen grundzüge genauer zu entwickeln. während beim 'Hamlet' öfters darauf hingewiesen worden ist, dass die frische tatkraft des helden durch allzu häufige einkehr in die tiefen des gemüts, durch allzu starke reflexionen gelähmt wird, ist nach K. eben diese eigentümlichkeit bei Macbeth nie stark genug betont worden. die treffliche analyse des dramas,

in der K. erweist, dass Macbeth unter dem zwange seiner eigenen phantasieeingebungen handelt und leidet, gehört zu den besten partien des buches und verdient allgemeine beachtung.

Die ausführliche würdigung der deutschen übersetzungen und bearbeitungen des 'Macbeth', die K. der besprechung des Schillerschen werkes voranschickt, gewährt erst den richtigen einblick in das verdienst des deutschen dichters. eine abwägung der vorzüge von Wielands und Eschenburgs übersetzung widerholt in praeciser form das bereits früher festgestellte urteil über diese beiden leistungen. ohne gröfseres interesse sind die dürftigen und armseligen bühnenbearbeitungen von Stephanie und FJFischer, durch die die Shakespearesche dichtung für das deutsche theater zuerst gewonnen werden sollte. beachtenswert sind erst Schröders bemühungen um das stück. aber auch er nahm sich grofse freiheiten in der führung der handlung und modelte den dialog in seinem sinne um, und es war daher zu bedauern, dass Bürger, als er seine bedeutende kraft für eine bearbeitung des Macbeth einsetzte, sich so eng an diese vorlage anlehnte. auch über ihn handelt K. mit gesundem historischen urteil und setzt insbesondere, lob und tadel angemessen verteilend, die gestaltung der hexenscenen in das richtige licht.

Der 4 abschnitt der abhandlung kann sich endlich mit Schiller selbst beschäftigen. die stellung des jungen dichters zu Shakespeare wird beleuchtet, auf entlehnungen aus ihm in seinen jugendwerken flüchtig hingewiesen, insbesondere werden frühzeitige anklänge der jugendgedichte an Macbeth erwähnt. eine vergleichung mit dem 'Wallenstein' ergibt, dass Schiller hier in einzelnen puncten durch den 'Macbeth' beeinflusst sein mag. indessen bei dem grofsen unterschiede beider werke sollten die beziehungen, die man herausfinden kann, m. e. nicht allzu stark betont werden. der erfolg solcher betrachtung ist doch häufig nur der, dass die selbständige tätigkeit der dichterischen phantasie nicht genügend gewürdigt wird. im episodischen sind freilich einige starke anklänge nicht zu verkennen. K. übersieht natürlich nicht, dass die grundzüge von Schillers dramatischer schaffensart und seine ganze darstellung vollständig von der Shakespeares abweichen.

Nach gründlicher erörterung der eingreifenden stilistischen änderungen, die Schiller an dem von ihm zu grunde gelegten Wieland-Eschenburgschen texte vornahm, beschäftigt sich K. ausführlich mit der von dem englischen original wesentlich abweichenden metrik des deutschen dichters (s. 93 ff). er stellt im einzelnen dar, wie diese im 'Macbeth' dem inhalt entsprechend vielgestaltig gemodelt ist, wie insbesondere unregelmäfsigkeiten des rhythmus auf künstlerischer absicht beruhen. beachtenswert ist zumal die darlegung, inwiefern Schiller durch AWSchlegel in der behandlung des fünffüfsigen iambus fortschritte gemacht habe.

sowol im persönlichen verkehr als durch die 'Briefe über poesie, silbenmafs und sprache' in Schillers 'Horen' und durch den aufsatz 'Etwas über William Shakespeare. bei gelegenheit Wilhelm Meisters' würkte Schlegel auf Schillers anschauungen ein, und ein vergleich der versbehandlung im 'Don Karlos' und den späteren werken unseres dichters lässt diesen einfluss deutlich erkennen (s. 100 ff). anderseits wurden die puncte nicht übersehen, in welchen die beiden dichter nicht übereinstimmten (s. 102). bei erörterung der durch Schiller vorgenommenen veränderungen des scenenverlaufs und der characterzeichnung ist das über den helden gesagte weitaus das wichtigste. hier kommt K. seine gute analyse des englischen werkes zu statten. der hexengrufs beleuchtet nicht das bereits in Macbeths seele schlummernde böse wollen, sondern erregt dieses erst in ihm; ein widerspruch, der durch diese veränderte darstellung entstanden ist, wird von K. treffend hervorgehoben (s. 107). Schillers lady ist härter und abstofsender als die Shakespeares; insbesondere aber ist die umgestaltung der hexen von K. richtig gewürdigt: nicht nur aus antikisierender neigung, wie ein kritiker unsern verf. misverstanden hat, sondern um sie als wesen von tieferer ethischer bedeutung vorzuführen, hat Schiller sie den aeschyleischen Eumeniden ähnlich gestaltet. die antike vorstellung von dem neide der götter ist auf sie übertragen. durch Schillers bearbeitung ist ein entscheidender schritt zur darstellung des wahren 'Macbeth' getan, und wer, von der vergleichung absehend, sein werk unmittelbar auf sich würken lässt, der empfängt den eindruck, dass hier eine dichtung aus einem gusse vorliegt.

K. gibt sodann einen bericht über die aufführung, die noch zu manchen besserungen anlass gab, und verzeichnet die urteile älterer und neuerer kritiker, die vielfach ablehnend, manchmal aber auch zustimmend lauten. die abhandlung ist als eine abschliefsende darstellung der Schillerschen Macbethbearbeitung zu bezeichnen.

Der begrenzung des stoffes entsprechend konnte der 2 abschnitt, der dem 'Nathan' gewidmet ist, keinen anlass zu weitreichenden beobachtungen darbieten. die bearbeitung Schillers, die an der tendenz des dramas nichts, an der handlung und den characteren wenig geändert hat, war im wesentlichen eine kürzung. hierauf wie auf einige andere umgestaltungen weist K. in nicht gerade fesselnder, aber angemessener darstellung hin.

Zu weitausgreifender historischer betrachtung erhebt sich dagegen sein buch widerum in dem 3 abschnitt, der der bühnenbearbeitung von Schillers 'Turandot' gewidmet ist. die drei motive der zuerst in der sammlung 'Tausend und ein tag' veröffentlichten erzählung arbeitet K. deutlich heraus und schliefst daran eine genaue inhaltsskizze des märchens. Carlo Gozzi wählte es zuerst zum gegenstand einer seiner 'fiabe'. diese gattung hat

der Italiener, obwol er von den märchenstoffen gering dachte, deshalb gewählt, weil sie die phantasie des volkes schon oft ergötzt hatten und von den alltäglichen vorgängen, die man auf der italienischen bühne zu sehen gewohnt war, bedeutsam abstachen. gegenüber dem herschenden französischen geschmack der italienischen bühne suchte er volkstümlichkeit durch einführung der masken der commedia dell' arte zu erzielen, machte aber seinen standesgenossen das zugeständnis, der beliebten sentimentalität breiten spielraum zu gewähren, wofür K. einzelne belege anführt (s. 159 f). gegen die schwächen seines talentes erhob sich bald eine starke opposition, und schon bei lebzeiten gehörte Gozzi in Italien zu den vergessenen. jedoch im auslande, insbesondere in Deutschland, blühte ihm ein längerer nachruhm.

Friedrich August Klemens Werthes erwarb sich das verdienst, durch eine geschickte übertragung die werke des Italieners in Deutschland einzubürgern; allerdings mit ungenügendem formgefühl in prosa statt in versen. für die bühnenaufführung bedurfte diese übersetzung einer tactvoll eingreifenden überarbeitung. in der von K. genauer characterisierten 'Hermannide' von Johann Friedrich Schmidt konnte man eine solche freilich keineswegs erblicken, und ebenso war eine andere bearbeitung von dem Berliner professor Friedrich Rambach ohne jeden wert.

Selbstverständlich liefs Schiller diese männer weit hinter sich zurück. er erwähnt, dass er einen alten vorsatz ausführe, und K. versucht, diese äufserung genauer zu erklären. er meint nämlich, dass der stoff der 'Rosamund' mit dem der 'Turandot' in enger verbindung stehe (s. 315). 'das bild dieses eitlen lieblosen mädchens vereinigt sich bei Schiller mit dem bild der Turandot, dh. nicht einer Turandot, deren handeln aus edlem herzen entspringt und deren geschick sich darum heiter löst, sondern einer Turandot, deren beweggründe unedel sind und die darum von der strafe ereilt wird. Schillers Turandot wird bestimmt durch weiblichen stolz, Rosamund durch eitelkeit, aus der dann andre unedle regungen entspringen, neid gegen alle schönheit aufser ihr, härte usw. sieht man von dieser verschiedenen motivierung und ihren folgen ab, so wird man in den äufseren vorgängen manche parallelen entdecken, welche zeigen, dass Schiller in der tat bei der ausarbeitung des entwurfes das Gozzische stück im sinne hatte'. diese construction K.s ist gewagt und nur auf schwache beweise gestützt; Schiller sagt: 'ich habe . . . einen alten vorsatz auszuführen angefangen, nämlich die neubearbeitung eines Gozzischen märchens, Turandot, für das theater'. der plan der 'Rosamund' könnte dagegen unmöglich als neubearbeitung eines Gozzischen märchens bezeichnet werden; der 'alte vorsatz', Gozzi für die deutsche bühne zu gewinnen, darf nicht durch jenen problematischen einfluss der Turandot auf

:n plan der Rosamund erklärt werden. vielmehr erscheint es
ir richtiger, Schillers äufserung wörtlich zu fassen und einzu-
steha, dass wir nichts genaueres darüber wissen. bei dem am
r dec. 1801 abgeschlossenen werke wante Schiller sein haupt-
igenmerk auf die form und wählte natürlich den fünffüfsigen
mbus, wobei er sich oft an den schon iambisch gefärbten dialog
n Werthes, seine vorlage, anschliefsen konnte. wenn K. die
sführung des edicts (v. 1080 ff) in alexandrinern ebenfalls durch
n wortlaut dieser vorlage erklärt, so dünkt uns dies widerum
weit gegangen. wie Schiller in der 'Jungfrau' in der Mont-
mery-scene nicht lange vorher den alexandriner zu besonderer
rkung verwertet hatte, so tat er es auch hier, nur freilich in
nz anderer absicht, die ja auch K. (s. 177) mit durchblicken
st. kleine zum teil geschickte änderungen in der führung
r handlung hebt K. deutlich hervor; vor allem aber war es
e vertiefung der charactere, durch die der deutsche dichter den
lienischen mit unverkennbarem erfolg überbot. bei Gozzi ent-
ringt Turandots ganzes handeln aus laune, bei Schiller lehnt
h ihr feingefühl gegen die niedrige stellung des weibes in
rem lande auf, und sie erfüllt durch ihre stolze haltung gleich-
m eine mission für ihr ganzes geschlecht. geschickt bessernd
t der dichter den dialog behandelt, stimmunggebende züge be-
nt, die übertriebene sentimentalität des originals gemildert, tri-
le wendungen getilgt, angedeutete würkungen weiter ausge-
ırt usw. auch in zusätzen war er glücklich; so suchte er
besondere das chinesische localcolorit zu verstärken. mit dem
an 'Haoh Kjöh Tschwen' nebst den anmerkungen von Du Halde
raut, vermochte er manche characteristischen züge einzufügen;
bei ist es jedoch auffallend, dass K. (s. 199) zweifelt, ob
er das werk von Du Halde selbst gekannt habe, da doch
nur die nachgedichteten rätsel, sondern auch andere stellen
solchen ausführungen Du Haldes beeinflusst sind, die nicht
n anmerkungen des erwähnten romans widerholt waren.
In dem gesamturteil hebt K. hervor, dass Schillers meinung,
werk sei mit dem grösten verstande componiert, nur halb
ei; grofse mängel des aufbaues können nicht weggeleugnet
. der deutsche dichter hat in dieser hinsicht dem stücke
nachgeholfen.
ndlich gibt K. einen lehrreichen bericht über die auf-
des werkes bei der aufführung in Weimar und anderen
sowie bei dem lesenden publicum. irrig ist nur, was er
14 über ETAHoffmanns stellung zu Schillers stück be-
und das versehen ist um so auffälliger, als er auf s. 222
ige widergibt. an erster stelle schreibt er: 'im allge-
ben diejenigen, welche das stück nur gelesen haben,
geurteilt als diejenigen, welche es auf der bühne ge-
ben. am begeistertsten klang wol der panegyricus,

welchen ETAHoffmann dem besitzer des marionettentheaters in den Leiden eines theaterdirectors in den mund legt'. es ist hier bei K. ausdrücklich von Schillers bearbeitung, nicht von dem originalwerk die rede; die stelle bei Hoffmann lautet jedoch (Ausgewählte schriften. bd 10. Berlin 1828. s. 74): 'Der schauspieler (der rolle des kaisers Altoum) hatte die tiefe ironie dieser vortrefflichen rolle herlich aufgefasst. er, Turandot und Adelma, die der vortrefflichsten schauspielerin, wie es je eine gegeben, zugefallen, hielten mich schadlos für die erbärmlichkeit des übrigen, welches vorzüglich der schlechten bearbeitung zuzuschreiben war. auch hier beweiset der misgriff eines grofsen dichters meinen satz, dass es mit dem bearbeiten überhaupt eine misliche sache ist. mit dem original verglichen begreift man nicht, wie es dem deutschen bearbeiter möglich war, die herlichsten züge zu verwischen, vorzüglich aber die charactervollen masken so fade und bleich hinzustellen'. und das soll ein panegyricus auf Schiller sein!

Wie K. überall das dankenswerte bestreben zeigt, die tatsachen, von denen er berichtet, in weiten historischen zusammenhang zu rücken, so ist er auch, nachdem er die Schillersche bearbeitung der 'Turandot' gewürdigt hat, noch nicht mit seiner aufgabe zu ende gelangt, er will vielmehr noch zeigen, welche geschichtliche stellung Schiller unter den bearbeitern der Gozzischen 'fiabe' anzuweisen ist, und verfolgt zu diesem zwecke den anteil, den deutsche dichter an Gozzis werke genommen haben, von Lessing bis zu Paul Heyse herab. die hauptklippe für die nachahmer des Italieners waren stets die masken; insbesondere aber bot auch das wunderbare der märchenstoffe einer fruchtbaren bearbeitung unüberwindlichen widerstand. kein zufall, dass Schiller und Heyse gerade diejenigen werke Gozzis auswählten, deren handlung ohne wunder, verwandlung und dergleichen vor sich geht. — so zeigt auch diese abhandlung trotz einzelnen anfechtbaren stellen den umsichtigen fernblick und das natürliche urteil des historisch geschulten forschers.

Es mag mit dem character der besonderen aufgabe zusammenhängen, dass die vierte und letzte abhandlung, die der Phaedra-bearbeitung gewidmet ist, weniger ansprechend würkt, als die erste und dritte. K. hat auch hier nicht unterlassen, alle factoren sorgfältig zu berücksichtigen; aber diese sind in der hauptsache von geringerem interesse als zuvor. eine gelungene characteristik der haute tragédie der Franzosen leitet die betrachtung ein, und aus ihr ergibt sich ohne weiteres, dass es vorwiegend äufserliche rücksichten sein musten, durch die deutsche dichter sich veranlasst sahen, die französischen werke für die deutsche bühne zu gewinnen. bei der übertragung ins deutsche erkannte man zu ende des 18 jhs. die notwendigkeit, den reimlosen fünffüfsler an stelle des französischen alexandriners ein-

zuführen. hierdurch erwuchsen den übersetzern schwierigkeiten, die in verschiedener weise überwunden werden konnten, wie K. an dem verfahren Gotters in der Merope und Goethes im Mahomet und Tancred ausführlich erörtert. Gotter, über dessen bemühungen wir inzwischen genauer unterrichtet sind, hat nur etwa ein drittel des originals würklich übersetzt; er hat viele redewendungen vereinfacht, die umschreibungen und widerholungen, die allzu häufigen namensnennungen, die vielen interjectionen und die anrufung der götter eingeschränkt; anderseits kommen auch erweiterungen und freie zusätze bei ihm vor. Goethe, der sich nach langem widerstand gegen die vorliebe des weimarischen hofes für die französische tragödie in den letzten jahren des jahrhunderts, wol unter dem einfluss von Humboldts erwähntem briefe, veranlasst sah, die beiden trauerspiele Voltaires zu übertragen, lehnte sich enger als Gotter an die vorlage an; aber als wortgetreue widergabe kann nur etwa die hälfte jedes seiner stücke angesehen werden. den bemühungen des freundes stand Schiller zunächst kühl gegenüber, und dennoch hielt er es nach wenigen jahren für gut, seinen spuren zu folgen.

Über die stellung Schillers zu dem französischen drama berichten die nächsten partien des buches. die bekannte tatsache, dass Schiller während des Mannheimer aufenthaltes sich mit einer anzahl französischer tragödien beschäftigt hat, wird entsprechend gewürdigt. die einflüsse auf den Don Karlos werden angedeutet; Hellers vermutung, dass Campistrons 'Andronicus' die handlung des 'Don Karlos' beeinflusst habe, wird als tatsache behandelt, und nur zum teil einleuchtende anklänge an Racines 'Phaedra' und 'Mithridates' werden neu hervorgehoben: am meisten wahrscheinlichkeit hat die darlegung für sich, dass die scene der 'Phaedra', in welcher die königin dem stiefsohne ihre leidenschaft gesteht, an die Eboli-scene erinnere. mehr und mehr nahm Schiller eine freundliche stellung gegenüber der classischen tragödie ein, doch selbst Humboldts brief veranlasste ihn noch nicht zu eigenen übertragungen; erst 1803 entschloss er sich hierzu. die beschäftigung mit den beiden lustspielen Picards hätte wol mit bloſser erwähnung abgetan werden können. nach vergeblichem ringen mit Racines 'Britannicus' verdeutschte Schiller in der kurzen zeit vom 27 dec. 1804 bis 14 jan. 1805 (für welche 19 tägige frist K. merkwürdigerweise 26 tage ausrechnet) die schon früher sorgfältig studierte 'Phaedra' von Racine. eine collation umfänglicher bruchstücke der hs. hat K. in stand gesetzt, über die allmähliche ausgestaltung des werkes genaueres mitzuteilen (s. 327); Schillers ringen mit dem ausdruck lässt sich erst jetzt deutlich überschauen, und mancher äuſserliche verstoſs wird als beabsichtigt erkannt. handlung und charactere sind fast gar nicht verändert, nur die fähigkeit zu reflectieren ist den personen ein wenig verkürzt worden. das verfahren des übersetzers gleicht in den

hauptpuncten der art Goethes; es sind, da die detailliertere aufzählung ermüden würde, von K. die genaueren belege in die anmerkungen verwiesen worden. im ganzen fiel es Schiller, der über reiches rhetorisches pathos verfügte, leichter als Goethe, den pomphaften ton der haute tragédie widerzugeben. — alles in allem sind die ergebnisse dieser vierten fleifsig ausgeführten abhandlung K.s von geringer bedeutung, und wir meinen, dass sie auch kürzer hätte gefasst sein können. die bemühungen Gotters und Goethes wären für den vorliegenden zweck besser nur in ihren wesentlichen resultaten dargestellt worden.

Schillers übersetzungen können als kein genügender ersatz der originalwerke angesehen werden; des dichters streben gieng vielmehr dahin, durch die nachdichtung das original ganz vergessen zu machen; er wollte möglichst deutsche werke schaffen. in den bühnenbearbeitungen verfuhr er ohne pietät. seine dramaturgischen arbeiten waren für sein eigenes schaffen von bedeutung: sie befestigten seine dramatische technik und gaben ihm für die eigenen werke, insbesondere für die ausgestaltung der frauencharactere, manches brauchbare motiv an die hand. für den weimarischen bühnenstil aber wurde die kunstvolle verbindung von wahrheit und schönheit auch durch diese arbeiten Schillers wesentlich gefördert. so ist uns durch K.s arbeit ein beachtenswerter abschnitt von Schillers dramaturgischer tätigkeit in historisch weitschauender weise geschmackvoll, klar und ansprechend vorgeführt worden. nur wundert es uns, dass er, der doch gerne alle factoren berücksichtigt, nicht auch, wenn auch nur einleitungsweise, die bühnenbearbeitungen von Schillers jugendwerken in seine betrachtung mit eingezogen hat. eine erörterung der theaterversionen der 'Räuber', des 'Fiesko' und vor allem des 'Don Karlos' würde für die von K. gegebene darstellung einen würksamen hintergrund abgegeben haben. während wir jetzt nur eine wichtige epoche von Schillers dramaturgischer tätigkeit überblicken, würden wir alsdann die ganze entwicklung vor augen haben. indessen es fehlt nicht an arbeiten, die dem forscher einen bequemen ersatz für diesen in K.s trefflichem buche fehlenden abschnitt bieten.

Leipzig, im mai 1893. ERNST ELSTER.

Jean Paul. sein leben und seine werke. von PAUL NERRLICH. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1889. XII und 655 ss. 8°. — 10 m.

Der vf. dieses buches, dessen besprechung leider durch äufserliche umstände verzögert worden ist, hat bereits durch mehrere frühere arbeiten seine gründliche kenntnis des lebens und der schriften Jean Pauls bewiesen. mehr als irgend ein anderer unter den lebenden hat er aus dem briefwechsel und

den noch ungedruckten werken Jean Pauls veröffentlicht, sorgfältig und liebevoll wie keiner sich in das leben, denken und schaffen des eigenartigen, den modernen betrachter oft zuerst abstofsenden humoristen hineingearbeitet; die kurze biographie, mit der er vor etwa sechs jahren eine gute auswahl aus Jean Pauls werken in Kürschners Deutscher nationallitteratur einleitete, übertraf, wenn sie auch vielleicht hie und da im einzelnen zum widerspruch herausfordern mochte, doch im ganzen an tüchtiger sachkenntnis und wissenschaftlich richtigem urteil alle darstellungen, die freunde und verehrer während der vorausgehnden sechs jahrzehnte dem mafslos gepriesenen dichter gewidmet hatten. so schien Nerrlich vor jedem andern befähigt und berufen, uns die grofse monographie über Jean Paul zu schenken, die wir bisher in der geschichte unserer litteratur schwer vermissten. das buch aber, das er uns nun geboten hat, befriedigt die in der tat hochgespannten erwartungen leider nur zum teil.

Wider zeigt N., dass er seinen stoff in allen einzelheiten vortrefflich kennt. Jean Pauls gedruckte und ungedruckte schriften, seine briefe und handschriftlichen aufzeichnungen, berichte der zeitgenossen über ihn und litterargeschichtliche versuche der späteren, all das und mehr hat er gründlich mit hingebender liebe studiert; die orte, in denen der dichter seine jugend zubrachte oder im späteren leben auf kürzere oder längere zeit eine neue heimat fand, hat er selbst durchwandert und ihre landschaftliche lage, ihre geschichte und ihre gesellschaftlichen verhältnisse sich zu unmittelbarer anschauung gebracht. so sind ihm die einzelnen stationen im leben Jean Pauls, seine beziehungen zu freunden und freundinnen von jahr zu jahr, die verschiedenen sich durchkreuzenden gedanken, absichten, einfälle, anspielungen in seinen mannigfaltigen schriften deutlich und vertraut geworden. und er beherscht auch dieses weitschichtige material insofern, als er nicht an den einzelheiten haftet, sondern in jedem augenblick alles gegenwärtig hat; ein klares gesamtbild von Jean Pauls menschlichem wesen, von seiner ganzen schriftstellerei steht ihm stets vor der seele. wo er eine vermutung wagt, ist er äufserst vorsichtig und besonnen; was er neu behauptet, ist durchaus zuverlässig. auch ist seine gediegene kenntnis des menschen und des autors frei geblieben von jener persönlichen voreingenommenheit, die so oft die folge eines innig eindringenden studiums ist. er überschätzt den dichter Jean Paul im allgemeinen kaum, höchstens einmal gelegentlich in nebensachen; über den menschen mit seinen tugenden und fehlern urteilt er immer gerecht. er tadelt mit allem nachdruck die rücksichtslose selbstsucht, die sich in Richters benehmen gegen seine mutter, gegen seine freundinnen (besonders seine braut Caroline v. Feuchtersleben), schliefslich gegen seine gattin bekundet, den wankelmut und den mangel an wahrer liebe, der uns in seinem leben oft abstofsend ent-

gegentritt, ebenso seine mannigfachen eigenheiten und üblen gewohnheiten harmloserer art. überdies schreibt N. ein einfaches, natürliches, klares deutsch, gegen dessen correctheit sich kaum etwas einwenden lässt, dessen sauberkeit und gewantheit vielmehr selbst bei der darstellung schwieriger abstracter gedanken uneingeschränktes lob verdient.

Und dennoch werden wir bei der lectüre seines buches nie recht warm, dennoch kommen wir dabei in kein unmittelbar persönliches verhältnis zu Jean Paul; ja trotz allem, was wir über ihn hören, sehen wir schliefslich doch nicht klar genug: wir leser erhalten kein gesamtbild, obwol dem vf. ein solches vorschwebte; wir lernen aus seinem buche viel, sehr oft aber gerade das nicht, worauf es vor allem ankam, und so unparteiisch N. auch seinem helden selbst gegenübersteht, so einseitige vorurteile bestimmen doch überall sonst seine anschauung und die art seiner forschung. durch sein ganzes buch zieht sich die heftigste polemik gegen alles, was mit theologie oder philologie zusammenhängt. mit gehässiger leidenschaft kämpft er an verschiedenen stellen seines werkes gegen das christentum an, dessen begriff er freilich höchst einseitig auffasst, indem er andere, mildere anschauungen vom wesen der christlichen religion hochmütig und wolfeil zugleich mit ein paar nicht weiter begründeten schimpfworten auf unsere 'confusen und feigen' (s. 24) oder 'denkfaulen liberalen theologen' (s. 55) abtut. ihm gilt nur die extremste orthodoxie und hierarchie des katholicismus als wahres christentum, und selbst dieser will er noch gewisse grundsätze aufdrängen, gegen die sich auch der buchstaben- und formelngläubigste, geistig und dogmatisch befangenste mönch verwahren dürfte. so weifs, um nur éin beispiel, vielleicht das stärkste, herauszugreifen, nach N. das christentum überhaupt nichts von einer unsterblichkeit schlechtweg, sondern kennt nur die auferstehung des leibes am jüngsten tage (s. 210). hat N. denn seinen dritten glaubensartikel ganz und gar vergessen, oder klammern sich an den auch nur die confusen und denkfaulen liberalen theologen feige an? statt des christentums predigt N. die 'neue religion' der modernen weltanschauung. man wird fragen, welche von den doch einigermafsen verschiedenen modernen weltanschauungen gemeint sei. N. kennt nur eine: 'die moderne philosophie', sagt er s. 28, 'das heifst Hegel'. was damit nicht stimmt, wie die lehre Schopenhauers oder die materialistische richtung in der neueren philosophie, wird ignoriert oder ohne näheren beweis gescholten; unterwerfung unter Hegels autorität wird gefordert und alles heil nur von Hegel und den männern abgeleitet, die sich zu seiner lehre neigten. Ludwig Feuerbach in seiner ersten periode, Arnold Ruge, Frd. Th. Vischer und Kuno Fischer werden so ziemlich unbedingt anerkannt; Trendelenburg aber und 'die auf Hegel für die Berliner philosophische facultät folgende zeit bis auf die gegen-

wart herab' wird mit wenigen verächtlichen worten abgefertigt. glücklicherweise lässt N. bei letzterer doch 'einige wenige ausnahmen' gelten (s. 385). aufserordentlich hoch stellt er auch Börne und Heine. jener ist ihm 'der legitime nachfolger Goethes und der vorgänger Bismarcks' (s. 22); dieser aber hat unter anderm die religionsphilosophische forschung, die einst Lessing begann, vornehmlich gefördert, er hat eine 'fundamentale kritik des christentums, das heifst eine prüfung desselben vor dem forum des modernen geistes' zuerst angebahnt (s. 102)!! somit sieht N. auch in dem besten, was Jean Paul geleistet hat, nicht ungern eine vorahnung dieser modernen geister, eine 'prophezeiung auf die zeit, welche dereinst nach Hegel benannt werden wird' (s. 115). Richters mängel aber führt er zum grofsen teil auf 'seinen im christentum zurückgebliebenen spiritualismus' zurück. selbst die humoristischen verirrungen seines stils, seine 'kaum glaublichen geschmacklosigkeiten, seine halbwahnsinnigen phantastereien, sein schwulst' werden dem christentum zur last gelegt (s. 64). N. findet es nämlich nur folgerichtig, dass der im christlichen spiritualismus noch befangene Jean Paul, wie er der bildenden kunst, der naturforschung und der geschichte weder interesse noch verständnis entgegenbrachte, so auch in der dichtung die form gering schätzte und nicht nach dem schönen trachtete, ja überhaupt gegen die kunst und ästhetische cultur auftrat und endlich seiner laune völlig die zügel schiefsen liefs. so erscheint ihm Jean Paul gerade wegen seiner schlimmsten künstlerischen mängel und stillosigkeiten als 'ein grofsartiger, für die damalige zeit typischer vertreter' des christentums.

Einen verkündiger der neuen zeit erblickt N. hingegen in Jean Paul meistens da, wo er von der philologie spricht. sie bekämpft er fast noch heftiger als die theologie, und zwar wider nicht nur ihre auswüchse, sondern ihr wesen selbst und mit ihr diejenige litteratur, an der sie zuerst geübt worden ist, die antike griechisch-römische. in diesem kampfe macht ihn sogar das bewustsein, dass er hier seinen sonst unbedingt verehrten meister Hegel nebst Vischer und andern Hegelianern zu gegnern hat, nicht wankend. das dogma vom sogenannten classischen altertum — N. vergisst den zusatz 'sogenannt' oder die anführungszeichen bei 'classisch' niemals, wenn er von der antike spricht — ist ihm ein drückender alp, den die menschheit von einem jahrhundert ins andere hinüberschleppt, und sehnsuchtsvoll ruft er nach dem retter, der sie von diesem verderblichen irrtum endlich befreien wird. er selbst wirft zunächst leicht und wolgemut das römische altertum ganz und gar über bord. den Griechen gesteht er zu, in der plastik eine unvergleichliche höhe erreicht zu haben; das ist aber auch alles. ihre weltanschauung, ihre leistungen in der philosophie und in der wissenschaft überhaupt scheinen ihm überaus beschränkt; vom reinmenschlichen kann

bei ihnen, da sie unter dem joch einer mythologie seufzen, nicht die rede sein; von wahrer sittlichkeit haben sie keine ahnung, wie ihr 'götzendienst', ihr sklavenwesen, ihre auffassung des ausländers als feind beweist; die herschaft der sinnlichkeit bei ihnen ist noch tausendmal schlimmer als die von N. sonst so heftig verdammte unsinnlichkeit der christen; ihre dichtung endlich steht auch nicht eben auf hoher stufe: der einzige name Shakespeare genügt, um alles antike im reich des geistes aus dem felde zu schlagen, und selbst die lobsprüche, mit denen Lessing die homerischen helden überhäuft, muten jeden vom geiste der neuzeit durchdrungenen seltsam an (s. 29). nach N.s meinung war es Lessings fehler und verhängnis, dass er in der antike das heil erblickte, Goethes urteile über römische litteratur und noch mehr über griechische cultur und kunst waren 'völlig befangen und unheil stiftend' (s. 46), und Schillers klagen, dass die griechischen götter alles schöne und hohe mit fortgenommen haben, sein wunsch, dass das holde blütenalter der natur widerkehre, zeugen von seltsamer verblendung (s. 53). in Herder aber sieht N. einen directen bekämpfer der antike und der philologen. er beruft sich ja meistens bei diesen behauptungen auf unmittelbare aussprüche der genannten autoren, verallgemeinert dabei jedoch bald ein ganz speciell gemeintes urteil, bald übertreibt er mafslos einen nur unter gewissen voraussetzungen und einschränkungen richtigen und auch nur so von jenen autoren aufgestellten satz und vergisst zb. völlig, dass Herder selbst zahlreiche antike gedichte übersetzte, dass er in der jugend wie im alter Homer und die griechischen tragiker ungemein hoch schätzte, dass er überhaupt nur gegen pedantische einseitigkeiten der philologen und gegen die sklavische nachahmung, gegen die mafslos-unbedingte verherlichung des altertums ankämpfte. für N. sind die worte 'philologe' und 'pedant' gleichbedeutend. s. 97 sagt er von einem an talent und kenntnissen nicht eben reichen schulmann, der in der tat als ein schlechter philologe sich nur an äufserliches und unbedeutendes hielt, geradezu: er 'verweilte, indem er die schriftsteller erklärte, als echter philolog pedantisch und geistlos bei kleinigkeiten'. der schutzpatron der philologen ist und bleibt daher nach N.s ansicht der famulus Wagner in Goethes Faust (s. 52), die philologie selbst aber ist 'ebenso gewis nichts weiter als die magd und handlangerin der geschichte, wie diese in der philosophie ihre gebieterin anzuerkennen hat' (s. 23).

Nach diesen grundsätzen, die ja ein gran wahrheit, aber auch nicht mehr enthalten, bestimmt sich die methode N.s. er hat sie selbst in einer umfangreichen einleitung dargelegt und verteidigt. es ist natürlich die 'philosophische entwicklungsmethode' Hegels in schroffster einseitigkeit. die art, wie N. im einzelnen sie befolgt hat, dürfte ihr wenig neue anhänger gewinnen; vollends

schaden aber muss es ihr, dass er auf den ersten 23 seiten seines buches nicht sowol sie mit tüchtigen, schwer umzustofsenden gründen gestützt als vielmehr ihre gegner sehr von oben herab, dafür aber auch keineswegs .überzeugend, abgekanzelt hat. am schonendsten verfährt er noch mit Leopold v. Ranke; ja er gibt hier sogar zu, dass weder Hegel allein noch Ranke allein das vollkommne sind, sondern erst beide in ihrer vereinigung. aber in welchem tone spricht er von Ottokar Lorenz, dem 'würdigen nachfolger des edlen ritters von La Mancha', den er darum sehr witzig auch 'Don Lorenzo' nennt, und von seinen 'urkomischen' theorien! und um kein haar feiner und gerechter ist die törichte polemik gegen Wilhelm Scherer. es wirft von vornherein ein sehr eigentümliches licht auf die gründlichkeit und unparteilichkeit N.s, dass er sich fast nur an Scherers Poetik hält, an ein werk, das Scherer nicht selbst zum druck befördert und auch nicht für eine in allem und jedem abgeschlossene arbeit erachtet hat. mag ihm N. hier auch den einen oder andern irrtum nachweisen, was beweist das für Scherers wissenschaftliche gesamtbedeutung? was würde es beweisen, selbst wenn N. dabei weniger malice und ironie aufgewandt hätte, als er in würklichkeit getan? schliefslich verliert er auch ein paar worte über Scherers litteraturgeschichte, die aber unbegreiflich äufserlich und verkehrt sind; so vermag nur ein mensch zu urteilen, der nicht sehen kann oder nicht verstehn will oder bei dem durch einen unglücklichen zufall beides sich vereinigt. dass ganz am ende dieser polemik doch ein kleinwinziges verdienstchen dem philologen Scherer noch gelassen wird, bedeutet gar nichts. es möge mir hier eine kurze persönliche bemerkung gestattet sein. ich kann mich nicht eigentlich zu Scherers schülern zählen; ich habe nur einmal während einer reise, die mich länger in Berlin festhielt, einige wochen Scherers vorlesungen und seminar besucht, nachdem ich mich bereits in München als privatdocent habilitiert hatte; ich habe auch nachher nur wenige briefe mit Scherer gewechselt und ihn nur einmal wider, im jahre vor seinem tode, gesprochen, damals freilich ziemlich lange über allerlei und rückhaltlos. erinnere ich mich auch noch mit dankbarer freude seiner bezaubernden liebenswürdigkeit in diesen stunden, so habe ich doch die vorteile, welche die zugehörigkeit zu seiner schule im engeren sinne mit sich bringen mochte, nie genossen. mich treibt also auch sicherlich keine parteirücksicht, wenn ich mich gegen N.s tadel des toten forschers erkläre. aber ich meine, wer selbst auf den namen eines wissenschaftlichen arbeiters würklich anspruch erheben will, der sollte wenigstens mit der gebührenden achtung von einem manne sprechen, der für die erkenntnis der geistigen entwicklung unsers volkes in mehr als einer hinsicht aufserordentliches geleistet hat. statt dieser forderung irgend zu genügen, stichelt N. lieber auf alles, was in beziehung zu

Scherer gebracht werden kann, auf Erich Schmidt und andre schüler Scherers, auf forscher, die dieser gelegentlich citiert oder rühmt; ja zuletzt (s. 461) wirft er gar Scherer und seinen 'nachtretern' vor, dass sie 'die schreibweise in kurzen, abgehackten, asthmatischen sätzen' neuerdings 'wider aufgewärmt' hätten. als ob nicht schon lange vor Scherer auch der eine oder andere wissenschaftliche schriftsteller, zb. Ludwig Feuerbach, sich gern kurzer, pointierter sätze bedient hätte, und als ob an der jüngsten 'wideraufwärmung' dieser schreibweise feuilletonisten, novellisten und dramatiker des in- und auslands, zb. Ibsen unter vielen andern, nicht weit mehr schuld hätten, als ein paar litterarhistoriker, die hauptsächlich doch nur in gelehrten kreisen gelesen werden! übrigens was hat denn N. gegen diese schreibweise in kurzen sätzen? so lange sie nicht zur einförmigen manier wird, ist sie jedesfalls klarer und schöner, ja vielleicht auch schwerer als die bildung solcher unübersichtlichen riesenperioden, wie sie uns bei Jean Paul gar nicht selten begegnen. aber schliefslich hat ja diese ganze polemik N.s überhaupt mit Jean Paul nichts zu schaffen. genug, dass sie den schein erweckt — aber auch nur den schein! —, als helfe sie die Hegelsche entwicklungsmethode stützen.

Die nächste folge der in dieser einseitigkeit jedesfalls verkehrten methode ist eine gelegentliche verquickung von philosophie und litteraturgeschichte, bei der beide wissenschaften nichts gewinnen, und ein höchst gefährlicher subjectivismus der darstellung. N. erkennt an Jean Paul eben gerade das lobend an, was seiner eignen welt- und kunstanschauung entspricht oder was zur lehre Hegels und Vischers stimmt, und verwirft, was diesen anschauungen zuwider ist. und ebenso verfährt er den übrigen erscheinungen der litteratur gegenüber. sein urteil beruht stets nur auf ästhetischen oder ethischen meinungen und fast nie auf den geschichtlichen verhältnissen, unter denen die einzelne persönlichkeit und ihre werke werden und wachsen. das ästhetische urteil aber ist, zumal wenn man sich nicht auch auf das technische eines kunstwerks genauer einlässt, nur allzu sehr vom persönlichen geschmack und von der jeweiligen stimmung des urteilenden abhängig und viel schwerer zu objectiver giltigkeit zu erheben, als eine historisch begründete ansicht. so hat denn auch N. bei zahlreichen seiner behauptungen entschiedenen widerspruch zu gewärtigen. wer wird ihm sein überschwängliches lob des Millerschen Siegwart (s. 41) glauben? wer es ihm zugeben, dass die form des Werther und der Räuber geradezu mangelhaft (s. 52), dass die romantik gleichbedeutend mit dem rückschritt ist (s. 388)? auch die widerholte behauptung, Jean Paul sei der classische dichter der freundschaft, wird nicht jeder unterschreiben, und über gewisse motive und scenen in seinen romanen, die N. als besonders glücklich preist (zb. die unsäglich

breit gedehnte erbschaftsgeschichte im anfang der Flegeljahre), dürfte mancher anders denken. N. begnügt sich gar zu oft mit subjectiv oberflächlichen urteilen. was für eine überzeugungskraft kann ein satz wie der folgende besitzen (s. 119): 'Popes zopfige Dunciade ist mit ihren allegorien und ihrer polemik, die jeglichen allgemeinen interesses baar ist, für uns ebenso ungeniefsbar als der Lockenraub'? oder, um bei werken von Jean Paul selbst zu bleiben, wo eine sachliche begründung des urteils noch mehr geboten wäre, s. 159 'wie trefflich ist nicht die abhandlung über die tugend', oder s. 161 'noch schlimmer steht es mit der ebenso langweiligen als langatmigen Kreuzerkomoedie; das wertvolle steht hier in gar keinem verhältnis zu dem über bord zu werfenden'? kein wort wird über den inhalt, keines zur bestimmteren characteristik des ganzen werkes gesagt; nur der titel eines teils desselben ist noch genannt. N. ist ja sonst eher zu viel als zu wenig auf das einzelne eingegangen; warum gerade da nicht, wo seine wissenschaftliche aufgabe es zumeist erforderte?

Besonders vom künstlerischen standpunct aus hätte sein buch bedeutend gewonnen, wenn er sich mehr zu einer zusammenfassenden darstellung hätte entschliefsen können. er bespricht jahr für jahr, begebenheit für begebenheit in Jean Pauls leben, eine seiner schriften nach der andern, aber jede einzeln für sich, ohne gruppen zu bilden, aus denen das bedeutende sich dann besonders hervorheben würde, und ohne nach einer würklichen gesamtcharacteristik des menschen und des schriftstellers zu streben. er hätte dadurch nicht nur manche widerholung vermieden, sondern namentlich auch ein weit lebensvolleres bild von Richters wesen und würken entworfen, jedesfalls aber seine darstellung frischer und würksamer gestaltet. nun ermüdet uns die zersplitterung des stoffes, die katalogmäfsige aufzählung des einzelnen, namentlich die umständlichkeit, mit der N. die verschiedenen verehrer und verehrerinnen Jean Pauls verzeichnet und über ihre schicksale, ihre annäherung an Richter und dessen verhalten ihnen gegenüber gewissenhaft berichtet. dazu kommt noch der misstand, dass er manchmal bei der schilderung des lebens oder der freunde auch schon auf einzelheiten in schriften Jean Pauls anspielt, die er selbst noch kaum erwähnt, geschweige kritisch besprochen hat.

Doch vielleicht noch schlimmer als diese nicht immer geschickte anordnung des stoffes und diese gleichmäfsige behandlung des wichtigsten und des nebensächlichen ist die absichtlichkeit, mit der N. jeder historisch-philologischen untersuchung ausweicht. auf Jean Pauls quellen und vorbilder einzugehn, lehnt er geradezu ab, auch da, wo er sie kennt oder zu kennen glaubt, mit der banalen motivierung, dass damit nicht allzu viel gewonnen sei und er dies getrost den philologen, denen es ja so viel freude

bereite, überlassen könne (s. 408). wir erfahren daher von ihm nichts über Jean Pauls litterarisches verhältnis zu den englischen humoristen und ihren deutschen schülern, zu Hamann, Hippel, Lichtenberg; ja bei besprechung der Unsichtbaren loge wird Wielands Agathon auch nicht mit einer silbe erwähnt. dagegen wird hier und sonst immer wider auf Goethe und etwa auch auf Schiller hingewiesen und namentlich widerholt eine vergleichung Jean Pauls mit Goethe versucht. warum denn gerade mit Goethe und nur mit ihm? warum nicht lieber mit andern kleineren geistern, die in ihrem character und schaffen verwanter mit Jean Paul waren und bedeutender auf ihn einwürkten? wenn man uns die allergrösten erscheinungen der litteraturgeschichte darstellen will, erwarten wir allenfalls, dass sie an Goethes gröfse gemessen werden: der biograph Schillers zb. wird ohne eine solche vergleichung, zu der ihn überdies das persönliche verhältnis der beiden dichter nötigt, nicht auskommen; der biograph Jean Pauls aber hätte sie sich in den meisten fällen ersparen können. die wissenschaft hätte trotz seiner versicherung des gegenteils zweifellos mehr gewonnen, wenn er etwas genauer den vorläufern seines autors nachgegangen wäre; bequemer war allerdings der weg, den er eingeschlagen hat. denn hätte er seine aufgabe mit mehr philologisch-historischem sinn erfasst, so hätte er auch über eine gröfsere detailkenntnis der litteratur vor Jean Paul verfügen müssen. diese scheint ihm zu fehlen, während er sich in der philosophie jener zeit einigermafsen umgesehen hat. dadurch wird sein gesichtskreis schliefslich doch beschränkt: er erblickt nur die höchsten gipfel des deutschen geisteslebens, die Jean Paul umgeben; die niedrigeren hügel nimmt er nicht wahr, und doch führt gerade über sie der sicherste weg zu jenem ziele. manches schiefe, manches lückenhafte urteil ist die folge dieser mangelhaften litteraturkenntnis. so wenn N. öfters betont, Jean Paul sei als nachfolger Lessings in die lücke eingetreten, die Schiller und Goethe, indem sie vor dem komischen halt machten, in unserer dichtung liefsen. abgesehen davon, dass weder Schiller noch besonders Goethe würklich sich der komischen poesie so sehr enthalten haben, wie man nach N.s worten schliefsen sollte, wie viele mittelglieder liegen zwischen Lessings lustspielen und Richters romanen! nicht minder schief ist es, wenn es s. 67 heifst: 'Jean Pauls polemik findet nur in Lessing ihren vorgänger, seine satire nur in Erasmus oder Swift'. stolze worte, die aber nur ganz unkundige bestechen dürften, genau so wie die behauptung auf s. 120, Lessing habe gerade den unbedeutendsten gegnern seine glänzendsten triumphe verdankt. waren würklich Gottsched, Corneille und Voltaire oder Goeze so unbedeutende gegner? auch davon kann schwerlich so unbedingt die rede sein, dass Jean Paul 'bahnbrechend der ästhetischen cultur überhaupt' entgegengetreten sei (s. 91), und ganz unrichtig ist es, wenn N.

sagt (s. 457), in der behandlung der romantischen poesie (in der Vorschule der ästhetik) sei Jean Paul 'wider vollständig er selbst' und 'fast ohne einschränkung bahnbrechend'. gerade hier ist er vielmehr recht sehr abhängig von den theorien der romantiker selbst; die bahn brachen hier längst vor ihm die beiden Schlegel und die ihnen befreundeten philosophen und dichter, in mancher hinsicht sogar schon Herder und der freilich von Richter im einzelnen bekämpfte Schiller. ebenso bedürften N.s aussprüche über die würkungen Jean Pauls öfters der berichtigung oder wenigstens der einschränkung. das gilt zb. von der widerholten bezeichnung Heines als eines nachfolgers Richters und noch mehr von dem satze (s. 535), der letztere modernisiere (in den humoristischen verhandlungen mit den planeten, dem monde und den antiken göttern) diese götter vollständig, lasse sie wie seine eigenen zeitgenossen reden und sei demnach als vorgänger Offenbachs anzusehen. wie viele dichter der verschiedensten völker seit Aristophanes und Lukian verdienten da nicht mit dem gleichen rechte wie Jean Paul diesen namen! die eigentlichen vorgänger Offenbachs in der deutschen litteratur wären doch wol eher unter den verfassern komischer erzählungen und burlesker balladen, phantastischer possen und mythologischer singspiele zu suchen.

Im allgemeinen macht sich der mangel an litterargeschichtlicher detailkenntnis naturgemäfs mehr bei der betrachtung der früheren werke Jean Pauls geltend, weil hier der angehende schriftsteller noch unselbständiger an die vorliegende litteratur anknüpfte. je eigenartiger und unabhängiger Richter von jahr zu jahr wird, desto eher mag man sich mit N.s verzicht auf den nachweis seiner litterarischen quellen zufrieden geben, zumal da der vf. dankenswerter weise es nicht ebenso trotzig verschmäht hat, die biographischen anregungen für Jean Pauls werke aufzudecken. in einigen fällen hat er sogar seinen abscheu vor der philologischen tätigkeit überwunden und fleifsig die verschiednen ausgaben einer schrift Jean Pauls verglichen, um dann, doch ja nur in bausch und bogen, sein urteil über die textesveränderungen abzugeben. aber das sind ausnahmen, und vollends, wenn es sich nicht um Jean Paul selbst handelt, kümmert sich N. um solche handlangerarbeiten der geschichtsforschung nicht. da redet er über Herders würken für die deutsche wissenschaft und kunst, als ob dieser ungemein bewegliche geist während fast vierzig jahren nie eine wandlung durchgemacht hätte, oder über Goethes verhältnis zum christentum, als ob dies nicht in verschiednen perioden seines lebens ein ganz verschiednes gewesen wäre, und stellt s. 259 alle chronologie auf den kopf, indem er zuerst von dem eindruck des Oberon auf Goethe berichtet und dann fortfährt: 'es folgten hierauf Götter, helden und Wieland'!! als gegner aller philologischen sitte hat N. sein buch auch mit keiner angabe seiner quellen und hilfsmittel und der doch immerhin stattlichen vor-

arbeiten älterer forscher, ja nicht einmal mit einem register belastet und dadurch den praktischen gebrauch des werkes ganz aufserordentlich erschwert.

N.s monographie ist die frucht langjähriger arbeit, deren redlichen ernst und eifer kein verständiger leugnen wird, aus der wir alle auch manches lernen können. aber im wesentlichen konnten wir dasselbe schon aus seiner einleitung zu Jean Paul in Kürschners Deutscher nationallitteratur lernen; nur war hier alles kürzer gefasst, aber auch lebensvoller dargestellt, die einseitigkeiten und lücken seiner anschauung traten weniger hervor. dass sein gröfseres werk jene kurze einleitung an wert und würkung nicht nur nicht übertrifft, sondern sogar weit hinter ihr zurückbleibt, daran ist einzig N.s lust an überflüssiger polemik und seine verfehlte methode mit ihrer geflissentlichen hintansetzung der erforderlichen philologischen studien schuld.

München, im mai 1893. FRANZ MUNCKER.

Geschichte der Wiener journalistik. ein beitrag zur deutschen culturgeschichte, von E. V. ZENKER. 2 bd.: das jahr 1848 (a. u. d. t: Geschichte der Wiener journalistik während des jahres 1848). Wien und Leipzig, WBraumüller, 1893. xi u. 159 ss. 8° — 4 m.

Zenker hat dem ersten bande seiner Geschichte der Wiener journalistik sehr rasch einen zweiten folgen lassen. ungefähr denselben raum, den er der zeitschriftstellerei Wiens von ihren anfängen bis zum jahre 1848 widmete, nimmt jetzt die journalistik des revolutionsjahres allein in anspruch. natürlich kommt diese starke veränderung der oekonomie des buches der sache selbst zu gute. im ersten bande vermisste ich schmerzlich eine individualisierende characteristik der einzelnen zeitschriften und zeitschriftengruppen; jetzt treten journalisten und journale klarer und schärfer umrissen aus dem gesamtbilde hervor. nicht nur die rolle, die dieser oder jener redacteur spielte, auch die entwicklung, die einzelne blätter genommen haben, wird in raschen und sicheren strichen gekennzeichnet. die composition der ganzen darstellung ist mit unleugbarem schriftstellerischen geschick angelegt. bietet ja doch der stoff an sich schon einen aufbau von fast dramatischer bewegung, aufsteigend bis zu einem höhepuncte und in tragischem abstiege zur katastrophe hineilend. Z. legt auch auf die haltepuncte dieser wandlungen starke accente und bietet die besten mittel seines talentes auf, dem dramatisch geordneten stoffe dramatische würkungen zu entlocken und einen stilistisch kräftigen abschluss zu gewinnen. als einheitlich durchcomponierte schriftstellerische leistung steht der zweite band ohne zweifel hoch über dem ersten.

Allerdings war die vorarbeit dieses mal weit leichter, das material lag bereit, und Z. konnte seine ganze kraft der stilisti-

schen ausgestaltung zuwenden. er erhebt selbst nicht den anspruch, stofflich neues vorzulegen, und meint, das in baron Helferts buche (Die Wiener journalistik im jahre 1848. Wien 1877) gebotene material könne nicht wesentlich vermehrt werden. tatsächlich hantiert Z. nur mit dem werkzeuge, das er von Helfert übernommen hat; insbesondere ist das der darstellung am schlusse angefügte verzeichnis der Wiener zeitungen des revolutionsjahres nur eine in andre reihenfolge gebrachte widergabe der Helfertschen bibliographie, die ihrerseits in Wincklers Periodischer presse Österreichs (III 17 ff) einen wegebahnenden vorläufer hatte. ob die von Z. gewählte anordnung brauchbarer und übersichtlicher ist als Helferts disposition, möchte ich nicht entscheiden. jedesfalls muss der forscher auch in zukunft sich an Helferts genauere und detailliertere angaben halten. ich betrachte es deshalb auch als zwecklos, an dieser stelle nachträge zu Z.s verzeichnis zu geben; denn solche nachträge müsten bei Helfert einsetzen. Z. macht ja ohnedies gar keine ansprüche bibliographischer art. und um nicht von vornherein ungerecht zu werden, muss der kritiker sich doch auf den standpunct des autors stellen. wenn freilich schon von dieser seite das büchlein dem litterarhistoriker keine anknüpfung gewährt, so verbietet der gesichtspunct, von dem aus der darstellende teil gearbeitet ist, vollends mir jedes wort der kritik. 'eine geschichte der revolutionären journalistik fällt fast mit einer geschichte der revolution selbst zusammen', meint Z. (s. 6). von dieser these ausgehend schreibt er eine rettung der revolution vom jahre 1848 und ihrer publicistischen vertreter. mir dünkt es ein anerkennenswertes zeugnis für Z.s journalistische begabung, dass es ihm gelungen ist, mit dem von Helfert zurechtgelegten materiale ein buch zu schreiben, das punct für punct gegen Helferts darstellung polemisiert. die documente und die tatsachen, die Helfert zusammentrug, finden durch Z. eine kaum nennenswerte bereicherung[1]; und doch gestalten sich dieselben documente und tatsachen unter Z.s hand zu einer apologie, die, ohne Helferts namen zu nennen, gegen den conservativen geschichtschreiber der revolution scharf polemisiert; scharf, und nicht immer in gewählter form. einzelne wendungen, wie 'geschichtschreibender hofratsohn' (s. 24) drücken den stil eines ernstgedachten buches auf das niveau von pamphleten herab.

Wer recht hat, ob Z. oder Helfert, das kann nur der historiker entscheiden. Z. spielt seine ganze arbeit ins historische hinüber, und er ficht nicht so sehr für die journalisten der revo-

[1] was Z. hinzutut, lag meist sehr nahe, dh. in den landläufigen darstellungen des revolutionsjahres, zur hand. die arbeiterfrage der zeit, die Z. schon in der Wiener Deutschen zeitung 1892, nr 7284 behandelte, zieht er (s. 44 u. ö.) in die darstellung hinein. aber wie viel material ist seit 1877 zugewachsen!

lution, wie vielmehr für die revolution der journalisten. ich muss mich auf das subjective urteil beschränken, dass neben Helferts kühler und zurückhaltender darstellung Z.s temperamentvoller, aber zuweilen allzu eifriger rettungsversuch den ton einer antikritischen streitschrift annimmt. Helfert, der von vornherein den revolutionsjournalisten nicht wol gesinnt ist, weifs doch besser beiden teilen gerecht zu werden als Z. die unablässigen angriffe, die Z. gegen OFBerg, Sebastian Brunner, Quirin Endlich richtet, zeigen weit mehr den einseitigen parteimann als den historisch denkenden und historisch urteilenden forscher. wenn Z. vollends gegen antirevolutionäre blätter, wie gegen die 'Geifsel' (s. 91 f) ein ganzes lexikon von journalistischen koseworten (catilinarische berühmtheit, galligstes naderertum, ignorante bierbankraisonneure usw.) loslässt, so lerne ich aus Helferts wolwollender referierender darlegung viel mehr und fühle mich zugleich einem tiefer eindringenden historischen verständnis gegenüber.

Überhaupt bleibt Z. nicht aller sophistik fern; seine apologie kommt über die ausschreitungen der letzten phase revolutionärer journalistik, über die zeitungen der octoberrevolution nicht hinweg. und obwol er (s. 77 f) in sehr glücklichen und sehr treffenden worten diese letzte phase erklärt, kann dem schärfer zusehenden auge nicht verborgen bleiben, dass er tatsächlich eine auseinandersetzung über diese letzte phase escamotiert, um den gesamteindruck günstiger zu machen. über historische tatsachen lässt sich nicht mit einer wendung weggleiten, mag sie auch so selbstbewust lauten wie Z.s ausspruch: 'die haltung der Wiener presse vom mai bis october hat für den, der nicht das hauptgewicht in ihre sogenannten 'bedauerlichen ausschreitungen' legt, das lebhafte interesse verloren'.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte: aus der ganzen geschickten apologie Z.s wird der fachmann wenig lernen; denn seine stark subjectiv gefärbte widergabe bekannten materiales kann interessieren, kann den gleichgesinnten fesseln, den gegner zu widerspruch reizen, aber würklich neues schafft sie nicht, sie bewegt sich nur in negationen, sie liefert keine neuen ideen.

Nur an zwei beispielen soll noch gezeigt werden, dass Z. über negation nicht hinauskommt. er will Leopold Häfner retten, den herausgeber der 'Constitution', und er will die presse von dem vorwurfe rein waschen, den mord des kriegsministers Latour veranlasst zu haben. beide nachweise (s. 25 ff und s. 108 ff) spitzen sich schliefslich auf eine methodisch nicht berechtigte negation zu. Häfner soll am 18 mai bei seinem angeblichen putschversuche das programm eines radicalen ministeriums verteilt haben; so melden zeitgenössische schriftsteller. dieselbe quelle weifs zu berichten, dass ein flugblatt den entscheidenden anstofs zum morde Latours gab. Z. bemerkt (s. 118 n. 2): 'obwol ich

tausende von flugschriften, placaten usw. aus dem jahr 1848 stück für stück durchblättert habe, konnte ich weder dieses blatt noch jene vorher erwähnte candidatenliste Häfners finden'. hat diese beweisführung etwas zwingendes? weil Z. zwei flugschriften nicht finden kann, soll alles ganz anders sich verhalten, als man bisher geglaubt? ich muss geradezu heraussagen, dass ich auch hier nur einen irreführenden stilistischen kniff Z.s sehe. warum sollen überhaupt die problematischen flugschriften eine so bedeutende rolle spielen? seine darstellung Häfners geht nicht einen schritt über bekannte tatsachen hinaus; denn die 'authentischen belege' für Häfners biographie, die sich (nach s. 25 nr 1) in Z.s händen befinden sollen, hat er nicht benutzt. was er erzählt, steht mit andern worten, aber wesentlich gleichen inhaltes auch bei Helfert. ich sehe auch nach seiner darstellung nicht, warum Häfners putschversuch kein putschversuch gewesen sein soll. und in der Latouraffaire berührt Z.s apologie der presse sehr sonderbar, hält man folgenden satz neben sie: 'fest steht, dass die Wiener journale gegen Latour tatsachen vorbrachten, welche allerdings geeignet waren, ihn in der öffentlichen meinung arg zu compromittieren, ja sogar den hass der bevölkerung gegen ihn wachzurufen' (s. 117). heifst das nicht mit eigner hand die ganze apologie über den haufen werfen?

Ich muste ausführlich sein; denn ich wollte zeigen, dass Z.s ganzes stilistisches gebäude näherer prüfung nicht stand hält. ich gestehe ihm gern grofses geschick journalistischer dialektik zu; aber seine stilistischen kunststückchen reichen doch nicht aus. fatal, sehr fatal ists auch, dass ein buch, dessen hauptwert stilistischer art ist, durch stilistische undinge entstellt ist, wie: 'ein vorfall, wo ein bürger war verhaftet worden' (s. 90); das wort 'purblank' (s. 85) scheint lieblingswendung Z.s zu sein[1].

Wien, august 1893. Oskar F. Walzel.

Die sage vom ewigen juden. untersucht von dr L. Neubaur. zweite durch neue mitteilungen vermehrte ausgabe. Leipzig, JCHinrichs, 1893. vi, 132 und 24 ss. — 3 m.

Diese neue ausgabe ist in ihrem hauptteile nur eine titelauflage der ersten aus d. j. 1884, vermehrt durch einen besonders paginierten und mit besonderem titelblatt versehenen anhang, der auch selbständig als 'Neue mitteilungen über die sage vom ewigen juden von dr LNeubaur. Leipzig 1893' erschienen ist. es hat dies für die besitzer der ersten auflage natürlich grofsen vorteil, für alle andern aber den nachteil, dass sie sich das in der zwi-

[1] an druckfehlern bemerke ich: s. 18 z. 11: '1872' für '1842'; s. 42 z. 8 v. u. uö. 'Eudlich' für 'Endlich'; s. 107 z. 13 'wählereien' für 'wühlereien'; s. 121 nr 1 z. 2 heifst Pellicos buch: 'I mei prisoni'!

schenzeit nicht unbeträchtlich angewachsene material durch hin- und herblättern in den gröfsern zusammenhang mühsam einreihen müssen.

Der hauptwert der abhandlung besteht in der umsichtigen sammlung des weitschichtigen und teilweise schwer zu beschaffenden materials[1], weniger in den betrachtungen über die entstehung der sage, in denen sich N. ganz an GParis anschliefst, obwol mir dessen resultate nicht über allen zweifel erhaben scheinen wollen. vor allem ist mir die deutung des namens Cartaphilus als κάρτα φίλος (der sehr liebe di. der lieblingsjünger Johannes) unwahrscheinlich wegen der seltenheit des κάρτα, das dem gewöhnlichen sprachgebrauche späterer zeit wol ganz fremd war; näher schiene mir die deutung aus χάρτης und φίλος zu liegen: der papierliebhaber di. der schriftgelehrte, pharisäer. dass er im dienste des Pilatus gedacht wird, verschlägt nicht, und wir müssen ihn uns darum nicht mit Bertheau (in Herzogs Realencyclopädie) als heiden denken: in diese stellung kommt er einfach als feind Christi, wie anderwärts auch Judas (d'Ancona La leggenda di Giuda p. 67. 88) als Pilati diener auftritt. endlich aber ist es mir unwahrscheinlich, dass die gestalt jenes Joseph Cartaphilus aus der des Johannes und des Malchus verquickt sein soll. eine vermischung zweier so entgegengesetzter gestalten, des besten freundes und des todfeindes, wird an und für sich schwer anzunehmen sein. etwas ganz anderes ist die später eintretende vermischung des ewigen juden mit Malchus: wenn diese figur einmal geschaffen war, so stand ihr natürlich keine näher als die jenes andern, der der sage nach den herrn ins gesicht geschlagen haben sollte[2]. aufserdem sind die sagen von Malchus spät bezeugt, und seine ursprüngliche strafe unterscheidet sich in einem wesentlichen stücke von der des Cartaphilus: sie ist nämlich eine wirkliche marter, ähnlich der der verdammten im Tartarus, während die des Cartaphilus ganz ohne eine besondere peinigung in sich zu schliefsen, blofs im ewigen leben besteht. wir werden hier unwillkürlich zu der frage gedrängt, welches volkes anschauungen sie denn entspricht, diese strafe mit ewigem leben, das sich sehnt in die vernichtung einzugehn. wenn wir jenem ältesten berichte, wonach Joseph nach je 100 jahren in eine krankheit verfällt, die ihn dem tode nahe bringt, das umgehängte mäntelchen etwa zurückzuschlagen versuchen und ihn nicht nur dem tode nahe sein, sondern würklich sterben lassen, aber in der weise, dass er aus diesem tode immer wider zu erneuter existenz erwacht, weil ihm zur strafe für eine schwere sünde das eingehn in die nichtexistenz versagt ist, — so stehn

[1] als ergänzung ist die im Centralbl. f. bibliothekswesen 10, 249—267. 297—316 erschienene sehr reichhaltige 'Bibliographie der sage vom ewigen juden' vom selben verf. zu betrachten.

[2] s. jetzt auch Creizenach Gesch. des neueren dramas i 192.

wir mitten im Buddhismus drin. dass sich die gegner des Buddha zb. Devadatta an dem erlöser tätlich vergreifen und dann dafür gestraft werden, ist ein häufig widerkehrender zug. gewöhnlich werden sie gleich der rotte Korahs von der erde verschlungen: eine strafe gleich der des ewigen juden zu belegen, ist mir nicht gelungen[1]; doch liegt der gegenstand meinem sonstigen arbeitskreis zu fern, als dass ich darum an der wahrscheinlichkeit, dass es andern gelingen werde, verzweifeln sollte. dass derartige einflüsse Indiens auf die vorderasiatische sagenwelt anzunehmen sind, daran kann seit der aufdeckung der quelle für den Barlaam nicht mehr gezweifelt werden.

Die Ahasverusfassung scheint mir GParis richtig auf Matthaeus Parisiensis zurückgeführt zu haben; hingegen ist wol kein genügender grund vorhanden, mit N. einfluss der erzählung von Jan Aerts anzunehmen. der name Ahasverus wird sich schwer als der des biblischen königs erklären lassen; eher haben wir an irgend einen legendenwüterich des namens zu denken wie etwa an den vater der h. Juliana, der seine tochter um ihres christentums willen mit fufsstöfsen tractiert. erwähnen will ich nur, dass der Ahasverus des buches Esther auf Christus selbst gedeutet wird (zb. Germanist. studien I 289 z. 1947 f), ohne natürlich zu meinen, dass daraus irgend ein schluss gezogen werden könnte.

Unter den verschiedenen noch gangbaren volksüberlieferungen vom ewigen juden sind vor allem die der Schweiz interessant. N. führt s. 14 des anhangs die von der entstehung des Gelmersees auf der Grimsel nach dem Schweiz. idiot. I 609 an, bezieht aber fälschlich das citat 'Walliser sagen, Sitten 1872, s. 95' darauf. diese sage findet sich vielmehr meines wissens zuerst in den Alpenrosen 1827 s. 357: der see führt immer warmes wasser und ist entstanden aus den thränen Ahasvers, die er darüber weinte, dass er zum dritten mal widerkehrend, die alp im jetzigen zustande getroffen hat; denn einstmals war hier blühendes land, und auch als er das zweite mal durchkam, war noch ein stattlicher wald da gestanden. und wenn er zum vierten mal widerkehrt, wird alles vom Brienzer see bis ins Wallis éin gletscher sein. diese form der sage ist hübsch behandelt von dem holländischen dichter Nieveldt (Ahasverus. Nieuwe phantasien door CvanNieveldt. Leiden, SCDoesburgh, 1884). die citierte Walliser sage gibt vielmehr nur eine ausführlichere form der aus den deutschen sagen der brüder Grimm bekannten erzählung (nr 344): sie hat mit der ersten den zug gemein, dass der jude dreimal widerkehrt und jedesmal das bild der landschaft zum schlech-

[1] doch vgl. Jātaka Mālā 19, wo sich der Buddha als Brahmine an dem dieb seiner mahlzeit in einer von dem betroffenen als schwere strafe empfundenen weise rächt, indem er ihm 'all worldly enjoyments' wünscht (Journal of the royal asiatic society 1893, p. 318. 328).

teren verändert findet. dasselbe in den beiden aus Vernaleken angeführten sagen und aufserdem in zwei andern fassungen: Walliser sagen 198; CPfyffer Der kanton Luzern I 242. die ähnlichkeit dieser Schweizer sagen mit dem Rückertschen gedicht von Chidher ist schon Götzinger (Deutsche dichter II, nachtr. s. 96) aufgefallen. wenn er aber meint, dass Rückert 'natürlich' eine orientalische quelle gehabt habe, so spricht er wol nur eine nahe liegende vermutung aus, da er sonst eine genauere angabe gemacht hätte: trotzdem ich in verschiedenen korancommentaren (zur 18 sure), in Herbelots Bibliothèque orientale, bei Ethé Alexanders zug zum lebensquell (Sitzungsber. d. k. bayr. akad. 1871) nachsuchte und aufserdem die hilfe befreundeter orientalisten in anspruch nahm, ist es mir nicht gelungen, die quelle aufzufinden. es wäre der mühe wert dem näher nachzugehn.

Bern, 22 april 1893. S. Singer.

Litteraturnotizen.

Festgrufs an herrn geh. regierungsrat professor dr Karl Weinhold zum 70sten geburtstage am 26 october 1893. briefe FHvdHagens an ChrGHeyne (1805—1812) und an GFBenecke (1810—1820) herausgegeben von Karl Dziatzko. Leipzig, MSpirgatis in comm., 1893. (IV u.) 36 ss. gr. 8°. 2 m. — 'dieser mann kommt mir vor wie ein taschenspieler, der alle seine stücke mit sonderbarer geschwindigkeit zu machen weifs' urteilte der freiherr von Lassberg über Friedrich Heinrich vdHagen (Briefwechsel mit Uhland s. 63). auch der vorliegende, für die geschichte der deutschen philologie interessante, aus den acten der Göttinger bibliothek geschöpfte und in 150 exemplaren abgezogene Festgrufs spiegelt aller orten die *πολυπραγμοσύνη* und die schnellfertigkeit des mannes wider. er zeigt ihn aber noch von einer andern nicht minder unvorteilhaften seite. eine reihe der seltensten bücher sind Hagen auf sein ansuchen durch die gefälligkeit des damaligen oberbibliothekars Heyne nach und nach übersandt worden: ihren empfang bestätigt er erst verspätet, die rücklieferungstermine hält er nicht ein, mahnbriefe beantwortet er mit leeren ausreden. das ihm dargeliehene exemplar von Björners Nordiska kämpa dater war durch den wassertransport von Berlin nach Breslau so verdorben worden, dass er es nicht zurückzugeben wagt; zwar verspricht er es durch ein anderes ersetzen zu wollen, das denn auch nach verlauf von mehr als zwei jahren würklich in den besitz der bibliothek gelangte, characteristisch ist aber die nonchalance, mit der er sein verschulden beschönigt: 'dergleichen ist ja wol eher geschehen, ohne dass ein grofs aufsehens davon gemacht worden'. den alten druck des Heldenbuches von c. 1477 (für seine *provenienz* bringt übrigens Dziatzko s. 16 a. 5 eine neue notiz bei)

behält er von 1807 bis 1820, und die ihm anvertraute Syvsche ausgabe der Danske viser von 1695 hat er überhaupt nicht zurückgestellt, sodass sie noch jetzt in Göttingen vermisst wird. solchen rücksichtslosigkeiten gegenüber muss man wahrlich die nachsicht und geduld der bibliotheksbeamten bewundern. — im einzelnen merke ich folgende kleinigkeiten an. das von Heynes hand auf den briefen III und VII vermerkte *R*/9 und *R*/5 (s. 12 a. 2) bedeutet klärlich *Respondi* (am neunten resp. fünften desselben monats). s. 16 a. 4 kann 'vermutlich' fortfallen: es ist unzweifelhaft der aesthetiker WHWackenroder gemeint, s. Kochs Compendium 2, III. was unter Rassmanns arbeit s. 28 mitte zu verstehn sei, lehren vdHagens MS IV 897[b]. der grufs an die brüder Grimm und der dank für ihre briefe s. 35 bezieht sich wahrscheinlich auf das von mir Anz. XI 96 veröffentlichte schreiben Jacobs. auf der gleichen seite hätte 'Otnit' nicht in 'Ortnit' geändert werden sollen: denn der ersteren form bediente sich Hagen damals noch im einklang mit dem gemeinen texte des gedichtes. St.

Die alten völker, gaue und ansiedlungen im heutigen lande Gotha. ein Thüringbuch von Karl Lerp. mit zwei anhängen: Die gräberfunde im gothaischen und Die gefälschten Reinhardsbrunner urkunden. Gotha, Windaus, 1892. (IV) u. 158 ss. 4°. mit einer karte. 3 m. — ein wunderliches buch, eingegeben von verehrungswürdiger liebe zur heimat, ihren bewohnern und ihrer geschichte, aber durchaus ungeeignet, wissenschaftlicher kritik unterbreitet zu werden. in der heute längst überwundenen weise früherer localhistorie ist aus wenigen einst mehr oder minder berühmten, jetzt aber veralteten werken und einigen verfehlten abhandlungen der localen specialforschung ein neues büchlein entstanden, durchzogen von humoristischen plaudereien und excursen aus des verfassers eigenen erlebnissen. der löwenanteil fällt den 'alten völkern' zu, während 'gaue' und namentlich 'ansiedelungen' kurz abgemacht werden. Kelten, Hermunduren, Thüringe, Franken, Slawen sind die stichworte der ethnographisch zusammengefassten capitel, die sich mehr mit den urgeschichtlichen zuständen als den ereignissen Thüringens befassen. es ist unmöglich, auf eine ernste kritik dieser abschnitte oder gar der einzelheiten näher einzugehn; denn leider fehlt es L. durchaus an geschichtlichem sinn, also auch an urteilsfähigkeit, wo es sich um die ergebnisse früherer forschung handelt, noch mehr aber an jenen allernötigsten kenntnissen, ohne die seine aufgabe nicht erfüllt werden kann. namentlich die beiden capp. über die keltische und die Hermundurenzeit strotzen von irrtümern und unklarheiten, so dass auch nur ein durchfliegen des inhalts eine geduldprobe ist, die wenige fachmännische leser bestehn dürften. es genügt, wenn ich mitteile, dass L., der auf sprachlichem gebiete wegen mangels jeglicher vorkenntnisse allen dilettantischen ausgeburten zum opfer fällt, im keltischen auf Radlof, Cuno, Mehlis, vor allem aber auf Mone

schwört. um eine beliebig herausgegriffene probe von der art des buches zu geben, setze ich die stelle her, wo die erklärung des namens 'Hermunduren' gegeben wird. L. führt zunächst aus, dass sich 'Duren merkwürdigerweise in allen Keltenländern' gefunden hätten, wie Octoduren im lande der Veragren; so auch in vorgermanischer zeit keltische 'Duren' im Thüringerland. 'die Deutschen kamen, siegten und nannten sich nach dem unterworfenen, nun ihrem neuen heimatlande'. 'und dem deutschen ohre muste Duren wie ihr altnordisches *thoran* klingen (nach Zeuss). da mochten sie sofort denken: nennt ihr Kelten euch Duren di. 'kühne' (*thoran*), gut, so nennen wir, eure besieger, uns erst recht die kühnen: die *ermin duren*, die gar kühnen'. L. meint dann weiter, dass von den Hermunduren teile nach Südwestdeutschland gelangt wären, die Tulingi Caesars, ebenso andere nach Nordwestdeutschland, die Tungri. letztere 'waren so bescheiden gewesen und rücksichtsvoll, den gastfreundlichen Belgen gegenüber, dass sie alsbald und ohne weiteres ihr *hermun* [im namen Hermunduren] fahren liefsen', 'womit zu prahlen ihrem character ohnehin fern lag'. 'das in *hermun* liegende vae victis konnte naturgemäfs nur da sinn und geltung haben, wo es besiegte gab'. G. Kossinna.

Dr EJessens 'Forsmædelige skandale'. et lidet indlæg for den nye retskrivning. af H. S. Vodskov. Kjøbenhavn, Lehmann & Stage, 1890. 101 ss. 8°. — V. verteidigt die neue, vom dänischen cultusministerium vorgeschriebene orthographie gegen die eben so mafslosen wie törichten angriffe, welche die regeln im j. 1889 von Bille und Jessen erfahren haben. in fesselnder, lichtvoller darstellung zeigt er, wie die bestimmungen allen anforderungen entsprechen, die vernünftigerweise an eine weder zu einseitig phonetische, noch zu conservativ historische schrift gestellt werden können. mit reichlichen beispielen, besonders aus Holbergs werken, wird der allmälige fortschritt der orthographie nachgewiesen und in einem paragraph für paragraph besprechenden commentar zu den ministeriellen verordnungen im einzelnen das unberechtigte jener verunglimpfungen an den tag gelegt. von allgemeinerem interesse sind die ausführungen s. 21 ff über die vier hauptforderungen, die V. an eine gute schreibung stellt, nämlich 1. dass sie deutlich sei und das wortbild möglichst bewahre, daher *gōd* — *gödt*, nicht *got* oder *gaat*, *følge* — *fulgte*, nicht *fulte*; 2. dass sie sich schnell und leicht lesen und schreiben lasse, daher stumme und überflüssige buchstaben zu tilgen (*tak* für *tack*), soweit sich das mit regel 1 vereinigen lässt; 3. dass die lautzeichen constant seien, dh. dass ohne beeinträchtigung des etymologischen zusammenhanges möglichst derselbe laut auch dasselbe zeichen habe, daher zb. *aar* — *aarsag*, nicht *orsag* wie früher; 4. dass sie verwechslungen ausschliefse, daher beibehaltung des stummen *d* in *vīnd* gegenüber *vīn*.

Ob aber doch nicht in zukunft die orthographischen regeln für die verschiedenen sprachen noch viel mehr gewicht auf möglichst phonetische schreibung legen sollten, als bisher und als V. es für gut findet? und zwar wäre dies im interesse der schule m. e. dringend zu wünschen, besonders da man heute mit recht immer mehr auf entlastung der lernenden jugend von blofsem gedächtniskram bedacht ist. wol ist die neue dänische orthographie in ihrer art viel consequenter, als unsere von V. übrigens lobend erwähnte vRaumer-Puttkamersche, aber sie behält ebenso überflüssig zb. das *h* in *hjort* neben *jord*, *hvad* neben *vade* bei, obwol der anlaut ganz gleich ist, wie unsre deutsche uns *vater* neben *fahne*, *wir* neben *ihr* und *bier* treulich weiter zu führen gebietet. hoffentlich wird aber die neue verordnung dem bestehnden orthographischen wirrwarr in Dänemark nun ein ende bereiten, einem unleidlichen zustande, der sich besonders bei der benutzung des wörterbuches dem ausländer fühlbar machte. man konnte ja zb. nicht mehr wissen, ob man ein wort unter *ke-*, *kæ-*, *kø-* oder unter *kje-*, *kjæ-*, *kjø-* (und ebenso bei *g-*) nachschlagen sollte, und das aufsuchen war um so mühsamer und zeitraubender, als die zeichen *æ*, *ø* in den skand. sprachen ja am ende des alphabets stehn. derselbe übelstand bestand bei dem fortwährenden schwanken der drucker zwischen *æ* und *e*. das genannte *j* ist nun ja glücklich getilgt, und für den wechsel von *æ* und *e* sind wenigstens auch regeln aufgestellt worden.

Nur in drei puncten kann sich V. der reform nicht anschliefsen: er verwirft die aus phonetischen gründen neuerdings gemachte scheidung von *ö* und *ø*, die das ministerium zwar nicht vorschreibt, aber in den schulbüchern durchführen lässt; ferner spricht er sich gegen die worttrennung nach ableitungs- und flexionsendungen statt silben aus, weil einmal in vielen fällen eine entscheidung wegen gleichberechtigter doppelformen (*skov-en* neben *sko-ven* usw.) überhaupt nicht möglich ist, und dann weil sie dem natürlichen gefühl für trennung nach sprachsilben zuwider läuft und ein beständiges nachdenken erfordert; endlich äufsert er, trotz vdRecke, starke zweifel an der notwendigkeit, die grofsen anfangsbuchstaben für substantiva beizubehalten.

Ich empfehle das nicht blofs mit gelehrsamkeit und methode, sondern auch mit witz und laune geschriebene büchlein der aufmerksamkeit der dänisch lesenden fachgenossen.

Giefsen, juni 1893. FERD. HOLTHAUSEN.

Braunschweigische schulordnungen von den ältesten zeiten bis zum j. 1828 mit einleitung, anmerkungen, glossar und register, herausgegeben von prof. d. dr FRIEDRICH KOLDEWEY. zweiter band: Schulordnungen des herzogtums Braunschweig (mit ausschluss der hauptstadt des landes). [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von KARL KEHRBACH. bd VIII.] Berlin, AHofmann u. Comp., 1890. [XII] CXCV und 810 ss. gr. 8°. 24 m. — Koldewey beschliefst mit diesem

bande die braunschweigischen schulordnungen, deren erster teil die sammlung der Mon. Germ. paed. eröffnet hatte und in diesem Anz. XIII 121 besprochen worden ist. die verteilung der documente geschah so, dass der 1 bd die der stadt Braunschweig angehörigen denkmäler, der 2 bd die übrigen des herzogtums umfasst. die einleitung des letzteren konnte daher mit rückbeziehung auf das früher mitgeteilte ein zusammenhängendes und in den hauptzügen vollständiges bild der entwicklung des schulwesens geben. ihr erster die zeit bis zu beginn der reformation behandelnder abschnitt hat von kloster-, pfarr- und stadtschulen zu sprechen. über die beiden ersten kategorien war aus älterer zeit wenig tatsächliches beizubringen, das meiste aus capitularien und concilsbeschlüssen zu ermitteln. die dramen der Hrotsvith finden ihrer paedagogischen absichten wegen den ihnen gebührenden platz; einen nachklang ihres würkens beobachte man in der Klosterordnung des herzogs August 1655, s. 174, 24 ff. im cap. 'Stadtschulen' sind die vorgänge bei gründung der ältesten braunschweigischen stadtschule in Helmstedt 1248 bemerkenswert. aus dem zweiten vom beginn der reformation bis zum aussterben des mittleren hauses Braunschweig-Wolfenbüttel 1634 reichenden abschnitt mache ich auf die Kirchenordnung des herzogs Julius 1569 aufmerksam, welche insofern für die geschichte der schriftsprache wichtig ist, als sie ganze stücke wörtlich aus der würtembergischen kirchenordnung des herzogs Christoph 1559 herübernimmt, jedoch unter anpassung an norddeutschen sprachgebrauch und mit ersetzung speciell süddeutscher wörter (vgl. XLVI). auch die abgrenzung der folgenden vier abschnitte ist den regierungszeiten der herscher entnommen, ohne dass jedesmal mit einer bestimmten persönlichkeit sich so entscheidende neugestaltungen des schulwesens verbunden hätten, wie etwa bei herzog Julius durch seine kirchen- und schulordnung. das letzte cap. reicht von der westfälischen zeit bis 1828, bis zu den ersten reifeprüfungsordnungen. weithin sichtbare marksteine der entwicklung sind unter den mitgeteilten denkmälern die bereits genannte verordnung des herzogs Julius, in der die reformatorischen tendenzen voll zum ausdruck kommen, die schulordnung des herzogs August 1651, die sich ausdrücklich als eine reaction gegen den im laufe des dreifsigjährigen kriegs eingetretenen geistigen niedergang kundgibt (ich hebe die culturhistorisch interessanten ausführungen über die sociale stellung des lehrstandes s. 148 f hervor), und das grofse der aufklärungszeit entsprungene in der Landschulordnung von 1753 vorliegende organisationswerk. in seiner richtung bewegt sich noch die Ordnung des philologisch-paedagogischen instituts zu Helmstedt, die einen interessanten seitenblick auf die geniezeit enthält, wenn sie (s. 469) sagt: '*Die bildung des herzens wird auf die aufklärung des verstandes, auf religion . . . gegründet. diese hilfsmittel und triebfedern geben allein eine wahre, dauerhafte, des*

vernünftigen menschen würdige moralität, dahingegen die jetzt einreifsende überspannung der empfindsamkeit ebenso leicht die entgegengesetzte würkung haben kann . . .'

Deutscher unterricht, soweit er im lesen- und schreibenlernen steckte, ist zuerst nur an den elementarschulen zu finden; die schulordnung von 1651 nimmt ausdrücklich auf den gegensatz zwischen dem deutsch der lehre und der '*nidersächsischen oder brunswygischen sprache*' rücksicht (s. 151). in den mittleren schulen ist das deutsche element längere zeit nur durch Luthers Catechismus und einige gottesdienstliche gesänge und lesungen vertreten (s. 128 f, 364 f merke man die anfänge deutscher kirchenlieder und vgl. die anmm. K.s dazu), sodass hier der reformierte gottesdienst allein träger des deutschen ist. der erste lehrplan, in welchem dem deutschen fachmäfsige aufmerksamkeit geschenkt wird, ist der Lectionsplan der klosterschule zu Marienthal 1742, s. 290: (zweimal wöchentlich von 1—2 nachmittags) '*werden die besten teutschen schriften in gebundener und ungebundener schreibart vorgelesen und mit anmerkungen begleitet; dabey auch die von den zuhörern verfertigten reden und gedichte beurtheilet*'; es folgt die Schulordnung der stadt Holzminden 1756, s. 428: '*Da es auch nötig ist, dafs in dieser* [der mittelsten lateinischen] *clafse auf die deütsche sprache ernstlich gesehen werde, so soll dabey Gottscheds sprachkunst zum grunde geleget . . werden*', s. 435: '*Die reinigkeit der deütschen sprache wird in dieser* [der obersten] *clafse mit allem ernste getrieben und die schüler werden, nachdem das, was in der vorigen clafse von den briefen bereits gefafset ist, wiederholet worden, zur ausarbeitung allerley aufsäzze, insonderheit kleinerer und längerer deütschen reden angewiesen*'. im paedagogischen institut zu Helmstedt kündigt der director im wintersemester 1779/80 (zweistündig) an: '*facultatem in Latino pariter atque patrio sermone bene scribendi dicendique exercet et auctorum optimorum notitiam subministrat*'. das lehrziel dieses unterrichts bestimmt näher die Nachricht usw. 1780, s. 473: '*Und auch im deutschen wird von zeit zu zeit grammaticalischer unterricht nach hrn. Heynatz sprachlehre gegeben. Für die grundsätze der wohlredenheit, beredtsamkeit und dichtkunst, die lektüre, zergliederung und nachahmung vorzüglich glücklicher stellen deutscher clafsischer schriften, wie auch zur übung in verfertigung deutscher, lateinischer, französischer und englischer aufsätze, und im declamiren sind wöchentlich vier bis sechs stunden bestimmt*'. in die von 1824 ab erlassenen reifeprüfungsordnungen ist überall ein deutscher aufsatz als teil der schriftlichen prüfung aufgenommen.

Von den 85 in diesem bande enthaltenen stücken sind 27 ungedruckt gewesen, eines war bisher zum teil ungedruckt, eines ist aus dem einzigen erhaltenen alten drucke mitgeteilt. die feststellung des textes darf im ganzen als eine solche bezeichnet werden, die auch für sprachliche untersuchungen genügend sichere

grundlage bietet, freilich nicht in jeder beziehung: so hat K. in sehr zahlreichen fällen nach der starren nhd. schriftregel für den schwachen dat. sg. m. oder n. des adjectivs willkürlich die starke form eingesetzt (13, 29. 68, 4. 138, 18. 147, 22. 150, 24. 152, 20. 165, 2. 167, 13. 171, 2. 171, 13 usw.), und während er bei manchen anderen ebenfalls nicht zu billigenden abweichungen von seiner vorlage (wie 319, 7 *kinder*. 347, 27. 347, 29 *prediger* statt *kindern*, *predigern*; 479, 36. 37 *französische* statt *franzöfsische*) in den 'textkritischen und bibliographischen erläuterungen' die lesarten der vorlage einzeln verzeichnet, begnügt er sich bei jenen formänderungen mehrmals mit summarischer anmerkung, wie zu nr 24: 'bei dem abdruck werden . . . zahlreiche druckfehler berichtigt, die fast alle auf der verwechslung von *m* und *n* in den endsilben beruhen', ähnlich zu nr 35. 50. 60. die in der einleitung angedeutete vermutung, dass die kirchen- und schulordnung des herzogs Julius (nr 7) von verschiedenen verfassern herrühre, hätte sprachlich durch hervorhebung deutlich auseinandergehnder stilmerkmale gestützt werden können. — von den deutschen stücken ist nur nr 2 (1499) und 4 (1543) niederdeutsch, schon nr 5 und die folgenden sind hochdeutsch. während in den früheren hochdeutschen stücken zb. nr 5 (1566), 6 (1568), 7 (1569) hochdeutsch *sch*, *schn*, *schl* usw. geschrieben wird, findet sich in den documenten aus der zeit des herzogs August nr 15 (1647), 16 (1655), 17 (1655) öfters *sk*, *skr*, *sl*, *sn*, *sw*.

Die anmerkungen, deren hauptinhalt reiche und vielseitige sacherläuterungen bilden, enthalten auch einige syntaktische noten (— das coordinierende *und* in *zuvor und ehe* 33, 14 durfte aber nicht mit dem subordinierenden in *nach dem und sie aber* 31, 35 auf eine stufe gestellt werden —) und worterklärungen (*pfetzen*, *allmandt*, *gefehrlichen*, *ungefehrlich*, *gemutzt*, *gaerwurst*, *lehrwase* ua.), die besser und übersichtlicher in dem kleinen glossar unterzubringen waren, das, so wie es jetzt ist, für germanistische zwecke keinen ertrag bringt. den schluss bildet ein vortrefflich gearbeitetes namen- und sachregister.

Innsbruck. J. Seemüller.

Der schwarze ritter in Schillers 'Jungfrau von Orleans'. von Franz Ullsperger. separatabdruck aus dem 9 jahresberichte des k. k. staats-obergymnasiums in Prag. Prag, 1890. 31 ss. gr. 8°. 0,50 m. — die frage nach dem wesen und der bedeutung des schwarzen ritters in Schillers Jungfrau ist nicht so schwierig, als die ziemlich umfangreiche litteratur hierüber vermuten lässt. U. tritt mit schwerfälliger umständlichkeit in den kreis der commentatoren ein. seine ergebnisse sind gering. 'sollte ich mich entscheiden', schreibt er, 'dann würde ich eher glauben, dass der schwarze ritter nicht der geist Talbots sei'. . . . 'die berührung durch den höllengeist bewürkt nach meiner ansicht weiter garnichts als das, was der dichter selbst angibt, die körperliche machtlosigkeit Johannas'.

mit solcher darlegung ist der kern der frage nicht berührt, und die zusammenfassung über die 'bedeutung der scene' (s. 29 f) lässt das wichtigste vermissen. man vgl. dagegen die einsichtsvolle erörterung von Bellermann Schillers dramen II 261 ff.

Leipzig, 18 sept. 1893. ERNST ELSTER.

Der Agnes-Bernauer-stoff im deutschen drama; unter besonderer berücksichtigung von Otto Ludwigs handschriftlichem nachlass. von JULIUS PETRI. Rostocker diss. Berlin, Ullstein, s. a. (1892). 8°. 47 ss. — der titel umschreibt den inhalt der abhandlung nicht ganz genau. allerdings stellt ein einleitendes capitel die deutschen dramen zusammen, die von Agnes Bernauer handeln. nach einem raschen hinweis auf zwei volkslieder und auf Hofmannswaldaus Heroiden, in denen Agnes Bernin und herzog Ungenand als pendants zu herzog Tugenand (Ferdinand von Tyrol) und der Zuchtheimine (Philippine Welser) auftreten, bespricht P. die Bernauerdramen von Törring (1780) bis Melchior Mayr (1862) und characterisiert in knappen worten die dichtungen von Carl Theodor Traiteur (1781), Lipowsky (1801), JADestouches (1804), TFrEhrimfeldt (1808), Julius Körner (1821), von Heines vetter Schiff, der den stoff zu einer dialogisierten novelle verarbeitete (1831), von AEwald (1833), Adolf Böttger (1845), FCHoncamp (1847) und Hebbel (1855). dann aber verfolgt P. weit ausführlicher mit tief eindringender verwertung des handschriftlichen nachlasses Otto Ludwigs die verschiedenen gestaltungen, die der stoff während der jahre 1840—1860 unter der feder Otto Ludwigs angenommen hat oder — besser gesagt — annehmen sollte. nach dem baslichen materiale setzt er folgende phasen fest: 1) die erste bearbeitung von 1840, 2) eine bearbeitung von 1842/43 (proben in den nachlassschriften I 164 ff) und 3) eine von 1846. diese drei fassungen 'wirtschaften' — wie P. sich ausdrückt — 'noch mit romantisch-romanhaften motiven', dennoch löse sich Ludwig in ihnen allmählich von der romantik los. es folgt das fragment von 1854 (4, z. t. abgedruckt in den nachlassschriften I 259 ff), angeregt durch Mayr und Hebbel, dann (5) ein weiteres fragment von 1856/57 (zuerst gedruckt in den Ges. werken, jetzt in der neuen ausgabe widerholt), endlich ein fragment von 1858—60 (6). das schlussergebnis der untersuchung lautet: 'Otto Ludwig hat alle möglichkeiten der behandlung des Bernauerstoffes durchlaufen, mit ausnahme der einen, die Hebbel versuchte. vor diesem fehltritte schützte ihn die anlage seiner dichterischen natur ... eine abstracte gestalt, wie Hebbels herzog Ernst, hätte Ludwig nie hervorbringen können; und so war ihm die auffassung Hebbels von vornherein verschlossen. aber er hat versucht, den stoff als intriguenstück, als ehe- oder liebestragödie, historisch und halbhistorisch zu behandeln. und jede der auffassungen durchläuft unzählige schattierungen; und immer wider bricht doch das bewustsein durch: so geht es nicht. erst nach langem, langem

ringen findet er den reichen boden, auf dem eine solche handlung erwachsen kann, findet er den abschluss, der allein eine peinlich furchtbare endstimmung verhindern kann: den tod Albrechts. aber seine dichterische kraft war gebrochen' (s. 46). genauer liefsen die resultate, die P. gewonnen hat, sich nicht leicht bestimmen. denn so mühevoll und so dankenswert die untersuchungen des Ludwigschen nachlasses sind, so hat P. doch durch die disposition sich um den besten erfolg gebracht. er reiht eine fassung an die andre, er streut feinsinnige bemerkungen ein, erläutert, was zu erläutern ist, weist anklänge und einflüsse nach, kritisiert, ja kritisiert vielleicht ein bischen zu viel und ein bischen zu scharf. aber übersichtlich oder leicht lesbar ist die abhandlung nicht. die verschiedenen bearbeitungen verschwimmen in einander, weil P. nicht mit starken und energischen strichen die entwicklung der einzelnen motive und den character der einzelnen fassungen herausarbeitet. auch P. hätte sich zu herzen nehmen sollen, was Minor einmal über die darstellung von stoffgeschichten gesagt hat (Hallische neudrucke 79/80, xxiv f). ich verkenne trotzdem nicht den fleifs und die genauigkeit, mit der P. die mühsam zu ergründenden handschriftlichen schätze durchgearbeitet hat, auch nicht den scharfsinn, mit dem er änderungen und verbesserungen nachgegangen ist. für den poetiker wertvoll sind die hübschen beobachtungen über Ludwigs planhefte (s. 21 ff).

Wien, 6 august 1893. OSKAR F. WALZEL.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EIN BRIEF JACOB GRIMMS, *der seit jahren in meinem besitz war, möge hier mitgeteilt werden, damit er nicht verloren gehe: denn ich schenkte ihn kürzlich einem autographensammler. er nimmt die erste seite eines quartdoppelblattes ein und ist laut der adresse auf s. 4 gerichtet an* Herrn Carl Reimer, Inhaber | der Weidmänischen Buchhandlung | Wolgeboren | Leipzig. ST.

Hochgeschätzter Herr und Freund,

Ich säume nicht auf Ihren eben empfangnen Brief zu antworten. Meine Abreise ist durch Wilhelms Anwesenheit verzögert worden, das Pfingstfest über kommt seine Frau mit den Kindern ihn abzuholen, und diese Tage habe ich auch noch mitzufeiern. Dann reise ich nach Kissingen, und wahrscheinlich mit Dahlmanns, die etwa bis zur Mitte Juni dort verweilen werden, nach Thüringen und Sachsen. Also erst in der zweiten Hälfte des folgenden Monats werde ich nach Leipzig kommen. Sie bieten mir wiederholt auf das freundschaftlichste Ihre Wohnung an, wenn es Sie dann nicht belästigt, so werde ich es auf einige Tage annehmen. Für die gütige Besorgung der Geldangelegenheiten danken wir verbindlich. Grüfsen Sie Haupt. mit herzlicher Hochachtung

der Ihrige

Cassel 31 mai 1838 Jac. Grimm.

Zu Tacitus Germ. cap. 28 (Zs. 38, 22 ff). zu der sinnreichen conjectur von Hermann Möller, die corrupte stelle Tac. Germ. 28 durch einsetzung von *citeriora* zu heilen, lässt sich nachtragen, dass der ausfall des wortes viel leichter sich erklärt, wenn Tacitus geschrieben hatte: *Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii ⟨citeriora⟩, ulteriora Boii . . . tenuere.* das eingesetzte wort, als *uteriora* gelesen, konnte leicht als doublette von *ulteriora* erscheinen und wurde daher weggelassen.

München, 2 febr. 1894. Ed. Wölfflin.

De Heinrico v. 7. Steinmeyers scharfsinnige vermutung über die handschriftliche lesung in v. 7 des genannten liedes (MSD³ II 106) hat sich bei erneuter einsicht des Cambridger ms. Gg. 5, 35 bl. 437ᵇ auf überraschende weise bestätigt. darnach lautet dieser v. (z. 10. 11 der hs.): *hic adest Heinrich bringt | her hera kuniglich.* eingehndere behandlung der ganzen stelle, sowie ergänzende beschreibung des die Cambridgelieder enthaltenden teiles der vielbesprochenen hs. werde ich in meinem (in vorbereitung befindlichen) cataloge der deutschen und niederländischen hss. in England bringen.

Cambridge. R. Priebsch.

Zur Kaiserchronik. aus tafel 23 der zweiten ausgabe von DEBarings Clavis diplomatica (Hanoverae 1754) teilte jüngst ABeets in der Tijdschrift voor nederlandsche taal- en letterkunde 13, 77 bruchstücke eines jetzt verschollenen lateinisch-mittelniederländischen alphabetischen vocabulars saec. XIV mit. dieselbe tafel enthält aber auch ein *Fragmentum Poetæ Germanici sec.* XII. *Hanoveræ ex museo meo,* nämlich je neun verse zweier spalten (1632—42. 1664—72 Mafsmann) eines kleinfolioblattes der jüngsten redaction der Kaiserchronik (Schröders C) in facsimiledruck. schon seinem schriftcharacter nach kann freilich dies bruchstück, das ich bisher nirgends erwähnt finde, nicht dem 12, sondern nur dem ausgehnden 13 jh. angehört haben. St.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

IX.

29. *machen* (satz 17).

Die lautverschiebungsgrenze *k/ch* stimmt zu der von *sitzen* (Anz. XIX 357 f) bis zur Oder, östlicher zu der von *heifs* (o. s. 96); nur Neufs und Düsseldorf bleiben noch nd., *Schönewalde* anderseits im kreise Schweinitz hat bereits *ch;* in der nördlichen nähe der grenze zwischen Elbe und Oder zumeist wider *ch* in den städten. statt nd. *k* deuten in Schleswig-Holstein, Mecklenburg und der Lüneburger heide ganz vereinzelte *g* eine erweichung an (vgl. *winder* Anz. XIX 108). das hd. *ch* wechselt mit *g* (bei gedehntem stammvocal) westlich einer ungefähren linie, die von der verschiebungsgrenze bei Freudenberg südwärts abbiegt, auf Driedorf am Westerwald und von hier westlich auf Linz zieht,

dem Rhein aufwärts und dann südwestlich etwa dem Hunsrück, Idarwald und Hochwald folgt. ja am südlichsten ende dieses gebietes um Diedenhofen, Rodemachern, Sierk und östlicher bis zur Nied und Saar wird häufig gänzlicher schwund des consonanten bezeugt; letzteres auch in der Pfälzer gegend zwischen Kusel und Wolfstein und vereinzelt an der untern Schwalm.

Der nd. vocalismus stimmt zu *wasser* (Anz. XIX 282); die trübung *å* hat im wesentlichen dieselbe verbreitung (doch bei Cleve hier nur für einen ort bezeugt), sodass ganz reines *å* nur dem Niederrhein, Westfalen und einem breiten mittelstreifen von Verden-Hannover bis Lübeck-Greifswald eigen ist, während die trübung am weitesten getrieben scheint (*ō*) zwischen der verschiebungsgrenze von Hedemünden bis Sachsa, Sachsa-Höxter und der Weser, dgl. an den Weichselufern, längs der westlicheren küste und in der ganzen nachbarschaft der östlicheren hd. enclave; *au* im Netzegebiet ist gen w. allgemein nur etwa bis Filehne-Ratzebuhr-Baldenburg, erscheint jedoch im wechsel mit *å* ebenso weit, wie durchgeführter bei *wåsser*.

Im hd. hat Schlesien gegenüber *wosser* reines *mach-*; nur die gegend nördlich vom Erzgebirge hat wider *moch-*, doch ziehe man die bei *wasser* gegebene grenze von Naumburg a. S. ungefähr nach Dresden und von Dresden südwärts zur reichsgrenze. sonst kann ganz auf *wasser* verwiesen werden. die *å*-schreibungen im Mittelmaingebiet setzen sich gegen no. vereinzelter bis Thüringer- und Frankenwald hin fort; im bair. werden sie bei *machen* häufiger erst von der ungefähren linie Ingolstadt-Wasserberg an und nehmen dann nach o. hin zu; im Elsass und südlichen Baden sind sie nicht ganz so vereinzelt wie bei *wasser*. gedehntes *ā* deckt sich mit dem oben begrenzten wechsel von *ch* und *g*, geht also viel weiter als bei *wasser*; auch im Elsass zwischen Zorn und Breusch wider *māch-* (*måch-*).

Die endung *-en* (inf.) stimmt auf weite strecken überein mit der in *sitzen* (3 pl. ind. praes., Anz. XIX 358 ff). so zunächst im ganzen nordostdeutschen lande östlich des 31 längengrades und in Norddeutschland westlicher bis zur dortigen *-et*-grenze und zur höhe des Harzes. das gesamte dortige *et*-gebiet hat hier *-en*, *-n*, sodass diese endung für ganz Niederdeutschland vom Rhein bis zu der bei *sitzen* beschriebenen grenze östlich der Oder characteristisch ist. die äufseren grenzen ihres grofsen gebietes, das zt. noch weit in hd. lande hineinragt, sind die folgenden: im w. ungefähr der Rhein aufwärts bis zur Moselmündung, der von *-en*-formen bald etwas überschritten, bald nicht ganz erreicht wird; im s. von der Moselmündung bis zur Fulda zwischen Hersfeld und Rotenburg die bei *sitzen* mitgeteilte *-en*/*-e*-grenze (nur Berleburg hat unter den dort aufgezählten ortschaften *-e*), weiter über (*-en*-orte *cursiv*) *Sontra*, *Waldkappel*, Eschwege, Allendorf, *Witzenhausen*, Heiligenstadt, die *ik*/*ich*-linie bis *Bennecken*-

stein, Stolberg, *Harzgerode*, Sangerhausen, *Eisleben*, Querfurt, *Schraplau*, *Schafstädt*, *Lauchstädt*, Mücheln, Merseburg, *Markranstädt*, Lützen, Pegau, *Rötha*, Lucka, *Frohburg*, Altenburg, *Penig*, *Waldenburg*, *Crimmitschau*, Schmölln, *Berga*, Gera, *Weyda*, Auma, Ziegenrück, *Schleiz*, *Saalburg*, *Lobenstein*, Teuschnitz, *Cronach*, *Lichtenfels*, Staffelstein, *Schesslitz*, *Bamberg*, Eltmann, Gerolzhofen, Prichsenstadt, *Aschbach*, *Scheinfeld*, Iphofen, Marktbreit, Uffenheim, bis Wassertrüdingen wie *-a/-n* bei *sitzen*; endlich nordöstlich über Weifsenburg, Ellingen, *Spalt*, Heideck, Hilpoltstein, *Roth*, *Allersberg*, Freystadt, Neumarkt, *Altdorf*, Amberg, *Sulzbach*, Hirschau, *Vilseck*, *Grafenwöhr*, *Weiden*, Pleystein, *Bärnau*. *-en*- und *-n*-formen verteilen sich in analoger weise wie bei *sitzen*, letztere fehlen also vollständig in allem lande südwestlich der Aller, überwiegen dagegen in dem abgeschnittenen gebiete des königreichs Baiern, hier mit häufigem *-ng*, einem an den gutturalen inlaut assimilierten *-n*, wechselnd. aufserdem kommt *-en* (nie *-n*) nur wider einem ganz westlichen gebiete des reiches zu, dessen ostscheide etwa von Saarburg nordwärts auf Berncastel, nördlich an Daun vorbei und nordwestlich auf Malmedy zieht. sonst hat das linke Rheinufer unterhalb des Elsass *-e* mit etlichen eingesprengten *-en* (nie *-n*), die von Köln-Heinsberg bis Ürdingen-Geldern besonders häufig werden. im Elsass und im gegenüberliegenden Rheinland bis zum Schwarzwald übereinstimmung mit *sitzen*. daran schliefst sich dann der ganze schwäb. und bair. osten mit *-a*, dessen nordgrenze vom Rhein bis an die Tauber ebenso unsicher ist wie bei *sitzen* und östlicher durch das gleich zu beschreibende endungslose gebiet und die gegebene nordbair. *-n*-linie gebildet wird; westlich vom Lech ist das *-a* nasaliert und wechselt in der nähe der reichsgrenze im s. noch mit vielen *-e*, *-ẹ̃*. der rest hat *-e* (längs der *-en*-grenze von Werra bis Elster noch mit manchen *-en* gemischt) bis auf ein grofses sich scharf abhebendes gebiet zwischen Vogelsberg, Spessart, Steigerwald, Frankenwald, Thüringerwald und über letztere hinaus, welches die endung völlig abgeworfen hat (*mach*) und von folgender grenze umschlossen wird (orte im innern des gebietes *cursiv*): Rotenburg (a. d. Fulda), Schwarzenborn, Neukirchen, *Hersfeld*, Grebenau, *Schlitz*, Lauterbach, Herbstein, *Fulda*, *Schlüchtern*, Steinau, Salmünster, Orb, *Rieneck*, *Lohr*, Stadtprozelten, *Dertingen*, Külsheim, Tauberbischofsheim, *Grünsfeld*, Lauda, Königshofen, Mergentheim, Weilersheim, *Röttingen*, Creglingen, *Aub*, Uffenheim, *Marktbreit*, die beschriebene nordbair. *-n*-grenze bis Saalburg, dann Ziegenrück, Leutenberg, Probstzella, *Lehesten*, Ludwigstadt, Gräfenthal, Gehren, *Ilmenau*, Plaue, *Ohrdruf*, Arnstadt, *Gotha*, Erfurt, *Gebesee*, Tennstedt, *Langensalza*. *Thamsbrück*, Grofsenehrich, Schlotheim, Mühlhausen, Treffurt, *Creuzburg*, Sontra.

Die Dänen schreiben *gör*, *göer*, *gjör*, die Friesen im Saterland *mäkje*, auf Sylt *make*, sonst *mage*.

30. ***aus*** (satz 16).

Zu beachten ist die starke betonung des wortes hier als verbalpraefix (*auszutrinken*), und es bleibt abzuwarten, wie weit in weniger betonten stellungen namentlich die entwicklung des vocals mit der folgenden übereinstimmt. eine folge der betonung ist hier das verstärkte *raus* (= *heraus*), das im oberen und mittleren Maingebiet zwischen Fichtelgebirge, Frankenwald und Rhön, Spessart aufserordentlich häufig ist.

Ich nehme die geschichte des consonanten vorweg. seine lautverschiebungsgrenze stimmt bis an die Elbe zu der von *sitzen* (Anz. XIX 357 f) — nur Neufs hat noch *ūt* —, östlicher zu der von *gro/s* (ib. 347). verdopplung des consonanten häufig in den gleich zu erwähnenden gegenden mit vocalverkürzung. vor einzelheiten seien noch erwähnt nicht seltenes *ūd* in Schleswig-Holstein nördlich vom 54 grade, *ux* in denselben acht orten zwischen Waldeck und Wildungen, die schon *ix* = *eis* hatten (Anz. XVIII 411), *ūgs* und *ōgs* in vier orten nordöstlich von Treysa (bei *eis* nur in zwei orten *egs*) und häufiger abfall des *-s* am mittleren Main zwischen Spessart und Lohr-Würzburg (*au*, *rau*), der sich vielleicht aus der dortigen articulation des nachfolgenden *z* (*auszutrinken*) erklärt.

Für die diphthongierungsgrenzen kann hier ganz auf *eis* (Anz. XVIII 409 f) verwiesen werden[1]. nur im w. bis zur Sieg ist *aus* noch nicht ganz so weit vorgedrungen, und seine grenze bleibt der von *eis* um einen schmalen streifen und in meist sehr unsicherem und zackigem verlauf — hier wird mit doppelformen je nach dem betonungsgrade zu rechnen sein — südlich vorgelagert (von den bei *eis* angeführten orten haben hier Adenau und Altenkirchen noch *ūs*). längs der ganzen östlicheren strecke bringe man nur Medebach (*iut*, weshalb auch sein *eis* richtiger zur nördlicheren westfäl. diphthongierung als zur md. zu rechnen ist), Artern, Herzberg und in Ostpreufsen Bischofsburg (unsichere grenzstadt) auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie, ohne dass damit im übrigen eine übereinstimmung dorf für dorf behauptet sein soll. ein vergleich der diphthongierungslinie mit der obigen lautverschiebungslinie östlich der Elbe lehrt, dass beide sich keineswegs durchgängig decken, dass vielmehr, von vereinzelten orten und ortsgruppen abgesehen, beide linien einerseits ein gebiet mit *ūs* zwischen Herzberg-Sonnenwalde-Buchholz-Herzberg und anderseits ein gebiet mit *aut* zwischen Müllrose-Reppen-Sonnenburg-Müllrose umschliefsen, dass also hier, in den gegenden des stetigen md. vordringens, nicht *aus* gegen *ūt*,

[1] sie sind freilich aao. teilweise noch sehr ungefähr angegeben. sobald diese berichterstattung erst so weit vorgerückt ist, dass sie mit der semesterlichen fertigstellung neuer karten schritt halten kann (was bis zum nächsten bande zu erhoffen ist), dann wird auch raum vorhanden sein, um solche grenzstrecken, wo derartige cardinalgrenzen sich bei verschiedenen paradigmen tatsächlich ort für ort decken, auch ort für ort zu beschreiben.

sondern die einzelnen md. laute für sich gegen die entsprechenden nd. vorrücken.

Das resultat der westfäl. diphthongierung ist hier *iut*, das wider im westlichen flügel ihres gebietes am reinsten erscheint, während nördlich der Lippe an der oberen Ems von Ahlen bis Bielefeld *out* und im übrigen bunter wechsel von *üt*, *eut*, *out*, *aut*, *üut*, *üt*, *iut* uä. herscht; gleiche formen vereinzelt noch zwischen Wittingen und Salzwedel und widerum im o. nördlich der Netze, von denen um Pollnow, Bublitz, Baldenburg *aut*, südöstlicher bis Brahe und Netze *iut* überwiegt. sonst bleibt auf nd. boden nur noch niederrheinisches *üt* hervorzuheben bis Geldern, Rheinberg, Orsoy, Ruhrort und gegen o. nicht ganz bis Dorsten, Bocholt, wofür die kürze durch *ütt* ausdrücklich bezeugt wird nur in drei orten nördlich von Cleve und sechs orten am südrande; dasselbe *üt* (einmal *ütt*) in dem kleinen von der verschiebungslinie südlich von Olpe gebildeten zipfel; endlich *üt* (ohne jedes *tt*, also wol *üt*) in ca. zwanzig dörfern in Braunschweigs nördlicher nachbarschaft im gebiet der Oker und besonders auf ihrem rechten ufer: Wenkers beobachtung, dass ein grofser teil der namen dieser dörfer auf *büttel* ausgeht (Abbesbüttel, Wedesbüttel, Allenbüttel, Wasbüttel, Rötgesbüttel, Lagesbüttel, Ettenbüttel usw.), wie es sich sonst besonders zahlreich in Dithmarschen und überhaupt längs der Nordseeküste im alten Friesengebiete vorfindet, und dass die nordfriesischen dialecte zt. denselben lautwandel *ū* > *ü* aufweisen (s. u.), gibt für die urgeschichte jener braunschweigischen nachbarorte einen interessanten fingerzeig, wie er sonst weder von der ortsnamenbildung für sich noch von jenem lautwandel für sich gewährt werden könnte, und war deshalb hier als ein weiterer schlagender beleg für die treue und zuverlässigkeit des atlasmaterials nicht zurückzuhalten.

Von den hd. gebieten mit altem monophthong weist das ripuarische in der nähe der Eifel etliche *üs*, das Siegerland vocalverkürzung auf (*uss*); das hessisch-thüringische *üs* an der Schwalm und Fulda besonders um Felsberg, Melsungen, Homberg, Rotenburg, an der Werra um Wanfried, Treffurt und versprengt noch südlicher bis gegen Hersfeld und Salzungen, sowie *uis* von Geisa über Hünfeld bis Fulda und östlich davon; das süddeutsche in dem lothringischen zipfel *uss* (etwa bis ausschliefslich Pfalzburg, Buckenheim, Lützelstein, Ingweiler, Reichshofen), im Elsass *üss* (doch noch mit vielen *uss* durchsetzt), das zwischen Kinzig und Elz den Rhein sogar vereinzelt überschreitet, sonst *ūs*, das nur nördlich der Kinzig und östlich des Bodensees mit einzelnen *uss* wechselt.

Dem schles. *ēs* = *eis* entspricht hier *ōs* (mit vielen *oas* uä. schreibungen und noch genug *aus*), in dem grofsen gebiet zu beiden seiten der Oder mit gleicher ausdehnung, nämlich im n. etwa bis zum 52 grade, im w. bis zum Bober, im s. bis Löwenberg-Haynau-Breslau-Bernstadt; der südlicheren *ǟs*-gruppe von

Brieg bis Falkenberg entsprechen hier nur ganz vereinzelte *ōs*; dagegen sind jenem grofsen *ōs*-gebiet zahlreiche *ās* nordwärts vorgelagert, denen bei *eis* viele *ais* parallel gehn. ferner finden sich *ās* wider zwischen Saale und Elster, sind aber im bair. nicht nur der Böhmerwaldgegend, sondern dem ganzen Nordgau eigentümlich, also etwa allem land zwischen Donau, unterer Altmühl, Fränkischem Jura und Fichtelgebirge. sonst herscht überall *aus*, das nur im Moselgebiete besonders häufig mit *ous* wechselt und an zwei stellen längs der hessischen diphthongierungsgrenze zu *āus* wurde: einmal bis ausschliefslich Frankenau, Gemünden, Treysa, Ziegenhain und einschliefslich Neukirchen und sodann um Fladungen und Bischofsheim.

haus auf früher wendischem boden wie *heis* (Anz. xviii 411).

Die Dänen schreiben *ud*, vielfach wechselnd mit *ur* und *u*, wenn sie es nicht durch *af*, *av*, *au*, *a* ersetzen oder ganz auslassen, die Nordfriesen vorwiegend *üt*, seltener *ōt* (besonders auf dem festlande), wol mit kurzem vocal, wie etliche *ütt* und *ütj* schliefsen lassen.

31. *braune* (satz 39).

Das kartenbild ist zu beschreiben im vergleich mit dem vorigen (*aus*) einerseits, in bezug auf seine verbindung von alter länge und nasal mit *wein* (Anz. xix 279ff) anderseits, wobei freilich die in *braune* vorhandene flexionsendung auf mancherlei abweichungen vorbereitet. aus diesem grunde empfiehlt es sich diesmal die entwicklung der endung vorwegzunehmen. sie deckt sich vielfach nicht mit der der übrigen auslautenden *-e* (vgl. *gänse* Anz. xviii 408, *balde* xix 284, *felde* 286, *müde* 355, *bette* ib.), wenn auch hierüber nicht eher sicher entschieden werden kann, als bis festgestellt ist (durch die späteren artikelkarten), wie weit zb. der accusativ für den nominativ eingetreten ist. so wechselt am Niederrhein *-en* mit *-e* stromaufwärts etwa bis Gangelt-Crefeld-Elberfeld, ohne für sich abgrenzbar zu sein; ebenso etliche *-en* an der Vechte von Nordhorn abwärts und vereinzelt bei Jever; endlich ein geschlossenes *-en*-gebiet im Mosel- und Eifelgebiet bis zur grenze (*-en*-orte *cursiv*): Busendorf, *Merzig*, *Wadern*, Birkenfeld, Berncastel, *Wittlich*, *Daun*, Adenau, Blankenheim, Montjoie. der untere lauf der Mosel ist dann der beginn der ungefähren grenze, die ein grofses im wesentlichen endungsloses gebiet des südens abtrennt; sie setzt sich nordöstlich auf den Westerwald zu fort, folgt dann im grofsen und ganzen der linie der übrigen auslautenden *e* (s. o.) bis über den Thüringerwald, endlich dem Frankenwald und endigt östlich etwa in den anfängen des Erzgebirges. aber diese begrenzung ist nur ganz ungefähr, und dieses ganze im allgemeinen endungslose gebiet weist überall noch eingesprengte endungsformen auf, am seltensten in Schwaben und im Elsass (nur sein südlichster teil, etwa jenseits des 48 grades, hat überwiegend *-e* und *-a*), schon häufiger in Baiern südlich

der Donau (*-e*, *-ö*, *-i*), zunehmend im bair. Nordgau (*-e*, *-a*, nördlich der Donau zwischen 28 und 29 grad etliche *-er*), im oberen und mittleren Maingebiet (*-a*) und im übrigen Main- und Rheinland (*-e*); immerhin bleibt hier überall das fehlen jeder endung das characteristische. das grofse nördlich sich anschliefsende mittel- und norddeutsche *-e*-gebiet reicht bis zu einer grenze, die sich viel deutlicher abhebt, von Schleswig südwärts auf Glückstadt zieht, etwa der Elbe bis Bleckede folgt, weiter zwischen (*e*-orte *cursiv*) *Ülzen*, *Wittingen*, Clötze, *Öbisfelde*, *Calvörde*, Gardelegen, *Jerichow*, Stendal, Havelberg, *Rhinow* (vgl. für die letzte strecke *gänse*), Wittstock, *Rheinsberg*, Fürstenberg, *Lychen*, *Templin*, *Joachimsthal*, Greiffenberg, *Angermünde*, *Schwedt*, Fiddichow, *Schönfliefs*, *Soldin*, Lippehne, *Berlinchen*, Bernstein, Woldenberg, *Driesen*, *Zirke* hindurchgeht und wie *ik*/*ich* schliefst; innerhalb dieses grofsen complexes fehlt eine endung häufiger nur im sw., besonders in der nachbarschaft jenes ripuarischen *-en*-bezirkes und rechtsrheinisch zwischen Sieg und Wupper, ferner zwischen Dollart und Jadebusen, endlich im mittleren Schlesien und an den abhängen des Iser- und Riesengebirges; sonst überall *-e*, nur am Niederrhein mit *-en* wechselnd (s. o.) und in der nachbarschaft des Frankenwaldes und Erzgebirges mit *-a*. der nordostdeutsche rest ist endungslos bis auf zwei ausnahmedistricte: der eine zu beiden seiten des Weichseldeltas liegt ungefähr zwischen der curve Leba-Graudenz-Gurzno und der Passarge (*-e*), der andere ostwärts von Bischofsburg-Bischofstein-Rastenburg und dem 39 längengrade bis zur reichsgrenze (*-e*, vereinzelt *-er* und in der südwestlichen ecke *-a*).

Eine analoge entwicklung des *-n* in *braun(e)* und in *wein* (s. o.) ist nur insoweit zu erwarten, als die eben beschriebene endungsentwicklung in *braune* nicht dagegen spricht. die grenze des süd- und mitteldeutschen gebietes, das das *-n* aufgegeben hat, läuft für *braune* von Säckingen und Schopfheim an über die westabhänge des Schwarzwaldes dem Rhein etwa parallel, stimmt dann aber ganz zu *wein*, soweit das gebiet nicht durch jene endungslinie eingeengt wird, dh. sie stimmt für die bei *wein* aufgezählten orte von *Rastatt* bis *Haiger* und von *Alsfeld* bis Ilmenau (nur dass der Rhein nicht bei Braubach, sondern schon bei StGoar nordwärts verlassen wird); überall hier erinnert nasalierter stammvocal an das ehemalige *-n*. das *-n*-lose gebiet östlich der unteren Oder ist viel beschränkter als bei *wein* und *mann* (Anz. XIX 201) und entspricht hier nur ungefähr dem kreise Filehne-Nörenberg-Polzin-Janowitz-Goslin-Filehne.

Der ripuarische übergang des *-n* in den gutturalen nasal *-ng* stimmt zu *wein*, nur dass ihn bei *braune* auch der streifen Eupen-Aachen längs der belgischen grenze hat und seine scheidelinie daher zwischen *Aachen* und Hünshoven an der reichsgrenze zu beginnen ist; zwischen *Burg* und Hückeswagen schneidet er gen

n. noch eine kleine halbinsel um *Remscheid* herum aus, die also *brung* neben *wīn* hat. die gegenden mit *weng* und *wing* zwischen Fulda und Schwalm haben hier in bunter verschränkung *brünge* (um Rotenburg), *brümme* westlicher bis Borken-Schwarzenborn und westlich davor der reihe nach von n. nach s. winzige gebietchen mit *bräume* (südlich und südwestlich vor Borken acht orte), *bröngme* (zwischen Schwarzenborn und Gemünden siebenzehn orte), *braume* (zwischen Neukirchen und Neustadt zwölf orte), *brumme* (zwischen Schwarzenborn und Grebenau zehn orte). aufserdem *brong*, wider wechselnd mit seltneren *brom*, *bromm* im westlichsten lothringischen zipfel jenseits des 24 grades. eine parallele zu *wing* von Rastatt bis Bühl fehlt bei *braune*, dagegen stimmen *brung* nördlich vom Bodensee und im Allgäu.

Die nördliche diphthongierungsgrenze deckt sich im w. wie bei *wein* mit obiger gutturalisierungsgrenze und stimmt im übrigen zu *aus* (o. s. 210), nur dass hier *Wildungen*, *Cölleda*, *Artern* bereits diphthongieren; die süddeutsche stimmt wider zu *wein*, nur dass Mühlheim, Friedlingen, Ravensburg noch den monophthong bewahren. die westfäl. diphthongierung wie bei *aus*, nur längs des ganzen süd- und ostrandes ihres gebietes hier überwiegend *ou*. jener passus u. *aus* gilt auch sonst für *braune*, nur dass niederrhein. *brünn-* auf ein grenzgebiet etwa bis zur höhe Goch-Cleve-Emmerich beschränkt bleibt (das übrige land dort mit *üt(t)* hat *brunn-*, das aufserdem noch zwei enclaven nordwärts von Erkelenz und um Merscheid, Höhscheid zukommt), und dass die *ū* bei Olpe hier völlig fehlen. jenen hessischen gebieten mit *brünge* und *brümme* legt sich nordwärts *brünne* vor (um Felsberg und Melsungen) und dann *brunne* (um Züschen, Waldeck, Naumburg, Niedenstein, Cassel, Lichtenau); östlicher wider *ū* um Eschwege, Wanfried, Treffurt und um Vacha, das *ui* aber ausgedehnter als bei *aus* noch bis Salzungen, Lengsfeld, Tann. im ripuar. gutturalisierungsgebiet verteilen sich *brung-* und *brong-* im ganzen analog dem *wing* und *weng*; im südlichsten zipfel längs der grenze bei Bitburg etliche *brang-*. bei Ravensburg *brung* und *brong* im wechsel; sonst im süddeutschen monophthonggebiet im wesentlichen parallele vocalentwicklung mit *aus*. das *-n*-lose gebiet östlich der untern Oder hat in der südlichen hälfte *bruo*, in der nördlichen *brua*, wobei etwa der 53 grad die scheide bildet, und letzteres setzt sich westwärts noch etwas als *bruan* fort: vgl. entsprechende *wia*, *wio* Anz. XIX 281 f. die vocalentwicklung endlich in den gebieten mit nhd. diphthong entspricht der bei *aus*, soweit sie nicht schon modificiert wurde, nur dass nordbair. *brā̰* wider (wie *ās* Anz. XVIII 411) beschränkt ist auf einen schmalen streifen längs der reichsgrenze vom oberen Regen bis zur Schwarzach.

Die Dänen haben *brūn* (häufig *bruen*); die Friesen haben *brünn-* (seltener *brönn-*, vereinzelt *brunn-*), auf Sylt, Amrum, Föhr keine endung, sonst *-e*.

32. *hause* (satz 26).

Nur satz 26 ist berücksichtigt, nicht auch satz 15, wo *nach hause* so häufig durch *heim* ersetzt ist, dass eine zusammenhängende darstellung für *hause* nicht möglich war.

Zum anlaut *h-* in früher slavischen gegenden vgl. Anz. XIX 106.

Die grenzen der nhd. diphthongierung stimmen zu *eis* (Anz. XVIII 409), nur Medebach (s. o. u. *aus* s. 210), Wildungen (statt dessen hier Waldeck, *Züschen*, Fritzlar, *Borken*), Cölleda, Schweinitz, Herzberg, Cüstrin, sowie Bischofsburg im no. und Ravensburg im s. sind auf die entgegengesetzte seite der grenzlinie zu setzen. die übrige vocalgeschichte des wortes deckt sich im wesentlichen mit der von *aus* bis auf folgende abweichungen: östlich von Hamburg bis Ratzeburg und Wittenburg ist *hūs* mit etlichen *hues, hurs* durchsetzt; niederrhein. *hūss* reicht gen o. nicht bis Ruhrort und Dinslaken, sondern nur bis Orsoy und Wesel; vocalkurzes *huss-* nicht nur im Siegerland, sondern auch östlicher an der diphthongierungsgrenze in schmalem streifen von Fürstenberg über Sachsenhausen, Freienhagen, Wolfhagen bis Zierenberg, sowie in dem von *haus-*, *hüs-*, *huis-* umschlossenen teile Hessens an der Fulda; bei Olpe kein *ū*, sondern nur *ū*, ebensowenig an der Eifel; nordbair. *ā* nur in der beschränkung wie bei *braune* (o. s. 214); *ou* noch vorwiegend in dem oben skizzierten winkel an der Eder nördlich von Wildungen; um Fladungen und Bischofsheim kein *āu*.

An der Ruhr um Mülheim und an der Wupper um Solingen, Ronsdorf, Remscheid, Dorp, Höhscheid wird bei langem stammvocal und vorhandener endung stimmloses *-ſs-* überliefert. *hausch* gilt zwischen Mittelmain und Neckar etwa für denselben bezirk wie *gänsch* (Anz. XVIII 407, vgl. noch u. *eis* ib. 411, *sechs* 412, *nichts* XIX 208).

In bezug auf die flexionsendung kann zumeist wider an die übrigen, analog entwickelten auslautenden *-e* angeknüpft werden (s. die citate o. s. 212); nur ist hier und da, namentlich im gebiet der Mittelelbe und in der Mark Brandenburg, zu beachten, dass dort in unserm satze der acc. für den dat. eingetreten ist. die grenze des endungsgebietes ist hier bei *hause* meist so deutlich, dass ihre nähere beschreibung am platze ist; der vergleich mit *gänse* (Anz. XVIII 408) zeigt dann, wo die verwantschaft der verschiedenen *e*-grenzen eine sehr nahe, wo sie nur eine ungefähre ist. sie beginnt (orte auf dem endungsgebiete *cursiv*) im nw. bei *Friesoythe*, stimmt ost- und südostwärts ziemlich genau zu *gänse* bis *Öbisfelde* — eine strecke, wo alle jene *-e*-grenzen im wesentlichen identisch verlaufen —, folgt dann derselben acc.-linie wie bei *felde* (Anz. XIX 285) bis *Landsberg a. W.* und schliefst ungefähr wie *ik/ich*; nördlich dieser grenze fehlt die endung, nur das mündungsgebiet der Weser schwankt, aufserdem aber erinnern an das ehemalige *-e* zahlreiche apostrophe und zwar

sowol *hūs'* als sehr characteristisch auch *hū's*, zu denen obige *hues* bei Hamburg als weitere stufe werden gestellt werden können. von *Friesoythe* läuft die linie längs der holländischen grenze über Papenburg, Meppen, *Haselünne*, *Lingen*, Neuenhaus, Schüttorf, *Rheine*, dann unsicher südwärts bis zur Ruhr — hier im westlichen Westfalen gehen alle jene -*e*-grenzen am weitesten auseinander —. von Hattingen a. R. bis *Gummersbach* übereinstimmung mit *gänse*, dann aber nördlicher übers Rothaargebirge wie *ik*/*ich* bis *Winterberg* und weiter über *Hallenberg*, Battenberg, *Frankenberg*, Rosenthal, Gemünden, *Borken*, *Homberg*, Rotenburg, *Sontra*, Creuzburg, *Treffurt*, *Langensalza*, Gotha, *Arnstadt*, *Plaue*, Ilmenau, *Gehren*, *Gräfenthal*, Probstzella, *Ranis*, Ziegenrück, *Auma*, der rest wie *gänse*, von dem schon die letzten abweichungen vom Thüringerwald an ebenso geringe waren wie von den übrigen -*e*-paradigmen; diese eben beschriebene grenzstrecke von der Ruhr an ist für *hause* sehr scharf, nur die oben beschriebene enclave an der Wupper hat *hūſse*, und östlich der oberen Saale finden sich noch etliche -*e* im endungslosen gebiet; sonst schwankt nur Schlesien in der nähe des Iser- und Riesengebirges und in dem östlich und nordöstlich von Sprottau und unterem Bober gelegenen teil des abgeteilten endungsgebietes zwischen formen mit und ohne endung. eine besonderheit stellt Mülheim a. Ruhr und umgebung mit schwachem *hūſsen* dar.

Die östliche hälfte der hd. enclave in Ostpreuſsen ersetzt *haus* überwiegend durch *gebäude*.

Die Dänen haben *hūs* (mit einigen *hues*), die Nordfriesen *hūs* und *hōs*, worüber unter *aus* zu vgl.

33. *häuser* (satz 33).

Zu *h*-, den nhd. diphthongierungsgrenzen, *s* > *sch* und ostpreuſs. *gebäude* genügt ein hinweis auf den eben behandelten singular des wortes, wenn man auch hier, innerhalb der flexion ein und desselben paradigmas, vorurteilsfrei nicht auf absolute übereinstimmung ort für ort rechnet; so sind die ostpreuſs. *gebäude* hier im plural viel seltener als dort im singular, und zwischen Main und Neckar combiniert manches grenzdorf *hausch* und *häuser*; ja jenen *hūſsen* bei Mülheim und *hūſse* bei Solingen mit stimmlosem *ſs* stehn hier lediglich *hūser* mit tönendem *s* gegenüber. die diphthongierungsgrenze divergiert bei sing. und plur. nur am Thüringerwald, indem der immer monophthongische zipfel an der oberen Ilm um Gehren hier im plur. umfangreicher ist und von den gröſseren orten noch Plaue, Ilm, Kranichfeld einschlieſst; der grund ist der, dass der plur. hier verkürzten stammvocal hat (*hisser*, s. u.), dass daher die verkürzung schon eingetreten sein wird, als die diphthongierung begann.

Die eben erwähnte gegend mit *hisser* bildet den südöstlichsten zipfel eines groſsen hessisch-thüringischen gebietes zu beiden seiten der Werra, dem diese vocalverkürzung eigen ist; seine west- und

ostgrenze bildet die diphthongierungslinie, dort von Fritzlar bis Lauterbach, hier von Ilmenau bis Harzgerode; seine nordgrenze folgt von Fritzlar der Eder abwärts, zieht von deren mündung an die Werra bei Hedemünden und folgt von hier der *ik/ich*-linie, bis diese sich mit der diphthonglinie zwischen Harzgerode und Hettstädt schneidet; die südgrenze endlich zieht von Lauterbach gen o., südlich an Hünfeld und Geisa vorbei, überschreitet die Werra westlich von Schmalkalden, geht dann gen n. auf den Rennstieg, um diesem nach so. zu folgen und hier südlich von Plaue wider die diphthonggrenze zu treffen; der vocal in diesem kürzegebiet ist zu *i* entrundet, nur längs des Rennstieges und am rande südlich von Salzungen, Lengsfeld *ü*. aufserdem gilt vocalkürze (*hüsser*) wie bei *hause* (*husse* o. s. 215) nur noch für den schmalen nd. streifen längs der hd.-nd. sprachscheide von Fürstenberg bis Zierenberg und westlicher über Medebach bis Winterberg.

Der umlaut fehlt einigen bezirken an der westgrenze des reiches: der ostfriesischen ecke etwa bis Langeoog-Friesoythe und Friesoythe-Papenburg, einigen orten im Vechtegebiet von Schüttorf abwärts (*hūs*-) und einem grofsen teil der Rheinprovinz; hier beginnen die *hūs*- jenseits einer etwaigen linie Kaldenkirchen-Köln, zunächst vereinzelt, dann immer häufiger, bis sie jenseits der linie Heinsberg-Bonn bei weitem überwiegen; sie herschen bis zur diphthonglinie und werden südlich dieser durch ebenfalls umlautsloses *haus*-, *hous*- fortgesetzt bis zu einer linie, die an Adenau, Daun, Bitburg nordwestlich vorüberzieht; auch rechtsrheinisch treten noch viele *hūs*- auf zwischen Sieg und Wupper bis gegen Freudenberg, Neustadt, Wipperfürth hin.

Zur westfäl. diphthongierung s. Anz. XVIII 410; auch hier ist ihr resultat *huis*- (wie *uis* < *īs*), aber schon durchgängiger und vollendeter, obwol die verschiedensten nüancen bis zum alten *ǖ* zurück auch hier noch vorhanden sind; nördlich der Lippe und an der mittleren und unteren Diemel überwiegt *höüs*-; auch im no. wider östlich der Persante etliche *huis*- und südlicher zur Brahe hin einzelne *hius*-.

Auf monophthongischen gebieten bleibt sonst nur noch die verteilung von *ǖ* und *ī* zu besprechen. ersteres ist das allgemeine bis auf folgende *ī*-ausnahmen: an beiden ufern der Wesermündung von Bremen bis Brake; in den interessanten dörfern nördlich von Braunschweig, die *ǖ* für *ū* haben (o. s. 211); im südlichsten teil des kreises Siegen; an der Eder und Fulda in dem zwischen dem *hiss*-bezirk und der *ik/ich*-linie liegenden zipfel mit Naumburg, Gudensberg, Cassel; zwischen der *ik/ich*-linie und dem Harz und weiterhin einen schmalen südrand des nd. monophthonggebietes bis an die Netze bildend und somit vom nördlichen *hǖs*- zum südlichen *heis*- (s. u.) überleitend; ferner östlich der Weichsel (natürlich aufser der hd. enclave, die *heiser* hat,) und westlich von ihr bis etwa zur Brahe und Wipper hin, hier bunt

mit *ū* wechselnd; endlich im süddeutschen monophthongbezirk mit ausnahme des südlichsten Baden etwa jenseits Freiburg-Radolfzell, doch so, dass das linke Rheinufer reines *ī*, das rechte wechsel zwischen *ī* und *ū* aufweist (vgl. u. *müde* Anz. XIX 352 f).

Im diphthongierungsbereich herscht *äu* ohne entrundung (wie namentlich *öü*, *oi* uä. schreibungen dartun) zwischen Eifel und unterer Mosel, sodann in einem grofsen östlicheren gebiete, dessen ungefähre grenze vom Siebengebirge bis zur Lahnquelle der diphthonglinie, dann etwa der Lahn bis Marburg folgt, südöstlich auf Herbstein zieht, wider der diphthonglinie nachgeht bis zum südende des Thüringerwaldes, über den Frankenwald läuft und endlich gegen s. etwa folgender curve entspricht: Münchberg, Baireuth, Erlangen, Rothenburg a. T., Osterburken, Miltenberg, Aschaffenburg, Wiesbaden, Limburg, Westerburg, Altenkirchen. *äu* ist endlich Schlesien eigen und seine herschaft reicht hier gen n. etwa bis Posen-Meseritz-Crossen, gen w. bis zum wendischen Spreeland und dieses südlich umfassend schliefst es noch eine enclave des Sachsenlandes mit ein, deren rand im n. mit dessen politischer grenze, im w. mit der Mulde, im s. mit der curve Chemnitz-Dresden-Schandau bezeichnet sein mag. überall sonst überwiegt *ei* im wechsel mit *äu*, aber in verschiedengradigem verhältnis; so hat besonders das schwäbische noch so zahlreiche *äu* und *eu*, dass die schriftsprache zur erklärung nicht ausreicht, vielmehr hier erst ein geringerer grad der entrundung erreicht zu sein scheint als in den andern gegenden (vgl. wider unter *müde* aao.). endlich bleibt noch zu erwähnen, dass junge monophthongierung des nhd. diphthongs, wie sie bisher für alle paradigmen mit diesem zu constatieren war, in *häser* (vgl. *äs* Anz. XVIII 411, *ōs*, *ās* o. s. 211 f usw.) nur widerkehrt zwischen Saale und Elster, sowie am Böhmer und Bairischen Wald, dass sie hingegen in Schlesien, wo sie sonst ein grofses festes gebiet ausmachte, nur in wenigen vereinzelten ortschaften bezeugt wird und hier daher der sing. *hōs* und der pl. *häuser* (auch mit *oi*, *oui* uä.) lautet.

Für den auslaut *-er* kann wider (wie bei *bruder* o. s. 110, *wasser* Anz. XIX 283) auf *winter* Anz. XIX 110 verwiesen werden, jedoch unter folgenden einschränkungen. nimmt man die oben skizzierte ostfriesische ecke (mit umlautslosem *hūs-*) vorweg, die die endung *-en* hat (vgl. *gansen* Anz. XVIII 406. 408 f), dann sei vom nordwestlichen niederdeutsch ein bezirk etwa durch eine curve abgeteilt, die von Geldern über Xanten nach Isselburg, ostwärts über Bocholt und Borken nach Haltern a. d. Lippe zieht, dieser bis Hamm folgt, ganz unsicher längs Werse und Ems gen n., von Haselünne wider östlich nach Vechta, von Vechta nördlich gegen Oldenburg läuft und dann ungefähr durch den 53 breitengrad bis zum schnitt mit dem 28 längengrad, endlich durch diesen bis an die Ostsee gebildet wird: dieses ganze nordwestliche grenzgebiet hat einmal die endung *-e* gehabt, die heute nach mafsgabe

ller übrigen plural-*e* geschwunden oder erhalten ist (vgl. unter *gänse* ınz. XVIII 408), dh. sie fehlt am Niederrhein, ist im schwinden ıegriffen an der oberen Vechte, besteht noch an der Ems und ehlt wider nördlich vom 53 grade, wenn auch namentlich im nündungsgebiet der Weser noch viele erhaltene *-e* die jugend des onstigen schwundes bezeugen. freilich ist jenes ganze gebiet nehr oder weniger mit *-er*-formen durchsetzt. sonst kommen uf **hūse* zurückgehnde formen mit abfall des *-e* nur zerstreut ıoch auf nd. boden zwischen Oder und Weichsel vor. die endung *ere* zu beiden seiten der mittleren Weser entspricht der von *winter* (Anz. XIX 110); ebenso im o. von Forst bis Müllrose, von vo sie sich bei *häuser* dann aber viel weiter nach w. erstreckt ınd noch einem district zwischen Müllrose, Königswusterhausen, Treuenbrietzen, Herzberg, Finsterwalde, Buchholz, Friedland zu- ;ommt. ebenfalls zweisilbige *-ere* an der oberen Saar innerhalb les bogens Saaralben, Lützelstein, Pfalzburg, Saarburg werden uf **-eren* zurückzuführen sein.

Die plattdänische form lautet *hūs*, die auf **hūse* zurückgeht, vie häufiges *hues* beweist (häufiger als im sing., vgl. sonst o. s. 215 f). lie Nordfriesen haben *hüssinge* und *hössinge* (daneben *-inger*, *ing*, *-eng*, auch *-ång* auf Amrum).

34. *leute* (satz 38).

Die nhd. diphthongierung herscht nördlich der Mosel nur ;o weit, als nicht durch die gutturalisierung des folgenden dentals 'ocalkürze eingetreten war (s. u.); erst zwischen Blankenberg ı. d. Sieg und *Altenkirchen* fällt ihre grenze mit der allgemeinen liphthongierungslinie zusammen und stimmt im einzelnen zu der von *hause* (o. s. 215), nur dass für Schweinitz a. d. schwarzen Elster, einen schwankenden grenzort, hier wider alte länge be- :eugt wird; die süddeutsche diphthonglinie variiert nördlich vom Bodensee ein wenig, indem Stockach und einige nachbarorte ıier schon diphthongieren.

Sonst ist der vocalismus in *leute* im wesentlichen gleich dem :ben behandelten in *häuser* (nur gewöhnlich die schreibung *eu* ;tatt des dortigen *äu*), bis auf folgende eigenarten. natürlich 'ehlen die formen ohne umlaut. Mecklenburg und Pommern deuten nit etlichen *ūe* auf die verlorene endung (s. o. s. 215 f), während ›ei *häuser*, wo diese bedingung fehlte, reines *ū* herschte. das lortige hess.-thüring. gebiet mit vocalkürze (*hisser*) hat hier ediglich alte länge (*ī* und *ǐ* mit gleicher verteilung wie dort *i* ınd *ū*); nur ein nördlicher zipfel an der oberen Leine, der von Hedemünden bis Worbis durch die *ik/ich*-linie, von Hedemünden bis Allendorf durch die Werra und gegen so. durch einen Wan- fried und Dingelstedt nicht mehr umschliefsenden bogen begrenzt wird, hat kurzen vocal, wie die consonantengemination dartut (im westlichen drittel *lüdde*, sonst *lidde*). aufserdem hat *leute* kurzen vocal im ripuarischen gutturalisierungsgebiet (s. u.) und in

einigen daranstofsenden enclaven, so nördlich davon im wesentlichen rechtsrheinisch bis Ürdingen-Werden-Langenberg-Barmen-Remscheid (*lüt*) und südlich davon zwischen 50 breitengrade und Sauer (*lett*, *lätt*, auch vereinzelt in der gegend von Diedenhofen); endlich im süddeutschen monophthonggebiet (*litt*, *lütt*, mit verteilung von *i* und *ü* wie bei *häuser* und mit zahlreichen einfachen *t*-schreibungen). schlesisches *läte* fehlt vollkommen, sodass die dortigen vereinzelten *häser* nur analogiebildungen zum monophthongischen sing. sein werden; vielmehr deuten versprengte *ō*, *oa*, *ou*, *au* darauf hin, dass der weg der monophthongierung hier ein andrer sein wird (*oi* > *ō*). für sich steht *ö* an der Vechte und Ems um Neuenhaus, Lingen, Nordhorn, Schüttorf und zerstreut weiter südwestlich längs der reichsgrenze bis zum Niederrhein hin, *eu* in einigen orten nördlich davon und westlich von Meppen, *eu* in schmalem streifen zwischen Wilsnack und Ruppin. zum ripuarischen vocalismus s. u. beim consonantismus.

Das gebiet der westfäl. diphthongierung ist hier bei *leute* von allen bisherigen paradigmen am grösten und abgerundetsten; es sei daher genauer beschrieben als Anz. XVIII 410. es lagert sich der *ik*/*ich*-linie nordwärts vor vom Rothaargebirge bis zum Oberharz, nur von Fürstenberg bis Hedemünden herscht in ihrer nächsten nähe, etwa bis einschliefslich Corbach, Landau, Liebenau, Trendelburg, noch ausschliefslich alter monophthong, der auch sonst überall im übrigen gebiet (am wenigsten in seinem westlichen flügel) noch geschrieben wird, desgl. am östlichen ende von Worbis bis ausschliefslich Duderstadt und einschliefslich Osterode. gegen w. bleiben Olpe, Attendorn, Plettenberg, Neuenrade, Hoh. Limburg, Schwerte, Lünen, Werne, Ahlen, Warendorf, Versmold, Melle, Lübbecke, Minden noch gerade von dem lautlichen process ausgeschlossen. von der Werremündung bis Rinteln ist die Weser grenze, die dann östlicher Süntel- und Deistergebirge ein- und Obernkirchen, Stadthagen, Sachsenhagen, Wünstorf ausschliefst. die Leine wird oberhalb Hannover gekreuzt und weiter gen o. Burgdorf aus-, Peine ein-, Braunschweig ausgeschlossen, endlich gehts gen s. auf den Oberharz zu über Wolfenbüttel, *Hornburg*, Osterwieck, *Goslar*, wobei die beiden *cursiv* gedruckten orte im innern des gebietes bleiben. restierende *ü* sind am rande des gebietes am häufigsten; an einigen stellen dieses randes überwiegen aber die *öü* und verwante schreibungen, so an der Lenne zwischen Altena und Iserlohn, wider nördlich der Lippe an der obersten Ems bis zum Teutoburger Wald, ferner am südrande von Rhoden-Warburg über Peckelsheim-Borgentreich bis Borgholz und Beverungen; im Leinegebiet oberhalb Göttingen herscht *eu* vor. sonst ist *ui* das allgemeine, besonders zwischen Teutoburger wald und Weser öfter durch *ū* ersetzt.

Vom consonantismus, soweit er nicht schon berücksichtigt wurde, bespreche ich zunächst den bezirk der ripuarischen gut-

turalisierung, der mit den betr. angaben unter *pfund* usw. (Anz. XIX 104 ff), auch unter *luft* (ib. 277 f), *wein* (280) zu vergleichen ist und folgende begrenzung hat (-*ck*-orte *cursiv*): *Montjoie*, Eupen, Cornelimünster, Stolberg, Eschweiler, *Düren*, Aldenhoven, Jülich, *Bergheim*, *Grevenbroich*, Odenkirchen, Gladbach, Neufs, Düsseldorf, *Leichlingen*, Höhscheid, Dorp, *Burg*, Remscheid, Hückeswagen, Wipperfürth, Gummersbach, Waldbröl, *Blankenberg*, Altenkirchen, *Linz*, *Sinzig*, Breisig, *Adenau*, Virneburg, Kelberg, Daun, *Gerolstein*, *Schönecken*, Killburg, *Bitburg*, *Neuerburg*. dem an das südende angrenzenden *lett*, *lätt* (s. o., vgl. *dutt* Anz. XIX 350, das aber noch östlicher in hier schon diphthongierendes land greift) entsprechen im südlichsten teile jenes bezirkes *leckt* und *leck* bis zur Schnee-Eifel (vgl. *dukt* und *duck* aao.); nördlich dieser kommt *löckt* einem westlichen grenzstreifen zu bis in die höhe von Malmedy; sonst herscht *löck*, das durch *lück* ersetzt wird im nördlichsten teil etwa innerhalb des winkels Gladbach-Köln-Gummersbach.

Beim schnitt der ostgrenze dieses *ck*-gebietes mit der Sieg ist sodann eine linie einzusetzen, die von hier zu der entsprechenden scheide bei *müde* (Anz. XIX 354) im grofsen und ganzen stimmt und gegen s. diejenigen formen abschneidet, die den dental als *d* oder *t* bewahrt haben[1]. nördlich dieser linie hat sich das *d* nur innerhalb des winkels erhalten, der etwa in Ülzen seinen scheitel hat und den einen schenkel nach Travemünde, den andern nach Winsen und die Elbe abwärts sendet, obwol der schwund des dentals auch hier schon oft genug bezeugt wird, namentlich im östlichen teil des bezirkes; sonst noch *d* an der oberen Vechte von Gronau-Dülmen bis Rheine-Münster (wechselnd mit selteneren ausfall oder *r*) und *t* an der unteren Ruhr von Kettwig abwärts (*lüt* als nördliche fortsetzung des erwähnten *lütt* um Düsseldorf und Elberfeld); übergang in *r* wie bei *müde*; der Niederrhein hat *lüj* bis einschliefslich Straelen, Geldern, Dinslaken und ausschliefslich Dorsten, Isselburg.

Innerhalb jenes grofsen complexes, der sonst den dental bewahrt, hat der westliche waldeckisch-hessische zipfel vorwiegend *d*, das auch östlich der Fulda etwa bis Rotenburg-Worbis vorkommt (über *dd* s. o.), sonst *t*, das östlicher an die *ik*/*ich*-linie reicht bis Ermsleben, das aber selbst schon *t* hat, und dann meistens mit dem nhd. diphthong in seiner ausdehnung zusammenfällt; doch haben zb. jenseits der Elbe wider Schweinitz und Schönewalde mit nachbarschaft *līte* und die gegend zwischen Frankfurt, Lebus, Göritz, Sonnenburg, Drossen, Reppen *leide* (vgl. o. u. *aus* s. 210); sonst *d* im *t*-gebiet häufiger im kgr. Sachsen (bei vor-

[1] dieser verweis auf *müde* setzt voraus, dass man sich jene karte auf dem papier reproduciert hat; wer sich die linie für *leute* nur nach dem text von *müde* zeichnen will, wird das etwas umständlich finden; vielleicht gestattet später die zu erhoffende gröfsere raumfreiheit in solchen fällen eine kurze, für den benutzer bequemere widerholung. — Anz. XIX 354 z. 28 lis nördlicher st. südlicher.

handener endung). an der unteren Glatzer Neifse zwischen Brieg und Falkenberg öfter *leutte*. östlich der unteren Oder *lüg*, *lüj* wie *mög*, *möj* bei *müde*. vereinzelte *leur*, *leir* noch in der Pfalz um Kusel und Baumholder und im hessischen längs der grenze zwischen dentalschwund und -erhaltung.

Das plural-*e* hat im allgemeinen die gleiche ausdehnung wie bei *gänse* (Anz. xviii 408), nur dass alle süddeutschen endungsreste, die dort auf *-en* zurückgehn, hier völlig fehlen. im sw. des grofsen norddeutschen *e*-gebietes überwiegen flexionslose formen schon viel weiter nach Westfalen hinein, etwa bis zur ungefähren curve Stadtlohn-Münster-Hamm-Altena; von hier gen s. und so. ist ihre grenze sehr deutlich und sei (zum vergleich mit *gänse* und mit *hause* o. s. 216) hier beschrieben (endungsorte *cursiv*): Lüdenscheid, *Plettenberg*, Meinertshagen, *Attendorn*, Drolshagen, *Olpe*, Hilchenbach, *Laasphe*, *Biedenkopf*, *Marburg*, Amöneburg, *Kirchhain*, Neustadt, *Rauschenberg*, *Gemünden*, Treysa, *Borken*, *Homberg*, Schwarzenborn, *Rotenburg*, Hersfeld, Berka, *Sontra*, Creuzburg, *Treffurt*, *Mühlhausen*, Thamsbrück, *Schlotheim*, *Tennstedt*, Gebesee, *Sömmerda*, *Erfurt*, Gotha, *Arnstadt*, Ohrdruf, *Plaue*, Ilmenau, der rest wie bei *gänse*. zu etlichen *-er*, *-r* im mündungsgebiet der Weser s. u. *müde* Anz. xix 355.

Die Dänen haben *folk*; dgl. ein teil der Friesen; Sylt überliefert *lidden*, Amrum und Föhr *lidj*, das Saterland *ljude*.

35. *leuten* (satz 40).

Einige abweichungen im consonantismus gegenüber dem eben behandelten nomin. erklären sich aus der verschiedenheit der endungen, deren entwicklung daher hier vorweggenommen wird. ich beschreibe zuerst ein grofses nd. und md. gebiet mit bewahrtem *-en* und der nordgrenze (*-en*-orte *cursiv*) Düsseldorf, Gerresheim, *Merscheid*, *Gräfrath*, Wülfrath, *Elberfeld*, Westhofen, *Iserlohn*, Unna, *Werl*, Beckum, *Soest*, *Lippstadt*, *Gütersloh*, Warendorf, *Versmold*, Osnabrück, *Melle*, *Lübbecke*, *Rhaden*, Diepholz, Syke, Hoya, Rethem, *Nienburg*, Hudemühlen, *Celle*, Wittingen, *Gifhorn*, Öbisfelde, *Braunschweig*, Helmstedt, *Schöningen*, Schwanebeck, *Halberstadt*, Kroppenstedt, *Quedlinburg*, *Ermsleben*, Aschersleben, Bernburg, von hier ostwärts die unter *felde* (Anz. xix 285, vgl. *hause* o. s. 215) skizzierte acc.-grenze bis Landsberg a. Warthe, der rest etwa wie *ik/ich*; die südgrenze geht von Köln (linksrheinisch wird zwischen Düsseldorf und Köln nur noch ein kleiner etwa bis zur Erft reichender *-en*-district mitgenommen) bis Linz um wenige orte dem Rhein parallel, dann nordöstlich zum Rothaargebirge, über dieses bis *Schmallenberg*, Berleburg, dann entsprechend der *-en*-grenze von *sitzen* (Anz. xix 359) bis zum Thüringerwald, endlich über den Frankenwald und östlich von Hof auf die reichsgrenze; dieses gesamte gebiet bewahrt *-en*, das nur öfter zwischen Teutoburger wald, Wiehen- und Süntelgebirge, ferner im kgr. Sachsen, seltener in Schlesien und sonst zu *-n*

synkopiert wird; die schles. gebirgsgegenden haben *-a* wie bei *sitzen* (Anz. xix 360) und *machen* (o. s. 208).

Alles land, das nördlich dieses complexes zwischen Rhein und Oder liegt, ersetzt den dat. im vorliegenden satze durch den acc., der dem oben behandelten nom. gleicht. dasselbe gilt für das noch übrige linksrheinische land nördlich vom 51 breitengrade. östlich der unteren Oder und nördlich der *-en*-grenze herscht der acc. noch bis etwa Misdroy-Stargard i. P.-Driesen, ferner im ganzen no. jenseits einer ungefähren linie, die vom Gardeschen see an der Ostsee nach Pr. Stargard, weiter südlich nach Culm, östlich nach Bischofswerder, südöstlich nach Lautenburg zieht, wo nur im mittleren teil, etwa zwischen Passarge, unterem Pregel und 39 grad, zahlreiche *-e* (< *-en*) ein schwanken zwischen dat. und acc. bezeugen. das dazwischen liegende gebiet in Pommern und Posen hat den dativ, dh. *-e*, *-ä*, *-a*, *-o* wie bei *sitzen* und *machen*.

Alle noch übrigen gegenden südlich jenes grofsen *-en*-bezirkes haben gleichfalls in weiten strecken den dat. bereits aufgegeben, in anderen liegen dat. und acc. im unentschiedenen kampfe, und nur selten lässt sich ein ausschliefsliches dat.-gebiet noch abgrenzen. letzteres ist einmal im w. an der luxemburgischen grenze der fall, wo reines *-en* (nie *-n*) soweit reicht wie bei *machen* (o. s. 209), nur im s. eingeschränkter bis Bolchen und Saarlouis einschliefslich; ferner im nordbair., wo etwa zwischen Donau, Rednitz und Bamberg-Hof *-n* (fast nie *-en*) durchaus überwiegt, freilich längs der Donau schon viele endungslose accusative eindringen, die dann zwischen Donau und Lech die *-n*-dative immer mehr, wenn auch nie vollständig, verdrängen. sonst finden sich unzusammenhängende und voraussichtlich immer mehr zusammenschrumpfende dativreste im ripuarischen und südlicher längs des randes jenes moselfränk. *-en*-gebietes (meist *-e*, selten *-en*), ferner im hessischen längs des grofsen nördlichen *-en*-complexes ungefähr bis Treysa-Fulda-Fladungen-Zella (*-e*); in beiden fällen spricht die nähe der noch deutlich fixierbaren *-en*-grenze dafür, dass die dative auf *-e* (< *-en*) dem acc.-angriff leichter zugänglich sind als die auf volles *-en*; zu scheiden hiervon ist ein westlicheres *-e*-gebiet an der oberen Lahn und Eder, dessen *-e* die alte acc.-endung ist, wie genaue übereinstimmung mit der linie beim vorigen paradigma beweist. im alem. hält sich der dat. neben dem acc. noch im Elsass zwischen Breusch und Biber (*-e*, seltener *-a*), in dem etwa durch Lahr-Radolfzell abgeschnittenen Rheindreieck (dgl.), an den oberläufen von Neckar und Donau und längs des Bodensees und der südöstlichen reichsgrenze (*-ạ*), endlich an der bair.-fränk. grenze im no. um Nördlingen, Öttingen, Wassertrüdingen (*-ạ*).

Ein besonderes wort verlangen endlich noch pleonastische endungsformen, die vereinzelt schon im beschriebenen nordbair. bezirk erscheinen (*-nen*, *-nan*), dann aber besonders seinem westlichen vorlande characteristisch sind ungefähr bis Altmühl,

Steigerwald und Hassfurt-Zella (vornehmlich *-na*, um Zella *-ene*) und alle auf *-enen* zurückgehn (vgl. nhd. *denen*). die spätere zugehörige artikelkarte wird solche endungen gleichfalls aufweisen, und ein vergleich von *den* und *leuten* wird dann zeigen, dass das schwanken zwischen altem dat. und eindringendem acc. sich hier in allen möglichen combinationen ausspricht, nämlich (in sonst nhd. form) *mit den leuten*, *mit denen leuten*, *mit den leutenen*, *mit denen leutenen*, *mit den leute*, *mit denen leute*, *mit die leuten*, *mit die leute* (nur *mit die leutenen* scheint nicht vorzukommen). überhaupt ist für die frage nach dat. oder acc. der vorangehnde artikel nicht immer mafsgebend, und es fragt sich häufig, ob der acc. *leute* nur formal oder auch syntaktisch verwendet wird, dh. ob man decliniert dat. *den leute*, acc. *die leute* oder *die leute*, *die leute*.

Aus dieser geschichte der flexionsendung erklären sich die abweichungen bei *leute* und *leuten* im dental. zunächst wird dort, wo der nom. endungslos ist und daher im auslaut tenuis geschrieben wird, bei bewahrter dativendung natürlich häufig media geschrieben, so im ripuarischen *gg* für *ck*, *ckd* für *ckt*, *dd* für *tt* (*lüggen* am Rhein zwischen Köln und Düsseldorf, *lögge* südlicher, *löckden*, *leckden*, *leggen*, *ledden* an der Eifel), entsprechend *d* für *t* im moselfränk. *-en*-gebiet (*leiden* überwiegend), *dd* und *tt* wechselnd in den endungsformen der alem. monophthonggegenden (*lidde* und *litte*, *lüdde* und *lütte*), *d* und *t* wechselnd in den schwäb. und bair. dativresten (*leida̰* und *leita̰*, *leidn* und *leitn*). im nordbair. *-n*-bezirk ist der verschlusslaut vielfach ganz geschwunden, resp. dem folgenden *n* assimiliert (*lein*, *leina* usw.). die dem moselfränk. *-en*-complex ostwärts vorgelagerten endungsformen haben häufig *r* statt *d* (*leire*), das vereinzelt schon beim nom. auftrat (*leir*) und für die jugend der apokope zeugen konnte; dgl. sind die hess. *r* hier im dat. zahlreicher (*leire*, *lire* zwischen Ziegenhain und Hersfeld). das im wesentlichen rechtsrheinische gebiet von Düsseldorf bis Ürdingen, das den nom. *lüt* hatte, hat in seiner kleineren östlichen hälfte (etwa von Merscheid-Velbert bis Remscheid-Langenberg) noch den selbständigen dativ *lüden* (westlicher den acc.), und ein zipfel um Grevenbroich zu beiden seiten der Erft unterscheidet den acc. *löck*, *lück* und den dat. *lüen*, *lü̃e*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Am 19 januar starb zu Wien im 37 lebensjahre der k. und k. gymnasialprofessor dr KARL TOMANETZ, der dem Anz. auf dem gebiete der deutschen syntax ein treuer mitarbeiter war.

Doc. dr GUSTAV CEDERSCHIÖLD in Lund ist als professor der nord. sprachen nach Gotenburg berufen; privatdoc. dr ANDREAS HEUSLER in Berlin wurde zum aufserordentl. professor befördert. — für deutsche philologie habilitierte sich in Wien dr KARL KRAUS, für neuere deutsche litteratur in Wien dr OSKAR F. WALZEL, in München dr KARL BORINSKI.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 3 Juli 1894

Nennius Vindicatus. über entstehung, geschichte und quellen der Historia Brittonum. von Heinrich Zimmer. Berlin, Weidmannsche buchhandlung, 1893. viii und 342 ss. — 12 m.

Nicht nur äufserlich erinnert dies buch an Müllenhoffs Altertumskunde: auch die methode der forschung, welche Müllenhoff auf germanischem gebiete so erfolgreich ausgebildet hat, erscheint hier auf die keltische philologie übertragen; auch die darstellungsweise, welche die untersuchung selbst vorlegt und, indem diese keiner schwierigkeit aus dem wege geht, die aufmerksamkeit des lesers gewaltig in anspruch nimmt, kehrt bei Z. wider. ref. ist aufser stande, die sprachdenkmäler in irischer und walisischer sprache, welche dabei in frage kommen, selbständig nachzuprüfen; schon deshalb muss er sich begnügen, mehr einen bericht über die überaus reichen ergebnisse Z.s abzustatten, als dass er sie zu beurteilen unternähme. für einen solchen bericht ist durch Z. selbst die grundlage gelegt worden in der zusammenfassung auf s. 275 ff. doch wird es sich verlohnen, in diese übersicht noch manche andre puncte aufzunehmen, insbesondere solche, die für die deutsche philologie eine besondere bedeutung anzusprechen haben. es handelt sich um die von jeher mit einander in verbindung gesetzten schriften des Gildas und Nennius. Gildas der weise (s. 255 ff), gegen 500 geboren, war in seiner jugend in Irland gewesen, hatte aber seine bildung durch Iltut in Glamorgan erhalten; er verfasste vor 547 seine klagschrift 'De excidio Britanniae' an die herscher in Südwestbritannien, blieb nach einer Romfahrt 555 in der Bretagne und starb 570 in dem von ihm in der nähe von Vannes gestifteten kloster, nachdem er noch einmal Irland besucht hatte. ihm, nicht dem in der hs. genannten Lathacan, gehört auch die in reimenden elfsilblern verfasste 'Lorica' an, welche die abwendung einer seuche, vermutlich der von 547 erfleht; wie auch die 'Hisperica famina' und ein alphabetischer hymnus in der gleichen zeit und umgebung geschrieben sind, unter dem einfluss des Martianus Capella und des Juvencus, in einem latein, welches mit griechischen und hebräischen worten gespickt ist (s. besonders den anhang s. 291 ff, den die latinisten nicht aufser acht lassen werden). Gildas nun schrieben die walisischen schriftsteller des 12 jhs. auch die 'Historia Brittonum' zu (s. 308 anm.). diese gehört aber vielmehr dem Nennius an, dessen existenz ganz

mit unrecht auch von neueren angezweifelt wird: Nennius schrieb sie 796 in der gegend des heutigen Builth am Wye, westlich von Hereford. er benutzte dabei allerdings Gildas klagschrift, welcher er auch einige phrasen entlehnte, obschon er ihrem schwulste gegenüber sonst recht unbeholfen schreibt. er flocht reichlich chronologische und genealogische notizen ein, von denen er die ersteren teils aus Euseb-Hieronymus und Prosper entlehnte, teils aus einer irischen schrift 'De sex aetatibus mundi' mit mancherlei rechenfehlern anpasste. in diese 628—640 verfasste schrift war auch die fränkische Völkertafel und zwar in der fassung der Reichenauer hs. aufgenommen (s. 253), obschon die andere, verbreitetere fassung auch in Irland bekannt war; vermutlich waren es bretonische mönche, welche vielleicht nicht nur vermittelten, sondern auch an der herstellung der Völkertafel anteil haben. noch andere irische quellen flossen Nennius zu: ein 'Lebor Gabala', der wol schon dem tractat 'De sex aetatibus' angehängt war und die sagen von den verschiedenen besitzergreifungen auf Irland zusammenfasste; ein 'Liber Sancti Germani' und eine 'Vita Patricii'. an Gildas klagschrift schloss sich schon früher eine reihe von notizen über die geschichte der anglischen und kymrischen reiche in Nord- und Mittelbritannien, bis 679 fortgeführt, später noch mit zusätzen versehen. diese notizen sind das einzige stück in Nennius, welches selbständigen historischen wert hat, und zwar nur wegen des verlustes seiner vorlage. eingeflochten sind hier die anglischen königsreihen bis auf Woden zurück; auch die kentische findet, wenn auch verstümmelt, ihren platz in Nennius. am schlusse vermehrte Nennius die Mirabilia, insbesondere um solche seiner heimat. er nennt sich einen schüler des bischofs Elbodug von Bangor, und zu dessen absicht, die früher selbständige kirche von Wales Rom zu unterwerfen, stimmt nicht nur die aufnahme der Patriciuslegende, sondern auch die einführung eines Lucius als des ersten christlichen königs von Britannien (s. 145 ff). eben diese richtung teilte auch Beulan, welchem eine interpolierende, auf Beda rücksicht nehmende bearbeitung zugeeignet ist: der schüler Beulans nennt sich, vielleicht nur pseudonym, Samuel, und schrieb 810 auf der insel Anglesey. aus dieser nordwalisischen bearbeitung floss eine irische übersetzung von Gilla Coemgin um 1070, welche, wenn sie auch die ausdrucksweise kürzt, doch den inhalt des Nennius am getreusten widergibt. aus einer anderen, auch durch blattumstellung verderbten vorlage giengen die lateinischen handschriften, insbesondere die harlejanische hervor, deren fassung in Südwales schon 831 vorhanden war und die zt. später wider zusätze aus der nordwalisischen form erhalten haben. noch weiter entstellt, insbesondere durch weglassung der in Beda besser und ausführlicher erhaltenen partien über die geschichte der Angelsachsen, auch stilistisch überarbeitet liegt der text vor in einer Vaticanischen

hs., die ihrer kürze wegen von den bisherigen gelehrten als die ursprünglichste textrecension bezeichnet worden war. diese recension ist die englische und etwa 946 verfasst.

Von besonderer wichtigkeit ist Nennius für die Arthursage, die durch ihn für Wales schon im 8 jh. bezeugt ist, deren vorhandensein aber durch aus ihr geschöpfte namen selbst für das 7 jh. aufser zweifel gesetzt wird. überzeugend weist Z. den einwand ab, welchen man aus dem schweigen des Gildas geschöpft hat: Gildas nennt überhaupt keine namen in seiner vorgeschichte. die von Gildas angeführte schlacht am Mons Badonis setzt Z. gegen 500 an; er nimmt an (s. 286), dass Arthur die stelle des römischen *dux Brittanniarum* auch noch in dieser zeit bekleidet habe und eine erinnerung daran in § 56 des Nennius noch erhalten sei: *Tunc Arthur pugnabat contra illos in illis diebus cum regibus Brittonum, sed ipse dux erat bellorum.* Arthur wäre also ein geschichtlicher held, mit einem vermutlich römischen namen. wenn ich mir erlaube daran zu zweifeln, obschon auch Müllenhoff an der geschichtlichkeit Arthurs stets festgehalten hat, so bewegt mich dazu der durchaus sagenhafte, auf einen heros hindeutende character dessen, was sonst von Arthur berichtet wird: so bei Nennius selbst *in omnibus bellis victor extitit*; zwölf schlachten sind es, die er ausficht; in der zwölften tötet er allein 960 mann. dazu kommen die in § 73 erzählten geschichten von Arthurs jagd auf den eber Troynt und von dem denkmal, das er seinem hund Cabal setzte, sowie von dem grab des Amir, des sohnes von Arthur, den dieser selbst erschlagen und begraben haben soll. das sind doch alles züge mythischer art, die zu dem, was später durch Gottfried von Monmouth aufgebracht worden ist, sehr gut stimmen. sind aber diese mythischen züge auf einen historischen helden übertragen worden, so müssen sie doch schon vorher vorhanden gewesen sein, und so legen sie m. e. zeugnis ab von einem heros oder gott der britannischen mythologie.

Strafsburg, sept. 1893. E. Martin.

Shakespeare und das tagelied. ein beitrag zur vergleichenden litteraturgeschichte der germanischen völker. von dr Ludwig Fränkel, docenten an der kgl. technischen hochschule zu Stuttgart. Hannover, Helwingsche verlagsbuchhandlung, 1893. 132 ss. — 3 m.

Romeo, nach der brautnacht durch einen vogelruf aufgeschreckt, schickt sich zum weggehn an; Julia hält ihn aber fest, denn nicht die lerche habe gerufen, sondern die nachtigall: diese scene in Shaksperes trauerspiel (III 5) fasst F. als die dramatisierung eines tageliedes, welches Shakspere aus Deutschland empfangen habe. die ganze abhandlung soll 'der erste ansatz zu einer auf rein concretem wege vorschreitenden verknüpfung des

grösten englischen dichters mit dem älteren germanischen schrifttum des festlandes' sein und uns 'den germanischen geist in Shakespeare zum bewustsein bringen'. mit dieser vielversprechenden ankündigung will aber die vorliegende anfangsleistung nicht recht stimmen. F. ist nicht im stande, ein bestimmtes deutsches tagelied mit der Shakspereschen scene in durchgehnder parallele zu erweisen, so sehr er sich auch mühe gibt, einzelne wendungen bei verschiedenen mhd. dichtern widerzufinden, zb. *wilt thou be gone* in Walthers *war gâhest alsô balde*, oder *severing clouds* in Wolframs (der tag) *glestet durch die wolken*, oder *yon grey* in Konrads von Würzburg *der tac vil heiter unde grâ* (s. 49—58). ebensowenig vermag er den weg anzudeuten, auf welchem Shakspere, dessen kenntnis der französischen und italienischen sprache schon mit mühe aufrecht zu erhalten ist, zu einer längst in den hintergrund gedrängten gattung unserer litteratur wol gekommen wäre; übersetzungen deutscher tagelieder sind nicht nachzuweisen; deutsche einflüsse auf England, in der reformationszeit sehr stark, schwanden überhaupt in den letzten jahren der Elisabeth auf ein minimum, und wenn F. in der verlegenheit auf holländische vermittelung rät, stützt er eine schwache hypothese mit einer noch schwächern. endlich ist nicht abzusehen, wie die aufnahme der tageliedform, die doch auf romanischem boden erstand und am meisten blühte, gerade ein beweis für Shaksperes germanische art sein soll.

Warum so in die ferne schweifen? ein liebespaar, umgeben von gefahren und am morgen durch ein vöglein geweckt, um sich mit schmerzen zu trennen, war bereits in der englischen poesie vorhanden, bei dem grösten dichter mittelenglischer zeit, der für mehr als ein drama von Shakspere unmittelbare hauptquelle war. Chaucer hatte in der 'Klage des Mars' den kriegsgott und die liebesgöttin, die sich ein zärtliches abenteuer gestatten, beim aufgang der sonne in dieser art aufscheuchen lassen:

ye lovers, that lye in eny drede,
fleeth, lest wicked tonges yow espye!
loo, yond the sunne, the candel of jalousye!
with teres blew and with a wounded herte
tâketh your leve and — with seynt John to borowe —
apeseth sumwhat of your paines smerte:
time cometh eft, that cesen shall your sorowe.
'the glade night is worth an hevy morowe':
Seynt Valentyne, a foule thus herde I singe
upon thy day, er sunne gan up sprynge.

(Aldine ed. VI 260).

mit dieser stelle hat Shakspere sogar manches wort gemein, für welches F. die abgelegensten parallelen sucht: (*morow*) *grey*, *candle*, *torch*; obwol ich auf solch äufserliche übereinstimmungen am wenigsten gewicht legen möchte. auch der tröstungsversuch

widerholt sich bei Shakspere, und die ähnlichkeit der situation ist jedesfalls so grofs, dass man die Shakspeeresche scene nicht als unerhörte neuerung auf englischem boden bezeichnen darf. überdies waren diese Chaucerschen verse zweimal von Lydgate nachgeahmt worden, im eingang zur 'Klage des schwarzen ritters', und namentlich im anfang des 'Buchs der höfischkeit', wo der vogel bereits als lerche näher bezeichnet ist. F.s behauptung, dass tageliedähnliche dichtungen in der englischen litteratur vollständig fehlten, beruht also nur auf unrichtigem suchen. er durchblätterte die 'Relics' von Percy, der doch hauptsächlich aus flugblättern und einer hs. des 17 jhs. schöpfte (vgl. die einleitung von Schröers neudruck und das capitel 'Englische volkspoesie' in Pauls Grundriss), also von vornherein für das 16 jh. keine zeugenschaft versprach; wenn F. das höfisch-gelehrte liedchen 'Over the mountains', dessen kern von Percy III 236 als 'ancient' bezeichnet wird, gleich ins mittelenglische versetzt, zeigt er sich vorschnell im urteil und in der älteren lyrik wenig belesen. er durchstöberte ferner einige bände bänkelsängerballaden, die eigentlichen volksballaden Childs, die zu neun zehnteilen erst seit dem letzten jh. aufgezeichnet wurden, und die spärlichen proben mittelenglischen sanges, welche Ritson vor bald hundert jahren herausgab, als wäre seitdem auf diesem gebiete nichts mehr veröffentlicht worden. im übrigen verliefs er sich auf die auskunft eines fachgenossen, der die frage wol nur auf den bereich seiner eigenen verdienstvollen abdrucke bezog. von der unmenge kunstmäfsiger lyrik, welche den weg von Chaucer bis Shakspere umwucherte und von vornehmen dilettanten modemäfsig gepflegt wurde, scheint F. wenig zu ahnen, sonst würde er das wort des hohlkopfs Slender in 'Merry wives of Windsor' I 1 über '*my book of songs and sonnets*' — offenbar sein abschreibebuch — nicht schlankweg auf den einen Surrey deuten (s. 7). diese eigentümliche vorbereitung zu entdeckungen in der vor-Shakspereschen periode durfte hier umsoweniger vertuscht werden, als sich F. im vorwort 'eine fülle positiver schlüsse' zuschreibt, 'die weitere errungenschaften auf diesem bislang fast brachen felde erhoffen lässt'. — dass Chaucer nicht etwa in der germanischen tradition des tageliedes steht, sondern lauter romanische lehrmeister hatte, braucht kaum ausdrücklich bemerkt zu werden.

Nachdem Shakspere zum herold des tages — in seiner hauptquelle Brooke (1562) ist es Lucifer, wie in der 8 ecloge des Vergil — ein vöglein gemacht hatte, wurde ihm die frage des Brookeschen Romeo, ob es würklich schon tag oder noch nacht sei, auf sehr einfache weise zur frage nach lerche oder nachtigall. die lerche gehörte nämlich in der englischen liebes- und naturdichtung damals bereits zu der lieblingsstaffage einer morgenschilderung (vgl. Lydgates Blume der höfischkeit, Spensers Epithalamium und das Shaksperelexicon), und die nachtigall nahm, abgesehen von ihrer

bedeutung als vogel des frühlings und elegischer liebe, eine fast ständige rolle in den schilderungen des abends oder der nacht ein; vgl. drei einschlägige belege bei F. s. 78—80; ferner Gascoignes Philomene, Sidneys Song of lamentation in Grosarts ausg. III 51, Shakspeares sonstigen gebrauch und besonders Barnfields 'Philomele, night-musique's king'. es entwickelte sich eben jene specifisch englische naturbeschreibung nach den tageszeiten, welche dann in Miltons Allegro und Penseroso voll ausgeprägt wurde, mit der lerche als sängerin des morgens und der nachtigall als sängerin des abends, während bei dem alexandrinischen Theokrit noch beide vögel zusammen mit der cicade in den heifsen stunden des tages aufgetreten waren. statt diese verhältnisse in Shakspeares zeit und heimat klarzulegen, führt aber F. eine masse alter und moderner, deutscher, romanischer, slavischer und orientalischer liebesgedichte vor, in denen eine nachtigall, oft sogar irgend ein anderer vogel, irgend eine rolle spielt. seine drei würklich hierher gehörigen belege bringt er verstreut und als etwas nebensächliches, ohne die function der nachtsängerin, auf die es bei Shakspere im gegensatz zur lerche ankommt, zu erkennen. denn sein hauptbestreben ist es, die lerche und nachtigall als erbstücke des tageliedes ganz im allgemeinen zu erweisen. zu diesem zwecke schüttet er eine chaotische gelehrsamkeit aus, mit hilfe zahlloser anmerkungen, die manchen satz dreimal unterbrechen und sich dem leser wie ebensoviel prügel in den weg legen. eine verwirrende citierwut beherscht das buch; ein characteristisches beispiel dafür ist es, dass der satz 'Shakespeare, der gefeierte vater der modernen realistik, steht mit beiden füfsen auf dem boden seiner zeit' durch den hinweis auf einen aufsatz in den Baireuther blättern von 1885 erhärtet wird (s. 69). wenn das geheimnis der 'vergleichenden litteraturgeschichte', mit welcher auf dem titel und im vorwort viel aufhebens gemacht wird, in solch plan- und zweckarmer stoffanhäufung bestehn soll, kann man ihr nicht ernstlich genug entgegentreten. ich habe immer nur eine vergleichende litteraturgeschichte gekannt, aber nicht blindlings, sondern genetisch vergleichend, zuerst nach den unmittelbaren beziehungen forschend und dann erst, wenn diese in der hauptsache dargelegt sind, nach tendenzen allgemeinster art ausblickend. was für das folklorestudium auf seiner gegenwärtigen stufe ausreichen mag, taugt noch lange nicht als mustermethode für die behandlung fester dichterpersönlichkeiten.

Im einzelnen habe ich mich widerholt über den mangel an kritik gewundert. F. hält den Passionate pilgrim schlechtweg für Shaksperisch, obwol wir wissen, dass Shakspere über den misbrauch seines namens auf dem titelblatt ärgerlich war und dass ihn der drucker daher in einer spätern auflage wegliefs. er erklärt eines der darin enthaltenen sonette für eine vorübung zur Romeoscene, obwol der Passionate pilgrim um jahre später erschien als das

drama und jenes sonett auf den unbefangenen gewis eher den eindruck einer groben nachahmung macht. er glaubt die skandalanekdote Davenants von Shaksperes vaterschaft, obwol sie höchst unsicher überliefert und längst auf einen gewöhnlichen kalauer — Shakspere war Davenants godfather — zurückgeführt ist. er gibt einen 'kritischen text' der hauptsächlich besprochenen dramenstelle, der sich bei näherem zusehen als ein blofser abdruck der zweiten quarto entpuppt, ohne dass auch nur die sinnwidrigsten unterscheidungszeichen geordnet wären. er scheint mir endlich ein nicht glaubwürdiger kritiker seiner selbst, wenn er sich im schlusssatze seines buches rühmt, 'einen ungemein bedeutsamen gewinn' damit erzielt zu haben.

Strafsburg i. E. A. Brandl.

Etymologisch woordenboek der nederlandsche taal. door dr Johannes Franck. 's-Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1892. xxiv u. 619 ss. lex. 8°. — 15 m.

Nach mehr als siebenjähriger arbeit hat uns der wolbekannte verf. ein werk geschenkt, das für die nl. sprache dasselbe leistet, was Kluges Etym. wörterbuch, nach dessen muster es entstanden ist, für die deutsche. wenn F. von seinem vorbild auch vieles einfach übernehmen konnte — so zb. die seiten xvi ff der einleitung — so hat er sich doch stets volle selbständigkeit des urteils bewahrt, manches neue material beigebracht und in einem grofsen teile seines buches, nämlich bei den nicht wenigen im nhd. gar nicht vorkommenden wörtern, durchaus eigne artikel geliefert. die übersetzung des dem niederländischen sprachforscher De Vries gewidmeten werkes ist durch Cosijn, Beets, JWMuller und Uhlenbeck besorgt, von denen besonders der erstere — neben Verdam — an dem zustandekommen des wörterbuches stets tätigen und hilfreichen anteil genommen hat.

In der vorrede sagt F., unter hinweis auf diesen Anz. xi 1 ff, er habe sich mit Kluges principien der wortforschung im allgemeinen einverstanden erklären können und sich deshalb seiner leitung gern anvertraut. wegen des mangelnden raumes habe er bei manchen artikeln auf weitere ausführungen verzichten müssen, besonders auf einen zuweilen vermuteten tiefern zusammenhang zwischen wortgruppen von gleicher oder ähnlicher wurzel oft nur ganz kurz hingedeutet, da auf diesem gebiete des niederen sprachlebens bis jetzt zu wenig systematisch vorgearbeitet sei. im vorbeigehn verwahrt er sich noch gegen eine unverantwortliche kritik seines buches durch Beckering Vinckers (Taalstudie 5, 267 ff)[1] und bespricht dabei die frage, inwiefern in einem werke

[1] während F. auf diese kritik damals Cosijn hat antworten lassen, nimmt er jetzt selbst veranlassung, sich gegen eine anzeige Jan te Winkels im Lit. centralbl. 1893, sp. 51 ff durch eine besondere broschüre: 'Notge-

von der art eines etymologischen wörterbuches zwischen hypothesen und sicheren ergebnissen überhaupt geschieden werden könne. beruht diese unterscheidung doch so oft nur auf subjectivem gefühl!

Die einleitung (s. xiii—xvi) legt darauf die allgemeinen grundsätze für die etymologische forschung und deren bedeutung für die culturgeschichte dar, spricht kurz über wortschöpfung, wurzelverwantschaft, onomatopoëie uä., um dann an der hand von Kluge eine übersicht der idg. und germ. sprachgeschichte bis in die mnl. zeit zu geben, wo die letzte grofse schicht von lehnwörtern (aus dem franz.) eindringt, die eine eingehndere behandlung als blofse quellenangabe erheischt.

Wie nach F.s früheren arbeiten nicht anders zu erwarten stand, darf das werk als ein gediegener, gründlicher und in allen wesentlichen puncten durchaus zuverlässiger führer in der nl. etymologie bezeichnet werden. F. hat sichtlich keine mühe gescheut, um ein den heutigen anforderungen entsprechendes buch zu stande zu bringen. die modernen lehnwörter sind ebenso gewissenhaft behandelt worden wie altes erbgut, und der freund der niederdeutschen sprache wird es gewis gerade so gern in die hand nehmen, wie der germanist und der anglist, denn auch die nachbardialecte sind überall eingehend berücksichtigt worden. manchem mag vielleicht F.s skepticismus gegenüber herschenden meinungen hin und wider zu weit getrieben erscheinen; doch ist gerade auf einem so schlüpfrigen gebiete, wo die kühnsten speculationen mit vorliebe ihr tummelfeld gefunden haben und noch finden, zweifel und kritische besonnenheit gewis nicht zu tadeln.

Seit der zeit, wo die ersten lieferungen des Wb. erschienen, hat sein vorbild Kluge fünf auflagen erlebt, und besonders die beiden letzten zeigen den ersten gegenüber einen grofsen fortschritt, was nicht zum geringsten auf der zahlreichen beteiligung freiwilliger mitarbeiter beruht. inzwischen ist auch ein etymol. wörterbuch der schwed. sprache von Tamm, ein kürzeres der dän. von Jessen erschienen, und die beiden grofsen nl. wörterbücher, sowie Murrays grofses New English dictionary rücken stetig fort. was in diesen und in den vielen etymologischen einzelforschungen der letzten jahre an sichern neuen erklärungen gewonnen ist, brauche ich nicht anzuführen: es wird gewis einer zu hoffenden neuen auflage des F.schen werkes zu gute kommen. hier möchte ich nur in aller bescheidenheit einige randbemerkungen zusammenstellen, die ich mir beim durchlesen des buches gemacht habe. da sie nicht von einem kenner und meister, sondern nur von einem freunde der stammverwanten nachbarsprache kommen, darf

drungene beiträge zur etymologie. eine abrechnung mit prof. Jan te Winkel', Bonn 1893, zu verteidigen. wer die anzeige und die antwort darauf unbefangen list, wird nicht lange im zweifel darüber bleiben, auf wessen seite das recht ist.

ich sie umsomehr der wolwollenden beachtung des verf.s empfehlen — vielleicht findet er etwas brauchbares darin, auf jeden fall aber doch den beweis meines interesses an seinem schönen buche, dem ich eine recht weite verbreitung wünsche!

aak 'eiche' wird als dialectische nebenform von *eik* bezeichnet. es ist doch wol friesisch; vgl. *aterling*. — germ. **âla-* 'aal' kann nicht aus **anghla-* entstanden sein. — mnl. *aelmisse* 'almosen' scheint mir, gleich ae. *ælmesse*, volksetymologisch an *misse* 'messe' angelehnt zu sein. beiden ist ja der begriff des opfers gemeinsam! — zu *acht* 'bann' vgl. ae. *ôht* 'verfolgung'. — *agger*: die zusammenstellung von engl. *eager*, *eagre* 'flut im flusse' mit ae. *égor-* 'meer-' ist ebenso unhaltbar, wie der vergleich mit lat. *aequor*; vgl. die nebenform *éagor-*! s. darüber jetzt Murray s. v. — zu *aker* 'eimer' gehört auch e. *ewer* 'wasserkrug'.

Zu *baard*: die Langobarden sind doch wol eher nach ihrer waffe, der *barte*, als nach ihren *bärten* benannt! vgl. Erdmann Über die heimat und den namen der Angeln s. 77 ff; Kögel Anz. XIX 7. — *baas* 'meister, aufseher' ist als *boss* auch ins amerikanische englisch aufgenommen. könnte es nicht aus e. *master*, mit übergang von *m* in *b* bei unbetonter silbe (vgl. *bezaan* = sp. *mesana*) verkürzt sein? vgl. e. *miss* aus *mistress* und das *massa* der engl. amerik. negersprache! in unbetonter stellung erschien das wort natürlich als titel vor eigennamen, und da genügt es auf formen wie *don*, *dan*, *sir*, *monsieur*, mhd. *ver* uä. zu verweisen. — zu *bastaard* vgl. Woeste Wb. der westfäl. mundart s. 120a: *he es van de kâr fallen* = er ist unehelich geboren. — *betten* 'anfeuchten' ist schwerlich = nhd. *beizen*, dem ein **beiten* entsprechen würde; hält man diese bedeutungsentwicklung für möglich, so würde ich eher **be-etten* = 'beätzen' als etymon vorziehen. da es aber im älteren nl. 'stoven, met en warm kompres bedekken' bedeutet, könnte man vielleicht auch ein **be-hetten* 'be-heizen' (cf. *hette* neben *hitte* 'hitze', und wegen der synkope *onguur* aus *ongehure*) in betracht ziehen. — zu *beursch* 'morsch' vgl. mnd. *brosch* 'mürbe'; beide zu ae. *bréotan* 'brechen'? — *boon* 'bohne' gehört wol zur wurzel *bhu* 'wachsen'. — unter *boord* (2) l. 'on. *brydda*' statt *bryddan*. — *breidel* 'zügel, gebiss' = ahd. ae. *brîdel* (aus **brigdil*) geht entweder auf ein altes **bregdal* zurück oder zeigt anlehnung an das verbum *breiden*, *breien* = *brĕgdan*. dass das *-d-* des letzteren blofses praesensbildendes suffix war, lehrt deutlich an. *brá*; Brugmann Grundr. II 1052 vergleicht aksl. *brĭzŭ*. — *brein* wird mit βρεχμός verglichen, das aus *φρεχμός entstanden sein soll. statt dessen ist wol *μρεχμός zu lesen. — *brug* 'brücke' bedeutet wol ursprünglich 'steinpflaster', vgl. Kluge Et. wb.[5]. dazu stellt sich auch westf. *brügge* 'butterbrot' (Woeste), eigentlich 'belag'. entsprechende bildung pars pro toto ist Soester *buətr* n. = *buətrbrèöt*. — zu *bruien* = mnd. *brûden* vgl. Lübben-Walther Mnd. handwb. s. v.

deining, fries. *dining* gehört vielleicht zu *dijen*; das suffix wäre zu beurteilen wie zb. die endung von schwed. *tidning* 'zeitung'. — unter *doch* wird e. *though* zu ae. *þéah* gestellt, obgleich es doch nur urnord. **þauh* (= an. *þó*) entsprechen kann. — zu *doemen* und *gram*: vocalverkürzung vor *m* ist auch im schwed. regel. — zu *doopen*: das altnord. wort für 'taufe' ist *skírn*, eigentlich 'reinigung'. — zu *dragen*: **δράχjομαι* (*δράσσομαι*) kann kaum für **θράχjομαι* stehn! — zu *dravik* vgl. noch mnd. *drespe* 'trespe'. — *dreutel* statt *dretel* ist vielleicht durch lautliche anlehnung an das synon. *keutel* zu erklären? — zu *droog*: Soester *dròëȝə* setzt ein **draugi-* voraus, vgl. an. *draugr*.

eest: ahd. *essa* hat umlauts-*e*, wie lebende dialecte und das finnische *ahjo* beweisen. — *eiloof*: wegen ne. *ivy* (*aivi*) ist ae. *ífig* zu schreiben. — zu *elft*: vgl. auch ae. *ylfetu*. — *estrik*, lat. *astricus*, bedeutet ursprünglich vielleicht 'sternförmig', wegen derartiger figuren im pflaster?

Sollte *feeks* 'dirne' vielleicht eine entstellung aus *keefs*, *kēves* 'kebse' sein? vgl. *essig* = *acētum* ua. — gleiches möchte ich für das studentenwort *fidibus* annehmen, das aus *bifidus* (vgl. e. *spill*) verdreht sein könnte. sie waren ursprünglich wol lange holzspäne, wie man sie gelegentlich noch jetzt findet. — *fijt* = älterem *fik* ist wol aus einer mittelform **fikt* mit angehängtem *-t* (wie bei *borst*, *inkt* uam.) entstanden.

gagel hat im westf. (Soest) langes *a*: *x̧ǭȝl*, deshalb wol auch in den verwanten dialecten. — *gedwee*: mnd. *getwede* (zu *twiden*) kann wegen des anlauts nicht verglichen werden. — *geesel* stellt dr Wadstein zu *eisen*, und hat dies soeben in einem artikel über das praef. *ga-* (Idg. forsch. 5, 10 ff) ausgeführt. — *gewei* erklärt neuerdings EHellquist Etymol. bemerkungen (Gefle 1893) s. 1 als 'das zweigige' zur idg. wurzel *vi* (in lat. *viginti*, skr. *vayā́* usw.). — da ae. *geréfa*, *geróefa* festes *ge-* hat, kann es nicht aus **gramfio*, der angenommenen grundform von as. *grâvio*, entstanden sein. — sollte *groot* 'grofs' nicht zu *griefs*, *grütze*, nl. *gruit* usw. gehören, die alle etwas g r o b e s bezeichnen? vgl. mit demselben diphthongen noch anord. *grautr* 'grütze'. — *gust*, nd. *güste* 'nicht milchend, brach' könnte ursprünglich 'erschöpft' bedeutet haben und als **ge-usti* zu got. *ausan*, nl. *hoozen* gestellt werden.

haalbier: zu lat. *calor* stellt sich noch lit. *szìlù* und *szìltas*. — *haar* (am ende): aus frz. *haire* stammt e. *hair*, vgl. Luick Anglia 14, 456. — *haas*: das neben an. *heri* aufgeführte *héri* ist die neuisl. form (*hjeri*), vgl. Sievers Beitr. 16, 241 f. — zu *hak* 'ferse' vgl. noch air. *coss* f. 'fufs'. — *heden* 'heute', limburg. *hiden*, scheint denselben entwicklungsgang genommen zu haben, wie *sedert*, dh. *ē* ist aus *ī* entstanden, das in unbetonter satzstellung zu *i* verkürzt war. wenn wir das schliefsende *-n* als ein späteres anhängsel (vielleicht nach analogie von *morgen* und

gisteren) betrachten, kommen wir auf ein **hī-de* zurück, das denselben vocal im pronomen zeigt, wie ahd. *hī-naht*, mhd. *hīnet*, nhd. *heint* 'heut nacht'. *hī* ist ein alter instrumentalis oder localis wie an. *hvī*, *þvī*, g. *þei*, vgl. Brugmann Grdr. II 783 u. 786. — *hei* 'rammblock' stelle ich zu lat. *cae-do*. — *hekel* 'hechel': vgl. as. *ihekilod* im Werdener heberegister. — *hij* 'er' gehört zu lit. *szìs*.

klacht 'klage': vgl. *βληχμή*? — *klits* 'hündin' ist auch in Soest (als *klitsə*) bekannt. — unter *kneden* l. an. *knoþa* st. *knoþan*. — *knikker*: in Soest *knippel*. — *koster*: in Soest *köster* = as. *costardri*. — *bij kris en kras zweren*: steckt in *kras* vielleicht der heil. *Pancratius* (frz. *Pancrace*, e. *Pancras*), einer der sogen. 'gestrengen herren'? — *kroon*: ae. dafür einmal *coren-bēg*, Anglia 11, 172 f. — *kruin*: zur bedeutungsentwicklung 'schädel' vgl. nhd. 'in die krone steigen'. — *kween*: ae. *quean* beruht auf ae. *cwēne*, g. *qino*, nicht auf *cwén*, *cwóen*, g. *qens*.

laurier: *lauwer* 'laurus' findet sich auch im schwed. als *lager*. — *leunen* statt *lenen* erkläre ich durch den einfluss des gleichbedeutenden *steunen*. — *loos*: e. *loose* stammt aus an. *lauss*. — *lorretje* 'papagei' ist gewis 'Lorchen', demin. von *Lora*, *Laura*; vgl. vogelnamen wie e. *magpie* (Margarete), *piepmatz* (Mathias oder Matthäus). — *luis*: das insect ist vielleicht — im gegensatz zum *floh* — seiner langsamen bewegung halber so genannt, und das wort gehört zu *lui* 'lau, schlaff, träge' usw.

maankop 'mohn' hat in der *g*-form kurzes *a*, wie Handschuchsheimer *māksūmə* beweist, vgl. PhLenz Der Handschuchsheimer dialect I (Konstanz 1887) s. v. ob neben ahd. *mago*, mhd. *mage* ein *mâhen* bestanden, ist aus der contrahierten form *mân*, *mohn* allein gewis nicht zu folgern, denn diese erklärt sich ebensogut aus *mahen*, vgl. *slahen* — *slân*, *stahel* — *stâl*. dasselbe gilt von den umlautsformen *mǟn*, *mōn* aus **mehen*, **mahin*. es wäre überhaupt an der zeit, einmal die alten quantitätsansätze auf grund der lebenden mundarten zu revidieren! ahd. *mago* und altschwed. *valmughi*, schwed. *vallmo*, dän. *valmue* zeigen übrigens die beiden entsprechungen des idg. *ə*, vgl. Sievers Beitr. 16, 235 ff. sollte zu der sonderbaren umbildung von lat. *papaver* zu ae. *popig*, ne. *poppy* vielleicht ein einheimisches **moga* die überleitung gebildet haben? — *maf* 'müde, matt': vielleicht eine mischbildung aus *af* oder *laf* und *mat*? — *mare* 'gerücht': lat. *merus* hat kurzes *e*! — *melken*: isl. *mjalta*[1] dürfte wol eine *-t*-ableitung (für **mjalhta*) sein[2]. — *mes*: *sax* ist noch im schwed. in der bedeutung 'schere' erhalten. — *mik* 'feines mehl, brot': **micca* kann sehr wol die vulgärlat. form für class. *mīca* sein, vgl. *succus* für *sūcus* usw. und Stolz Lat. gramm.[2] in IMüllers Handbuch II 279. — *mikken*: l. lat. *micāre* st. *mīcare*. — *mis*

[1] Fritzner[2] verzeichnet blofs das subst. *mjaltir* und das adj. *mjaltr*.
[2] vgl. Noreen Altnord. gramm. I[2] § 245, 6.

'messe': mlat. *missa* muss dieselbe bedeutung wie *missio* gehabt und als subst. adj. das messopfer bezeichnet haben. dass die messe von den früher vor dem beginn der eigentlichen feier an die katechumenen gerichteten, jetzt an den schluss verlegten worten: *'ite, missa est!'* den namen haben sollte, ist ebenso unwahrscheinlich, wie die ergänzung *concio*. jenes bedeutete einfach: 'geht, jetzt ist das (mess-)opfer', woran sie noch nicht teil nehmen durften. — *moed*: l. an. *móðr* st. *módr*. — *moei* 'muhme': westf. (Soest) *mŏĕnə*, wahrscheinlich umgebildet nach *ŏĕmə* 'oheim'. — *monnik* 'mönch': die umbildung von vulgärlat. *monacus* zu *monicus* geschah wol unter dem einfluss der zahlreichen adjectiva auf *-icus*. — *monster* (1) 'muster' hat im westfäl. die interessante form *mulster* mit dissimilierung von *n* (lat. *monstrum*) zu *l*. — *muts* 'mütze': westf. *müske*.

Sub *naaf* l. me. *nauger* st. *naugér*, und unter *naald*: nnd. *nâtel* st. *nâtal*. — *nauw* 'genau': vgl. westf. *nögge*. — *noemen* 'nennen': nach nnd. westf. *naimen* ist mnd. *nôemen* anzusetzen. — sub *noord* l. an. *norðr* st. *nordr*.

oefenen: nach westf. *aiven* l. mnd. *ôeven*. — *oest* 'astknorren': ae. *æstel* ist lat. *astula*. — *onbesuisd*, nvl. *onbetjuist* scheint nach klang und bedeutung ('vormeloos, onbehouwen, ruw, wild, losbandig') auf frz. *juste* zu beruhen. — *onzienlijk* 'unsichtbar': vgl. auch ne. *seen* = ae. *gesýne*. — sub *oonen* l. eng. *yean* st. *gean*. — *oorveeg* 'ohrfeige': vgl. aufser den von Kluge Etym. wb.[5] s. v. beigebrachten synonymen noch nhd. *backpfeife*, sowie hess. *hutzel* in der Giefser redewendung 'einem eine h. stechen'.

Wie *paltrok* eine entstellung aus frz. *palletoc*, *palletot* ist, wird gelegentlich auch im deutschen *havelrock* statt *haveloc* gebraucht. — *plaat* 'platte': westf. *plǭtə* weist auf mnd. *plâte*. — *popel* 'pappel': vgl. westf. *pöppel*. — *priester* scheint mir jetzt eine mischung von rom. *prevost* = lat. *praepositus* und *presbyter* zu sein, indem lat. *-evo-* im ahd. *ê*, *ie* ergeben hat, wie auch nhd. *fliete* = ahd. *fliedema*, *flietuma* (cf. Franck sub *vlijm*) aus *flevotomum*, *phlebotomum* lehrt. in ae. *préost* dagegen wäre *-evo-* als *eo* erhalten. von *presbyter* stammt die endung, vielleicht trugen *magister* und *minister* noch dazu bei, dieselbe zu festigen.

rad: mnl. *rat* erscheint als lehnwort im englischen bei Caxton und Dunbar. — *rust* und *rast* zeigen wol auch die verschiedenen entsprechungen von idg. *ə* wie das oben genannte *maan-*.

scharrebijter, *schalbijter* 'käfer', vl. *schaleboote* findet seine entsprechung in schwed. *skalbagge*, wörtlich: 'schalenwidder'. — *schoef* 'mantelkragen' scheint, wie auch die ältere nebenform *schoepe* lehrt, mit mhd. *schǒp(p)e*, *schûbe*, *schûwe*, *jop(p)e*, *juppe*, *gippe* = frz. *jupe*, it. *giubba*, mlat. *jupa* 'jacke', 'langes und weites überkleid' identisch zu sein. — *schoorsteen*: vgl. westf. *schortstên* mit auffälligem *-t-*. — *schorremorrie*: hierzu gehört wol auch nhd. *schorlemorle* 'selterswasser mit wein'. — *schouder* 'schulter'

heifst im nnd. nicht *schouder*, sondern *schulder*, *schuller*! — *smoel*: Soester *smóðə* (nicht **smaðə*!) weist mit ae. *smēðe*, *smóede* auf **smanþi-*, nicht auf **smōþi-*. — zu *smoken*: in Soest heifst in der schüler ('pennäler'-) sprache eine übersetzung (eselsbrücke, hess. 'spicker') ein *schmók* statt des sonst in der bedeutung 'altes, angerauchtes buch' bekannten *schmöker*. wahrscheinlich ist dies nicht einfach = nl. *smook* 'rauch', sondern eine neubildung nach dem pl. *schmöke*, einer entstellung von *schmöker*. — *snaar* 'schnur, schwiegertochter', mnl. mnd. *snare* hat doch wol *ā* = mnd. *ǭ* aus *ŏ* in offener silbe. die annahme volksetymologischer anlehnung an das adj. *snar* scheint mir unnötig. — *staket* hat westf. einen nasal eingeschoben: *stañkét*, vielleicht mit dem gedanken an *stange*? — *stamet*, *stamijn*: *stramien* ist vielleicht durch anlehnung an *stram* entstanden?

taart: auf frz. *tarte* beruht auch westf. *tātə*. — *teljoor* 'teller': dän. *tallerken*, schwed. *talrik* (beide aus dem nd. dem.) zeigen noch das ursprüngliche *a* des wortes. — *treffen*: auch im schwed. *träffa*.

veinzen 'heucheln': dass dies *z* aus rom. *g* (lat. *fingo* usw.) entstanden sein solle, will mir nicht einleuchten; die berufung auf *spons* = e. *sponge* und mnl. *Oranze* = *Orange* nützt nichts, denn hier haben wir *g* als *dž* resp. *ž* zu sprechen! wahrscheinlich hat man dem roman. stamm das germ. suffix *-sen* angehängt. — *verf* 'farbe': gehört vielleicht germ. *farwa-* zu lat. *pardre*, wie *color* zu *colere*? — *vier* beruht auf vorgerm. **pequór*. — *vledermuis* hat im westf. den merkwürdigen anlaut *p*: *plērmūs*. — bei *vorsch* 'frosch' wird als an. entsprechung *fraukr* angegeben, während Fritzner[2] nur *frauki* aus *frauđki*, daneben *frauđr* = altschwed. pl. *frödhir*, dän. *frø*, Aasen dial. schwed. *fraud*, norweg. *frau(g)* bietet. darnach ist das *s* von *frosk* ebenso zu beurteilen, wie das von *rasch* und *waschen*: es ist in demselben ein dental (hier *đ* oder *þ*) aufgegangen. vielleicht zeigt ae. *frogga*, *frocca* anlehnung an ein gleichbedeutendes **pogga*, das im nd. als *pogge* erhalten ist. wir haben aber jedesfalls eine vorgerm. wurzel **prut* oder **prudh* anzunehmen, die wider an nl. *puit* 'frosch' erinnert! das schwed. hat noch ein eignes wort für den frosch: *groda* (mit geschlossenem langen *o*), das an mnd. *krode* 'kröte' anklingt.

Zu *waard* 'enterich' (eigentl. = 'wirt' oder 'wart'?) vgl. schwed. *ank-bonde*. meklenb. *weddik* erklärt Kluge[5] aus lit. *vedikas* 'führer'. — zu *wijten* vgl. ne. *twit* = ae. *æt-witan*.

Unter *zuid* l. an. *suđr* st. *súđr*. — *zullen* 'sollen': *sal* st. *schal* findet sich auch im nordengl. (Yorksh., schott.) seit der mittleren zeit. — *zuster*: e. *sister* ist nicht einheimisch, sondern aus an. *syster* entlehnt.

Göteborg, 2 jan. 1894. F. HOLTHAUSEN.

Altsächsische grammatik von O. Behaghel und J. H. Gallée. erste hälfte. laut- und flexionslehre, bearbeitet von J. H. Gallee [sic!]. [Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialecte. herausgegeben von W. Braune.] Halle, MNiemeyer; Leiden, EJBrill, 1891. x u. 116 ss. 8°. — 2 m.

Es scheint mir zweckmäfsig, meinem urteil über Gallées Alts. grammatik alles das vorauszuschicken, was ich im einzelnen an dem buch auszusetzen habe.

§ 3 anm. 1 wird die entstehung des Heliands an die grenze zwischen Ost- und Westsachsen gelegt, ohne dass bei der einteilung der dialecte gesagt worden wäre, wo wir diese zu suchen haben. G. ist aber (s. vi, vgl. 115) an dieser freilich nur als 'nicht unmöglich' hingestellten localisierung wider irre geworden, und es dürfte sich allerdings aus den mannigfaltigen versuchen, mittelst der sprache unsrer hss. die heimat des dichters zu bestimmen, allmählich ergeben haben, dass dieser weg nicht zum ziele führt, auch wenn man nicht, wie G. glaubt, dass 'die hss. wahrscheinlich vielfach umgeschrieben sind' (§ 3 anm. 1). denn viele hss. wird es vom Heliand ebensowenig wie vom Otfrid gegeben haben. historische erwägungen, wie sie Kauffmann Germ. 37, 368 ff angestellt hat, scheinen mir ein weit sichreres resultat zu ergeben. Kauffmann schreibt sich übrigens mit *ff*. — anm. 2 muste über das alter und den publicationsort der kleineren denkmäler genauere auskunft gegeben und die abkürzungen vermerkt werden, die G. anwendet. Hartmanns diss., Grammatik der ältesten mundart Merseburgs. i der vocalismus (Norden 1890), ist ihm entgangen. dass er nicht wenigstens die von Althof (nicht *ff*, s. vi) untersuchten eigennamen verwertet hat, bedaure ich.

§ 5. auch tonzeichen sind die acute im Prudentius nicht. — § 20 anm. 1. übergang von *a* in *o* auch in *o-bulht*, ags. *a-bylgþ*, § 185 angeführt. doch ist das *o* wol lang und aufzufassen wie Hel. 4091. 4636. 5013 *óldt* M, während C, aufser an der letzten stelle, *áldt* hat. über dieses hochtonige *á*, *ó* neben unbetontem *a* (*á*?) aus *ar-*, *or-* finde ich bei G. nichts. — § 21 fehlen *an fáthie*, *an fáthion*, die umsoweniger wegbleiben durften, als auch in § 35 nichts über diese *á* zu finden ist. ebenso muste *á* aus *am* in *háf sáftor* hier platz finden. — § 24 oder § 22 konnte das einmal belegte *fallid* ohne umlaut M 4282 (C *fellit*) erwähnt werden. — § 25. auch *fardio* M 3645 entbehrt des umlauts und *auuardian* in M durchweg. — § 33 war für *u* vor liquiden und resonanten auf § 69 zu verweisen. — der absatz vor den beispielen leidet an unklarheit. man vgl. auch JSchmidt Pluralbildung s. 208. — *stum* mit seinem doppelten resonanten gehört in die letzte gruppe der beispiele. — § 35 hat G. gar nicht erwogen, ob denn *é* im opt. *éhtin* nicht auf umlaut beruhen könne. auch in § 36 hat er die belege für *é* aus wgerm. *â* nicht so geordnet, dass man die umlautfähigen formen bei einander hätte. er lehnt die möglichkeit des umlauts zu schnell ab,

obwol er Behaghels beobachtungen im Grundr. I 563 kennt; vgl. auch MSD.[2] II 200. — § 37 z. 6 lis *hwé thé*, z. 13 *é* und *ie*. — § 39 erwähnt G. die inf. *doan doen* und schreibt so auch § 322. ich glaube, dass vielmehr *dôan dôen* zu schreiben, dh. also eine form wie nhd. *tuen* anzunehmen ist, mit verdeutlichter infinitivendung. *doan* kommt übrigens nicht nur einmal in M vor, sondern 4909 und 5029. — § 41 anm. 1 lehrt, *é* könne in *i* übergehn. dies *i* ist selbstverständlich lang, was G. auch angenommen hätte, wenn ihm hier das § 38 erwähnte *hîr* für *hér* eingefallen wäre. — anm. 2 lis *gæ̂stas*. — vergessen hat G. das aus verschärftem *j* entstandene *ei* in *eiiero* (*eiero*) *leia tueio uuegos* (vgl. Kögel Beitr. 9, 542 f). — § 48 anm. 3. in *biutan* 'aufsen' liegt nicht der diphthong *iu* als ergebnis einer verschmelzung von *i* + *u*, sondern *i* + *û*, mit betontem *û* vor. § 79 lehrt das richtige. — § 49 anm. 1. will man dem gen. *libes* für *liobes* in C 4986 (nicht 88) eine lautliche bedeutung beimessen, so muss man das *i* lang ansetzen und als vertreter von *é* betrachten. — § 52. gotischem *iggw* entspricht nicht *ew*, sondern *eww*. — § 55 ist nicht eben glücklich geordnet. — § 56 und 91 setzt G. *snéu éu éo* an, während nach § 41 (50) diese *e* kurz sind. die aussprache hat wol tatsächlich da, wo formen mit *éw* neben solchen mit *eu*, *eo* standen, geschwankt. — § 65 muss verwirrung vorliegen. denn § 304 anm. wird die kürze des *o* in der 2 schw. conjug. als wahrscheinlich hingestellt, und *o* in der comparation setzt G. § 220 ff ebenfalls kurz an. z. 6 lis *énódi*. — § 68 lis '*werald* zu *werold*'. — dass im as. die ableitung *-lic* bereits kurzes *i* hatte, wie G. überall ansetzt, wird sich kaum beweisen lassen. selbst wenn in den Mersebg. gll. 36 *unforthianadlucca* stehn sollte (§ 226 schreibt G. *-luca*), möchte ich dem *u* lautliche bedeutung nicht beimessen, würde es vielmehr nur als schreibfehler betrachten. aber Bezzenberger las *-liica*, was gerade für länge des *i* zeugen würde. Steinmeyer hat diesen punct schon vor jahren im Anz. VI 134 in der kritik von G.s Laut- und flexionslehre erörtert. auch in *hrénkurni* gegenüber *hréncorn* handelt es sich nicht um eine spontane 'veränderung' des minder betonten vocals im zweiten teil, sondern um das bekannte verhältnis von ungebrochenem zu gebrochenem vocal. § 84 hat G. das beispiel in den verbesserungen getilgt. — § 72 (s. 26 z. 1 v. u.) lis *Thiodan*. — 1 b) wird *ó* im gen. pl. auf *-óno* angenommen, ebenso in den schw. verben auf *-ó* und im superl. auf *-óst*. aber die beispiele zeigen mit recht kürze. hier liegt wol nur ungenauer ausdruck vor: 'alte mittelvocale, welche lang sind o d e r w a r e n'. vgl. oben zu § 65. — nr 2) sind einige quantitäten verfehlt. man lese Ess. gll. *gimêritha*, Prud. gll. *skipîltna*, Fr. h. *euenînas*. — § 75. *on* für *an* kommt auch in C vor. aus § 20 anm. 1 war *fan-fon* hier zu widerholen. *bîtan* hat *î*, ebenso lis § 78 *arîsan*. bei *ar* war *óbulht áldt-óldt* (oben zu § 20 anm. 1) zu erwähnen. — § 84.

bei *succan* hätte G. auf § 98 verweisen sollen. — § 84. weshalb fehlt bei der verdumpfung von *-ald* gerade die gewöhnlichste färbung zu *-old*?

Das *i* in *hiwun hiwiski* lässt G. auffälligerweise kurz (vgl. § 88. 90. 131 b. 165). nur § 197 steht richtig *hîwa*, § 199 *sinhiwun*, drei zeilen darnach jedoch *sinhiun*. — § 89 fehlt *wrêdian*. es konnte hier auf *wh* statt *hw* § 130 schluss verwiesen werden. — § 91. für abfall des auslautenden *u* aus *w* gibt *Godesthi* bei Althof § 26 ein interessantes beispiel, das sich G. entgehn lassen muste, weil er die namen nicht heranzieht. — § 92 fehlt *hauwan*. *h* in *treu-haft* kann man nicht wol 'inlautend' nennen. aber s. 46 z. 2 geschieht es auch. — § 93. '*ww* ist nach *a* und vor folgendem consonant[en] durch *w* zu *u* geworden und wurde mit vorhergehndem *a* erst zu *au*, dann *ô*: *strôjan* usw., oder zu *a*, welches vor *i* zu *e* umgelautet wurde: *streunga* (*strejunga*)'. höchst unglücklich ausgedrückt! — § 94 lehrt, dass sich in *nigean* (= *niwian*) und *nigemo* (stamm *niwja-*) ein *g* 'entwickelt' habe. da es für *j* steht, so war es von anfang an darin und vielmehr zu bemerken, dass *w* davor geschwunden ist. — bei der 'auslassung' des *r* in § 96 vermisse ich den einzigen fest gewordenen fall: *linon* für *lirnon*. z. 6 lis 'im an- und inlaut'. — § 97 anm. fehlt ein verweis auf § 130, und wenn hier von *r* aus *hr* gesprochen wird, warum dann § 98 nicht von *l* aus *hl*? — zu *succan* vgl. § 84. — § 99 fehlt bei *fîf* und *sâftor -ur* (Hel. 3301, nicht *-er*) *hâf* aus **hamf*, das wir schon § 21 vermissten. — § 100 konnte *n* für *hn* erwähnt werden, nach dem muster von § 97 anm.; s. darüber § 130. — § 102 in *sâft* ist, wie bemerkt, nicht *n*, sondern *m* ausgefallen. *gûtfanan* 'signa' aus den Oxf. Vergilgll. (Gll. II 718, 4) möchte ich den beispielen nachtragen. — § 112 hat G. *ferkoft* in *ferkôft* geändert, dagegen den gleichen irrtum in § 104 übersehen. — § 105 lis *dump-hêdi*. — § 108 schluss lis 39 statt 37. — § 111 schluss lis *uêhûs*. — § 112 klingt so, als wäre *u*, *ƀ* für *f* zwischen vocalen etwas gelegentlich vorkommendes, während es doch als regel gilt. — § 114. C 259 steht nach Sievers *lief*, nicht das sonderbare *lieu*. — s. 41 z. 4 lis *galilêesk*, anm. 2 gegen ende *bikie*. — § 116 lis *bikiêrt kiêrta*. — § 120 am schluss lis *sg sgk*. — § 121. die aussprache von *g* wird auch aus allitterierendem *g* : *j* klar. — § 122. *i* für *gi* zeigen in den Oxf. Vergilgll. noch *isuêse* 'socii' und *igrundian* (Gll. II 717, 1. 11). angabe der bedeutung bei so seltenen vocabeln wie *imûthi* 'ostia', *itwisan* 'gemini' wäre dem lernenden erwünscht und nützlich. — § 123. dass sich in *nigun* 'neun' ein *g* 'eingedrängt' habe, kann ich, wie man auch die erscheinung erklären will, nicht als passenden ausdruck ansehen. niemals drängen sich laute ein, sondern sie haben immer einen guten grund für ihr auftreten. — § 129. *gieftid* steht Hel. 5053. — anm. beim prothetischen *h* vermisse ich 'semina venenorum'

sdmun hettarwurtio Strafsb. gll. 96, vgl. Prud.-gll. 'virus' *éttar* (Gll. II 586, 49), 'purulenta' *éttárdga* (ebda 78). das *e* halte ich aber im gegensatz zu Steinmeyer Anz. VI 134 mit G. für kurz: vgl. mnd. mnl. nnl. schwed. *etter*, dän. *edder*. wenigstens möchte ich nicht leugnen, dass das *tt* schon früh eine verkürzung des alten *é* veranlasst haben kann, wie anderseits im ahd. die bewahrung des *ei* mit kürzung des *tt* hand in hand gieng. das ags. besitzt *dtor* und *attor*. — § 131 a). *giflíid* (*giflíhid*) hat langes *i*: vgl. nnl. *vleijen* bei Franck Etymol. wb. 1094. weiter unten lis *gimdlon gimdlda* und vgl. § 35. *semithai*, *furie* hätten eine bedeutungsangabe verdient. § 165 ist für das erste (= ahd. *semidahi*) 'carectum' angegeben und das zweite glossiert 'picea'. übrigens steht in den Oxf. gll. *uurie* mit *u*, nicht *f* (aao. 718, 11), und *semithai* finde ich gar nicht darin. — b) z. 5 lis *gisduue*. — § 132 b) z. 1 lis 3738 und vgl. § 153. — § 136 haben *ênsetlion* und *ênsedlion* falsche quantitäten (§ 147 das richtige). — § 137 wird unverständlich, weil hinter 'mehr in C' ein punct und hinter 'C *beston*' ein semikolon fehlt. — § 139 anm. 1 vorletzte z. lis *giwdti*. — s. 48 z. 3 v. u. lis 'des *d* an *b* und *d*'. — s. 50 ist unter b) und c) *sdlda* und *sdlda* statt *salda* und *salda* zu lesen. — § 147 möchte ich hinzufügen, dass der kurze vocal vor *th d* aus *nth nd* verlängert wird. — § 153. zu *ss* aus *hs* vgl. § 132 b).

§ 161. *eiero* und *hônero* sind der Freckenhorster heber. entnommen, was in analogie zu andern stellen anzuführen war. — § 163. *altari carcari solari* könnten eine besondere gruppe bilden. — § 164. *mûtspelli* hat *û*. neben *hindbiri* ist *wînberi* Hel. 1742 vergessen. *gewit* und *firiwit* bedeuten keineswegs nur 'geist'. — § 166 ist das verkürzte *sé* nicht erwähnt, vgl. § 91. — § 168 anm. 4. wo steht in den Oxf. gll. *fîcbdne* 'lupine'? es hat übrigens *î*. — § 169 anm. 1 fehlt *wahta*, das doch wol nach ausweis des ahd. und mhd. als starkes fem. anzusehen sein wird. G. setzt es § 198 zu den schwachen, die sich mit den *ô*-stämmen berühren, und ebenso *sundia*, das § 170 paradigma der *jô*-stämme ist. was soll der lernende davon denken? — § 171. *heri* sehe ich seiner form nach lieber als masc. an. — in den Prudentiusgll. wird auch *ûthia* schwach decliniert: *fan so hvvilicaru vthiun* Gll. II 589, 71. — zu § 172 anm. vgl. § 198. — § 174 vermisse ich **brdwa* (*brdwon brdhon* Hel. 1704), von dem auch § 197 nichts steht; vgl. § 90. zu *thrdwerk* s. § 91. — § 175. den nom. acc. sg. *huldi* dürfen wir so gut mit *i* ansetzen, wie die übrigen auf *i* endenden casus. — § 176 b) lis *ênstrîdi* wie 175 anm. 4. — § 178. aus *wrisiltc* ist der *i*-stamm *wrisi* zu erschliefsen. — § 182. die formen von *craft* stünden besser in § 184. — § 183. *ruk* 'odor' hat kurzes *u*, vgl. mhd. *ruch*. — § 185. *hlust* heifst zunächst 'das zuhören, das gehör', dann erst 'ohr'. — § 189 mangelt der bedeutsame gen. sg. *suno* C 5788. — § 192. *feho* M 1847 ist wol instrum. das substantivierte indeclinable adj. filu

(§ 215) hätte ich hier erwähnt. — § 194 anm. hier muss durchweg *frâho frôho* usw. mit langem wurzelvocal geschrieben werden. in C 5007 steht *fruohen*, nicht *frâhon*, das vielmehr M angehört. *fraon* findet sich auch M 177. — § 197. *muggia* ist kein *-ôn-*, sondern ein *-iôn-*stamm, steht also richtiger § 198. weshalb G. die *jôn*-stämme (nicht blofs § 198) *jan*-stämme nennt, weifs ich nicht. — § 198. zu *lungandiun* vgl. § 172 anm. — anm. 1 ist § 170 zu streichen. — § 199 fehlt *wanga*. — § 201. *ftund* hat *t*. — 'von *alowaldand*, *wâpanberand* erscheint ein nom. acc. sg. *alowaldan*, *wâpanberan* (meist am ende der zeile)' lehrt G. hiermit hat es eine eigene bewantnis. *wâpanberand* steht als acc. sg. nur Hel. 2779, wo C *uuapanberan*, M *uuepanberand* hat, als acc. pl. 4810, wo in beiden hss. *uuapanberand*. *alowaldan* als nom. finde ich C 998, wo M *-nd* bietet. kommt es sonst noch vor? aber der nom. *uualdan god* steht C 2790, *uualdan Crist* C 2827. 2973. 3170, der acc. *uualdan Crist* C 979. 1017. 1231. M hat überall *-nd*. darnach scheint mir der ausgang *-n* im nom. eine nachlässigkeit der schrift oder aussprache zu sein, der acc. auf *-n* dasselbe oder acc. des substantivierten schw. adj. *waldo*. *alowaldo* ist ja reichlich belegt. auch *wâpanbero* 'armifer' wäre möglich. von *helmberand* kommt nur der gen. pl. 765 vor. — § 207. für den starken dat. sg. masc. ntr. auf *-an* wären belege erwünscht. im paradigma geht beim acc. sg. die klammer der masculinen fälschlich über die neutralen formen hinweg. — § 209. die ableitung *-în* in *silubrîn guldîn* usw. kurz anzusetzen, sehe ich keinen grund. — § 214, 2). *faho*, *fag* (wo?) 'wenig' hat kurzes *a*. — § 227. *wîdost* muss nach G.s eigener lehre § 72 b) mit kurzem *o* gesprochen werden. — § 230. das fem. zu *ên* lautet nicht *êna* im nom., sondern *ên*. — wo kommt das ntr. *twâ* vor? wo das ntr. *thria*? so seltene formen bedurften eines beleges. einige formen mangeln. vgl. meine As. parad.[2] s. 14. — § 235. wo steht *nigandâ* in C? — *tegatho* Freckenh. heber. 239 fehlt. — § 239. wenn man *mê wê* schreibt, muss man natürlich auch *gê* aufstellen. — § 243. für den masculinen instr. von *thê* hätte ich gern einen nachweis. — anm. 6 steht zweimal *thia* (eigentlich *thia lhia*) statt *thia thiu*, wie es scheint. die zählungen kann ich nicht nachprüfen. — § 244 anm. 3 lis *thius* statt *thiu*. — § 246 steht *sê* ('der, welcher'), § 243 anm. 1 *se*. — § 247 anm. 1 vermisse ich den acc. *gehwane* M 1451.

§ 256. die 1 sg. ind. praes. der 2 schw. conj. hat nicht mehr *m*, sondern *n*. das muste hier gesagt werden. in § 310 steht auch nichts darüber. — § 263 tilge das semikolon hinter genitiv und lis *flôcannes*. — § 264 lis *weronthia* (Gll. II 589, 52) und füge aus denselben Prud.-gll. *ludonthion* 585, 30, *wesanthion* 586, 47 und *brêvianthia* 590, 29 hinzu. — § 273 anm. 2 wird der grammatische wechsel sehr kurz abgetan, und § 269 gewährt keine ergänzung. die formen von *kiosan* sind angegeben. *farliosan* geht

ebenso. von *driosan* fehlt das praet., wir haben aber *drôr* 'herabfallender tau, blut' und *drôrag* 'blutig'. *fliohan* behielt wahrscheinlich *h* bei, wie im ahd.; von *tiohan* ist einmal im Hel. *tuhin* belegt, zweimal (im Hel. und den Prud.-gll.) das part. *gitogan*. *hiođan cliođan* behalten das *đ* bei. — § 277. über *fregnan* und seine ursprüngliche zugehörigkeit zu classe v wäre ein wort zu sagen gewesen. auch *gafregin ih* aus dem Wessobr. geb. 1 hätte ich angeführt. — § 278. die zugehörigkeit von *stekan* zu dieser classe bleibt unsicher, da es Prud.-gll. 587, 70 im part. *thurstechan* hat. die verba auf *k* schwanken eben zwischen cl. IV und V, wovon G. schweigt. — anm. 3 ist undeutlich. es handelt sich um den inf. 142 ist ein falsches citat. 1703 steht *besprekean*, 2307 *sprekean*. — § 279 anm. 1. wo findet man den oder die belege für das part. *gidrepan*? in den angezogenen Prud.-gll. steht nur 578, 9 das praes. *ofardripid*. — anm. 3 lis 'das *i* von *giđu*'. — § 282. in der angabe '*skeppian* (inf. praes. nicht belegt)' steckt selbstverständlich ein fehler. es kann aber weder 'inf.' noch 'ind. praes.' noch 'inf. und praes.' noch 'ind. praet.' heifsen sollen, da, soviel ich weifs, nur der inf. Hel. 2044 belegt ist.* für *steppian* wüste man auch gern die belegstellen, ebenso § 286 anm. 1 für *spannan*. bei *gangan* konnte auf § 323 verwiesen werden. — § 287 anm. 1. 3. **grâtan* und *sâian* habe ich in der 2 aufl. meiner As. parad. nicht zu *brâdan slâpan* usw. gestellt, sondern in ihnen überbleibsel zweier sonst untergegangener conjugationen vermutet (s. 5, IV 2 a. b). Hel. 4071 bietet C *griot*, M *griat*. zu diesem praet. haben wir C 4724 die 2 pl. ind. praes. *griotand* und die part. praes. *greatandi* 2996 M, *greotandi* ebenda C, *griotandi* C 5741. 5914. Schmeller setzte im Glossarium hiernach ein verbum *griotan greotan greatan* an und erklärte das praet. *griot griat* aus einem übergang in die classe *hrôpan wôpan*. da dieser kaum begreiflich, findet man in den glossaren der jüngeren Heliandherausgeber neben *griotan* ein *grâtan*, ebenso bei Heyne in der Kl. as. und anfrk. gramm. s. 38. 44. aber wie von *slâpan* das praet. *slêp*, so müste es von *grâtan grêt griet* lauten, woneben *griat* und *griot* höchst auffällig wären. nun glaube ich freilich auch, dass zwischen *griotan* = ags. *greótan* und *grâtan* = ags. *grǣtan* zu sondern ist, aber in *griot* erblicke ich einen rest der sonst geschwundenen classe got. *lêtan lailôt*. wie neben got. *hvôpan hvaihvôp* as. *wôpan weop wiop*, so steht neben got. *grêtan gaigrôt* as. *grâtan greot griot*. *ia* für *io* ist dem Monac. nicht fremd: vgl. in unserer grammatik § 49 und Gallée Beitr. 15, 342 ff (wo *griotand* fehlt). entsprechend ist das praet. *ođarseu* C 2545 gebildet. neben got. *saisô* muss as. *seo seu* stehn, nicht *sêu* mit *ê*, wie auch Braune in seinem Abriss der ahd. gramm. § 85 anm. 3 ansetzt. *sâwan*, woraus man ein *sêu* ableiten könnte, besitzt das as. nicht, auch

[* wol '*skeppian* (inf., praes. nicht belegt)'? SCH.]

geht in der classe *slâpan* die wurzel stets auf einfache muta, nie auf spirans aus. und zum beweise, dass as. *sâian* in die verschollene gruppe des got. *saian* gehöre, überwiegt neben dem starken *seu* das dem ahd. analoge schwache *sâida*. mnl. *sien* braucht nicht auf *séu* mit *é* zurückzugehn, vgl. Franck Mnl. gramm. § 154, 1 gegen van Helten Beitr. 15, 472. — als ich im nov. 1890 Edw. Schröder diese meine ansicht mitteilte, trug er in seiner antwort folgende vermutung über das nebeneinander von *griotan* und *grâtan* vor. 'das germanische besafs für 'weinen' zwei alte wörter: *riutan* — *grêtan*, von denen das erstere (vgl. mhd. *riezen*, ahd. *rôzag*) mehr das fliefsenlassen der trähnen, letzteres den klagelaut ausgedrückt zu haben scheint. sie finden sich auch noch beide im ae.: *reótan* — *grǣtan*, daneben aber eine compromissform beider: *greótan*. diese compromissform ist gemeinsächsisch, aber die beiden dialecte sind verschieden verfahren. das ae. liefs *greótan* in die gruppe *reótan* übertreten und schloss das isolierte *grǣtan* an *slǣpan* usw. an, also *greótan greát* — *grǣtan grêt*; das as. aber brachte die verwirrung hervor, die Sie jetzt glücklich aufgedeckt haben'. — § 289. zu *hauwan* vgl. § 92. der plur. *heuwun* Hildebrandsl. 66. — sowol § 293 als in den paradigmen § 303 fehlt die endung *-des -das* in der 2 sg. ind. praet., § 303 im inf. *-en*, im part. praes. *-endi*. es ist ja allerdings § 252 ff von diesen dingen die rede gewesen, aber verbreitete formen fände man doch gern in den paradigmen wider. — § 310 fehlt ein part. praes. auf *-oiandi*, zb. *wacoiandi* 384 CM. — § 311. über *habda habda* Behaghel Germ. 27, 415. — § 315 fehlt der opt. praet. *farwistis* Prud.-gll. 589, 65. — die inf. der praeteritopraes. in § 316—320 sind meines wissens unbelegt. — § 317. nur *gi-onsta* ist nachweisbar. — weshalb *kunnan* mit *k*, wenn alle andern formen mit *c*? — *durran* kommt nur in der zusammensetzung mit *gi-* vor. es soll wol heifsen '*dar* (*darr* C 2121)'. — § 318. wo steht der sonderbare plur. *sculan* zu lesen? — *farmunidis* gehört schwerlich zu *farman*. Heyne setzt mit recht Kl. and. denkm. s. 157 *farmunian* an. — § 321 fehlt das part. praes. *wesanthion* Prud.-gll. 586, 47. — § 322. über den inf. von *dôm* oben zu § 39. *duan* steht auch Prud.-gll. 589, 59. 3 sg. ind. praes. *gedôd* mit *d* 1699 M. die 1 sg. ind. praet. *gideda* ist Beichte 1 belegt, die 2 *dâdi* Hel. 322 (vgl. Behaghel Modi im Hel. s. 54 oben). ob im opt. *dedi dedin* *é* hat, dünkt mich zweifelhaft. im imp. lis *duat* (M 1713). part. praet. *giduan* auch Prud.-gll. 584, 70 und 586, 13. — § 323 war auf § 286 zu verweisen. in *in te gânde* wird nicht nur hier, sondern auch § 264 *gânde* als part. praes. mit der bedeutung des gerundiums bezeichnet! — § 325 sind die angaben über den plur. *williad williat wellat* ungenau, wie ein vergleich mit Schmellers glossar lehrt. es fehlt der inf. *wellian*, den C 3096, *willien*, den M ebenda belegt.

Den beschluss des buches bilden zwei seiten zusätze und verbesserungen, die ersteren nicht zahlreich. die verbesserungen bedürfen selbst wider der verbesserung. ich erwähne nur: statt 's. 15 v. u. *aband* lis *aͤband*' muss es heifsen 's. 15 z. 14 v. u. *âband* lis *aͤband*'; 's. 26 e. z.' bedeutet 'erste zeile'; vor *fereuelhed* fehlt 'z. 8'; für 's. 89' lis '§ 89'; statt 's. 38 z. 8 v. u.' lis 'von oben'; ebenso sind bei s. 39 § 111, s. 45 z. 14 und s. 69 z. 3 oben und unten verwechselt, und statt 's. 66 z. 3 v. u.' muss es 'z. 2 v. o.' heifsen.

Meine angaben erschöpfen die zahl der fehler und ungenauigkeiten nicht im entferntesten: man vergleiche nur die recensionen von Kauffmann und namentlich von Schlüter. es fehlt G.s grammatik an dem ersten erfordernis jedes buches und eines lehrbuches im besondern: an der zuverlässigkeit. es fehlt ihr auch vielfach an der nicht minder notwendigen klarheit und dem stäten gedanken daran, dass jede gelegenheit benutzt werden muss, um ähnliche erscheinungen zu verknüpfen und verwantes zusammen zu fassen. der verf. hat sich nicht immer als lehrer gefühlt, der seinen schülern das lernen leicht machen möchte. die andern grammatiken der Braunischen sammlung boten ihm für diese tugenden vorbilder. es ist zu beklagen, dass die hoffnung, endlich ein gutes und ergibiges hilfsmittel für die erlernung des as. zu erhalten, nicht so erfüllt worden ist, wie man nach dem reichen material und den vorarbeiten G.s, sowie nach seinem eifer erwarten durfte. ihm und uns wäre nichts besseres zu wünschen, als dass sich ihm bald gelegenheit böte, sein buch in verbesserter, von allen mängeln befreiter bearbeitung vorzulegen.

Berlin, jan. 1894. MAX ROEDIGER.

Die Bósa-saga in zwei fassungen nebst proben aus den Bósa-rímur. herausgegeben von OTTO LUITPOLD JIRICZEK. Strafsburg, KJTrübner, 1893. LXXX und 164 ss. 8°. — 7 m.

Durch die hier zu besprechende ausgabe lernen wir die Bosasaga nicht nur, wie bisher der fall war, als eine isolierte litterarische tatsache kennen, sondern die ganze litterargeschichtliche entwicklung der saga wird uns vor augen geführt. der herausgeber hat sich nicht darauf beschränkt, den aus Fornaldar sögur nordrlanda bekannten text abzudrucken. er hat auch eine jüngere, bisher übersehene gestalt der saga aufgestöbert und hier zum erstenmal mitgeteilt. die Bosa-rimur kommen nicht zum abdruck, aber Jiriczek hebt ein paar stellen aus, die über das verhältnis der rimur zu den beiden redactionen des prosaischen textes aufklärung gewähren, und verspricht eine vollständige ausgabe der Bosarimur für die zukunft.

J. hat sich vorgenommen, den bisher gebräuchlichen namen '*Sagan af Herrauði ok Bósa*' durch '*Bósa-saga*' zu ersetzen. das scheint mir aber nicht unbedenklich. in der älteren wie in der jüngeren redaction ist ja Bosi keineswegs allein die hauptperson. vielmehr handelt die ganze saga, vom anfang bis zum ende, von den taten und erlebnissen des heldenpares Herrauð und Bosi. dazu kommt weiter, dass die jüngere sagenform im titel würklich die namen der beiden hauptpersonen führt. der althergebrachte name scheint mir also vollkommen berechtigt und zutreffend. will man aber trotz alledem aus den schlussworten der älteren saga einen neuen namen herausnehmen, so sollte man die saga doch lieber '*Sagan af Bögu-Bósa*' oder '*Bögu-Bósa saga*' nennen.

In der ausführlichen einleitung werden erstens die hss. der älteren saga und ihr gegenseitiges verhältnis besprochen, ältere ausgaben erwähnt und die bei der herstellung der vorliegenden ausgabe befolgten principien dargelegt (s. I—XXXVII). dann spricht J. (s. XXXVIII—VIIL) über die hss. der jüngeren saga und die methode, nach welcher er diese jüngere sagenform abgedruckt hat. den dritten und umfangreichsten teil seiner einleitung (VIL—LXXVIII) hat er der geschichte der saga gewidmet. er behauptet, und zwar mit recht, dass die characteristik, die PEMüller in seiner Sagabibliothek von der Bosa-saga gegeben, für die jüngere, aber nicht für die ältere sagenform zutreffe, und geht dann zu einer untersuchung des ursprungs der ältern saga über. in dieser untersuchung spricht er der saga jede historisch-heroische grundlage ab, weist aber nach, dass sie verschiedene märchenmotive zum teil mit andern sagen, zum teil mit alten 'folkvisor' gemein hat. ich bin nicht im stande, hierbei die angaben J.s zu controlieren, und betrachte mich nicht als berufen, seine behauptungen und schlüsse zu beurteilen, erlaube mir aber in aller bescheidenheit zu sagen, dass mir seine darstellung richtig vorkommt. aus dem ganzen tone der erzählung glaubt er erschliefsen zu können, dass der verfasser der Bosa-saga diese motive keineswegs von verschiedenen seiten einzeln zusammengeschleppt und durch eigene erfindung verknüpft, sondern dass er vielmehr eine zusammenhängende tradition frei bearbeitet habe. auf die frage, die sich uns hier aufdrängt: 'wie ist nun diese zusammenhängende tradition entstanden?', gibt J. freilich keine antwort.

In der fortsetzung zeigt er (s. LII—LV), dass die vorliegende gestalt der älteren Bosasaga, deren entstehung er in die zweite hälfte des 14 jhs. verlegt, nicht die ursprüngliche sein kann, sondern dass sie sich durch ganz unverkennbare spuren als umarbeitung einer älteren fassung verrät. dieser umstand kommt bei der besprechung der jüngern saga und ihres verhältnisses zur ältern in betracht (s. LVI—LXXVIII). die jüngere saga, während der ersten hälfte des 17 jhs. entstanden, hat an einigen stellen

das ursprüngliche bewahrt, wo die ältere, wie sie uns jetzt vorliegt, erweitert sein muss, und geht somit auf eine ursprünglichere fassung der ältern zurück. die Bosa-rimur sind 'zu ende des 15 oder anfang des 16 jhs.' nach der ältern saga gedichtet. der sage von Viktor und Þlaus haben sie eine berserkerepisode entlehnt, und später übten sie auf die jüngere Bosasaga einen von J. nachgewiesenen einfluss aus, als diese noch ein mündliches dasein führte.

Es folgen dann die texte der ältern (s. 1—63) und der jüngern saga (s. 65—138), von palaeographischen anmerkungen und varianten begleitet. beide sind normalisiert, dieser nach der neuisländischen orthographie und jener nach 'regeln', die sich aus der hs. selbst gewinnen liefsen. ich will mit J. nicht rechten, weder über den wert und die zeitgemäfsheit normalisierter texte überhaupt, noch über die von ihm befolgten regeln. nur muss ich sagen, wer über die sprachformen der hs. aufschlüsse wünscht, der hat von den hier gedruckten texten gar keinen nutzen. für seine zwecke sind nur die in der vorrede mitgeteilten notizen von interesse. einzelnes findet er auch in den palaeographischen anmerkungen, welche die texte begleiten.

Von der zuverlässigkeit des haupttextes habe ich mir keine meinung bilden können. dagegen habe ich den text mit der arnamagnaeischen hs. 510 4° (von J. als C bezeichnet) verglichen und bin dadurch zu der überzeugung gelangt, dass J. alle nennenswerten verschiedenheiten zwischen dieser hs. und seiner haupths. gewissenhaft verzeichnet hat. die einzigen abweichungen, die ich in den variantenangaben vermisse, sind *atsetu* statt *atsetum* 5, 12; *viliugr til leiks* statt *til leiks* 10, 7; *bæta* statt *bæta um* 12, 1; *beiddizt* statt *beiðizt* 15, 3 (ist *beiðizt* nicht ein druckfehler?); *hrummizt* statt *hrumizt* 17, 11; *hvat þar sé* statt *hverr þar væri* 23, 10. s. 7, 1 hätte gesagt werden sollen, dass *með* auch in C fehlt; s. 21, 4 hat C *Vóru þeir þa leystir fóstbræðr*. anderseits hat es sich mir aber herausgestellt, dass J. diese hs. C nicht überall richtig gelesen hat. s. 6, 13 hat die hs. vollkommen richtig *modur*, nicht *modir*, wie der hsg. behauptet. ebenso steht s. 10, 2 ganz richtig *avngvan leid-*‖*angur*, nicht *õngvar leidangur*; s. 13, 4 *suiuirdingar*, nicht *suiuardingar*; s. 14, 20 *þigge*, nicht *þigi*; s. 16, 5 *b'n*, nicht *barn*; s. 39, 4 *smáglingrur*, nicht *smáglingur*, ganz wie in A; s. 52, 1 *út*, nicht *úr*. auch anderes wird unrichtig angegeben oder aufgefasst. s. 16, 5 hat C *bratt mun hon sungen verda* (*hon* über der zeile hinzugefügt); s. 17, 12 steht am rande nicht ein *en*, sondern *hrvmezt*, welches den zweck hat, das in der gegenüberstehnden zeile wegen eines risses im pergament geteilt geschriebene *hrvm mezt* zu verdeutlichen. die abkürzung, die J. s. 40, 2 als *eigi* auflöst, ist ganz dieselbe, welche er s. 21, 1 richtig mit *eðr* widergibt. s. 51, 12 ist *sponz sinu* gar nicht auf zwei zeilen geteilt, sondern steht mitten in

der zeile, die mit *hleyptir* 51, 18 anfängt und mit *aptr* 52, 2 endet. zu s. 40, 3 bemerkt J. vollkommen richtig, dass C *þvi likann* hat statt *þvílíkum*, aber er hätte auch weiter bemerken sollen, dass das folgende *brunnhúsum* in C in irgend einer weise corrigiert ist, was unzweifelhaft mit der richtigen form des vorhergehnden fürworts in zusammenhang steht. die angabe über *hnífar* 45, 16 ist vollends aus der luft gegriffen, denn C hat *hnífar* ohne die geringste spur von änderung.

Diese erfahrungen haben mein vertrauen zu der befähigung J.s, isl. hss. zu lesen, stark gerüttelt. aber er hat nicht allein gestanden. Kålund und Finnur Jonsson sind seine helfer gewesen, und wer das sprichwörtliche 'viele köche verderben den brei' nicht als ausnahmslose regel betrachtet, kann darum hoffen, dass J.s haupttext tadellos ist. die ausgabe im grofsen und ganzen scheint mir so verdienstlich, dass wir darüber ihre kleinen mängel vergessen sollten. die typographische ausstattung des buches übertrifft bei weitem alles, was die herausgeber altnordischer texte sich im allgemeinen leisten können. nur würkt es störend, dass der buchstabe *f* in den meisten fällen den kopf verloren hat.

Växjö, 23 oct. 1893. LUDVIG LARSSON.

Les sources du Roman de Renart par LEOPOLD SUDRE, professeur au collège Stanislas. Paris, EBouillon, 1893. VIII und 357 ss. gr. 8°.

Sudre nimmt mit Krohn einen doppelten ursprung unserer fabeln und tiermärchen an: einen nordeuropäischen — die helden dieser gruppe sind bär und fuchs — und einen orientalischen — die helden sind ursprünglich löwe, hyäne und schakal. in der frage nach der priorität von märchen und fabel entscheidet er sich für die erstern. wie Bédier in dem 3 cap. seines jüngst erschienenen werkes (Les fabliaux. Paris 1893) verhält er sich gegen den griechischen ursprung der indischen ebenso wie gegen den indischen ursprung der griechischen fabeln ablehnend. was das verhältnis des Reinhart Fuchs zum Roman de Renart betrifft, so steht er auf dem standpuncte von Voretzsch [1] (Zs. f. rom. phil. 15, 126 ff. 344 ff. 16, 1 ff), das deutsche gedicht gehe auf eine französische vorlage zurück, die noch nicht einheitlich gewesen sei, sondern ebenfalls eine sammlung von branchen, welche allerdings im wesentlichen gegenüber den erhaltenen französischen den ursprünglichen näher standen. mit der verwerfung der Grimmschen tiersagenhypothese, die man in jüngster zeit wider auf anderem wege einzuschmuggeln versucht hat (HBaumgart Poetik s. 157 ff; Fischer Lessings fabelabhandlungen s. 37), wird man wol einverstanden sein. hingegen fallen die germanischen namen für die

[1] bei der abfassung meiner anzeige von Büttner 'Der Reinhart Fuchs und seine französische quelle' (Anz. XVIII 244) waren durch ungünstige umstände diese vorzüglichen aufsätze mir leider unbekannt geblieben.

herkunft der in letzter linie zu grunde liegenden tiermärchen, die ja für S. selbst in höherem mafse als die antiken, gelehrt überlieferten fabeln quellen der einzelnen teile des tierepos sind, doch mehr ins gewicht als er zugeben möchte (s. WFörsters anzeige, Litt. centralbl. 1893 sp. 1393 ff), und ich kann in dieser annahme nicht wie er nur eine patriotische phantasie JGrimms sehen.

Der besondere teil behandelt nun 1) Fuchs und löwe: die beiden erzählungen vom 'Jugement du lion' und von 'Renart médecin' bildeten ursprünglich eine einheitliche branche*. die erste hat sich schon früh abgetrennt, ihre älteste gestalt zeigt der italienische Rainardo (bei Martin als xxvii branche abgedruckt). auch der Reinaert geht nicht direct auf branche i, sondern auf eine selbständige verwante fassung zurück (vgl. Anz. xviii 247). im 2 teil behauptet S., wie mir scheint mit recht, gegen Voretzsch, dass die geringere zahl der opfer des fuchses im Renart ursprünglicher sei als die gröfsere im Reinhart, da anfangs nur der wolf allein seine rache empfand. über die ursache der krankheit des löwen im Reinhart s. Anz. aao. die antike fabel von der societas leonina findet S. im Roman de Renart in zwei reflexen, die sich zu einander verhalten sollen wie etwa in den französisch so häufigen doubletten das lautgeschichtlich entwickelte zum mot savant. ob aber das schinkenabenteuer würklich hierher zu ziehen ist, scheint mir fraglich [1]. vgl. auch Lafontaines fabel 'La huître et les plaideurs', deren älteste fassung unter den indischen Jâtakas nachgewiesen ist (Warren De Gids 1893, 114) und in gröfserer entfernung die schwänke von der teilung des hühnchens, besonders die, wo der teilende sich selbst nur das gerippe zuspricht (s. RKöhler zu Gonzenbach Sicilianische märchen nr 1). — 2) Fuchs und bär. im anschluss an KKrohn (Bär [wolf] und fuchs. Journal de la société Finno-Ougrienne. Helsingissä 1889) wird gezeigt, wie in den beiden abenteuern von der schändung und dem fischfang wölfin und wolf nur an stelle der ursprünglicheren bärin und bär getreten sind. im einzelnen bemerke ich, dass s. 145 in Reinh. v. 433 '*so wærest dû mir doch ze swach*' letzteres wort unrichtig mit *faible* übersetzt ist, da es niedrig, unebenbürtig bedeutet, und dass in den anmm. s. 145 und 147 Voretzsch wol misverstanden ist. auch die folgenden beiden geschichten vom bären im baumstamm eingeklemmt und vom bären des bauern ochsen holend sind im anschlusse an Krohn [2] behandelt. über die erstere ist zu bemerken, dass hier wie auch sonst an die

[* eine parallelversion zum letzteren s. jetzt Zs. d. vereins f. volkskunde 4, 70 f: negermärchen v. d. goldküste.]

[1] wenn man die fassung des Reinhart für die ältere ansieht, die des Ysengrimus und des dadurch beeinflussten Renart für eine etwa unter dem einfluss der fabel erweiterte hält, so entfällt die eigentliche ähnlichkeit.

[2] vgl. die citierte abhandlung und 'Mann und fuchs. drei vergleichende märchenstudien' (Helsingfors 1891). [s. jetzt auch Zs. d. vereins f. volkskunde 4, 63 ff.]

stelle von tieren (s. Cosquin Contes pop. de la Lorraine nr 3) die waldmüeterli und fänken treten (s. Jecklin Volkstümliches aus Graubünden II 127; Vonbun Beitr. z. d. myth. 58). dass der Reinhart aus schamhaftigkeit die verstümmelung des caplans unterdrückt, ist mir für den verfasser von v. 590 wenig wahrscheinlich; viel eher wird, wie Voretzsch meint, auf seite des Renart der zusatz anzunehmen sein. von der branche IX heifst es nicht ganz richtig, dass 'nulle part il n'est fait allusion aux événements qu'elle relate' (p. 190); denn VIII 147 ff steht doch jedesfalls damit in freilich unklarem zusammenhang (s. Grimm RFuchs CXXVIII; Martin Observ. sur le Roman de Renart 51). — 3) Fuchs und wolf. für die episode von der wallfahrt muss ich mich Voretzsch anschliefsen, insofern als die wenigen erhaltenen verse, die uns die begegnung Baldewins mit Reinhart erzählen, gewis nicht hinreichen, um irgend eine identification des abenteuers vorzunehmen. auf den namen Baldewin ist allerdings nicht viel zu geben: gerade weil er häufiger als name des esels erscheint, mag er dem Glichezare sonst woher bekannt gewesen und von ihm an die stelle des seltenern Bernart gesetzt worden sein. zu der geschichte vom fuchs, der in den brunnen schauend sein gesicht für das seiner eignen frau hält, ist das märchen der Kamtschadalen zu vergleichen, deren gotte Kutka das gesicht gleich dem einer frau von der maus angemalt wird, sodass er ins wasser sehend sich in sich selbst verliebt (Tylor Die anfänge der cultur, übers. von Spengler und Poske I 404). bei der besprechung der episode vom vollgefressenen wolf wäre jedesfalls die ansicht von Krohn[1] zu beachten gewesen. die zweite hochzeit der füchsin ist doch wol mehr als satirische ausführung des trouveurs wegen Grimm KHM nr 38 (s. Grimm RFuchs p. CCXVI). — 4) Fuchs und vögel. zu dem p. 285 citierten finnischen märchen findet sich eine parallele Krohn Bär und fuchs s. 122. das abenteuer vom fuchs und dem raben zwischen schakal und krähe spielend in Jātaka 294 (Warren De Gids 1893, p. 117). erwähnen will ich bei dieser gelegenheit eine neugefundene afrikanische parallele von der fabel, wie fuchs und storch einander gegenseitig zu gaste laden (Reinisch Die Bedauyesprache s. 67. WSB 1893). — 5) Der wolf. die p. 336 angeführte geschichte von der sau, deren junge erst getauft werden müssen, ehe sie der wolf fressen darf, findet sich auch bei ESchreck Finnische märchen 233 und zwar in verbindung mit der von der stute, die dem wolfe den huf zeigt.

In einem schlusswort fasst S. die resultate seines buches zusammen: die quelle des Rom. de Ren. sei keine einheitliche, die quellen der einzelnen erzählungen seien mündliche traditionen,

[1] Bär und fuchs s. 44 'im gegenteil kann man geschichtlich nachweisen, dass eine aesopische fabel vom übermäfsig fressenden fuchse in dem tierepos und der fabellitteratur des mittelalters, sowie im volksmärchen der gegenwart zu einer erzählung geworden ist, in welcher der fuchs den wolf *verleitet*, übermäfsig zu fressen oder zu saufen'.

die nur teilweise auf antike oder orientalische quellen zurückgehn. S.s buch basiert auf den untersuchungen von Krohn, Martin, Voretzsch, nimmt aber durch vernünftige, ruhige kritik und sachliche, klare zusammenfassung einen ehrenvollen platz neben und über diesen vorarbeiten ein.

Bern, 18 nov. 1893. S. Singer.

Die legende Karls des Grofsen im 11 und 12 jh. herausgegeben von Gerhard Rauschen. mit einem anhang über urkunden Karls des Grofsen und Friedrichs i für Aachen von Hugo Loersch. (Publicationen der gesellschaft für rheinische geschichtskunde vii.) Leipzig, Duncker und Humblot, 1890. viii und 223 ss. gr. 8°. — 4,80 m.

Die legendarische 'Vita Karoli Magni' des 12 jhs., die uns hier (s. 1—93) in kritischer bearbeitung und mit wertvollen beigaben und excursen vorgelegt wird, ist kein ineditum, aber doch bisher recht unbekannt geblieben. SSinger hat für seine kenntnisreichen erörterungen in der einleitung zu den Deutschen volksbüchern der Züricher hs. C 28 (Stuttg. litt. ver. bd 185) ein Einsiedler ms. benutzt (s. xxii f), ohne zu ahnen, dass das darin enthaltene Karlsleben bereits 1874 von Kaentzeler — freilich schlecht genug — nach 2 Aachener hss. herausgegeben war. mir selbst ist es vor jahren passiert, dass ich das werk zeitlich falsch angesetzt habe: denn hauptsächlich an diese legende dachte ich, als ich Zs. 27, 78 aus gewissen elementen im phrasenschatze des Konrad von Regensburg die 'kenntnis einiger ausläufer der karolingischen geschichtschreibung' folgerte.

Die entstehungszeit der Vita ist durch die aussagen des prologs über jeden zweifel erhaben: sie ist abgefasst worden kurz nach der feierlichen erhebung und canonisation Karls, die am 29 dec. 1165 stattfand; abgefasst auf directe anregung Friedrichs i und in der ausgesprochenen absicht, die heiligsprechung zu begründen und die freude darüber ins reich hinauszutragen. der verfasser, zweifellos ein Aachener cleriker, gehört zu den unbedingten anhängern und bewunderern des Staufers, in dem nach seiner ansicht (18, 23 ff) der welt ein zweiter Karl d. Gr. erschienen ist, und er wird gewis auch die tiefern absichten verstanden haben, welche sein hoher gönner mit dem bedeutungsvollen act verband. so ist das werk, ähnlich wie die canonisation selbst, durch die es veranlasst ward, von entschiedenem interesse für die geschichte des deutschen kaisergedankens: wie dessen belebung und kräftigung in den wirren des schismas und gegenüber den weitaussehenden plänen des byzantinischen kaisers Manuel besonders geboten scheinen muste, das hat Rauschen in seinem i excurs über die heiligsprechung Karls (s. 129—137) einleuchtend ausgeführt.

Recht gering dagegen ist der quellenwert: ich meine natürlich für den sagenforscher, denn der historiker wird hier ohnehin für sich nichts erwarten. in der hauptsache ist das dreiteilige werk geschöpft aus uns wolbekannten und zugänglichen gewährsmännern: Einhards Vita und die Annales Laurissenses, Regino, Thegan sind die wichtigsten für geschichtliche angaben; von sagenmäfsigen quellen liegt dem ganzen II buche, dem bericht von Karls fahrt nach Jerusalem und Konstantinopel, die von R. im anhang neu edierte 'Descriptio' dieses fabulosen zuges zu grunde; die kleinere erste hälfte des III buches (c. I—VII) schreibt einfach pseudo-Turpin c. I—VIII (ed. Reuber) ab. auch c. III ist satz für satz widergabe des gleichen capitels bei Turpin, die anmerkung 64 R.s (s. 67) muss also ein versehen enthalten. nur weniges geht auf die berichte frommer zeitgenossen des autors zurück, so vor allem c. XVII—XIX des III buches, wunder am grabe des kaiserlichen heiligen vor und nach der canonisation — *que nostris temporibus mirifice contigisse gloriamur,* wie das vorwort des III buches ankündigt.

Der compilator lehnt es von vornherein und widerholt ab, eine geschichte der taten Karls d. Gr. zu schreiben, ja er schliefst die '*historialia ipsius gesta*' (67, 20 ff) sogar ausdrücklich von seiner darstellung aus. für die sei *in cathalogo virorum fortium et in cronicis* (18, 1) hinlänglich gesorgt, und auch er selber habe darüber bereits einen '*micrologus*' verfasst (18, 2). er will seinen lesern und den andächtigen des Karlstages den grofsen kaiser vor allem als gottesmann vorführen: als treuen verehrer und als reichbegnadeten schützling Gottes und der heiligen, als freund der kirche und vielfältigen kirchenstifter, als den kaiser, der in seinem segensreichen walten auf staatlichem und kirchlichem gebiete durch keine übergriffe des papstes gehemmt wurde. '*vere duo gladii hic!*' — in diesem ausrufe (34, 17) scheint die tendenz der verherlichung Karls zu gipfeln. das kirchenpolitische ideal der staufischen partei kommt hier ähnlich zur repraesentation, wie um dieselbe zeit das der gegenpartei in der beliebten vorführung Constantins und des heiligen Silvester (Gerhoch von Reichersberg, Kaiserchronik).

Von den quellen sind die sagenhaften auf grofse strecken hin einfach ab- und ausgeschrieben, die historischen mit mehr mühe als geschick excerpiert und durcheinandergewürfelt. wo der autor selbst das wort nimmt: in den prologen (des ganzen und der einzelnen bücher), am eingang und schluss vieler capitel, in buch III c. XVII—XIX, merkt man es alsbald an der blumenreichen und salbungsvollen sprache, die sich bis zu aufdringlichem schwulst steigert. in der phraseologie dieser abschnitte machen sich ein paar lieblingswendungen bemerklich, die er gelegentlich auch einmal dem text einer ausgeschriebenen quelle (so 69, 19 dem Turpin) einmischt: ich meine die bezeichnung Karls als *dei* (*Christi*) *athleta*,

dei (*Christi*) *miles* (26, 4. 44, 28. 74, 6. 92, 8; 69, 20). es sind die in der deutschen poesie seit dem beginn des 12 jhs. öfters vorkommenden ehrentitel *gotes wigant*, *gotes dienestman*, die ja auch der pfaffe Konrad seinem allerchristlichsten heldenkaiser beilegt. hier einen directen zusammenhang zu finden (wenn auch anderer art als ich es Zs. 27, 78 andeutete), lehne ich jetzt ausdrücklich ab. noch weniger beweist etwa die ähnlichkeit von Rol. 22, 21, wo es von Karl heifst: *jâ lûhten sîniu ougen sam der morgensterne* (vgl. noch weiter 23, 1 ff) mit Vita 49, 27 *oculi fulgebant tanquam sidera*: denn einmal stammt die stelle der Vita aus der Descriptio des 11 jhs., und dann ist die tradition von Karls leuchtenden augen viel zu verbreitet, als dass eine solche berührung im ausdruck auffallen dürfte. es ist ganz amüsant zu sehen, wie die vorstellung davon wächst. Einhart c. 22 *oculis praegrandibus ac vegetis*; Poeta Saxo v 339 (den Einhart ausschreibend) *late fulgentes oculi*; Monachus SGallensis I 3 *flammante intuitu*, I 19 *fulminans acies*[1]; Descriptio 107, 3 (= Vita 49, 27) *oculi fulgebant tanquam sidera* — und schliefslich mit einem gesuchten doppelvergleich, der aber grofsen anklang gefunden hat, Turpin c. XII: *oculi leonini scintillantes ut carbunculi*.

R. hat von dieser legendarischen Vita 14 hss. aufgetrieben und im apparat mehr oder weniger eingehend verwertet; der text selbst fufst beinahe ausschliefslich auf den Pariser hss. P^{1-3}, von denen die treffliche P^1 noch dem 12 jh. entstammt und uns zugleich den besten text des Turpin bewahrt hat. es ist von interesse, die herkunft der manuscripte zu mustern und damit die verbreitung der Karlslegende zu ermessen. Frankreich hat auch dieser glorification seines Charlemagne die aufnahme nicht versagt: in Paris allein liegen 6 hss., nur teilweise deutschen ursprungs. auf deutschem boden weisen die mss., soweit ihre herkunft sich bestimmen lässt, vor allem auf die orte hin, für die der cultus des kaisers und des heiligen Karl besonders bezeugt ist und die auch sonst in der litterarischen pflege der Karlssage voranstehn: vor allem die Rheinlande mit Aachen und Köln (vgl. Karlmeinet), dann Regensburg (vgl. Kchr., Rol. und im 14 jh. Karl und die schottenmönche) und Zürich (vgl. die prosa des Züricher codex C 28). nach SEmmeram gehört M di. clm 14279 (= Em. D 4), auf eine Züricher vorlage weist E zurück, die Einsiedler hs., wenn sie auch selbst nicht das 'werk eines Züricher stiftsgeistlichen' (Rauschen), sondern des Joh. Birk von Kempten ist, vgl. MBüdinger Von den anfängen des schulzwanges s. 29—39.

R.s recension des textes ist wol ziemlich einwandfrei und der druck ungewöhnlich correct: ich habe mir nur die fehler 41, 8 *vestutate* und 86, 1 *Juvanum* st. *Juvav*(*i*)*um* notiert — der

[1] den ausdruck *oculis astrorum more radiantibus* braucht der mönch II 11 von Ludwig dem frommen.

letztere scheint überdies in einem weitverbreiteten schreib- oder lesefehler begründet zu sein.

Zu den anmerkungen, die hauptsächlich die sorgfältigen quellennachweise enthalten (darunter s. 44 nr 38 eine note zum Karlmeinet), verzeichne ich nur, dass es anm. 59 (s. 50) statt '*Emman.*' heifsen muss '*In domino*' und dass für nr 38 (s. 36) dem herausgeber die wertvolle einleitung von GParis zu der von diesem und ABos herausgegebenen Vie de SGilles p. Guillaume de Berneville (Paris 1881) entgangen ist. —

Als zweiten text beschert uns R.s buch sodann (s. 95—125) die schon vielfach — so von GParis, LGautier, Koschwitz, JHansen — besprochene 'Descriptio qualiter Karolus Magnus clavum et coronam domini a Constantinopoli Aquisgrani detulerit qualiterque Karolus Calvus hec ad Sanctum Dyonisium retulerit', welche etwas gekürzt dem II buche der Vita zu grunde liegt. R. hat für den text aufser einer Pariser nur eine vielfach, besonders auch sprachlich abweichende Wiener hs. benutzen können; auf das kritisch wertvolle 'ms. de Montpellier 280' hat inzwischen GParis Romania 21, 295 aufmerksam gemacht. der hsg. bestätigt GParis datierung ('ca 1070'), indem er die schrift zwischen 1060 und dem ersten kreuzzug ansetzt, weist aber gegen GParis nach, dass die beiden teile, in die sie jener zerlegte, von demselben autor und zwar von einem Franzosen verfasst sind.

Die sage von Karls pilgerfahrt (vgl. excurs IV s. 141—147), die um dieselbe zeit in dem — von der Descriptio unabhängigen — französischen spielmannsgedicht ein wahrer tummelplatz der gaieté gauloise geworden ist, hat in Deutschland wenig anklang gefunden. unter den quellen und zeugen für ihre verbreitung, die man in den Archives de l'orient latin I 15 f n. 25 verzeichnet findet, figuriert freilich auch Ekkehard von Aura, allein gerade der commentator des Hierosolymita, Hagenmeyer, dessen ausgabe dort angeführt wird, hat bereits dagegen protestiert, dass man die stelle XI 2 auf jene sage ausdeute. während fast alle französischen historiker von Hugo von Fleury bis auf Vincenz von Beauvais und weiter hinab bei ihr verweilen, hat sie in Deutschland erst bei Martin von Troppau und bald darauf bei dem compilator des Karlmeinet aufnahme gefunden. mit der quelle des letztern beschäftigt sich R. s. 146 anm. 73. — das erste auftauchen der wundersamen mär bei Benedictus de SAndrea (ca 968) beurteilt R. widersprechend, wenn er s. 142 sagt: 'schwerlich hat er die sage selbst ersonnen', s. 147 aber eben diesen mönch vom Soracte als den 'erfinder' der sage bezeichnet und ihm persönlich einen bestimmten zweck unterschiebt. es liegt hier wol nur ein schiefer ausdruck vor, denn R. selbst hat s. 146 f über das aufkommen der mythe sehr verständig gehandelt und Aachen und besonders SDenis als die orte characterisiert, wo die jährliche vorzeigung

bestimmter reliquien am ehesten die vorstellung von einer persönlichen anwesenheit des grofsen Karl im heiligen lande wecken mochte.

Die excurse II, III, V berühren schwerlich das interesse unserer leser und entziehen sich jedesfalls meiner kritik. noch mehr ist dies der fall mit der beigabe von prof. HLoersch (s. 149—215), welche der titel ankündigt. L. tritt den beweis an, dass das nur als transsumpt in einer urkunde Friedrichs II vom aug. 1244 erhaltene privileg Friedrichs I für Aachen vom 8 jan. 1166 echt sei, und verwertet hierfür sehr ansprechend die neue kritische ausgabe der Vita, die eben durch ihn angeregt ist. die untersuchung hat den beifall der sachkundigen gefunden und ist von HGrauert im Hist. jahrb. 12, 173 ff durch den nachweis erweitert worden, dass das von Loersch als gefälscht erkannte diplom Karls d. Gr., welches urkunde und Vita aufnehmen, um die mitte des 11 jhs. hergestellt ist.

Ich will von der saubern und in jeder beziehung gut ausgestatteten publication nicht scheiden, ohne den wunsch auszusprechen, dass nun endlich auch für das einzige deutsche denkmal der Karlssage, das wir bisher nur unvollständig kennen, für die chronik von Weihenstephan, sich ein herausgeber finden möge.

Marburg. EDWARD SCHRÖDER.

Über Wolframs von Eschenbach Parzival, von RICHARD HEINZEL. Wien, FTempsky, 1893 [Sitzungsberichte der k. academie der wissenschaften in Wien, philosophisch-historische classe, bd CXXX]. 113 ss. — 2,30 m.

Heinzel behandelt die vielumstrittene frage nach der quelle Wolframs und bewährt auch hier seine ausgezeichnete gründlichkeit und belesenheit. auch er entscheidet sich dafür, dass Wolframs angabe, er folge dem französischen gedichte eines provenzalen Kiot, vertrauen verdient. er scheidet aus dem gedichte Wolframs zunächst das aus, was unzweifelhaft dem deutschen dichter eigen ist, und vergleicht den übrig bleibenden inhalt, den er Kiot zuschreibt, mit Chrestiens werk. er kommt zu dem ergebnis, dass weder Chrestien Kiot, noch dieser jenen benutzt habe, dass also die ihnen gemeinsamen züge der sage in einer gemeinsamen quelle vorhanden gewesen seien, und zwar in dem buche, welches Chrestien von dem grafen Philipp von Elsass, Flandern und Artois erhielt (s. 40). diesen schluss halte ich nur dann für zwingend, wenn würklich Wolfram seine erzählung, abgesehen von seinen eigenen erfindungen, ausschliefslich aus Kiot schöpfte. allein er benutzte auch andere quellen, wie ich in QF. 42 gezeigt zu haben glaube; und wenigstens die directe entlehnung von namen aus Solins Polyhistor ist wol allgemein zugestanden, ebenso, dass neben französischen gedichten über den Gral prosaerzählungen umliefen,

woraus Wolfram schöpfen konnte. aber auch sonst halte ich Wolframs selbständigkeit für weit gröfser als H.: ich glaube, dass die psychologische vertiefung der einzelheiten wie ihre verbindung durch eine gemeinsame grundidee sein verdienst ist: diese grundidee steht mit dem, was er über seine eigenen verhältnisse angibt, in vollster übereinstimmung, und die seelenvolle auffassung der bei allen andern dichtern der zeit entweder leichtfertig oder asketisch-kirchlich behandelten stoffe der ritterlichen erzählung kann nur einem dichter ersten ranges zugewiesen werden, den wir nicht aufserhalb Deutschlands zu suchen brauchen. auch deutet die ganze reihe der abweichungen von Chrestien nicht auf ein einheitliches werk, welches Wolfram nur, mit wenigen ausschmückungen, übersetzt hätte. es sind aufserordentlich verschiedene bestandteile, welche nur durch eine sehr kunstvolle verbindung zu einem übersichtlichen ganzen haben vereinigt werden können. wesentlich für den schluss des ganzen, den ihm ja Chrestien nicht darbot, beruft sich Wolfram auf Kiot. diesen haben wir uns als einen fortsetzer Chrestiens zu denken, der auch schon in dessen werk ebenso interpolationen ein- und eine vorgeschichte zugefügt haben mag, wie sie tatsächlich, wenn auch nicht eben mit Wolframs quelle näher stimmend, in dem von Potvin abgedruckten manuscript vorhanden sind. H. selbst begründet sinnreich die annahme, dass Kiots name nur auf einem misverständnis beruhen möge. wie es in Potvins text VI 212 heifse '*Si com la matere descoevre Gerbers qui a reprise l'oevre, Quant chascuns trovere la laisse*', so möge in Wolframs quelle der dichter von sich sprechend gesagt haben *Ki ot reprise l'oevre* oder *reprinse l'estoire*; Wolfram hätte dann *reprise* misverstehn und als tadel auffassen können; er hätte vielleicht auch den von ihm erst durch ein misverständnis geschaffenen Kiot mit Guiot de Provins zu einer person gemacht. die möglichkeit dieser ververmutungen kann gewis nicht geleugnet werden.

Über die der zusammenhängenden erzählung Chrestiens und Wolframs (denn so möchte ich doch anstatt Kiots den vertreter der deutschen sagenform bezeichnen) zu grunde liegenden märchen spricht H. mit einer fülle von bemerkungen und verweisungen, die man dankbar annehmen wird. er bemerkt auch ganz überzeugend, dass es wunderbar ist, wie sehr die menge der namen und geschichten in übereinstimmung und zusammenhang gebracht worden ist, wie wenige kleine verschiedenheiten übrig bleiben. zu s. 44 möchte ich bezweifeln, ob der umstand, dass der Gralkönig im gegensatz zu den Gralrittern heiraten darf, auf ein erbreich hinweist. in merkwürdiger weise stimmt dazu die einrichtung der englischen colleges an den universitäten, in denen der headmaster heiraten darf, die fellows aber nicht. aber man kann sich auch ganz gut denken, dass an einem ritterlichen hof die fürstin nicht entbehrt werden kann, während ihr nur

edelfräulein, ihrem gemahl nur unverheiratete ritter zur seite stehn. s. 45 nimmt H. an den ehen anstofs, welche nach den ritterromanen jünglinge mit weit älteren frauen schliefsen; aber auch in würklichkeit war das damals nichts seltenes: Heinrichs VI gemahlin war 11 jahre älter als er, und ähnlich stand es mit Friedrich II, dann mit Ottokar von Böhmen. allerdings waren das ehen aus politischen gründen, während die ritterromane von liebe sprechen. für die seltsamen verhältnisse auf dem wunderschloss nimmt H. die von mir gegebene erklärung an, dass es sich hier ursprünglich um ein totenreich handelte.

Allein so feinsinnig er eine reihe von weniger passenden verhältnissen, die sich aus der zusammenfügung ursprünglich für sich bestehnder märchen ergeben, erklärt und rechtfertigt, so meint er doch, Wolfram würkliche und zum teil schwere widersprüche nachweisen zu können. ich glaube mit unrecht, wenn ich auch im folgenden nur einzelne fälle behandeln kann. s. 103 bemerkt H.: 'XV 777, 25 wird bei Artus zu mittag gegessen, dann kommt Kundrie mit der freudigen botschaft an Parzival, 784, 23 *nu wasez ouch zît daz man dâ gaz*'. das letzte wort bedeutet nicht, wie H. andeutet, 'essen sollte', sondern 'gegessen hatte, mit essen fertig wurde', ebenso wie zb. Iwein 1224. das ergibt sich aus dem folgenden: Parzival, der neben seinem bruder safs (oder sagen wir: gesessen hatte), bittet diesen um *gesellekeit,* dh. nicht um seine nachbarschaft beim mahl, sondern um seine begleitung beim ritt auf die Gralburg. ebenso ist 780, 17 *wart bekennet schiere* nicht zu übersetzen 'ward da erst bekannt', sondern etwa: man überzeugte sich, dass es würklich Kundrie war. 'III 151, 28 Kunneware wird mit einem stock geschlagen, nach VI 304, 18 ist es mit einer rute geschehen'. an der zweiten stelle heifst es aber: *die blou der seneschalt . . daz von ir reis der walt.* hier ist *walt* wie in *waltswende* von stäben zu verstehn; Parzival sagt, allerdings mit einer begreiflichen übertreibung, Keie habe auf Kunneware stöcke zerschlagen. 'V 251, 28 erkennt Sigune Parzival an der stimme, bei seinem dritten besuch IX 440, 24 erst, als er den helm abgebunden hat'. diese schon von andern bemerkte incongruenz lässt sich doch wol sachlich rechtfertigen. bei seinem langen harmvollen umherirren konnte die helle stimme des jünglings doch sich verändert haben, und Sigune, mehr und mehr der aufsenwelt abgestorben, mochte ihn nach so vielen jahren erst beim sehen wider erkennen. und so lassen sich auch sonst die von H. angeführten schwierigkeiten durch eine etwas liberale interpretation beseitigen: diese ist dem dichter gegenüber, der alles klar vor augen hat, aber eben wegen einer gewissen überfülle des gefühls und der vorstellungen sich nicht immer deutlich ausdrückt, durchaus erforderlich. irrig übersetzt übrigens H. s. 10 Parz. 454, 26 *op die (engel) ir unschult wider zôch* 'da die erde doch keine würdige stätte für ihre rein-

heit war'. *unschult* ist mhd. nicht, wie bei uns, ein positiver begriff, sondern stets negativ, 'schuldlosigkeit': s. die wbb. die stelle drückt undeutlich das aus, was später (471) näher auseinander gesetzt wird: 'wenn sich ihre schuldlosigkeit herausstellte und sie deshalb zurückgerufen wurden'. — zum schlusse bespricht H. noch einige andere darstellungen der Parzival- und Gralsage, und hier hat ref. diesen ausführungen, welche zt. mitteilungen aus handschriften bieten, nur einfach beizustimmen.

Strafsburg, 14 jan. 1894. E. Martin.

Der Helmbrechtshof und seine umgebung. eine litterarhistorische untersuchung. von Max Schlickinger. (separatabdruck aus dem 51 jahresberichte des museum Francisco-Carolinum in Linz.) Leipzig, GFock, 1893. 31 ss. 8°. — 1,20 m.

Als ich vor fast 30 jahren die aufgabe übernahm, den schauplatz des Helmbrecht-gedichtes festzustellen, hatte ich das glück, als helfer bei dieser arbeit einen mann zu finden, wie ich ihn geeigneter nicht wünschen konnte. herr pfarrer Jos. Saxeneder, damals in Überackern, jetzt in Neukirchen an der Enknach, hat nicht blofs in diesem gebiete seine heimat, sondern hat auch mit geringen unterbrechungen sein ganzes leben darin zugebracht. er hat daher nicht blofs die genaueste kenntnis der gegend in allen einzelheiten, sondern er ist auch, da er immer im engsten verkehr mit dem volke stand, auf das vollkommenste vertraut mit seinen eigenheiten und gebräuchen, seinen sitten und sagen und mit allem dem, was die volksseele beschäftigt und wie sie sich äufsert. zu einem solchen manne konnte man daher das unbedingteste vertrauen haben, dass seine feststellungen das höchste mafs von verlässigkeit besitzen.

Jetzt hat ein jüngerer mann, hr lehrer Schlickinger in Mauerkirchen, es unternommen, einen andern, wenn auch nur wenig geänderten schauplatz aufzustellen. wenn er sich damit begnügt hätte, nur zu behaupten, der Helmbrechtshof ist nicht der bis jetzt so bezeichnete, sondern der hof daneben, der Hohenstein ist nicht die bis jetzt so bezeichnete höhe, sondern die höhe daneben usw., so könnte man bei dem für die wissenschaft geringen werte dieser verschiedenheiten den gegenstand auf sich beruhen und jedem leser selbst die wahl überlassen, welche von beiden nachweisungen er für verlässiger hält. er ist aber weiter gegangen und hat sich als den wahren entdecker des richtigen schauplatzes und die bisherigen aufstellungen als falsch bezeichnet. dies zwingt mich leider, seine aufstellungen auf ihren wert zu untersuchen. ich habe mich auch hierbei wider, was das örtliche betrifft, der ausgezeichneten sachkenntnis und uner-

müdlichen freundlichkeit Saxeneders zu erfreuen gehabt und lege hiermit den freunden der dichtung diese neue untersuchung vor, indem ich dabei dem gange der darlegung Schlickingers folge.

Der erörterung möchte ich noch eine kleine bemerkung über die frühere und jetzige Helmbrechtforschung vorausschicken. als vor 30 jahren die forschung unternommen wurde, hatten die damaligen ergebnisse den wert der unmittelbaren und ungetrübten schöpfung aus den erinnerungen des volkes. jetzt ist das anders. mit dem bekanntwerden des alten gedichtes hat sofort eine neue sagenbildung begonnen. man will jetzt neue anknüpfungspuncte finden. alte leute wollen sich erinnern, dass sie noch dieses und jenes gehört hätten. es sind daher alle neuen zusätze mit gröster vorsicht aufzunehmen.

1. Der Helmbrechtshof. in Sch.s einleitungsworten (s. 7) verdient der absatz: 'ihr litterarhistorischer wert war bis jetzt unbekannt' einigen tadel. hr pfarrer Saxeneder hat mir schon vor jahren mitgeteilt, er glaube, dass (statt des Nazlgutes, das dann dem freimann zuzuweisen wäre) das Härtlgut zum Helmbrechtshofe gehört habe, und ich habe davon in der 2 aufl. meiner ausgabe nur aus dem grunde keinen gebrauch gemacht, weil ich dazu die nötigen belege noch nicht beibringen konnte, am ganzen aber auch dadurch nichts geändert wurde. Saxeneder hat aber auch mit Sch. diesen gegenstand schon vor jahren besprochen: also ist obige angabe mindestens ungenau.

Nun zur sache selbst. ein blick auf Sch.s karte zeigt, dass die beiden stellen, welche als stätte von Helmbrechts heimat in anspruch genommen werden, unmittelbar neben einander liegen, sodass, wenn für beide gründe angeführt werden, die entscheidung schwer fallen dürfte, während es für die wissenschaft von geringem belang ist, ob der eine oder der andere der ursprüngliche ist. bei solcher nähe können aber auch scheinbar triftige gründe für ein entscheidendes urteil ungenügend sein. einmal ist die ausdehnung des engen gebietes insofern veränderlich, als einzelne teile, die jetzt dem anbau des bauers dienen, erst im verlauf der zeit dem angrenzenden walde abgerungen sein können, anderseits aber auch gewaltsame ereignisse veränderungen veranlasst haben mögen. Sch. selbst führt aus den allerletzten durchaus friedlichen jahren an, dass auf dem Hartlhof im j. 1879 ein brand wütete, und dass der Lenzhof im j. 1892 ein raub der flammen wurde. wie erst in jenen unruhigen zeiten, die zwischen der ersten erwähnung des hofes um d. j. 1230 und der spätern nun von Sch. beigebrachten angabe aus d. j. 1581 liegen. da konnten triftige gründe mafsgebend sein, um bei einem solchen unglücke die widererrichtung des hauses an einer andern stelle des besitztums, zb. in gröfserer oder geringerer nähe der strafse oder des waldes rätlich erscheinen zu lassen. Sch. selbst verrät eine ahnung von der möglichkeit solcher änderungen, wenn er

s. 16, zu anderm zwecke, sagt: 'es können im verlaufe der jahrhunderte sich familiäre verhältnisse herausgebildet haben, die die übertragung der hegemonie vollkommen rechtfertigen, doch diese werden für immer unbekannt bleiben'.

Für die identität der Helmbertisstat s. 9 und des Helmbrechtshofes s. 11 fehlt bei der gewaltigen verschiedenheit ihrer reichnisse jeder beweis. die erklärung des wortes '*stat*' als gleichbedeutend mit 'grofser hof' ist unhaltbar und besonders in der gleichstellung mit der zusammensetzung 'hofstatt' entschieden falsch. der vergleich mit Haselriute s. 10 ist eine gänzliche verkennung der historischen entwicklung. als dort die haselstauden ausgereutet wurden, war es eine unscheinbare besitzung, daraus ist aber im verlauf von sechs jahrhunderten eine ansehnliche ortschaft geworden, wie zb. auch plätze, die einst nur ein mühldorf oder eine schneidemühle bargen, später zu städten sich ausgewachsen haben.

Der einzige wichtige und neue gegenstand in Sch.s abhandlung ist der nachweis des namens Helmbrechtshofer, als ein weiterer beweis zu den von mir vorgebrachten, dass der Helmbrecht-name in der gegend fortlebte, aber nicht zugleich als nachweis, dass sein besitzer auf dem ursprünglichen Helmbrechtshofe gesessen sein müsse. wenn wir den namen an sich ins auge fassen, so ergibt er sich sofort als weiterbildung eines ursprünglichen. es wird seiner zeit, dh. im 13 jh., keinem menschen eingefallen sein, den alten Helmbrecht den Helmbrechtshofer zu heifsen (was allerdings Sch. s. 16 annimmt), ebenso keinen seiner nachfolger, welche den namen Helmbrecht fortführten. der name konnte erst eintreten, wenn eine familie andern namens in seinen besitz eintrat, oder wenn der besitzer, der diesen namen schon führte, aus irgend einem grunde das haus an andrer stelle wider aufbaute. dass der name auf dem von Sch. gewollten hofe gar nicht fest safs, beweist das von ihm (s. 12) ausgezogene urbar von 1581 selbst, indem der schreiber, bei dessen lebenszeit das gut an den Hans Härtl übergieng, der beschreibung desselben zum namen 'Helmbrechtshofe' sofort die randbemerkung beifügte, '*das ist das Härtlgut*' — bei der zähigkeit[1], mit der das landvolk jahrhunderte lang die hausnamen festhält, eine höchst auffallende erscheinung, umsomehr, da er in der überschrift auch den namen H.-hof ansetzt, vielleicht nur als rückbildung aus dem familiennamen; denn in gebrauch ist nur der name Härtlgut geblieben.

So viel über den namen. zur sache kann sehr wol zugegeben werden, dass das Härtlgut, wie auch (vgl. s. 259) Saxeneder schon selbst vor jahren vermutet hatte, einst einen teil des Helmbrechtshofes bildete. wenn man, wie leicht anzunehmen ist, voraussetzt, dass seit dem 13 jh. noch mancher waldteil

[1] vgl. hierzu meine abhandlung über die flurnamen der Monumenta Boica in den Sitzungsberichten d. k. b. acad. d. wiss. phil.-hist. cl. 1887, II 99 f.

abgeschwendet und in ackerland verwandelt wurde, wie schon der ortsname Reith anzeigt, so ist das gebiet der beiden güter Lenzengut und Härtlgut noch nicht zu grofs für einen mittelalterlichen meierhof. es wäre dann etwa anzunehmen, dass in den unruhigen zeiten des 14 oder 15 jhs. ein besitzer, der von dem gute den namen Helmbrechtshofer angenommen hatte, aus irgend einem grunde sich an der stelle des spätern Härtlgutes sein neues heim errichtete.

Für mich war mafsgebend, dass auf dem Lenzengute die alte tradition haftete. hierzu erwähnt mir Saxeneder jetzt auch, dass der alte besitzer des Lenzengutes erzählt habe, er sei im kreise der jugendgenossen bei neckereien oft als helmerldieb, helmelrauber verspottet worden. sein vater hätte ihn darüber auf seine klage mit dem troste beruhigt: 'lass's gehn die buben; ist mir auch nicht besser gegangen; ist schon auf dem haus'. das wenige, was Sch. in dieser beziehung s. 17 beibringt, besteht in zwei äufserungen. die äufserung der bäuerin, einer altersgenossin des pfarrers Saxeneder, die also in keine klosterschule mehr gegangen sein kann, über das lesen alter schriftstücke in den schulen ist eine widerholung dessen, was ich (Münch. sitzungsber. 1865 I 319) aus der erzählung des alten Liedl mitteilte, nur dass diese lesungen nicht, wie Sch. will, als stilübungen, sondern als übung im schriftenlesen vorgenommen sein könnten. was sie vom Helmbrechtshofe erwähnt, könnte in der oben (s. 259) gemachten bemerkung gründen. eben dahin kann die äufserung des besitzers des Härtlgutes gehören, wenigstens erwähnt Sch. mit keinem worte, dass der hof im volke noch den namen habe.

Was Sch. s. 18 von 'raubgesindel' auf dem bauerhofe vorbringt, ist für den beabsichtigten zweck ganz wertlos. bezüglich der familie des Helmbrecht ist Sch. das opfer eines sonderbaren misverständnisses geworden. v. 364 sagt der junge H. zum vater: *Nu heiz ander dîne süne* usw. (in Fuldas übersetzung: befiehl du deinen andern söhnen usw.). daraus zieht Sch. den sichern schluss, dass keine andern söhne da waren. diese anderen söhne aber werden den lehren des alten treu geblieben sein; daher durfte der junge Helmbrecht nicht wagen, sie mit seinen lächerlichen raubgeschenken zu behelligen, während Sch. damit das nichtvorhandensein von brüdern beweist. es ist also auch das aussterben des geschlechtes erst später — wann, wissen wir nicht — eingetreten.

2. Hohenstein. diesen berg zeigte mir bei meiner ersten anwesenheit hr pfarrer Saxeneder, und ich sah ihn da vom Gilgenberg aus, also in der entfernung von etwa einer stunde, als ganz anständigen kegel, nicht im hochwalde versteckt, was mir auch jetzt Saxeneder als ganz richtige beobachtung bestätigt. — in der 1 aufl. meines Helmbrecht habe ich auch eine urkunde über ein geschlecht von Hohenstein beigebracht, habe sie aber in

der zweiten weggelassen, weil eine verbindung nicht herzustellen war. Sch. verwendet sie wider, um auf dem Hohenstein, der nicht die geringste spur von mauerwerk zeigt, eine burg, wenn auch von mäfsiger bedeutung, hervorzuzaubern, die dann sofort zur räuberheimat Helmbrechts gemacht wird.

3. Haldenberg. die bekannte etymologische schwierigkeit ist genügend erörtert. Sch. benutzt sie, um die bisherige ansicht zu verwerfen und dafür einen andern namen, den des Hol- oder Halberges zu setzen, der aber nicht nur etymologisch kaum besser passt, sondern auch nur eine ganz unbedeutende erhöhung und seiner weit aufsen befindlichen lage nach für Wernhers zweck ganz unbrauchbar ist. — für die erklärung des namens Haldenberg möchte ich eine neuere vermutung Saxeneders wenigstens nicht unerwähnt lassen: der ausgedehnte bergstock ist nämlich an seinen abhängen reich an weidegründen, für die in Oberösterreich die benennung 'halde' gebräuchlich ist, und daraus konnte der dichter selbst seinen zweckentsprechenden namen gebildet haben.

4. Der Loh. um diesen zu verwerfen, gebraucht Sch. den kunstgriff, ihn als ganz entfernt, schon in der nähe Ranshofens, anzusetzen. der Loh war aber ehemals viel ausgedehnter; es gab einen unteren, mittleren und oberen Loh, und jener Loh (Lacher forst), den Sch. allein gelten lässt, ist auf der österreichischen generalstabskarte ausdrücklich als der untere Lach bezeichnet.

5. Die Kienleite. ihre benennung bezeichnet Saxeneder nach wie vor als bekannt, und auch Sch. lässt sie als 'vielleicht hie und da' vorkommend gelten, leitet sie aber von einem besitzer 'Kern' ab. solche objecte werden aber höchst selten nach besitzern benannt und am allerwenigsten, wenn sie nur teilweise, wie er selbst angibt, einem solchen gehören; wenn aber würklich in der geringen verschiedenheit der aussprache (Sch. stellt sie fälschlich gröfser hin, als sie ist) eine anknüpfung gegeben wäre, so müste sie als nachträglich durch den jetzigen teilbesitz veranlasst angesehen werden. ganz falsch ist seine zuflucht zur praep. 'an', wie genügend mit beispielen belegt werden könnte. — in einem besonderen anhange sind einige worterklärungen gegeben, von denen indes nur zwei hervorzuheben sind. *glet* wird mit dem jetzigen sogenannten wettermantel verglichen, was anspruch auf richtigkeit haben mag; der wortlaut des v. 1847 erlaubt an einen besondern abgeschlossenen raum zu denken. die beschreibung des ofens ist dankenswert, wenn sie auch OvZingerle Anz. XIX 299 nach Tiroler verhältnissen etwas anders gibt.

München, im nov. 1893.

Die im vorstehnden besprochene abhandlung Schlickingers hat jüngst auch in einer oberösterreichischen zeitung, Linzer volksblatt

vom 10 jan. 1894, erwähnung gefunden. der den germanisten durch seine heimatlichen studien schon vorteilhaft bekannte dortige forscher, bezirksrichter JStrnadt in Kremsmünster, macht auf die arbeit aufmerksam, benutzt aber die gelegenheit hauptsächlich, um für die Berliner hs. und die von ihr gegebenen namen einzutreten. da er hierbei von meiner über dieselbe gegebenen nachricht ausgeht, auch selbst den wunsch ausspricht, dass ich mich nunmehr des weiteren über sie äufsern möge, so darf ich nicht versäumen, auf seine erörterung näher einzugehn.

Bei beschreibung von hss. ist es häufig von nutzen, nicht blofs den inhaltlichen text zu behandeln, sondern auch äufserliche kleinigkeiten zu beachten. so habe ich bei beschreibung der vdHagenschen Neidhart-hs., jetzt Mss. Germ. fol. 779 in Berlin, mittelst solcher nebendinge einen beitrag zur geschichte dieser hs. (Münch. sitzungsber., phil. u. hist. cl. 1888 II 312 f) liefern können. ähnlich ist es jetzt mit der Berliner Helmbrecht-hs. ergangen, von welcher ich im nachtrag zur 2 aufl. meines Helmbrecht erwähnte, dass auf ihrem vorsetzblatte eine anzahl namen eingetragen sei, die ich gröstenteils auch anführte. auf ansuchen Strnadts hat die k. bibliothek zu Berlin diese angaben bestätigt und durch hinzufügung zweier weiteren namen und der beisatzworte ergänzt mit folgendem wortlaut, bei welchem ich den namen eine zählung beisetze:

'Mss. Germ. fol. 470 (vorblatt mit allerlei gekritzel). oberste zeile (erste eintragung): 1) *Jo Ho Havczendörffer dein vnvergessen die weil ich leb an end.* darunter: *Nicht Havczendorffer Ich* 2) *lienhart mewrll vnv'gessen die weil ich leb an end.* dann folgen verschiedene eintragungen, worunter: *Gott mein Hoffnung* 3) *Marycz Nevndlinge*; darunter: *Dein ewig vnd nymer mer liebers* 4) *W. von Kelbashardt.* rechts darunter: 5) *H Hinstbry*, endlich neben einander die untersten beiden: *Trutz und wer mirs* 6) *Motessta Gassnerin* und rechts davon: *Dein alain Wol auff mit frewd'n Dem erbern* 7) *Hanns Mist* (.... abgebröckelt) *las vmb hynn wapln* (.... abgebröckelt)'.

Dazu kann ich nach meiner abschrift ergänzend bemerken, a) dass ich auf dieser seite auch noch einen weiteren namen gefunden habe, der allerdings undeutlich geschrieben ist, aber vielleicht *Pelhczenstein* oder *Pellizenstein* zu lesen ist, während ich den namen *H Hinstbry* nicht gesehen habe; b) dass auf der rückseite des blattes die jahrzahl so eingetragen ist: '*Anno dni M°CCCC°LVII°*' mit noch zwei worten, welche eine moderne hand umgeschrieben hat in *consumatum libellum*; letzteres wort kann gemeint sein, ersteres nicht, da nur in der zeile ein *i* und etwas darüber *tū* steht; c) dass auf der rückseite des letzten vorsetzblattes und auf dem aufgeklebten deckelschutzblatte je einmal in rohester zeichnung ein wappen — aus drei-fels aufwachsende gemse, bei dem einen auch die gemse als helmzierde — ange-

bracht ist; ob dies in beziehung steht zu dem beisatz bei obiger nr 7: *las vmb hynn wapln'*, ist nicht ersichtlich.

Von diesen namen nun weist Strnadt, indem er sie alle für die von einstigen besitzern der hs. erklärt, die nummern 2, 3, 4, 6 (und 7?) als der dortigen gegend (um den Traunsee) angehörig nach und zwar Leonh. Meurl als seit seines vaters tode, 1400, im besitze von Leonbach, MNeundlinger als einen verwanten desselben, WvKelberhart als einen angehörigen des in dem gleichnamigen orte bei Scheibbs sitzenden und darnach benannten niederösterreichischen dienstmannsgeschlechtes, die Gassner oder besser Kastner als in Ottsdorf bei Leonbach sitzend und mit den Meurl verschwägert; in nr 7 vermutet er einen schreibfehler für *Mirl* = *Meurl*.

Diesen nachweisungen gegenüber kann bei dem ersten namen nicht an das gleichnamige geschlecht in der weit entfernten Oberpfalz gedacht werden, welches ich erwähnt hatte, sondern muss auch dieser name in der nähe gesucht werden. er findet sich auch in Niederösterreich (Urkundenbuch von N.-Österr. I 64 und Urkundenb. des herzogtums Steiermark I 463); localforscher werden darüber wol näheres beibringen können. dadurch nun, dass diese namen alle, von denen nicht gerade jeder einen besitzer der hs. vertreten muss, sich auf kleinem raume beisammen finden, ist der schluss vollberechtigt, dass auch die hs. aus demselben hervorgegangen ist. da ferner der nach Strnadt hervorragendste unter ihnen Leonbach besafs, ist ein weiterer fingerzeig gegeben. als sicher ist wol anzunehmen, dass dort die hs. geschrieben wurde; weniger sicher ist dagegen, dass die in ihr gegebenen namen die echten, ursprünglichen sind. der besitzer von Leonbach hatte genügenden grund, den schauplatz des beliebten gedichtes in seine gegend verlegen zu lassen. wenn nun, wie schon früher geschehen ist, für die echtheit dieser namen eingetreten wird, so müssen vor allem noch weitere beweise aus dem sonstigen inhalte des gedichtes, aus der volkstradition, vielleicht auch aus der mundart usf. beigebracht werden. dann kann eine neue untersuchung über die gröfsere glaubwürdigkeit der einen hs. geführt werden. vorläufig aber hat es damit noch gute wege. einen solchen beweis sucht Strnadt vorzubringen, indem er aus dortiger gegend einen Helmelhof — ohne zeitangabe, also aus der gegenwart (er soll aber unter dem gleichen namen älter sein) — anführt. das gibt noch wenig sicherheit; denn helmel kann sowol das verkleinerungswort von halm oder helm sein, als auch, wie St. selbst angibt, eine koseform nicht blofs von Helmbrecht, sondern auch von Helmhart oder andern mit helm zusammengesetzten namen. da ist es doch etwas anders, wenn, wie für die Wienerhs., aus der zeit des gedichtes selbst der 'Helmbrechtshof' aus einer amtlichen urkunde nachgewiesen ist.

Für die zeit der abschriften nimmt St. einen viel zu

grofsen unterschied an, um ihn für den höhern wert der Berliner hs. auszunützen. er setzt nämlich W. in das 16 und möchte B. in das 14 jh. hinaufrücken. nun ist aber W., wie wir genau wissen, zu anfang des 16 jhs. geschrieben und B. gibt sich die jahrzahl 1457, wozu auch ihre schrift stimmt. selbst wenn man auf grund der noch nicht ganz klar liegenden zeit der in B. benannten personen etwas weniges zugeben wollte, so ist damit noch kein jahrhundert erreicht; bei den vorlagen der beiden schreiber kann aber das verhältnis ein ganz anderes gewesen sein, und darüber wissen wir gar nichts.

Die mundart, deren beachtung St. ebenfalls empfiehlt, kann schwerlich viel zur entscheidung beibringen. die vorlagen sind kaum weit von einander entstanden und die abschriften können nur für ihre schreiber zeugen. bei B habe ich nur eine hervorstehnde besonderheit bemerkt. sie bietet v. 343 *chlaugt* für *klagt* und 1143 *ausz* für *az*. dieses *au* ist bekanntlich für *â* seit jahrhunderten und jetzt noch eine eigenheit der schwäbischen mundart, bei Weinhold Bayr. gramm. § 71 ist es aber auch für die Oberpfalz (mit Nürnberg, Tepl, Oberplan) angegeben, und für *a* überhaupt nennt er aufserdem auch das Rotthal, Steiermark und Tirol, die letzteren beiden mit beschränkung auf nachfolgendes *n*. wichtige schlüsse sind also hieraus kaum zu ziehen.

In einer bemerkung findet sich St. zu der behauptung berechtigt, dass das wort '*chlamirre* sich keineswegs unter der bezeichnung 'klammer' erhalten habe, wie Keinz behauptet'. das klingt sehr entschieden, ist aber eben nichts als eine wolfeile behauptung. ich habe genügend deutlich erklärt, dass ich alles, was ich über dortige dinge beibringe, der genauen kenntnis von land und leuten, welche hrn pfarrer Saxeneder auszeichnet, zu verdanken habe, also gewis auch auskünfte dieser art. ferner ist ausdrücklich gesagt, dass dieses wort nur noch von alten leuten gebraucht werde und von den jüngern nicht, und die vor 30 jahren jung waren, sind jetzt auch schon alt und kennen es also nicht mehr. schon der alte Horaz, der kein sprachforscher war, hat bekanntlich gesagt: *Multa .... cadentque Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus.* das war nicht nur in früheren jahrhunderten so; es gilt auch, vielleicht noch mehr, für das unsrige, dessen langlebige spröfslinge zb. in ihrer jugend noch mit feuerstein und zunder hantierten und jetzt die elektrische beleuchtung alltäglich vor sich sehen. bei diesem andrang von neuen ideen und der begleitenden flut von neuen worten entschwinden wol noch mehr alte worte dem gedächtnisse des volkes, als wir selbst jetzt beurteilen können.

Sehr verspätet dürfte St.s bemerkung über das '*datz Ôsterrîche*' (445) sein, welches er für zu wenig beachtet erklärt; denn bekanntlich ist schon Pfeiffer gegenüber darauf hingewiesen worden, dass '*dâ ze*' nie den standpunct des sprechenden bezeichne. das

auch hier wider zu sehr betonte, ob österreichisch oder bayrisch, dürfte sich im vergleichswege dahin erledigen lassen, dass nach jetziger politischer geographie die Österreicher ja das gedicht nach beiden handschriften beanspruchen können, während umgekehrt der abstammung nach auch die bewohner des Traun- und Ensthales Bayern sind.

München, 8 febr. 1894. F. Khinz.

Doctor Wenzeslaus Linck von Colditz 1483—1547. nach ungedruckten und gedruckten quellen dargestellt von Wilhelm Reindell. I teil: bis zur reformatorischen tätigkeit in Altenburg. mit bildnis und einem anhang enthaltend die zugehörigen Documenta Linckiana 1485—1522. Marburg, OEhrhardt, 1892. xiv und 290 ss. 8°. — 4,50 m.

Der verf. der vorliegenden schrift hat umfangreiche vorarbeiten angestellt und mit emsigem fleifs das material zu einer biographie WLincks zusammengebracht. es war nicht seine schuld, dass — wenigstens für dies erste bändchen — wol manches dankenswerte, aber nichts gerade hervorragend wichtiges zu tage gekommen ist. das hat er selbst empfunden; vgl. s. 240 f. unter den im zweiten anhang publicierten 'Documenta Linckiana' finden wir einen von Linck und Luther verfassten kaufvertrag des Augustinerklosters und der stiftskirche zu Wittenberg v. j. 1512, verschiedene briefe Lincks, darunter einen an Pirckheimer, verschiedene briefe an Linck, zb. von Pirckheimer, einen brief Spalatins an Staupitz und manches andere. eine reihe schon gedruckter documente werden hier leichter zugänglich, wie überhaupt eine bequeme übersicht aller auf Linck bezüglicher documente bis 1522 gegeben ist.

Neues licht auf Lincks persönlichkeit zu werfen, war das neue material nicht im stande; aber R. scheint — ich kann mich des eindrucks nicht erwehren — nun einmal von vornherein mit dem ehrgeiz an seine aufgabe gegangen zu sein, uns ein ganz anderes bild von Linck zu zeichnen als seine vorgänger, unter denen er übrigens den ihm in der auffassung noch am nächsten stehnden Brecher (ADB) nicht erwähnt. den titel eines panegyrikers weist er in seiner etwas vorredseligen weise zurück, den eines apologeten wird er sich wol selbst gern gefallen lassen. gegenüber Kolde (Die deutsche Augustinercongregation, passim) und Bendixen (Zs. f. kirchl. wiss. 1887), die uns Linck als einen mann schilderten, der Luthers kühnen neuerungen nur sehr allmählich folgt und während seines vicariats direct andern zielen zustrebt, sucht R. zu beweisen, Lincks würksamkeit sei schon in der kutte 'eine reformatorische im eigentlichen sinne des wortes' gewesen (s. 192 schlussworte). ich kann nicht finden, dass ihm der beweis irgendwie geglückt ist, und bekenne, dass mir Koldes

darstellung, die freilich etwas abzutönen wäre, im grofsen und ganzen weit besser begründet scheint. dem fleifsigen forscher fehlen leider zwei eigenschaften, die man so oft in den arbeiten theologischer historiker schmerzlich vermisst: die unbefangene ruhige vertiefung in die psyche eines menschen mit ihren licht- und schattenseiten und die allseitige erwägung historischer zeugnisse.

Durch das wirtschaften mit schlagworten wie 'wahrhaft reformatorische würksamkeit', ein 'wahrhaft evangelischer mann' kommt stets etwas schiefes in die beurteilung der persönlichkeiten; es wäre zeit, endlich einmal diese wenigsagenden redensarten bei seite zu lassen zu gunsten einer würklichen energischen characteristik. von einer solchen ist R. weit entfernt. R. kennt nur ein kahles entweder — oder und steckt die leute teils in den himmel der wahrhaft evangelischen teils in die hölle der papisten. sein ganzes bestreben geht lediglich darauf aus, Linck zum reformator und beschützer Luthers zu stempeln. die tatsachen fügen sich dem recht schlecht.

Als i. j. 1520 Linck das generalvicariat der Augustinercongregation aus Staupitz müden händen übernahm, hat er nicht geahnt, dass er zwei jahre später den orden verlassen würde: das können wir bei dem mangel aller directen zeugnisse ruhig mit derjenigen sicherheit behaupten, mit der wir überhaupt menschliche handlungsweisen interpretieren können. wir schaffen nicht ohne grund widersprüche, für die wir erst künstliche erklärungen suchen müssen. es war gewis keine uninteressante psychologische aufgabe, die entwicklung dieser zwei jahre zu schildern. zunächst war der hebel leicht genug anzusetzen. Linck besafs — das geht aus einer reihe von äufserungen hervor — einen weitgehnden kirchlichen liberalismus, gerade wie Staupitz, vielleicht in höherem mafse; und wie Staupitz war er Luther seit alten zeiten persönlich zugetan. wir dürfen annehmen, da sein vorgänger die situation heikel gefunden hatte, dass Linck mutiger war als Staupitz und sich auch wol mehr diplomatisches geschick zutraute. R. geht in seinen psychologischen hypothesen viel weiter. 'bewust gieng er den gang', heifst es s. 131 von L.; 'angesichts einer endlosen kette von verwicklungen, sich von allen seiten türmender gefahren, deren mehr als eine ihm, der congregation, seinem schützling (Luther!) tod und untergang zu bringen nur zu leicht im stande war, übernahm er die leitung des ordens...' die declamation ist geeignet, falsche vorstellungen zu wecken. sie setzt voraus, was wir zum mindesten nicht wissen, dass Linck im stande war, die endlosen verwicklungen zu überschauen: nur in diesem falle hätte die annahme des ordensvicariats den hohen moralischen wert, den ihr R. beilegen will. das aber ist höchst unwahrscheinlich. auch war die lage der Augustinercongregation und ihres vicars i. j. 1520 bei weitem nicht so verzweifelt, wie uns R. glauben machen will. so schnell brannten denn doch auch

i. j. 1520 die scheiterhaufen nicht. Luther war der einzig gefährdete, seine zugehörigkeit zum orden aber, wie R. selber ausführt, sehr zweifelhaft. Staupitz freilich trug die moralische verantwortlichkeit; aber was konnte der neue vicar für das räudig gewordene schaf?

Das proton pseudos zieht andere nach sich. auf seiten der mönche bedeutet die wahl Lincks ohne zweifel, wie auch R. s. 134 hervorhebt, dass die majorität den liberalen anschauungen zuneigte, die Linck oft genug vertreten hatte; aber R. schiefst wider über das ziel hinaus, wenn er darin 'unbedingt ein votum für den Wittenberger mönch' erblickt. Linck war doch der mann, mit dem der päpstliche bevollmächtigte vMiltitz zunächst unterhandelte, dessen er sich als vermittlers bediente; er war trotz allen bedenken, welche die entschiedenen anhänger der päpstlichen partei gegen ihn haben konnten, immerhin ein regierungsfähiger mann. wenn dagegen die väter, nach Luthers eignem bericht an Spalatin, jede gemeinschaft mit Luther von der hand wiesen, so ist das durchaus nicht wunderbar oder unglaubhaft. R. macht eine ganz unnötige und unwahrscheinliche hypothese, wenn er bemerkt, wir hätten darin 'lediglich einen schachzug derselben zu erkennen, sich des KvMiltitz zu entledigen'. auch hier ist wider vorausgesetzt, dass sich i. j. 1520 jedermann über die grofsen, tiefen, unüberbrückbaren gegensätze geradeso klar gewesen sei, wie ein historiker von heutzutage. statt sich zu sagen, dass es eine aus allgemein menschlichen gründen naheliegende annahme Koldes sei, der neue vicar habe sich zunächst berufen geglaubt, die überbrückung vorzunehmen, an der allen vertretern der obrigkeit gelegen sein muste, werden die tatsächlichen verhandlungen mit Miltitz mit der leicht hingeworfenen behauptung aus dem wege geräumt: 'den Miltitz nahm man kaum noch ernst' (s. 137).

Man sieht schon, wie genau der zweite fehler, den ich R. zum vorwurf machen muste, dass er die historischen zeugnisse nicht scharf und unbefangen ins auge fasst, mit dem ersten zusammenhängt. man muss ihm zugeben, dass Kolde einmal aus einer briefstelle Luthers vom 1 sept. 1520 eine entfremdung zwischen Linck und Luther herausgelesen hat, die sich streng genommen daraus nicht direct erweisen lässt. Luther teilt Spalatin personalveränderungen im orden mit, die der neue vicar vorgenommen hat: '*adeo turbata sunt omnia ad novum regnum novi Vicarii*'. aber, wenn sich auch der tadel Luthers hier lediglich auf die personalia bezieht, so konnte doch nur ein gänzlich voreingenommener historiker übersehen, dass bei Luther die freude über den erwerb eines angeblichen 'beschützers' unmöglich sehr grofs gewesen sein kann: das widerholte *novus* klingt spöttisch genug. — weiter: Staupitz und Wenzel bitten Luther, an den papst einen privatbrief zu schreiben mit der erklärung, er habe nichts gegen des papstes person vorgenommen. Kolde und andere

interpretieren ganz ungezwungen, dass die beiden vicare naiver weise glaubten, dadurch den papst günstiger zu stimmen. Luther berichtet selbst darüber, und der spott über diese vermittler ist unverkennbar. wenn er am schluss des briefes an Spalatin schreibt: '*Non fuerunt sex Doctores apud me, sed duo tantum Vicarii Staupitz et Wenceslaus cum aliquot fratribus*', so darf man nicht tun, als stünde statt der ironischen gegenüberstellung der 6 doctoren und 2 vicare einfach da 'unsere beiden lieben freunde'. wenn Luther dann fortfährt: *Quibus omnibus causa mea non displicet, displicet autem Romanensibus,* so vermag ich aus dem negativen ausdruck *non displicet* auch nicht gerade herauszulesen, dass die beiden vicare sich in heller freude mit Luther solidarisch erklärt hätten. so sieht aber die angelegenheit bei R. aus: 'Luther kennt seinen freund zu genau, als dass er an seiner haltung zweifeln könnte. ja er durfte sogar aus dem munde sämtlicher ordensdefinitoren (= *cum aliquot fratribus*) ein gleich günstiges urteil vernehmen, und erfreut berichtet er Spalatin über dieselben: diesen allen misfällt meine sache nicht; aber sie misfällt den Römlingen' (s. 137).

Die annahme einer beschützerrolle, die Linck Luthern gegenüber gespielt habe, blendet R.s blick weiterhin auf schritt und tritt. Luther schreibt an Linck am 14 jan. 1521 (so Enders nr 389; bei De Wette I 546 ist der brief falsch datiert): *De eo quod scripsisti, ut libello edito tester me nihil contra principatum profanum scripsisse miratus sum valde, cum in contrarium universa mea scripta vergant: sed quis omnium obstruat ora* etc. aus dem brief, wenn man ihn unbefangen betrachtet, geht für Lincks verhalten folgendes hervor: 1) dass er auch nach der im sommer 1520 bekannt gewordenen bannbulle den alten freund nicht fallen liefs; 2) dass er es für wünschenswert hielt, Luther möge durch eine eigne schrift zu erkennen geben, dass er wenigstens kein bürgerlicher revolutionär sei. wer die beiden puncte combiniert, wird etwa zu folgender erwägung gelangen. es wird für das oberhaupt eines der kirchlichen orden nicht leicht gewesen sein, einem manne gegenüber stellung zu behalten, der nun definitiv von der höchsten kirchlichen autorität verdammt war. es wäre interessant zu wissen, wie lange Linck gebraucht hat, um seinen entschluss zu fassen. im sept. 1521 war er in ordensgeschäften in Wittenberg. hat er damals Luther aufgesucht? R. nimmt es s. 139 ohne weiteres an: 'er traf einen mann, der keine spur von furcht oder ehrfurcht vor päpstlichen erlassen mehr zeigte' usw.; aus der trockenen notiz in dem Lutherischen briefe, den er zur stelle citiert '*Vicarius ad Sternbergen ivit, sequitur eum F. Johannes conversus*' [1] (Enders nr 367), geht das jedesfalls nicht mit sicherheit hervor. wenn er Luther auffordert, in einer eigenen schrift zu

[1] über die persönlichkeit des begleitenden laienbruders ist, soviel ich sehe, nichts bekannt.

erklären, dass er nichts gegen den weltlichen principat unternommen habe, so haben wir die pflicht, diesen wunsch psychologisch zu erklären, und das halte ich für nicht eben schwer. ich bestreite aber R. die berechtigung, die wichtige briefstelle in folgender weise zu umschreiben: 'wir sehen(!), der generalvicar selbst dachte keinen augenblick daran, solchen reden (über Luther als revolutionär) irgend welchen glauben beizumessen (*quis omnium obstruat ora*, sagt — Luther!); vielmehr zeigt er sich so sehr als schützling (soll heifsen beschützer) des Wittenbergers, dass er auch den geringsten verdacht von demselben fern zu halten bemüht war'.

Dauernd steht also bei R. der generalvicar in der gleichen starren reformatorenpose. jeder gedanke an eine entwicklung fehlt, ja R. geht so weit, zur characteristik des Linck vom j. 1521 vorgänge einer viel spätern zeit zu verwerten, ohne den harmlosen leser über dies verfahren in gebührender weise aufzuklären. s. 171 list man inmitten der schilderung von ereignissen des jahres 1521: 'man klagte ihn beim kaiser an und verketzerte ihn in den reihen der mönche und römischen heuchler (dazu ein citat aus den noch ungedruckten Docum. Linckiana, datiert vom 24 juni 1539!). aber das beirrte den grofsen sittenreinen reformator nicht, sein gewissen fühlte sich frei und irdische martern hatten für den in Christo seligen ihre schrecken verloren. wenn wir ihn die nachricht von Heinrich vZütphens märtyrertod (1524!) mit den an Spalatin gerichteten worten annehmen hören ...., so können wir ermessen, was kerker und scheiterhaufen für diesen mann bedeuteten'. — wenn der vicar eine rege predigttätigkeit entfaltet, so setzt R. ohne jeden schatten eines beweises hinzu: 'und würksamkeit im dienste des wortes von der freiheit der kinder gottes', während aus den ordenserlassen aufs unzweideutigste hervorgeht, dass ihm damals, wo sich jeder so viel freiheit nahm, als ihm beliebte, gerade die freiheit weit weniger am herzen lag, als der wunsch — mit R. selber zu reden — 'den ungestümen die liebe, den dienern des bauches das gewissen' zu predigen (s. 178). die austritte aus dem orden musten dem vicar schwere sorge machen. R. hat dafür kein verständnis. R. accentuiert viel zu stark den ersten der Wittenberger ordensbeschlüsse 'aufs erste lassen wir einen jeden wie sein gewissen sich fühlt, dass er möge bleiben oder nicht bleiben im kloster' und rückt die Grimmenser anweisung an die prioren nicht in das rechte licht 'zu beschuldigen, zu schelten und mit allen apostolischen mitteln solcher seuche (dem austritt aus dem orden) dadurch zu begegnen, dass sie beweisen, es handle sich um einen wandel des lebens, des herzens und der sitte, nicht des orts, der zeit, der kleidung oder ähnlicher äufserlichkeiten': das erste mal hören wir den kirchlich liberalen, das zweite mal den generalvicar. wenn man bedenkt, dass so der mann spricht, der selbst ein halb jahr

später den orden verlässt, so kann von einer zielsichern reformatorischen tätigkeit nicht die rede sein: er laviert bis zum letzten moment, steht in der theorie auf dem boden Luthers, schreckt aber, in verantwortlicher stellung, vor den praktischen consequenzen vor der hand noch zurück; dann wirft er plötzlich entschlossen den gesamten alten ballast über bord und geht mit raschem schritt weiter als Luther selbst, indem er dem austritt aus dem orden auch gleich die heirat folgen lässt.

Göttingen, 1 oct. 1893. VICTOR MICHELS.

---

1. Briefe von und an Johann Nicolaus Götz. nach den originalen herausgegeben von dr CARL SCHÜDDEKOPF. Wolfenbüttel, JZwissler, 1893. XVI und 130 ss. gr. 8°. — 2 m.
2. Gedichte von Johann Nicolaus Götz. aus den jahren 1745—1765. in ursprünglicher gestalt herausgeg. von dr CARL SCHÜDDEKOPF. [DLD nr 42.] Stuttgart, GJGöschen, 1893. XXXIII u. 99 ss. kl. 8°. — 2,40 m.

Trotzdem wenig aussicht vorhanden ist, zu einer abschliefsenden würdigung Götzens, des formgewantesten unter den Halleschen dichtern zu gelangen, bevor sein sorgsam gehüteter reicher nachlass nicht der forschung allgemein zugänglich gemacht wird, hat Schüddekopf mit unterstützung des Gleimarchivs in Halberstadt in den beiden vorliegenden publicationen doch den ersten dankenswerten schritt zur lösung einer, wenn nicht dankbaren, so doch schwierigen aufgabe der neueren deutschen litteraturgeschichte unternommen. von den 34 briefen der ersten sammlung sind 23 von Götz an Gleim, Uz, Ramler, Schwan und Knebel, 5 von Gleim an Götz gerichtet, die 6 im anhange befindlichen gehören der correspondenz seines sohnes mit Ramler und Gleim an. treffen wir auch auf viel für die litteraturgeschichte belangloses und war auch manches von Körte und den spätern benutzern des Gleimarchives schon auszugsweise mitgeteilt worden, so wird doch durch die vollständige widergabe dieser briefe unsere bisher lückenhafte kenntnis von den gegenseitigen beziehungen der Anakreontiker in mehreren einzelheiten nicht unerheblich erweitert; namentlich aber tritt uns jetzt die persönlichkeit Götzens, für deren kenntnis wir bisher, abgesehen von seinen gedichten, wesentlich auf die vor der Ramlerschen ausgabe der Vermischten gedichte (1785) mitgeteilten eigenhändigen aufzeichnungen des dichters sowie auf die nachrichten Vossens in seinen briefen über Götz und Ramler (1809) und Friedrich Götzens in den Geliebten schatten (1858) angewiesen waren, farbenreicher und lebensvoller entgegen, während der character seines sohnes aus den briefen des anhanges keine eben günstige beleuchtung erfährt. bemerkenswert ist vor allem der nachweis des frühzeitigen einflusses Hallers auf die in Halle dichtenden freunde. schon am 1 aug. 1741, also zu der

zeit, als man in Leipzig gegen den verfasser der Schweizerischen gedichte sturm zu laufen begann, schreibt Götz ins stammbuch Gleims eine sentenz aus Hallers gedicht Über die ehre, schwört bei dessen 'heldengedicht' und setzt ihn Pope an die seite. weniger überraschend sind die beweise der verehrung für Hagedorn seitens der Anakreontiker sowie ihr innerer zusammenhang mit den älteren Hallensern Lange und Pyra. einige litterarische nachweise in den anmerkungen und das register erhöhen die brauchbarkeit der schrift.

Die zweite sammlung beansprucht nur das verdienst einer vorarbeit und hat sich leider allzu eng in den grenzen dieser aufgabe gehalten. die 99 stücke sind teils aus älteren seltneren drucken teils aus handschriften abgedruckt; den anfang machen die 7 stücke aus dem 'Versuch eines Wormsers in gedichten' (1745); an diese schliefst sich chronologisch der schon von Sauer (DLD 22 xvi) erwähnte einzeldruck der ode von 1747: 'Über den tod seines bruders Cornelius Georg Götzens', worauf dann 85 gedichte nach hss. folgen, denen 2 stücke aus dem 'Anakreon' von 1760 (nr 18. 19) und 4 von den bereits in den Geliebten schatten facsimilierten chronologisch eingeordnet sind. gegen die anordnung lässt sich auf grund unsrer heutigen kenntnisse nichts einwenden. dagegen muss die berechtigung des herausgebers, die fassung der vorliegenden gedichte als die 'ursprüngliche' zu bezeichnen, solange bestritten werden, als uns nicht der vollständige kritische apparat zur verfügung steht. zunächst ist, abgesehen davon, dass die letzten 8 stücke so gut wie gar keine handhabe für eine chronologische bestimmung bieten, von dem uns bekannten zeitpuncte der übersendung der manuscripte an Gleim umsoweniger ein sicherer schluss auf die zeit der entstehung der einzelnen gedichte gestattet, als gerade diese dichter ihre poeme oft jahrelang feilten; nun war überdies der leicht arbeitende Götz selbst fremden einflüssen sehr zugänglich. in dem postscriptum vom 25 märz 1764, mit welchem er eine partie seiner gedichte an Gleim sendet, schreibt er obendrein selbst: '*Diesen Augenblick seh ich, dass ich Ihnen von einigen Gedichten z. Ex. von diesem vorstehenden ein unrechtes Exemplar in der Eile copiert habe*' (Briefe s. 78). es folgen nun die varianten, welche denn auch Sch. in den text des betreffenden gedichtes (nr 21 der sammlung) aufgenommen hat. aber Götz spricht hier von 'einigen gedichten'; wer bürgt demnach dafür, dass nicht gerade die vorher an Ramler gesanten manuscripte einen ursprünglicheren text enthielten? '*Es wär also überhaupt besser*', fährt der dichter fort, '*wenn Sie eine Copie durch HE. Rammler hätten, damit ihr Exemplar mit dem Seinen pünklich übereinstimmte, und Sie also wegen der Verbesserungen sich recht gegen ihn erklären könnten, ohne ihm allemal ein jedes Gedicht wieder zuzuschicken*'. die Ode auf den burgunderwein, welche bereits im Anakreon v. j. 1746 (s. 72 ff) erschienen war,

wurde vom dichter zuerst verworfen (Briefe s. 17. 25) und dann 1755 mit der ausdrücklichen bemerkung: '*nach ihrer itzigen Gestalt*' an Gleim gesandt (Briefe s. 45), sodass also der text in nr 15 der sammlung zweifellos eine umarbeitung widergibt, welche anderseits wider zu belanglose abweichungen enthält, um als ein neues dichterisches product gelten zu können.

Auf grund des bisher bekannten materials können wir demnach von den texten der vorliegenden sammlung nur behaupten, dass sie in dieser fassung von Götz aus der hand gegeben wurden, daher echt, aber durchaus nicht, dass sie in ihrer 'ursprünglichen' gestalt abgedruckt sind. wie wichtig dieser unterschied für die entwicklungsgeschichte des dichters ist, würde gerade eine analyse der angezogenen ode auf den burgunderwein ergeben, wenn wir den vorliegenden text mit dem ältern, allerdings höchst unzuverlässigen im Anakreon von 1746 oder in Schmids Anthologie II 222 vergleichen und hierbei finden, wie der dichter nach gröfserer sprachreinigkeit, nach klarerem zusammenhang (vgl. z. 14) und nach concreterer anschauung rang (z. 8 statt '*Werkzeug*' das concretere '*Spate*').

In der redaction des textes vermag ich Sch. nicht überall beizustimmen. auf der einen seite begegnet uns ein conservativismus, der an sclaverei grenzt und umsoweniger berechtigt ist, als eine partie der zu grunde liegenden hss. nicht von Götz selbst, sondern von seinen kindern geschrieben ist (Briefe s. 69), anderseits sind einige nicht zu billigende willkürlichkeiten unterlaufen. die interpunction wurde in sinnwidrigen fällen berichtigt, daneben blieben aber unebenheiten stehn, welche wol zum grösten teil auf die unachtsamkeit der schreiber zurückgehn: 8, 176. 178. 12, 2. 17, 3. 5. 18, 45. s. 46, 8. 47, 5. 48, 17. 20. 29 usw. aber auch die interpunction in der einleitung ist nicht frei von versehen. ebenso hätte die eigenartige orthographie G.s, wo sie von irgend welchem belang ist, besser in den anmerkungen eine berücksichtigung finden können, da sie, wie Sch. selbst sagt, einem launenhaften wechsel unterliegt. dass jedoch gerade der fehlende umlaut durchgehends ergänzt wurde, wird umsoweniger zu rechtfertigen sein, als sich bei G. auch sonst dialectische formen und wendungen vorfinden und anderseits ungewöhnliche umlaute, wie *Ärme, prosäisch*, beibehalten wurden. auffallend ist 16, 10: *Sanfmuth* für *Sanftmuth*. mit der sonst conservativen behandlung des textes steht es nicht im einklange, dass einige lesarten aufgenommen wurden, für welche die hss. keine stütze bieten. so hat nr 49, 10 in der hs. '*ausgemacht*', wofür '*ausgelacht*' gesetzt wurde. '*jemanden ausmachen*' heifst aber in der vulgärsprache, die G. ab und zu auch sonst in die feder geflossen ist, 'ausschelten', was gut in den sinn passt. noch weniger berechtigung hat es, wenn es nach der hs. 78, 8 heifst: '*Und sank froh in deine Schoos*' und der hsg. hierfür '*deinen Schoos*' setzt, ohne zu beachten,

dass das substantivum noch heute in mehreren gegenden Deutschlands wie mhd. *diu schôze* fem. ist.

Die einleitung bringt zutreffende nachrichten über die schicksale der gedichte, über Götzens verhältnis zu Gleim und Ramler usw. die vermutung, dass die 'Versuche eines Wormsers' auf einzeldrucke zurückgehn (s. xvi), sind die angezogenen briefstellen nicht zu stützen im stande. am 14 mai 1747 verwahrt sich G. gegen die textierung seiner gedichte im Anakreon von 1746 und will dies *'mit einem ältern Abdruck derselben erweisen'* (Briefe s. 16); am 12 juni 1747 sendet er als beweis mit dem manuscript des Anakreons zugleich die 'Versuche', seine schon vor drei jahren gedruckten gedichte. in dem beisatze *'Es sind lauter solche Gedichte, die sich auf Personen in Worms beziehen, weswegen sie auch besonders herausgegeben'*, bedeutet *'besonders'* nicht soviel als 'einzeln', sondern bildet nur den gegensatz zu dem begriffe 'gröfsere sammlung' oder 'gesamtausgabe', und G. will damit motivieren, warum er den druck ohne vorwissen seines freundes und beraters veranstaltet hat. allerdings war es damals noch mode, in einzeldrucken höher gestellte personen anzusingen; allein da sich von den sieben stücken kaum eines (nr 2 'an herrn ECWeise') für derartige zwecke eignet, werden wir wol von der vermutung, als wären die gedichte abdrücke verloren gegangener einzeldrucke, solange abstand nehmen müssen, bis einmal die auffindung der originale den beweis erbringt.

Schliefslich überrascht es, dass sich Sch. trotz seiner gründlichen kenntnis des einschlägigen stoffes von der hergebrachten einseitigen beurteilung der Ramlerschen würksamkeit als corrector nicht frei gemacht hat. gewis wird man Vossens standpunct nicht ganz teilen, aber er ist doch ein kenner, der gehört zu werden verdient, wie denn auch die formfragen bei allen urteilen über poesie mit in anschlag gebracht werden müssen. nun reicht Ramlers phantasiearmes formtalent zwar lange nicht an die dichterische begabung G.s heran; er hat manches nutzlos benagt, vieles verwässert, einiges geradezu verdorben. hierfür bringen die vorliegenden texte von neuem beweise. allein sie bieten auch zu der beobachtung gelegenheit, dass die von Uz gerühmte 'angenehme nachlässigkeit' des dichters öfter ihre kehrseite hatte, und dass der verrufene corrector nicht nur sprachliche und metrische unebenheiten tilgte, sondern manches schärfer und nachdrücklicher fasste, ja stellenweise sogar eine poetische gesamtwürkung erzielte, wo G. nur einen gedanken an den andern gereimt hatte. man vgl. zb. nr 89 der sammlung mit Ramlers umarbeitung i 50. eine kritische ausgabe der gedichte G.s, welche Sch. in aussicht stellt, wird dieses verhältnis in weiterem zusammenhange klar stellen müssen. die vorliegenden publicationen lassen auch in dieser beziehung von dem herausgeber gutes und zuverlässiges hoffen.

Bielitz, im august 1893. GUSTAV WANIEK.

Goethes mutter. ein lebensbild nach den quellen von dr Karl Heinemann. dritte verbesserte auflage. mit vielen abbildungen in und aufser dem text und vier heliogravüren. Leipzig, ASeemann, 1892. viii u. 388 ss. — 6, 50 m.

Das buch von Heinemann über Goethes mutter hat ein in Deutschland seltenes glück gehabt: die erste auflage erschien 1891, ein jahr darauf schon die dritte 'verbesserte' und 1893, mit dem vorwort vom 10 nov. 1892, die 4 auflage. wenige schriften über Goethe können sich eines ähnlichen erfolges rühmen; hat doch selbst das trotz vielen mängeln durch tieferes verständnis für Goethes eigenart hervorragende werk von HGrimm, der aus ganzem holze zu schneiden wuste, in 16 jahren es nur bis zur 4 auflage gebracht. gewis hat H. mit grofser sorgfalt alles gesammelt, was Goethes mutter betrifft, aber seine darstellung hat nicht so grofse vorzüge, dass sie den erfolg seines buches erklärte: sie zeigt nicht die volle beherschung des stoffes, die helle klarheit, die künstlerische abrundung, die beschränkung auf das notwendige und wesentliche, die den zugang zu dem unbefangenen leser sonst erleichtern. der reiche, geschickt ausgewählte bilderschmuck freilich, der mit jeder neuen auflage vermehrt worden ist, zieht jeden an, und diese schöne zierde des buches erfreut auch den nähern kenner Goethes und der seinen. aber die beste förderin war offenbar Goethes mutter selbst, die, wo es irgend möglich war, mit recht das wort erhielt. die meisten leser machten durch das werk H.s wol die erste genauere bekanntschaft mit ihr, und dem zauber ihres gottseligen und weltfrohen wesens konnte sich keiner entziehen. zwar hatte schon RKeil 1871 in seiner schrift 'Frau Rath' eine beträchtliche anzahl ihrer briefe bekannt gemacht, und — um von andern zerstreuten veröffentlichungen zu schweigen — i. j. 1885 beschenkte die Goethegesellschaft ihre mitglieder mit den Briefen von Goethes mutter an die herzogin Anna Amalia (1889 von H. neu herausgegeben und erläutert), 4 jahre später mit den Briefen an ihren sohn, an Christiane und August: aber die weiten, aufserhalb der Goethegemeinde stehnden kreise hatten von all dem kaum kenntnis genommen. nun war es für jeden leser und jede leserin ein genuss, in H.s buch die herliche frau in freud und leid selbst reden zu hören, denn ihre briefe würken wie gesprochene worte. mit ihr konnten sie ganz anders, als es bei den rührseligen und überschwänglichen frauen des vorigen jahrhunderts sonst möglich ist, mitfühlen und mitdenken. die eingehnde erzählung ihres lebens bewürkte, dass die briefe nur leichter und bequemer gewürdigt wurden.

Widerholt spricht H. seine absicht aus, dass die beziehungen der mutter zum sohne im mittelpunct des ganzen werkes stehn sollen. verfolgen wir in kürze den gang der darstellung, um eine übersicht über den inhalt zu gewinnen: unsere bedenken wollen wir, wo es nötig erscheint, nicht zurückhalten. das buch hat 3 abschnitte. der kürzeste erste, 'Katharina Elisabeth Textor' über-

schrieben, reicht bis zur vermählung der siebzehnjährigen. wir erhalten über das geschlecht Textor bericht, das bis ins 16 jh. verfolgt werden kann; ein holzschnitt stellt uns den urgrofsvater Goethes vor augen, der 1690 als syndicus nach Frankfurt berufen, das geschlecht dahin verpflanzte. von Elisabeths vater bringt jetzt die 4 aufl. ein bildnis; vor dem ihrer mutter Anna Margarete geb. Lindheimer wird jeder gern sinnend verweilen: der enkel hat eine entschiedene ähnlichkeit mit dieser aus grofsen klugen augen blickenden frau. auch von der Goetheschen familie erfahren wir nach den durch neuere forscher ermittelten tatsachen so manches, was der dichter selbst in Dichtung und wahrheit unberührt gelassen hatte.

Für den zweiten abschnitt 'Frau Aja' — die erklärung des namens s. 21 und s. 104 hätte zusammengefasst werden sollen — flossen die quellen spärlich, wie H. selbst sagt. diesen mangel suchte er durch die schilderung der umgebung zu ersetzen, brachte freilich auch manches überflüssige hinein. der gatte der frau Rat wird characterisiert, ohne scharfen blick auf sie; dann werden Wolfgangs erste lebensjahre erzählt, der umbau des hauses nach Pallmann: abbildungen und grundrisse machen die schilderung anschaulich. Goethes zeichnung seines zimmers, nach dem original photographiert, erfreut uns; ebenso das wol anfang der sechziger jahre gemalte bild von Seekatz: Die Goethesche familie, mit der beschreibung von Achim v. Arnim aus d. j. 1808; das original des bildes besitzt Herman Grimm. zu lange, in anbetracht seiner eigentlichen aufgabe, verweilt H. bei der erziehung und dem verkehr des sohnes: hier hätte er, das wesentliche zusammenfassend, die mutter in den vordergrund stellen sollen. Wolfgangs Leipziger studienzeit gibt gelegenheit, mit benutzung der im 7 bd. des Goethejahrbuchs bekannt gemachten briefe Goethes das wesen der vereinsamten Cornelie zu beleuchten, die im gegensatz zu der frohgemuten und glaubensstarken mutter mit der welt nicht einig werden noch den glauben der mutter teilen konnte. aus der darstellung des verhältnisses von mutter und sohn zu fräulein v. Klettenberg, die sich kurz vor ihrem tode einen christlichen freigeist nannte (GJ. 10,140), geht hervor, dass frau Rat sich in dem glauben an ein persönliches einwürken gottes mit den Herrnhutern eins fühlte, während das schwärmerisch-mysteriöse element ihr fern lag. s. 57 und 74 widerholt sich H. wider unnötig. zu sehr verlieren wir frau Rat aus den augen, wenn uns im folgenden cap. der junge Goethe als advocat vorgestellt, wenn sein leben mit den freunden und freundinnen in Frankfurt, Homburg und Darmstadt erzählt wird. erst die einführung Mercks, den Goethe 1771 in Frankfurt kennen lernte und der auch der freund der mutter wurde, führt wider zur sache. der schilderung, wie seit Corneliens verheiratung mutter und sohn sich noch herzlicher aneinander schliefsen, folgt der bericht über die berühmten gäste Klopstock, Lavater, Boie, Knebel, mit dem frau Rat recht vertraut wurde, wie ihr erst 1891

bekannt gewordener brief an Zimmermann bezeugt (s. 73 und 358); s. 91 führt H. den brief wider an: die seite darauf spricht er von ihm, auch in der 4 aufl., als ob er ihn zum ersten male erwähnte. ausführlicher als notwendig erzählt H. die beziehungen zu der familie la Roche; eine kurze characteristik der sentimentalen romanschreiberin, die auf dem papiere schwärmte und im leben ihre töchter um jeden preis reiche und ungeliebte männer zu heiraten zwang, hätte genügt, um das gegenbild zu Goethes mutter aufzustellen. erst nachdem Wolfgangs lossagung von Lili erzählt ist, folgt das cap. 'Sturm- und drangzeit' s. 93 f. allein der verzicht auf Lili wird doch erklärlicher, wenn wir zuerst den revolutionären dichter kennen gelernt haben: dieser mangel an geschickter anordnung zwingt denn auch zu widerholungen, da H. bei einführung der grafen Stolberg wider von der reise nach der Schweiz reden muss. mit FLWagner brach frau Rat auch nach der veröffentlichung seiner bekannten flugschrift nicht, die den sohn so in harnisch brachte: Froitzheims verdächtigung der wahrheitsliebe Goethes wird mit recht nicht berücksichtigt. dass Klinger erst 1774 mit Goethe bekannt wurde, betont H. gewis richtig: der inhalt von Klingers brief an Lenz (GJ. 9, 10) wird durch den brief der frau Rat an den sohn vom 18 jan. 1802 beglaubigt. von Klinger ein bild nach Goethes zeichnung aus d. j. 1775, von seiner schwester Agnes ein von Goethe herrührender schattenriss s. 98 und 99.

Der letzte und gröste abschnitt hat die überschrift 'Die mutter des grofsen dichters' (1 aufl. s. 109—335, 3 u. 4 aufl. s. 113—346). für die ersten jahre des Weimarer lebens hat H. die bis nov. 1777 reichenden briefe Goethes an Johanna Fahlmer, die der mutter an ihre freunde, die Keil veröffentlicht hat, benutzt; ihre briefe an Anna Amalia beginnen erst 1778, und die uns erhaltenen an den sohn erst 1780. die stelle des briefes an die mutter, in der Goethe von dem unverhältnis des engen bürgerlichen kreises in Frankfurt zu der weite seines wesens redet, hätte H. geschickter benutzen sollen als durch verzettelung auf s. 107. 113. 170. mit recht aber verwirft er, was jüngst erst angenommen wurde, dass Lenz von Weimar aus berufen sein soll; Goethe konnte diesen affen seines wesens, wie Karl August Lenzens gebaren bezeichnete, gewis nicht herbeiwünschen. die schicksale von Lenz und Klinger hätte H. nicht so ausführlich berichten sollen; er schweift da wider vom eigentlichen thema weit ab. zur sache führt ihn erst wider die erzählung, wie die berichte aus Weimar für frau Rat und ihre 'Samstagsmädels' zu jeder zeit ein 'grofs gaudium' waren. Weimar wurde ihr ein und alles. Philipp Seidel, den Goethe von Frankfurt mitgenommen, schreibt ihr von den reisen, den erlebnissen, den wünschen des sohnes. in dem cap. 'Weimarer freunde' ist von besonderer bedeutung der besuch Wielands und des musikers Kranz in Frankfurt; über ihr glückliches leben in der 'casa santa' gaben sie in Weimar bericht, und so schloss Anna Amalia bald

brieflich mit frau Aja eine vertrauliche freundschaft. ein bisher noch unbekanntes bild der herzogin (s. 137) aus späteren lebensjahren stimmt mit der erst vor kurzem bekannt gewordenen schilderung der gräfin Henriette v. Egloffstein überein, die 1787 in Weimar war (GJ. 12, 140); es ist sehr characteristisch, wenn auch nicht so angenehm wie das in Weimar bewahrte ölbild oder das von Angelika gemalte. Anna Amalia erfreute 1778 frau Rat durch ihren besuch. dem aufenthalt des herzogs und Goethes ende 1779 und anfang 1780 auf der rückkehr aus der Schweiz folgte die durch krankheit des gatten getrübte zeit, in der ihr das erscheinen von Wielands Oberon trost und freude brachte. im august war Knebel in Frankfurt, dann die schöne frau v. Branconi (ihr bild s. 155); im oct. 1780 sah sie die herzogin wider: im dec. kam Kraus, 1781 im sept. auch Nicolai mit Merck. damals schrieb sie dem sohne Nicolais verse Lessings ins stammbuch (GJ. 1, 370). während der leidensjahre des vaters erheiterten sie des sohnes schriften. die Krausesche aquarellzeichnung zu dem 1780 entstandenen gedicht 'Das neueste aus Plundersweilern' finden wir s. 168 mit dem das entzücken Mercks beschreibenden briefe der mutter. die deutung des bildes gibt H. in den anmm. s. 366—368, im wesentlichen Düntzer folgend: der an den stelzen Merkurs sägende mann ist natürlich Nicolai, der mit Wieland in streit geraten war; unrichtig die anm. in der Hempelschen Goetheausg. VIII 212. vielleicht ist hier die beobachtung von interesse, dass frau Rat ein wort aus dem ihr so erfreulichen gedichte sich ganz besonders gern angeeignet hat. bei Goethe heifst es vom theater: *die bude, die man dorten schaut, ist schon von alters aufgebaut, worein gar mancher, wie sichs gebührt, nach seiner art sich prostituirt*[1]. schon 1781 schreibt sie 4 febr. an Grossmann über Friedrichs schrift 'De la littérature allemande': *aber sonderbahr ists doch, dass so gar unsere philister sagen — Ihre Königlichkeiten hätten Sich damit doch etwas prostituirt*. und 1784, 13 nov. an Anna Amalia über Ifflands spiel: *der jubel und das gelächter war so grofs, dass die schauspieler mit angesteckt wurden, und alle mühe von der welt hatten im gleifse zu bleiben und sich nicht zu prostituiren*. nicht lange darauf schreibt sie, Unzelmann solle nicht von seinen schuldleuten prostituirt werden (H. s. 186). noch 1805, 26 aug., sagt sie August über die zögerung der leute, sich in sein stammbuch einzuschreiben: *sie wollen sich nicht prostituiren und auch was prächtiges sagen*.

Für die nächsten jahre nach des gatten tod (25 mai 1782) fehlten dem biographen die briefe an den sohn. nur der am 17 nov. 1786 nach Rom gerichtete ist bekanntlich erhalten, dann folgt

[1] der junge Goethe liebte das wort und wendete es, seiner art gemäfs, öfter an. so der hauptmann im Pater Brey (wol 1772): *aber ich hab ihn prostituiert;* Herkules in 'Götter, Helden und Wieland' (1773 oder anfang 1774): *und wunder meinst, wie du einen kerl prostituiert hättest, wenn* usw.; Goethe im gespräch mit Johanna Fahlmer 1774: *Wieland gewinnt .. ich bin eben prostituiert* (GJ. 2, 382). [vgl. DWb VII 2174. Sch.]

erst wider ein brief vom 4 dec. 1792. die lücke suchte H. durch das cap. 'Frau Rat als theaterfreundin' auszufüllen, das für die theater- und culturgeschichte manches interessante enthält, aber nicht übersichtlich gegliedert und für die vorliegende aufgabe wider zu breit ist. im mittelpunct steht einerseits ihr verhältnis zu dem schauspieler Grossmann: ihre briefe an ihn bezeugen ihre schöne begeisterung für Shakespeares Hamlet; anderseits das verhältnis zu Unzelmann, der 1784 bei Grossmann in Frankfurt, ein jahr darauf bei der Taborschen gesellschaft war, bis er trotz ihren warnungen nach Berlin gieng. sehr eingehend ist wider das capitel 'Häusliches leben. alte und neue freunde'; besonders verweilt H. bei dem aufenthalt der prinzessinnen Luise und Friederike von Mecklenburg, die bei der krönung Leopolds gäste der frau Rat waren. als Luise 1803, damals schon königin, in der nähe Frankfurts weilte, war auch frau Rat bei ihr; der herzog von Weimar kam hinzu; der brief vom 24 juni an den sohn ist besonders darum so reizvoll, weil sie Karl Augusts worte über Goethe mitteilt: *schon* 30 *jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander*. nicht an richtiger stelle folgt jetzt erst das cap. 'Frau v. Stein und ihr sohn Fritz' s. 212 f. der in Goethes hause weilende knabe schrieb seit 1784 an die mutter des dichters, ein jahr darauf weilte er bei ihr und lernte, nach Goethes ausdruck, die philosophie des lustigen lebens bei ihr. als Goethe mit frau v. Stein zerfiel, hörte 1790 der briefwechsel zwischen der mutter Goethes und Fritz auf, allein 1794 war er doch auf einer reise nach England noch bei ihr in Frankfurt. in demselben cap. hören wir von Goethes übersiedlung in das haus am Frauenplan: so geht die darstellung wider in eine frühere zeit zurück und hat nichts mehr mit frau v. Stein zu tun. der schöne brief des dichters an die mutter vom dec. 1783, der die innige harmonie beider bezeugt, hätte an anderm orte verwendet werden müssen. das folgende cap. 'Wolfgangs italienische reise' schliefst sich an die voraufgehnde darstellung nicht organisch an. der abschnitt 'Kriegsleiden und bedrängnis' (s. 225 f) erzählt von dem guten und grofsen wie von der not der zeit: die darstellung des öffentlichen lebens bildet den hintergrund für die erlebnisse der frau Rat. ihre briefe stellen Frankfurts leiden und ängste lebendig dar: frau Rat spottet 1793 der memmen, die alles glauben, was jede gans, jeder strohkopf vorbrachte. des sohnes bitte, nach Weimar zu kommen, erfüllte sie nicht; dem rad des schicksals, schreibt sie widerholt, könne man nicht in die speichen fallen. ihr brief vom 22 juli 1796, den Schiller von Goethe erhielt und rühmte, ist eine treffliche erläuterung zu Goethes bemerkungen in den Annalen. an allen schicksalen der vaterstadt nahm sie innigen anteil als treue tochter Frankfurts, als gute Deutsche. freilich muss H. in der betrachtung 'Frau Rat als patriotin' eine unpatriotische äufserung (s. 242) anführen, aber so urteilten die meisten zeitgenossen. ihr volkstümlicher, deutscher sinn zeigt

sich in zahlreichen äufserungen. auch in ihrem irrtum ist sie verehrungswert, zb. in ihrem hass gegen die vermeintlich fremden lateinischen lettern: *sie sind wie ein lustgarten der aristokraten gehört ... unsere deutsche buchstaben sind wie der Prater in Wien wo der kaiser Joseph drüber schreiben liefs Vor alle menschen* (brief vom 12 märz 1798). zu breit erzählt das folgende cap. den 'Verkauf des hauses'; 46 jahre hatte sie dort gewohnt: sommer 1795 zog sie als mieterin auf den rossmarkt. darauf folgt 'Frau Rat als grofsmutter'; die erzählung vom besuche der Lotte Kestner 1803 und 1804 und Fritz Jacobis 1805 gehört nicht in dieses cap. auch das folgende 'Berühmte gäste' — besuche des ministers Hardenberg, Crabb Robinsons, der frau v. Stael, der herzogin Luise, Alexander Humboldts — ist nicht glücklich vor die darstellung 'Wolfgangs familie' gestellt. störend ist es ferner, wenn H. in jenem cap. wider vom brieflichen verkehr mit Anna Amalia, mit Luise v. Göchhausen redet, ebenso von ihrer verbindung mit Wieland und Herder: das hätte in eine zusammenfassende würdigung ihres verhältnisses zu den dichtern in Weimar gehört. den mangel an klarer gliederung zeigt leider auch das vorletzte cap. 'Die werke des sohnes' (s. 300 f), in dem ihre vertrautheit mit seinen schriften gerühmt wird, und wie sie besonders von Hermann und Dorothea entzückt war. denn wie sie sich einst in der Elisabeth im Götz erkannte, so jetzt in Hermanns mutter. warum unterbricht H. hier den fluss seiner darstellung durch den versuch einer characteristik? ihre vorliebe für den dialect, für citate aus der bibel, ihr widerwillen gegen alles kleinliche, die lebendige kraft ihrer briefe, an sich wichtige und bedeutende züge ihres wesens, haben gerade hier ihre rechte stelle nicht. bald redet H. doch wider von ihrer vorliebe für das theater, drama und oper, von ihrer begeisterung für Mozart, zeigt ihre freude an den aufführungen der dramen ihres sohnes usw. so bringt sich H. öfter um den vollen dank für seine fleissigen forschungen bei dem aufmerksamen und strengeren leser, der eine abgerundete, alle zeugen mühsamer zettelsammlungen ausschliefsende darstellung verlangen muss. hat dieser das letzte cap. 'Bettine' (324 f) gelesen, so vermifst er schmerzlich ein anschauliches gesamtbild, aus dem mit zwingender notwendigkeit hervorleuchtete, welche züge ihres feurigen, dichterisch gearteten wesens sich in dem grofsen sohne widerfinden. wie selten weifs H. scharf das wesentliche in seiner darstellung hervorzuheben und das beiwerk seiner eigentlichen aufgabe unterzuordnen! er hat der frau Aja nicht das geheimnis ihrer grofsen erfolge abgelauscht; im j. 1807 schreibt die 76 jährige an ihre lieben in Weimar: *hirbey kommt auch die wundergeschichte des Fortunatus — ich habe mir die geschichte zusammen gezogen, alles überflüssige weggeschnitten und ein gantz artiges mährgen draus geformirt.*

Die 3 auflage ist im text nicht wesentlich verbessert, aber durch eine grofse zahl neuer illustrationen vermehrt worden, die

4 nur durch 2 bilder. ein teil der druckfehler der 3 ist verbessert worden, aber nicht alle, zb. s. 69 muss es heifsen: am 23 juni 1774 statt 1773; s. 81, zeile 11 ihm st. ihn; s. 91, zeile 15 v. u. wen st. wem; s. 101 1755 st. 1775; s. 243 sang im st. am Faust, vgl. Briefe an den sohn s. 287; s. 323, absatz 2 ihrem st. ihren; s. 333 steht noch: sie begieng selbstmord an sich; s. 364, zeile 12 schildert sie st. er; s. 365 trau st. treu; s. 375 anm.: vier kaiserkrönungen, im texte s. 243 steht fünf; s. 379 Caspers st. Caspars.

Berlin, ende mai 1893. DANIEL JACOBY.

Blätter aus dem Werther-kreis. herausgegeben von EUGEN WOLFF. [Urkunden zur geschichte der neueren deutschen litteratur II.] Breslau, Schottlaender, 1894. 80 ss. 8° — 1,50 m.

Auf die nicht sonderlich belangreichen briefe von Heinrich Heine lässt W. im zweiten heft der 'Urkunden' eine reihe von briefen und tagebuchnotizen folgen, die er mit geringen ausnahmen aus dem nachlass Joh. Christian Kestners gewonnen hat. schon Herbst (Goethe in Wetzlar) hat die papiere durchmustert, dabei jedoch aufschlussreiche briefe übersehen, einiges auch durch falsche datierung oder durch allzustarke verkürzung entstellt. wir freuen uns daher der ergänzung, die wir empfangen, müssen aber hervorheben, dass W. einerseits des guten etwas zu viel abgedruckt, anderseits den wert mancher urkundlichen notiz überschätzt hat. einiges ist sehr hübsch: der amtmann und besonders seine treffliche frau treten uns klarer als bisher entgegen, ebenso Lotte in ihrer häuslichen tätigkeit. besonders Kestners berichte aus d. j. 1771 über die familie und sein verlöbnis (s. 28 ff) muss man lesen. ergänzend fügt sich ein ergötzlicher brief des primaners Hans Buff (s. 41) an, in dem die ganze kinderschar gemustert wird. es ist das zweifellos derselbe brief, den Goethe in abschrift erhielt und der ihn so erfreute, dass er am 15 märz 1773 eine correspondenz mit dem herrn Hans begann. in die weiteren Wetzlarer kreise führen uns eine redoutenschilderung (s. 15 ff), sodann eine notiz über die frau Hert, zu der Jerusalem eine so unglückliche neigung gefasst hatte, und (s. 39) Kestners angaben über den folgenreichen ball in Volpertshausen, auf dem sich unter den 12 chapeaux Kestner, dr Goede und Jerusalem befanden. neben diesen interessanten mitteilungen findet sich aber auch viel wertloses. vor allem ist der verbindende text W.s nicht immer frei von phrasen und flachheiten. man hätte lieber die wertvollsten documente für sich selbst reden lassen und sie vor allem nicht mit so mancherlei ganz nichtigen 'urkunden' untermischen sollen. was bedeuten auf s. 47—50 Kestners wetterberichte aus d. j. 1772? dass in Goethes roman Lottens heimat anfangs in ununterbrochenem sonnenschein daliegt, während gegen ende stets nasskalte witterung herscht, fällt wol jedem auf. und jeder wird sich auch sagen,

dass hierfür künstlerische gründe mafsgebend waren, ganz gleichgiltig, wann es i. j. 1772 heifs oder kalt war. die vermutungen, die W. an das gewitter vom 31 aug. 72 knüpft, sind reine phantasterei. — alles was in dem buche auf seite 63 folgt, hätte ungedruckt bleiben können, urkunden sowol, wie begleitworte. was sollen solche combinationen, ob Jerusalem wol Lotte Buff und ob Goethe wol frau Hert hätte lieben können? was sollen die pröbchen aus Lottes späteren briefen, was Kestners 'litterarische notizen', aus denen W. mit grofser überschätzung die 'nicht geringe urteilsfähigkeit' des mannes ableitet? es war doch würklich nichts grofses, bei 'Hermann und Dorothea' an Voss und Homer zu denken und im 'Wilhelm Meister' gröfsere tiefe der characteristik zu finden, als in Lafontaines 'Clara du Plessis'.

Es sei noch einmal hervorgehoben, dass aufser den oben namhaft gemachten zeugnissen nur die gröfseren Kestnerschen berichte, die in der mitte von W.s publication stehn, unsre kenntnis bereichern. auf sie müssen wir noch etwas näher eingehn, weil W. an sie die frage knüpft, wie weit die drei hauptpersonen des romans den Wetzlarer modellen gleichen.

Zuzugeben ist sofort das eine: Goethe ist nicht völlig Werther. wol aber hätte er es werden können, hätte er nicht die kraft besessen, ein mann zu sein und sich den unseligen jünglingswirren mit raschem entschluss zu entziehen. der anlage nach sind Goethe und Werther nahe verwant.

Zuzugeben ist ferner: die Lotte des lebens ist nicht völlig die Lotte des romans, ganz abgesehen von den schwarzen augen. im ersten teil ist sie's in allen wesentlichen zügen. mit ihrem 'leichtfertigen lächeln', ihren 'munteren wangen', ihrer naiven lust am tanz, und auch mit ihrer sanften schwärmerei. aber im zweiten teil konnte sie schon deshalb nicht völlig die Wetzlarer Lotte bleiben, weil Goethe diese nach ihrer vermählung nicht wider gesehen hatte und sie doch als frau schildern muste. hier hat der dichter das bild durch einige frei erfundene züge und einiges detail, das er der häuslichkeit der Maxe Brentano entnahm, ergänzt.

Am schwierigsten ist die entscheidung, wie weit Albert züge von Kestner trägt. und gerade diese frage will und kann W. an der hand seines materials besser als bisher geschehen ist beantworten. er sieht in dem Albert des romans nur einen 'verletzendnüchternen verstandesmenschen', und da er an Kestner beweise für ein gefühlvolles herz entdeckt, so schliefst er: Kestner ist nicht Albert, er ist kein 'antipode des Werther-kreises'. im gegenteil — und nun setzt W. geradezu mit einer rettung ein — er ordnet sich 'sehr wol der gruppe ein, die sich teils persönlich, teils ideal um die fahne des jungen Goethe scharte'. das ist nun zwar noch etwas vieldeutig, der ausdruck ist auch an andern stellen recht allgemein gehalten; aber aus der summe der verschiedenen belege ergibt sich doch, dass W. gern Kestner zu 'dem genialischen

teil der jugend' rechnen möchte. dass er in der jugend romane fleifsig gelesen hat, dass er selbst verse macht, dass er mit dichtern verkehrt, dass er — wir haben es oben gesehen — 'nicht geringe urteilsfähigkeit' in sachen der kunst an den tag legt und manches andre mehr, muss zum beweise dienen; ja, selbst ein kaltes flufsbad, dass er nimmt, rückt ihn den jungen genies nahe. und so wird er in W.s phantasie in manchen puncten geradezu zum geistesverwanten Goethes und hat eher mit Werther als mit Albert berührungspuncte.

Wir wollen nicht verkennen, dass W. aus ehrlicher und verzeihlicher überschätzung zu solchen resultaten gekommen ist; wer so emsig den nachlass eines mannes auf litterarisch wichtige urkunden hin durchstöbert, legt leicht dem einzelnen zu grofsen wert bei. unsre meinung ist genau die entgegengesetzte: wenn es bisher noch zweifelhaft sein konnte, so ist es durch diese neue publication erwiesen, dass Kestner durchaus das modell für den Albert abgegeben hat; freilich ist Albert — und darauf liegt der ganze nachdruck — Kestner, gesehen durch das temperament Werthers. das ist ja gerade das aufserordentliche des romans, dass wir alle personen, vor allem aber Albert, nur mit den augen Werthers sehen. von unzweideutig wahrer characterschilderung kann da nicht die rede sein. Werther verzerrt das bild des nebenbuhlers hier und da, sieht es mindestens nur von einer seite; und wenn es Goethe in der ersten fassung, die uns hier allein angeht, noch nicht völlig gelang, so war es doch in der zweiten bearbeitung ausdrücklich seine 'intention, Alberten so zu stellen, dass ihn wol der leidenschaftliche jüngling aber doch der leser nicht verkennt'. in den siebziger jahren war er sicher über die ungerechtigkeit noch nicht ganz hinaus, mit der er selbst in Wetzlar den nebenbuhler beurteilt hatte.

Dies trübende und verzerrende glas, durch das wir Lottens begünstigten liebhaber und gatten zu sehen bekommen, müssen wir beseitigen, wenn wir entscheiden wollen, welches urbild Goethe bei der schilderung vor augen gehabt hat. wir dürfen nicht jedes wort, das Werther in der erregung äufsert, für bare münze nehmen. wir dürfen vor allem nicht damit argumentieren, dass Kestner sich selbst in der romanfigur nicht wider erkannte. wir müssen auch absehen von den ungünstigen urteilen, die Werther aus gereiztem gemüt an jeden characterzug Alberts anknüpft. tun wir aber das, so bleibt ein bild Kestners bestehn, so treu, wie es nur seine eigenen berichte spiegeln.

W. liebt es gleich andern, Albert einen 'kühlen verstandesmenschen' zu nennen. das ist er durchaus nicht. im selben satz, wo Werther von Alberts gelassener aufsenseite spricht (DjG. III 278), muss er ihm doch auch viel gefühl zugestehn. wir belauschen ihn ja selbst (300) in einer sentimentalen stunde und sehen seine überströmende empfindung. und wenn würklich einmal aus

Werthers schilderung heraus (339) die gelassenheit Alberts den leser verletzt, so müssen wir, um den wahren character zu erkennen, fragen: war er in der tat so kühl? wir können dann nur antworten: für Werther war er es. aber welcher grad von exaltation hätte auch dazu gehört, um der leidenschaft Werthers genüge zu tun! so erscheint in diesem und ähnlichen fällen Albert als ein mann, der wol für den stillen bürgerlichen tagesverkehr genug herzenswärme besitzt, der siedehitze eines jungen genies gegenüber aber kühl erscheinen muss. und das ist genau das bild, das uns Kestner in all seinen berichten, besonders den neu publicierten, bietet.

Selbst wenn man die umgangsformen des 18 jhs. und einer kleinen stadt in rechnung zieht, so muss man doch sagen: umständlicher, pedantischer, leidenschaftsloser kann doch niemand bei der mutter um die tochter werben, als es Kestner getan hat. und er selbst gesteht, dass er 'bei allen seinen handlungen' so verfahre. in der tat, der erste brief an Lotte ist von derselben wolgeordneten feierlichkeit, wie der an die mutter. dieselben eigenschaften, die Goethe-Werther so fatal waren, finden sich in Kestners briefen: die versöhnlichkeit, wo eine ernste auseinandersetzung viel heilsamer wäre, und ein vorsichtiges abwägen von gedanken und worten, nach art der käsefrau in den 'Geschwistern'.

Und dieser mann, der immer noch ängstlich besorgt ist, dass seine mafsvollen empfindungen 'romanenhaft' erscheinen möchten, soll ein gesinnungsgenosse der jungen genies gewesen sein? was hätte er denn auch nur von dem äufserlichsten mit Werther gemein? wo fände sich in allem, was Kestner niedergeschrieben hat, ein ruf genialischer leidenschaft, ein wort der sympathie für kinder und geringe leute, ein einziger laut jener Ganymed-stimmung, jener sehnsucht, Gott in der natur zu umfassen? wir können an der publication W.s den unterschied mit händen greifen. wie Werther, so geht auch Kestner bisweilen hinaus nach Garbenheim, um dort seine chocolade zu trinken und ruhe für seine lectüre zu finden. aber es ist nicht der alte wiegengesang des Homer, den er für sein herz braucht, sondern Mosers abhandlungen aus dem kirchenrecht und ähnliches.

So liefse sich noch manches anführen, was die meinung W.s, als gehöre Kestner zu denen, die sich 'um die fahne des jungen Goethe scharten', zunichte macht. dagegen kann man punct für punct an den älteren und den neu publicierten urkunden weiter verfolgen, wie jeder characterzug Alberts sich in Kestners aufzeichnungen belegen lässt. es kann danach kein zweifel mehr sein, dass Goethe ihn, und ihn allein, bei der (wenn auch einseitigen) schilderung im auge gehabt hat. besonders interessant war mir folgende beobachtung: W. teilt s. 58f ein blatt Kestners mit, das aus der zeit des gespannten verhältnisses mit Goethe stammt. der schreiber monologisiert über die eifersucht, die er nur verteidigen

will, wenn sie aus reinster zärtlichkeit hervorgegangen ist und sich als furcht, ein geliebtes herz zu verlieren, äufsert. wenn — was wol als sicher anzunehmen ist — ähnliche fragen zwischen Goethe und Kestner verhandelt worden sind, so würde sich daraus die auffällige tatsache vielleicht erklären, dass Goethe im zweiten teil seines romans, in der schilderung des conflicts zwischen Werther und Albert, das anstöfsige wort durchaus vermeidet.

Als resultat unsrer besprechung fassen wir zusammen, dass wir etwa ein drittel der W.schen publication, nämlich die ehrwürdigen, umfänglichen berichte Kestners willkommen heifsen, uns aber den übrigen mitteilungen und den eignen ausführungen des herausgebers gegenüber ablehnend verhalten müssen.

Marburg i. H., dec. 1893. ALBERT KÖSTER.

Paralipomena zu Goethes Faust. entwürfe, skizzen, vorarbeiten und fragmente, geordnet und erläutert von FR. STREHLKE. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche verlagsanstalt, 1891. xv u. 151 ss. 8°. — 3 m.
Wörterbuch zu Goethes Faust. von FR. STREHLKE. ebenda 1891. VIII und 157 ss. 8°. — 3 m.

1. Man braucht nur die sechs bände der Seuffertschen Vierteljahrschrift durchzublättern, um zu sehen, wie unablässig unsere forschung durch den druck des Urfaust und des gesamten handschriftlichen materials, das im archiv, von Riemer nur flüchtig und planlos geprüft, ruhte, angeregt und in atem gehalten wird. kein grofses werk unserer litteratur sehen wir so von den ersten conceptionen durch verschiedene entwürfe hindurch bis zu den letzten einzeländerungen sich vor uns aufbauen, wie den 2 teil des Faust. die masse der skizzen und paralipomena ist von mir aus allen ecken und enden des archivs zusammengelesen und im 14 und 15 bande der Weimarischen ausgabe — dem plan des ganzen gemäfs ohne sachliche erklärungen, soweit nicht ein excerpt aus der quelle zu erläutern war — übersichtlich dargebracht worden. in diesen dingen gibt es kein monopol, und wir können uns nur darüber freuen, wenn andere mit dem pfunde wuchern. daher nahm ich Strehlkes neudruck überrascht zwar, aber reicher ausbeute gewärtig in die hand; denn ich sagte mir, dass ein so kundiger und loyaler gelehrter eine solche reproduction nur auf grund bedeutender verbesserungen des textes und ergibiger beiträge zum verständnis all der blätter und abschnitzel unternommen haben werde. sonst hätte ihm ja wol der raum einer zeitschrift genügt. auch sind schemata und bruchstückchen kein futter für die menge, sondern nur den forschern mundgerecht, die sich widerum der grofsen ausgabe niemals entschlagen können.

Nähere prüfung konnte mich von der notwendigkeit und dem nutzen dieses neudrucks nicht überzeugen. für den text hat S. zahlreiche stichproben in der hssmasse vorgenommen und danach

der zuverlässigkeit seiner vorlage ein gutes zeugnis ausstellen können, auch mit geringen ausnahmen einfach meine fragezeichen und ergänzungen, meine verweise und quellenangaben, ohne in der vorrede oder sonst irgendwo den urheber zu nennen, nachgedruckt. die hauptarbeit war die sammlung und sichtung gewesen: schon der platz, an den ein paralipomenon gerückt ist, erläutert es stumm. viele blätter und zettel gehören zum schwierigsten, ja verzweifeltsten, was Goethes nachlass überhaupt der entzifferung bietet. so haben uns die vier verschen zur Manto *Sieh hier die Tiefe dieses Ganges* stunden gekostet. wenn jemand gar für die nur in anfangsbuchstaben eilig angedeuteten worte, für die verwischten bleistiftkritzeleien auf grauen löschblättern und blauem packpapier facsimiledruck verlangen wollte, gehört zu einer solchen forderung würklich ein comparativ von dunce. Düntzer hat besonders zu den skizzen des 2 actes fördernde bemerkungen gemacht, aber nur ein einziges paralipomenon (nr 156, S. richtig s. 149) als verlesenen grundtext (zu v. 7209 ff) klargestellt, vieles mehr benörgelt als beleuchtet und an manchen stellen ins blaue hinein conjiciert: so kann ich nach neuer prüfung der hs. beschwören, dass das dunkle wort Paral. 84, 13 (S. s. 99) mit *O* anfängt, sicher nicht *Orcus* heifst und die vermutung auf *Elysium* ganz unmöglich ist. statt weiterer discussion möchte ich den kenntnisreichen, erkenntnisarmen krittler nur um seine meinung über das Fauststprüchlein gegen Voss bitten: *Hinweg von unserm frohen Tanz, Du alter neid'scher Igel* . . . ist es nicht typisch?

S. kennt weder diesen geist des widerspruchs noch ein leichtfertiges conjicieren. hinzugefügt hat er s. 49 ff einen bericht Falks über des zweiten teiles urplan, den Goethe 1816 dictierte und 1824 wider vornahm. das kannte Falk offenbar; abweichungen, wie die naheliegende nennung Frankfurts als kaiserstadt, werden auf seine rechnung kommen. immerhin ist die einreihung erwünscht, wie s. 43 der allerdings ganz unklare, nirgend anzuknüpfende satz Matthissons. dagegen erscheint ein abdruck aus dem Maskenzug von 1818 ganz überflüssig, und zwei kleine von Luden aufgefangene improvisationen (hier s. 5) sind gleich dem etymologischen spiel *Ars Ares Arsch* selbständige sprüche, aber keine paralipomena des grofsen gedichts. — den Weimarischen text emendiert S.: Par. 10, 12 *So seh ich nicht dass man was übel nimmt*; 27, 15 *Tauft* der quelle nach wahrscheinlicher als *Kauft*; 50, 58 *mir es*; 84, 16 *betrogen* möglich; 123, 133 *entschiedenen* st. *verschiedenen*; zu 7564 *Wir* st. des verdruckten *Wie*; 135, 2 *erstürmt* st. *gestürmt* (158, 10 ist bei mir und S. *du* ausgefallen); 173[a], 4 *durch* st. *von*. in mehreren fällen setzt er fragezeichen zu sichern lesungen, in anderen hat er sich versehen oder nicht scharf genug ausgedrückt oder satzfehler durchschlüpfen lassen: S. 3, 2 lis *Geists*; 10, 44 *hinunter* st. *herunter*; 13, 5 *das*

st. *der*; 18, 4 *oeder* st. *oder* (in der überschrift *Doppel-Scene*); 30, 4 *gehts*; vor 31, 14 *Mus[aget]* und ebda ist *Papi[e]rner* allzu exact gesetzt, da *ir* und *ier* in rascher hs. Goethes oft genug nicht zu unterscheiden sind; 33, 9 *allerkürzten*, 16 *Bestünde*; 34, 20 *geschrieben* st. *gesprochen* (in dem abgebrochenen wort ist das *sch* zweifellos); 36 laufen scenarische bemerkungen des dichters und des herausgebers ununterscheidbar durcheinander; 39 f dreimal *X* st. *F* in dem aristophanischen gespräch über das satanshomagium; 41, 17 warum nicht *G[esang?]*; 51, 9 *lustige aufregende*; 55², 10 *nimmt* (der vorschlag [*mit?*] wird durch 57, 12. 58, 9 widerlegt); 58, 2 f ist falsch umgestellt; 61, 29 ff gehört wol teils dem marschalk teils dem Mephisto und hat darum bei mir die doppelte überschrift; 62, 13 *ohngefähr*; 63, 45 *Brot*; 63, 48 *der* [*das?*]; 67², 1 [*Müsset*] unverständlich, während bei mir als ältere unrichtige la. steht [*Mufset* Loeper]; 71 u *beyder* usw.; 72 nr 18, 3 streiche *dort*; 75, 41 (vgl. s. 150) steht *wandern* ohne not st. *wandeln* — 82, 3 *Luftwandler*; 79, 182 [*habe*] vollkommen entbehrlich; 82, 10 *Weidengeflüster* durch WA xv² 48 gesichert; 83 u schon in WA richtig eingereiht; 5 *Led[th]a* zumal bei dem sonstigen verfahren als thüringischer schreibfehler Johns so überexact wie *unverne[h]mlich entraf[f]t tumultu[a]risch* von derselben hand; 88, 3 *einstmal*; 91¹, 2 steht bei mir *Und be[leuchte]* in Schwabacher typen zum zeichen der tilgung statt S.s *Und be*[ ]; 4 *Diese* [aus *Die*] statt S.s *Diese*[?], 5 spatium nach *Wellen*; 104, 3 ist *Entstehung* deutlich und auf Helenas geburt zu beziehen, 5 *Halbchor* sicher, 7 *machen* druckfehler für *wachen*, 9 *Merkur*; 105, 7 nach *Vorst[ellung]* fehlt ... *Siegerchor* (nicht *Kriegerchor*, wie nach der durch unsere stelle zu erläuternden bemerkung 120, 19 zu erwarten); 105², 1 muss das unverständliche *S.* erklärt werden: [fehlt folioziffer des satyroma H³]; 107², 4 lassen die puncte auf unleserliches schliefsen statt auf ein spatium (wie 140, 2 ein gedankenstrich zwei ausgewischte worte andeuten soll); 108², 4 *Sch*[?] kann doch nur *Schrein* oder *Schatz* mit folgendem verbum wie *verwahrt* meinen; 6 lis *zuzueignen* (ich habe hier und sonst die hs. wider eingesehen); 109 fehlen alle varianten und andern wichtigen bemerkungen über nachträgliches oder gestrichenes, II 3 lis *dann*; 110, 5 ist *umsichtig* durch die erste fassung *umschauend* gestützt und kein fragezeichen nötig, wie 12 *unvereinbar* durch 109, 11 gesichert wird; 110, 2 lis *träumest*; 114, 5 die vermutung *gelangst* ist nach der hs. unmöglich; 119, 2 lis *allem*; 119², 4 *der sie* sicher, 5 *bethören* wenigstens die ersten vier buchstaben unzweideutig; 122 von S.s ergänzungen mehrerer abgekürzter worte abgesehen lis 22 *Ausfoderung*; 125, 7 nach *wiederholt* folgen fünf verse und vor *Posaunen* steht g¹ *furchtbarer*; 127, 1 sind die klammern und das fragezeichen unnötig; nach 10 u folgt noch *Nur frisch ans Werck*; 133 steht in der hs. alle vier male nur *Mephist*; 134 durfte der eintrag auf dem blatt oben g¹ *NB Taubheit* nicht weggelassen

werden; 136, 3 *Meph*, 4 *nah* nicht *nach* und darauf spatium; 5 *welcken* sicher, vgl. 133, 7 (dies hilfsmittel der entzifferung würdigt S. überhaupt nicht); 140 u 4 lis *mir* statt *nur*; 141, 4 *Büfserinen*, 5 ist durch homoioteleuton nach *zu drey* ausgefallen *Maria Egyptiaca* | *zu drey*.

In eckige klammern werden ergänzungen und vermutungen, aber auch die von uns mit Schwabacher typen bezeichneten, dh. von Goethe gestrichenen worte geschlossen, eigenhändiges und schreiberhände nirgends auseinandergehalten, überschriften Goethes und des herausgebers (s. 17 f. 31. 36) durch gleichen druck vermengt, keine winke über sammelblätter und alterskriterien gegeben, spatia und seitenanfänge und varianten und nachträge gar nicht oder planlos angemerkt, die interpunction aber 'im interesse des lesers' geändert. das hat mehrmals dem verständnis bös geschadet: S. druckt 3,4 *Vorzug dem formlosen Gehalt*. *Vor der leeren Form* st. *Gehalt vor* und 10 *Thaten*. *Genuss* wo es sich um ein compositum handelt; 83,22 *Rede der Manto*. *Abschlufs. die drey Richter* st. *Abschluss die*, dh. den abschluss machen die drei richter; 104, 8 ist durch punctum und spatia ganz zerrissen; 122, 34 *fürchterliche Posaunenzinken. Töne von diesseits*, wo im original ein sätzchen mit grofsem, nach Goethes art getrennt geschriebenem compositum steht; 136, 2 *Seele entflieht. Später* [?] *Satane* . . ., aber *Später* gehört zu *entflieht*, bedarf auch keines fragezeichens, vgl. 133², 4 *Weil die Seele später als sonst entflieht*, und 4 soll es nicht heifsen *Engel nach Wort Streit*, sondern *Engel nach* und *Wort Streit* sind zu trennen; 141, 5 *Seelige Knaben fortsetzung* ohne punctum, denn 2 war ein erster chor der knaben vermerkt.

Die anordnung geht scene für scene, act für act und entschlägt sich dabei leider, ohne ein wort zu verlieren, jeder chronologie, so dass die ältesten reimpare des zweiten teils unter bruchstücken der zwanziger jahre stehn oder gelegentlich in den endgiltigen text hinein conjiciert werden, die satanscenen in verwirrung geraten und grofse berichte, besonders der über den urplan, in stücke, deren zusammengehörigkeit nirgends ausgesprochen ist, zerlegt werden. da S. sich nicht darum kümmert, welcher hs. ein paralipomenon angehört, kann er für Euphorion in anspruch nehmen, was in entwürfen zum 1 act steht und unmöglich für eine ausführung zum urplan gelten kann (Par. 115; noch sicherer Wörterb. s. 41), und anderes, was immerhin durch den fundort ungefähr, wenn auch unsicher, seine stelle im apparat angewiesen bekam, einer rubrik ganz unbestimmbarer bruchstücke zuweisen, worin man mit erstaunen manches paralipomenon klarster und in der Weimarischen ausgabe deshalb schon richtig bestimmter zugehörigkeit findet. der titel 'älterer entwurf' tritt vag auf und scheitert zb. s. 54 daran, dass diese skizze zu I einer späten hs. angehört. was s. 127 ein gespräch zwischen Haltefest und dem hundertjährigen Faust mitten unter skizzen des 4 actes soll, ver-

steh ich nicht. mehrmals fasst S. meine angabe des fundorts als eine einreihung meinerseits. während er mit ganz geringen ausnahmen die laa. der paralipomena weglässt, bringt er ohne rechtes princip zahlreiche variantencomplexe, die bei mir in den laa. stehn, unter den paralipomenis. Abschied und Abkündigung gehören, wie noch die späte reinschrift zeigt, an den schluss des ganzen werkes, nicht des ersten teiles. im vers *Das Menschenleben ist ein ähnliches Gedicht* muss *ähnliches* nicht mit Düntzer als hör- und schreibfehler für *episches* gefasst werden, wie in einer isolierten allgemeinen spruchmäfsigen fassung der zeilen steht, sondern der sinn geht darauf, das menschliche leben habe zwar wie der Faust anfang, mittel und ende, sei aber wie dies disparate, uneinheitliche gedicht kein harmonisches ganzes.

Die beobachtung einer seltsamen prüderie den satanscenen gegenüber, in denen nach meinem abdruck jede silbe suppliert werden kann, lehrt uns, dass S. an ein gröfseres publicum dachte. demgemäfs hat er seine sachlichen erläuterungen recht elementar gehalten, alles mythologische zb. aus dem wissensborn der allgemeinen bildung geschöpft und, obwol man manches verständige wort gerne hört, die tiefer strebende forschung kaum gefördert. s. 4 ein interessanter Wellingscher beleg für *Chaos* als aufenthalt Lucifers; s. 30 ein hinweis auf Francisci (s. auch Wentzel Genethliacon Gottingense 1888) für die Walpurgisnacht. s. 32 über Jung-Stillings 'weifse frau'. kann man für einen wissenschaftlichen Faustcommentar, der sich besonders im 2 teil nie an 'jedermann aus dem volke' wenden dürfte, hier nur kargen gewinn einstreichen, so fordert manche seite zweifel und widerspruch heraus. s. 14, 10 (Paral. 20) vgl. Burdach VJS 1, 283; 16 (Paral. 22) vgl. Pniower ebenda 5, 414, wo weiteres gute, hier und da wol in überscharfem widerspruch gegen OHarnack, zu den paralipomenis zu finden ist und das von S. (s. 145) wie von mir (zu Paral. 20) blindlings verkannte lyrische bruchstückchen *In goldnen frühlingssonnenstunden* als elegischer rückblick des Faustdichters auf sein jugendwerk, im sinne der Zueignung, gedeutet wird. s. 26 steht bei mir dasselbe und, wie auch sonst noch, mehr zur erklärung. s. 33 desgleichen, und nachzutragen wäre aus Goethes Unterhaltungen mit dem kanzler Müller 14 xii 1808: *Für seine Angriffe in der Recension über des Knaben Wunderhorn will ich ihn einst noch auf den Blocksberg citiren* (vgl. auch Herbst, JHVoss ii 2, 314). s. 35: wer möchte denn vermuten, die satanscenen hätten die Walpurgisnacht ersetzen sollen, und wer auch sie für älter halten, da das schema beginnt *Nach dem Intermezz*? s. 43 (Par. 46) kann unmöglich auf das naive mägdlein, das die sauereien nicht versteht, zielen, sondern muss mit Par. 45 auf demselben blatte zusammenhängen — so rächt sich immer die gleichgiltigkeit gegen die hss. s. 62 (Par. 68): wenn Semiramis hergebrachter weise als Katharina ii aufgefasst wird, warum nicht *der gröfste König* als

Friedrich der Grofse? s. 82 warum nicht wenigstens ein hinweis auf die ja von S. selbst interpretierte Achilleis I 242 ff für den Protesilaus usw.? s. 86 die verse *Reden mag man noch so griechisch* habe ich keineswegs Wagner 'zugewiesen', sondern mit einem fragezeichen auf ihn bezogen. s. 93 wäre es so leicht und dankbar gewesen, die situation: Faust von Manto vor dem Gorgonenhaupt geschützt aus der weltlitteratur zu illustrieren. ich habe, 'Xenien 1796' 1893 s. 187 zu Schillers schlussepigramm die Odyssee XI 634 angeführt und dann kurz gesagt 'Aeneis, Divina commedia, Faust'. Vergils und Dantes einfluss auf den Faust wäre überhaupt endlich methodisch zu untersuchen. hier handelt es sich um Aeneis VI, der das Inferno IX folgt; aber das ganze motiv des abstiegs mit der Sibylle stammt von dem Römer. s. 98 ist durch einen lapsus Klingers Faustroman unter die dramen geraten. s. 100 und sonst, aber nicht immer, war *Egypterin* als *Egyptienne* (*Bohémienne*, vgl. Goethes notiz über mulieres Bohemae), *Gipsy*, als zigeunerin zu deuten; da der trimeter 8810 unter dem schema steht, muss es spätestens in die letzten neunziger jahre fallen. ich habe die rubrik 'Älteste phase' für den Helenaact bis 1800 erstreckt und bedurfte keiner Düntzerschen lection über das auftreten griechischer masse. s. 102 nicht sowol Herodot, als Euripides ist der gewährsmann für Helena in Ägypten. s. 102u hätte S. für seine weiteren kreise meine ihnen unverständliche quellenangabe zu einem lateinischen citat '[vgl. Dig. 42, 8]' wenigstens auflösen sollen: 'Digesta'. s. 106: ich habe Dodwell für die schilderung Arkadiens herangezogen; S. ignoriert das. s. 115 (Par. 176) heifsen die satirischen verse über *Mysterien Mystificationen Indisches Ägyptisches* 'ziemlich unklar', weil S., obwol dann ausdrücklich *der neueren Symbolik treuer Schüler* aufgerufen wird, nicht an Creuzer denkt.

2. Von dem Grimmschen wörterbuch, auch von den teilen, die Hildebrand mit so gelehrter wie feinsinniger, aber das ganze gefährdender ausführlichkeit bearbeitet hat, kann niemand verlangen, dass jedes Goethische wort, gar jeder ausdruck und jede form seiner privatpapiere, darin platz finde. wir müssen uns mit Heynes ausmafs begnügen, wenn es gleich verdriefst, Lexer s. v. *Persönlichkeit* an dem grofsartigsten, unbedingt erforderlichen belege, dem Divanspruch *Höchstes Glück der Erdenkinder Sei doch die Persönlichkeit* vorbeieilen zu sehen, weil er zufällig in seinem zettelkasten fehlte. aber der wunsch, dass Deutschland nicht blofs ein Shakspere-, sondern auch ein Goethewörterbuch ans licht bringen und darin den ganzen, von JGrimm im vorwort so beredt gepriesenen sprachschatz des königlich schaltenden übersichtlich ausbreiten möge, hat sich schon oft geregt und 1885 bei der stiftung der Goethegesellschaft ein verehrtes, kundiges mitglied, WHertz in Berlin, den redactoren die baldige veranstaltung eines

olchen werkes, hand in hand mit der neuen, das material erchöpfenden ausgabe empfehlen lassen. wir hatten damals genug uf den schultern und vertagten diese anregung ins unbestimmte. ielleicht wäre es doch besser gewesen, gleich nach geeigneten rbeitskräften umzuschauen. wenn nun ein einzelner ein einzelnes ioethisches werk vornimmt, um es sprachlich auszubeuten, wie ,. das gröste, den Faust, so braucht er zwar nicht unmittelbar n eine tüchtige beisteuer zu jenem ersehnten corpus zu denken, ber seine arbeit muss voll und rein genug fliefsen, um einmal n den gesamtstrom geleitet zu werden. ein Faustwörterbuch soll ie fülle und die besonderheiten dieses auf jahrzehntelangen bahnen ur eigensten vermischung verschiedener stile ausgewachsenen edichtes gänzlich umfassen und ergründen, soll in den einzelnen rtikeln genetisch vorgehn und mit historisch-philologisch geschultem verständnis, gleich vertraut mit den überlieferungen des 8 jhs. wie mit Goethes idiotismen, mit dem mundartlichen wie nit graecisierender stilkunst, die abschattungen der begriffe und ie neubildungen, das volksmäfsige, das griechisch-deutsche, das erschnörkelte darstellen. wenn der lexikograph seine besondre ufmerksamkeit dem schenkt, wobei der durchschnittsleser anhält der stutzt, macht er den landläufigen commentaren eine unnötige oncurrenz und übersieht leicht das feinste und intimste seiner ufgabe. im zweiten teile werden ihm die zahllosen lesarten am ierzen liegen, die so reiche zeugnisse für Goethes abwägen des vortes nach klang und sinn liefern.

S. bietet in seinem buche mehr als man gemeiniglich von inem wörterbuch fordert, da zahlreiche zusammenfassende artikel o etwas wie eine Faustgrammatik ergeben sollen. er bietet veniger, weil er kein erschöpfendes inventar aufgenommen und lie Faustischen schätze nicht mit genügend scharfem auge berachtet hat. ich habe den Urfaust, die Helena, die paralipomena lurchverglichen, sonst nur notiert, was mir gerade einfiel, und will eine auswahl von nachträgen und erklärungen vorlegen, um ndlich jene gröfseren artikel zu streifen. S. fufst natürlich auf ler von ihm sorgsam nachgeprüften Weimarischen ausgabe, auch la, wo er eine sehnsucht nach Riemers 'verbesserungen' nicht interdrücken kann und die 'vorzüge der früheren lesart' rühmt. u bedauern ist die geringe rücksicht auf Goethes schreibweise und in den buchstaben C und K ein schulmäfsiges leidiges normieren, wenn ich nicht irre: nach 'Puttkamer'.

Ab: *neige dein Antlitz ab zu* U 1280. *Abdankung* fehlt und wäre wie *Abkündigung* als terminus der bühne zu erklären, Par. 11. *Abglanz* wird durch das WMeister-citat nicht recht verständlich, da doch die stelle des sinnschweren monologs mit dem schlufschor *Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnifs* übereinstimmt. *absolut*: warum Hegel und Schelling, aber Fichte nicht? *abstrus*: auch Par. 63, 22 *abstruse Speculationen*. *Affe*:

nur *Meerkater*, nicht *Kindern und Affen* U 189. *Ägypterin*: s. o. *Zigeunerin*. *Ägyptisches*: s. o. Creuzer. *ahnen* fehlt mit der nebenform *ahnden*, *ahndevoll* U 1328 (Schwager Kronos usw.), *ahndungsvoll* U 1186, *ahndet* Par. 175, 62. *Ahnen*: *hoher Ahnen* von Euphorion-Byron 9916. *Ahnherrn* grofsvater U 553; *Ahnherrntage* 9640. *Akademie* universität U 310. *Alff*: Strehlke widerholt seine erläuterungen der paralipomena viel zu ausführlich und bezeichnet auch nicht, was blofses quellenexcerpt ist. *all*: die vielen zt. dann weggeschafften *all* in U waren zu erwähnen, das *All* U 100 usw. nicht zu vergessen, *All-Alle* aus gr. πάμπαντες zu erklären; zu *alle mein Begehr* wird schief gesagt: 'unflectiert'. *Allee* fehlt, U s. 40. *Alpen* fehlt, Par. 142. *Altmayer* ist für *Alten* gesetzt, weil dies ein adelsname ist. neben *altverwahrt*, wobei S. wunderlich um die corruptel *allverwahrt* trauert, durfte *altbewegt* Par. 174, 4 nicht fehlen. *Amt*: messe U s. 75. *Anachronismen* Par. 164, 3. *Andachtsbild* U s. 73. *Angedenken* U 789. *angehn*: *der Wein geht an* (vgl. DWb. I 343 von faulendem fleisch, Adelung von verdorbenem obst), wird kahmig; *Tiresias .. gehe buhlend an* 8817; *Proserpina wird angegangen*, gebeten Par. 99, 25. *anhalten*: *halt' ich mich an*, an mich 9744; *mit angehaltnem stillen Wüthen*, gespanntem 9446. *anregen* berühren, aufrühren 8983. *anständig* in höherer bedeutung war reicher zu belegen: *anständig würdig* 8946, *anständig bewegt* 9154, dazu *erhabnen Anstand* 9184. *Antecedenzien* Goethes bezeichnung für die voraussetzungen des Helenaactes zb. XV 2, 212 und kanzleihaft feierlich Par. 157, 8 *Ehre den A.*! *Antlitz* als edles synonym fehlt: erdgeist U 135, die verklärten U 1364. *Antonius*: Goethe dachte gewis an den tierpatron und sein schwein. *anzünden* sinnlich entflammen U 462. *Äone*: warum femininum? *in Äonen*; *Äon* im maskenzug 1818 ist nicht von Goethe 'eingeführt', sondern mit *Äonis* eine Herdersche gestalt. *Apollo*: der pseudohomerische hymnus war hier zu citieren. *Appetit* U 505, Par. 44. *arm* fehlt: *das arme Kind*, *ein armes junges Blut*, *mein arm Gespräch*, *ein arm unwissend Kind*, *das arme Würmchen*, *mein armer Kopf*, *mein armer Sinn*, *mein armes Herz*, *ein armes junges Mädchen* alles rührend bescheiden von Gretchen gesprochen. *ärschlings* eines der frappanten beispiele, wie ein wort, in der jugend gebraucht (Brey, von S. citiert), endlich im höchsten alter noch einmal auftaucht (s. *bekleiben*). Lessing Lachm. XI 654 macht eine gesunde bemerkung zu Adelung. *ärfsling* auch bei Holtzwart, Lustgart 13[1]. *Aschenhäufchen* U 188. *Äther* fehlt ganz: 9660. 9953. 10010. 10065. *Auditorium* Par. 12, dagegen *Hörsaal* U 601. *auffordern* herausfordern 8564 vgl. WMeister N IV 278. *aufkeimen* 8782. *aufpolstern* 9406. *aufregen*: *gierig aufgeregt* 8848; etwas aufrühren 8897. *sich aufreifsen* heftig aufspringen, nicht blofs von der Phorkyas, sondern auch von Gretchen im kerker gesagt U s. 85. *aufthürmen* nicht nur

reflexiv: 9001. *äugeln* wird aus andern werken Goethes belegt, aber wie vieles (*auswirthschafften*, *ausziehen* usw.) nicht erörtert. *augenblicks* Par. 123, 78. *Augenblitz* nicht vom glanz, sondern von der schärfe des gesichts. *Augengrund* augenhöhle 6613 lesart. *augenstrahl* 9230. *ausdrucken* (vgl. *rucken*) Par. 11. *ausgestattet* Par. 9. 63, 103. *Avaritia* muste gleich andern allegorien aus den Florentiner Trionfi erklärt werden, mit deren anregender bedeutung S. durch JBayer bekannt geworden ist, ohne der frage weiter nachzugehn; ich besitze die seltene sammlung.

Babylonisches Par. 158, 5 ist aus der sprachverwirrung zu verstehn. *baden* metaphorisch fehlt: U 44. 92. Par. 209. *Barbarey* Par. 89 als gegensatz zur hellenischen schönheitswelt. *Baulichkeit* 9027. *Baum* der goldne: schief erklärt; im nächsten artikelchen und sonst finde ich die fügung: 'in Zahme Xenien' mit meister Wustmann abscheulich. *Baumwolle* U Keller 3. *beblümt* 9342. *bedeutend* wird durch ein paar blofse ziffern und den beisatz *bedeutungsvoll* als ein Goethisches lieblingswort zu kurz abgetan (s. auch *in bedeutender Gruppe* 8929, Mantos rede *muss bedeutend seyn* Par. 123, 261; *bedeutungsvoll* 9033); ähnlich steht es um *wichtig*, gleich *gewichtig wuchtig*, um *merkwürdig* 8274 oder Par. 123ᵃ, 12. *Bedrängniss* neutrum Par. 178, 14. *Beerenfüllhorn* 10023. *bedrohlich ... zu hemmen* drohend Par. 123, 177. *begegnen* abwehren schlagen 9206. *Bauerhüttgen* Par. 21. *beben* fehlt (samt *aufbeben freudebeben*), ein wort, das im zusammenhange mit Klopstocks neuer, reicher, für den gefühlsausdruck des jungen Goethe so wichtiger terminologie der affecte zu betrachten wäre. *beglückt*: weggelassen ist der aparte beleg *sei ewig jedem Stamm beglückt* 9515. wo ist *begreifen* (*Geist den du begreifst*) und *Begriff* (*wo Begriffe fehlen; aber ein grofser Kahn ist im Begriffe* ... 11145)? wo *sich begrünen* (vgl. noch *sich berasen* Nat. tochter A VI 309 *sich beblühen* Pandora B XI 336)? unter *beharren* wird die so oft misverstandene stelle *Wie ich beharre* wider falsch erklärt: *ob ich* statt *sobald ich*. *beide* fehlt, aber man vergleiche etwa nur 8778 *Entnervend beide, Kriegers und auch Bürgers Kraft* mit der 1 fassung, um zu sehen, wie Goethe auch hier graecisiert. *Beisein* ist nicht zusammensein, sondern beiwohnung. *bekleiben* wird aus U, Satyros und nach langer pause aus dem Neuen Alcinous belegt und steht auch in den Zwo bibl. fragm. DjG II 232; Lessing hat es zb. XX 681; es 'misfällt' Heinen als revisor des Tulifäntchens und wird darauf von Immermann beseitigt (Elster VII 267). *Beleihung* auch Par. 48; *beleihen* Par. 50, 110. 178, 40. *Benedictiner* Par. 123, 89 wegen der grofsen historischen sammelwerke des ordens. *Bergeshöhle* U 41. *berufen*: *nicht b.* ... rufen nach 9358. *bescheiden* c. dat. gebieten über Par. 85, 2. *beschränkt von* eingeengt durch U 49. *Besenstiel* dürrer mensch UKeller 188. *sich bestätigen* ruhig

festsetzen, von gebirgen gesagt Par. 123, 194. ***bestreiten*** U 52. ***bestellen*** voll stellen U 53, anstellen 9200. 11 289; *Bestellung* des reiches 8858, zu kurfürsten Par. 184, 8. ***beschweren*** jemand belästigen U 435. ***Besudelung*** 8942. ***bethauen*** mit trähnen U 1300. ***betteln*** c. acc. 9274. ***bettelarm*** 9276. ***bewegen*** den zug, sich im 9154. nach *Bildner* fehlt ***Bildnerei*** 9033. ***Billard*** U 282, wo ebenso anachronistisch *Kaffee* steht. ***Bim-Baum-Bimmel***: die stelle 11263 schwebt wol Heinen vor, wenn er im Atta Troll cap. 20 von Avalun sagt *Niemals dringt dorthin das blöde Dumpf langweil'ge Glockenläuten, Jene trüben Bum-Baum-Klänge, Die den Feen so verhasst.* ***Biograph*** Par. 41. ***Bivouak*** Par. 124, 2, im text *Wachfeuer* 7025. ***bitten*** losbitten 8934. ***bläfslich*** (*blafslich*) WA xv² 120. ***blinken***: rhetorik U 201, waffen Par. 129, 22. ***Blocksberg*** erwähnt UKeller 17; *Blocksbergsgenossen* Par. 123ᵃ, 8. ***Blum'***: *jede liebe* übertragen auf liebesgenuss U 481. ***Blutbann*** 3715 dürfte weder auf die Carolina noch auf den Schwabenspiegel zu beziehen sein, da ja ein gegensatz zu *Polizei* aufgestellt wird, sondern auf den religiösen volksaberglauben. ***Blutquell*** Par. 50, 161. ***Boden*** ist nicht dem reim zuliebe in *Bodem* zu verwandeln, sondern eher *Odem* in *Oden*. ***Bovist***: statt des lateinischen namens wäre eine sinnliche beschreibung des platzenden staubpilzes besser. ***Brandschande Malgeburt*** fasst S. als chiastische hendiadys, Kögel besser als grofses compositum; doch ist möglich zu erklären: die malgeburt, das schimpflich gezeichnete kind wird dir einen schandstempel aufbrennen. ***brausen*** vom wasser U 1416, vom ritt U s. 83. ***brav*** U 1004 und in Valentins schlussvers durfte ein kenner der geschichte des wortes nicht weglassen. ***Bravo*** 'als hauptwort' einmal belegt; *Ach bravo* U 880, *bravo bravo* UKeller 128. ***Brei, sei nicht wie***: nicht 'schwerfällig, starr', sondern 'klebrig' (Pater Brey). ***breiten*** ausbreiten U 557. ***Brennesseln*** als gemüse U 314. ***Bronn***: warum nicht auch *Brunn* U s. 73, in Goethes jugendpoesie und briefen so häufig. ***Bruch*** arithmetisch-bildlich Par. 20. ***Brüderschaft***: mir scheint weder hier ein bestimmter mönchsorden, noch vorher die inquisition vorzuschweben. wo ist ***Brust***? *Brust an Brust* U 1196; *in Geist und Brust* U 900; *euch Brüste wo* U 103. ***Bube***: fehlt U 1266 als bezeichnung der unverheirateten. ***buchstabiren*** 9419 vom liebesstudium. ***Bursch*** fehlt: *ihr Bursche* UKeller 210, *die platten Bursche* 2150; *die drei Bursche* (die drei gewaltigen) Par. 178, 34. 180, 4; *Handwerkspursch* U 758. ***Bucht***, *Buchtgestad* 9419. ***Buhle*** — das verb *buhlen* 11588 — wird nur ziffermäfsig belegt, ohne ein wort über das sinken und steigen des wortes, dessen gebrauch im Göttinger und im Goethischen kreis jüngst Kraeger JMMiller 1893 s. 79 verfolgt hat. dass die ***bunten*** *Vögel* 11217 lustdirnen bezeichnen sollen, ist zu weit hergeholt, die erklärung: matrosen wahrscheinlicher. ***Burgemeister*** (*Bürgermeister* zb.

S IV 271) wäre aus Goethes späterer zeit (DuW XXVIII 324 usw., Annalen) und aus der jugend (Gottfried DjG II 89) reicher zu belegen. das schwierige wort *Bürgernahrungsgraus* wird nicht erklärt. neben *sich buschen* fehlt *buschig* 9539. *Busen* hat nur zwei belege; nichts über den geistigen gebrauch in Fausts, aber auch in Wagners mund, den erotischen, endlich den kühnen bildlichen *des Herdes Busen* in der 1 Helenafassung 122 (später *Schoos*); *Busen* des nebels 9143.

Christenthum christglaube U 1160. *Colonne* scenarisch nach 9445 . . . aber das müste nach der neuen orthographie unter K stehn.

dann für *denn* fehlt: U 659; *was ist dann* U 1106; *frisch dann zu* U 1408; *muss ich dann gehn* U 1058, alles corrigiert; auch fehlt *denn* nach dem comparativ 8898, was Goethe erst spät als gewählter für *als* einsetzte. *Dasein*, genuss der sinnlichen existenz 9418 *Dasein ist pflicht*. *däuchten* wird als infinitiv angesetzt, wozu keine Fauststelle auffordert (anders DWb. II 834). *dauerhaft* 9940; *dauern* absolut 9953. *dehnsam* und vorher *beugsam* hsl. XV[2] 123 zu 9652. *Demuth* U 956 eines der innigsten beispiele. *derb* fehlt, und doch ist über dies wort bei Goethe viel zu sagen, was auch DWb. II 1013 nicht zu rechte kommt. ein *derberer tritt* Mephistos befremdet uns nicht, wogegen *die derbe Kleine*, eine gelenke choretide, ein elementargeist, 9794 auffällt und besonders die *derbe Liebeslust* 1114 als weiteres Faustisches beispiel erhärtet, dass Goethe das beiwort anders als wir anwendet. nimmt man hinzu, dass er den tod Christianens Zeltern als einem *derben geprüften erdensohn* anzeigt II 278, im Divan VI 260 sagt *Ein derbes Wort kann Huri nicht verdriefsen*, *Wir fühlen was vom Herzen spricht*, dass er der *zarten Naivetät* des neuen testaments die *derbe Natürlichkeit* des alten entgegenstellt (XXVIII 102), dass im tragödienbruchstück XI 339, 18 für die feierliche weiherede des bischofs *Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns* als motiv hingestellt wird, so ergibt sich für *derb*, aufser unserm gebrauch, der sinn des gesunden, tüchtigen, kräftigen in einem nicht tadelnden gegensatz zum weichen, zarten, vergeistigten. DuW XXVIII 291 gedenkt er *der tüchtigen, derben, von Naturfülle glänzenden Bilder* Düsseldorfs. er spricht von der *Redlichkeit und Derbheit* der Winckelmannschen briefe (XLVI 13, 2), ihrem *derben losgebundenen Charakter* (14, 22), der *Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit* seines ganzen wesens (58, 4), seiner *Derbheit und Tüchtigkeit* (395), seiner *derben*, aber auch seiner *herrlichen Sinnlichkeit* (395 f). danach schafft es der Herder-hypothese keine schwierigkeit, wenn das urbild des Satyros *tüchtiger und derber* als der *zarte und weiche* Leuchsenring genannt wird (XXVIII 186). *Diebsgelüst* U 1407. *dienstbar* 8600. *Dies irae* zweiter teil des requiem. *diese* füllsel 9597. *Diluvien* Par. 123 zu 187.

Ding mädchen: *ein gar unschuldig Ding* U 476, *so ein lieb Ding* U 802, *das arme Ding* U 1253. *Doppelblasen:* welches werk des Praetorius ist hier und sonst (s. 59) gemeint? und warum wird der Satyros nicht citiert? *Doppeltsein* bezieht sich auf Mephisto in Fausts gestalt. *Drachenschlösser* Par. 102, 10. *Drey Teufel* fluch Siebel UKeller 1. 21. *Doppel-Scene* geteilte bühne Par. 25. *Dummheit* spafs U 450. *düster* 9122. 9253. *dumpf:* der 'lieblingsausdruck' wird sehr oberflächlich erklärt; *dumpfes Mauerloch* U 46; *dumpfig* U 605. *dünkeln* vgl. Divan vi 95 *euch mög' es nicht bedünkeln.* mich *dünkt* UKeller 131. *Dunkelheit der Sinnen* Par. 10. neben *durcherwarmen* fehlt das nachbarliche *durcherschüttern. durchgrübeln* 9417. *durchweben* U 540.

Ebenholz U 732. *ebenmäfsig* gleichermafsen Par. 123,275. *Edelfrau* U 644. *Edelgestein* 8567. *edel-stumm* vgl. Urfaust[3] s. xxiv. *eh* eher *weit eh* U 968. *Ehr' und Herrlichkeit* U 22. *ehrbietig* U nach 442. 752. *Ehrenbesitz* 8517. *Ehrenpunkt* ehrensache 10125. *Eichenkraft* 7822. *eigenster Gesang* ursprünglichster, individuellster 9922. der artikel *sich eignen* war zu zerlegen (DWb. ii 104). *Einfalt* U 953 einer der schönsten belege überhaupt. *Eingeweid'* innerstes 9063, allerdings sinnlicher als in dem Mignonvers (vgl. Günther *Mein Eingeweyde brennt, der Schmerz zerfrisst das Mark* Gedichte 1764 s. 607). *eingewurzelt* 8757. *einpassen* Par. 123, 32. *einrufen* 9877. *einsacken* Par. 123, 109. *einzähnig* 8884. *Einstimmung* über *Bejahung* Par. 165, 7. *einstudiren* U 390. *einsuckeln* UKeller 95; Kögel: mundartliches iterativ zu saugen; Malss zum Bürgercapitän Volkstheater[2] 1850 s. 91 'suggeln: saugen'. *einweihen* 9959. *ekel* leiche 8822. *elastisch* 9653 (9604 *wie elastisch* unter *gegenwirkend* gestrichen). *Element:* 9982 *Gehört den Elementen an*, vor der grofsen opernscene der sich auflösenden elementar-choretiden, dürfte nicht fehlen. schwebt hier und vorher im Divan (vi 257 Huri *Wir sind aus den Elementen geschaffen, Aus Wasser, Feuer, Erd' und Luft*) Fouqués auch von Goethe belobte Undine vor? Jahreszeiten 1811 s. 85 *Wir, und unsres Gleichen in den andern Elementen, wir verstieben und vergehn mit Geist und Leib, dafs keine Spur von uns rückbleibt; und wenn Ihr andern dermaleinst in einem reinern Leben erwacht, sind wir geblieben, wo Sand und Funk' und Wind und Welle blieb. Darum haben wir auch keine Seelen; das Element bewegt uns, gehorcht uns oft, so lange wir leben, zerstäubt uns immer, so bald wir sterben, und wir sind lustig, ohne uns irgend zu grämen, wie es die Nachtigallen und Goldfischlein und andre hübsche Kinder der Natur ja gleichfalls sind.* *elterlich* 9698. *empfinden* fehlt, nicht einmal das absolute *wenn ich empfinde* U 911 ist verzeichnet! *sich empfehlen* verabschieden U nach 422, aber steif *was sich sonst dem Blick empfohlen* gefällig dargeboten.

11336. *emporschwanken* 9091. *am Ende* schliefslich U 529. 7003. 9776. *endlich vorgeschritten* 10067 'rasch, schnell — nach älterem gebrauch'; das ist richtig aber spärlich. ich möchte um so mehr auf Luthers bibeldeutsch weisen, als Sprenger, der nachgerade mit seinen unreifen lesefrüchten und wörterbuchexcerpten unerträglich wird, neuerdings auch zu diesem vers zwei miscellen geliefert hat, um erst Hanssachsischen ursprung zu behaupten Zs. f. d. unt. 4, 88, dann Zs. f. d. phil. 23, 456 Luther und Günther zu citieren, dh. das DWb. naiv auszuschreiben, wo er den stoff zu weiteren artikelchen finden kann. eine sammlung Lutherscher beispiele hatte schon der hauptpastor Goeze angelegt, Freywill. beyträge 3 dec. 1777 s. 401, doch fehlt dem DWb. nur einer seiner belege, der mit Phil. 1, 20 zusammenstimmt: ἀποκαραδοκία Röm. 8, 19 gibt Luther bis 1541 mit *endlichem*, dann schief mit *ängstlichem Harren* wider. *eng*: es es wird einem eng U 303. 1351 und im rattenlied, also in allen graden des gefühls und des stils. *Engel* geliebte U 1011. 1202. *engelslieb* U 1221. *entgegenen*: die form ist aus Goethes sehr interessantem streben nach neuen anapästen im trimeter zu erklären; er ändert nicht blofs *mustere*, *erschüttere*, sondern wagt auch, wie die lesarten ausweisen, 8644 *Erschütterendes*, 8670 *wandelenden*, 9490 *hinderen* (blieb), 10032 sogar *Ziegenfüfsleren*. *sich entzücken* Par. 123, 52. *Epilog*: aus den lesarten konnte S. klar ersehen, dass die stanzen nicht den ersten teil beschliefsen sollten und die abweichungen des ersten druckes der zunächst allein gefundenen ältern hs. entstammen. der beleg im letzten Helenascenar: für den act war ein grofser scenischer prolog und, wenn die bemerkung ernst gemeint ist, ein mephistophelisch commentierender epilog bedacht, wie Goethe den anfang des nächsten aufzuges einen paralog nennt. *erathmen*: Lachmann hat nie unglücklicher conjiciert als *wohler athmend* für *wohl erathmend* in den versen auf Nicolai. *erbangen* 6668 nicht 'bange werden' sondern 'zittern'. *erbarmen* einen stein UKeller 57. *erbärmlich* U 137 Tr. tag 1. *Erdeleben* Par. 157, 4. *Erdenbreite* 9201. *Erdenglück* 9915 (*Erdenweh* U 112). *Erdensohn* sterblicher 609, aber Antäus 9611. *Erdeschranken* Par. 123, 4. *erflehen* U 123. *erfunden* 11691 wird unnötiger weise als praet. aufgefasst. *erfüllen von* U 1143. *Ergebenheit* U 250. *ergreifen* ineinandergreifen umfassen 9561. *das Erhaben-Schöne* Par. 123, 60. *erregen* das haar, bewegen 9758. *erquicklich Wort* 8536. *Erscheinen* 9616. *Erstarren* 6271 wird als 'die höchste würkung, welche das schaudern bei Faust hervorbringen könnte' ganz schief erklärt. *ersticken* trans. absolut UKeller 124. *ertragen* zum erdgeist U 133. *Erweiterung* des geistes U 208. *Erzeigen* freundliches 9387. *das erst* sc. mal U 895. *erst* soeben 8489. *Erzfürst* Par. 158, 2. *Erzkanzler* Par. 185, 3. *erziehen* aufziehen U 984. *es*: *es*

singt inwendig U s. 83. *ewig* fehlt; verdoppelt U 918; *der Ewige* gott U Tr. tag 26. *Exequien* totenamt U s. 75. *Explosion* nach 9441 und in den skizzen.

Fähre UKeller 78. *fassen* U 102. 338. 405. *fatal* unangenehm UKeller 77. *Fechterstreich* Par. 63, 84. *fehlen* einen fehltritt tun U 1269. *fein* volksmäfsig vom mägdlein, gesellen U 280. 869. *Feld* freie ebene, *offen Feld*, *Feld und Auen* usw., aber geistige disciplin U 400. *Feldersaat* 8780. *Felsgedränge* vielmehr *Felsengedränge* 9811. *Felsenwände* 9999. *feuchten* 10023. *Feuerschlund* 8661. *feuerumleuchtet* 8718. *Fideler* im Intermezzo wird von S. gegen Loeper, dem die controverse ein wahres herzeleid schuf, nicht als fiedler, sondern als lustiger, angeheiterter betrachtet; ich glaube, mit recht. nur sollte er hervorheben, dass das von Loeper für Goethes sprachschatz geläugnete hybrid-burschikose wort in UKeller 81 steht *Lafst sie nur erst fidel werden.* es hat seine verbreitung wol durch das Crambambulilied gewonnen: *Toujours fidèle et sans souci.* *finden* etwas an einem U 1065; *sich f.* zurechtfinden 9234; *das findet sich* U 325. *Firmament* U 318. *Fläche* Thessaliens Par. 123, 112. *fliessen*: die webfäden U 337. *Flammengluth* 8708. *Flammenqualen* U 1340, dem vers *flammis acribus addictus* entsprechend. *Flaum* 9647. *fledermausartig* Par. 123, 139. *flink* U 1262. *Flugwerk* Par. 123, 110. *wills fördern?* U 879. *französch* vulgär UKeller 159 wie DjG. II 41. 206 und noch in späten hss. (Winckelmann XLVI 395). *Frau* gen. sg. *Frauen* 9599; UKeller 142 beweist die bemerkung *vor deiner Frauen*, dass die lustigen gesellen nicht durchweg studenten sind; *Frau* herrin, gebieterin 8784. *Frauenzimmer* 7750 Mephisto zu den Lamien. *Fraungeleit* 9431. *Fräulein* ironisch, ohne standesbezeichnung U 835; *Fräuleins* pl. Par. 63, 42. *fremd und fremder* 634 wird adjectivisch gefasst, aber der contrast zwischen *Geist* und *Stoff* springt bei adverbialer anwendung viel klarer heraus. *fressen* U 312, *frifst mir ins Herz* U 1191. *freudumgeben* 8638. *Gut Freund* U 1056; *Freund* geliebter 4461. *freventlich* 9209. *Friedenstag* 9835. *frühgeliebt* Par. 123, 265 und 12073. *Frühlingssonnenstunden* Par. 20. *wohl in Fugen* 9024, vgl. Vossens *wohleinfugend.* *führen* behandeln, meistern U 417. Par. 26. *Fülle* U 167. *für* st. *vor* Par. 48 *für Hitze.* *füfseln* wäre als mundartlich zu bezeichnen, österr. *fufseln.*

Gaffen U 818. 1049. *Galanterie* ritterliche Par. 170, 8. *Galerie* der burg 9149. *Gang* des hauses U 1257, II 2 act (vor 6020), des Orcus Par. 160, des gartens U 1052; *sein edler Gang* U 1086, *mit ernstem Gang* 9967. *ein ganzer Himmel* UKerker 46. *Gastempfang* aus *Empfang* 9151. *geschenkter Gaul* U 682. *Gaumen* bildlich U 190. *Gebein* auch U 1289; Klopstockisch. *geben*: *wie's mehr noch geben* U 1175 wird falsch 'als particip'

gefasst, statt als 3 ps. pl. Urfaust[3] s. LXXVI und Arch. f. d. stud. d. n. sp. 15, 82; *das gäb' sich* fände sich U 307. die hsl. form *Gebürg* war zu erwähnen. *Gebirgesmasse* 10095. *Gebirgsreihen* m. Par. 123, 175. *Gebirgsschlucht* Par. 123, 193. *sa/s er gegen mir* 8537, vgl. Pandora C XL 401 *steht er gegen mir*. *gegenwirkend* elastisch 9604. *Geheimniss*, *geheimnissvoll* fehlt, und gar *Gefühl*! für diesen artikel und den ganz ungenügenden *Geist* wünschte man unserm wortforscher gefühl und geist RHildebrands. *Gegenwart* erscheinung 9184. *gehn* gelingen U 879. *gehörntes Rind* 9535. *geilen* U 283 wird mit berufung auf Luc. 11, 8, einen der massenhaften Belege des DWb., als 'zudringlich betteln' erklärt (vgl. Lessing XI 618 *abgeilen*), näher liegt: sind üppig. *Geisterspuk* Par. 123, 154. *Geisterwelt* U 90 nicht geistige welt, sondern welt der geister, himmel s. Urfaust[3] s. XXXIX; 11935. *Geisteszwang* 9963. *geistlich* für *geistig* U 370 ist nicht so lakonisch abzutun, sondern hat gleich *geistreich* seine bedeutende geschichte. *Geklatsch Gegenklatsch* Par. 105, 2f. *Geklimper* war auch aus dem 2 teil zu belegen 9964. 11685. *Geklirr* 11539. *Gekos* U 1251, *Gekose* 9600. *in ein Gelächter ausschlagen* UKeller 108. *Gelegenheit spüren* U 493 *machen* 3341. *Gemse* 9819. *Gemüs* U 313. *Genie* U 1252. *genung*: aufzählung ohne rücksicht auf den reim; *g'nug* fehlt. *genugthun* büfsen U Tr. tag 25. *gerade* fehlt: *grade geniefsen, handeln* ohne weiters, mir nichts dir nichts U 499. 574. 1022; *sagt grad* offen, ohne umschweif U 1001. *geschäftig* U 158. *Geschlecht* fehlt, wäre als sexus und genus zu belegen. *Geschmuck* ist collectivum. *Gesell* Keller; U 869 volksmäfsig; Mephisto 1646. *Gesichter machen* sauertöpfisch dreinsehen U 446. *ins Gespräch* 'gerede' *kommen* U 1050. *Getändel* 9600. *Getön* 8767. *Gewoge* 8490. *Gewühl* der affecte U 912. *Gipfelhaupt* Par. 123, 198. *Gliederchen* 8960. *Glockenschlag* U 388. *goldgehörnt* 8939. *goldgelockt* 9045. *goldlockig* 9396. *Gothisches Zimmer* 1 überschrift (und II 2). *Gott* wird mit einer zeile abgespeist! *Gottähnlichkeit* U 444. *gottbeglückt* 8801. *gottverhafst* U 1422. *Götterausspruch* U 1034. *Göttergunst* 8844. *Grab* tod U 1070 Kerker 74. *Grad* 2581: was da die grade der freimaurerei sollen, wüste ich nicht; von den akademischen ist ausgegangen. *gränzunbewufst* 9363 praeciser: was keine grenzen kennt, hat. *grau* gegensatz der lebensfarbe: theorie U 432, schulwissenschaften U 602. *graugeboren* 8732. *Graus* 7802 wird richtig als steingeröll gefasst; anders natürlich Sprenger in einer seiner leidigen unnützen miscellen Zs. f. d. phil. 26, 141. Maskenzug 1818, 800 *Graus und Wüste*; Epimenides 731 *Schutt und Graus*; Divan VI 157 *Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben*. *greifen* ergreifen 8512. 9997. *greulich vor'm Gesicht* U 291. *gro/s' und kleine Welt*: die andere bedeutung 2052 ist übersehen. *gro/s thun* U 1274. 7765. grofs-

thuisch Par. 106, 3. *Grube* grab Friedrichs II Par. 67, 8. *grübeln an* 9420. *Gütigkeit* U 928.

Haar der Tannen war durch lat. 'comae' zu erklären; *kein Haar* U 1253. *haben* vom liebesgenuss U 519; *wie hast du's mit* hältst U 1106; das praet. *hätt'* muste besprochen werden wie *thät'*, s. die schreibung U s. 21. *Halbchor* Par. 11 und Helena. *Halbwirklichkeit* phantom Par. 63, 86. *halten*: *sich halten*, *festhalten* im sinnlichen dasein behaupten 8906; *ehrfurchtsvoll gehaltner Schritt* 9190. *hält* 'behält' nach Goethes alter vorliebe für das simplex, s. *greifen*, *decken* Par. 67, 16. *Händedeutung* zigeunerische chiromantie Par. 84, 15. *hänfnen Gewand* 11606 erst *Leinen* Par. 92. *Häscher* UKeller 205. *häufeln* die gehackte erde um den weinstock 10015. *Hang Hänge* des gebirgs 8497. 9551. *harmlos* U Tr. tag 17. *Hausfrau* 8797, *Königin und Hausfrau* 8804, patriarchalisch wie *Hausbewahrer* 8858; *Hausgenossen* gesinde 8800; *Hausrecht* der gebieterin 8785. *heben* praet. *hub* U Kerker 9. *sich heerden* xv², 117. *hehr* 8933 (Göttinger erneuerung). *heim geben* 8578 aber *anheim geben* 9269; *heimgestellt* 8583. *heimführende* götter 8620. *heimsuchen* feindlich 9007. *Heldenherr* — warum nicht *Heldenfrau* Par. 123, 37? *Heldenjugend* Par. 173², 3. *herbannen* 8835. *herbstlich* U 204. *hereintreten* zeitlich von festen auch Par. 123, 97. sehr dürftig ist das artikelchen *Herr*: es fehlt die höfliche anwendung durch Marthe und Gretchen, die ironische durch Mephisto, die parodistische auf den Satan Par. 50, der fluch *Herr und Satan* UKeller 184. *Herrlichkeit* der welt U 22. *Herrscherwort* 8568. 8678. *herschiffen* 8524. *herstellende* rettende, glücklich zur alten stelle geleitende götter 8620. unglaublich möchte es erscheinen, dass dem wort, ja der welt *Herz* ein einziger — grammatischer, noch dazu nicht aufgeklärter — beleg gegönnt wird! also kein *von Herzen* U 207. 910. Helena 9378. 9685; liebesausdruck U 771. *herzhaft* UKeller 82. *herzig* U 848. *Hexenritt* 7809. *heutzutage* U 172. *hie* im reim. *hielt* im Lynceusvers 9325 wird falsch erklärt: hielt für, glaubte, da es doch ganz sinnlich als festhalten im gegensatze zum hingeben des losen gemeint ist. *Himmel* éin beleg! *Himmelsangesicht* U 1030 kosewort. *Himmelsfreud'* U 1411. *Himmelsgluth* U 1150. *Himmelsraum* 9034. 9200. *Himmelsverwandte* wol himmlische diener. *Himmelsweite* 9228. *hinauflodern* UKeller 180. *den hintern Theil* Par. 50, 96. *sich hinüberschlafen* U 1323. *sich hinwälzen* U s. 84. *hochbegünstigt* 8845. *hochgethürmt* 8549. zu *Hochgewölb* gehört das *hohe Gewölb* U 51 und aus der I überschrift *hochgewölbt* (auch II 2). *höchlich* adj. 9499. *Höhlenräume* 9598. *Hoffnungslicht* 8902. *hohl* graecisierend *im hohlen Schiffe* 8535, *des Orcus hohle Nacht* 8762, *hohlem Schattenreich* 8876. *hold* U 1030. 1123. *Honneurs* macht Erichtho Par. 99, 11.

Hopfenkeim gemüse U 313. *horoskopisch* Par. 123, 243. *Hosen* Par. 50, 14. *Hörnerblasen* 9787. *Hügelkreis* 9203. *Hügelrand* 9831. *Hügelzüge* 10006. *Humus* Par. 123, 157. kein *Hund* U 23. *Hur'* 3730. 4412; s. u. *Zwitterkind*.

Jägerhaus bei Frankfurt 809. *Jammerwort* 8923. *idyllisch* 9587. *Igel*: S. kann 'nicht absehen', warum Voss so genannt werde, da er weder unreinlich noch verächtlich gewesen sei; auf das borstige, stachlige kommt es an, wie Hebbels meister Anton sagt *ich bin auch nicht als ein borstiger Igel auf die Welt gekommen*. *imponiren* Par. 68, 9. *Indisches* s. o. Creuzer. *incommodiren* Par. 125, 14. *Incubus*: wenn schon weiter ausgeholt wird, muste die grundbedeutung 'männlicher buhlteufel' erscheinen. *Instrumente* physikalische U 54. osternacht 668. *Interlocution* Par. 126. *Jud* U 696.

Aber ich kann so nicht fortfahren und will aus den drei nachverglichenen partien nur noch einzelnes herausgreifen. *Kamm* der welle Par. 188, 1. *Kauen* Par. 12 ironisch, vgl. 1777, der freitisch gibt eben auch *harte Speise*, zähes fleisch. *Kind* mädchen, nicht blofs in Fausts reden zu Gretchen, sondern auch Phorkyas zu den choretiden 9585. *Kinderspiel* U 1316 kleinigkeit U 710. *Kindeslieder* 9695. *Klassisch*: wo ist *classisch-romantisch*? *Klauen* des Satans Par. 50, 90, der teufel 11672, der faunen 10034. *klemmen* U 58. Par. 121, 4. *Königsbande* kaum = 'pflichten' sondern verbände. *Kopf*: *den besten Köpfen* xv[1] 344, *guten* Par. 123, 11; verächtlich U 245; *Köpfchen* ironisch U 1434. Tr. tag 31 vgl. Keller 139. *das Körperliche* nach 9902. 9944. *Körperlichkeiten* gebeinreste Par. 123, 165. *Commission* U 529 ist richtig, aber nicht scharf genug erklärt. ein so kundiger Frankfurter wie FStoltze sagt darüber brieflich: 'die stelle enthält einen altfrankfurtischen ausdruck, der in der 2 hälfte des vorigen jahrhunderts in unserer stadt noch sehr gebräuchlich war, für sich eine untersuchung, eine gerichtliche abordnung zuziehen, unter curatel kommen, man sagte auch: der lädt sich doch noch e commission uffen hals'. *kräuseln* vgl. Wahlverwandtschaften A xiii 145. *Kraft* fehlt! neben *Kränzel* fehlt *Kränzgen* UKerker 95 und *Kron'* brautkrone ebd. 21. *Kriegerschritt* marschchor Par. 179, 18. *kriegerzeugt* 8776. *Kummerfahrt* 9392. *kurios* Par. 50, 66.

lahm schwert st. hand 9351, aber 3710. an *Leben* wären viel mehr composita anzureihen: *Lebensfluthen* U 149, *Lebensglück* U 79, *Lebensgluth* U 628, *Lebensregung* U 60, *Lebenstage* 8977, *Lebenstiefen* U 145. *letzt* letzthin, jüngst U 1016. *lichtschweif* komet nach 9900. *lieb* fehlt mit vielen sippen. *lieber* superlativisch U 615. *schöne Liebhaberey* als ruf des raritätenkastenmannes, auch auf fliegenden blättern des 18 jhs. UKeller 98. *Lied* fehlt; *Liedger* UKerker 28. *Loch* des Satans Par. 50, 103, der hexe 4138. 4143.

Mägdlein fehlt. *sich machen in* gehen U Keller 185; *es macht warm* 'il fait chaud' U 606. *Maul* populär U 681 im zank 8823. *sich melden* zeigen 9202. *Menelas* ist sicher keine dem Französischen entlehnte form, da Goethe sie braucht, wo er am stärksten graecisiert. das so wichtige wort *Menschheit* hat nur einen beleg, als collectivum; s. u. nicht sowol *Menschlein* als *chemisch M.* ist 'übersetzung von Homunculus', s. auch Par. 123, 77. 95. 106. 120; analog *chemisch Weiblein* Par. 123, 104. 160. *messen*: imp. *mefs* U Keller 106 f DjG. II 242. *noch ein Moment* U Keller 178.

Nachkömmling Par. 70. *Name* fehlt, man stelle aber gegenüber U 1149 *Nahme Schall und Rauch* und 9981 *Wer keinen Namen sich erwarb*, vgl. 9984 *Person* (vgl. auch Euphrosyne). *Narr* erscheint nur für hofnarr ohne jedes beispiel aus dem 1 teil. *nachtnächtlich* U Keller 56 wie tagtäglich. *Natur* fehlt! *die würckende N.* U 88 natura naturans. auch *Nerv*, für die geniesprache so wichtig, ist weggelassen. *Netzwand* des vogelstellers Par. 102, 3. *niederbleichen* durch glanz ausstechen 9312. *noch ziemlich wohlgebaut* U 413 wäre zu erklären, das *noch* steht wohl pleonastisch neben *z. nützen* und *nutzen* braucht Goethe promiscue.

ohngefähr ist nicht von mir, sondern in C mit *ungefähr* vertauscht worden. *Silenus öhrig Thier* vgl. Deutscher Parnass 172 *Silens abscheulich Thier. ordnen* anordnen, befehlen 8580; *nach der Ordnung* formelhaft 8541. 8555. 8569.

Bei *Pappelstrom* wird wider einmal eine lanze für Riemer gebrochen, weil seine willkürliche änderung eines kühnen ausdrucks 'einfacher' sei. *Perlenschnüren* 3073 soll nach S. trähnen bedeuten und das rote schnürchen 4204 ebenso. *petzen*: Klinger schreibt *pfetzen*, s. DWb. und Theater IV 254. *Pfeilschnelle* Par. 123, 110; *pfeilschnell* ebd. 142. *pipsen*, vielmehr *piepsen*. *Pirat* Par. 163, 5; *Piratenschweifen* Par. 154, 1. *Plastron* 7135 die ganze schwierige stelle bleibt, wenn man sich alle worte zusammengesucht hat, unerklärt; eine altistin, die in Weimar diese sphinxsätze singen muste, gab mir zu, dafs sie keine silbe verstehe. *Plural* 10175. Par. 123, 141. *Posituren* Par. 194, 5. *Präsentationen* vor satan Par. 48. *Professor* heifst Wagner Par. 123, 75. *Pfropf* penis 4142. *Prafs*: man will doch nicht blofs erfahren, was das wort 'eigentlich', sondern was es hier bedeute, nämlich eine wüste masse. *Protektorschaft* Par. 165, 2. *Psyche* geflügelt, nicht nach antiker, sondern nach Pisaner und anderer christlicher kunst. *Pult*: *am Pulten* Urfaust[3] s. LXXIV. *aus Einem Punkte* U 420, wo Loeper allzu sittiglich erklärt: 'auf dem weg zum herzen', statt tiefer zu zielen (Söller DjG. I 183 *Schlägts nicht am Herzen an, so sieht das Frauenzimmer Gern, dafs man sonst kurirt*).

'*Quast* m.' — warum? 9619 *Quasten schwanken.*

Rächer U Tr. tag 44 vgl. Lessings Faust *Rache des Rächers.* *änzlein* bauch UKeller 28. *schöne Rarität* UKeller 98 wie *ebhaberey. rauchwarm* vom pelz, dem rauchwerk; zur form s. ch DjG. II 355 *rauchen Häuptern* und Circe XII 420. *regelhaft* 122. *Reh* bildlich von mädchen 8850. 9768. *aus dem, aus'm eich* den reichslanden, reichsstädten UKeller 80. 135. *rein-ch* in höherem als dem landläufigen gebrauch, daher Vischer hr mit unrecht die *reinlichen Cellen* bewitzelt; U s. 35, vgl. 18. 557. *reinmelodisch*: die erklärung stimmt nicht, vgl. 239. *Reuse* Par. 102, 4. *Richte* ist nicht der weg über e schwelle, sondern die gerade kante. *Ruhebett* grab U 782. erker 76. *rufen* c. dat. auch UKerker 33f. *Rummel* 'nach nders bezeichnung eines gegenstandes mit allem im besondern ihm gehörigen', womit denn freilich die burschikose wendung Keller schönstens erklärt ist. *Runda* 'rundgesang'; s. die litraturangaben bei Schnorr 9, 96.

sagen sie dicitur 9102. *Samen* U 31 *alle Würckungskraft id Samen*, ein ausdruck der alchemie; so wuste Goethe von irchers Panspermia rerum schon durch die anonyme (von IWSchröder zusammengestoppelte) Neue alchymistische biblio-ek, die er besafs. den ersten band kenne ich nicht, der zweite 774) bietet nichts näheres zum Faust, aber *Samen* zb. I s. 68 id II[2] 54 ff *Samenskraft*. *Sandwirbel* Par. 125, 19. *fünfhun-rt Säuen* UKeller 180, vgl. *sauwohl* Urfaust[3] s. XLV. *Satyroma* il. bezeichnung der Helenadichtung, sonst nirgend belegt; warum? eil sie nicht rein classisch-heroisch ist? wegen des bacchanali-hen schlusses? *Scham* cunnus Par. 50, 168. *schaffen* herbei-haffen U 471. 666. Kerker 56. *Schattenreich* Orcus 8876. e *Schau* anblick 9293. *Schalk*: *Dieben und Schälken* 9963. *chatz*: alle stellen über den königlichen hausschatz im Helenaact hlen und die composita wie *Schatzgemach* 8686. *schaudern, chauer* ist allzu dürftig belegt. *scheifsen* Par. 50, 117, *Scheifs-tus* U 302 fehlt wider aus leidiger prüderie. *Scherzgeschrei* 601 neben *Lustgejauchze*. *Schilfgeflüster* 7249. 9518. Par. 25, 11, vgl. *Weidengeflüster* Par. 124, 11. *Schleicher* auch itrigant, ränkeschmied 9488. *Schlufs* 8934 lebensende ohne eiteren beisatz wie U 778. *Schmeichelton* 9687. *Schmuck* er wiese, die prangende wiese 8545. *Schnellkraft* 9609, hier gentlich von dem elastisch emporschnellenden boden gesagt. *chnurren* vom vogelflug Par. 123, 142. *Schönheitsfreund* ame des Apoll 8695; *Schönheitliebend* 8748. *Schopf*: *es fafst ich kalt beim Schopfe* 4567. *Schoos* cunnus Par. 50, 25; *Wun-erschoos* der nacht 8666, *Sch. der alten Nacht* 8649, der burg, ineres 9336. *schrecken* fehlt mit der älteren nebenform *schröcken.* *chreckenshand* 8648. *Schreckbild* 8840. *Schreckgestalt* 8835. *chülerarbeit* Par. 18. *schülerhaft* Par. 158, 6. *schwadro-ieren* wird ohne erklärung verzeichnet; neben der bedeutung

'ins gelag hinein reden' kennt Goethe auch die sinnliche des vagierens: Crugantino *schwadronirt im Lande herum* DjG III 547. *Schwanz* penis Par. 50, 43. 47. *schwänzen* ums geld prellen, Giefsener studentenwort Urfaust[3] s. XLII. *Schwärmerian* nach analogie von dummrian, lüdrian. *schwarzborstig*, faun 9397. *schwenken*, die krüge U s. 73; im tanz 10032. *Schwimmfüfse* Par. 123, 142. *schwürig* Par. 104, 11. *Sclavenschritt* Par. 8. *Seckel* U 788. *Seedurchstreicher* pirat 8856. *Seele* wird mit unklaren worten über die *zwei Seelen* 1112 abgetan und eine fülle von compositis wie *Seelenkraft Seelenlieb' Seelenflehn* ignoriert. viel könnte zu *sein* gesagt und ergänzt werden; U 894 *da wärt ihr's nun* . . . *Selbstbehagen* Par. 123, 188. *selbstverirrt* 8833. *Seltsamkeiten* Par. 63, 110. *Servibilis* 4215 Böttiger? *Siebensachen* 2031 ist dort in Mephistos diabolisch-cynischer anleitung zur medicin keine 'bescheidene' umschreibung der weiblichen reize. *simpel* Par. 61. *Sinn* müste wie *Geist* einen grofsen artikel ergeben statt der paar registerhaften zeilen. *das höchste Sinnen* ideal 9927. *Sippschaft* familie, verächtlich 8815. *so: so Paris wie Helenen* Par. 118. *Societät* U Keller 56 (Wallensteins lager). *solch* fehlt, sehr mit unrecht: *solches* dies 8724, *solchen Knecht* diesen 9194, *solche Göttin* 9237. *Sohn*: die (Loepersche) bemerkung, der reim *floh : Sohn* sei rein, weil man in Frankfurt *Soh* spreche, wird von S. zweimal gebracht, ist aber nicht ganz richtig, da es sich um einen nasallaut handelt. *Sonnenblick* Par. 108. *Sonnentag* Par. 178, 4. *sorgenlos* 8510. *Spanien* U Keller 88, *spanische Stiefel* U 344. was heifst *es ist gespielt* 9347? verspielt? *spinnen*: *sich zum Mährchen spann* 8515; *welche M. spinnst du ab* 9595. *Sprechart* 9372. *Springfluth* Par. 123, 187. *Stammbuch* U 439. *Stich*: *es gibt einen* U 1166, *nicht halten*, nicht aufkommen können Par. 122. *Stiefstiefbruder*: die verdoppelung hat natürlich nichts mit Helenas 'zahlreichen liebesverhältnissen' zu tun, sondern soll die weitläufige ferne verwantschaft zwischen dem alten und dem neuen Euphorion bezeichnen, vgl. *Ururenkelin*. *es stinkt* es ist faul U 1240. *Storcher* wird Faust im Keller genannt, wie man ihn später *Besenstiel* schimpft, wegen seiner schlankheit, nicht wegen des 'wandertriebes des storches', auf den doch auch das verb *herumstorchen* nicht zielt. *streichen* fehlt, U 426. *Stutzbart* U Keller 19. *Stuhl* beichtstuhl U 475. *süfs* für die liebessprache des 1 teils nicht belegt: *das süfse junge Blut, süfs Liebchen, süfse Liebespein* usw.

Tact der musik 4294. 9697. *Tag*: das häufige *mein Tage* fehlt hier, steht unter *mein*, wo es niemand sucht; *die Tage der Welt* U 466; *unter dem himmlischen Tage* licht U 1155; *Tag und Heil* leben, licht 8958. *tappen* tastend greifen U 425, trunken taumeln 10036. *Taschenspiegel* Par. 63, 48. *taube Schmerzen* U 1282. *Teppich* tischtuch U 557; 8943. 9169. 9343. *den Teufel*

haben U Keller 171. *Thalgebirg* 8994 (*Gebirgsthal* 8999). *Thier* schimpfwort U 1056. *Thierheit* 9603. *thörig* U 610. Par. 179,2. 9601. *Thränenlust* 9690. *Thürbank* U 1257. *Thurnwärter* zu 9219. *Tisch* mittagstisch U 306. 311. *tönen* trans. 9101. *top* zu scheiden: anklingen der becher, wette. *Tragebutte* 10026. *Tragaltar* tragbarer 8939. *Triumph* siegesjubel 333. *T. des Plutus* trionfo, aufzug Par. 102, 8. *triumphiren* Par. 68, 18. *traut* fehlt und ist doch erst in der geniezeit wider poetisch aufgelebt, U 1384; ironisch von Empusa 7737. *trippeln* 9115. wie die dämonische *Trödelhexe* 4096 die 'sammelwut' verspotten soll, ist unbegreiflich. '*Tropfenei* n., 9310, metapher für den smaragd', der doch nicht *aus Meeresgrund* kommt und auch keine eiform hat; natürlich: perle (vgl. übrigens zu der ganzen stelle Divan VI 55. 157). *Tumult* 10037. *tumultuarisch* Par. 100, 10. 123, 63. *Tutti* Par. 11.

überflüssig 12048 wird zu kurz abgetan, wo es für Goethes alter zu beobachten gilt, wie abgenutzte worte wider in ihrer sinnlichkeit aufquellen. *Überhang* der felsen 9621. *sich des Vorzugs überheben* Par. 79. *mich überläuft's* U 1036 (worauf Faust sagt *O schaudre nicht*; vgl. *Mir läuft ein Schauer am ganzen Leib* 609) fehlt; von Pniower Goethe-jahrbuch 13, 184 für eine combination mit dem Hohenlied herangezogen, während Goethe doch umgekehrt einen ausdruck seiner dichtersprache in die übersetzung frei eingetragen hat. *überlebendig* dämonisch unbändig 9739. *Übermuth* 'ohne tadelnde nebenbedeutung', so auch *übermüthig* 9410; vgl. *Dichten ist ein Übermuth* Divan VI 24. *überschnappen* U Tr. tag 31. *überspähen* 9201. *Umhang* baldachin 9170. *umnebeln* fehlt U Tr. tag 63. *umsichtig* ersatzwort für hsl. *umschauend* Par. 173², 5. *umthürmt* 8868. *umwerben* 8853. *umwimmeln* 9429. *und* fehlt: polysyndeton, asyndeton; oft lässig in U und dann beseitigt; als anfang; im Helenaact gern durch *wie, auch* vertreten, zb. 8573 wo ursprünglich *und* stand; 8956 *Entschlossenheit ist nöthig und die behendeste*: und zwar. *unerfreulich* ist nie stärker verwandt als 9119. *unerschöpft* inexhaustus unerschöpflich 8869 lateinisch, Klopstockisch vgl. Par. 135 *unerstiegne Bahnen*, U 58 *unerklärter Schmerz*. *Urbeginn* 8650. *Ursibylle* XV² 190. *Urväterhausrath* vgl. *Urvater-Schreibzeug* Wanderjahre C¹ XXI 157. *urväterlich* 9635.

Vasall des Satans Par. 50, 109. *Vätersaal* U 625 (Stolberg). *Vaterkraft* 9555. *Verein* feierlich 9710. 9736 (*Ringverein* 11927). *verglommen* 8675. *verirren*: *lange verirrt* U Tr. tag 2; *sie verirrt* delirat U Kerker 24. *verrückt* noch sinnlich U 1074 Kerker 63, wie man früher sagte 'im kopf verrückt' vgl. U 663 *Hat sich dir was im Kopf verschoben; schon verrückt sich's* 10052. *verschaffen* absolut Par. 50, 26. *verwandt* s. o. *Himmelsverwandte*; 9826 *Erde- wie seeverwandt*, in beiden gleich zu hause.

vielbeliebt Par. 40. *vielgestaltet* 8650. *vielverworren* 9964. *Vogelfang* apparat 8929. *Vogelsänge* 10001. *Volkeswogen* des heers 9426. Satan lehret *die Völker*, parodistisch-biblisch Par. 50, 15. *vor* st. *für* häufig U. *vorgebildet* phantasmagorisch dargestellt Par. 123, 277. im artikel *vorfühlen* wird wie nur zu oft ein ganz anderer beleg als 'etwas verschieden, aber doch verwant' beigebracht. *Vortrag* stilvoller bericht 8971; recitationskunst U 193f. *Vorwelt* die früheren geschlechter U 547.

wachsen aufwachsen 8500 Par. 173, 1 (die 2 fassung ändert *gewachsen* in *erwachsen*). *wacker* fehlt, 828 U 532. *Wählerinnen* wählerisch neben *Kennerinnen* 9394. *wässern* 10007. *wahrlich:* U *warrlich* nach hsl. lang fortdauerndem jugendbrauch, s. von der Hellen, Physiognomik s. 35. *Waldesnacht* Par. 32. *Waldgebüsch* 9812. *Wahnerscheinung* phantom Par. 99, 2. *wandeln* c. dat. anwandeln U 1021. im vers 2184 *Was hinkt der Kerl auf einem Fufs?* wird gegen die ganze Goethische überlieferung ein fragezeichen nach *Was* mit Loeper als 'für den sinn sehr zweckmäfsig' eingefügt; warum nicht auch Par. 161, 1 *was hüllst ... was drängst?* *Wasserstrom* 11911. *Wassersturz* U 1416. *weben* sehr dürftig; übrigens scheint nach der Seuffert-Freseniusschen entdeckung über die bedeutung des Wiener druckes B[1] 503 *Webe* beizubehalten. *wechselnd* wechselsweise 9622. *Wechselfahrt* abenteuerliche irrfahrt 8791. *weggeschmolzen* überwältigt von liebesglut U 580. *wehren* absolut *Margr. wehrend* U s. 84, *abwehrend* s. 85. *weiden*: *sich satt w.* U 523, *sich weiden an* U Tr. tag 39, *unter Rosen weidet* 3337. *weidlich* auch U 298. *der Weise* 442 Swedenborg, Urfaust[3] s. xxxviii; *Priester, Weise* theologen und philosophen U 1120. *weislich* adj. Par. 161. *weitumsichtig* 8964. *welch* für den unbestimmten artikel 8676 wo früher *ein* stand. *Wellenspiegel* 10010. *Welt*, éin beleg! auch die composita sind spärlich vertreten; zb. fehlt *Weltenräume* 9594, *Weltkalender* Par. 123, 82. *Wickel* 9648. *sich widmen* sich zu eigen geben Par. 165, 121. 84, 20 (mit der älteren schreibung *wiedmet*); *die treue Widmung* 9359. *wesen* 'auch sonst von Goethe gebraucht', eine beliebte vage wendung S. s (*weseten* DuW xxix 135, 3). *Wesen* fehlt, *sie hat ein Wesen ..* U 765; *am guten Wesen* rechten zustand, wege U 276. *Wetter und Tod* fluch U Keller 15. *springe wiederholt und nach belieben* so oft und wie du willst 9607. *widerlich* s. Urfaust[3] s. xxxix (Teichmann s. 248f); ekelhaft 10029. *widerwärtig* nicht blofs 'widerstrebend'; 10780. *wie* sobald 1710, als 11531. *wirken* (*würcken*) fehlt! *Wirksamkeiten* 9592. *wohldenkend* Par. 123, 238. *Wolfesgrimm* 8889. *Wolkenkranz* vom wallenden thronhimmel 9193. *Wolkenzug* 4395 pl. Par. 165, 4. *wollen* fehlt; hilfsverb U Keller 37. 879; der grofsartige beleg *Allein ich will* 1785; erlauben 6791. *Wonnegraus* U 561. *wonnevoll* 9568. *Wort* abschätzig zb. U 32 und in der schülerscene; vgl.

Voltaire Les deux siècles (1771 gedruckt; das gleichzeitige gedicht Les systèmes wuste Goethe noch 1830 auswendig, s. Eckermann 30 jan.; Bernays) *Si vous ne pensez pas, créez de nouveaux mots.* *wühlen* vom affect fehlt! *das Wunder* Phorkyas 8687, mhd. Heldenbuch Das meerwunder, Satyros 151 *des Wunders Braut. Wundergestalt* 8716. *wundernswürdig* 9183. *wundervoll* wunder-zauberkundig Par. 63, 39. *würdigen* U Tr. tag. 37 daigner, geruhen. *Wurm* erbärmlicher mensch U 196; schimpfwort U Tr. tag 15; kind U Kerker 82 *Würmchen* U 983. *Wurzen*: was ist das eigentlich für ein localwitz mit der fähre bei Wurzen? ein unsauberes reimspiel beim holüber-rufen?

zappeln auch U Kerker 82. 8929. *Zauberfluss* der rede U 1091. *Zaubergränze* zauberkreis Par. 63, 100 (*Linie* 63, 90) 63, 85. *Zeche* ist einfach rechnung. *zehenjährig* 8850. *Zeug* verächtlich U 246. *Zier* volksmäfsig U 1388. *Zinken*: *Trompeten und Z.* nach 9441; *Posaunenzinkentöne* Par. 178, 33. *Zoll* Par. 150. 9684. *Zufallswörtchen* U 1395. *Zug* des vortrags 8971. *Zugaben* die choretiden 8956. *zurasseln* U s. 89. *zurückblinken* trans. 9117. *zusammenschmeifsen* vgl. Gottfried DjG II 119 *wir wollen sie z. s. schlagt ihn zusammen* U Keller 188. *zusammenstürzen* U 161. *zwingen* die herzen U 184. *Zwinger* fehlt. *Zwischenspiel* (Helena) fehlt. den schluss hält S. recht züchtig (*züchtig* fehlt übrigens, U 844), indem er zu *Zwitterkind* bemerkt 'ursprünglich war ein noch mehr drastischer ausdruck gewählt': dieser 'noch mehr drastische' oder drastischere ist *Hurenkind*.

Zwischen den kleinen einzelbelegen stehn zahlreiche zusammenfassende artikel wie 'auslassung des artikels, pronomens, hilfsverbs' 'genitiv' 'dativ' 'adverb' 'gallicismen' 'hendiadys' 'doppelung' 'superlativ' 'reflexiva' 'particip' 'wortstellung' 'zusammensetzungen' 'abstracta' 'stabreim' 'geflügelte worte' usw., teils reich an brauchbaren listen und von verständigen worten begleitet, teils auf zufällige und dürftige beobachtungen beschränkt, unhistorisch, verworren. was über die metrik vorgebracht wird, ist ganz äufserlich, da kein wort über den unterschied zwischen den knittelversen des 1 und den dimetern des 2 teiles fällt, die entwicklung des Helena-trimeters nicht einmal berührt, die in den hss. so interessant auftretenden trochäischen halbverse ebensowenig erwähnt werden. bei den compositis darf doch nicht blofs hauptwort und zeitwort, zwei- und dreiteilige zusammensetzung ins auge gefasst werden, sondern, abgesehen von der empfindlichen unvollständigkeit, müste die antikisierende weise im 2, namentlich aber im 3 acte durchobserviert werden, immer auf dem grund der hss., die dafür so ergebnisreich sind. auch das cap. 'wortstellung' kann ohne den gesichtspunct des antikisierenden periodenbaus und sorgsame scheidungen zwischen jugend- und altersstil nur äufserlich und unzulänglich geraten. dass unter

alleine adjectiv- und adverbialformen durcheinandergeworfen werden, sei als ein zeichen ungenügender grammatischer behandlung für viele erwähnt. artikel wie 'mundartliches' 'vulgäres' fehlen: auch da waren die beiden teile scharf zu scheiden, der bestand U insgesamt zu mustern, die frage, wie weit sich Mephistos sprachschatz von dem des Faust — auch in bezug auf fremdwörter — unterscheide, aufzuwerfen, im Helenaact widerum die antike herbeizurufen, zb. die mischung des erhabensten mit einer dosis des niedrigen bei Aischylos. ich meine worte wie *baumeln*, *zappeln*, verbindungen wie *fledermausgleich zu piepsen* ... interjectionen, so wichtig und characteristisch, werden weder einzeln aufgeführt noch summarisch: *ach*, *ah*, *eh*, *he*, *pah* ...

In besonnener weise hat S. s. v. *Erdgeist*, *Homunculus* usw. eingehend und ausführlich ältere auffassungen gemustert, eigenes beigesteuert, wenn es auch unmöglich ist, so ein magisch-chemisches product wie den Homunculus auf eine formel zu bringen. gar zu äufserlich ist zb. der artikel *Chor*, worin nicht einmal Panthalis (der name noch nicht 1800) und die choretiden ihrem wesen nach getrennt werden und sich wider die geringe berücksichtigung der varianten empfindlich rächt. alle namen — warum fehlt der in einer ersten lesart (5137) so kühn anachronistisch gerühmte *Humboldt*? — erhalten besondere erläuterungen; leider ohne dass im mythisch-heroischen bereich wo möglich auf Goethes eigene quellen, seien es dichtwerke, seien es moderne hilfsmittel und forschungen zurückgegangen würde. aber da die lösung dieser aufgabe noch in den anfängen steckt, wäre es unbillig, diesen vorwurf anders als wunschweis auszusprechen und über manche solide, gute bemerkung des in antiker litteratur wolbeschlagenen forschers hochmütig hinwegzusehen. S. nennt seine gewährsmänner und vorgänger zwar nicht, hat aber fast überall mit eigenem auge nachgesehen und nicht, wie oft geschieht, aus zwei commentaren einen dritten gebraut.

Im ganzen darf doch ohne unbilligkeit behauptet werden, dass dies wörterbuch weder die fülle überblicken noch im einzelnen die formen und wechselreichen bedeutungen durchdringen lässt, dass die sprachschätze des 'apparates' noch ungehoben liegen, dass die stilwellen Goethes durcheinanderwogen und das verhältnis zu den vordermännern im 18 jh., zu den romantischen zeitgenossen, zu den als classisch verehrten Griechen und die stellung des Faust innerhalb der ganzen Goethischen poesie nicht zu tage tritt, dass gerade die wichtigsten begriffe des jugendlichen geniewesens kaum gestreift werden. ich habe den eindruck, das würklich förderde unsers buches hätte in einem gröfseren aufsatz, etwa einer anzeige der Weimarischen ausgabe, raum finden und der vf., dem wir von alters her dank schulden, diesen dank damit nur erhöhen können.

Man gestatte einen kleinen, diesen fragen nicht fremden epilog. Kögel hat die formen *alle edle Qualitäten*, den schwachen acc. dat. sing. *eine finstre Jammerecken* (sowie *der Menschheit Kronen*), *einer angesteckten Leichen*, und den mitteldeutschen plural *Jungens* kurz als zeugnisse jugendlichen ursprungs der betreffenden partien, also des dialogs nach der 'grofsen lücke' und der letzten Valentinrede, angesprochen. aber der starke plural des adjectivs nach dem bestimmten artikel, dem possessiv- oder demonstrativ- oder interrogativpronomen, nach *alle* usw. zieht sich trotz älteren sprachmeistern, die ihn schon verpönen, und obwol zb. Schlegel (Böcking x 406) *die schwere Pfunde* als fehler anstreicht, bei Goethe durch viele jahrzehnte fort, in den drucken allmählich, doch nicht ganz, schwindend, in seinen handschriften geläufig. ich will eine stattliche schaar aus den ausgaben mit den Weimarischen siglen vorführen, wobei nominativ und accusativ keinen unterschied machen. S: Triumph der Empfindsamkeit IV 146 *ihr sterbliche Mädchen*, 156 *die rauhe Wohnungen*, 158 *unsre Elysische Bäume*, 193 *meine schöne Kinder, deine leinene Gedärme*; Vögel IV 243 *meine lieblichen, allerliebsten . . . umkränzende Sängerinnen*; Egmont V 19 *diese schreckliche Begebenheiten*, 22 *jede andere Mittel*, 24 *die hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen*; Claudine V 315 *alle bange Qualen*; Tasso VI 73 *diese stumme Zeugen*; Lila VI 289 *alle diese lange Stunden* (die starke flexion nach *all diese* verschwindet in A); VIII 170 *durch die älteste, klügste seiner Faunen*. die massenhaften beispiele aus briefen lasse ich bei seite. — N: Grosskophta I 7. 37 *seine vierzehntägige Fasten*, 80 *alle fremde, alle leichtfertige Gedanken*, 177 *welche entsetzliche Vermuthungen*, 215. 217 *meine Gefangene*, 230 *meine Verwandte*; WMeisters Lehrjahre III 151 *alle kleine Umstände*, 214 *alle erduldete Schmerzen*, 294 *alle muntere Farben*, 349 *alle verwandte Empfindungen* (aber VI 91 *alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse* und Venez. Epigr. VII 343 *alle vernünftgen Discurse*), IV 338 *unsre pedantische Raisonnements* (ebd. *einiger berühmten Leute*), V 238 *alle diese mehr als gewöhnliche Höflichkeiten*, 269 *alle solche vorhergehende Meynungen*, 349 *seine gerechte Thränen*. — A (die abnahme ist zb. in den Wahlverwandtschaften sehr deutlich): Bürgergeneral IX 269 *alle grofse Männer*; Carneval XII 128 *keine abgesonderte und für sich selbst bestehende zierliche Tanzschritte*; Unterh. XII 159 *alle ausgezeichnete Personen*, 326 *alle gegenwärtige Personen*; Wahlverwantschaften XIII 306 vereinzelt *alle sogenannte Sommergewächse*. — B: Pandora XI 332 *über alle frische Fluren*; Dichtung und Wahrheit XVII 342 *alle . . . verwickelte* (104 *alle gehässigen Neigungen*), XIX 21 *alle hypochondrische abergläubische Satiren*, 43 *alle auffallende Mängel*, 61 *alle versteinte Muscheln*, 117 *alle junge Dichter*, 222 *alle hypochondrische Fratzen*, (42 *alle öffentlichen Religionen*, 311 *alle früheren Warnungen*; 131 *vieler*

verderblichen Missbräuche); Diderot, Propyläen xx 233 *diese . . . entwickelte Naturen*, 249 *keine aufgedunsene Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke*, 277 *alle große Künstler*, 292 *alle theatralische Darstellungen*, 384 *diese bezaubernde Hieroglyphen*. — C¹: Wanderjahre xxi 104 *alle zerstreuten Angehörigen*, 187 *alle jungen Männer*, 217 *alle hochgebildeten Länder* usw., aber 135 *alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelassene Flüsse*, und im alten spruch bleibt *alle schöne Sünderinnen*, in neuen steht *keine Faule* oder *keine verfallene Schlösser*. das genüge, ohne weitre umschau unter Goethes zeitgenossen. der gebrauch schwankt auch bei neueren schriftstellern: Heine als revisor lässt Immermanns *alle glühnde Excellenzen* unangefochten (Elster vii 276), Hebbel bietet noch dergleichen, GPfizer schreibt 1841 in seiner Bulwerübersetzung xviii 58 *alle junge Frauenzimmer*, 131 *alle gute Damen*.

Zu *Jammerecken* (*Kronen* halte ich für einen druckfehler, wie B xviii 309 *Ursprung der Sprachen*): abgesehen von dem genitiv und dativ sing. *Frauen*, den Goethe bis in die Wanderjahre und den Helenaact braucht, bietet sich zb. *in der Mitten, in unserer Mitten* (B viii 474), *So ist denn Tieck aus unsrer Mitten*, *Nepomuck auf der Brucken*, Hoheslied (Loeper s. 139) *aus der Wüsten*, Legende *In der Wüsten ein heiliger Mann* und Legende 1797, 6 *auf der Straßen* (16 *was* für *war*, 52 *Gaum*, 63 *acht't*), wie denn das gedicht Celebrität im altersstil einsetzt, aber in jugendsprache übergeht, um beinah gleich der invective gegen Nicolai auszuklingen, und wie der greise dichter bekanntlich viele sprüche derb mundartlich gefasst und im knittelvers viele verschollene töne neu geweckt, veraltete formen widerum gebraucht hat (Drohende zeichen 14 *Sie thät schon seit acht Tag nicht zanken*; Kein vergleich 9 *Kein Christenmensche hört ihm zu*; *Ist denn der Kerl bei Sinnen?*). man vergleiche nur die sprache in Wallensteins lager mit dem iambenstil der zehn acte!

Zu *Jungens*, was Mephisto spöttisch-lässig sagt: allerdings gewährt Der junge Goethe die reichsten belege ii 72 *Bräutigams*, 73 *trutz ein vierzig Landfriedens*, 128 *arme Jungens* und *brave Kerls*, 386 *Blättgens*, 387 *Püppgens*, iii 275 (i 343) *Bubens* — aber auch Das neueste aus Plundersweilern bietet 221 *Die kleinen Jungens in der Pfützen*, und 1804 in dem kräftigen spruch vom Johannisfeuer (C¹ xxxi 179) heißt es *Besen werden immer stumpf gekehrt Und Jungens immer geboren*. wie weit zieht sich überhaupt vieles dialectische und archaistische bei Goethe: *würken* noch in N iv 102 und v 348 und handschriftlich gleich *Gebürg*, *Reuter* bis ans ende, wie er *rucken drucken* bis zu C im texte stehn lässt oder *verdrießlich* erst in B, doch nicht völlig (xix 20), über *verdrüßlich* siegt oder *verguldet* sich auch in C¹ xxx 136 erhält. noch in N iii 103 und B xviii 85 stößt man, immer von den hss. abgesehen, auf das veraltete *vor denen Liebhabern* und *zu denen mir bekannten*. *geschahe* und *sahe*

in den Bekenntnissen einer schönen seele (N v 308. 354) wird kaum aus einer Klettenbergischen vorlage stammen, da *sahe* auch vi 249 steht. *stickt* Palaeophron A ix 412. auch ein übermafs synkopierter und apokopierter formen darf nicht ohne weiters der jugend zugeteilt werden, denn ein und derselbe Iphigenienvers (S iii 112) bietet *find't g'nug Gnad'* ...

Für dieselbe füllung der 'lücke' hat Pniower die worte *Menschheit* und *quellen* als jugendlich ausgespielt; sehr mit unrecht, denn in den Lehrjahren N iv 40 heifst es *das Herz quoll auf*, in der Eugenie A vi 278 *Freude die, reich aus Lebensfülle, dir entquillt* und 361 *aus dem Herzen quillt*, im gedicht Feindseliger blick 15 *von Aug' zu Auge quillet* usw., und das wort *Menschheit* sowol im sinne des menschseins, der humanitas, als im collectiven sinne des genus humanum ist, von Herder, Schiller und anderen abgesehen, Goethen allzeit mundgerecht (vgl. auch RHildebrand Aufsätze s. 146). er lässt es nicht, wie er ja zu *Volk* ein analoges *Volkheit* bildet und im Helenaact das contrastwort *Thierheit* 9603. ein paar belege: Egmont S v 164 *wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen*; Lehrjahre N iii 71 *mit allen Banden der Menschheit an sie geknüpft*; iii 263 *gute edle der Menschheit würdige Gefühle*; iv 133 *alle Vorgefühle die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt*; vi 410 *wer alles und jedes in seiner ganzen Menschheit thun und geniefsen will*; Dichtung und wahrheit B xviii 278 *dafs die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist*; xix 28 *der denkende Kenner der Menschheit*; xix 260 f *Idee .. die er* [Lavater] *von der Menschheit und den Menschen hegte .... der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte*, wo beide bedeutungen zusammentreffen; 265 *fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit*; Annalen C[1] xxxi 4 *inzwischen geschehen kühnere Griffe in die tiefere Menschheit* (Faust wird genannt); Wanderjahre C[1] xxi 121 *wohin die Menschheit gelangen kann*; xxii 15 *das Verhältnifs zu Seinesgleichen und also zur ganzen Menschheit*; xxii 15 *ein Letztes wozu die Menschheit gelangen konnte*; xxii 149 *wir müssen .. zugleich die ganze Menschheit mitnehmen*; xxii 240 wird 'génie de l'humanité' übersetzt mit *Genie der Menschheit.*

Berlin, märz 1894. ERICH SCHMIDT.

Briefe und tagebücher Georg Forsters von seiner reise am Niederrhein, in England und Frankreich im frühjahr 1790, herausgegeben von ALBERT LEITZMANN. Halle a. S., MNiemeyer, 1893. xi u. 309 ss. gr. 8°. — 6 m.

Mit einem nur allzu grofsen eifer veröffentlicht Leitzmann seit längerer zeit reliquien Forsters. man fühlt sich an die tage der Ludmilla Assing erinnert, wenn man wichtige und unwichtige briefe in unerschöpflicher fülle ohne jeden versuch kritischer

sichtung, wissenschaftlicher bearbeitung, eindringender erläuterung verstaubten kisten entquellen sieht. die vorliegende sammlung ist schlimmer als ihre vorgänger in Herrigs Archiv. dort war wenigstens alles neu. hier erhalten wir alles noch einmal, was in Forsters berühmtestem werke steht, und müssen uns nicht nur das wichtigere, sondern auch das neue mühsam heraussuchen. für den litterarhistoriker hätte es vollauf genügt, wenn L. das gegeben hätte, was in den 'Ansichten vom Niederrhein' fehlt. für den philologen mochte auch die entstehung eines in seiner art classischen werkes interesse genug haben, um den abdruck des ganzen materials zu rechtfertigen; dann aber durfte man von dem herausgeber verlangen, dass er über das verhältnis dieser materialien zu dem buch uns auch unterrichte. mit der bequemen wendung, das liege aufserhalb des rahmens seiner veröffentlichung, lehnt L. das ab. so wenig wie Geiger (Nation 10, 804) kann ich diese antwort gelten lassen; wer hiefs denn den herausgeber seinen rahmen so eng schneiden, dass kopf und füfse des bildes heraushängen? er kann Forster bei der entstehung eines buches, das zu dem dauernden schatze deutscher prosa gehört, schritt für schritt begleiten — und er zieht es vor, nur copist und corrector zu sein. nicht jedermann wird diese anspruchslosigkeit zu rühmen wissen. dazu eine einleitung, die in ein paar trockenen angaben und einem halben dutzend adjectivis Forster zu characterisieren versucht, ohne auf seine litterarische stellung nur mit éinem wort einzugehn, ohne zu seinem bild éinen neuen zug zu liefern, und endlich unter der überschrift 'erläuterungen' alphabetisch geordnete personalnotizen aus dem conversationslexicon — dies ist die art, mit der L. die schuld, die wir Deutsche allerdings an Forster zu sühnen haben, gut zu machen sucht! mir ist selten eine veröffentlichung begegnet, die einen so völligen mangel an schriftstellerischem und wissenschaftlichem ehrgeiz und eine so rücksichtslose vernachlässigung der interessen des lesenden publicums bezeugte. und dies gerade bei einem autor, dessen sorgfalt für die form und dessen bemühung um belehrung weiter kreise auch aus diesen urkunden wider so sprechend hervortritt!

Forster hatte von vornherein die absicht, seine briefe und notizen für eine reisebeschreibung zu verwerten: er erwähnt einen *'erbärmlichen obristlieutenant'*, der dort glänzen soll (s. 31) und bedauert, dass briefe verloren scheinen: *'denn so unwichtig sie für dich sein können, enthalten sie doch allerlei, was ich bei der künftigen redaction meines tagebuchs benutzen kann'* (s. 56). die reisebeschreibungen jagten einander um diese zeit, wie CJWeber (Deutschland I s. III) bemerkt; Forster aber hatte wol ein bestimmtes buch vor augen, dem er die anregung und vielleicht auch (durch den gegensatz nämlich) die grundrichtung seines werkes verdankt: der la Roche 'Tagebuch einer reise durch Holland und England'

von 1787. auf ihren affectierten stil spielt er einmal an: '*der eine sehr artige sammlung von gemälden hatte, würde madame de la Roche sagen*' (s. 59). auch die Schweizerbriefe des Forster und Lichtenberg besonders antipathischen vielschreibers Meiners (1788) mochten ein anreiz zu dem versuch eines ganz neuen stils der reisebeschreibung sein. Forster brauchte es also nicht erst im rat seiner Mainzer freunde beschliefsen zu lassen, dass seine 'kleinen reisegeschichten' gedruckt werden sollten (Briefwechsel, Schriften VIII 116). dem manne, den eine entdeckungsreise zuerst in die welt eingeführt hatte, der seit lange für reisebeschreibungen der berufene recensent war (ebd. 124), muste die aufgabe lockend erscheinen, methode und stil der wissenschaftlichen forschungsreisen auf eine reise durch höchst bekannte länder zu übertragen. hierin eben besteht die eigentümlichkeit seines werkes. es trägt daher von vorn herein einen doppelten ehrgeiz in sich. einmal will Forster zeigen, wie viel neues für geübte beobachter auf dem besuchtesten boden noch zu holen ist; und dann will er zeigen, dass zu betrachtungen im grofsen stil sich hier so gut gelegenheit findet wie bei den romantischen inseln des stillen oceans. im anfang sieht es zwar aus, als wolle er nur als forscher reisen: '*zur erdbeschreibung hoffe ich manches einzusammeln, was in meinen kram dient. zur naturgeschichte, des menschen und affen insbesondere, wird sich ebenfalls in den cabinetten von Holland und London mancher fund auftreiben lassen .. über die moderne kunst in England wird sich auch noch einiges aufzeichnen lassen*' (aao. 107). aber sein schwiegervater Heyne kannte ihn gut, als er erwartete, Forster werde bei seinem bericht der empfindung, der phantasie und dem hang über religion zu sprechen, kaum steuern können (ebd. 130). denn er hat viel gesehen und seine seele den zahlreichen fremden eindrücken offen gehalten (ebd. 118), und seine briefe sollen im gegensatz zu trockenen referaten raisonnement über das empfundene sein, und die phantasie soll darin eine hauptrolle spielen (aao. 130).

Dem doppelten ziel entspricht eine doppelte reihe von documenten. die tagebücher sorgen für die tatsachen; ihre notizen sollen es bewürken, dass der reisebericht, um einen Herderischen ausdruck zu gebrauchen, 'sachenvoll' ('plein de faits', sagen die Goncourts) wird. die briefe an Therese aber — und wenige an vertraute freunde, die er zur ergänzung benutzt — sollen durch beständige vergegenwärtigung seiner angebeteten lebensgefährtin für schwung, hohe auffassung, philosophischen sinn sorgen. denn darauf legte er jetzt hohen wert, Lichtenberg durfte gerade damals die fortschritte seines geistes rühmen und was für ein hauch von philosophie seit einigen jahren seine sammlung von kenntnissen durchwebte (Lichtenbergs briefe I 213). und weil er hierauf den höchsten wert legte, fügte sich den briefen bei der redaction mehr verwantes bei als den tagebüchern: '*den stoff habe*

ich teils im kopf, teils in den briefen, die ich an Therese schrieb; aber nun geht einem so viel nebenher durch den sinn, das man nicht zur erde mag fallen lassen' (Briefwechsel s. 134).

Die verhältnisse spiegeln sich genau wider in der art, wie Forster sein werk auffasst. die briefe an Therese bilden den grundstock, und die tagebücher werden anfangs nur aushilfsweise benutzt. dagegen ergreift Forster jede gelegenheit, um in längeren excursen seine anschauungen über welt, kunst, wissenschaft neu einzufügen, abschweifungen, für die er gleich im ersten briefe des gedruckten buchs (Werke III 8), nachsicht erbittet. so gibt das gefängnis Ehrenbreitstein den anlass zu betrachtungen über das wesen der strafe (ebd. 10), Neuwied bringt ihn auf den pietismus (aao. 12), Köln regt eine sehr ausführliche darlegung über gotische und griechische kunst an (aao. [illegible]7) und muss zweitens noch einer energischen schutzrede für die aufklärung (aao. 33) raum bieten; über die verfassungszustände von Aachen wird (s. 91 f) statt weniger bemerkungen eine ganze abhandlung gegeben, der eine ähnliche über die Brabanter zu stände (s. 118 f) folgt. neu ist auch die betrachtung kaiser Josefs (s. 154 f), die characteristischen äufserungen über legendenbilder (s. 160 f), die schönen worte über den völkerverkehr (s. 257 f), die noch heute zutreffenden mahnungen zu besserer technik der malerei (s. 281), die wichtigen auseinandersetzungen über kunst und nachahmung der natur (s. 274 f), endlich die strafrede gegen den clericalismus (s. 293 f) und die bemerkungen über den verfall des holländischen handels (s. 302). auch die schilderung des stapellaufs (s. 319) ist durch allerlei einzelheiten neu belebt. durchgängig neu sind die citate aus Goethe (s. 41. 175), aus Lessing (s. 184. 277), aus lateinischen dichtern (s. 47. 129. 333); ein Goethe-citat bei gelegenheit eines über die redaction der reisebriefe handelnden briefes an Jacobi (Briefwechsel aao. 134) erweckt fast den gedanken, dass auch diese zierate mit bewuster absicht angebracht worden sind.

Nur ausnahmsweise werden die briefe im druck verkürzt, wo es sich nicht um persönliche angelegenheiten handelt. die stelle über die contraste in der menschenseele (Leitzmann s. 10) blieb fort, weil sie durch eine bemerkung über Jacobi hervorgerufen war. characteristisch für die verschärfung des tons ist aber, dass die wolwollenden worte über den irischen mönch (s. 39) gestrichen wurden.

In Forsters schriftstellerische eigenart führen ein paar änderungen ein. ist es nicht bezeichnend, dass der druck sagt: '*Es war einmal verhängnis*', wo es im briefe hiefs: '*Es war einmal im rath der götter beschlossen*'? ganz ähnliche unterschiede des ausdrucks characterisieren in Goethes briefen an frau vStein perioden seiner inneren entwicklung. ein schleppender satz über den bettelvogt zu St. Goar wird nicht eben glücklich gebessert,

indem nach moderner weise ein substantivierter infinitiv ('*für den fall des aussteigens*') eingeschoben wird. aber kleine besserungen helfen glücklich dem fliefsenden rhythmus der Forsterschen rede nach: '*so blieb uns manche stunde zur arbeit übrig*' (s. 2) wird geändert in: '*zur beschäftigung übrig*' (◡ ´ ◡ ´ ◡ wird ◡ ◡ ´ ◡ – ´ ◡: die beiden hochtöne von '*arbeit*' und '*übrig*' ausgeglichen), '*eine schöne barke*' (s. 148) wird '*eine sehr bequeme barke*' (s. 159), wobei man fast etwas klangmalerei fühlt. selbst kleinigkeiten entgehn dem scharfen auge des vortrefflichen prosaisten nicht: '*denn da der zauber*' (s. 2) mit den hässlichen drei anlauten wandelt sich in '*denn weil der zauber*'. ebenso werden ganze partien umgestellt (zb. s. 12 des drucks = brief 5, die erwähnung de Lucs im druck s. 15, die absätze über Wouverman und Teniers Briefe s. 60, druck s. 282; vgl. ferner Tagebücher 148f mit druck 159 ua.).

Neben solchen formellen änderungen, die für eine kunstlehre der deutschen prosa interessante belege liefern, fehlt es nicht an inhaltlichen neuerungen von litterarhistorischem interesse. der briefschreiber hatte (s. 95) als muster der geschichtschreibung Hume, Robertson und Gibbon genannt; im druck erscheint (s. 344) neben Gibbon Schiller. und wo er dort den classikern Ariost und Wieland als schlechten scribenten einen Deutschen, Benkowitz gegenüberstellt hatte, nennt er nun vorsichtiger den Franzosen Grécourt und ersetzt, Goethe zu ehren, den Ariost durch Tasso. form und inhalt würken zu einer characteristischen änderung zusammen: '*der reichste mann bringt seine nachmittage über einer flasche von Löwenschem bier zu*' (s. 184) hiefs es im brief; das publicum las (s. 293): '*der reichste mann bringt seine nachmittage, von mönchen und pfaffen umgeben, bei einer flasche Löwenschem biere zu und bleibt jedem andern zuge der geselligkeit verschlossen*'. der meister des deutschen prosanumerus reicht dem pfaffenfeind die hand, der sogar die schöne beschreibung des brotbaums mit der carricatur des '*gutmütigen wanstes von einem priester*' ausstattete.

Es ist also aus der mitteilung der originalpapiere für die entstehung des werks allerlei zu lernen; dass der herausgeber mit typographischer treue in den tagebüchern '*Anbetg*' (s. 150), '*hässl.,u.*' (s. 164) schreibt, scheint uns allerdings überflüssige sorgfalt. dass aber auch eine veröffentlichung nur der von Forster bei der redaction zurückgeworfenen stellen gelohnt hätte, ist bei einem raschen überblick ersichtlich. was L. alles aus den stellen über AvHumboldt (s. IX) herauslist, kann ich dort allerdings nicht finden; aber die scherze über seinen grauen überrock (s. 2) bringen ihn uns gemütlich näher, und die äufserungen über himmelfahrtsbilder (s. 88) zeigen schon in dem jüngling die spottlust des mannes. interessant sind Jacobis äufserungen über Tasso und Kotzebue (s. 9), wie Forsters schilderung von Pempelfort (s. 10), von der

familie des alten Clermont (s. 16), auch Ifflands furcht vor den klugen töchtern des hauses (s. 6). kleine characterbilder und anekdoten (s. 72. 75. 101. 176) versetzen uns in die atmosphäre, in der Forster lebte; characteristische mitteilungen über die hahnenfedern in Lille (s. 44), über den bischof von Lüttich, die preufsischen executionstruppen, das reichskammergericht (s. 143), über die an allen orten einbrechende reaction (s. 192) in die stimmung der zeit. die unterredung mit dem blinden herzog von Arenberg (s. 164) wird die besonders interessieren, die ihn aus Bettinas packender schilderung kennen. der scharfe spott gegen de Luc (s. 7. 127), im druck aus rücksicht auf freund Lichtenberg gemildert, führt uns in die wissenschaftlichen gegensätze ein. bisher unveröffentlichten briefen verdanken wir Forsters kritik über Brandes und Ramdohr (s. 118f) und das amüsante portraits Girtanners (s. 120), der uns germanisten als einer der ersten feinde des grofsen anfangsbuchstaben bekannt ist (Grimms Gramm. I s. XVIII anm.). sehr selten sind, wie schon erwähnt, züge fortgelassen, die dem allgemeinen schildernden character der reisebeschreibung entsprechen, wie die pantoffel-episode (s. 188) und die bestrafung der betrüglichen assecuranten (s. 190). was von den tagebüchern aus England neu gedruckt wird, ist dem schon bei erscheinen des werkes gebotenen gleichartig [1].

Den reichsten gewinn trägt natürlich das characterbild des liebenswürdigen deutschen Rousseau selbst davon. die liebesbriefe (s. 25. 54) an das 'engelweibchen' (s. 18), 'die göttliche' (s. 89), die freundesbriefe an Sömmering und Heyne (s. 107. 111) zeigen ihn von der freundlichsten seite und wahrhaft rührend die nachfragen nach dem verlauf der 'einimpfung' seines Röschens (s. 57); eins seiner kinder starb ja würklich an den folgen des impfens (Briefwechsel s. 162f). nicht selten schildert Forster sich selbst: '*zwischen täuschung und würklichkeit finde ich tausend puncte, in denen ich mich als mensch fühle, geniefse und leide*' (s. 53); über seine empfänglichkeit (s. 73), seine sentimentalität (s. 105), sein bedürfnis nach freude (s. 79) gibt er aufrichtige geständnisse. auch wie er über Iffland urteilt (s. 40) oder über die leute, die nichts als gut sind (s. 57), das wirft helle streiflichter auf sein eigenes wesen. als bezeichnend hebe ich endlich noch ein kleines notabene heraus: '*in der litteraturgeschichte nach berühmten Niederländern nachzusehen. ich glaube es gibt bitter wenig*' (s. 177). dies ist sein erster gedanke, wenn keine physiognomie in Gent ihm geist zu verkündigen scheint: so ausschliefslich litterarisch verstand man damals noch das wort 'geist'.

Lichtenberg hat die 'Ansichten' vortrefflich characterisiert: wie in einem feenmärchen reise dem helden ein schatz nach, wohin er auch gehe, und selbst, wo sein stab den boden nicht

[1] ist die schreibung Hagley Briefe s. 258 f richtig oder Hayley wie im druck s. 406f?

anschlägt, um den schatz zu öffnen, folge er ihm unsichtbar (Werke VII 217). L.s veröffentlichung zeigt uns den wandernden schatz an manchen stellen, wo beim druck der stab nicht angeschlagen hatte. ein warmes mitgefühl, das an frau und freunden sich die gemeinschaft der edlen seelen vergegenwärtigt, ein helles auge, das auch in dem alltäglichen und widerwärtigen grofse züge findet, eine seltene kunst des reinen prosastils machten aus seiner reisebeschreibung ein classisches werk, dessen entstehung aus idealem und materiellem bedürfnis (Briefwechsel s. 129), dessen plötzlicher abbruch und fragmentarische erscheinung die schicksale seines unglücklichen autors nur allzu treulich vergegenwärtigen. L. aber reiht sich Forsters freunden an, die bei allen liebesbeteuerungen immer zu wenig für ihn getan haben.

Berlin, 15 nov. 93. RICHARD M. MEYER.

Mucedorus, ein englisches drama aus Shakspeares zeit, übersetzt von Ludwig Tieck. herausgegeben von JOHANNES BOLTE. Berlin, WGronau, 1893. XXXIX und 67 ss. 8°. — 1 m.

Bolte fand in dem handschriftlichen, von der kgl. bibliothek zu Berlin bewahrten nachlasse Tiecks drei übersetzungen englischer dramen, die bisher unbekannt geblieben sind, und die er nach und nach zu veröffentlichen gedenkt. Mucedorus macht den anfang. eine einleitung geht voran, in deren erstem abschnitte B. von dem englischen originale spricht und mit besseren gründen als seine vorgänger, die sich auf beobachtungen der reime und allitterationen stützten, nämlich mit der von ihm nachgewiesenen abhängigkeit dieses stückes von der Arcadia des Sidney, der vermeinten urheberschaft Shaksperes entgegentritt. denn 1590, da jener roman erschien, zählte Shakspere 26 jahre; und dieses, wie Tieck selbst sagt, kindische und wunderliche stück ihm zuzuschreiben ist fürderhin unmöglich, auch wenn die älteste uns erhaltene fassung des Mucedorus v. j. 1598 nicht die erste ist. der zusammenhang mit einer episode des romans ergibt sich aus der namensgleichheit der helden, die hier wie dort in schäfer verkleidete prinzen sind und deren erstes abenteuer eine königstochter aus den tatzen eines bären befreit. der dramatiker verlässt hier seine vorlage und versteht in geschickter weise durch die verwandlung des furchtsamen pflegevaters der prinzessin in ihren bräutigam, der wie jener beim anblicke des bären die flucht ergreift, einen lebhaften dramatischen conflict in die handlung zu bringen, der für die folge die führung gewinnt. denn nun intriguiert der beschämte liebhaber aus neid und eifersucht das gegenspiel. da es ihm nicht gelingt, den verhassten nebenbuhler aus dem wege zu räumen, bewürkt er wenigstens seine verbannung. B. hätte darauf hinweisen können, dass diese entscheidende wendung selbst wider unter dem einflusse einer andern episode dieses aus

lose an einander gereihten stücken bestehnden romanes sich vollzog, nämlich nach der geschichte von Argalus und Parthenia, deren liebe der verschmähte Demagoras stört. dieser ist der reiche hochmütige und stolze krieger, der Argalus bei seite schaffen will, wie Segast in unserem stücke; Segast aber behielt die feigheit, die in der Musidorusepisode des romanes Dametas, der pfleger der prinzessin, besafs. Segast wird durch diese verschmelzung beider figuren zum siegreichen feldherrn und bleibt dabei feige. so erklärt sich der widerspruch in seinem character. — auch die späteren dramatisierungen derselben und ähnlicher episoden aus Sidneys Arcadia hätte B. zum mindesten andeuten sollen. die geschichte des eben erwähnten liebespares Argalus und Parthenia wurde unter diesem titel von Henry Glapthorne, einem fast ganz vergessenen dramatiker der nachelisabethanischen zeit, der ein schulfreund Miltons gewesen und in den beginnenden bürgerkriegen untergegangen zu sein scheint, i. j. 1638 auf die bühne gebracht. die abenteuer des Musidorus und der Pamela selbst, also die quelle unsers stückes, wurden in den ersten 30 jahren des 17 jhs. von James Shirley aus Sidneys roman geschickt zu seinem pastorale Arcadia zusammengezogen (gedr. 1640). erst durch die vergleichung mit solchen stücken wird Mucedorus in das rechte licht gestellt. es ist kein schäferstück; diese frucht der renaissance gedieh vorerst nur auf universitäten und bei hofe und gelangte erst spät, mit komischen elementen überladen, auf die volksbühne. im Mucedorus werden die allegorischen gestalten als würkliche menschen aufgefasst und mit volksmäfsigen zügen versehen. die handlung geht nicht in Arkadien vor sich, in diesem von einem hochgebildeten geiste erträumten zukunftstaate, weit eher, wie B. treffend bemerkt, im märchenlande, wo dem volke wolbekannte gestalten leben. B. erinnert mit recht bei dem keulenschwingenden klausner an den bruder Tuck, von dem die Robin-Hood-balladen berichten, und man könnte hinzufügen, dass die ganze art, wie Mucedorus auszieht, um den wert der königstochter zu erproben, wie er ungekannt bleibt und erst, nachdem er sie bereit gefunden, alle gefahren und mühseligkeiten seines lebens, selbst die verbannung an seiner seite willig zu ertragen, sich zu erkennen gibt, dem zuschauer die allbekannte ballade The nut-brown maid wol ins gedächtnis rief. zwischen volksbühne und balladensang herscht ein beständiger verkehr von motiven und figuren. — B. orientiert uns rasch und sicher über die zahlreichen ausgaben des Mucedorus, über die zusätze des druckes v. j. 1609, und verfolgt die beziehungen zu andern litteraturen. die 'offenbare' anlehnung der holländischen 'Granida' an den engl. Mucedorus ist aus B.s inhaltsangabe so deutlich nicht zu erkennen, seine vermutung hingegen von der aufführung des stückes in Deutschland durch englische komödianten ist sehr einleuchtend.

In dem 2 abschnitte seiner einleitung führt uns B. in an-

schaulicher übersicht den gang der Shaksperestudien Tiecks vor, gibt eine geschichte der übersetzungen, wie des stets sich verschiebenden planes zu dem grofsen werke über Shakspere und verteidigt Tiecks intuitive kritik gegen einseitige angriffe. auch eine freie übersetzung von Sheridans Nebenbuhlern findet sich in dem nachlasse. die entstehungszeit der Mucedorus-übersetzung lässt B. dahingestellt. vielleicht könnte eine briefstelle vom 24 jan. 1828 (Briefe an Tieck III 99), wo von den jugendscherzen Shaksperes die rede ist, die Tieck mit noch zwei andern offenbar als novitäten interesse erregenden stücken [1] an jenem tage vortrug, auch für unsere übersetzung einen anhaltspunct bringen. die grundsätze B.s beim abdrucke der hs. sind durchaus zu billigen; er legt Tiecks eigenhändige correctur zu grunde (mscr. germ. fol. 834) und ändert den text nur an sehr wenig stellen (ich zähle im ganzen 3), an denen neuere kritiker eine unzweifelhafte besserung des originales eingeführt haben. über die änderungen, die die im ganzen treue übersetzung gegenüber der vorlage aufzuweisen hat, geben die anmerkungen am schlusse des büchleins sorgfältige rechenschaft: sie haben ihren grund in misverständnissen und falschen lesarten, anderseits in auslassungen grobkörniger witzworte und unübersetzbarer wortspiele. —

Eine sehr erwünschte zugabe bietet uns die im 3 abschnitt der einleitung gegebene zusammenstellung der seit dem beginne des 18 jhs. erschienenen verdeutschungen älterer englischer dramen, denen gleichfalls das jahr 1700 zur grenze gesetzt ist. man kann daraus ersehen, dass die frivolen komödien der restaurationszeit beinahe ein halbes jahrhundert nach ihrem entstehn durch übersetzungen, die zumeist dem praktischen zwecke der aufführung dienten, den Deutschen bekannt wurden, während erst die Shaksperekritiker und -enthusiasten an der wende unsers jahrhunderts die zumeist anonymen stücke der elisabethanischen epoche in Deutschland zugänglich machten. — ich vermisse bei no. 75 The Orphan; or the Unhappy Marriage, von Th Otway den hinweis auf die verdeutschung H Ch Boies, die allerdings nie erschien, deren existenz uns aber mehrfach bezeugt ist. Weinhold berichtet darüber in seinem buche über Boie s. 12 u. anm.; vgl. v Knebels Litter. nachl. u. briefw. II 78. 83. 89. schon als student in Jena (1764—67) beschäftigte sich Boie mit dieser übersetzung; er nannte sie nach der heldin Monimia. obzwar von Lessing aufgemuntert (1767), fand er den mut nicht, sich damit auf die bühne zu wagen. er verzweifelte daran, die 'irregularitäten' und 'absurditäten' des originals getreu widerzugeben. am 8 jan. 1771 schreibt er an Knebel: '*Weisse nahm mir den ersten gedanken, die Waise auf unser theater zu verpflanzen, und glücklicher weise!*

[1] 'Edward the 3d' und 'Lord Th. Cromwell'; beide erst 1836 in den 'Vier schauspielen Shaksperes' veröffentlicht und mit Baudissin, der seit 1827 in Dresden lebte, gemeinsam übersetzt.

Schmid hat sie jetzt von neuem für sein theater übersetzt, gewiss weil er wusste, dass ich es willens war'. in dem Hypochondristen 1, 61—65 (1771) ist eine stelle aus dem 3 acte der Waise übersetzt, als probe eines neuen trauerspiels. Weinhold (aao.) glaubt nicht, dass Boies arbeit hier benutzt ward; vgl. dagegen vWeilens einl. zu den Schleswig. litteraturbr. (DLD 30, s. xxvi f anm.)[1].

Durch seine publication und die inhaltreiche einleitung hat sich B. um die englische wie um die deutsche litteraturgeschichte verdient gemacht; erhalten wir von seinem nie rastenden eifer auch die beiden andern versprochenen stücke: 'Das schöne mädchen von Bristol' und 'Niemand und jemand'*, so danken wir ihm einen dritten teil der Tieckschen Vorschule Shaksperes.

Wellen in Böhmen, august 1893. B. Hoenig.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

x.

Brenners aufsatz 'Zum Sprachatlas des deutschen reichs' in Bayerns maa. ii 269 ff bringt zunächst ein willkommenes zeugnis für die zweckmäfsigkeit dieser berichte. sein weiterer wunsch, diese möchten den süden, zumal den südosten ausführlicher als bisher berücksichtigen, entspringt wol den sonderinteressen von 'Bayerns maa.', soll jedoch in zukunft nach möglichkeit berücksichtigt werden; freilich wenn ich dialectische grenzorte in Bayern weniger zahlreich gab als zwischen Rhein und Elbe, so hat das zumeist darin seinen äufseren grund, dass gerade in Bayern die zahl gröfserer ortschaften viel geringer ist als im norden, die aufzählung unbekannter dorfnamen aber mir zu dem gesamtcharacter dieser berichte wenig zu stimmen scheint. Brenners weitere notiz, die fragebogen seien wol zum grösten teil von lehrern ausgefüllt, berichtigt sich nach Anz. xviii 303. dass sie aber oft 'mit widerwillen und ohne grofse sorgfalt, ja auch wol nach willkürlichen einfällen des augenblicks ausgefüllt worden', gilt nur für verschwindende und deshalb jedesmal leicht controlierbare ausnahmen; vielmehr bestätigt sich Wenkers glänzendes urteil über den arbeitsanteil der volksschullehrer immer von neuem (Sprachatl. von Nord- u. Mittelsdeutschl., einl. ii f). zu dem hauptinhalt von Brenners aufsatz s. vorläufig u. s. 322 anm.

36. *roten* (satz 26).

Der vocalismus der stammsilbe stimmt im allgemeinen zu dem von *tot* (Anz. xix 350)[2] bis auf wenige auffallendere ab-

[1] eine ergänzung zu nr 103 Venice Preserved; or a Plot Discovered gibt Sauer im ersten hefte seiner zeitschr.: Euphorion (bibliogr. s. 229).

* ['Niemand und jemand' ist von Bolte inzwischen, gleichfalls mit reichhaltiger einleitung, im Shakespearejahrbuch 29 veröffentlicht worden. R.]

[2] nachgetragen sei hier *oa* für die gegend an der Vechte von Neuenhaus abwärts.

weichungen, die sich vielleicht aus der secundären hiatusstellung des vocals im vorliegenden wort erklären (über den ausfall des dentals s. u.): zwischen Bremervörde und Zeven hat ein complex von zwanzig dörfern *ū*, dem bei *tot* (und *grofs* und *brot*) consequentes *ō* gegenübersteht; und im nordwestlichen teil des westfäl. diphthonggebietes hat nicht nur die gegend von Lingen und Freren *ă*, sondern auch das ganze land etwa nordöstlich der Ems und nordwestlich von Warendorf-Versmold-Halle-Melle-Lübbecke, das bei jenen andern drei paradigmen nur *au* kannte: wenigstens an der Ems fällt hier die grenze zwischen *å* und *au* mit der des *d*-ausfalls zusammen; letzteres trifft möglicherweise auch für die verteilung von *ū* und *ue* im ripuarischen zu: bei *grofs*, *tot*, *brot* überwiegt linksrheinisch nördlich von Schnee-Eifel und Ahr *ue* bis auf den (hier ergänzend beigefügten) ausschnitt Unkel-Cornelimünster-Düsseldorf mit *ū*, aber bei *roten* ist dies *ue* nur soweit sicher, als das *d* erhalten ist (s. u.), während für die *rue* westlich von Montjoie-Cornelimünster es vorläufig unentschieden bleibt, ob sie als stamm *rue* mit synkopierter endung oder als stamm *rū*- + endung aufzufassen sind.

Das *t* in *roten* kann mit dem s. 221. 224 behandelten in *leute*, *leuten* nicht verglichen werden, weil es dort gar zu oft durch schwund der endung in den auslaut getreten war, hier hingegen bei (wenigstens überwiegend) bewahrter endung inlautend bleibt. vielmehr ist seine geschichte teils mit der des *d* in *bruder* (o. s. 108 ff) in parallele zu stellen, teils, wo es sich nur um den wechsel von *d* und *t* handelt, mit der des anlautenden *t* in *tot* (Anz. xix 350). die ungefähre linie, in deren s. und o. *d* oder *t* im allgemeinen erhalten sind, läuft im äufsersten w. wider selbständig (dh. anders als für *müde* Anz. xix 354 und für *bruder* Anz. xx 109), nämlich über *Montjoie*, Eupen, Cornelimünster, Stolberg, *Düren*, Eschweiler, Aldenhoven, *Jülich*, Linnich, *Grevenbroich*, Odenkirchen, Gladbach. *Neufs*, *Crefeld*, Kempen, Mörs, *Ürdingen*, Duisburg, *Mülheim*, Oberhausen, Essen, Werden; von hier ab stimmt sie im grofsen und ganzen zu *bruder* bis zum Harz (nur Rheinzabern und Fritzlar haben hier schon *d* als unmittelbare grenzorte); für den rest ist wider selbständige beschreibung das kürzeste verfahren: *Sachsa*, *Benneckenstein*, *Hasselfelde*, Elbingerode, Blankenburg, *Gernrode*, Quedlinburg, *Hoym*, Cochstädt, *Stassfurt*, Egeln, *Schönebeck*, Wanzleben, *Sudenburg*, *Neustadt*, *Wolmirstädt*, Neuhaldensleben, *Burg*, Ziesar, *Görtzke*, *Plaue*, Pritzerbe, *Brandenburg*, *Ketzin*, *Nauen*, Fehrbellin, *Cremmen*, *Rheinsberg*, *Wesenberg*, Alt-, *Neustrelitz*, Stargard, *Woldegk*, Friedland, gegenüber Usedom ans Haff und dessen südrand entlang, *Gollnow*, *Massow*, *Freienwalde*, Labes, *Falkenburg*, *Polzin*, *Bärwalde*, *Bublitz*, Pollnow, *Rummelsburg* und von hier nordwärts an Stolp vorbei ans meer (von *Massow* ab gilt diese grenze im allgemeinen auch für *müde* und *bruder*). nördlich dieser linie

ist das *d* erhalten im winkel Ritzebüttel-Lauenburg-Kiel (doch oft wechselnd mit *r*, *j* und ausfall; vgl. die andre begrenzung bei *müde* und *bruder*), ferner auf Fehmarn (mit *t* wechselnd), in Ostfriesland und innerhalb des ungefähren westfälischen bogens Bocholt-Haltern-Lüdinghausen-Telgte-Ibbenbüren-Schüttorf, sowie vereinzelt sonst in der nähe dieser ausnahmebezirke. das *d* ist zu *r* geworden in dem süd- und mitteldeutschen zipfel wie bei *bruder* und im o. des gebietes bis zur curve Travemünde-Lauenburg-Schnackenburg-Strelitz, doch innerhalb dieser *r*-bezirke noch überall versprengte *d* und aufserhalb in ihrer nähe ebensolche *r*. *rōj-* gilt für den Niederrhein bis einschliefslich Straelen, Geldern, Rheinberg, Ruhrort, Dinslaken, Wesel, Isselburg und (bunt wechselnd mit *rōg-* und *rōi-*) von Wolmirstädt-Bismark-Schnackenburg ostwärts über die Elbe hinaus bis zu den angegebenen *r*- und *d*-grenzen (vgl. wider die abweichungen von *müde* und *bruder*). endlich *l*-formen am Westerwald und am unteren Neckar wie bei *bruder*.

Sonst handelt es sich um den wechsel von *d* und *t* (nur noch *rōg-*, *rōj-* wider östlich der unteren Oder wie bei *leute*, *bruder*, *müde*). seine nd.-md. grenze stimmt von Werra bis Elbe zu *ik*/*ich* (bis auf *Ermsleben*, vgl. u. *leute* o. s. 221), dgl. östlich von Landsberg a. W., auch für die ostpreufsische enclave; das mittlere, immer schwankende stück läuft über *Roslau*, *Coswig*, *Zahna*, *Seyda*, *Schönewalde*, *Schlieben*, *Kirchhayn*, *Sonnenwalde* (alle hart an der grenze), Luckau, *Lübbenau*, *Lübben*, Golssen, *Buchholz*, Teupitz, Storkow, *Beeskow*, Müllrose, *Reppen*, Drossen, *Zielenzig*, *Königswalde*. die *d*- und *t*-verteilung in den hd. gegenden entspricht im grofsen und ganzen der beim anlaut von *tot* (Anz. XIX 350), doch scheint das *t* bei *roten* noch etwas häufiger zu sein als bei *tot*; nähere statistik erspare ich mir hier, behalte mir vielmehr vor, später, sobald eine gröfsere zahl von paradigmen mit nhd. *t* vorliegt, ausführlicher und an der hand eingehnder einzelstatistik auf diese interessante frage zurückzukommen[1]. zu erwähnen bleiben noch die sonderformen *rudd-*,

[1] dass aus der steten *t*-schreibung im hochfränkischen noch nicht auf einen lautlichen unterschied zwischen *d* und *t* geschlossen werden darf, ist jetzt nach Brenners äufserst dankenswerten erhebungen (Bay. maa. II 270 ff) sicher. damit ist nun aber noch nicht erklärt, weshalb die tausende hochfränkischer übersetzer so consequent *t* (und ebenso *d* in *dorf*, s. u.) schreiben, die bairischen, alemannischen, rheinfränkischen hingegen *t* und *d* promiscue. die schwierige frage ist erst zu erledigen, wenn nhd. *t* in allen stellungen im worte (*tr-* im anlaut, geminiert, postconsonantisch usw.) verarbeitet sein wird. für jetzt nur folgendes. die hochfr. übersetzer scheiden *t* und *d* trotz ihrer lautlichen identität nach dem schriftbilde, ebenso wie sie *feuer* immer mit *f*, *vogel* immer mit *v* widergeben. das auffallende liegt daher gar nicht bei ihnen, sondern bei den bair., al., rheinfr. formularen, die ebenfalls *feuer* und *vogel*, hingegen bald *tot* bald *dot* bieten. der grund ist, wie ihn Brenner für einige teile der grenzlinie im princip jedesfalls richtig andeutet, der, dass hier nhd. *t* je nach seiner verschiedenen stellung im wort verschieden articuliert wird (wie manche abweichungen in *tot* und *roten* schon ahnen

rukd-, *rugg*-, in gleicher ausdehnung wie die entsprechungen u. *tot* aao.

Die flexionsendung (dat. pl.) gestattet wenigstens teilweise einen vergleich mit der des o. s. 222 ff behandelten dativs *leuten*. das grofse nd. und md. gebiet mit bewahrtem -*en* stimmt im allgemeinen bei beiden beispielen; doch ist hier besonders die nord- und nordostgrenze sehr unsicher und von den u. *leuten* aufgeführten grenzorten sind zb. Elberfeld, Versmold, Diepholz, Syke, Rethem, Hudemühlen, Wittingen, Öbisfelde, Helmstedt, Schwanebeck, Kroppenstedt, Aschersleben, Bernburg bei *roten* auf die entgegengesetzte seite der scheide zu bringen; aufserdem sind zerstreute -*en* aufserhalb des gebietes hier viel häufiger, zb. im ganzen Elbgebiet und zu beiden seiten der unteren Oder; in Schlesien etliche eingesprengte -*e*; im w. wird der Rhein bei Köln nur von vereinzelten -*en* überschritten, die linie des zusammenhängenden -*en*-gebietes erreicht ihn vielmehr gar nicht, sondern läuft gleich von Merscheid an südwärts ihm parallel bis Linz. die süddeutschen pleonasmen auf *-*enen* fehlen bei *roten*, ihr dortiger bezirk hat hier meist noch -*n*, sodass hier das md. -*en* und das nordbair. -*n*-gebiet zwischen Thüringerwald und Donau ungefähr sich im w. erstrecken bis (-*n*-orte *cursiv*) Schleusingen, Hildburghausen, *Rodach*, Heldburg, *Sesslach*, Ebern, Staffelstein, Weismain, *Pottenstein*, Erlangen, Scheinfeld, Windsheim (von Ebern bis Windsheim aber sehr schwankend), *Ansbach*, Feuchtwangen, *Gunzenhausen*, Wassertrüdingen, *Weifsenburg*, Monheim, Neuburg. endlich stimmt der moselfränk. -*en*-bezirk ungefähr für beide wörter.

Wenn aber, abgesehen von diesen -*en*- und -*n*-gebieten, für alles übrige land die endung -*e* überwiegt, so ist doch damit für die geschichte unseres wortes noch wenig gesagt; denn dies -*e* kann sowol auf älteres -*en* zurückgehn als auch alte accusativendung sein, indem altes -*e* bekanntlich in der starken adjectivflexion (zt. auch in der schwachen, vgl. *braune* o. s. 212 f) sich in ganz andern grenzen erhalten hat als sonst. eine entscheidung bleibt vielmehr abzuwarten, bis eine starke accusativform zu vergleichen ist. ich beschränke mich deshalb hier auf die bemerkung, dass der norddeutsche ersatz des dativs durch den accusativ (bis östlich der unteren Oder) bei *leuten* und *roten* ganz im allgemeinen zu stimmen scheint, und führe hier nur die abweichungen von der im übrigen durchgängigen endung -*e* an,

lassen): daher die unsicherheit in seiner transscription. meine hochfränkische dentalgrenze (Zs. 36, 137. 37, 290. 303) bleibt deshalb jedoch an sich für die dialectgeographie fest bestehn, wenn auch ihre formulierung dort auf irrtum beruht (freilich auf einem nach ausweis der betr. kartenblätter recht begreiflichen). diese formulierung wird vermutlich vielmehr so lauten müssen: unter den oberd. mundarten ist für das hochfr. characteristisch, dass *t* und *d* in allen stellungen im worte (eben im gegensatz zu manchen fällen in den nachbardialecten) zu demselben gemeinsamen laute zusammengefallen sind.

ohne dass diese abweichungen irgendwo consequent und zu begrenzen wären. im no., jenseits der acc.-grenze, die gleichen erscheinungen wie bei ***sitzen*** (Anz. xix 360) und ***machen*** (o. s. 208); nur in Ostpreufsen um Mehlsack, Heilsberg etliche endungslose formen, also wol sicher accusative. in dem westlicheren grofsen acc.-complex findet sich derselbe gänzliche schwund der endung sehr häufig im ripuarischen, in der nach Holland hineinspringenden ecke an der Vechte, an der Nordseeküste bis Norden, Aurich, Varel, linkselbisch zwischen Ülzen-Hitzacker und Öbisfelde-Genthin, rechtselbisch östlich von Eckernförde-Hamburg und nördlich vom 53 breitengrade mit ausnahme von Rügen und seinem westlichen vorlande. im übrigen fehlt öfter eine endung allein in dem lothringischen teile des moselfränkischen *-en*-gebietes. anderseits erweisen sich im Elsass und seltener im südlichen Baden manche *-e* als sichere dativreste, wenn das ursprüngliche *n* als anlaut des folgewortes wider auftaucht (in sonst hd. schreibung: *mit rote näpfelchen*, viel seltener *mit roten äpfelchen*). im übrigen wider *-er* und *-r* zu beiden seiten der Wesermündung, zumal im Wümme- und oberen Ostegebiet, vgl. u. *müde* Anz. xix 355 und *leute* o. s. 222; ähnlich viele *-er*, *-r*, *-a*, *-ä* im östlichen Mecklenburg; dgl. an der unteren Mosel. am Mittelmain, besonders südlich von Aschaffenburg-Würzburg und bis Buchen-Schillingsfürst, viele *-i*, doch schon im wechsel mit *-a*, das nordöstlicher zwischen Spessart-Rhön und der östlichen *-n*-grenze überwiegt. im gebiet von Jagst, Kocher, mittlerem und unterem Neckar und südwärts bis Karlsruhe-Stuttgart *-ą*. im nördlichen Elsass auch *-ą* und *-ĭ*. im südlichen Elsass, in Baden, Hohenzollern, am Bodensee, zwischen Iller und Lech viele *-a* und *-ą*. östlich vom Lech neben dem *-e* in bunter mannigfaltigkeit *-i*, *-ö*, *-n*, von denen das letzte gen n. immer mehr zunimmt, bis es jenseit Altmühl und Regen fast die alleinherschaft erringt.

Das plattdänische hat *rö* (wechselnd mit *röe*, *röä*, *röi*, letzteres besonders auf Alsen und der gegenüberliegenden halbinsel), das friesische auf Sylt, Amrum, Föhr *ruad*, auf Langeness, Gröde, Hooge *ruade*, auf Oland und der südlichen hälfte des friesischen festlandstreifens *rūde*, auf dessen nördlicher hälfte erst *rüdje*, dann *ruit* (vgl. unter *tot*, *brot* Anz. xix 351).

37. *dorf* (satz 37).

Der anlaut wird durchgängig als *d-* geschrieben.

Ich schicke die übrige entwicklung des consonantismus der des vocalismus voraus, zunächst die auslautende lautverschiebung *p*/*f*. ihre grenze verläuft zuerst in vielfach zackiger linie über (verschiebende orte *cursiv*) *St Vith*, *Cronenburg*, *Blankenheim*, Münstereifel, Altenahr, *Ahrweiler*, *Unkel*, Königswinter, Blankenberg, *Altenkirchen*, Waldbröl, *Freudenberg* (vgl. die grenze der nhd. diphthongierung); weiterhin stimmt sie zur *ik*/*ich*-linie nach den

für diese aufgeführten orten bis *Wörlitz*, nur dass Aschersleben schon *dorf* hat, zieht dann über *Coswig*, *Zahna*, *Seyda* (alle drei hart an der scheide), *Schweinitz*, Schönewalde, *Schlieben*, *Kirchhayn*, ferner wie *ik/ich* bis *Sternberg*, endlich über *Zielenzig*, *Königswalde*, Sonnenburg, *Landsberg*, *Schwerin* und schliefst wider wie *ik/ich*. verschiebende ausnahmen nördlich dieser linie finden sich für die übliche enclave um Berlin, überhaupt östlich der Elbe bis gegen den 53 breitengrad hin, zumal in den städten, treten aber selbst im w. viel häufiger auf, als dass sie lediglich auf schreibernachlässigkeit zurückzuführen wären. der hd. bezirk östlich der Weichsel hat seine herkömmliche begrenzung (*dorf* westlich, *derf, därf* östlich der Passarge).

Statt des *-r-* erscheint zwischen Weser und Elbe von Bremen und Hamburg abwärts einigemal *-l-* (*dölp*). es ist ganz ausgefallen oder vocalisiert worden hier und da im westfäl. *duorp*-gebiet (s. u., *duop*, *duap*), ganz überwiegend im östlichen teil des nd. *dörp*-gebietes (s. u.) jenseits Ihna und Drage (*döp*, *döap*, *döep*), vereinzelt im ganzen mittleren und unteren Maingebiet (*doaf*), häufig in Lothringen um Falkenberg und StAvold (*doaf*), an der Wertach um Kaufbeuern und Mindelheim (*doaf*), vor allem aber im Baierlande südlich von Frankenwald und Fichtelgebirge, östlich von oberem Main, Regnitz und Rednitz, nördlich der Donau, im Donautal von Neuburg abwärts und in Südbaiern etwa östlich vom 30 längengrade (*doaf*, daneben überall noch die übergangsschreibung *doarf*; an der Salzach zwischen Tittmoning und Salach einige orte mit *duif*).

Die in ortsnamen wie *Castrop*, *Ohrdruf* bewahrte metathese (ich bitte diesen terminus hier nur rein äufserlich zu verstehn) ist für das simplex in keinem reichsdialect erhalten. dagegen ist svarabhakti einigen gegenden eigen, ohne dass sie consequent bezeichnet würde oder ein festes gebiet für sie abgrenzbar wäre: dem ripuarischen (also zwischen obiger verschiebungs- und der *ik/ich*-linie) linksrheinisch (*dörep*) und seltener rechtsrheinisch südlich der Wupper (*dorep*); südlich der verschiebungsgrenze dem Moselfränkischen (also bis zur *wat*-linie Anz. XIX 97) und zwar sehr häufig zwischen unterer Mosel und Boppard-Bacharach, seltener links der Mosel, vereinzelt im s., sowie rechtsrheinisch etwa bis Freudenberg-Limburg und unterer Lahn (*doref*); selten in Pfalz und Elsass zwischen Queich und Biber (*doref*); dann aber sind zweisilbige formen in dem grofsen bezirke zahlreich, der ganz ungefähr umrahmt sei durch Speyer-Stadtprozelten a. Main-Hilpoltstein am fränkischen Jura-Donauwörth-Urach-Freudenstadt-Speyer (überwiegend *doraf*, auch *doraf*).

Im lande mit unverschobenem auslaut ist der stammsilbenvocal zumeist umgelautet (*dörp*, *derp*, s. u.) bis auf folgende ausnahmen. am westlichsten ende der verschiebungslinie hat der ungefähre ausschnitt Blankenheim-Schleiden-Stolberg-Eupen dorp,

dgl. an der holländischen grenze der teil zwischen Roer und Straelen ostwärts bis Kempen, Dülken, Dahlen (*dorp*, *dorep*). die umfangreichste ausnahme bildet der im wesentlichen westfälische bezirk, der begrenzt wird im w. durch den Rhein, im s. durch die verschiebungslinie, im n. und o. ungefähr durch die Vechte bis Schüttorf, die ungefähre curve Schüttorf-Diepholz-Rhaden-Petershagen a. W.-Lage-Höxter und die Weser; sein westlicher teil, etwa bis Freudenberg-Hattingen a. R.-Gronau hat *o* (nördlich der Lippe öfter *a*), das auch sonst im innern des gebietes und besonders an seinen rändern vorkommt (so an der Weser oder südlich der Diemel; westlich vom Dümmersee bis zur Haase *a*); im übrigen aber ist *uo* sein characteristicum (auch *ua*, seltener *oa*, *ou* ua.). ferner herscht umlautfreies *o* (wenn auch nicht ausschliefslich) zu beiden seiten der unteren Weser etwa bis Wilhelmshaven-Oldenburg-Sulingen-Verden-Ritzebüttel, ferner an der unteren Leine von Neustadt abwärts, zwischen Gifhorn und Wolfenbüttel, Peine und Schöppenstedt mit dem mittelpunct Braunschweig (daneben viele *a*, doch auch noch *ö*). *darp* kommt einem der verschiebungslinie vom Oberharz bis zur Bode vorgelagerten streifen zu bis an die nordgrenze (*a*-orte *cursiv*) *Wernigerode*, Derenburg, Halberstadt, *Wegeleben*, Gröningen, Cochstädt. endlich begleitet ein schmaler *dorp*-streifen die verschiebungsgrenze von der Bode bis Reppen und Drossen jenseits der Oder und bildet so den übergang vom hd. *dorf* zum nd. *dörp*. etliche *darp* noch zwischen Danzig und Pr. Stargard.

Sonst ist nd. *dörp* das allgemeine. dafür erscheint im linksrheinischen niederfränkisch (also nördlich der *ik*/*ich*-linie) oft *därp*, *derp*; ebenso nördlich jenes westfälischen bezirkes an der Haase, sowie nördlich der Elbemündung; es herscht sodann um Hildesheim und Sarstedt und kommt versprengt von hier nordwärts bis zur Lüneburger Heide, westwärts bis zur Weser, südwärts bis zur verschiebungslinie, südostwärts bis zum Harz vor; dgl. *dörp*, *därp*, *derp* links der Oder zwischen Berlin und Oderberg-Cüstrin und rechts längs dem untern Warthe- und Netzelauf bis zur Drage. endlich sind *derp*, *därp* dem ganzen osten jenseits von 35 längengrad, Brahe und Weichsel eigentümlich, wobei der übergang zum westlicheren *dörp* natürlich nur ganz allmählich und ort für ort nicht fixierbar ist.

Hingegen sind im hd. umlautlose formen allgemein. nur an der Eifel ragt das ripuarische *ö* in schmalem streifen ins verschiebende land herüber (*dörf*); im hessischen an der oberen Lahn, im Schwalmgebiet, am Vogelsberge tauchen einige zerrissene und schwer zu begrenzende zipfel mit *derf*, *därf* auf; und zu beiden seiten der Werra von Hedemünden bis Vacha hebt sich deutlich ein *derf*-district heraus (auch *därf* und *dörf*), der gen w. Cassel, Grofsalmerode, Lichtenau, Spangenberg, Rotenburg, Hersfeld, gen o. Worbis, Dingelstedt, Mühlhausen, Langensalza, Gotha,

Ohrdruf nicht mehr einschliefst; endlich *derf*, *därf* noch an der luxemburgischen grenze zwischen Sierk, Merzig, Saarburg.

Sonst ist *durf* schlesisch und zwar im w. bis (*u*-orte *cursiv*) Schwerin, Blesen, *Meseritz*, Schermeifsel, *Liebenau*, Sternberg, Fürstenberg, *Crossen*, *Bobersberg*, Guben, Pförten, *Sommerfeld*, *Triebel*, *Muskau*, Weifsenberg, *Reichenbach*, Löbau, *Bernstadt*, Ostritz, *Seidenberg*, im s. östlich vom Riesengebirge bis *Charlottenbrunn*, Neurode, Silberberg, *Reichenbach*, *Nimptsch*, Frankenstein, Münsterberg, *Strehlen*, *Grottkau*, *Falkenberg*, Neifse, Zülz; dieser zuletzt abgeschnittene südliche reichszipfel an der Glatzer Neifse hat *dorf*, in seiner westlichen hälfte auch vielfach *darf*; sonst ist das *u* in Schlesien ganz rein, wechselt nur längs dem Riesengebirge mit *o*. dieser *u*- und *o*-wechsel setzt sich dann westwärts fort und gilt besonders für das kgr. Sachsen nördlich vom 51 breitengrade und darüber hinaus für die gegend zwischen mittlerer und unterer Elster und Saale. sodann ist *durf* einem gebiete zwischen Spessart und Thüringerwald eigen, das gegen w. sich erstreckt bis (*u*-orte *cursiv*) Karlstadt, *Gemünden*, *Rieneck*, Steinau, *Schlüchtern*, Herbstein, *Fulda*, Lauterbach, Schlitz, *Hünfeld*, Hersfeld, gegen n. bis zum oben beschriebenen *derf*-gebiet, gegen no. bis zum Rennstieg, gegen so. etwa bis zur linie Ilmenau-Karlstadt; letzterer linie sind aber noch eine ganze menge vereinzelter *u* im sonstigen *o*-gebiet vorgelagert bis an die o. skizzierte grenze der nordbair. formen mit *r*-ausfall. endlich *u* noch vereinzelt südlich der Schnee-Eifel, im westlichsten Lothringen jenseits der Mosel, an der Altmühl und Rezat um Gunzenhausen, Spalt.

Im übrigen ist der hd. stammvocal überall *o*, der als ganz offen characterisiert wird durch wechsel mit *a* in hessischen strichen (dem erwähnten *e*, *ä* benachbart, so zwischen Gemünden und Sachsenberg oder Treysa und Borken), zwischen mittlerer Saale und F. Mulde (wo *a*, *o*, *u* durch einander gehn), zwischen Thüringerwald und Frankenwald und südwestlicher (dgl.), westlich von Trier-Saarburg, im gebiet der Glan und unteren Nahe, seltener im oberen Saargebiet und zwischen Biber und Lauter, am südende des fränkischen Jura zwischen Weifsenburg und Freystadt, vor allem aber im bair. südlich der Donau und östlich des Lech, soweit kein *r*-schwund eingetreten ist (s. o.). anders hingegen wie solches *a*, nämlich aus der articulation des folgenden *r* wird sich zumeist *oa* erklären, zumal es in den *r*-losen gegenden besonders häufig ist (*dorf* > *doarf* > *doaf*); abgrenzbar ist es an der Lahn und Nidda, wenn auch noch genug *o* geschrieben werden (und im n. *a*), und zwar durch (*oa*-orte *cursiv*) Marburg, Schweinsberg, *Kirtorf*, Alsfeld, *Grünberg*, *Laubach*, *Schotten*, Herbstein, *Wenings*, *Ortenberg*, Wächtersbach, Hanau, *Windecken*, Frankfurt, Homburg, *Nauheim*, Usingen, *Butzbach*, Weilburg, *Braunfels*, Herborn (besonders im südlichen teil *doaf*); weiter

vgl. o. beim *r*-ausfall; *oa* ohne letzteren (*doarf*) im schwäbischen streifen von Löffingen-Thengen bis Haigerloch-Trochtelfingen und im Allgäu. von sonstigen einzelerscheinungen, vereinzelten dehnungen uä. wird hier abgesehen.

Von synonymen sind zu erwähnen *loog* in Ostfriesland (s. Mnd. wb. u. *lôch*) und *ort* in der Taunusgegend, sowie linksrheinisch zwischen Mainz-Worms und unterer Nahe, ferner versprengt in dem ganzen fränkisch-alemannischen complex, der zwischen Schwarzwald, Mittelrhein, unterem und mittlerem Main (bis Ochsenfurt), der politischen grenze des kgr.s Bayern von Aub südwärts, dem Lech und dem Allgäu liegt, hier häufiger von Tauberbischofsheim-Ochsenfurt südwärts bis zum Kocher, in der Rauhen Alb und rechts der Donau bis Ulm; in Schwaben dazwischen etliche *flecken*.

Die Dänen schreiben *by*, vereinzelt *stai*; die Friesen auf Sylt und im Saterland *terp*, auf Föhr und Amrum *tarp*, auf den Halligen und dem festlande (aufser den drei südlichsten dörfern mit *terp*) *torp*.

38. *affe* (satz 11).

Die lautverschiebung des inlautenden *p*/*ff* hat hier eine feste grenze nur bis zur Weser, aber auch in diesem westlichen teil einen ganz eigenartigen verlauf: sie zieht zwischen (verschiebende orte *cursiv*) Geilenkirchen, *Herzogenrath*, Aldenhoven, Eschweiler, *Aachen*, Stolberg, *Cornelimünster*, Nideggen (im w. haben Eupen und ein nachbarort noch *p*), *Gemünd*, Münstereifel, *Ahrweiler*, Remagen, *Sinzig*, Linz, Unkel, Königswinter, Blankenberg, Siegburg, *Waldbröl*, Gummersbach und folgt dann der *ik*/*ich*-linie, nur dass Fürstenberg, Vöhl, Zierenberg, Immenhausen auf ihrer hd. seite verbleiben. im o. der Weser ist sie bereits in weite sonst nd. landschaften vorgedrungen und zahlreiche ihr noch nordwärts vorgelagerte verschobene formen sprechen für weiteres vordringen; es genügt daher die ungefähre skizzierung, dass die verschiebungsgrenze heute etwa von Hedemünden nach Gardelegen, von Gardelegen nach Luckenwalde zu ziehen ist, dass sie von hier ab Berlin und seine weitere umgebung als hd. halbinsel herausschneidet, dass sie dann etwa von Alt-Landsberg nach Cüstrin läuft, der Warthe und Netze aufwärts bis Filehne nachgeht und endlich wie *ik*/*ich* schliefst. ebenso hat der hd. bezirk östlich der unteren Weichsel seine sonst so feste und consequente grenze hier und da etwas erweitert, und ganz im o., etwa zwischen 54 und 55 breitengrad und jenseits des 39 längengrades, sind die hd. formen mindestens ebenso häufig als die nd. (vgl. o. u. *zwei* s. 100 und die dortigen citate).

Für den stammsilbenvocalismus genügt verweis auf *wasser* (Anz. XIX 282 f); doch fehlen die *å* bei Cleve, ferner sind bair. *o* ganz vereinzelt, dagegen *å* häufiger im Elsass, wo aber vocaldehnung zwischen Zorn und Breusch nur für zwei orte bezeugt wird; zu

beachten ist, dass das ripuarische *wässer*-gebiet hier *āp* hat (s. o.); alle die verschiebenden eindringlinge nördlich der *ik/ich*-linie haben natürlich auch hd. vocal (*affe*, trotz der sonstigen *oape* uä.); vgl. noch *machen* o. s. 208.

Das auslautende -*e* ist im wesentlichen ebenso weit erhalten wie bei *gänse* usw. für die nordgrenze des *e*-gebietes genügt es wider auf dies paradigma (Anz. xviii 408) zu verweisen. die west- und südgrenze ist sehr scharf zu fixieren und mit den verwanten linien, zuletzt u. *leute* (o. s. 222) und *hause* (o. s. 216), zu vergleichen (endungsorte *cursiv*): Isselburg, *Bocholt*, Wesel, *Dorsten*, Ruhrort, *Mülheim*, Kettwig, *Werden* (um *Mülheim* und *Werden* -*en*), Velbert, *Langenberg*, Gräfrath, *Merscheid*, *Leichlingen*, Opladen, *Burscheid*, Gladbach, *Gummersbach*, *Waldbröl*. *Freudenberg*, *Siegen*, Haiger, Dillenburg, *Biedenkopf*, Marburg, *Wetter*, Rauschenberg, *Gemünden*, weiter wie bei *leute* (nur Tennstedt, *Gebesee*).

Es bleiben einige einzelheiten zu erwähnen: *haffe* in der Niederlausitz (vgl. u. *eis* Anz. xviii 411, *aus* o. s. 212); *nāp* an der westlichen reichsgrenze um Gangelt und Waldfeucht, sowie südwestlich von Dülken; *āmpe* an der Wupper um Leichlingen und Burscheid; *āft* östlich der Schnee-Eifel um Prüm, *afft* westlich von ihr um StVith und nördlicher, vereinzelt bis gegen Aachen.

Das dänische hat *āf*, daneben oft das compositum *afkat* (*affekat* uä.). die friesische form ist auf den Halligen und dem mittleren teil der küste *awe* und stimmt sonst zur benachbarten plattdeutschen.

39. **besser** (satz 2 und 18).

Die lautverschiebung *t/ss* stimmt zu *wasser* (Anz. xix 282) nur linksrheinisch und dann zwischen Rothaargebirge und Harz (von Gummersbach bis *Sachsa*); dazwischen zieht sie aber über *Kaiserswerth*, Ürdingen, *Angermund*, Kettwig, Werden, *Velbert*, Hattingen, *Langenberg*. *Barmen*, Schwelm, Breckerfeld, *Rade v. Wald*, *Hückeswagen*, *Wipperfürth*; vom Harz ab widerum grofses vordringen gen n.: *Sachsa*, *Andreasberg*, Osterode, *Clausthal*, Grund, *Seesen*, Bockenem, unsicher nordostwärts auf *Öbisfelde*, Gardelegen, *Burg*, Ziesar, *Brandenburg*, Ketzin, *Potsdam*, *Spandau*, Oranienburg, Ruppin, *Rheinsberg*, Fürstenberg, Lychen, *Templin*, Strasburg, *Pasewalk*, Stettin, *Arnswalde*, Schloppe, *Driesen*, der rest wie *ik/ich*; südlich dieser grenze bis zur *ik/ich*-grenze noch versprengte *t*-reste; die hd. enclave östlich der unteren Weichsel stimmt zu *ik/ich*, dagegen kommt an der russischen grenze wider ein district mit bei weitem überwiegender lautverschiebung hinzu, der im n. etwa bis zum 55 breitengrade, im w. und sw. etwa bis Ragnit-Insterburg-Darkehmen-Oletzko reicht (vgl. zuletzt o. u. *affe* s. 328).

Das nd. *t* wird *d*, *r* oder schwindet (vereinzelt) wie bei *wasser* aao. im ripuarischen (linksrheinisch durchgängig, rechts-

rheinisch meist nur in nächster nähe des flusses) wechselt *ss* oder *fs* (bei vocallänge, s. u.) mit *st*.

Der nd. vocal ist im allgemeinen *ä*; *ē* gilt nur für das mündungsgebiet der Ems (um Leer und Emden) und für die unterste Ruhr; *eä*, *äe* südlich von Straelen-Crefeld; *iä* (auch *ie*, *iär* uvä.) ist westfälisch und reicht im s. bis an die verschiebungslinie von Medebach bis Schwelm, im w. etwa bis Schwelm-Dorsten-Coesfeld-Gronau, im n. von Gronau bis zum Dümmersee, im o. etwa bis Dümmersee-Lübbecke-Herford-Bielefeld-Nieheim-Carlshafen-Volkmarsen-Medebach; *ei* östlich der unteren Oder, der verschiebungsgrenze von Stargard i. P. an vorgelagert und gegen n. und no. noch geltend für Dramburg, Tempelburg, Jastrow, Wirsitz, Schubin, Bartschin, Powidz. vocalkürze im nd. (*bätter*, *better*) umrahmt fast das ganze westfäl. *iä*-gebiet, so in schmalem streifen von Barmen über Essen, Dorsten, Coesfeld, Ahaus, Gronau und nördlicher um Schüttorf, Nordhorn, Neuenhaus, Lingen, Freren, Fürstenau, östlich vom Teutoburger Wald (gewöhnlich *dd*) bis über Salzuffeln, Lemgo, Blomberg hinaus, im s. zwischen Carlshafen-Medebach (s. o.), lautverschiebung und Weser, endlich über die Weser ostwärts hinaus im n. nicht ganz bis Pyrmont-Hildesheim, im s. und o. bis zur verschiebungslinie (reines *better*); ebenso ferner östlicher an Elbe und Havel in dem von der lautverschiebung gebildeten bogen von Gardelegen bis Rheinsberg; vereinzelt zwischen Oder und Weichsel.

Der hd. vocal ist *e* bis auf folgende nüancen (vgl. *bett* Anz. XIX 355). *ä* ist sehr häufig im gebiet der oberen Sieg, zwischen Westerwald, Rhein und unterer Lahn, zwischen Vogelsberg und Röhn (an der obersten Fulda einige *a*, *aä*, *ae*) und nördlich und nordöstlich davon bis zum Thüringerwald, seltner im Moselgebiet, im übrigen hessischen, im thüringischen und obersächsischen, vereinzelt im elsässischen und schlesischen (hier neben ebenso vereinzelten *a*); *ö* vereinzelt am Frankenwald, sonst im südlichen Baiern wie bei *bett* aao. vocaldehnung wird oft für das ripuarische bezeugt (teils durch *ä*, teils durch *fs*) und wechselt besonders südlich Jülich-Brühl mit diphthongierung (*ei*, namentlich *beister*, s. o.); sonst noch *ei* in einem kleinen bezirk nördlich von Würzburg mit Arnstein als mittelpunct.

Zum *-er* vgl. u. *winter* Anz. XIX 110 (*wasser* 283, *bruder* o. s. 110, *häuser* o. s. 218), doch ändere man dort die ungenaue angabe z. 17 f über *-e*, *-ä* rechts der unteren Oder dahin, dass diese allem nd. lande von Stettin-Landsberg bis zur hd. enclave an der unteren Weichsel zukommen; eingehndere behandlung bleibt vorbehalten bis nach vollendung aller oder der meisten *-er*-paradigmen. bei *besser* wechselt das ripuarische *-e* mit gänzlichem schwund der endung (*bäs*, *beis*), aufser in den erwähnten *st*-formen (nie *beist*).

Die Dänen haben *bäer*, *bär*, nur im nördlichsten zipfel öst-

lich von Ripen *beier*, *bäier*, auf Alsen und der gegenüberliegenden küste öfter *bä*; die Friesen *bē(e)r* (selten *bäer*) auf den Halligen und dem nördlichsten und südlichsten festlandsteil, *bēter* auf Sylt, *bēdar* auf Amrum, *bēder* auf Föhr und der mittleren küste (vier orte der letzteren *bēdere*, *bēdre*).

40. *fleisch* (satz 19).

Der nd. und md. vocalismus stimmt im grofsen und ganzen zu *heifs* (o. s. 96ff). von den dortigen *hitt*- und *hett*-bezirken haben der an der untern Elbe und der am Frischen Haff hier *ē*, der zwischen Wittingen und Salzwedel schwanken zwischen *ē* und *eī*, der niederrheinische *eī* (sodass dies *eī* mit den unter *heifs* angeführten diphthongdistricten bei Isselburg und zwischen Ruhr und Wupper éin *eī*-gebiet ausmacht, das rechtsrheinisch bis über Dinslaken und Wesel noch hinausgreift); an der unteren Vechte von Neuenhaus abwärts hier *ei*, *äi* (dort *hēt*); zwischen Cassel und der *ik/ich*-linie von Zierenberg bis Witzenhausen noch ein schmaler hd. *eu*-streifen (dort *heifs*); an der russischen grenze um Strasburg hier nur vereinzelte *ei* neben regelmäfsigem *ē* (dort consequentes *heit*). ergänzt sei hier, dass die auch bei *fleisch* widerkehrenden zahlreichen ostpreufsischen *ȫ* wol ohne lautliche bedeutung und aus sogen. umgekehrter schreibung zu erklären sein dürften, weil sonstiges *ö* dort zu *e* entrundet ist (vgl. zb. unter *müde* Anz. XIX 353f), doch werden sie geschlossenes *ē* anzeigen sollen (vgl. hingegen unter *zwei* o. s. 101, wo aber z. 15 *zwǟ* st. *zwā* zu lesen ist). die bei *heifs* noch sehr schwankende gegend des Vogelsberges hat bei *fleisch* schon consequenteres *ā* (ostwärts von Schotten-Wenings *oa*); zwischen Andernach, Mayen, Adenau eine *flösch*-enclave (dort nur *häfs*); in Lothringen hier viel durchgeführteres *ā*, das bis zur elsässischen grenze vorherscht, wenn es auch mit vielen diphthongformen noch durchsetzt ist (das *ai* von Coblenz, Ems an hier viel weiter südwestlich noch in der ganzen Hunsrückgegend und südlicher bis Birkenfeld und Oberstein, ja vereinzelt bis Saarbrücken; *eī* besonders um Bolchen und StAvold).

Hingegen sind im obd. süden die vocalischen abweichungen zwischen beiden paradigmen viel erheblicher. so ist die südgrenze des grofsen *ā*-gürtels hier bedeutend eingeschränkter; nachdem sie bereits in der Pfalz (bei Kirchheimbolanden und Pfeddersheim) eine kleine einbufse erlitten, nimmt sie namentlich von der politischen grenze Baierns zwischen *Crailsheim* und Dinkelsbühl an ihren eignen, freilich sehr schwankenden verlauf über *Rothenburg*, *Windsheim*, Neustadt, ganz unsicher weiter bis Hollfeld, *Weismain*, Steinach, *Cronach*, Lichtenberg, *Tanna*, *Ölsnitz*, Schöneck; freilich erscheinen versprengte *ā* noch südlicher bis zu der für *heifs* gegebenen grenze. ebenso ist der westschwäbische *oa*-bezirk hier viel beschränkter: seine westgrenze ist vom westlichen *ai* (das auch um Renchen, Achern, Bühl gegen-

über dortigem *heis*, *häis* herscht) stark zurückgedrängt, und wenn auch vereinzelte *oa* bis zu der für *heis* beschriebenen linie noch sich finden, so liegen doch von den dort aufgezählten orten Dornstetten, Freudenstadt, Schiltach, Villingen, Bräunlingen, Löffingen nicht mehr innerhalb des für *fleisch* abgrenzbaren *oa*-gebietes; von den orten seiner ostgrenze liegen hier Grötzingen aufserhalb und Ravensburg innerhalb derselben; die *ō* am Bodensee fehlen für *fleisch* völlig. die östliche scheide des ostschwäbischen *oi*, *oe* schneidet hier die Donau schon oberhalb Donauwörth und zieht dann unsicher gen sw. auf Mindelheim zu, wenn auch versprengte *oi* noch bis zum Lech hin sich finden. die wesentlichste abweichung aber besteht in dem ganz Baiern östlich von diesem *floisch*- und dem oben begrenzten *fläsch*-gebiet beherschenden, consequenten *fleisch* (gegenüber *hoafs*, *hoifs*, *hāfs*); die *ei*-schreibung ist hier ebenso rein wie beim *ei* < mhd. *ī*, und wie bei diesem fehlen hier selbst die *ǟ*-formen am Böhmerwalde nicht (vgl. Anz. XVIII 411).

Die auslautende consonanz erscheint als *-s*, *-fs* in der gegend, die zwischen dem westlichen teile der *ik/ich*-linie, der oberen und mittleren Ruhr und der ungefähren linie Dortmund-Gronau liegt, sowie nördlicher längs der holländischen grenze, besonders im Vechtegebiet, und wider an der untersten Ems und am Dollart von Papenburg bis über Emden hinaus; aufserdem vereinzelter zwischen unterster Weser und unterster Elbe etwa bis zur Wümme; endlich zwischen Hamburg, Lauenburg, Lübeck. vorwiegend *sk* (selten *schk*) wird geschrieben in allem lande, das zwischen jenem westfälischen *s*-streifen einerseits, dem 27 längengrade und der unteren Weser (von der Allermündung abwärts) anderseits gelegen ist; verstreut erscheint es aufserdem von der Lüneburger Heide nordostwärts über die Elbe bis nach Mecklenburg hinein. einzelne *-s* und *-sk* noch an der hinterpommerschen küste. vgl. die andre verteilung der *s*-schreibungen bei *schnee* o. s. 91.

Im thüringischen, obersächsischen, schlesischen zahlreiche dativendungen *-e*, allerdings meist mit vorangehndem artikel.

Die Dänen haben *kjör*, *kjöd*, *kjö*, deren unterschied bei der rudimentären aussprache des dän. *r* und *d* im auslaut nur graphisch sein wird. von den Friesen steht Sylt für sich mit *mēt*; sonst gilt für Amrum, Föhr und die Halligen *fläsk*, für Oland *flōsk*, für die küste sowie für das Saterland *fläsk* (statt *-sk* oft *-sch* geschrieben).

41. *weh* (satz 8).

Das synonyme *sēr* bildet längs der holländischen grenze von Wilhelmshaven bis Gronau ein scharf abgegrenztes gebiet (daneben besonders in seinen nördlichen und südlichen gegenden *sǟr*): seine ostscheide folgt vom Jadebusen an ungefähr der oldenburgischen grenze bis zum schnitt mit der Haase, schliefst südlicher Fürstenau und Freren ein, trifft die Ems unterhalb Rheine, die

Vechte oberhalb Schüttorf und läuft südlich an Gronau vorbei auf die reichsgrenze. das übrige Oldenburg und die gegend um Syke, Hoya, Bremen, Osterholz gebrauchen statt *tun mir weh* gewöhnlich *killt* (*kellt*) *mi*.

Das sonst überall vorhandene *weh* stimmt mit seinem vocalismus in Niederdeutschland im allgemeinen zu *schnee* (o. s. 102), nur etliche der dortigen besonderheiten treffen hier nicht zu und werden sich daher wenigstens teilweise aus anlehnung an *schneien* erklären: es fehlt für *weh* das *ei* an der unteren Oste und das *ie* im östlichen Wagrien; um Osnabrück nur erste anfänge der diphthongierung; *ē* an der verschiebungslinie nördlich von Cassel nur in der ausdehnung wie bei *heifs* (o. s. 98); ebenso nur die beiden nd. *eu*-bezirke wie bei letzterem; es fehlt die *ie*-enclave östlich von Hannover (hier nur *wei*); östlich der Weichsel nur éin deutlich begrenzbares *wie*-gebiet innerhalb der hd. enclave mit Elbing, Pr. Holland, Liebstadt, Mohrungen, Christburg, Saalfeld, Liebemühl; der *ei*-bezirk in der mark Brandenburg ist hier besonders gegen so. eingeschränkter und reicht nur bis *Fürstenfelde*, Cüstrin, Seelow, Müncheberg, *Fürstenwalde*, Beeskow, *Storkow*, Buchholz, *Golssen*, Luckau, Dahme, *Jüterbogk*, Seyda usw. (wie bei *schnee* aao.).

Auch auf hd. boden ist im grofsen und ganzen die vocalische entwicklungsverwantschaft von *schnee* und *weh* unverkennbar. ich beschränke mich auf folgende abweichungen, die freilich einen kartenentwurf von *schnee* nach meinem bericht voraussetzen; eingehndere combination bleibt vorbehalten, bis alle hierher gehörigen paradigmen verarbeitet vorliegen. die grenze des grofsen *wie*-gebiets im w. stimmt zu *schnie* (und *grūfs*) bis Lauterbach, zieht dann aber zwischen *Alsfeld*, Grebenau, *Schwarzenborn*, Hersfeld, *Rotenburg*, Sontra, Waldkappel, (nach w. biegend) Melsungen, Felsberg, *Homberg*, *Gemünden*, Frankenau, *Battenberg*, Hallenberg, *Berleburg*, Schmallenberg, Hilchenbach, Siegen, *Haiger*, *Freudenberg*, *Waldbröhl*, Eckenhagen, Gummersbach (südwestlich von beiden wider *wēe*), Wipperfürth, Hückeswagen, *Remscheid*, Lüttringhausen, *Gräfrath*, *Wülfrath*, Kettwig, Mülheim (um Mülheim, Kettwig, Velbert, Elberfeld, Barmen wider *wia*), Duisburg, *Angermund*, Kaiserswerth, *Düsseldorf*, *Neufs*, Crefeld, *Kempen*, Geldern, *Straelen*; innerhalb dieses complexes fehlen die für *schnee* gezeichneten *eï*-enclaven für *weh* (nur einzelne *weï*, *wej* nördlich der untersten Lahn und südlich von Biedenkopf); in den hessischen teilen überall versprengte *wē*; überwiegende *ïe* im w. nördlich der Schnee-Eifel längs der reichsgrenze etwa bis Blankenheim-Jülich-Crefeld, ferner um Remscheid und nordöstlicher, sowie an der Sieg etwa innerhalb Waldbröl-Altenkirchen-Haiger. die westgrenze des östlichen *wie*-gebietes zieht über den Rennstieg und weiter über *Eisenach* und *Creuzburg*, um dann ganz unsicher gen no. zu laufen; von den für *schnee* bezeichneten drei *ē*-enclaven inner-

halb dieses gebietes ist die im n. des Erzgebirges für *weh* viel eingeschränkter und reicht nördlich nur bis Werdau, östlich nur bis Hartenstein-ObWiesenthal, die beiden schlesischen fehlen ganz. dem grofsen *schnei*-bezirk zu beiden seiten der Fulda entspricht, soweit die *wie*-formen nicht schon in seine gegenden hineinreichen, gröstenteils *wē*, nur an der Hainleite wider etliche *weī* und an der Werra zwischen Berka und Witzenhausen viele eingestreute *wie*. die *ia* zwischen Münnerstadt-Königshofen und Hammelburg-Schweinfurt fehlen bei *weh*, dafür (wie südlicher bis Würzburg) *wea*, *wda*. von den grenzorten des schwäb. *ai*, *ae* bringe man auf der kartenskizze von *weh* Riedlingen, Spaichingen, Tullingen, Beilstein auf die andre seite der linie wie bei *schnee*.

Als besonderheiten treten auf dem rechten Regnitzufer etwa bis Forchheim-Pottenstein-Hollfeld-Bamberg neben *weh* und seltnerem *wie* die formen *weg*, *wech*, *wig*, *wich*, *wieg*, *wiech* auf.

Formen mit endung *-e* häufig in Westfalen (*weue*, *weie*), vereinzelt auch in den östlicheren teilen jenes grofsen diphthongierungsgebietes, häufig dann wider in der gegend von Magdeburg und in nordöstlichem bogen bis gegen Berlin hin (*wehe*).

Die nördliche hälfte des plattdänischen reichsgebietes hat *undt* (selten *ondt*), die südliche *wē*, Alsen schreibt *wie*; die Nordfriesen gebrauchen *sier*, auf Amrum und Föhr *siar*, in den südlichsten küstenorten *wie*, *wier*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

ENTGEGNUNG.

Die im Anz. xx 42 ff abgedruckte besprechung meiner 'Erasmusstudien' durch hrn Max Herrmann wird mir die erwünschte veranlassung geben, die frage nach dem geburtsjahr des Erasmus einer nochmaligen untersuchung zu unterziehen. an dieser stelle gestatte ich mir, auf folgende puncte aufmerksam zu machen:

1) S. 46 bemerkt H., dass Knight zu der annahme, Colet sei 1466 geboren, nur auf grund der von mir citierten stelle des Erasmischen briefes gekommen sei, indem Knight 1466 für das geburtsjahr des Erasmus hielt. ich ersuche H., den beweis für diese behauptung anzutreten. Knight selbst gibt in seinem Leben Colets keine angabe, wann Erasmus geboren, in seiner Erasmus-biographie nimmt er als Erasmus geburtsjahr 1467 (!) an (vgl. s. I meiner Erasmusstudien). an der Knightschen angabe, dass Colet 1466 geboren, hatte und habe ich umsoweniger anlass zu zweifeln, als die von Knight mitgeteilte, sicher kurz nach Colets tode gesetzte grabinschrift unzweifelhaft 1466 ergibt.

2) S. 45 behauptet H. gegen s. VI meiner arbeit, die angaben des Baselers JHerolt enthielten keinen widerspruch. Herolt gibt an (Erasmi opp. VIII 635 E), Erasmus sei 28 oct. 1467 geboren und 12 juli 1536 '*iam septuagenarius*' gestorben. *septuagenarius* kann bedeuten: 1) im 70 jahre stehend, 2) 70 jahre alt, 3) allgemein: ein siebziger. im 1 falle

würde als geburtsjahr 1466, im 2 1465, im 3 1465, 1464, 1463 usw. anzunehmen sein. auf alle fälle aber ist 1467 ausgeschlossen. die angaben Herolts enthalten also einen nicht zu beseitigenden widerspruch und sind daher nicht verwertbar.

3) Am schluss spricht H. von der 'sicherheit, mit der sich R. für 1466 entscheidet'. im schlusswort (s. XVIII) betone ich: '... gehn auch die äufserungen des Erasmus ... nicht auf ein einziges jahr zurück, so erweist sich doch 1466 als das jahr, das ... die gröste ... wahrscheinlichkeit für sich hat, als das geburtsjahr zu gelten'.

4) Ferner behauptet H.: 'die monatsangaben der drucke scheinen ihm dagegen (gegenüber den jahreszahlen) offenbar über jeden zweifel erhaben zu sein, eine inconsequenz in der skepsis, die mitunter bedenkliche folgen haben kann'. H. scheint nicht zu beachten, welche verschiedenheit in der überlieferung der jahreszahlen gegenüber den monatsangaben besteht. s. 5 meiner arbeit habe ich die notwendigkeit betont, auf die jeweilige editio princeps der einzelnen briefe zurückzugehn, da die spätern ausgaben vielfach abweichungen und, was hier besonders in betracht kommt, willkürliche zusätze (vor allem bei den jahreszahlen) aufweisen. für den wert der ed. princ. spricht der umstand, dass daselbst die briefe auf grund der hslichen vorlage (concept oder original) abgedruckt sind, während bei den späteren drucken nur in wenig fällen eine vergleichung mit der hslichen vorlage und eine verbesserung darnach nachzuweisen ist, wie ich an anderer stelle ausführlich darzulegen gelegenheit haben werde. dadurch, dass die monatsangaben — im gegensatz zu den meist erst später hinzugesetzten jahreszahlen — in der ed. princ. bezeugt sind, ist für ihre richtigkeit eine wichtige stütze gewonnen, die noch wesentlich durch die erwägung gestärkt wird, dass bei den meist nach dem römischen calender oder durch festbezeichnungen ausgedrückten monatsangaben weniger leicht lese- und druckfehler vorkommen können, als bei den jahreszahlen.

Dresden, april 1894. ARTHUR RICHTER.

Zu meiner freude sieht hr dr Richter offenbar die unhaltbarkeit seiner methode ein: gegenüber der sicherheit, mit der er seine frage gelöst zu haben meinte, hält er nun doch eine nochmalige untersuchung für nötig, für die er uns hoffentlich mit reichem neuem material beschenken wird. bevor er sie beendet, wird er hoffentlich weiter einsehen, dass er seinen behauptungen den anschein der sicherheit verleiht, wenn er sie mit sätzen abschliefst, wie sie jetzt bei ihm s. XVIII f zu lesen sind: '... so dürfen auch wir kein bedenken mehr tragen, dieses jahr fernerhin als das geburtsjahr des Erasmus anzusehen' und '... so muss 1466 sein geburtsjahr sein'. ich empfehle ihm ferner das studium des causalsatzes, in dem ich meine beurteilung des Heroltschen zeugnisses begründet habe: bisher hat er ihn offenbar übersehen. ziemlich ebenso überflüssig, wie infolge dessen seine ausführungen unter nr 2, ist die belehrung, die er mir unter nr 4 zu

erteilen meint: sie wäre am platze, wenn ich die extreme theorie vertreten hätte, die monatsdaten wären ebenso unzuverlässig wie die jahresangaben; statt dessen bemängelte ich nur seine nach der entgegengesetzten seite hin mindestens ebenso extreme praxis, die monatsdaten ohne jeden zweifel zu übernehmen.

Dass R. sich meine anschauungen über den wert seines materials zu eigen gemacht, beweist auch punct 1 seiner 'Entgegnung'. R. hätte den brief des Erasmus an Justus Jonas gewis nicht so an die spitze seiner einwände gestellt, wenn er nicht im gegensatz zu seiner früheren beweisführung, welche die stelle nur zur bestätigung der sattsam bekannten tatsache heranzog, dass Erasmus 1519 das jahr 1466 für sein geburtsjahr hielt, jetzt mit mir einsähe, dass dieser brief für die weit wichtigere feststellung über die ansicht zu verwerten ist, die Erasmus 1499 über sein geburtsjahr hegte, sobald wir das geburtsjahr des JColet mit sicherheit zu fixieren wissen. unsere anschauungen gehn jetzt nur noch in der frage auseinander, ob diese bedingung erfüllt ist. R. bleibt bei seinem ja, ich bleibe bei meinem nein. freilich habe ich wol etwas zu rasch Knights ansetzung (1466) auf den genannten brief des Erasmus zurückgeführt, weil Knight keine quelle angibt und jenen brief als hauptstütze seiner ganzen darstellung benutzt hat. aber noch weniger glücklich ist R., wenn er Colets grabstein zur grundlage seiner (und Knights?) berechnung wählt. 'unzweifelhaft' ergibt dieser grabstein als Colets geburtsjahr 1466? dann würde als Erasmus geburtsjahr 'unzweifelhaft' 1465 sich ergeben. denn Colet ist — und hier kann ich das wort unzweifelhaft wol ohne gänsefüſschen verwenden — im januar geboren: 'zwei bis drei monate später' als Erasmus, dessen geburtstag auf den 28 oct. fällt. Colet jan. 1466 dh. Erasmus oct. 1465. und damit hätte R. seine eigene theorie beseitigt. tatsächlich aber ergibt Colets grabstein überhaupt nichts 'unzweifelhaftes'. Colet starb sept. 1519, und seine grabschrift sagt: '*vixit 53 annos*'. das kann natürlich gerade so gut heiſsen: er starb im 53 lebensjahre wie: er hat das 53 lebensjahr überschritten; also: er ist jan. 1466 oder 1467 geboren. daraus folgt weiter: Erasmus hielt 1499 entweder 1465 oder 1466 für sein eigenes geburtsjahr. und so muss ich diese antwort widerum mit den worten schliefsen: 'als ergebnis der ganzen untersuchung bleibt nur die erkenntnis, dass wir mit hilfe des vorhandenen materials das geburtsjahr des Erasmus nicht bestimmen können'.

Berlin, 9 mai 1894. MAX HERRMANN.

ZUR KLAGE EINES EHEMANNES (Zs. 38, 153).

Die bemerkung Roethes zu v. 5 dieser klage gibt den sinn des ausdruckes *sandritter* dh. *san dritter* als selbdritter richtig an. Schmeller II² 285 belegt und erklärt ihn als *samt-dritter*, wobei *samt* wol für ein älteres *sam* eingetreten sei. KEINZ.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XX, 4 October 1894

Altgermanische metrik. von EDUARD SIEVERS. (Sammlung kurzer grammatiken germanischer dialecte. herausgeg. von WBRAUNE. ergänzungsreihe II.) Halle, MNiemeyer, 1893. XVI und 252 ss. 8°. — 5 m.

Dieses buch ist der etwas erweiterte und umgestaltete ursprüngliche entwurf der kürzeren darstellung, welche Sievers von demselben stoffe im II bande von Pauls Grundriss gegeben hat. das werk scheidet sich in eine objectiv statistische darlegung der metrischen tatsachen und einen subjectiven teil, als welchen S. selbst alles 'entwicklungsgeschichtliche, namentlich den versuch einer vollständigen rhythmisierung' bezeichnet. beide teile sind mit absicht gänzlich getrennt von einander gehalten worden.

In einer einleitung gibt S. eine kurze übersicht über die verschiedenen theorien, welche vom metrum des allitterationsverses aufgestellt worden sind, und setzt sich mit seinen gegnern auseinander. indem er dann den stichischen character der westgerm. allitterationsdichtung erörtert, knüpft er daran den satz, dass man im gegensatz zum strophischen character der nordischen allitterationspoesie auch 'das germanische epos, soweit es für den einzelvortrag bestimmt war, für stichisch, höchstens tiradenartig gegliedert werde erklären dürfen', eine vermutung, die mindestens ebenso wahrscheinlich ist, wie die gegenteilige, soweit dadurch nicht zugleich ein praejudiz über die dichtungsart gegeben sein soll, welcher der in der allitterationspoesie verwendete vers entstammt. im anschluss daran verteidigt S. seine ansicht, dass für diese allitterationspoesie der sprechvortrag oder der recitatorische vortrag ('sprechvortrag mit freier intonation') anzunehmen sei, und da neuestens auch Heusler das gleiche als seine und Möllers ansicht hinstellt, so dürfte dieser teil der frage nun wol einer weiteren discussion entraten können. dann folgen die bekannten 5 typen S.s, welche die schemata der allitterationsverse nach ihrer silbenzahl, der stellung und quantität betonter und unbetonter silben umschreiben, den früheren aufstellungen gegenüber mit geringen modificationen, unter denen die wichtigste ist, dass der früher als erweitertes E bezeichnete typus jetzt als ein erweitertes A angesehen wird (s. 32, nr 3c). darauf werden

allitteration (und reim), das verhältnis von versbau und satzaccent, sowie von vers- und satzgliederung erörtert. bekanntlich macht sich im allitterationsvers eine besonders enge beziehung zwischen der versbetonung und einer rhetorisch gesteigerten prosabetonung, eine aufserordentliche empfindlichkeit des verses gegen jede eigenheit des natürlichen accentes geltend [1], wie sie mir nur bei einem sprechvers verständlich ist. ich wundere mich, dass in diesem zusammenhang § 30, 2b nicht auf den beweis eingegangen ist, den das enjambement liefert. die zusammengehörigen satzteile, welche durch dasselbe von einander getrennt werden, werden durch eine eigenartige betonung wider zusammengeschlossen. dieser eigentümlichkeit muss die verstechnik folgen und solche wörter, wenn sie auch sonst wenig betont sind, an die stabstelle setzen, zb. Hel. 5401 *was thâr ôc bi sînon | sundion giheftid*, oder in dem häufigen *werthan* oder *wesan an thesaro weroldi*, mit *werthan, wesan* als hilfszeitwörtern, zb. 998. in den vier folgenden abschnitten reiht sich dann eine eingehnde erörterung der an., ags., alts. und ahd. metrik an.

Was bis hierhin vorgetragen ist, stellt S. auch heute noch als das objective tatsachenmaterial hin, welches zunächst unserer beobachtung untersteht, mit dem aber 'eine darstellung der positiven regeln der altgermanischen verskunst nicht in vollem umfange gelöst ist' (s. VII), eine 'statistische classification der vorkommenden natürlichen betonungsformen' (s. 8), als 'einfachen ausdruck einer reihe statistisch gefundener positiver einzelregeln der verstechnik' (s. 8), 'die durch directe vergleichung der denkmäler erreichbaren resultate' (s. 9). obwol S. die verse vor jahren schon so gelesen hat, wie er sie jetzt rhythmisiert (s. x, vgl. auch s. VIII unten), obwol er vom anfang seiner metrischen studien an 'natürlich von einer bestimmten gesamtauffassung geleitet (s. VIII),

[1] diesen allgemein anerkannten satz darf man indessen nicht misverstehn. es steht sicher nicht so, dass jede betonung im allitterationsvers mit der betonung desselben satzes in prosa übereinstimmt. die durchgehnde bevorzugung des nomens vor dem verbum widerstreitet zb. der sonstigen erfahrung, dass 'im isolierten satze das psychologische praedicat als das bedeutsamere, das neu hinzutretende, stets das stärker betonte element ist. dies dürfen wir wol als ein durch alle völker und zeiten durchgehndes gesetz betrachten' (Paul Principien² 101). wie andere momente, so werden in der poesie auch betonungstypen leicht verallgemeinert, und das dürfte besonders zutreffen in einer poesie, die so viel manier verrät, wie die allitterierende. solche verallgemeinerungen gehn wol zunächst aus dem versbedürfnis hervor, werden aber dann zur eigenheit des poetischen, sich vom prosaischen gern unterscheidenden stils und zugleich zum hilfsmittel für das gedächtnis, welches die überlieferung der poesie allein zu tragen hat. auch gewisse andere willkürlichkeiten wird diese poesie sich ebensowenig versagt haben, wie sonstige versificationen. die gleichen satzglieder stehn im typus A³ und in den typen B und C mit rhythmisch verschiedenem werte. man wird auch zuweilen einen ton willkürlich etwas gehoben oder herabgedrückt haben, so dass die grenzen zwischen den verschiedenen typen nicht überall fest bleiben.

von einer bestimmten auffassung der betreffenden rhythmischen formen ausgegangen war' (s. IX), so hatte er bis hierhin doch 'auf den versuch einer vollständigen rhythmisierung der verse vorläufig verzichtet' und 'sich ferner mit vollem bewustsein der aufstellung einer entstehungshypothese enthalten' (s. 9). auch jetzt gibt er die möglichkeit zu, dass man sich zwar nach seiner darstellung über die empirischen gesetze der versbildung orientieren, aber doch an den theoretischen ausführungen des 7 abschnitts anstofs nehmen könne (s. XI). ich meine, dass man den S.schen statistisch gefundenen positiven einzelregeln der verstechnik, diesen geradezu befreiend würkenden ergebnissen seiner im hauptsächlichen anschluss an Rieger unternommenen früheren arbeiten nicht auf allen seiten gerecht geworden ist, dass man über dem gefühl einer nicht vollkommenen inneren befriedigung und dem wunsche oder auch der hoffnung, über diese ergebnisse hinaus gelangen zu können, zu sehr vergessen hat, dass diese ebenso entsagungsvolle wie scharfsinnige und gelehrte untersuchung eines spröden materials uns doch wenigstens endlich die sicherlich nicht zu unterschätzende gewisheit gegeben hat, welche gestalt ein allitterationsvers haben kann und welche nicht, und so erst die grundlage geliefert hat auch für diejenigen, die über S. hinausgelangt sind. ich kann es darum verstehn, wenn S. den auch in der öffentlichkeit nicht immer billig urteilenden gegnern gegenüber unmutig geworden ist, und nun auf beiden seiten worte fallen und urteile ergehn, die im interesse der sache besser unterblieben wären. S. hätte sich vielleicht sagen dürfen, dass gerade die unantastbarkeit seiner ergebnisse den lebhaften wunsch rege machen muste, das wesen der nunmehr feststehnden und deutlich geschauten tatsachen zu ergründen. ist es nicht ein sprechender erfolg, wenn eine untersuchung eine so umfangreiche litteratur anregt, wie es die S.sche getan hat? es ist offenbar andern ähnlich wie mir ergangen, nämlich wie einem, der die einzelnen züge eines bekannten gesichts deutlich vor sich sieht und sich verlangend abmüht, das ganze gesicht zu schauen. S. selbst gibt zu, dass seine typen nur die äufserliche formulierung der statistischen tatsachen waren (vgl. s. 9f). er muste darum gewärtigen, dass seine classification leicht modificiert werden könne. und das ist von verschiedenen seiten nicht lange nach ihrer veröffentlichung, und zwar m. e. mit den besten gründen geschehen. dabei denke ich hauptsächlich an die nachweise, dass die typen nicht immer so zusammengehören, wie S. sie geordnet hat, viel weniger an neue formulierungen derselben, die vielleicht zweckmäfsiger, darum aber doch kaum weniger äufserlich waren. trotzdem erscheinen, ich muss gestehn einigermafsen zu meiner verwunderung, die alten typen in der früheren anordnung wider. wenn nun aber gar in dem neuen teil des buches, dem 7 abschnitt, den S. selbst als den subjectiven teil bezeichnet, der die entwick-

lungsgeschichtlichen untersuchungen und den versuch einer vollständigen rhythmisierung bringt, die ursprünglichen typen ihre historische rechtfertigung erhalten, so kann dás von vornherein für die objectivität dieses subjectiven teiles nicht gerade einnehmen.

S.s entwicklungsgeschichte geht aus von einem urvers, den er dem vers der altind. gāyatrī gleichsetzt × ×́ × ×́ × ×́ × ×́. schon vor der germ. zeit hatten sich die teile und damit die icten je nach der syntaktischen gliederung verschieden gruppiert, zb. × ×́ × | ×́ × ×́ × ×́; × ×́ × ×́ | × ×́ × ×́ usw., bis zu 5 schematen. durch den germ. accent wurden in diesen gruppen deutlicher haupthebungen von nebenhebungen abgesondert, indem sich mit dem wortaccent auch die syntaktischen betonungsverhältnisse stärker der berücksichtigung aufdrängten (den obigen schematen entsprechend, nun × ×́ × | ×́ × ×̏ × ×̀ und × ×́ × ×̀ | × ×́ × ×̀)[1]. die weiterwürkenden factoren waren erstens, wie im anschluss an Möller angenommen wird, die sprachlichen synkopen, die zb. aus *wīsafástaz* | *wórdamìz* ein ags. *wī́sfæ̀st* | *wórdùm* gestalteten, und zweitens, wie S. auf grund einer anregung des dr Saran annimmt, die unterdrückung der nebenhebungen (schwächsten hebungen), welche eine notwendige folge des übergangs vom tactmäfsigen gesang zum sprechvortrag war (s. 173. 186). so entstanden aus jenen 5 schematen die 5 typen. sie unterscheiden sich von jenen 1. durch die grösteuteils durchgeführte unterdrückung der schwächeren hebungen, 2. durch die einschränkung der auftacte, 3. durch die besonders im an. und ags. häufige verminderung der silbenzahl der verse, 4. durch die regelung der als auflösung bezeichneten erscheinung. der schwellvers muss durch dieselben entwicklungszüge aus einem andern grundvers entstanden sein. es liegt nahe zu vermuten, dass auch er noch über die germ. zeit hinausgehe und geschichtlich etwa mit einem der längeren ind. versmafse, wie dem elfsilbigen trishṭubh oder der zwölfsilbigen (und sprachlich vorwiegend dreiteiligen) jagatī zu verbinden sei (s. 213).

Man kann zugestehn, dass diese grundgedanken mit ungewöhnlichem geschick durchgeführt sind, und man muss anerkennen, dass auch dieser teil des buches eine fülle trefflicher gedanken und anregender beobachtungen enthält; aber die theorie muss ich ablehnen, weil ich die grundgedanken, auf denen sie aufge-

[1] also nicht in dem sinne, dass regelmäfsige dipodien entstanden, etwa $2\frac{4}{4}$ tacte statt $4\frac{2}{4}$ (Möller Zur ahd. allitterationspoesie s. 111), sondern in dem sinne, wie er noch für Otfrids vers gilt. solche verse sind grundsätzlich zunächst nicht von denen mit 4 gleichen icten verschieden und können mit ihnen wechseln. eine grundsätzliche scheidung ist weder durch den allitterationsvers, noch durch Otfrids vers, noch durch den mhd. volkstümlichen vers erwiesen, denn es ist etwas wesentlich davon verschiedenes, wenn im allitterationsvers, lediglich unter dem einfluss der allitteration, die zwei teile des verses, die ihrem ursprung nach ungleich sein können, sich im gewicht untereinander ausgleichen.

baut ist, die würksamkeit der vorausgesetzten entwicklungsfactoren nicht anzuerkennen vermag. wir wollen die möglichkeit nicht bestreiten, dass auch einmal ein alter sang in seinem alten text über eine durchgreifende, die silbenzahl der wörter antastende sprachveränderung hinaus bewahrt worden sei, indem der text in der neuen gestalt das metrum zu concessionen gezwungen habe, die eine würkliche veränderung des rhythmus in seinen unterteilen oder gar in seinen hauptgliedern bedeuten, mit andern worten, dass ein altes lied nunmehr in einem mafse erklungen sei, welches neben dem alten mafse als ein würklich anderes hätte erscheinen müssen. aber wo hat man die historischen beweise dafür? wenn an der allmählichen ausfüllung der senkungen in unserer verskunst auch die sprachveränderung ihren anteil hat, so ist das doch eine veränderung in der sprachlichen betonung, die fortschreitende würkung der wurzelaccente. aufserdem sind die verse, wie sie Konrad v. Würzburg und noch spätere bauen, dieselben — soweit es hier darauf ankommt —, die auch Otfrid neben solchen wie ́ ̀ ̀ ̀x und gleichwertig mit diesen baute. die regel ist jedesfalls, dass der rhythmus das bleibende ist, und dass die texte, wenn sprachveränderungen das nötig machen, sich umgestalten, bis sie dem rhythmus, dh. dem bestimmten bewegungsgefühl oder der akustischen erinnerung genügen. es ist dasselbe, wie wenn jemandem einzelne worte eines textes entfallen; er gruppiert dann entweder die unterteile des rhythmus etwas anders, oder er setzt andere worte ein; der vers bleibt jedesfalls derselbe. auch in dem beschränkten mafse, wie es s. 158f fürs as. angenommen wird, ist mir die beeinflussung des metrums durch die sprachliche entwicklung noch fraglich. selbst wenn es sich nur darum handelte, dass zweisilbige senkung zulässig würde, wo sie es früher würklich nicht gewesen sein sollte, würde ich immer noch an die möglichkeit einer änderung der sprache, das verhältnis der betonten zu den unbetonten silben betreffend, oder an eine veränderung des poetischen vortrags denken. die von S. § 116, 5 besprochenen sogenannten C[a], wie *that hie sia sô hêlaglîco,* sind allerdings schwer zu beurteilen. wenn die formel . . . ́ ̀ × richtig den ganzen umfang des typus C bezeichnet, so muss ein solcher vers entweder so gesprochen worden sein, dass er in irgend einer weise dem typus genügte (und die ungewöhnliche aussprache könnte wol nur eine reduction der hochbetonten silbe *hê-* bedeuten), oder aber er folgt einem anderen geläufigen typus. dass eine neue form entstehe, die würklich um eine silbe länger sei, als frühere formen, kann ich nicht glauben. Hel. 4785 list Mon. *mînes fader gefrummien*; das ist A mit zweisilbigem auftact und doppelallitteration. Cott. list aber *mînes fader frummien.* hier ist gewis die allitteration nicht übersehen worden, dann können wir aber auch diesen vers nur als A auffassen, also mit einer ungewöhnlichen form dieses typus.

ohne den zwang der allitteration würde der vers ein regelrechtes C[1] sein. die willkür in der betonung muss aber ebenso gut möglich sein, wenn es statt *frummien* heifst *wirkean*. also den vers *mînes fader wirkean* konnte man nach C und nach A lesen. die betonung war je nachdem etwas verschieden, und die glieder ordneten sich anders; aber sie blieben innerhalb desselben metrischen rahmens. wir finden es hier zugleich bestätigt, dass die einzelnen typen in einander übergehn; die formen, von denen wir sie ableiten, sind ja auch nur variationen desselben grundschemas. ein sprachlicher vorgang, von dem man gewis vermuten könnte, dass er die metren umgestaltet habe, wenn man bedenkt, dass er notwendig beim verse berücksichtigung verlangte und dadurch die metrische verwendbarkeit der wörter beträchtlich eingeschränkt wurde, ist die verschiebung des germ. accentes. trotzdem wüste ich, von dem oben s. 340 hervorgehobenen moment abgesehen, eine bestimmte rhythmusumgestaltende würkung desselben nicht wahrscheinlich zu machen. freilich müsten wir dafür auch wol genauer wissen, wie denn vorher ein vers gebaut war.

Mit rücksicht auf Sarans hypothese hätten wir die frage aufzuwerfen, wie verhielt sich überhaupt die 'melodie' eines vorgerm. liedes zur rhetorischen declamation desselben? doch sicher nicht so, wie beide sich in unseren tagen verhalten. die melodie hat sich in jener zeit doch wol eng an den declamatorischen vortrag angeschlossen, und wenn die beiden sich mit der zeit weiter voneinander entfernt haben, so ist das allmählich geschehen. aufserdem haben wir für den fall, dass ein gröfserer abstand anzunehmen ist, zu fragen, wie weit war der verf. eines liedes bei der rhythmischen gestaltung von der melodie, wie weit von einem blofsen sprechvortrag geleitet? wenn ein rhythmus, der eng mit einer melodie verknüpft ist, diese aufgibt, so mag sich wol leicht das tempo verändern. aber in wie weit die übrigen verhältnisse des rhythmus dabei angetastet werden, ist eine frage, die noch gar nicht untersucht ist. ich zweifle, ob die veränderungen der macht des bewegungsgefühls oder der akustischen erinnerung gegenüber sehr wesentlich sind. jedesfalls aber ist ein factor vorhanden, welcher die dem übergang zum sprechvortrag beigelegten würkungen in viel höherem grade ausüben muste und den wir nicht hypothetisch zu suchen haben: das ist die allitteration[1]. vom ausgangspuncte, dem 4hebigen idg. vers abgesehen, vermag ich also den voraussetzungen der S.schen entwicklungshypothese nicht zuzustimmen. bei dieser sachlage halte ich, unter verweisung auf Heuslers neue schrift und meine in diesem bande der Zs. s. 225ff abgedruckten Beiträge, eine polemik im einzelnen nicht mehr für geboten. trotz den grundsätzlichen verschiedenheiten bleiben S.s gesichtspuncte für die entwicklung und die rhythmisierung des metrums im einzelnen sehr zu berücksichtigen.

[1] vgl. auch Luick, Anz. f. idg. sprach- u. altertumskunde 3, 153.

Zum schlusse des buches folgt noch eine besondere besprechung der specifisch nordischen metra im sinne der über das objectiv statistische hinausführenden betrachtungsweise. in bezug auf den ljodahatt hat S. bereits, mit ausdrücklichem widerruf seiner darstellung in Pauls Grundriss, Möller-Heusler einige zugeständnisse gemacht (s. 232 anm.); in bezug auf anderes entgegnet Heusler in seinem neuen buche.

Ich muss es bedauern, dass sowol S. wie Heusler ausdrücklich erklären, an eine einigung sei bei den grundsätzlich verschiedenen standpuncten vorläufig nicht zu denken. ein solches im eifer gesprochene wort ist allerdings durch seine würkung auf kleinere geister geeignet, eine verständigung zu erschweren. mir scheint die möglichkeit derselben nicht so weit abzuliegen, man sieht sie sogar oft genug aus dem kern der anschauungen durch die theoretische hülle hindurchschimmern. im grunde lesen wir wol alle, die wir uns nicht bestreben, aufser den haupthebungen noch eine bestimmte anzahl anderer im allitterationsvers verwürklicht zu sehen, die rhythmen ungefähr in gleicher weise. auch S. betont das starke übergewicht der hebungen, nimmt pausen an und lässt einen ausgleich zwischen 'ungleichen' füfsen eintreten. die interessanten mitteilungen, welche S. im vorwort s. x macht, beweisen ja doch auch, dass das wesen dieser rhythmen auf gesetzen beruht, die wir noch lebendig in uns tragen. wieweit freilich die theorie von dieser instinctiven erkenntnis abzuirren vermag, das zeigt uns § 163, wo S. sagt, dass man zb. bei *leof landfruma* alle 4 wortglieder, sogar die senkung markieren müsse. man beachte dem gegenüber durch vergleichung der beiden sätze *die Camperdown ist völlig verloren* und *die Camperdown ist mit mann und maus verloren*, wie selbst in der schlichten prosa das instinctive gefühl die einzelnen satzglieder rhythmisch untereinander auszugleichen sucht! und hier im allitterierenden verse soll die würkung der allitteration durch eine betonung *leóf lánd-frúmá* (wie soll man sich das markieren anders vorstellen?) vernichtet werden [1].

Bonn, märz 1894. FRANCK.

Wizlaw III der letzte fürst von Rügen. von FRANZ KUNTZE. Halle a. S., MNiemeyer, 1893. 52 ss. 8°. — 1,20 m.

Die ausgabe Ettmüllers v. j. 1852, die übersetzung Pyls, die 1872 erschien, und zwei in den Baltischen studien 1883 und 1884 gedruckte abhandlungen von Knoop stellen, von beiläufigen bemerkungen abgesehen, die ganze dem dichter Wizlaw seit 1850

[1] in dem sorgfältig corrigierten buche sind mir kaum nennenswerte druckfehler aufgefallen. s. 5, fufsnote 3, letzte zeile ist 123 statt 113 zu lesen; s. 232 zeile 7 gehört das ictuszeichen doch wol auf die schlussnote. etwas anderer art ist das versehen s. 216, z. 18, wo CA statt BC zu schreiben ist.

von den philologen gewidmete litteratur dar. auch die historischen arbeiten, die sich mit der geschichte des kleinen rügischen fürsten eingehnder beschäftigen, sind nicht zahlreich. eigentlich sind nur die abhandlungen zu nennen, welche Fabricius seinen Urkunden zur geschichte des fürstentums Rügen beigegeben hat, und Focks Rügensch-pommersche geschichten bd III. die neue Wizlaw von einem landsmanne gewidmete schrift will die forschung nicht eigentlich weiterführen, sondern was von philologen und historikern über das leben und dichten des fürstlichen minnesängers bis jetzt ermittelt ist, für weitere kreise zu einem einheitlichen bilde vereinigen. es geschieht das in der art eines vortrages, nur dass die äufsere ausdehnung das übliche mafs eines solchen überschreitet.

Schon der titel der arbeit wird von nutzen sein. als selbständig erschienene schrift hat sie aussicht auf mannigfache verzeichnung. so wird sie würksamer als frühere hinweise dazu helfen, dass aus der deutschen litteraturgeschichte die durch Ettmüllers ausgabe eingebürgerte' falsche bezeichnung Wizlaws als vierten seines namens endlich allgemein weicht.

Wizlaws leben steht in seinen chronologischen hauptdaten fest. von seiner erziehung, seinem character, seinem privatleben weifs man aber so gut wie nichts. zum ersatz schildert K. die politische geschichte seiner regierung, die kriege und fehden, in die er verwickelt wurde. sie erlauben kaum schlüsse auf seine begabung oder seinen character. zu gering an macht, um selbständig auch nur mit seiner stadt Stralsund den kampf aufnehmen zu können, ist er stets in seinen entschlüssen von der politik mächtigerer nachbarn abhängig. schliefslich sehen wir ihn nach fehlgeschlagenen kriegszügen bemüht, durch liebenswürdigkeit gegen einflussreiche bürger die selbstbewuste stadt für seine wünsche zu gewinnen. auffällig ist, dass weder K. noch andere für die biographie Wizlaws die nachricht verwertet haben, dass er lahm gewesen sei. sie findet sich in der Lübecker Detmar-chronik (Chroniken der deutschen städte vom 14 bis ins 16 jh. 19, 385) und lautet: *sin* (Wizlaws II) *sone Wenzslawe* (falsche namensform für *Wizlaw*, ebenso wie *Vinzleff* in der Schwedischen reimchronik v. 1894 ff) *de land besat. de hadde dar wesen vore an pelegrimatze to der Righe, dar men plach bi den tiiden varen umme aflat; dar stak ene en copman in der kerken, deme he quatliken antworde, do he ene manede umme sine rechten schult to gheldene; van deme steke blef lam de vorste al sine daghe. by den tyden was sin broder Jermarus biscop to Kamyn.* da Wizlaws bruder Jaromar 1294 nach 4—6jährigem episcopat gestorben ist, Wizlaw aber 1267 oder 1268 geboren war, so muss dieser zwischen dem 20—27 lebensjahre lahm geworden sein. dass Wizlaw gerade nach Riga sich begeben hat, mag sich daraus erklären, dass der Rigaer dom auf Rügen verschiedene güter besafs, die

ihm von Wizlaws vorfahren verliehen waren. auch von Wizlaw II wissen wir, dass er, i. j. 1282, in Riga gewesen ist. Fabricius (Urkunden III 26 und Abhandlungen zu bd III s. 24) möchte sogar die von ihm allerdings nicht richtig excerpierte Detmarstelle auf diesen aufenthalt Wizlaws II deuten. der wortlaut lässt jedoch nur den bezug auf seinen sohn Wizlaw III zu.

Wodurch Wizlaw zu dichterischem schaffen angeregt ist, wissen wir nicht. die tatsache, dass seine dem norwegischen könige Hakon vermählte schwester Euphemia · nachweislich die übersetzung mehrerer epischer dichtungen (s. ESchröder GGA 1882, I 26 ff) veranlasst hat, scheint mir die vermutung zu rechtfertigen, dass die bruder und schwester gemeinsame liebe zur dichtkunst auf den einfluss der mutter, einer im stifte zu Quedlinburg gebildeten braunschweigischen prinzessin, zurückzuführen sei, um so eher, als im gegensatz zu den pommerschen höfen gerade am braunschweigischen hofe die pflege heimischer dichtkunst mannigfach sich betätigt hat. die unfreiwillige mufse, welche dem fürstlichen jüngling sein krankenlager, die zurückhaltung von ritterlichen übungen, welche ihm sein körperliches leiden auferlegte, mögen ihn veranlasst haben, nach dem vorbilde seines älteren zeitgenossen Ottos IV mit dem pfeile und anderer fürsten selbst zum höfischen dichter zu werden. als seinen lehrer, der ihn in die poetische technik einführte, wird man nach allgemeiner annahme wol jenen magister Unghelarde anzusehen haben, dem er eine '*senende wise*' nachdichtet, und der urkundlich als Stralsunder bürger von Pyl nachgewiesen ist. aus seiner ansässigkeit in Stralsund, wo er nach Knoops ansprechender vermutung eine schule geleitet haben mag, darf man freilich nicht schliefsen, dass er hier geboren sei und niederdeutsch gedichtet habe. sein name '*de Unghelarde*' wird das *a* der vorletzten silbe nicht in Stralsund erhalten haben, der dortigen mundart war '*de Unghelerde*' gerecht, die urkundliche form scheint verniederdeutscht aus einem mhd. oder md. '*der Unghelarte*'. übersehen ist übrigens von Knoop und Kuntze, dass aller wahrscheinlichkeit nach derselbe dichter 'der Unghelarte' nicht blofs durch Wizlaws erwähnung, sondern auch sonst bekannt ist: vgl. Meisterlieder der Kolmarer hs., hsg. von Bartsch s. 166 f; Goedeke Grundriss I² 308.

Bei der besprechung der einzelnen gedichte bringt K. zu den von Ettmüller und Pyl gegebenen deutungen nichts wesentliches hinzu; von ihren irrigen angaben berichtigt er einzelne, andere trägt er von neuem vor. die dem 9 spruch[1] gewidmete ausführung s. 28 f hatte nur zweck, wenn auch jetzt noch kein mitglied des holsteinschen grafengeschlechtes mit dem namen 'Erich' als zeitgenosse Wizlaws nachweisbar wäre. das Meklenburgische urkundenbuch XI 318 nr 33 verzeichnet aber einen grafen Erich von Holstein-Schauenburg, der 1328 als Hamburger

[1] ähnliche verzeichnet Roethe Reinmar von Zweter s. 228. 252.

propst urkundet, also recht wol in früheren jahren mit dem 1325 gestorbenen Wizlaw in verbindung gestanden haben kann. ferner soll für den 4 spruch, welcher die heldentat des römischen ritters Marcus Curtius zum gegenstande hat, in der gesamten poesie des mittelalters — so wird Knoop (Balt. studien 33, 280) nachgeredet — keine vorlage nachzuweisen sein; aufserdem soll dieser spruch im einzelnen unklar sein. Mafsmann hat aber in seinen anmerkungen zur Kaiserchronik III 621 ff und Österley zum 43 cap. der Gesta Romanorum eine ganze reihe mittelalterlicher behandlungen desselben stoffes verzeichnet, deren vergleichung alle stellen des spruches aufhellt, so zwar dass v. 11 *huot* keine leibwache, sondern den hut des Curtius, v. 12 *hêm* 'in sein haus' bedeutet.

Zum schluss behandelt K. die streitfrage, ob Wizlaw seine gedichte in hochdeutscher oder in niederdeutscher mundart abgefasst habe. die hochdeutsche abfassung ist von einigen, in jüngster zeit am entschiedensten von dem berichterstatter, zwar behauptet worden, aber ohne dass für diese annahme ein beweis erbracht oder auch nur versucht ist. für die niederdeutsche abfassung sind dagegen mit grofser bestimmtheit alle die eingetreten, welche nach dem erscheinen von vdHagens Minnesingern Wizlaws gedichte zum gegenstande besonderer arbeiten gemacht haben, Jacob Grimm, Ettmüller, Pyl, Knoop. ihnen schliefst sich jetzt Kuntze an.

Diese einstimmigkeit könnte den glauben erwecken, dass entweder Wizlaw in der tat nd. gedichtet hat, oder dass der nachweis der hd. abfassung seiner gedichte nur mit zum mindesten sehr fraglichen gründen sich führen lässt. und doch ist, ganz im gegenteil, die tatsache hd., die unmöglichkeit nd. abfassung verhältnismäfsig leicht und sicher festzustellen. bei Grimm und Ettmüller erklärt sich die irrtümliche annahme mnd. abfassung aus der unzureichenden kenntnis, die man damals von mnd. und md. sprachformen hatte, bei Knoop und Kuntze einesteils daraus, dass sie viele von Ettmüller als nd. in den text gesetzte formen nicht als falsche, in mnd. sprache unmögliche bildungen erkannt haben, anderenteils aber aus einem methodischen fehler. beide weisen zur stütze ihrer ansicht auf eine anzahl reimbindungen bei Wizlaw hin, welche in hd. formen umgesetzt keine reime ergeben würden. die von ihnen als hd. bezeichneten formen sind aber ausnahmslos oberdeutsche formen, jene reime beweisen also nur, dass Wizlaw in einer andern sprache als etwa Hartmann von Aue oder Walther von der Vogelweide seine verse geschrieben hat. niemals nehmen sie rücksicht auf die abweichungen, welche das md. bietet. gerade in mitteldeutscher mundart hat aber, ebenso wie Eilhard von Oberge, Brun von Schönebeck und andere hd. dichtende niederdeutsche, auch Wizlaw seine sprüche und lieder niedergeschrieben, wie wir sehen werden.

Dass schon eine reihe allgemeiner gründe für hd. abfassung

sprechen, hat auch K. nicht verkannt und treffend ausgeführt. 'selbst die spruchdichter nd. herkunft', sagt er s. 41 f, 'gaben der sprache Ober- oder wenigstens Mitteldeutschlands den vorzug, wenn sie auch durch leichtere oder stärkere anklänge an die mundart ihre heimat verraten. mit Frauenlob und Goldener hat Wizlaw verkehrt, an obd. mustern hat er sich gebildet, ihrer kunstweise ist er durchweg gefolgt. was scheint da natürlicher zu sein, als dass er auch in der sprache seiner vorbilder gedichtet habe? und wahr ist es auch, Wizlaws gedichte lesen sich in der nd. umschrift wie übersetzungen: es sind gedanken, bilder, redewendungen, ausdrücke in menge vorhanden, die dem nd. fremd sind, und wer würklich nd. zu denken und zu empfinden gelernt hat, merkt sofort, dass er es hier mit einem gebilde zu tun hat, das eigentlich nicht auf nd. boden entstanden ist. ganz anders, wenn man die gedichte in der ausgabe vdHagens list. hier scheint den gedanken der ausdruck in viel höherem maſse zu entsprechen, und selbst die zahlreichen nd. wörter oder wortformen stören das colorit nicht wesentlich. dazu kommt, dass Wizlaws gedichte eine nicht geringe anzahl von ausdrücken und wortformen zeigen, die nur den obd. mundarten eigen sind'. diese tatsachen waren für K. nicht entscheidend. er macht die lösung der frage von dem umstande abhängig, dass eine anzahl von reimen bei hd. lautgebung unrein sei, während sie rein werde, wenn man sie ins nd. umschreibe. wir werden die beweiskraft der von ihm s. 44 beigebrachten reime zu prüfen haben.

'Wenn einmal [l. 12, 13 Ettm.] im texte *rute* mit *bute* gebunden wird, so ist *bute* weder obd. noch nd., das obd. *bote* aber würde einen unreinen reim ergeben'. obd. würden die worte freilich nicht reimen, md. würde dagegen, zb. bei Brun von Schönebeck (s. AFischer Das hohe lied des Brun s. 25. 83 f), der reim *rôte* 'rute' : *bote* 'bote' ohne anstoſs sein. — 'ein andermal [l. 5, 16] steht in der hs.: *da wart weynen so gruoz* : *ich tuo dich sorgen buoz*, wo infolge offenbarer unwissenheit das hd. *grôz* dem ebenfalls hd. *buoz* gleichgesetzt ist. auch hier bieten die entsprechenden nd. formen *grôt* und *bôt* vollkommen reine reime'. hiergegen ist zu bemerken, dass mnd. *grôt* (*ô* < germ. *au*) : *bôt* (*ô* < g. *ô*) kein 'vollkommen reiner', sondern ein unreiner mnd. reim ist, vgl. Nd. jahrbuch 18, 141 ff. wol aber ist der reim *grôz* : *bôz* md. statthaft, vgl. bei Brun *tôt* 'mors' : *tôt* 'facit', *nôt* : *vlôt* ua. (s. Fischer aao.). — '*Ldz diner minnen deben tzuo steter vroyde leben* bietet [l. 7, 35] die überlieferung'. auch dieser reim ist md. möglich, s. Fischer s. 24 und 33, Weinhold Mhd. gramm. § 98. — 'ebenso würde das hsl. [l. 8, 6] *die boyme sint gecleydet* : *vil manigen tzwich se breydet* auf hd. lautform gebracht eine unerträgliche bindung ergeben (*gekleidet* : *breitent*), die sich jedoch in einen reinen gleichklang verwandelt, wenn

man die nd. formen *klêdet* : *brêdet* einsetzt, und *den liuten* passt erst zu *huetent*, wenn man das nd. *lûden* : *hûden* herbeizieht'. letzteres ist falsch, die beiden worte geben, wie weiter unten gezeigt werden wird, gerade einen md., aber keinen nd. reim. was die bindung *kleidet* : *breidet* betrifft, so ist freilich für *breidet* wegen der endung *-et* zuzugeben, dass hier der reim eine nd. form erweist. dies ist somit der einzige reim, den K. mit recht heranziehen durfte. zu bemerken ist jedoch, dass *breidet* oder *breitet* in einem 4fachen reime (*gekleydet* : *bereydet* : *breydet* : *veydet*) steht, der dichter also durch verlegenheit um einen reim zur benutzung einer nd. endung veranlasst sein kann, ebenso wie er in dem folgenden verse *veydet* — wenn er überhaupt so geschrieben hat — statt *feitet* missingsch gebildet zu haben scheint. denn dass das wort in dem satze (*de boyme*) *en ruchet wer sie feydet* 'schmückt', nicht 'befehdet' zu übersetzen ist, lehrt der dann folgende vers *ditz git* ('gibt') *in der meye rich*.

Andere reime als die eben besprochenen zieht K. nicht zum beweise an, er hätte vielleicht noch auf spr. 5, 6 *ert* : *wert* hinweisen können; freilich ist *ert* 'erbse' (md. *erfte*, *arfte*) keine pommersche form, sondern nur aus dem ndl. oder ndl. nachbarschaft (Ostfriesland, Cleve usw.) zu belegen. ferner auf l. 12, 6 *wît* 'weifs': *lît* 'liegt'; dieser reim ist jedoch missingsch, denn *lît* ist md. form und *wît* weder md. noch, da mnd. *wit* kurzes *i* hat, richtiges mnd. schliefslich käme noch das spr. 3, 2 von Ettmüller angesetzte wort *hinaflât* (mhd. *abelâz*:*stat*) in betracht, wenn die stelle nicht verderbt ist.

Man kann gern annehmen, dass bei Wizlaw sich einige mit nd. wortformen gebildete reime finden. da bei andern Niederdeutschen, die im ma. oder sogar noch im 16 und 17 jh. hd. gedichte verfast haben, hin und wider zwischen sonst gut hd. bindungen nd. oder missingsche reime unterlaufen, so ist es nicht zu verwundern, wenn derartiges auch bei Wizlaw vorkommt. sollen trotz dieser ganz gewöhnlichen tatsache, die allgemein und auch von K. zugestanden wird, jene paar nd. reime bei Wizlaw — nehmen wir einmal an, K. hätte in der tat sichere nd. reime nachgewiesen — genügender beweis sein, dass Wizlaw in nd. sprache gedichtet habe? dieser annahme kann sicher nur dann der schein der berechtigung zugestanden werden, wenn sich aus den übrigen reimen Wizlaws gar keine oder doch nur sehr wenige stützen für die voraussetzung md. abfassung ergeben. das ist nicht der fall. es sind im gegenteil die reime, welche md. wortformen erweisen, gar nicht selten.

Spr. 2, 10 *daz du bêre* 'gebahrst':*swêre* 'schwere' reimt md., aber nicht mnd., wo es lauten müste *dat du gebarst* oder *geberdest*: *swere*. Ettmüller setzt zwar *dat du bêre*: *swêre* in seinen text, aber *bêre* ist weder eine mögliche mnd. form für mhd. *bære*, noch wäre sie überhaupt nd. lesern verständlich gewesen. —

spr. 2, 16 *nente* 'nannte': *lente* 'vollendete': *rente* 'rente, ertrag'. Ettmüller ändert in *nende*: *lende*: *rende*. wollte man auch an *nente*, wofür mnd. *nomede* gesagt wurde, keinen anstoſs nehmen, so ist doch *rende* ein unding. das wort lautet auch im mnd. *rente*, würde also mit mnd. *nende*: *lende* nicht reimen. — spr. 11, 18 *meit* 'jungfrau': *bereit* 'bereit'. mnd. würden die worte *maget*: *bereit* lauten, eine mnd. form *meit* in dieser bedeutung gibt es nicht. — l. 4, 11. 7, 27 *hertze*: *kertze*: *smertze* reimen wol mhd. und md., aber nicht mnd., da die mnd. umsetzung *herte*: *kertse*: *smerte* ergeben würde. Ettmüller setzt zwar *kerte* in den text, aber diese theoretisch (vgl. nord. *kerti*) mögliche form lässt sich für das mnd. weder belegen noch erweisen, vielmehr lautete das sehr häufig begegnende wort *kerze* oder *karze* (schreibungen *kerse*, *kertse*, *kertze*, *kerce* usw.). dass *kerte* keine mnd. form gewesen ist, muss man aus zwei gründen folgern, erstens weil die heutigen mundarten nirgends *kert*(*e*) oder *kart*, sondern nur *kars*, *kartse* uä. kennen, zweitens weil das wort in mnd. gedichten nie im reime erscheint, deshalb nicht, weil im mnd. gebräuchliche mit *kertze* reimende wörter nicht zur verfügung standen. an reimwörtern zu *kerte* wäre dagegen kein mangel gewesen. im groſsen Mnd. wörterbuche fehlt die form *kerte* mit recht. in das handwörterbuch ist sie freilich von Lübben aufgenommen, aber nur auf grund zweier stellen des Hildesheimer urkundenbuches I nr 727 *to den kerten*, nr 863 *ene wessene kertten*. diese lesungen beweisen aber gegen die gründe, aus denen die existenz des mnd. *kerte* geläugnet werden muss, deshalb nichts, weil an diesen stellen mit gleichem palaeographischen rechte *kercen* und *kertcen* gelesen werden könnte. — l. 5, 8 *wechter*: *echter* 'widerum' erweist die md. form *wehter*, mnd. heiſst es *wachter*. — l. 6, 4 *gât* 'geht': *lât* 'lässt' ist md., mnd. heiſst es *gât* oder *geit*: *let*. — l. 7, 18 *gerôtet*: *untblôtet*: *geglôtet* reimen md., nicht aber mnd., da es mnd. nicht *geglôdet*, wie Ettmüller ansetzt, sondern *geglôget* heiſst. — l. 9, 3 *lûten* 'hominibus': *hûten* 'cavere'[1] reimt md., aber nicht in der mnd. umsetzung *lûden*: *hôden* oder *hûden*, vgl. Nd. jahrb. 18, 149. Ettmüller schreibt zwar *lôden*, indem er ein mnd. *lôd* (mhd. *luot*) 'rotte, schar' annimmt, aber weder die mnd. noch nnd. glossare haben diese annahme durch irgend einen beleg bestätigt. auch spricht dagegen, dass md. oder mhd. *lût*, *luot*, stets einen erläuternden genitiv bei sich und in der höfischen dichtung (s. Lexer s. v.) stets einen verächtlichen beisinn hat.

Einige andere durch den reim gesicherte md. wortformen seien nur kurz verzeichnet: L. 4, 19 *gefellet* 'gefällt', mnd. *gevallet*; 4, 10 *dreit* 'trägt', mnd. *draget* oder *drecht*; 8, 35 *nât* 'nahet', mnd. *naket* oder *nalet*; 6, 10 *untfâhen*, mnd. *untvân* oder *untvangen*; 10, 11 *lît* 'liegt', mnd. *ligget* oder *licht*; 10, 12 *gît* 'gibt',

[1] richtiger ist es wol, hier *huten* nicht mnd. *hôden*, *hûden* (ags. *hêdan*) 'cavere', sondern mnd. *hûden* (ags. *hŷdan*) 'abscondere' gleichzusetzen.

mnd. *gift*; 14, 1 *nóch:róch*, mnd. *rók* usw. schliefslich ist es befremdend, oder wäre es vielmehr, wenn Wizlaw nd. gedichtet hätte, dass er die diminutiva stets auf *-lîn*, nie auf *-ken* bildet, und dass sich zu *ist* 'est' nur reime auf *-ist*, nie auf *-is* finden, trotzdem das mnd. *is* schon zu Wizlaws zeit das ältere *ist* überwunden hatte.

Den 3 oder 4 reimen, durch welche sich ebensoviele mnd. wortformen bei Wizlaw erweisen lassen, steht also eine unverhältnismäfsig gröfsere anzahl bindungen gegenüber, welche nur bei anwendung md. sprache reime ergaben. auch zugegeben, dass unter dem einfluss hd. vorbilder ein nd. dichter gelegentlich ein oder das andere mal ober- oder md. wortformen zu seinen reimen heranziehen konnte, so wäre es doch unbegreiflich, dass ein aus Niederdeutschland gebürtiger dichter, der in der sprache seiner heimat dichten wollte, bei weitem mehr nachweislich md. als nachweislich nd. reime gebunden haben sollte. es ergibt sich also aus den reimen derselbe schluss, auf den — auch nach Kuntzes zugeständnis — alle gründe allgemeiner art führen, nämlich dass Wizlaw nicht in nd., sondern in md. sprache seine gedichte verfasst hat. vereinzelte nd. formen, die sich in ihnen finden, können bei einem dichter nicht befremden, der sein ganzes leben in Niederdeutschland verlebte und der das md. lediglich als erlernte sprache beherschte, die er nur zeitweilig mündlich zu üben gelegenheit fand.

Berlin. W. Seelmann.

Die bibel oder die ganze heilige schrift des alten und neuen testaments, nach der deutschen übersetzung dr Martin Luthers. im auftrage der deutschen evangelischen kirchenconferenz durchgesehene ausgabe. 1 abdruck. Halle a/S., vCansteinsche bibelanstalt, 1892. XVIII, 926, 316 und 24 ss. 8°.

Diese bibel ist das ergebnis langer und mühsamer vorbereitungen, über die das vorwort berichtet: getreu der gepflogenheit unserer zeit, mit einem ungeheuern apparat möglichst wenig zu leisten, gegenüber früherer sitte, nach der éin rechter mann mehr zu stande brachte, als jetzt alle collectivarbeit. die arbeit eines solchen einzelnen hatte gesicht und character; das bezeichnende einer collectivarbeit ist verwaschenheit und inconsequenz. und das zeigt sich auch hier. nach dem vorworte ist die bisherige gewöhnliche bibelausgabe noch eine Lutherbibel und doch auch längst keine Lutherbibel mehr; diese ausgabe soll nun eine echte 'jetzige' Lutherbibel sein, sie macht anspruch darauf, das alte sprachgut zu hüten und doch auch seiner fortbildung zu neuem sprachgut rechnung zu tragen, ein schullesebuch, ein volks*lesebuch* und auch ein behältnis unsers gegenwärtigen sprach-

gutes zu sein, auch rücksicht zu nehmen nicht nur auf die vielfach erstarrte schulgrammatik, sondern ebensosehr auf die flüssige grammatik der lebendigen volkssprache. dass die ausgabe leiste, was das vorwort verspricht, leugne ich entschieden; nicht einmal eine consequente stellung in ihrer revisionsarbeit nimmt sie ein; viele köche haben auch hier den brei verdorben. das kann man so zu sagen aus jedem capitel der arbeit nachweisen, und ich müste ein buch schreiben, wollte ich an jedem einzelnen beispiel dartun, was verfehlt ist. sprachlich natürlich; denn theologisch geht mich die sache nichts an. es ist nicht wahr, dass diese bibel rücksicht nimmt auf die sprachgestaltung der gegenwart: die sprache in ihr ist ein leiche. die kinder in der schule verstehn sie nicht, und das volk, soweit sie sie versteht, wird sie bespötteln. und war denn diese sprache beizubehalten notwendig? haben die herren von der kanzel sich nicht auf grund der bibelsprache eine sprache gebildet, die lebendig, würdig ist, dabei doch des altertümlichen reizes nicht entbehrt, und hoffentlich die kraft der erbauung voll ausübt? man mache doch einmal den versuch und predige in der sprache dieser bibel; man wird ja die würkung sehen. soll dem bibelleser das wort gottes lebendig entgegen quellen, so muss es auch in der lebendigen sprache geboten werden, nicht in einem gefäſs, das vor dreihundert jahren sehr schön war, nun aber weithin vermodert ist und seinen platz in einer altertumssammlung einnimmt, nicht aber für den gebrauch mehr taugt, wo es nur das wasser trübt und unschmackhaft macht. wie läppisch würkt schon die gehäufte anwendung der volleren oder breiteren verbalformen: *er siehet, bescheret, lobet, du hörest, er reisete, gelernet* usw.; und man weiſs nicht, warum auf der andern seite zb. Matth. 17, 1 *führte*, Matth. 5, 2 *lehrte* (bei Luther *füret, leret*), Luc. 1, 40. 41 *grüszte, hörte, hüpfte* (Luther *grüszet, höret, hüpfet*) usw. gesetzt worden ist. Matth. 17, 3 hat Luther *redten*, die revidierte bibel *redeten*, Joh. 6, 68 Luther *antwortet*, die probebibel *antwortete*. ja, wenn die herren rücksicht nahmen 'auf die flüssige grammatik der lebendigen volkssprache', warum dann nicht das Luthersche *redten* behalten, und die form *antwortet* in *antworte* umgesetzt, wie Luthers *füret* in *führte*? das volk spricht ja doch so. und was soll die beibehaltung des relativen und correlativen *so*, das längst der komischen rede anheim gefallen ist? und diese beibehaltung erstreckt sich bis auf das inhaltsverzeichnis: *bücher, so man apokryphen nennet*; eia, wie erbaulich klinget das! nach welchen grundsätzen die herren einmal veraltete wörter bewahren, das andere mal ersetzen, ist mir immer unerfindlich. Sir. 13, 18: *du lebest in groszer fahr*; wer im volke versteht das noch? warum nicht *gefahr*, wie für *fährlich gefährlich*? umgekehrt: Sir. 7, 15 *sei nicht schwätzig bei den alten*, bei Luther *sei nicht wesschaftig*, andere bibeln haben *waschhaftig*. warum ist dieses wort durch

schwätzig und nicht durch *waschhaft* gegeben? da doch Sir. 10, 25 der *jähe wäscher* beibehalten und nicht durch *unbedachter schwätzer* ersetzt worden ist. *waschhaft* wird ja verstanden und ist noch unserer classischen sprache gemäfs (*die weisheit wäre also eine waschhafte mäklerin* Schiller II 351 Gödeke). so könnte man seitenlang in aufzählung von inconsequenzen fortfahren; das kommt von der collectivarbeit. auch an übermäfsig feinem sprachgefühl leidet die arbeit nicht. nur ein paar beispiele, denn es verdriefst, auf schritt und tritt die schnitzer der herren aufzustechen. Sir. 9, 4 bei Luther: *gewene dich nicht zu der singerin.* in der revidierten bibel *zu der sängerin.* nun ist heutiges tages *sängerin* eine technische bezeichnung und sogar ein titel geworden, und in rücksicht darauf ist die änderung ganz schlimm. Ps. 3, 7 bei Luther: *ich furchte mich nicht fur viel hundert tausenten.* in der revidierten bibel *vor viel tausenden.* der Luthersche text ist übersetzung von ἀπὸ μυριάδων λαοῦ Septuag.; lebte Luther heute, so würde er gesagt haben: *ich fürchte mich nicht vor millionen.* aber damals war *million* noch nicht verbreitet, und man brauchte statt dessen in rechnerischem sinne *hundert mal hunderttausend.* daran hat Luther bei seiner übersetzung gedacht. man konnte sie, da auch heute *million* nicht biblisch sein kann, ruhig lassen, aber man verwässert den text durch die *vielen tausende.* was sind uns heute tausende, wo wir täglich tausend dank und tausend grüfse bringen! Luc. 1, 39 bei Luther *Maria . . gieng auf das gebirge endelich.* das letzte wort muste durch ein anderes ersetzt werden, da es schon seit dem 17 jh. nicht mehr verstanden wird. die revidierte bibel nimmt *eilends*; so übel wie möglich; denn *eilends* ist bei uns noch ein wort von frisch sinnlicher bedeutung, man sieht gleichsam die füfse des eilenden sich bewegen, und diese bedeutung wohnt dem schon zu Luthers zeit verblassten *endelich* nicht inne; es durfte dafür nur *alsbald* genommen werden. auch dass man Sir. 11, 31 Luthers *lockvogel auf dem kloben* durch einen solchen *im korbe* ersetzt hat, ist traurig, wenn man auch hierfür den text der Septuag. anführen wollte; denn hier ist ein schönes, von Luther mit absicht gewähltes bild zerstört worden.

Indes ich will abbrechen, wie viel ich auch noch anführen könnte. aber soviel: eine freude hat mir diese revidierte bibel auf keiner seite gemacht. mir ists ja gleich: ich habe meine Lutherbibel, die ich lesen kann. aber das volk? und der segen des bibellesens, der immer so emphatisch betont wird? segen bei dieser sprache? möchte doch endlich einmal einer erstehn, der diese bibelrevision würklich frucht- und segenbringend vornimmt!

Göttingen, am pfingsttage 1894. M. Heyne.

Goethes Leipziger liederbuch von dr Adolf Strack, privatdocenten an der universität Gießen. Gießen, JRicker, 1893. 2 bll. IV + XII u. 175 ss. gr. 8°. — 3,60 m.

Die ersten lyrischen regungen eines genius wie Goethe verdienen, ja erheischen eindringende durchforschung, und an der hat es bisher nicht gefehlt. es muste locken, das verhältnis des dichters zur zeitgenössischen litteratur festzustellen. das ist durch Minor für die erste lyrik geschehen. dabei wurde die frage nur gestreift, wieweit der schüler der anakreontik doch schon selbständigkeit verrate und von seinen mustern abweiche. gerade sie wird nun von Strack behandelt. aber ich glaube, selbst der begeistertste Goetheverehrer, der überzeugteste Goethephilologe wird über den umfang des buches erschrocken sein. fast zweihundert engbedruckte seiten über zwanzig kleine gedichte — das ist des guten etwas viel und muss die Goethephilologie wolfeilem spott aussetzen. es ist nicht zu leugnen, St. fasst manches richtiger als seine vorgänger, aber im ganzen und großen läuft sein buch doch auf kleine berichtigungen, vorsichtige einschränkungen und unbedeutende erweiterungen unserer kenntnisse hinaus; ich finde bei St. keine neue auffassung, keine neue formulierung der aufgabe, nur ein stärkeres ausnutzen der deutschen vorgänger Goethes, wodurch manches einzelne klarer und bezeichnender erscheint. aber jedes *vündelin* ist die gabe des zufalls; was fehlt, das hat St. geahnt, aber nicht zu schaffen gewagt: die feste grundlage der ganzen forschung. im anschlusse an vWaldbergs arbeiten über die renaissance- und über die galante lyrik war die geschichte der lyrik zu behandeln, neben der deutschen die fremde, besonders die französische, zu berücksichtigen, die St. stärker als bisher, aber auch nur ganz nebenbei heranzieht; nur so hätten wir ein werk erhalten, das einen bleibenden wert beanspruchen durfte. St. hat über den einzelheiten das ganze aus den augen verloren. man wird dankbar anerkennen dürfen, dass er uns manches interessante, manches förderliche beibringt, aber die gesamtauffassung ist klein und unbedeutend, die schilderung der lyrik zu beginn des 18 jhs. (s. v f) sogar einseitig und darum falsch; es mangelt die historische entwicklung. für keine der vielen einzelheiten seines buches ist vollständigkeit erreicht, sodass er uns s. III selbst ein neues buch ankündigt und andere noch weitere bücher gleich dem vorliegenden schreiben können, ohne dass wir zu ende kämen, weil alles nur vorarbeiten wären, denen der eigentliche abschluss, die zusammenfassung, fehlt. Roethe hat mit diesem vorwurfe (JBL II 1891. II s. 34) ins schwarze getroffen. Witkowski ist auf gutem wege für das von St. herausgegriffene thema vorangegangen, hier hätte eine habilitationsschrift mit erfolg einsetzen können.

Statt dessen hat St. die form des commentars gewählt und führt uns von gedicht zu gedicht, von vers zu vers, um alles an-

zubringen, was er gerade zu sagen hat. nicht dass es immer besonders passte: so wird bei der 4 str. des Neujahrsliedes mit vielen proben die lieblingsfigur des betrogenen ehemanns behandelt, während Goethe doch nur den rat erteilt, *nicht zu treu, nicht zu genau in enger Ehe* zu leben, also beiderseitige zugeständnisse für das richtige hält, wie etwa Hagedorn (Hamburg 1771, III 47) in dem gedichte Der ordentliche hausstand und die Anakreontiker in satirischer absicht noch öfter[1]. auch hat St. versäumt, durch seitenüberschriften den überblick irgendwie zu erleichtern; ein register, das recht sorgfältig gearbeitet ist, bietet nur einigermafsen ersatz dafür. der text des Liederbuches ist erst im anhang abgedruckt, aber ohne den kritischen apparat, auf den St. so oft rücksicht nimmt. besonders da er mitunter die unzulänglichkeit der kritischen noten im 1 bande der weimarischen ausgabe hervorhebt, hätte er durch seine ausgabe die lücken ausfüllen und nicht blofs auf die bekannten ausgaben hinweisen sollen. sein buch hätte dadurch viel an brauchbarkeit gewonnen.

Was nun seinen commentar auszeichnet, das sind die sprachlichen erläuterungen, die mit feinem sinn auf manche bedeutungsmodification aufmerksam machen und gewisse unterschiede zwischen der sprache Goethes und jener der Anakreontiker herauszufinden suchen. ob er dabei immer die nötige vorsicht hat walten lassen, das ist freilich eine andere frage. vor allem hat St. jener wörter nicht gedacht, die bis zum ekel von der Anakreontik widerholt, von Goethe jedoch gemieden werden, ich denke zb. an die bildungen mit *be-*: *beblümet*, *bebüscht*, *beschilft*, *beblecht* usw., deren eigentümlichkeit uns zum grösten teil verloren gegangen ist. Adelung führt im Wörterbuche (1774 I 686) eine ganze reihe dieser zeitwörter, gebildet von hauptwörtern und von adjectiven, an; sie finden sich gerne in decompositen, zb. (*blutbetrieft*), *neubegrünt* usw., sind freilich schon dem 17 jh. eigen, werden aber von Goethe im Leipziger lb. nicht gebraucht. ich denke weiter an das häufige *dahlen*, das zwar nach Adelung *nur in der vertraulichen Sprechart der Obersachsen üblich ist* und *tändeln, kindische Dinge vornehmen, sich albern bezeigen* heifst, aber bei den Anakreontikern ebenso häufig begegnet, wie *schmählen*, das nach Adelung gleichfalls der vertraulichen sprechart eigen, aber auch den Anakreontikern trotz der bemerkung St.s (s. 82) sehr geläufig ist[2].

[1] vgl. Hagedorn III 74 *Weib, Pfarrer und Erben, nicht zu genau!* (:*Frau*); Weifse Der dorfbalbier (Kom. opern, Lpz. 1777) II 251: *Jäckel, liebe deine Frau! Nimm nicht alles zu genau! Wenn sich Mann und Frau verstehn, So pflegt alles gut zu gehn . . . . In dem Ehstand geht es so; Selten, Jäckel, wird man froh. Willst du in dem Hause Ruh, Jäckel, drück ein Auge zu!*

[2] vgl. zb. Weifse (Wien 1793) I 32 *Darum schmählt sie sich fast todt*; I 54 *Mein Mädchen, schmähle nicht mit mir*; I 55 *auf die jungen Schönen schmählen*; I 85 *weil meine Mutter schmählet . . schmählt sie denn auf dich, . . . lafs meine Mutter auf mich schmählen*; Hagedorn III 71 von der mutter: *nun ich solches thu, schmählt sie noch dazu* usw.

lies hat Goethe verwendet, dagegen nicht das beliebte *jähnen*, ıicht die so beliebte verbindung von *frey* mit scherz usw. St. var eben nicht auf vollständigkeit aus. glücklich benutzt er ;ottscheds Beobachtungen über den gebrauch und misbrauch ieler deutscher wörter und redensarten (1758), ferner Schönaichs treitschriften und das wörterbuch von Adelung. nur geht er in len folgerungen zu weit, weil er diesen gewährsmännern zu viel ertraut und dann auf eigene prüfung verzichtet. sein streben var darauf aus, zwischen den eigentümlichkeiten der Anakreontik ınd den verhältnissen in Goethes gedichten zu scheiden, aber er ıberschätzt die originalität der Goethischen sprache. um behaupungen Minors auf das richtige mafs zurückzuführen, scheut er ie mühe nicht, die belege zu zählen, zieht zb. beim gebrauche on *süfs* nicht nur das 17 jh., sondern auch das 19 zum verleiche herbei und erweist daraus, dass dieses adjectivum in der ınakreontik seltener ist, als vorher und nachher. nur freilich etzt man in die zuverlässigkeit seiner angaben bald einigen zweifel.

Am wichtigsten wäre die von St. zum erstenmal aufgedeckte ıtsache, dass Goethe den sprachgebrauch der Anakreontik durch ʼörter des gewöhnlichen lebens bereichert habe, die bis dahin icht litterarisch gewesen seien. man bedauert, dass diese gewis ıteressanten ausführungen nicht im zusammenhange, sondern elegentlich bei den einzelnen versen vorgetragen werden. freich hätte dann St. das thema behandeln müssen, an dem KBurach seit so langen jahren arbeitet: die sprache des jungen Goethe. ıan erfreut sich an St.s beobachtungen, man hört mit interesse, ass Goethe manche solche besonderheit durch sein ganzes leben eibehalten habe, zb. die vorliebe für das adjectivum *still*; aber eht man nun daran, um nicht alles auf guten glauben hinzuehmen, durch stichproben einzelnes nachzuprüfen, so wird man ald bedenklich.

Auf einzelnes wichtige sei hingewiesen. s. 5 sagt St. mit ɔller sicherheit, eine für Goethe characteristische stileigentümchkeit, die verbindung adjectivischer adverbien mit adjectiven der adverbien, die schon das Leipziger lb. in 6 fällen aufweise, nde sich in der leichten zeitlyrik nur vereinzelt, so bei Weifse nd bei Gleim je einmal, dagegen bei Cronegk, 'der sich überaupt durch eine gewisse originalität, auch der sprache, auszeichne' ;htmal. mir steht leider von Gleims schriften nur der Reuttnger nachdruck (1779) zur verfügung, das dürfte jedoch kaum el-schaden. ich finde darin ı 35 *fall . . . holder Schlaf, ichtwallend sanft hernieder!*; ı 28 *ein niedlich muntres Weib*; 42 [Petrarchische gedichte] *wehmüthig bange*; v 55 [Versuch ı scherzhaften liedern] *mit dem glänzend schwarzen Schnabel*; 90 *in treufelnd schwarzen Wolken*; vı 52 [Lieder nach Ana:eon] *mit bitter süfsem Schmerz*; man sieht, St.s sichere behaupıng ist, was Gleim betrifft, sehr zweifelhaft; auch bei Weifse

finde ich neben der von St. erwähnten stelle noch I 47 *reizend schön*, obwol ich nicht alles durchgenommen habe. um aber einen begriff davon zu bekommen, ob würklich nur die originelleren dichter, wie Goethe und Cronegk, gröſsere vorliebe für diese stileigentümlichkeiten haben, griff ich zur nachprüfung einen jener kleinen poeten heraus, von denen St. s. 147 mit vollem rechte sagt, dass bei ihnen als den unbedeutenden nachtretern die für die gattung characteristischen züge am deutlichsten hervortreten, weil sie die eigene armut dazu zwinge, sich am sclavischsten der überlieferung zu unterwerfen. Johann August Beyer, dessen anonyme Vermischte poesien (Frankfurt und Leipzig 1756) St. widerholt citiert (vgl. s. 169), bot mir fast 20 stellen[1]. in einer anonymen anakreontischen sammlung, die St. nicht citiert, 'Neue beyträge zur deutschen maculatur. erster und letzter band. Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe 1766' findet sich s. 101 *solch einen lächelnd holden Mund*; in SGLangens Horatzischen oden (Halle 1747) steht zb. s. 50 *achtloſs zierlich*; s. 96 *glücklich kühn*; s. 97 *mit gelblich braunem Antlitz*. ist der unterschied so groſs zwischen der Goethischen wendung *mit mystisch heil'gem Schimmer* und der bei Uz (Sauer s. 84) stehenden *stygischdicken Finsterniss?*; ebd. s. 94 *ein gepachtet karges Feld*; s. 103 *glücklich kühn* (hs. *glücklichkühn*); s. 126 *rauhbebuschter Thäler Nacht*; s. 132 *mit schalkhaftmunterm Witz* (1804 *schalkhaft munterm*) usw. ich verzeichne nur ein paar fälle, die mir bei flüchtigem vergleichen von kaum 60 seiten aufstieſsen. bei Hagedorn fand ich zb. III 66 *die kindisch blöde Zunge*; 71 *in jährlich neuen Schätzen*; bei Blaufuſs Versuche in der dichtkunst (Jena 1755) s. 77 *mit glücklich kühnem Flug*; bei Kästner Vermischte schriften (Altenburg 1755) s. 132 *zärtlich heiſse Triebe*. nach einer solchen fülle von belegen, die schon ein ganz kurzer orientierungsgang in St.s revier als nachtrag und berichtigung ergab, ist das zutrauen zu seinen behauptungen stark erschüttert; leider muss ich sagen, dass in den meisten fällen die nachprüfung ähnliches lehrte. so hebt St. s. 8 hervor, *heiter* sei characteristisch für Goethe, während es bei Gleim gar nicht vorkomme; in den Neuen liedern (IV 66) steht das gedicht 'Ein

[1] s. 7 *So lieblich kühl war einst der Schatten*; s. 8 *So schalkhaft munter ist ihr Schritt*; s. 11 *auf röthlich goldnen Wogen*; s. 19 *in den Klang der göttlich süſsen Leyer .... Die rauschend glatten Wellen*; s. 44 *ein lockigt schwarzes Haar*; s. 45 *rühmlich schlau*; s. 84 (*elisäisch schön*); s. 97 *ein zärtlich blödes Ach*; s. 100 *dein edel stolzer Sinn*; s. 111 *mit christlich sanften Anmerkungen*; s. 121 *des Westwinds lieblich kühles Zischen*; s. 122 *so lächelnd roth*; s. 125 *ein bräunlich schönes Roth*; s. 142 *vergänglich klein*; s. 143 *wie lieblich still*; s. 159 *mit bräunlich schönem Haar*, wobei ich von wendungen wie s. 77 *schlankgewachsene Najade*; s. 91 *die braunbemooſten Steine*; s. 107 *die schönbebüschte Höhe* (zweimal) ... *auf weit entlegne Thürme*; s. 126 *schwarzlockigt*; s. 144 *sanftwallend*; s. 145 *schönlockigt* ganz absehe, ebenso von s. 40 *in buntgeschliffenen Pokälen* und allen verbindungen mit *halb*.

mädchen' mit folgender strophe: *Ihr Auge? Solche Heiterkeit In weiblichem Gesicht Fänd' ich auf Erden weit und breit, Fänd' ich im Himmel nicht.* das scheint doch ein zeichen, dass Gleim auch die übertragene bedeutung von *heiter* kannte; die nicht übertragene begegnet IV 47 in dem gedicht 'An Doris': *Dich, den Engel meines Lebens, Ohne welchen ganz vergebens Mir der Himmel heiter ist, Lieb ich ewig.* Adelung (II 1089) kennt die verwendung *von dem Zustande des Gemüthes, mit keinem Kummer, von keinen unangenehmen Empfindungen beladen, und in diesem Zustande des Gemüthes gegründet: Ein heiteres Gemüth. Ein heiteres Gesicht. Seine Seele ist immer heiter, so wie seine Miene. Eine Tugend, welche ehedessen meine Tage heiter, wie die Tage des Frühlings machte.* auch bei Weifse scheint das wort keineswegs so selten, als St. annimmt, vgl. II 5 *heiter wie zum Tanz,* III 251 *ein ruhiges Gemüthe, Ein immer heiterer Geist und ein gesund Geblüte . . . Ein lieber heitrer Gast.* in der oper Lottchen am hofe, die Goethe jedesfalls genau kannte, rühmt Astolph (Kom. opern I 13) von Lottchen: *Eine liebenswürdige Einfalt, eine edle Freymüthigkeit, und eine muthwillige Heiterkeit geben ihr einen Reiz, den man bey allen unsern Hofdamen vergebens suchet;* und I 14 sagt er zu ihr: *Ist's möglich, mein schönes Kind, dass man in dieser Dunkelheit so heiter, so zufrieden seyn kann?* auch die kleinen leute kennen diese bedeutung, wie zb. Beyer beweist s. 97 *Wie heiter flofs uns sonst ein Tag dahin;* s. 133 *manch heitres Jahr;* s. 148 *wenn der* [morgen] *heiterer erwacht*, oder Maculatur s. 101 *das Auge heiter.* wider scheint St. mehr behauptet zu haben, als den tatsachen entspricht.

S. 7 erfahren wir, *ein bifschen* gehöre der sprache des gemeinen lebens an, wie heute noch. schon Adelung führt stellen aus Gellert und Weifse zum beleg dafür an, dass es auch in der litteratur vorkam; bei Gleim findet sich V 11 *Lass sie noch ein bisgen quälen;* V 110 *sprach ein bifsgen zornig*, ferner im schäferspiele Der blöde schäfer: IV 22 *die Antwort ist ein bisgen schwer;* s. 34 *ein bisgen lieb;* in einer sammlung 'Fabeln, erzählungen und schertze zur ergetzung des verstandes und des herzens (zweyter theil 1763)' steht s. 11 ein anakreontisches gespräch und darin: *Ich aber werde doch dich noch ein bifsgen rühren?* auch Klopstock kennt das wort im drama Herrmann und die fürsten (vgl. Würfl Ein beitrag zur kenntnis des sprachgebrauchs Klopstocks, Brünn 1883 ff s. 11). — unmittelbar an die bemerkung über *'ein bifschen'* schliefst St. die andere, auch *licht* für 'hell' sei nur im gemeinen leben üblich; es begegnet bei Lange Horatzische oden s. 46 vom seligen Pyra gesagt: *Er singt in lichten Chören hohe Lieder*, bei Weifse I 17 *der lichte Himmel schwärzet sich.*

S. 27 polemisiert St. gegen mich (vgl. Anz. VIII 252) und behauptet, *entflammen* sei im 18 jh. so ungewöhnlich, dass es in Adelungs wörterbuche vollständig fehle. dies ist allerdings richtig,

aber das wort war durchaus nicht ungebräuchlich: bei Kästner Vermischte schriften (Altenburg 1755) steht s. 202 *weil dich noch zum Spielen Selbst der Richter Lob entflammt*, vgl. s. 83 *von wilder Glut der Jugend angeflammt*; Klopstock (Würfl s. 18); bei Grimm (III sp. 519) wird eine stelle aus JASchlegel citiert; in der sammlung Maculatur steht s. 50 *Sylvander greift nach Chloens Bilde, Die er im dunklen Lustgefilde An sein entflammtes Herz gedrückt* und s. 88 *Amor, sprach ich ganz entflammet*; bei Blaufufs s. 51 *Seines Herzens Meisterinn Entflammet ihn mit neuer Liebe*, s. 62 *Sie . . sind entflammt von Deiner Huld*, s. 85 *mein von Euch entflammt Gemüthe.*

Am meisten wird man durch die ausführung s. 32f, s. 60f überrascht, die den worten *empfinden* und *Empfindung*, *fühlen* und *Gefühl* gewidmet ist. St. sagt ausdrücklich: 'der anakreontik und der scherzhaften poesie überhaupt, so weit sie ihren character rein zeigt, fehlen die worte *empfinden* und *Empfindung* fast vollständig', und s. 60f heifst es, *fühlen* scheine zu jener zeit weniger beliebt als sein synonymon *empfinden*, das wort gehöre jedoch so wenig zum sprachschatze der Anakreontik wie *empfinden*. man traut würklich seinen augen nicht, wenn man wider mit dieser sicheren angabe die anakreontischen gedichte vergleicht und mit der leichtesten mühe die stellen häufen kann, an denen beide wörter gebraucht werden. ich sammle in der anm.[1] namentlich aus Beyer das einschlägige material, ohne jedoch irgendwie vollständigkeit anzustreben [1]. das vorgeführte wird wol zur wider-

[1] s. 3 wird der fürst angesprochen: *Du fühlst . . . die Bande* (vgl. 158 *vordem hab' ich die Fesseln recht gefühlt*); 4 *sonder Neid zu fühlen . . . so fühlen wir die reinste Freude*; 5 *Es fühle deine Nacht, o Wald, die Melodien*; 10 steht ein gedicht mit dem titel: *Gefühl im Frühling*: *Hier will ich mein Leben fühlen . . . Wo die Zephirs alle fühlen* (:*Kühlen* :*spielen*); 14 *Wo ich, dich* [freude] *zu fühlen wache*; 19 *Najaden fühlten den Gesang*; 21 *Alles fühlt des Winters Gegenwart*; 27 *Nur damals fühlt ich Schmerz darunter, Als Amors erster Pfeil mich traf*; 30 *ein Herz, das mehr die Freundschaft fühlte*; 49 *wo schon mein Geist den Frühling fühlt*; 64 *fühlt das Lied der Nachtigall*; 65 *Hier fühl ich recht, o Unschuld, deine Freuden*; 66 *Was fühl ich hier?* 67 *Der Buchwald fühlt die Klagen meiner Lieder, Ach wenn sie Cloe fühlete!*; 79 *fühlt die Reben, Ach! nun fühl ich erst mein Leben*; 81 *Nun fühl ichs*; 83 *Dann liefst und fühlt indess Belinde Zufriedenheit in Fontenai*; 92 *Was fühlt mein Herz!*; 93 *wo mein Saitenspiel kein Kummer hört und fühlet*; 98 *kein freundlich Abendroth ist ungefühlt verschwunden*; 99 vom leid: *das die Seele fühlt und das die Seele kränket*; *So fühlest du gewiss, ... wie wünschenswerth*; [108 *Ich fühl es nun, dass . . . uns muntre Freude wecken kann*;] 114 *Ich fühlt' . . . der Freundschaft schönste Triebe*; 126 *Die Kenner fühlen doch alle dein Lied*; 127 von Friedrich II *Der . . . Alziren fühlt*; 131 *Entzückt fühl ich den Namen D***, Mehr als mein Blut, auch Ehrfurcht fühl ich brennen*; 132 *So fühlt' . . einst Pyramus der Liebe ersten Zug*; 133 *Du fühlest nichts, wenn Philomele singt*; 143 *Ich fühl' es . . itzt bin ich menschlicher*; 149 *wenn ich grau und fühllos bin*; 151 *fühllos für edleres Vergnügen*. seltener ist bei Beyer *empfinden*, es findet sich 7 *Als mich ... Belisens erster Kuss belohnt... empfand die ganze Haide Mehr, als wann Flora sie beblümt*; 10 *Anger-*

legung St.s genügen; denn meine sammlung ist nichts anderes als eine stichprobe, und ich gebe nur eine auswahl.

S. 73 lesen wir, dass *himmlisch* durchaus nicht anakreontisch sei, sondern von Klopstock und dem jungen Wieland stamme. bei Gleim in den Petrarchischen gedichten IV 39 *welch himmlisches Gesicht . . . . mit himmlischer Gewalt entzückt.* Beyer sagt s. 72 in einem echt anakreontischen duett zwischen dem trinker und dem verliebten: *Zwar ist mein Kind so himmlisch wie Cythere* und in dem gleichfalls anakreontischen Dosenstück s. 145 *alles was nur Augen himmlisch macht, war in des Engels* [mädchens] *schwarzen Augen angebracht.* — s. 78 wird zu *rein* bemerkt, dieses echt Goethische beiwort sei in der lyrik jener zeit und besonders in der anakreontischen, äufserst selten, nur Uz brauche es einmal: *Denn reine Freude quillt aus reinen Herzen*, auch Klopstock sei es nicht eigentümlich (vgl. aber Würfl s. 61). St. citiert s. 29 selbst ein gedicht Ebelings, worin steht: *der Engel reinste Tugend*; Hagedorn III 82 *der reine Mond*; Beyer 4 *So fühlen wir die reinste Freude*; 114 *Er denkt wie Sokrates, doch lebt er auch so rein?*; s. 135 *reine Wonne*; Maculatur s. 55 *der Liebe reinste Lust* (zweimal); Blaufufs s. 64 *die reine Schönheit Deiner Jugend*; s. 82 *der reinsten Regung fähig*; Gleim I 33 *ein reines Gewissen*; VI 63 *dein Herz muss reiner erscheinen, als von Edelgesteinen . . . es ist so hell und auch so reine*; IV 55 *Mein Trank quillt hier aus reiner Erde*; 63 *diese Quellen So rein*; Weifse I 23 *engelrein*; Kom. opern I 103 *der Unschuld reine Lust*; I 109 *sind unsre Herzen rein.*

S. 93 nimmt St. das adjectiv *still* für Klopstock und die unter seinem einflusse stehnden dichter zb. Cronegk in anspruch und weist Goethes vorliebe für dieses epitheton nach. wider muss ich an St.s behauptung zweifeln. man schlage die Anakreontiker auf, wo man will, man wird das adjectivum *still* entdecken[1]. — ebensowenig glaube ich ihm, dass *heilig* nicht

blumen, die empfinden, Bulen mit den Abendwinden; 19 *Als Orpheus zärtlich . . . sang . . . Der Bach empfand und hielt im Lauf Die rauschend glatten Wellen auf*; 39 *Freund, lass uns die Natur empfinden!*; 64 *Empfindungen am Abend*; 66 *Empfindung nur ist meines Herzens Sache, Und zarter Kummer mein Bemühn*; 93 *empfindungsvoll*; 127 *Empfindungen, die Graun hervorgebracht.* in der Maculatur s. 53 *Arrete! deren weiser Geist Die Würde seines Daseyns fühlet*; s. 100 *So fühlt man leise Schauer . . . Das alles fühlt' ich gestern*; s. 5 *ich fühle den Kummer.* von Gleim erwähne ich nur Alexis und Elise: *zwey Herzen voll Gefühl* (VI 105), ferner V 120 *Was sein* [Canitzens] *blutend Herz empfunden, Das empfindet itzt mein Herz* und 122: *wenn ich noch im Grabe Kräfte zu empfinden habe.* bei ChrFWeifse I 14: *Als ich zum erstenmal ihn sah, Da fühlt' ich — so was fühlt' ich nie! 15 Was fühlt' ich! welch ein süfser Schmerz!*; 139 *Du würdest nicht . . klagen, Ich wäre hart und fühlte nie*; 141 *Das wenigste hab' ich gefühlet* (von seinen liedern); 9 *Wenn Chloris unempfindlich bleibt*; 14 *Wer sagt mir, was ich da empfand?*; 130 *Wann wird einmal dein Herz empfinden?*

[1] Hagedorn III 32 *der stillen Einsamkeit ergeben*; 58 *in stillem Dichten*; [68 f *Du Stille voller Freuden . . . hier im Stillen*;] 74 *stille Küsse*

anakreontisch sei (s. 131); bei Gleim kommt in éinem gedichte (Der baum I 40) vor: *des heiligen Herzens verschwiegenes Gesträuch* und *voll zärtlicher heiliger Furcht*, endlich *den heiligen Baum*; IV 54 *Aus Gottes heiligstem Gebiet;* bei Beyer s. 91 (Der tannenwald) *heilge Furcht und heilig Fest*, s. 141 *ein heilger Lärm*, dabei lasse ich ein paar stellen aufser acht, an denen *heilig* berechtigter erscheint, zb. Weifse I 67 *Dass jeder Priester heilig lebt.* — auch *schwimmen* kommt keineswegs so selten vor, als man nach St. s. 134 glauben sollte. ich erwähne Weifse Lottchen am hofe I 77: *Ich habe ihre schönen Augen in Thränen schwimmen sehen*, vgl. Die liebe auf dem lande I 171: *Noch schwimmt mein Herz in Thränen.* auffallend ist Gleim VI 31 *Das Haar, das nieder Auf ihre Schultern schwimmt! Gerollt in schöne Locken Durchschwimm es, heitre Luft!* — wenn St. s. 102 sagt: 'ausdrücke wie *Die liebe Noth*, *Den macht nichts heifs* hat Goethe nicht bei seinen anakreontischen vorbildern gefunden', so vergafs er, dass ich für die zweite wendung schon Anz. VIII 258[1] eine parallele aus Weifse beigebracht habe; derselbe Weifse braucht in der oper Die jagd (III 40) den ausdruck: *Ist das nicht liebe Noth, Ein armes Thier zu jagen.* — s. 140 hebt St. die metonymie *Deines leisen Fufses Lauf* als latinismus hervor und bringt eine parallele aus Uz bei (*mit leisen Flügeln*); auch Beyer sagt *mit stillem Flügel*, während zb. Gleim I 110 *mit leisen Tritten*, Weifse I 119 *mit leisem Schritt*, Opern I 63 *mit leisen Flügeln* hat.

Wahrscheinlich wird man mir nach diesen proben nicht ungerechtigkeit vorwerfen, wenn ich auch zu der richtigkeit jener

Gleim IV 9 *er ist so fromm, so stille*; 17 *ein stiller Gram*; 42 *stirb gelassen, willig, still*; V 7 *Hier sind wir einsam, fromm und stille*; 36 *sie* [die sterne] *brannten still und sicher*; 46 *du besingst . . das Volk im stillen Schatten*; 75 *den kleinen stillen Wald*; 92 *mit stillem Lobe.* Weifse I 30 *seine stillen Klagen* (vgl. I 99); I 136 *Das stille Sehnen*; II 7 *Du träumtest still mit mir im Haine*; 28 *wir leben still, wir leben frey*; 35 *in jenen stillen Gründen*; III 253 *stille Freuden*; in Lottchen am hofe zb. I 63: *So stille, wie die Veilch' im Thal, Blüht auch die Ruh in unsern Herzen*; 95 *meine stille Hütte*; Die liebe auf dem lande I 103 *Eine stille Tugend lacht ... im Schatten stiller Linden*; Der ärntekranz III 138 etc. sehr zahlreich sind die stellen in Beyers gedichten zb. s. 6 und 141 *stille Nacht*; 13 *stiller Jüngling*; 15 *sein Auge sprach von stillen Leiden*; 21 *die kalte stille Flur*; 58 *das stille Thal* (vgl. 60); 75 *bey stillem Mondenschein*; (85 *dunkle Stille*;) 87 *die stillen Tage*; 91 *mit stillem Flügel*; 93 *mit stillem Schwarz*; 98 *ein stiller Gram*; (99 *kühler Nächte Stille*;) 108 *den stillen Horizont*; 125 *stiller seys in unsern Herzen*; 139 *im stillen Hayne*; 143 *Wie lieblich still ist alles um mich her!*; 156 *in einer stillen Gegend.* Maculatur s. 88 die merkwürdige wendung, die nur zu verstehn ist, wenn *still* ein lieblingswort war: *So besuchte mich Cupido, Welchen meine stillen Saiten Oft in meine Laube locken, Weil sie stets von ihm erthönen.* Fabeln etc. I 40 *in unsern stillen Triften*; (II 22 *brich immer an mit deiner Stille, Geliebte Nacht!*;) II 32 *Die stille Lust und Anmuth*; II 55 *im stillen Leben.* wenn ich noch aus Uz s. 85 *unter stillem Laube*; s. 92 *stille Mitternacht*; s. 120 *jenen stillen Lorbeer-Wald* und Lange s. 44 *in stillen Thälern* anführe, so wird man mir wol wider das recht nicht bestreiten, St.s zuverlässigkeit in zweifel zu ziehen.

behauptungen kein zutrauen habe, die ich St. nicht nachzuprüfen vermochte. es kann vom rec. nicht verlangt werden, dass er in kurzer zeit den untersuchungen nachgehe, zu denen der verf. vor mehr als 11 jahren den grund gelegt hat (vgl. Anz. VIII 253 und Stracks vorwort s. III). die sicherheit, mit der St. so vieles vorträgt, erscheint mir durchaus nicht berechtigt; ich sehe auch nicht, dass er 'die inzwischen erschienene litteratur' vollständig berücksichtigt habe. so scheint ihm, um jetzt nur eines zu nennen, die grofse darstellung Minors Goethes jugendentwicklung nach neuen quellen (Cottasche Zeitschrift für allgemeine geschichte 3, 603 ff. 653 ff) ebenso unbekannt geblieben zu sein, wie mein aufsatz Arch. f. litt.-gesch. 15, 278 ff. auch in sachlicher hinsicht kann ich mich mit St.s darstellung nicht überall befreunden; besonders sein urteil über die überlieferung des textes erscheint mir unklar, schon weil auch hier bei jedem gedichte die verhältnisse getrennt untersucht werden. trotzdem hat hier St. gewis manches richtig erfasst.

Was St. über die entstehungszeit der einzelnen lieder erforscht, verdient beachtung und erwägung, freilich auch widerspruch; St. macht mitunter wunderliche sprünge, so zb. bei dem gedichte 'Der wahre genuss'. ich habe Arch. 15, 280 f nachzuweisen gesucht, es sei zwischen dem 3 nov. und 4 dec. 1767 entstanden. St. erläutert kurz die verhältnisse des Dessauer hofs, die veranlassung zu dem gedichte gaben, glaubt aber, in jener zeit könne Goethe wegen des traurigen zustandes in seinen eignen herzenswirren unmöglich die zweite hälfte mit der schilderung seines glücklichen liebesbundes gedichtet haben. er vermutet daher, diese zweite hälfte sei nur eine überarbeitung jenes gedichtes '*Les amans*', von dem Goethe seiner schwester mai 1767 schreibt. St. selbst fühlt, dass die frage zu beantworten bleibt, wie Goethe in jener zeit der eifersucht und des liebesjammers dazu komme, das alte gedicht wider aufzunehmen, und meint, die tage der eifersucht und quälerei seien auch wider durch selige augenblicke der versöhnung unterbrochen worden, in denen das alte glück von neuem aufzuleben schien; nach einer solchen stunde möge das gedicht concipiert worden sein. weshalb man aber dann zu einer so abenteuerlichen ansicht von der contamination zweier gedichte zu einem neuen seine zuflucht nehmen müsse, darauf bleibt St. die antwort schuldig. Goethes stimmung während des nov. 1767 war jedesfalls sehr wechselnd. am 4 dec. schreibt er Behrisch: *Ich binn nun in einer übeln, sehr übeln Laune. Jeden andern Tag würde ich vielleicht anders geschrieben haben.* da wäre er also nicht so übler laune gewesen, und warum sollte er nicht während der woche das gedicht verfasst haben, von der er am 27 nov. schreibt, dass sie '*ruhig*' war: '*Wir haben würklich diese Woche in einem dummen Frieden gelebt*'. wir wissen nach Englerts hinweis, dass Goethe einem gedichte von Rochon de Chabannes folgte, wo doch auch eine gegenüberstellung von scheinbarem und

echtem glücke vorkommt. es steht gar nichts im wege, im nov. 1767 eine gegenüberstellung von käuflicher und wahrer liebe für Goethe möglich zu halten. von Goethes 'Les amans' wissen wir gar nichts weiter, Behrisch kannte aber das gedicht, und darum hätte er wol in seiner kritik oder Goethe in seiner zuschrift auf das verhältnis des Wahren genusses zu diesem älteren gedichte rücksicht nehmen müssen.

Meine ansicht (Anz. VIII 254 f), 'Der schmetterling' gehöre nach Frankfurt, ist durch die briefe an Behrisch widerlegt, St. nimmt es mit recht für Leipzig in anspruch. weniger sicher ist seine datierung des gedichtes 'Das glück': sommer 1768. es fehlt ein sicherer anhaltspunct; der rückblick auf die vergangene zeit des glückes kann sowol in der zeit, von der Goethe am 26 apr. 1768 an Behrisch schreibt, als später gedichtet sein. wenig überzeugend ist auch die vermutung (s. 86 ff), das 'Hochzeitlied', das Goethe am 7 oder 9 oct. 1767 Behrisch schickte, sei ein scherz für diesen freund und beziehe sich auf jene Auguste, die wol damals Behrisch habe heiraten wollen. ich vermag dies weder zu widerlegen noch zu bestätigen; wir wissen von jener Auguste viel zu wenig. 'Kinderverstand' führt St. auf eine anregung in Holbergs Bramarbas zurück, dessen kenntnis in Goethes kreis er wahrscheinlich macht. freilich bleibt die frage offen, ob nicht irgend eine der damaligen operetten Goethe die anregung zu dem gedichte bot. man denke nur, wie Lieschen in Weifses Liebe auf dem lande ihrem Hännschen an erfahrung überlegen ist; ich erinnere an den 6 auftritt des 1 aufzugs, ferner an eine stelle wie die im 12 auftr. des 2 aufzugs, wo Lieschen geschwind, geschwind erfahren will, wie mans macht, um sich zu verheiraten, so dass Schösser geradezu sagt: *Ey, ey, ey! das Mädchen ist noch hitziger, als er!*; endlich an die unterredung Hännschens mit der jägerstochter Grethel, die ihm aufschlüsse über das heiraten gibt (II 3). wir würden durch solche ähnlichkeiten in den mai 1766 verwiesen (vgl. vBiedermann Arch. 15, 82 ff und MHerrmann GJ. 11, 186), wodurch St.s annahme gestützt würde.

Bei dem gedichte 'Die freuden' läfst St. entstehung im herbst 1767 oder i. j. 1768 zu, aber wol noch in Leipzig. er weist auf eine stelle im briefe vom 2 nov. 1767 hin, die vom herbei- und hinwegphilosophieren der empfindung spricht und sich dadurch mit unsern versen vergleichen lässt. ich möchte noch den grofsen brief vom 10 nov. 1767 erwähnen, wo es heifst (I 140): *Ha! alles Vergnügen liegt in uns. Wir sind unsre eigne Teufel, wir vertreiben uns aus unserm Paradiese*, indem von dem verschiedenen eindruck die rede ist, den auf ihn zwei aufführungen der Sara gemacht haben: *Es waren ebendieselben Scenen, eben die Acteurs, und ich konnte sie heute nicht ausstehn* (wegen seiner eifersuchtsqualen). deshalb glaube ich eher an eine entstehung im nov. oder dec. 1767, wenngleich, was St. s. 106 vielleicht zu stark

betont, Goethe aufser dem Hochzeitliede, den oden an Behrisch und dem Wahren genuss zwischen dem 13 oct. und 14 dec. 1767 nichts anderes gedichtet haben will (Briefe I 152). ob diese behauptung ganz wörtlich zu nehmen ist? interessant ist der nachweis eines französischen gedichtes 'Le plaisir et le papillon', das manches motiv für unser gedicht abgegeben hat. dass ich übrigens das Goethische gedicht misverstanden hätte (Anz. VIII 258), kann ich nicht finden.

Zu 'Amors grab' sei der brief vom 26 april 1768 (I 159) erwähnt: *Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf. Doch nicht ich. Ich liebe sie noch, so sehr, o Gott, so sehr* (vgl. Schöll, Briefe und aufsätze s. 23 f). darnach setzte ich das gedicht wie St. ins frühjahr 1768. das motiv des rasch erweckten Amors kennt auch Beyer s. 156 f Die strafe: Amor schläft und gleicht der geliebten Belinde: *Ich seufzt' und schnell erwacht' der Liebesgott, Wie leicht ists nicht, dass der erwecket wird.* er rächt sich dafür, dass ihn der liebende aufgeweckt hat, und schiefst ihm den schwersten pfeil ins herz.

Auch das couplet 'Liebe und tugend' verweist St. in den 'bösen sommer' 1768 und hält den pessimismus für erlebt, was mir etwas zuweitgehend erscheint, da dieses motiv ein altüberliefertes ist. man könnte vielleicht an die beobachtung denken, die Goethe seinem freunde Behrisch am 20 nov. 1767 (I 145 f) über Annette mitteilt. schon Minor hat tradition und erlebnis dargestellt. wir werden uns etwa auch an den winter 1767/8 halten müssen. wie verbreitet die coupletartige contrastierung war, möge das gedicht Der ehemann von Beyer (s. 24) beweisen:

Wenn ich, dort an der Sonnenblume	Doch, wenn ich Eifersucht zu stillen,
Dorinden, meine schlaue Muhme,	Und um des Schwiegervaters willen,
Mit holdem Zwang, von Herzen küsse,	Mein Weib, mit bittern Kaltsinn, küsse,
So schmeckt der Kufs mir mehr als süfse,	So schmeckt der Kufs mir gar nicht süfse;
Er schmeckt, = = = o fällt mir denn nichts ein!	Er schmeckt, = = = wie leicht fällt mir das ein!
Er schmeckt wie reiner Sechster Wein.	Er schmeckt wie Wasser unter Wein.

Für die datierung des kleinen epigramms 'Der misanthrop' glaube ich (Arch. 15, 279 f) weitergekommen zu sein, als jetzt St. ich schloss aus dem briefe (I 50), das gedicht sei zwischen dem 11 mai und 27 sept. 1766 verfasst, während St. zwischen dem frühjahre 1766 und dem herbst 1767 schwankt. St. denkt bei den buchstaben A und B, durch welche die beiden ersten sprechenden bezeichnet werden, an Annette und Behrisch, wozu er sich nicht hätte versucht fühlen sollen, da er das C des antwortenden ungedeutet lassen muss. oder am ende Cornelie?!

'Die reliquie' verlegt St. in die erste zeit des Frankfurter aufenthaltes 1768 und bringt eine parallele aus dem Idris bei, die freilich nicht weiter geht, als die von mir im Anz. VIII 261 angeführte aus Weifse. 'Die liebe wider willen' scheint St. auch am besten in dieselbe Frankfurter zeit zu passen; ich liefs (aao.) die entscheidung, ob Leipzig oder Frankfurt, dahingestellt. nun sei auf die stelle im briefe vom 20 nov. 1767 (I 147) aufmerksam gemacht, wo Goethe die unterredung mit der Breitkopfen dem freunde mitteilt; sie sagt: *Ich habe bemerckt, dass Sie immer schlimm und niemals gut von Frauenzimmern geredet haben . . . Das hat mich auf die Gedancken gebracht dass Sie gar kein gutes Mädgen kennten; allein ich binn überzeugt dass Sie welche kennen.* dies wie die erwähnung der kartenkönige lässt sich vielleicht für Leipzig anführen, obwol das gedicht nach Frankfurt auch passen könnte. die datierung der weiteren gedichte dürfte kaum einem zweifel unterliegen.

Die parallelen, die St. beibringt, sind meist recht bezeichnend, und es ist durchaus zu billigen, dass er auf manche feine veränderung hindeutet, die Goethe mit dem überlieferten gute vornahm. das ist wol die wichtigste seite von St.s buch. ich will mich nicht damit aufhalten, weitere parallelen, wie sie jeder in sein handexemplar des jungen Goethe eintragen dürfte, hier zu erwähnen, möchte jedoch die ausführungen St.s über die Goethische mondpoesie im Leipziger lb. nicht unbeantwortet lassen. St. sucht das unrichtige meiner behauptung zu erweisen, dass Goethe mit seiner mondpoesie den durchschnitt damaliger dichtweise hoch überrage. aber in den stellen, die er s. 46 ff anführt, spielt das eigentümliche der späteren mondnachtstimmung gar keine rolle, ja in den meisten dieser nachtschilderungen kommt der mond überhaupt nicht vor. wenn Löwen vom *kalten* mond spricht, so fehlt ihm eben noch das gefühl für den zauber der mondnacht, wie er für Goethe characteristisch ist. dass der abend und die nacht 'beliebte stoffe' schon in der Anakreontik sind, habe ich nicht geleugnet (vgl. s. 242). aber falsch ist St.s behauptung, dass 'der mond — bei den typischen zügen — nicht zu fehlen pflegt' (s. 48); er pflegt im gegenteile sehr selten zu stehn. das kann im gegensatze zu der häufigen verwendung in der späteren dichtung unmöglich ein zufall sein. köstlich sagt St., nachdem er zwei gedichte von Uz citiert hat, es fehle in ihnen allerdings der mond, es sei aber klar, weshalb? die der liebe günstige dunkelheit der nacht solle hervorgehoben werden. ja wie kommt er dann dazu, sie gegen mich auszuspielen, nachdem er abgesehen von ein paar ganz uncharacteristischen stellen aus Beyer und einer aus der Unzerin nur noch zwei bereits von mir erwähnte citate aus Weifse beigebracht hat? seine sammlungen sind übrigens wider gar nicht zuverlässig; aus Beyer hätten sich die seiten 7. 8. 37. 61. 75. 85. 122. 134. 141 aufzählen lassen, wo

der mond würklich vorkommt. St. hat nur zu den vorgängern Goethes, die ich nannte, Cronegk und Gessner hinzugefügt; diesen hatte ich als prosaiker mit unrecht ausgeschlossen. meine reichen sammlungen über die deutsche mondpoesie hoffe ich einmal im zusammenhang zu verwerten und will darum nicht mit einzelheiten kommen. ich nehme auch jetzt meine darstellung nicht zurück, obwol manches erweitert und eingeschränkt werden muss[1].

Ich breche mit den einwendungen ab, weil ich sonst seite für seite besprechen müste, um einzelne zweifel zu begründen. froh wäre ich, wenn durch meine bemerkungen nicht der schein von tadelsucht hervorgerufen würde. doch muss ich gestehn, dass ich mit der günstigsten voreingenommenheit an das buch herantrat und zuerst, besonders von den sprachlichen ausführungen, sehr angenehm berührt war, bis ich nachzuprüfen begann, und bei widerholtem, genauem studium immer mehr bedenken in mir aufstiegen. wenn schliefslich mehr widerspruch als zustimmung übrig blieb, ists nicht meine schuld. das buch bringt freilich so viel, dass nicht alles in gleicher weise ausgearbeitet sein kann; es bleibt daher noch genug übrig, was ihm einen gewissen wert sichert.

Lemberg, 12 dec. 1893. R. M. Werner.

Torquato Tasso. ein schauspiel von Goethe. mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von Franz Kern. Berlin, Nicolai (RStricker), 1893. iv und 394 ss. 8°. — 10 m.

Mit Goethes Tasso hat sich die forschung in den letzten jahren sehr lebhaft beschäftigt. besonders haben zwei gelehrte das wort ergriffen, einander ergänzend und befehdend: Kuno Fischer und Franz Kern. als der letztere schon mehrere beiträge zur erklärung des dramas hatte erscheinen lassen, veröffentlichte Fischer 1890 sein geistvolles buch über Goethes Tasso, dem 1892 eine polemische schrift Kerns (Goethes Tasso und Kuno Fischer) und jetzt die commentierte ausgabe von demselben verfasser gefolgt sind.

Welche verschiedenheit zwischen beiden forschern! wo KFischer kühn hypothese auf hypothese baut, begnügt sich Kern lieber mit einem vorsichtigen non liquet. während F. oft entlegene zeugnisse durch glänzende combinationen verbindet, legt K. innerhalb der einzelnen briefstelle jedes wort auf die wagschale. und wie verschieden beurteilen sie ihren dichter! wenn F. oft nur die frage aufwirft: was war dem dichtergenius Goethes möglich? und bei der beantwortung gelegentlich seiner eigenen produc-

[1] das auffallende *gern* im 1 verse des gedichtes 'Die nacht' deutete ich als 'willig', während St. mit Loeper darin den anreiz der hinauslockenden kühle, also so viel wie 'mit vergnügen' sieht. sollte nicht vielleicht die bedeutung 'oft, häufig' gerade im gegensatz zum schlusse sich empfehlen? sie ist heute mehr volkstümlich, aber Adelung kennt *gern* in der bedeutung 'gewöhnlich, gemeiniglich', so dass sie damals nichts auffallendes hatte.

tiven phantasie folgt, sucht K. zu ergründen: was ist beglaubigt und durch zeugnisse gesichert? und doch tritt, seltsam genug, F. mit prachtvoller siegesgewisheit auf, während K. bei seinen zaghaften schlüssen noch zweifelt. wer von ihnen die erkenntnis Goethes mehr fördert, ist schwer zu sagen; ein sorgsames aufspeichern gesicherten wissens ist gut wie alles tüchtige, aber fröhlicher ist der mut des irrtums.

Die K.sche ausgabe ist ein resultat jahrelanger vorbereitung. der text stimmt bis auf unwesentliche kleinigkeiten mit dem der Weimarer ausgabe überein. unbegreiflich ist es daher, warum K. in der verszählung abgewichen ist. freuen wir uns doch, dass wir endlich eine einheitliche norm des citierens haben, die sich durch ihre einfachheit empfiehlt. wie umständlich verfährt dagegen K.! mit jeder scene, im ganzen also 24 mal, beginnt er eine neue zählung, sodass nun für jeden vers ein dreifaches citat (act, scene, verszeile) nötig wird. die folge ist, dass wir in dieser besprechung beide zählungen neben einander verzeichnen müssen. — nicht zu loben ist ferner die anordnung des ganzen stoffes. in der mitte des buches steht der Goethische text mit zahlreichen anmerkungen. zu diesen gibt es aber später noch einen anhang von ca. 45 seiten, ohne dass im einzelnen falle zu ersehen ist, warum die eine anmerkung unter den text, die andere in den anhang gestellt ist. ebenso hinken den einleitenden abschnitten über die handlung des dramas und die charactere (s. 7—65) noch eine reihe von zusätzen (s. 297—309) nach. und ganz am schluss des buches erst finden sich die capitel über den geschichtlichen Tasso und die entstehung der dichtung. so ist man genötigt, unausgesetzt hin und herzublättern. sehr viele der anmerkungen sind überdies nur zufällige lesefrüchte und dürften gern fehlen oder könnten beliebig vermehrt werden. man erhält den eindruck, als ob K. jahre lang bei all seiner lectüre stets nebenher an den Tasso gedacht und sich parallelen notiert habe, die an sich manchmal ganz hübsch sind, aber zur erklärung von Goethes dichtung gar nichts beitragen. einzelne seiner anmerkungen wollen wir zum schluss unserer besprechung ins auge fassen.

Eine der wichtigsten controversen zwischen Kuno Fischer und Kern dreht sich um die entstehungsgeschichte des Goethischen dramas. der dichter hat in den jahren 1780 und 1781 nur zwei acte in prosa niedergeschrieben; dann hat er in Italien den plan seiner dichtung völlig verändert und nun nach dem neuen plane das werk 1789 in jamben ausgeführt. an diesen tatsachen ist gar nicht zu rütteln. natürlich reizt es nun jeden forscher zu erkennen, wie sich beide pläne unterschieden; und da hat F. phantasievoll, aber ohne genügende gründe die hypothese aufgestellt: der erste act enthielt 1780 die jetzigen scenen I 1—I 3[1];

[1] dass KFischer mit seiner vermutung, es sei von anfang an die bekränzung Tassos das thema des ersten actes gewesen, recht hat, dafür lässt

der zweite die scenen II 1. 2 und die herausforderung und haft Tassos in anderer form, als wir sie jetzt lesen. und sein letzter schluss ist: in der älteren Tasso-dichtung kam noch kein Antonio vor. F. führt hierfür folgende gründe an:

1) der erste act ist 1780 so schnell entstanden, dass Goethe in dieser kurzen zeit nicht vier so ausführliche scenen dichten konnte. es fehlte die vierte. dem entgegnet K. mit recht: wir brauchen uns ja diese 4 scenen noch nicht so ausführlich zu denken; und soll schon eine von ihnen fehlen, so kann es eher die entbehrliche erste, als die höchst dramatische vierte sein.

2) F. argumentiert weiter: nicht eine beliebige scene des ersten actes, sondern ganz sicher die vierte fehlte in der alten dichtung. denn als Goethe seinen Tasso in letzter fassung beinahe vollendet hatte und am fünften acte schon arbeitete, schreibt er am 6 apr. 1789 seinem herzog, ihm fehle noch die scene I 4, er zweifle, ob er sie bis ostern 'fertigen' könne. die entgegnung, die K. auf diese begründung hat, kann ich nicht für ausreichend halten. für ihn bedeutet 'fertigen' nur 'etwas angefangenes fertig machen', in diesem falle hauptsächlich 'aus prosa in verse umgiefsen'. und als beweis dafür, dass die scene mindestens in prosa damals schon ausgeführt gewesen sei, macht er geltend, dass Tasso sich in der längst fertigen scene II 1 auf die 'worte' des Antonio in I 4 beziehe. das scheint mir nicht zwingend; denn jene bezugnehmenden stellen (es handelt sich um 2 reden Tassos) können später interpoliert sein. und dass es sich bei dem 'fertigen' um mehr als blofses versificieren handelte, ergibt sich mir zunächst aus folgender erwägung: ostern fiel 1789 auf den 12 apr.; Goethe hatte also bis dahin für seinen zweck noch 6 ganze tage. hätte es sich nur um eine formale ausarbeitung der scene gehandelt, so hätte Goethe, der bekanntlich bei solcher arbeit, besonders wenn sie drängte, viel durch willenskraft zu erreichen vermochte, nicht solches mistrauen in sich selbst ge-

sich ein erweis bringen, auf den meines wissens noch nicht aufmerksam gemacht worden ist. ja, es lässt sich sogar mit ziemlicher wahrscheinlichkeit eine stelle angeben, an der die iamben des jetzigen dramas annähernd den wortlaut der ursprünglichen prosafassung bewahrt haben. in demselben frühjahr nämlich, in dem Goethe an den 'Tasso' gieng, 1780, erschien das einzige, noch heute populäre deutsche epos, das sich in form zugleich und inhalt an die italienischen grofsen epen anschliefst: Wielands 'Oberon', der ebenso wie Tassos 'Jerusalem' den kampf mit Ariost aufnehmen will. Goethe war entzückt von dem gedicht. und genau eine woche vor dem 'erfindenden tage' (30 märz), an dem der Tasso gestalt gewann, sandte er Wieland einen lorbeerkranz und einen brief, der mit den worten schliefst (23 märz 1780): '*drum schick ich dir hier statt alles, ein Zeichen das ich dich bitte in seinem primitiven Sinne zu nehmen, da es viel bedeutend ist. Empfange aus den Händen der Freundschafft was dir Mitwelt und Nachwelt gern bestätigen wird*'. es sind fast die worte der prinzessin: '*dort* (auf dem capitol, wo das symbol der unsterblichkeit verliehen wird) *werden lautre Stimmen dich begrüfsen; Mit leiser Lippe lohnt die Freundschaft hier*' (vgl. auch I 4, 133 ff = 702 ff).

setzt. nein, es handelte sich hier sicher um eine neuschöpfung; meine hypothese in dieser richtung trage ich weiter unten vor. dort werde ich auch über die schwierigkeit der ausführung gerade dieser scene ein paar worte sagen. aber — darin stimme ich mit K. gegen F. überein — an stelle der neu zu dichtenden scene stand sicher schon längst eine ältere, die sich zwischen denselben personen abspielte. wäre Carl August nicht über eine solche scene unterrichtet gewesen, so hätte sich Goethe in seinem briefe nicht mit einer so kurzen andeutung begnügen dürfen, wie er es tut.

Nehmen wir F.s behauptung, dass in der älteren Tassodichtung kein Antonio vorgekommen sei, rein äufserlich, so hat F. natürlich recht; denn der apparat der Weimarer ausgabe zeigt uns, dass noch 1789 bis kurz vor vollendung der dichtung eine person dieses namens fehlte und an ihrer stelle Battista Pigna stand. aber so hat F. selbstverständlich die sache nicht gemeint; er leugnet überhaupt jede persönlichkeit von Antonios character und handlungen in der ältern dichtung. und darin geht er fehl, trotz seiner wichtigsten begründung, die wir noch nicht ins auge gefasst haben. er hat nämlich für den Antonio zwischen den beiden ersten und den drei letzten acten der dichtung eine auffällige antinomie entdeckt. im letzten teil sollen Antonio und Tasso alte gegner sein (was allerdings richtig ist), im ersten soll sie der dichter schildern als zwei männer, die sich zum ersten mal sehen. schon K. hat diese ansicht mit guten gründen widerlegt. kleine incongruenzen gibt es ja im gefüge dieses dramas: über die dauer des aufenthalts der gräfin in Ferrara, über den termin ihrer abreise hören wir widersprechende angaben; ebenso ist es unvereinbar, dass Tasso nie von Ferrara sich hat entfernen wollen und doch (IV 4) durch einsetzung eines kritischen areopags in Rom seine reise dahin von langer hand vorbereitet hat. dergleichen kleine unebenheiten kommen vor. aber die grofse antinomie im verhältnis Tassos zu Antonio hat erst F. hineininterpretiert. zu K.s widerlegungen möchte ich besonders die stelle 941 (II 1, 192) als zeugnis alter bekanntschaft hinzufügen, und dann folgende erwägung: eine solche antinomie, wie sie F. entdeckt hat, ist doch nur möglich, wenn die arbeit des dichters an den beiden ersten acten zeitlich von der an den drei letzten getrennt war. das ist ja aber durchaus nicht der fall. als Goethe die beiden gegner im dritten und vierten act als alte bekannte dargestellt hatte, dichtete er erst im apr. 1789 die scene I 4 (nach F. bekanntlich eine völlig neue scene), dh. die erste begegnung der beiden männer, um dann nach wenigen tagen im 5 act in der vorstellung alter feindschaft fortzufahren. ein solches vorgehn ist schlechterdings unmöglich. von dieser 'antinomie' wird ein aufmerksamer leser im Tasso nichts erkennen. damit fällt aber auch das wichtigste argument für eine ältere Tassodichtung ohne Antonio oder seinen stellvertreter, Pigna oder wie er hiefs, fort.

wie wäre denn auch die duellscene, die F. selbst zum alten bestand der dichtung rechnet, möglich ohne einen gegner Tassos?

Bis hierher stimme ich mit K. überein. die verschiedenheit zwischen der Tassodichtung von 1781 und der von 1789 lag nicht im fehlen des Antonio. müssen wir nun aber, wenn wir der kühnen hypothese F.s nicht folgen, nun gleich so zurückhaltend sein wie K.? ist keine möglichkeit, die 'alte dunkelheit' zu durchdringen? K. wagt es nicht. er ist (s. 372) der meinung, dass zwischen der älteren und der neueren dichtung gar keine inhaltlichen, sondern nur formale verschiedenheiten bestanden haben. dies urteil teile ich durchaus nicht, dem widersprechen die briefe aus Italien. Goethe hätte sicher nicht so geklagt über die schwierigkeit seiner aufgabe, wenn diese die gleiche wie bei der Iphigenie gewesen wäre. ich glaube fest an eine radicale umarbeitung des ganzen planes, und ich meine, dass man der reconstruction des ersten entwurfes auf zweierlei weise näher kommen kann. einerseits kann man an Goethes quellen und an die angaben über seine arbeit in den jahren 1780 und 1781 hypothesen anknüpfen; anderseits kann man von der späteren fassung alles das abziehen, was nachweislich erst aus anregungen der italienischen reise hervorgegangen ist. zu beiden versuchen will ich hier einige ansätze machen.

Alles, was wir aus Goethes briefen an frau von Stein wissen, ist, dass die ältere Tassodichtung sich fast ausschliefslich um die liebe des dichters zur prinzessin drehte. und da nun die bekenntnisse dieser liebe so geartet waren, dass sie ebenso gut als von Goethe an frau von Stein, wie von Tasso an Leonore von Este gerichtet gelten konnten, so ist der schluss berechtigt, dass Goethe auf stark individuelle färbung dieser geständnisse und überhaupt auf deutliches localcolorit in seiner dichtung wenig bedacht war. wir dürfen annehmen, dass die personen ursprünglich ihre empfindungen und stimmungen nur allgemein in schwelgenden lyrischen ergüssen zum ausdruck gebracht hatten, etwa wie im 2 acte der Stella, die überall und nirgends spielen kann. durch das fehlen jedes zeitlichen und örtlichen colorits bekamen die personen und ihre reden das, was Goethe später als das nebelhafte bezeichnet hat. das hat ihnen der dichter in der umarbeitung, wie wir von ihm selbst wissen, zu nehmen sich bemüht. und doch merkt man den ersten beiden acten des Tasso noch heute den ursprünglich lyrischeren gesprächston an; es dringt uns aus ihnen eine gröfsere wärme entgegen, als aus den drei letzten.

In dem fehlen des local- und zeitcolorits ähnelt nun dem Goethischen urentwurf unter der ganzen Tassolitteratur nur eine einzige abhandlung, eine quelle, die von neueren forschern (F. s. 176; K. s. 374) gar zu gern völlig ignoriert wird: die Irisaufsätze von JJWHeinse. gewis, sie sind als historische quellen betrachtet

wertlos. aber darauf kam es auch gar nicht an. haben doch bisweilen aus den elendesten quellen grofse dichtungen ihren ursprung genommen, zb. fast gleichzeitig mit dem Tasso Schillers Don Carlos. auch will ich nicht leugnen, dass Goethe noch manche andre und bessere quelle schon 1780 gekannt und benutzt hat. worauf es mir ankommt, ist, zu zeigen, dass Heinse der einzige ist, der das beherschende thema der ersten Tassodichtung, die liebe des dichters zu der hochgestellten frau, in derselben beleuchtung zeigt, wie es Goethe sah, als er sich mit Tasso, Leonore mit frau von Stein in parallele setzte. wie muste es in ihm widerklingen, wenn er bei Heinse las: '*Jeder Bewunderer des Tasso muss die Asche dieser Prinzessin segnen; denn sie ist die Schöpferin alles des Guten, was wir von ihm haben. Ihr allein, oder, welches einerley ist, seiner Leidenschaft gegen sie haben wir die schönsten Stellen im Aminta, und die gröfsten Reize seiner Armida zu verdanken. Sie war der Hauptgegenstand in seinem Leben, den Geist und Herz in ihm in eine Masse von Feuer zerronnen in dem höchsten Grad empfunden haben, in dem ein Wesen empfinden kann; und nur dergleichen starke Gefühle sind die Quellen, woraus das Genie den Durstigen Erquickung darzureichen vermag*'. hier bei Heinse, der natürlich F. besonders unbequem sein muss, finden sich neben vielem andern schon zwei wichtige motive: der [noch anonyme] feind Tassos bei hofe und das doppelspiel mit dem namen Leonore. und so glaube ich mit bestimmtheit, dass uns Heinse helfen kann, den ursprünglichen plan zum Tasso annähernd zu reconstruieren. dieser versuch würde natürlich hier zu weit führen. auch verhehle ich mir nicht, dass man Heinse durch wichtige andre quellen, besonders Muratori, ergänzen muss, und dass Goethe in bedeutsamen einzelheiten auch sicher weit von Heinse abgewichen ist. solcher veränderungen möchte ich hypothetisch vor allen zwei anführen: erstens hat Goethe wol von anfang an den herzog nicht als launischen sultan dargestellt, und zweitens mag es ihm, da er das verhältnis Tassos zur prinzessin fast völlig mit dem seinen zu frau von Stein identificierte, widerstrebt haben, dieses liebesverhältnis tragisch enden zu lassen, und er mag, wie einst für die Stella, für das enthusiastische stück einen enthusiastischen schluss geplant haben. ich weifs, dass dies nur vermutungen sind. aber ich spreche sie getrost aus; denn, sei es, dass man sie erhärte oder widerlege, sie können vielleicht licht verbreiten über die viel umstrittene stelle aus dem brief vom 2 febr. 1788 in der 'Ital. reise'.

Ich habe vorhin noch ein zweites mittel angedeutet, die unterschiede der ersten und zweiten Tassodichtung zu erkennen: nämlich die ausscheidung alles dessen aus dem vollendeten drama, was Goethe erst nach 1786 concipiert haben kann. wir dürfen mit sicherheit annehmen, dass es sich in der älteren dichtung lediglich um das private leben, um die innersten herzensangelegen-

heiten der wenigen persönlichkeiten gehandelt hat. wie für Werther nur das eine haus, wo Lotte wohnt, existiert, so mag wol in der ersten Tassodichtung Ferrara dem italienischen dichterjüngling die welt bedeutet haben, eine kleine in sich begrenzte welt, in der die wenigen menschen ihr genüge finden. nun aber hat Goethe zwei jahre in Italien zugebracht; und hinter der ursprünglich leidenschaftlichen enge seiner Tassodichtung tut sich ihm jetzt der weite horizont der italienischen renaissance auf. sie ist ihm nicht mehr eine vorstellung, die er nur aus büchern hat; nein, er hat sie leibhaft gesehen, sie hat sich in seiner phantasie widerbelebt und mit menschen bevölkert. kein wunder, dass es ihn zur ausgestaltung drängt und dass, als ihm die Tassobiographie von Serassi eine fülle von motiven bietet, er diese für seine dichtung nutzbar machen will. aber er wird als künstler sich auch gesagt haben: es genügt nicht, die renaissance nur von fern als hintergrund zu zeigen; es muss aus jener grofsen welt ein mensch in den kleinen idyllischen kreis von Belriguardo treten. das gibt einen dramatischen conflict. und hier mögen wir auch wol die lösung der Antoniofrage finden. ein hofmann, ein berechnender oder absichtloser störenfried der liebe Tassos zur prinzessin muss in der dichtung von anfang an gewesen sein, mochte er nun Pigna oder Antonio oder sonst wie geheifsen haben. aber diesen mann aus jener glänzenden, geräuschvollen welt da draufsen in den dichterfrieden Tassos und der fürstin hineintreten zu lassen, dies motiv kann Goethe erst in Italien aufgegangen sein. und nun begreifen wir auch, warum ihm die schilderung gerade des ersten auftretens dieses mannes so schwer ward, dass er die scene I 4 erst ganz spät, kurz vor der vollendung seines werkes ausgestaltete: für keine person des stückes nämlich brauchte Goethe so viel (wenn man will) realistisches detail, für keine so viele einzelheiten aus der geschichte und culturgeschichte, wie für den ganz umgestalteten fürstlichen abgesanten, der jetzt Antonio Montecatino heifst.

Somit bin ich weit davon entfernt, mit K. zu glauben, es sei inhaltlich die ältere Tassodichtung von der jüngeren nicht sehr verschieden gewesen. anderseits kann ich F. einen entwurf ohne Antonio oder einen stellvertreter nicht zugeben. vielmehr bin ich der ansicht, dass die verschiedenheit beider pläne gerade in der völligen umgestaltung dieses mannes liegt. mit dieser meinung lassen sich aber sehr gut einige feinsinnige ausführungen F.s vereinigen, die K. (s. 370) sehr mit unrecht bezeichnet als 'geistreiche combinationen, die aber doch nur den wert von einbildungen haben'. ich bin mit F. der ansicht, dass es Goethe erst in Italien, als er seiner dichtung den grofsen hintergrund gab, in den sinn kommen konnte, durch gegenüberstellung von Antonio und Tasso den gegensatz von staatsmann und dichter zu verkörpern. auch glaube ich, dass F. mit der unterscheidung 'pathologisch — künstlerisch' für die ältere und jün-

gere dichtung recht hat; denn die culturhistorische weite der späteren handlung konnte nicht mehr aus persönlichen erlebnissen gestaltet werden, wie dies bei den intimen herzensangelegenheiten in dem ursprünglichen werke möglich war.

Wenden wir uns nach diesem überblick über die entstehungsgeschichte nun dem vollendeten werke zu. der dichter selbst hat es als 'schauspiel' bezeichnet; oft genug aber hat man auch von der tragischen handlung des Tasso gesprochen. neigt sich in dem drama das schicksal Tassos zum besseren oder schlimmeren? diese frage ist oft aufgeworfen worden und hat sehr viel kopfzerbrechen gemacht. in ihrer beantwortung streiten nicht nur die wortführer unter einander; nein, auch die einzelnen kritiker geraten mit sich selbst in widerspruch. F. sagt s. 180: 'es ist der weg vom gipfel zum abgrund, den Goethes Tasso vor unseren augen durchläuft!' und s. 191 widerspricht er sich schnurstracks, indem er ausführt: 'in den leiden eines solchen dichters liegt die kraft der erhebung, die schöpferische kraft, die zur heilung gereicht. Goethes Tasso verkümmert nicht in der zelle des armenhospitals, sondern erhebt sich über sein schicksal'. und nun folgt das bekannte citat 3426ff (v 5, 141ff). in ähnlichem widerspruch sehen wir K. auf s. 9 lesen wir: 'die handlung unsres dramas bewegt sich um Tassos heilung von krankhaften vorstellungen und ungehörigen ansprüchen, die durch sein leben am hofe entstanden sind und immer mehr genährt werden'. und dagegen s. 26: 'das wesentliche der handlung selber ist der bruch Tassos mit dem herzoglichen hause'. das gewaltsame zertrümmern menschlicher verbindungen, also der verlust des liebsten, was Tasso besafs, oder aber der gewinn der heilung, das sinken in den abgrund oder die erhebung, eines von beiden kann doch nur das ziel der handlung sein. es scheinen sich die widersprüche am leichtesten dadurch zu erklären, dass das schicksal des menschen Tasso so oft verwechselt wird mit dem des dichters Tasso. und doch sollte man hier genau so streng scheiden, wie es Goethe, zb. 3078 (v 2, 90), selbst in seinem werk getan hat. um es voraus zu sagen: ich bin der ansicht, dass der inhalt des dramas das tragische geschick des menschen Tasso ist, und dass der ausblick auf die künftige laufbahn des dichters am schluss des dramas mit dem kunstwerk im ganzen wenig zu tun hat. eine kurze erläuterung soll dies klarer machen.

K. sagt s. 13: 'wir sehen Tasso am schluss des stückes von seinen krankhaften ansprüchen (sc. auf die liebe der prinzessin usw.) geheilt'. das ist völlig unrichtig. wenn im täglichen leben an einem menschen soeben eine schwierige operation vollzogen worden ist, über deren erfolg man noch nichts sicheres voraussagen kann, so wird man diesen menschen doch nicht als einen geheilten bezeichnen dürfen. und selbst nicht einmal in diesem relativ günstigen fall befindet sich Tasso. wir sehen ihn im anfange des

dramas selig im höchsten glücke, und am ende — wie später erhärtet werden soll — völlig zerschmettert. sein schicksal ist dem des Tantalus zu vergleichen. ihn haben die erdengötter zu ihrem mahl an goldenen tischen erhoben. da ist ihm sein glück zu kopfe gestiegen. er frevelte gegen die, von deren gnade er lebte, und sie, die mächtigen, stürzten ihn deshalb in nächtliche tiefen. kann man das eine heilung nennen? ich nenne es strafe für vermessenheit. und wer will denn sagen, was das fernere schicksal von Goethes Tasso ist, ob es nicht dem des historischen Tasso gleicht, ob der verbannte nicht immer, hungernd und dürstend wie Tantalus, sich nach dem verscherzten glück zurücksehnen wird. wenn K. behauptet, die ganze handlung von Goethes drama ziele auf die heilung Tassos, so kann man mit demselben rechte sagen: die handlung von Miltons Verlorenem paradies ziele auf die erlösung des menschengeschlechts. beides ist falsch. Goethes Tasso endet mit dem sturz des dichters, und erst jenseits des dramas ahnen wir etwas von einstiger errettung; Miltons epos behandelt den fall des menschen, und erst in weiter ferne kündet sich jenseits des gedichts die erlösung an.

Dass würklich am ende des stückes Tasso völlig vernichtet ist, deutet Goethe klar genug mit dem bilde an, mit dem er das schauspiel schliefst. man denke doch dieses bild nur zu ende. als völlig schiffbrüchiger schildert sich Tasso, sein fahrzeug ist zertrümmert, steuerlos, ohne rettung werfen ihn die wellen her und hin. nur an den felsen klammert er sich noch an; das nackte leben ist also gerettet. aber hab und gut, wohnstätte und verkehr mit menschen ist dahin, und um ihn brandet nach wie vor das meer. ungewisser kann ja sein schicksal gar nicht sein. was soll ihm denn der nackte felsen bieten? vor kälte, nässe, hunger und jeder unbill kann er ihn doch nicht schützen. — nun male man sich weiter aus, was dieses bild am ende der ganzen dichtung bedeuten soll: als alles ihm geraubt ist, da klammert sich Tasso in letzter verzweiflung an Antonio mit dem rufe: rette mich! und Antonio, das ist nicht zu leugnen, nimmt sich des hilflosen an. aber da wird nun stets von commentatoren die freundschaft dieses kühlbesonnenen staatsmannes weit überschätzt, ohne dass je die frage aufgeworfen würde: was kann denn Antonio für Tasso tun? er kann fürsorge treffen, dass der dichter auf seiner reise nicht mangel leide, er kann ihm empfehlungen geben und ihm auswärts gute aufnahme sichern, er kann ihm später auch gelegentlich brieflich seinen rat geben. das aber ist auch alles. an dauernde einwürkung Antonios, vielleicht gar an ein zusammenleben beider männer, ist nicht zu denken. so sicher Tasso binnen kurzem das herzogtum Ferrara auf immer verlassen wird, so sicher wird Antonio am hof der Este bleiben und nicht, wie K. s. 349 meint, dem unglücklichen 'treu und geduldig zur seite stehn'. bis zur aufgabe seines staatssecretariats,

so weit geht Antonios freundschaft nicht; und deshalb muss Tasso ohne diesen mentor seinem ungewissen loos entgegen gehn. so endet die handlung des stückes; was darüber hinausdeutet, gehört nicht mehr zum eigentlichen inhalt des dramas. es widerstand Goethe jederzeit, den hörer in völliger trostlosigkeit zu entlassen; und anstatt wie Schiller mit erbarmungsloser härte den zusammenbruch eines menschenschicksals darzustellen, liebte es seine milde, selbst einer tragischen handlung am ende die möglichkeit einer späten glücklichen wendung beizumischen, wolverstanden, die möglichkeit und keineswegs die sichere gewähr. solchem bestreben Goethes verdanken die verse 3426 ff (v 5, 141 ff) ihr dasein. mit den worten '*alles ist dahin*' ist Tasso bei dem gefühl gänzlicher vernichtung angelangt. bevor aber der dichter in den schlussversen des dramas den vollen eindruck dieser stimmung durch das breit ausgeführte bild von dem schiffbruch erzielt, gibt er vorübergehend der hoffnung nahrung. wenn Goethe selbst sich das fernere leben seines Tasso ausmalte, so hat er sich ohne frage von bildern der verzweiflung und des wahnsinns abgewant und sich gerne vorgestellt, wie der verstofsene in der kunst eine sanfte trösterin findet, wie er durch darstellung seiner leiden sich von der qual befreit; gewis durfte Goethe auch aus solchen vorstellungen heraus den Tasso mit Ampère einen gesteigerten Werther, einen Werther mit erhöhter mannes- und künstlerkraft nennen; auch durfte er in der 'Trilogie der leidenschaft' jedem, der den todesschmerz des scheidens durchmachen muss, die heilung wünschen, die er seinem Tasso gönnte. aber alle diese anschauungen und wünsche liegen aufserhalb des dramas. in dem stücke selbst zeigt uns der dichter Tasso schliefslich im tiefsten abgrund der verzweiflung, und erst in weiter ferne, vielleicht spät, vielleicht nie erreichbar, einen schimmernden stern: die hoffnung auf genesung durch die kunst. dass aber diese genesung die 'lösung' der verwicklungen des dramas sei, dass sich die handlung auf dies ziel von vornherein hinbewege, dass sie, wie F. s. 191 sagt, der grundgedanke sei, aus dem die dichtung entstand, davon ist keine rede.

Aber die handlung von Goethes Tasso ist nicht nur tatsächlich tragisch (sagt doch selbst K. s. 18, dass Goethe an dem tragischen seiner dichtung nicht einen augenblick gezweifelt habe), sie muss vielmehr mit naturnotwendigkeit wegen der ganzen anlage des hauptcharacters einen tragischen verlauf nehmen. das hat nun freilich K. in der characteristik der hauptperson nicht nachgewiesen, wie denn dieser zusammenfassende abschnitt lange nicht so gut gelungen ist wie die einzelinterpretation. K. zählt freilich alle einzelnen züge mit reichlichen belegstellen auf, aber ihre summe gibt kein überzeugendes characterbild. da K. stets die 'heilung' Tassos und als heilmittel die entfernung vom hofe im auge hat, so muss er den aufenthalt in Ferrara als ein

übel für Tasso darstellen. darin geht er aus voreingenommenheit viel zu weit. das leben des Goethischen Tasso, ehe er nach Ferrara kam, war reich an entbehrungen; gehetzt, ruhelos irrte er umher. seine dichterische begabung besafs er freilich von anfang an. aber dass sie sich in der ungunst der verhältnisse nicht entwickelte, sagt er ja selbst. 'traurige lieder' hat er gesungen. er brauchte dringend ein asyl, wo er sinnen und dichten konnte, sonst wäre er zu grunde gegangen. nun kam er nach Ferrara, und was ihm dieser ort geworden ist, sagt er klar genug 405 ff (I 3, 26 ff). hier erst fand er sorglose mufse zu dem grofsen werke, zu einem mutigen gesange, wie er nur diesen einen gedichtet hat. und dieses leben in Ferrara, das so schöne früchte gezeitigt hat, nennt K. schlechthin 'nicht zuträglich' für den dichter. dies einseitige urteil erklärt sich nur aus dem beständigen ausblick nach der heilung und dem heilmittel. K. hätte lieber vorerst nach der krankheit forschen sollen; aber eben über diese werden wir nicht richtig belehrt. aus der erkenntnis der krankheit Tassos ergibt sich aber sogleich der tragische character der dichtung; denn für das übel, wie wir es erkennen, gibt es weder heilmittel noch heilung.

Goethe hat seinen Tasso mit einer begabung ausgestattet, die segen und fluch in sich birgt und die dem dichter vor allen anderen eigen sein muss, der gabe, menschen und zustände sich bis zu greifbarster nähe zu vergegenwärtigen. Tassos phantasie, die im zustande der harmonie dichterischen gestalten ihr dasein gibt, wird ihm zum unheil, wenn sie in falsche bahnen gedrängt wird. dann schafft sie auch gestalten, aber feindselige, deren ansturm der dichter nicht bannen kann, schreckgestalten, deren macht sein argwohn immer noch vergröfsert. die misleitete, gestalten schaffende phantasie ist ursache von Tassos krankheit, sie ist der feindliche dämon im eigenen busen, dem er rettungslos verfallen ist. vor diesem feinde, den man stündlich mit dem eigenen herzblut nährt, ist kein entrinnen möglich. gibt es ein schicksal, so ist es dieser freund oder feind, des menschen tiefinnerste veranlagung. und keinen tragischeren kampf kann man ersinnen, als das leidenschaftliche vergebliche ringen des menschen gegen den eigenen argwohn, keine tragischere wehrlosigkeit als gegenüber diesem feinde. Othello sehen wir in solchem streit erliegen. und mit recht hat WWetz (Shakespeare vom standpuncte der vergleichenden litteraturgeschichte I 380 ff.) unmittelbar dem Othello an die seite den Torquato Tasso gestellt.

So verhängnisvoll von natur begabt hat Goethe seinen Tasso gesehen und dargestellt. so lange dieser dichter von jeder berührung mit der rauhen aufsenwelt entfernt ist, so lange man liebend für ihn sorgt, ohne dass er es merkt, so lange er gleichgesinnte, kunstfreudige, genussfähige menschen zum umgang hat und im übrigen mit den gestalten seiner einbildungskraft, mit

seinen geistern lebt, so lange dieses ganze traumleben dauert, so lange würkt auch seine phantasie woltätig; und das unsterbliche gedicht entsteht. aber nun erfindet Goethe eine handlung, die diesen traumwandler weckt. eine ganze reihe von ereignissen, die Tassos feurige phantasie aufs höchste erregen, die bekränzung, die rückkehr Antonios, die schilderung des päpstlichen hofes, das vermeintliche geständnis der prinzessin, der zusammenstofs mit Antonio, die verhaftung, sie alle würken zusammen, Tasso völlig aus dem gleichgewicht zu bringen. und wie wir ihn kennen, ist bei solcher erschütterung das tragische ende unausbleiblich: in mafsloser leidenschaft vernichtet Tasso sich selbst. wären es nur äufsere feinde, die ihn bedrohten, unzuträgliche umgebung am hofe und ähnliche dinge, die mehr oder minder zufällig sind, dann hätte K. recht: dann wäre nach beseitigung solcher übel Tasso gerettet; dann könnte binnen wenigen minuten am schluss des stückes Antonios freundschaft alles gut machen. das aber ist unmöglich. denn Tassos übel liegt tiefer. unentrinnbar schleppt er den feind mit sich herum. ob er, wie der herzog ursprünglich wollte, nur auf einige zeit oder auf ewig sich von Ferrara entfernt, die erfüllung dieses tragischen menschenschicksals ist zu verzögern, aber nicht zu hindern.

Aus dieser ursprünglichen anlage kann man alle übrigen eigenschaften und äufserungen ableiten, die bei K. ziemlich unvermittelt neben einander stehn. wir erkennen, wie Tasso durch die beständige einsamkeit und die beschäftigung mit den freundlichen und feindlichen geburten seiner phantasie völlig das mafs seiner selbst und das mafs der mitmenschen und menschlichen verhältnisse eingebüfst hat. nur so sind neben einander zu deuten einerseits der mangel an vertrauen zu sich selbst, der sich in der beständigen sorge um die herzogliche gnade äufsert, anderseits die grenzenlose selbstüberhebung, die sich bis zur werbung um den besitz der prinzessin steigert. und ebenso finden alle zwischenstufen des zutrauens und mistrauens gegen sich und andre ihre erklärung.

Genau wie an Tasso hat K. auch an der prinzessin viele einzelheiten des characters richtig beobachtet, hat aber wider nicht zu zeigen vermocht, wie diese züge sich gegenseitig bedingen und erklären. in manchen aufstellungen hat K. gegen Fischer recht: dass die leiden den willen der prinzessin gefestigt haben (F. s. 232), dass eine intellectuelle verwantschaft zwischen Eleonore und Alphons zu erkennen sei (F. s. 225), dass die fürstin eine schnelle und richtige auffassung der dinge und personen besitze (F. s. 228), dass ihr hauptinteresse sich auf die dichtung concentriere (F. s. 245), das alles hat K. schon früher widerlegt, und es ist auch nicht zu halten. der grundzug des ganzen wesens der prinzessin ist in der tat das, was Fischer einmal sehr richtig quietismus, K. phlegmatisches temperament genannt hat. man

darf sie deshalb aber noch nicht, wie K. s. 70 tut, als schwermütig bezeichnen. das ist nicht in Goethes sinne. er hat uns so oft den milden zauber des mondlichts geschildert und gern die erinnerung an die geliebte mit der würkung verglichen, die der klare glanz des bleichen gestirns ausübt (Jägers abendlied u. s. w.). solcher friede geht auch von der prinzessin aus; ihr ganzes tun ist milde. nichts heftiges, nichts plötzlich überraschendes vernehmen wir von ihr; alles ist vorbereitet und tönt anmutig aus. das lachen ist zum sinnigen lächeln gemäfsigt, der blendende witz zum freundlichen scherz, das epigramm ist aufgelöst in geistvoll erweiterte rede. es liegt zwar der prinzessin der ernst näher als der scherz. aber von schwermut darf man deshalb noch nicht reden; denn alles trübe ist ihr fern, selbst ihre resignation ist heiter. soviel zur ergänzung von K.s einzelbemerkungen; seine beweise für die geringe menschenkenntnis der fürstin und für das vorherschen gelehrter neigungen vor den dichterischen sind überzeugend. es fehlt nur leider wider das, was bei der analyse eines characters die hauptsache ist, nämlich der nachweis, dass aus all den eigenschaften würklich ein character geworden ist; es wäre doch auch denkbar, dass die beobachteten züge nicht mit einander harmonierten. dass tun sie nun freilich ausgezeichnet. zweimal hat Goethe im Tasso die scene geschildert, wie Leonore von Este nach kaum überstandener krankheit beim ersten schritt in das neue leben Tasso erblickt. nicht nur deshalb findet diese widerholung statt, damit der eindruck dieses ersten begegnens von beiden seiten ausgesprochen werde, sondern auch damit der hörer die prinzessin eindringlich als eine frau erkenne, die früh an leiden gewöhnt wurde. denn ihr ganzes wesen ist daraus abzuleiten. wer häufige krankheit mit geduld ertragen hat, der klammert sich an die zeiten des gesundseins mit dem ängstlichen wunsche an, dass alles bleiben möge wie es ist, dass keine rauhe hand den frieden lieblos störe. doppelt besorgt wird eine frau in solcher lage sein. das ist der fall bei der prinzessin. sie, die leidensgewohnte, findet in Belriguardo, wo ein tag dem andern gleicht, ihr glück. in dieser ruhe möchte sie immer weiter leben. drum sind auch alle vermutungen, dass sie sich je vermählen werde, hinfällig. K. spricht mit recht s. 138 von ihrer 'entschiedenen ablehnung jedes heiratsgedankens'; und das '*fast*', mit dem sie 1059 (II 1, 310) diesen entschluss mildert, erklärt sich daraus, dass um der 'sitte' willen die prinzessin Tasso gegenüber nicht weitere geständnisse machen konnte. nur um tiefen frieden um sich her zu haben, wünscht sie auch die versöhnung zwischen Tasso und Antonio, nicht aus menschenkenntnis. im gegenteil, sie sieht nur zu bald ein, dass ihr wunsch verfrüht war, und geht nun in abermaliger verkennung der tatsachen zu weit, indem sie eine freundschaft zwischen den beiden männern ewig für unmöglich hält. auch für diese geringe lebenskenntnis

der fürstin ist der grund in ihrer langen und häufigen krankheit zu suchen. ihr umgang waren stets nur wenige menschen, die ihr, der leidenden, woltaten. nie ist ihr ein äufserer conflict nahe getreten, stets konnte sie passiv bleiben. so ist sie ganz seele geworden, eine schöne seele, die alle irdischen ansprüche aufgegeben hat. zugleich ist sie so fein geartet, dass sie nur mit wesensverwanten menschen verkehren mag und kann, widerum ohne zu ahnen, wie selten solche zarte naturen sind. in Tasso glaubt sie einen freund nach ihrem sinne gefunden zu haben. aber in ihrer unkenntnis menschlicher charactere hat ihn die jungfräuliche fürstin ganz falsch beurteilt; sie hat mit seiner sinnlichkeit und leidenschaft nicht gerechnet. und wie diese mächte bei ihm durchbrechen in einer stunde der erregung, da ist ein weiteres zusammenleben auf ewig unmöglich, nicht lediglich wegen dieser einen verletzung der sitte, sondern weil die zartfühlige frau mit Tasso nun in ewiger furcht vor gefährdung ihres friedens leben müste. ihre sinnlichkeit ist durch die krankheit nicht völlig ertötet, aber sie ist schlafen gegangen. und erwacht sie ja einmal, so lullt die fürstin sie mit sanfter beschwichtigung wider ein.

Das gegenbild zur prinzessin ist die gräfin: gesund, ein wenig sinnlich, nicht allzu sensitiv und von der glücklichsten begabung, mit allen menschen leben zu können. F. hat diese frau von welt ausgezeichnet geschildert, und ohne ein 'rasch urteilender leser' zu sein (K. s. 54), schliefse ich mich ihm im wesentlichen an. Leonore Sanvitale völlig zu retten, geht nicht an; selbst K. kommt s. 61 nur zu dem resultat: 'in ihrem moralischen character ist viel mehr licht, als schatten', auch er vermag ihre unermüdliche liebenswürdigkeit, ihre aufrichtigkeit, ihr wolwollen immer nur in einigen scenen zu entdecken. man kann von den zwei frauen das gleiche urteil aussprechen, das Goethe über Tasso und Antonio fällt: es ist schade, dass die natur nicht aus beiden eine frau gemacht hat. rät ein weises wort den menschenkindern, klug zu sein wie die schlangen und ohne falsch wie die tauben, so hat die gräfin leider fast nur die schlangenklugheit mit auf den weg bekommen und die prinzessin nur die wehrlose lauterkeit der tauben. dass die prinzessin der freundin volles vertrauen schenkt, hängt mit ihrer weltunkenntnis zusammen. die beiden frauen ergänzen sich; aber nur so lange sind sie freundinnen und verstehn einander, als sie die puncte nicht berühren, wo freundschaft und gegenseitiges verständnis aufhören müste. würde jemals die fürstin von den erwägungen und intriguen der gräfin im 3 und 4 act erfahren, so würde sie auch von ihr sich enteuscht abwenden und nicht mehr mit ihr leben können. ein solches urteil aber stempelt Leonore Sanvitale durchaus noch nicht, wie K. meint, zur 'blofsen intrigantin und herzlosen coquette'. keine person des stückes hat Goethe so wahr nach dem leben geschildert wie die gräfin. sie gehört zu jenen frauen der grofsen

welt, denen man kleine sünden verzeihen muss, weil sie mit anmut sündigen, zu jenen frauen, deren gesinnungen und handlungen weder ganz verzeihlich noch ganz unverzeihlich sind. die gräfin ist ihrem gatten treu, aber das hindert sie nicht, einen jungen freund, den sie zu huldigungen ermuntert, an sich zu fesseln. die worte, mit denen sie ihm 2244ff (IV 2, 4ff) naht, sind nicht gerade eine unwahre schmeichelei, aber sie sind tactlos; denn es verrät mangel an feinfühligkeit, einen menschen, der eben eine übereilung begangen hat, gleich darauf wegen seiner sonstigen besonnenheit zu loben. widerholt sehen wir sie gutes würken, aber stets nebenher ihr eigenes interesse verfolgen, vgl. 2174 (III 4, 208), wo freilich K. andrer ansicht ist. so ist ihr ganzes fürsorgliches bemühen um Tasso aufzufassen, das allerdings dem dichter nützen, ihr selbst aber auf bequeme art die unsterblichkeit verschaffen soll. am klarsten jedoch erkennt man den angedeuteten character der gräfin in ihrem verhalten gegen die prinzessin. sie ist die freundin der fürstin und möchte ihr viel liebes erweisen; aber das hindert sie durchaus nicht, einen vertrauensbruch gegen jene vor ihrem gewissen zu verteidigen. K. möchte nun freilich die gräfin von diesem vorwurf möglichst entlasten. er behauptet in der anmerkung zu 1953 (III 3, 40), Leonore habe das in der vorhergehnden scene der prinzessin entschlüpfte geständnis garnicht verstanden. unmöglich! so sollte Goethe eine frau verzeichnet haben? die gräfin hat, wie jede frau, für herzensgeheimnisse der freundin ein äufserst feines ohr; sie weifs sehr wol, was in der prinzessin vorgeht, wenn sie sich auch in ihrem leichten sinn diesen kampf nicht so schwer vorstellt, wie er ist. die schuld der gräfin Sanvitale ist nicht zu leugnen; es fragt sich nur, mit welchem mafs man sie messen soll. ich glaube, mehr als leichtsinn ist es nicht. es fehlt der gräfin an tiefe, sie hat für zartinnerliche menschliche beziehungen kein verständnis; von verrat an der freundschaft darf also nicht die rede sein. aber eine kleine unehrlichkeit liegt vor; die eitelkeit siegt über die freundschaft.

Zur characteristik Antonios und des herzogs ist nichts hinzuzufügen. nur ist im ganzen von dem 2 cap. zu sagen, dass es äufserst schwach ist. K. beschreibt die charactere, wie Haller die blumen beschreibt. und darüber hat Lessing ja schon im Laokoon das nötige gesagt.

Das beste an K.s ausgabe ist die einzelinterpretation. sind auch viele dieser anmerkungen entbehrlich, so ist doch ein grofser teil würklich fördernd. um manche vielumstrittene stelle hat sich K. mit erfolg bemüht; nachahmenswert für commentare zu andern dichtungen ist sein vor- und rückcitieren innerhalb des dramas selbst. oft nämlich erhält ein dunkler ausdruck nur dadurch rechtes licht, dass man ihn mit wendungen früherer oder späterer gespräche derselben oder andrer personen in verbindung

bringt. das tut K. in ausgibigstem maſse. ein commentar zu Goethes Tasso ist gewis nicht überflüssig, und es hätte der langen verteidigung K.s in der einleitung gar nicht bedurft. denn im Tasso finden sich deshalb so viele schwierige stellen, weil mit den beiden ausnahmen, die zu zweimaliger bestrafung Tassos führen, die leidenschaft stets durch die sitte eingedämmt ist. alle personen halten ihr gefühl im zügel, verleugnen es wol gar; nur verschleiert wagt sich die empfindung hervor. daher die mannigfachen, bloſs leisen andeutungen, daher die umschreibungen und verallgemeinerungen ganz concreter gefühle, daher die mancherlei misverständnisse, mit denen die handlung arbeitet. beiläufig gesagt: daher auch die weit auseinander gehnden urteile über das stück. denn nicht jedem ist es gegeben, in solcher beengung durch menschliche satzung sich noch frei zu bewegen; nicht jedem erscheint daher so rücksichtsvolles empfinden noch völlig natürlich. AWSchlegel zb. vermochte mit keiner der auftretenden personen recht zu sympathisieren.

Im groſsen ganzen stimme ich den deutungsversuchen K.s zu, wenn ich auch vielleicht hie und da eine kleine andre nüancierung vornehmen möchte. der raum erlaubt nur, etwa ein dutzend der wichtigsten stellen herauszuheben, teils um durch zustimmung die K.sche deutung zu erhärten, teils um gegen K. eine andre erklärung vorzuschlagen.

In der interpretation der vv. 1840—1848 (III 2, 184—192; vgl. auch K. s. 326 zu 184) stimme ich mit K. gegen Düntzer, bei den worten der prinzessin 3265 f (V 4, 152 f; vgl. K. s. 345 zu 152) gegen HGrimm überein. auch die verse 1910—3 (III 2, 254—7) möchte ich wie K. durch zweimaliges einfügen von 'entweder — oder' deuten. aber '*kennen*' = 'empfangen, finden' (s. 329) setzen, geht nicht an. '*kennen*' ist hier = 'von der existenz einer sache wissen'. — dass die erste scene des stückes am frühen morgen spielt, wird ja hinlänglich durch das '*heute früh*' 1675 (III 2, 19) bewiesen.

In folgenden fällen versuche ich eine andere erklärung und bediene mich dabei meist desselben mittels wie K., nämlich der weitläufigen umschreibung der dunklen verse: 440 (I 3, 61). '*Genieſse nun des Werks, das uns erfreut*' möchte ich so deuten: 'uns ist das werk, so wie es jetzt abgeschlossen vorliegt, ausreichend, uns erfreut es so, darum höre du nun auf, immer noch daran zu arbeiten, und genieſse es mit uns'. man kann darin den nebengedanken finden: 'in der letzten zeit gehörtest du ganz deinem werk; jetzt genieſse das gedicht mit uns, gehöre also wider uns an'. — 1189 (II 2, 65): *Schwelle Brust! — O Witterung des Glücks!* die metrische freiheit, das fehlen des auftacts ist im anhang von K. nicht richtig gewürdigt. Goethe hätte ja leicht durch ein vorgesetztes *Nun*, *So* oder dgl. die 'unregelmäſsigkeit' ändern können. ob also dieser oder jener ausdruck oder sonst was vorangeht, das

erklärt hier den rhythmus nicht; aber der überschwang des gefühls erklärt ihn, das nun schon durch den ganzen monolog hin brandet, um schliefslich in diesem einen mächtigen accent den gipfel zu erreichen. — 1552—54 (II 4, 145—7): *Auf einmal winkt mich eine Klarheit an, Doch augenblicklich schliefst sich's wieder zu, Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.* was hat hier die prinzessin und ihre vermeintliche liebe zu tun? die verse bedeuten nur: 'einmal glaube ich einen augenblick das urteil des herzogs zu begreifen, dann ist es plötzlich mir wider unbegreiflich, und dann bleibt mir weiter nichts übrig, als mich zu beugen'. — 1857—60 (III 2, 201—4): *Die Sonne hebt von meinen Augenliedern Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf; Die Hoffnung ihn zu sehen füllt nicht mehr Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht.* die stelle will sagen: wenn wir in liebem verkehr mit einem freunde unsre tage verbringen, dann erscheint uns das bild dieses freundes schön verklärt auch im traume; freilich sobald die sonne den schlaf von unsern augen nimmt, hebt sie auch das traumbild auf, und andres tritt an die stelle, die sehnsucht nach dem teuren. so war es bisher für die prinzessin, so wird es aber in zukunft nicht bleiben. traumlos wird ihr schlaf sein, oder ihre träume zeigen doch nicht mehr die alten lieben bilder. — 2742 f (IV 5, 1 f): *Ja, gehe nur, und gehe sicher weg, Dass du mich überredest was du willst.* die verse bedeuten: geh nur, und bilde dir ein, meine abreise, die du trotz aller verstellung ja so sehr wünschest — vgl. 2750 (IV 5, 9) — sei die folge deiner überredung. — 3133—36 (V 4, 20—3): *Ich fühl', ich fühl' es wohl, die grofse Kunst, Die jeden nährt, die den gesunden Geist Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten, Vertreiben wird sie mich. Ich eile fort!* über diese verse hat K. schon in seiner polemischen schrift gegen F. s. 79 f sich irrig geäufsert. er meint, F. verstehe unter der 'grofsen kunst' nur die poesie; genau drückt sich F. s. 187 nicht darüber aus. K. aber fasst sie als die ars magna des Raymundus Lullus, als disputierkunst, kritik zu eng. die stelle besagt: in Rom (vgl. die vorhergehnde beschreibung Tassos) blühen alle künste aufs höchste, und auf schritt und tritt redet zu uns diese kunst, die man im grofsen betreibt, diese grofse kunst. aus ihr saugt jeder gesunde mensch (nicht nur, wie K. deutet, jeder dichter) nahrung. nur mich, den kranken, wird diese übergewaltige kunst erdrücken. und deshalb gehe ich ihr lieber aus dem wege. — bei K.s deutung von 3374 (V 5, 89) müste ja Goethe einen einfachen gedanken durch grillenhafte umstellung der worte absichtlich unklar gemacht haben. ich glaube, K.s gedanken hätte der dichter ausgedrückt: *Wird leiser Schmerzenslaut zur* (oder *nur*) *Lästerung.* da er aber geschrieben hat: *Wird Lästrung nur ein leiser Schmerzenslaut*, so fasse ich die stelle folgendermafsen: Antonio hat Tasso nach seinen rasenden lästerungen zur besinnung gerufen,

und Tasso erwidert nun darauf: lass mich, ich will nicht besonnen sein, ich will mich vergessen, ich will wüten und lästern, denn diese sinnlosigkeit ist jetzt ein dumpfes glück für mich. kein schrei, keine raserei kommt meinen namenlosen schmerzen gleich; misst man die heftigkeit meiner anklagen an der tiefe meiner qual, dann klingt selbst die lästerung nur wie ein leises wimmern. — 3435 (v 5, 150): *Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.* das '*nur*' will sagen: ich bin anscheinend etwas viel geringeres, schwächlicheres, haltloseres, nämlich nichts weiter als die sturmbewegte welle.

Diese stellen mögen genügen. nach eifriger vertiefung in das K.sche buch urteilen wir, dass keiner den commentar ohne vielfache belehrung aus der hand legen wird. freilich geht die erläuterung nur nach einer seite; K. will im wesentlichen die dichtung aus sich selbst erklären, und das ist gut. nur sollte er nicht am schlusse seines buches spöttische bemerkungen über diejenigen machen, deren erkenntnis noch etwas weiter vordringen will, die, wenn sie glauben, die dichtung begriffen zu haben, nun auch den dichter inniger verstehn möchten und deshalb Goethes eignen rat 'das was bedenke, mehr bedenke wie' befolgen. was führt uns tiefer in die psychologie eines grofsen menschen ein, als wenn wir das langsame entstehn seiner hervorragendsten schöpfungen aufdecken? dazu aber ist nötig, alles zu vereinen, was vor- und mitwelt ihm an anregungen, vorbildern, quellen, modellen usw. bot; denn leider ist dies 'alles' für unser wissen noch immer sehr, sehr wenig. es ist nicht zu leugnen, dass solche studien oft äufserlich und geistlos angestellt werden. aber so töricht, wie K. s. 388 meint, ist, glaube ich, noch kein forscher auf diesem gebiet gewesen; es hat doch noch keiner durch hinweis auf bestimmte urbilder einzelne scenen oder verse 'in helleres licht' setzen wollen. solche untersuchungen, wie sie eben präcisiert worden sind, sollen nicht die dichtung selbst, sondern ihre entstehung erläutern. und K. wird doch nicht läugnen, dass es reichlich so wertvoll ist, das werden eines organismus, als das gewordene zu begreifen. wenn auf der einen seite mir F. zeigt, wie Goethe die reiche lebenserfahrung, die er im verkehr mit frau von Stein oder mit der gräfin Werthern erwarb, für die Tassodichtung nutzbar machte, so ist mir das reichlich so belehrend, als wenn auf der andern seite K. mir in seinen anmerkungen nachweist, dass Archilochos und Euripides, Larochefoucauld und Jean de la Brète, Rückert und Scheffel, Paul Heyse und Rudolf von Gottschall und hundert andre gelegentlich etwas ähnliches oder das entgegengesetzte gesagt haben wie Goethe.

Marburg, juli 1893. ALBERT KÖSTER.

Schiller. Sein leben und seine werke. dargestellt von Jakob Minor. bd I und II. Berlin, Weidmann, 1890. I: 591 ss. II: 629 ss. — 8 und 10 m.

Seit langer zeit ist kein buch über Schiller erschienen, das unsere kenntnis des dichters so vielfältig fördert wie das vorliegende werk. es ist mit höchst umfassender sachkenntnis geschrieben, es ist ein muster deutschen fleifses und deutscher gründlichkeit, und je genauer wir es kennen lernen, um so mehr muss sich unsere achtung vor den hohen und dauernden verdiensten des verfassers steigern und befestigen. besonders nach zwei richtungen feiert die bedeutende gelehrsamkeit M.s grofse triumphe: in der erschöpfend-sorgfältigen ausgestaltung des biographischen details und in der reichen entwickelungsgeschichte der poetischen motive; die belesenheit des verfassers gelangt hier zu einem gipfel der erkenntnis, den man kaum noch überschreiten kann. — nicht so günstig wird man die verarbeitung und ergründung beurteilen können, die M. den dichtungen Schillers an sich hat zu teil werden lassen; die kritische schärfe und tiefe der darstellung ist M.s ausgebreitetem wissen nicht gleichwertig. und doch ist auch sie in vielen richtungen sehr befriedigend. die ethischen grundzüge von Schillers innerem leben sind auf schritt und tritt sorgfältig aufgedeckt; der stets den quellen genau folgende verf. wurde dabei durch deren ausgibigkeit aufs beste unterstützt. auch ist die eigenart der starken affecte Schillers oft gut betont, so zb. in dem cap. über die entstehungsgeschichte von Kabale und liebe oder bei besprechung des liedes An die freude und der grofsen scene zwischen Philipp und Posa. aber weniger geschickt, wol weil hier die anleitung der quellen fehlt, ist die betrachtung der eigenartigen vorstellungsverbindungen, insbesondere der phantasiebetätigung unsers dichters. hier waren sehr wichtige dinge zu erschliefsen, aber M. besitzt den schlüssel nicht, der diese verborgenen fächer öffne. so lässt der hochverdiente verf. schon in der ergründung des psychologischen tatbestandes manches zu ergänzen übrig: mehr jedoch als darin versagt sein kritisches urteil. freilich mit dank und freude wird man den gesunden menschenverstand anerkennen, die klare und natürliche auffassung und eine gewisse summe ästhetischer erfahrung, die man bei M. findet; aber nicht ganz selten vermisst man ein frisches, energisches und originelles urteil sowol in ethischer wie ästhetischer hinsicht, und an mancher stelle, wo wir ein kräftig wort der kritik erwarten, begegnen wir nur einer gewissen grauen gelehrsamkeit des kühlen vielbelesenen forschers. — am wenigsten endlich befriedigt die composition des M.schen werkes. die biographischen capitel sind allerdings grofsenteils ansprechend und lesbar geschrieben, und nur die breite kann hier und da die geduld des lesers auf die probe stellen. aber in den grofsen capp. über die einzelnen dramen ist die anordnung der gedanken oft unerfreulich, ja verwirrend. das wesen der höchst

verwickelten ästhetischen gebilde kann unserem verstande nur dadurch nahe gebracht werden, dass wir eine seite nach der andern in abstracto loslösen und betrachten; bei M. jedoch wird die innere entstehungsgeschichte in ihren mannigfaltigen verzweigungen, die kritische betrachtung über ideengehalt, aufbau, characterschilderung usw. in bunter mischung durcheinander behandelt, und somit wird für keine seite dieser erscheinungen eine reinliche zusammenfassung gewonnen.

Es gilt diese andeutungen im einzelnen auszuführen.

Gut, wenn auch breit, ist Schillers jugendgeschichte von M. erzählt. die gestalten des vaters, der mutter, des abenteuernden vetters, die orte Marbach, Lorch, Ludwigsburg, die person Karl Eugens und seiner vorfahren, die streitigkeiten mit den landständen, das unwesen der favoriten, der wüste luxus des hofs — das alles ist mit grofser sachkenntnis und gesundem urteil geschildert. allerdings begegnen wir über die mutter einer seltsamen stelle. 'ein anderer', so heifst es (I 17), '... wollte ihr das lob eines sanften, zarten, gefühlvollen und pflichtgetreuen weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete gaben, noch weniger ausbildung, könnten ihr auf keine weise beigelegt werden. als ob eine mutter, und selbst die mutter Schillers, dergleichen nötig hätte! so die rechte, die wahre mutter besitzt nichts für sich selbst: ihre 'gaben', das sind die früchte ihres leibes; ihre 'ausbildung', das ist was sie an ihren kindern bildet.' diese überschätzung der leibesfrüchte werden wenige billigen, und wenn wir auch eine mutter rühmen, die ihr bestes für die heranbildung ihrer kinder einsetzt, so sind doch eben hierbei ihre eigenen gemüts- und geistesgaben von höchster bedeutung. sehr gründlich behandelt M. das leben auf der militäracademie; sein urteil über wert und unwert der dortigen einrichtungen trifft den nagel auf den kopf; der eingehende vergleich mit den württembergischen klosterschulen ist lehrreich und aufklärend, und die alte legende von geisttötender bedrückung in jener anstalt weicht einer richtigeren erkenntnis, die wir vor allem M.s klarer auffassung verdanken. in den späteren capp., die selbstverständlich viel längst bekanntes widerholen müssen, ist M.s hinweis auf eine neigung Schillers zu Wilhelmine Andreä (I 384 ff. 458 f. 576) zwar nicht ganz neu, aber doch wider neu hervorgehoben: ohne jede überschätzung seiner widerentdeckung setzt M. diese liebe in das beste licht und macht deren einfluss auf Schillers lyrik deutlich, wo sich die Minna-lieder von den Laura-oden aufs schärfste abheben. auch das cap. 'Bauerbach' ist sehr gelungen. Schillers schwankende stimmung, seine neigung zu trüber weltbetrachtung und hypochondrie, die characteristik der Wolzogenschen damen — alles dies ist ansprechend geschildert. nur würde Charlottens bild deutlicher hervortreten, wenn sich M. hätte entschliefsen können, den zeitlichen verlauf durchbrechend, das kritische urteil sogleich hinzuzufügen, das er

nun erst viel später (II 499 ff) ausspricht. ähnlich steht es später bei der characteristik der Margarete Schwan: nach der trefflichen schilderung von Schillers verhältnis zu ihr hätte M. ganz unbedenklich sogleich über des dichters späteren antrag reden sollen; wozu die ängstliche chronologie, da es sich doch nur um einen nachtrag zur Mannheimer zeit handelt! aber wie dem immer sei, die vorsichtige und wolüberlegte beurteilung der widersprechenden zeugnisse über den erfolg von Schillers werbung (II 379 ff) weckt wider unsre unbedingte zustimmung. nächstdem wird vielen die ausgezeichnete characteristik der Charlotte von Kalb (II 333—350) ein besonderer genuss sein, namentlich ist auch die kritische schätzung und verwertung ihrer memoiren zu rühmen. doch wo blieb M.s guter genius, als er uns so manchen langweiligen gesellen der Leipziger und vor allem der Dresdener zeit so umständlich beschrieb? für diese breite entschädigt uns die scharfe beleuchtung der hauptpersonen, Körners und seines kreises, deren vorzüge und schwächen wir genau durchschauen lernen. Schillers und der freunde schwärmerisch-zerfahrene untätigkeit in Dresden und der katzenjammer nach den früheren orgien der begeisterung wird dabei dem leser besonders deutlich gemacht. aber wie konnte M. nur die anachronistische geschmacklosigkeit unterlaufen, uns die Gohliser freunde 'am skattisch' zu zeigen (II 385), da doch dies spiel erst eine errungenschaft des 19 jhs. ist! auch war Oeser nicht leiter der 'universitätsacademie' (II 372), sondern der zeichen- oder kunstacademie, die mit der universität nichts zu tun hat.

Bei erörterung der inneren entwicklung Schillers hat M. dessen philosophische anschauungen immer mit gebührendem nachdruck in den vordergrund gerückt. der fleifs, der auf diese abschnitte verwendet worden, muss einem jeden sofort auffallen; auch sind einige hauptpuncte vortrefflich herausgearbeitet worden; aber an manchen stellen vermisst man gerade in diesen dingen die kritische schärfe und die sichere herschaft über den stoff, und es zeigt sich des öftern eine ängstliche breite, die bei einem gründlich geschulten philosophen undenkbar wäre. Schillers jugendphilosophie leidet an eklektischer unklarheit, und überdies ist seine darstellung infolge des starken eingreifens associativer vorstellungsverbindungen oft so schwankend, dass es nicht leicht fällt, die verwickelten begriffe in ihre bestandteile aufzulösen und das berechtigte und zweifelhafte in ihnen zu scheiden. M. gibt über die verschiedenen aufsätze usw. ausführliche referate, und er versäumt es nicht, die quellen der einzelnen anschauungen aufzudecken; er weist mit recht auf Leibniz einerseits und auf die Engländer und Schotten anderseits als die letzten urheber dieser anschauungen hin. aber er lässt nicht selten die kritische beleuchtung vermissen, durch die uns die oft widersprechenden gedanken in voller deutlichkeit erscheinen. so zb. war Leibniz, ebenso wie Spinoza, ethischer intellectualist, dh. er leitete das

tugendhafte handeln von richtiger verstandeserkenntnis ab; unter den Engländern stand auch Locke noch auf diesem standpuncte. dagegen beruht die epochemachende bedeutung Shaftesburys besonders darin, dass er die emotionale ethik begründete, dh. dass er als die motive des sittlichen handelns nicht die verstandeseinsicht, sondern die gefühle und affecte hinstellte. diese höchst wichtige unterscheidung drängt sich dem leser bei Schillers philosophischen versuchen des öftern auf; der kritiker muste sie im auge behalten und zur geltung bringen. ebenso bedarf der von M. als schlagwort immer und immer wider gebrauchte ausdruck 'glückseligkeitsphilosophie' einer kritischen wertschätzung, durch die weite perspectiven eröffnet werden könnten. über Abel berichtet M. (I 203), dass er, nach manchen wandelungen, in der psychologie allem metaphysischen aus dem wege gegangen sei, aber gegenüber den französischen materialisten die einfachheit und unsterblichkeit der seele eifrig verteidigt habe. das ist ein widerspruch: die lehre von der unsterblichkeit der seele ist eminent metaphysisch und in der empirischen psychologie schlechthin unerweisbar. aber am ärgerlichsten ist der widerholt vorgebrachte irrtum M.s, dass Shaftesbury ein Schotte gewesen sei (I 207. 211), während er doch einem der bekanntesten englischen geschlechter angehört hat. noch ein beispiel sei herausgegriffen, das uns M. als blofsen referenten über die Schillerschen philosopheme zeigt. in dem 'Brief eines reisenden Dänen' — M. verdanken wir den hinweis auf Rahbek — sind auch philosophische betrachtungen enthalten, die der verf. (II 274—76) genau widerholt. Schiller geht von dem gedanken aus, dass der mensch nichts denken könne, was er nicht auch fähig sei zu werden. da nun der mensch in der griechischen kunst gröfser sei als die natur, so folge, dass es ihm bestimmt sei, ein höheres wesen zu werden. wer götter schaffen konnte, muss selbst die bestimmung eines gottgleichen wesens in sich tragen. so wird die persönliche unsterblichkeit von Schiller 'erwiesen'. hier hätte M. zunächst halt machen und auf das trügerische von Schillers praemisse hinweisen sollen. nach einem zwischenglied, das wir hier übergehn können, berichtet M., an den schluss von Schillers arbeit anknüpfend, für diesen bestehe die gewähr der unsterblichkeit jetzt darin, dass man etwas getan habe, was nicht untergehe: wenn auch alles rings herum sich aufreibe, so bleibe doch ein meisterwerk der kunst oder eine gute tat ohne zeugen unsterblich bestehn. hierbei hätte M. auf den unterschied von unsterblichkeit im ersten und zweiten falle hinweisen sollen: zuerst ist auf ein fortleben des einzelnen im jenseits, zuletzt auf ein solches in dieser welt hingedeutet. mit Schillers philosophischen studien stehn seine medicinischen in engem zusammenhang, und es ist ein verdienst M.s, deren einfluss auf des dichters inneres leben richtig gewürdigt zu haben. aber gerade in diesem abschnitt wird seine breite

recht störend, und man ist froh, wenn man die 'Philosophie der physiologie' und den 'Versuch über den zusammenhang usw. glücklich überwunden hat.

Bei erörterung der dichtungen Schillers ist M. immer da am glücklichsten, wo er sein reiches historisches wissen entfalten kann. der überblick über die schwäbische dichtung zur zeit von Schillers auftreten (I 118ff), die einflüsse der geniezeit (I 135ff), Shakespeares (141ff) auf ihn sind vortrefflich entwickelt. die elemente seiner ersten productionen werden aus Haller, Klopstock, Wieland, Bürger, Schubart usw. mit bewundernswerter gründlichkeit hergeleitet. die abhandlung über die Anthologie ist die erste erschöpfende darstellung über dies wichtige cap. der Schillerschen jugenddichtung. überall werden die ethischen grundgedanken Schillers genau verfolgt, und das ganze erhält hierdurch einen einheitlichen zug, der uns nicht immer bei M. begegnet. besonders sorgfältig ist auch die autorschaftsfrage erörtert (I 579ff). aber auch in diesem cap. wünschte man ein stärkeres hervortreten der ästhetischen kritik. als beispiel sei es mir vergönnt, M.s besprechung von 'Hektors abschied' hervorzuheben. wir alle haben einmal von der schilderung im 6 buche der Ilias einen besonders tiefen eindruck erfahren und, wenn wir uns diesen eindruck klar machten und zergliederten, so musten wir ihn auf bestimmte situationen und motive zurückführen, die Sch. in bedauerlicher weise gerade hat fallen lassen: Andromache klagt dort, dass ihr der vater und sieben brüder durch Achilleus, die mutter durch Artemis pfeil getötet worden seien; Hektor sei jetzt der inbegriff alles glückes, das die erde noch für sie berge:

Ἕκτορ, ἀτὰρ σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ
ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης ...

und darauf Hektors antwort: all das fühle auch er, ja noch mehr: er sehe im geiste voraus, dass die heilige Ilios hinsinken werde *καὶ Πρίαμος καὶ λαὸς ἐϋμμελίω Πριάμοιο.* aber das sei noch gering gegenüber dem gedanken, dass einer der Achaeer die klagende zu seiner sklavin machen werde. dann folgt die ebenso anschauliche wie rührende scene mit dem knaben, für dessen heil er zu Zeus und allen göttern betend die hände erhebt. alle diese herzergreifenden motive hat der moderne nachdichter zu seinem schaden fallen lassen, und darauf hätte der ästhetische kritiker hinweisen sollen; statt dessen macht M. (I 466. 583) nur auf die Ossianischen situationen aufmerksam, die Sch. nachahmt, und versäumt über der emsigen motivjagd die feinere würdigung der unmittelbar gegebenen dichtung.

Unter den kleineren prosaischen arbeiten Schillers ist das Avertissement der Rheinischen Thalia gar zu breit besprochen: der originaltext bei Goedeke umfasst 6, M.s bericht darüber 4½ seite, ohne dass etwas wesentlich neues hinzugefügt wäre. über den preis der zeitschrift macht er eine falsche angabe

(II 259): sie kostete nicht jährlich ½ thl., sondern pro heft (Goedeke III 533; auch die heftweise verlangte bezahlung lässt erkennen, was gemeint ist: III 534; vgl. noch dazu III 596). besonders beachtenswert ist noch M.s besprechung des 'Merkwürdigen beispiels einer weiblichen rache' (II 270ff). über Diderots 'Jacques le fataliste', woraus die erzählung genommen, und ebenso über dessen anlehnung an den 'Tristram Shandy' hat er gut berichtet, desgleichen Schillers stilistische änderungen mit recht gerühmt; aber das auffällige, dass Schiller diese als stoff für einen Sardou ('Fernande') wol geeignete erzählung übersetzte, hat er keineswegs gebührend hervorgehoben. wir schauen in einen abgrund sittlicher gemeinheit hinein, eine person ist noch erbärmlicher als die andere — und diese erzählung bietet der sonst sittlich so hochstehende Schiller, ohne in dem nachwort daran anstofs zu nehmen; er tut es zu der zeit, als er die freigeisterei der leidenschaft erlebt und dichtet, zu der zeit, auf die er später nur mit unbehagen zurückblickte. wir müssen von diesem schwanken notiz nehmen, wir müssen die kühnheit beachten, die darin liegt, im ersten stück der neuen zeitschrift dem braven deutschen publicum eine solche erzählung zu bieten. aber M. geht mit gelehrtem gleichmut schweigsam daran vorüber. übrigens verdient sein urteil über den höchst packenden und geschickten vortrag der erzählung Diderots vollste zustimmung. nur eine kleinigkeit bedarf noch der berichtigung; M. behauptet (II 271), Schiller ersetze alle namen des französ. originals durch anfangsbuchstaben: dies trifft nicht zu für die wichtige gestalt der Aisnon, die sowol unter diesem als unter ihrem eigentlichen namen Duquenoi (zb. Goedeke III 542. 560 uö.) erscheint. bei der wendung '*Es denkt mir noch*' (Goedeke III 551, 21, erwähnt bei M. II 610) wäre noch Lerma, Don Carlos IV 4 anzuführen: '*So lang mir denkt, dass ich dem König diene*'.

Bei erörterung der dramen sind die erwähnten motivnachweise am reichlichsten geboten: M.s souveränes wissen zeigt sich hier in vollem glanze. aber man wird über die art und weise, wie diese betrachtungen angestellt werden, verschiedener meinung sein können. die hauptsache wäre doch, dass der innere werdeprocess jedes dramas zunächst in seinen grundzügen verfolgt würde, und dass man sorgfältig schiede, was der dichter aus seinen quellen entnommen, was er aus eigener erfindung hinzugetan hatte, wobei dann wider zu beachten wäre, in wie weit seine erfindung von litterarischen vorbildern usw. beeinflusst worden war. nur auf diese weise kann die eigenart und das individuelle verdienst des dichters deutlich zum vorschein kommen, das wesen seiner phantasiebegabung erkannt werden. erst hierauf empfiehlt es sich, die nebensächlicheren züge auf ihre geschichtliche abkunft hin zu prüfen. nach solcher psychologisch-historischen analyse strebt M. offenbar nicht: er behandelt éin

motiv nach dem andern, ohne des dichters verdienst auf schritt und tritt abzuwägen, ohne seine geistige organisation im zusammenhange zu würdigen, ohne die haupt- und die nebenpuncte sorgfältig zu trennen. obendrein verbindet er die zurückhaltende ästhetische würdigung unmittelbar mit der inneren entstehungsgeschichte. aber die fülle des gebotenen ist so grofs, dass man doch aus jedem dieser capp. reiche belehrung schöpft. — bei besprechung der Räuber hat M., andern folgend, den grundzug des dramas mit der geschichte vom verlorenen sohn in parallele gesetzt. Karl Moor gehe in der irre und erhebe sich erst am schlusse zu der erhabensten einsicht in den lauf der dinge. im gegensatz zum Götz sei er ein tragischer held. 'Karl Moor ist nicht blofs mit der gesellschaft, er ist auch mit sich selbst zerfallen. er verzweifelt an seinem eigenen tun, er empfindet die ganze qual des nagenden schuldbewustseins, er ist mit einem worte nicht blofs ein elegischer, sondern ein tragischer held.' an der erklärung des würklichen sachverhaltes, dass Karl Moor vom eigenen schuldgefühl niedergebeugt erscheint, ist natürlich nicht zu rütteln; aber die rühmende hervorhebung des tragischen in seinem verhalten ist von zweifelhaftem wert. die begriffe des elegischen und tragischen haben unmittelbar überhaupt nichts mit einander zu tun. das elegische ist zunächst ein rein subjectives gefühl, das in der seele einer person dadurch entsteht, dass sie ihren gegenwärtigen schmerzvollen zustand mit früher genossenem oder erhofftem glück oder aber mit einem als verloren betrachteten ideal vergleicht. dagegen ist das tragische an sich objectiver art und entsteht für den betrachter menschlicher verhältnisse allemal da, wo er eine starke geistige potenz im kampfe mit entgegenstehenden gewalten machtvoll zu grunde gehn sieht; das tragische lebt nicht als solches in der seele des helden, und wenn es diesem gleichwol gelegentlich durch reflexion zum bewustsein kommt, so ist das eine zutat von secundärer bedeutung. M. (I 325) fasst dagegen offenbar diese besondere ins subjective gewendete spielart des tragischen als das eigentlich tragische auf und gründet hierauf seinen zu ungunsten des Götz ausfallenden vergleich. aber in wahrheit ist die tragik im Götz ebenso rein und ergreifend wie in den Räubern: wir sehen in beiden fällen eine mächtige sittliche potenz scheitern und zu grunde gehn, und wenn der held des einen stückes bei seinem untergang gleichzeitig von dem gefühl seiner sittlichen verirrung bewegt wird, so berührt das nicht den tragischen kern seines schicksals. — fernerhin kann man nicht zugeben, dass der Wertherisch empfindsame zug Karl Moors mit diesem bruch seines sittlichen bewustseins notwendig zusammenhänge (I 326 f): jener hätte sich beibehalten, dieser ohne schaden entfernen lassen. ja, sicherlich ohne schaden! denn wenn wir einmal, aller ästhetischen terminologie den rücken kehrend, Karl Moors schliefsliche reue rein menschlich ins auge

fassen, so ist klar, dass durch sie die ursprüngliche bedeutung seiner revolutionären unternehmung tief herab gedrückt wird. das stück, dessen grundanlage uns wie eine dichterische vorahnung der französischen revolution erscheint, wie ein aufschrei gegenüber jahrhundertelang bestehendem unwesen, es endet mit dem reumütigen katzenjammer eines phantasten. der bruch in Karl Moors seele ist ein bruch in der inneren organisation des ganzen werkes, und die tragik, die M. rühmt, verrät uns in wahrheit den grösten fehler des genialen dramas. wenn es weiterhin bei M. heifst (I 328): 'in Karl bäumt sich die physische und moralische, in Franz die intellectuelle kraft gegen das bestehende auf', so muss man gegen diese schillernd-vieldeutigen begriffe 'physisch, moralisch, intellectuell' noch viel mehr einspruch erheben, da doch bei beiden brüdern nur die ethischen, freilich höchst verschiedenartigen antriebe von belang sind. im übrigen hat M. gerade über die Räuber viele nicht nur sehr gelehrte, sondern auch feinsinnig die sache ergründende bemerkungen vorgebracht.

Das cap. über den Fiesco ist, abgesehen von der composition, vortrefflich. der kern des stückes und die hauptschwäche der anlage ist auf das schärfste erkannt (II 45 f): das schwanken Fiescos zwischen republicanischer tugend und dem verlangen nach der krone ist kein fehler, sondern ein vorzug des stückes; aber dass der dichter selbst über den ausgang dieses schwankens im zweifel blieb, das macht sich oft arg fühlbar. dies ist von M. sehr geschickt im einzelnen ausgeführt, und dabei ist auf die widersprechenden einflüsse des Rousseauschen berichtes bei Sturz einerseits und der historiker anderseits treffend hingewiesen worden. dass dieser aus Darmstadt gebürtige Helferich Peter Sturz auch von Minor als 'nordischer prosaiker' bezeichnet wird, ist nicht zu billigen, da doch Sturz nur 10 jahre in Kopenhagen lebte. wenn M. späterhin, statt auf ihn, des öfteren schlechthin auf Rousseau verweist (zb.: 'tyrannen, las er bei Rousseau einige zeilen weiter unten', II 35), so könnte das, trotz der ersten richtigen angabe, leicht irre führen; M. selbst betont ja widerholt (vgl. auch I 561), dass Schiller Rousseaus werke damals noch nicht gelesen haben dürfte.

Das cap. über Kabale und liebe gehört, auch in seiner composition, zu den besten des werkes. der hinweis auf die mutmafslich in Bauerbach vorgenommenen änderungen fördert das tiefere verständnis (II 116 ff); irrig aber ist die behauptung (II 117), dass Schiller dieser zeit die namen Kalb und Ostheim verdanke, da er ja nach M.s eigener äufserung (II 128) diese namen bereits aus Stuttgart kannte. aus dem vollen geschöpft ist die darstellung der innern entstehungsgeschichte des werkes; dabei hat M. das motiv der misheirat und das motiv, dass der held zwischen zwei frauen gestellt ist, unter anlehnung an frühere forschungen sorgfältig verfolgt. die abstammung Kalbs von Marinelli ist gesucht,

richtiger dagegen die Wurms. auch im kritischen urteil ist hier viel gutes geboten, so in der characteristik der liebe des heldenpares gegenüber ähnlichen schilderungen der vorgänger. trefflich ist auch der abstand des Schillerschen stückes von dem grauen moderantismus des 'Deutschen hausvaters' hervorgehoben. aber öfters fehlt doch wider die schärfere kritische wertschätzung. so hätte Luisens zuversichtliches verhalten gegenüber der Lady (bei ihrem damaligen inneren zustande), Ferdinands feiges benehmen gegenüber dem praesidenten (I 7) und sein törichtes eingehn auf dessen heuchelei (IV 5) gebührend beleuchtet werden müssen. mit recht getadelt wird dagegen Millers freude an Ferdinands golde als ein rückfall in den realismus der vorgänger, und auch über die führung der handlung und deren tiefen einschnitt nach dem 2 acte ist aufs beste berichtet worden.

Viel weniger gelungen ist die ausführliche abhandlung über den Don Carlos, in der M. trotz aller gelehrsamkeit keine herschaft über den höchst verwickelten stoff gewonnen hat. freilich hat er auch in diesem cap. das verständnis von einzelheiten wesentlich gefördert, aber den kern der sache, die viel erörterte frage über die allmählichen verschiebungen von Schillers plan hat er nicht verstanden. ich rede hier pro domo; gegen mich dürften M.s worte gerichtet sein (II 542f): 'es ist ein fruchtloses beginnen, hier grenzen abstecken und den zeitpunct fixieren zu wollen, an welchem Schiller diese wendung vorgenommen hat'. M., der so viel überflüssiges vorbringt, unterlässt es für diese behauptung einen beweis, den man als solchen gelten lassen könnte, anzutreten; dagegen hat GKettner seine in ähnlicher richtung sich bewegenden bedenken ausführlich und mit grofser lebhaftigkeit zu erhärten versucht (Zs. f. d. ph. 23, 481—486 besonders s. 485): es sei mir daher gestattet, hier gleichzeitig den hauptpunct seiner darstellung flüchtig zu berühren. der kern der frage ist dieser: wann und aus welchen gründen hat sich Schiller veranlasst gesehen, die figur des Posa, die ursprünglich zurückstand, in den vordergrund zu rücken, und welches sind die sonstigen veränderungen, die mit dieser wichtigen umgestaltung des planes unmittelbar zusammenhängen? ich habe behauptet und behaupte, dass dieser einschnitt zwischen dem 2 und 3 acte der Thaliafassung liege, und dass er zeitlich in das frühjahr 1786 falle. Schiller selbst schreibt in den Briefen über Don Carlos (Goedeke VI 35): '*Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben* (in dem werke) *gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer, und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indess bey mir aufkamen, verdrängten die frühern; Karlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit voraus gesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es denn, dass ich zu dem vierten und fünften*

Akte ein ganz anders Herz mitbrachte'. die einsicht, dass die hier gegebene erklärung den tatsachen nicht entspreche, bildete den ausgangspunct meiner bereits vor 12 jahren begonnenen und ausgeführten studien über den Don Carlos; und über einen hauptpunct bin ich mit Kettner einig: wenn nämlich, was kaum zu bezweifeln, unter den 'neuen ideen', die in Schillers seele während der arbeit auftauchten, der wichtigste gehalt des dramas, die freiheitsideen, zu verstehn sind, so ist es erwiesen, dass diese bereits im 1 act der Thaliafassung in gleichem sinne wie später zum ausdruck kommen (vgl. s. 42 meiner 'Entstehungsgeschichte des Don Carlos'). die änderungen bestehn vielmehr in etwas anderm und betreffen auch nicht nur den 4 und 5 act. es handelt sich um die stellung, die Carlos und Posa gegenüber den freiheitsideen einnehmen, und die macht, die sie zu deren durchführung besitzen, sowie ferner um die bedeutung, die diese ideen für das gefüge des ganzen dramas haben: in dieser hinsicht zeigt sich zwischen den beiden ersten acten einerseits und den drei letzten anderseits ein entschiedener, deutlicher widerspruch. in dem früheren abschnitt der arbeit ist Carlos der einzige, der die neuen, heilbringenden gedanken verwürklichen kann; sein geist sowol als insbesondere seine machtstellung ist hierfür mafsgebend. er ist der '*grofse Mensch — vielleicht der einzge, den die Geisterseuche seiner Zeit verschonte, der bei Europas allgemeinem Taumel noch aufrecht stand*', der '*zu Madrid für Kezer bat*', der im gebiet der christen die gedankenfreiheit verfocht und hochhielt; wenn er verzagt, so muss das freie Flandern untergehn, für welches nur in Carlos ein 'erretter' erstehn kann (Thalia v. 381—99). diese stellung des prinzen verrät auch die vorrede zur Thaliafassung, wo es heifst, dass sich in den gemälden Philipps und s e i n e s s o h n e s zwei höchst verschiedene jahrhunderte anstofsen; und er, nicht Posa, fordert sein jahrhundert in die schranken, wenn auch gestützt durch das beseligende gefühl der freundschaft. Posa teilt diese gedanken durchaus; er hat schon frühzeitig gegenüber dem 'monarchenknaben' republicanischen stolz gezeigt, er hat ihm spröde geantwortet: '*Nimm du mit deinem Tron vorlieb*', als Carlos freundschaft erbat (467 f), er ruft ihm noch jetzt die gefahren des absoluten königtums mahnend ins gewissen (1251ff); und vor allem empfiehlt er als abgeordneter der flandrischen provinzen deren schicksal der hülfreichen macht seines grofsen fürstlichen freundes. aber nicht die geringste andeutung ist dafür gegeben, dass Posa in der freiheitsbewegung wie später eine selbständige und hervorragende rolle spielen könnte. dieser sache kann er jetzt nur als diener und freund des prinzen nützlich werden, es geht die bedeutung des zunächst weder durch rang noch durch heldentaten ausgezeichneten 'kammerjunkers' Posa darin auf, dem fürstlichen vertreter epochemachender ideen ein hülfreicher und liebevoller gefährte zu sein, der seinen genius 'bei

seinem grofsen namen ruft'. dies freundschaftsverhältnis des marquis zum prinzen hängt mit seiner politischen stellung aufs engste zusammen; ich hielt es daher für geboten, es auf schritt und tritt zu verfolgen und auch in dieser hinsicht die einschneidende änderung der letzten arbeitsschicht aufzudecken. Kettner ist in seiner blinden oppositionslust so befangen, dass er auch diese tatsachen misversteht und die geradezu unbegreifliche frage aufwirft: 'was heifst denn freundschaft als solche? . . . was brauchen wir überhaupt aus solchen allgemeinen sätzen schlüsse zu ziehen?' ich verweise auf s. 3. 42 und 64 meiner schrift und vor allem auf s. 46. 52. 55. 57. 59 der Briefe über Don Carlos, die darin gipfeln, dass Carlos im letzten stadium der arbeit für den Malteser nur '*als das einzige unentbehrliche Werkzeug zu jenem feurig und standhaft verfolgten Zwecke betrachtet*' wurde. '*Der Freundschaft arme Flamme füllt eines Posa Herz nicht aus*'. und dem entsprechend handelt er im zweiten teile des stückes gegenüber dem prinzen keineswegs immer freundschaftlich. ganz anders in den früheren acten! hier ist von einer unterordnung der freundschaft unter die höhere leidenschaft für die freiheit noch nicht die rede, aus dem einfachen grunde weil Posa zunächst nur in seiner eigenschaft als freund der guten sache dienen kann, keineswegs aber selbständig und über Carlos kopf hinweg. Schiller hat im 2 und 9 auftritt des ersten Thaliaaufzugs 'die freundschaft als solche' geschildert und damit eine darstellung gegeben, die, wie jeder kenner weifs, aus seinem innersten gefühl hervorquoll; er hat noch nicht in dieser freundschaft ein mittel zu höheren zwecken gesehen. man braucht nur die genannten auftritte im zusammenhange mit den über Posas frühere stellung ermittelten tatsachen zu würdigen, um die evidenz dieser erklärung zu erkennen. vor allem aber ist Posas persönliche stellung und bedeutung in dem früheren abschnitt ganz anders geschildert als später. wir hören von ihm eine jämmerliche jugendgeschichte, die ihn jetzt noch schamrot macht (Thalia 445—470), er ist noch nicht grande, sondern nur kammerjunker des prinzen, er soll, wenn der prinz in Flandern für die freiheit ficht, in Madrid zurückbleiben, um zwischen ihm und der königin eine geheime verbindung aufrecht zu erhalten; er ist noch nicht Malteser, und nicht die geringste heldentat wird von ihm erzählt; er kennt die königin noch nicht, vom könig ganz zu geschweigen; im 2 acte tritt er gar nicht auf; er ist derart eine person zweiten ranges, dass Schiller, sich als Carlos fühlend, den fünf jahr jüngeren, unmündigen und zerfahrenen Huber mit ihm vergleichen mag (Goedeke, Schiller-Körner[2] I 39; Brahm II 1, 64 und 309). dagegen ist er im letzten abschnitt der arbeit gewaltig gehoben; er, der erbe einer million, ist erst jetzt zum granden von Spanien und Malteserritter gemacht, der sich durch grofse heldentaten ausgezeichnet hat; er hat sich als der einzige bei der erstürmung

von StElmo durch aufsergewöhnliche tapferkeit errettet; er hat den könig von Frankreich dreimal im turnier besiegt, und die dame, zu deren ehren er focht, war Elisabeth, die er also jetzt seit langer zeit bereits kennt; ja sie hat durch ihn zuerst den ruhm empfinden lernen, königin der Spanier zu sein. sie nennt ihn einen philosophen, einen gröfseren fürsten in seinen stillen mauern als könig Philipp auf seinem thron. aber auch Philipp selbst hat ihn einst zu besonders grofsen zwecken bestimmt; zweifach hat er seinen namen in dem buche angestrichen, durch das er die verdienste tüchtiger männer seinem gedächtnis gegenwärtig halten will; er wendet sich jetzt an ihn als den helfer in der schlimmsten not seines lebens. Posa hat grofse reisen gemacht, den halben norden besucht, besonders lange in London verweilt, wo er der ketzer königin Elisabeth auf ihrem thron gesehen hat; er hat durch seine geschicklichkeit die berüchtigte verschwörung in Catalonien entdeckt und der krone Spaniens diese wichtigste provinz gerettet; dagegen hat er auf seinen nordischen reisen, im widerspruch zu solch patriotischem bemühen, alle mächte für der Flamänder freiheit zu bewaffnen versucht, und ferner hat er einen bund mit der Türkei geschlossen, um durch eine flotte Spanien im mittelländischen meere angreifen zu lassen. derart hat sich der marquis verändert, er, der nach der früheren fassung während des flandrischen freiheitskampfes in Madrid als liebesbote des prinzen zurückbleiben sollte, um eine geheime verbindung mit der königin aufrecht zu erhalten.

Durch die scene im Karthäuserkloster wird erwiesen, dass der einschnitt zwischen der früheren und späteren partie der arbeit zwischen den 2 und 3 act der Thaliafassung fällt. wir haben gesehen, welch bescheidene politische rolle Posa in den ersten beiden aufzügen spielt; jetzt mit einem male dictiert er den weitern verlauf der dinge: er plant, dass Carlos sich heimlich entfernen und dass er gewaltsam für die rechte Flanderns eintreten soll (Thalia v. 3528—42); sein opfertod zu gunsten des nur so für die politische sache zu errettenden prinzen steht fest (Thalia v. 3552—55). damit ist erwiesen, dass der dichter jetzt den plan für den weitern verlauf des stückes deutlich vor augen hatte. zur unbestreitbaren gewisheit wird diese auffassung durch den umstand, dass Schiller die Karthäuserscene gleichzeitig mit denjenigen scenen in der Thalia veröffentlichte, in denen Posas audienz bei Philipp vorbereitet wird: einen sachlichen widerspruch zwischen so nahestehenden partien des werkes hätte er keinesfalls durchgehn lassen. während in act I und II uns der alte Posa begegnet, erblicken wir sogleich zu anfang des 3 actes den neuen. noch das schlusswort des 2 actes sagt, diese auffassung durchaus bestätigend: '*Dom Carlos ist ein Familiengemälde aus einem königlichen Hause*'. diese äufserung passt schlechterdings nicht zu einem politischen tendenzstück. wenn Minor

schreibt (II 544), die vorausgehenden scenen giengen bereits weit über das familiäre hinaus, so ist das irrig; hier handelt es sich um persönliche intriguen, nicht um einen politischen principienkampf: Domingo und Alba sind auf den prinzen eifersüchtig, die Eboli auf die königin; ihr handeln passt durchaus zu einem intriguenstück aus einem königlichen hause. nimmermehr dagegen hätte Schiller diese worte schreiben können, wenn bereits damals das hauptinteresse seines stückes in der politischen handlung gelegen hätte, wenn es schon damals in erster linie eine politische principientragödie sein sollte. so ist denn Kettners versuch, die einmal erwiesenen tatsachen wider aus der welt zu schaffen, als gescheitert zu betrachten, während M. durch nichtbeachtung der neuern forschung den kern der Carlos-frage in nebel und dunkel gehüllt lässt.

Noch ein kleiner nachtrag zu der entstehungsgeschichte der grofsen scene zwischen Carlos und der Eboli sei hier hinzugefügt. M. bemerkt mit recht, der Eboli eingreifen in die handlung sei durch StRéal gegeben, ihr character aber sei Schillers eigentum. aber auch die besondere art, wie die verhängnisvolle begegnung mit der schönen einflussreichen hofdame herbeigeführt wird, ist in der quelle nicht angedeutet, und so glaubte ich denn, diese züge 'zu den glücklichsten erfindungen' rechnen zu dürfen, 'durch welche Schiller die angaben seiner vorlage erweitert' habe (Entstehungsgeschichte s. 46). inzwischen bin ich zu der überzeugung gelangt, dass auch hier ein litterarisches vorbild die erfindung des dichters beeinflusst und geleitet haben dürfte. die situation, dass ein liebender durch ein grausames misverständnis statt zu der erwählten zu einer andern schönen geführt wird, die sein herz durch buhlerische reizungen gefangen nehmen will — diese situation findet ihr vorbild im 11 gesange des 'Oberon', mit welchem werke Schiller genau vertraut war. insbesondere ist die herbeiführung dieser situation in beiden fällen sehr ähnlich. der inhalt der Oberonpartie ist folgender. Hüon weilt am hofe des sultans in nächster nähe der geliebten Rezia-Amanda, der er aber vergeblich sich zu nähern hofft; zu ihm ist Almansaris in leidenschaftlicher liebe entbrannt; seine lage ist also ähnlich der des Carlos zur königin und zur prinzessin von Eboli. die dem manne unerwünschte begegnung mit der ungeliebten frau hängt in beiden fällen von einer sendung ab, die falsch befördert oder falsch gedeutet wird. im Oberon bestimmt Hüon, der gärtner Hassan, einen vielsagenden 'mahneh' für die geliebte Amanda, doch gelangt die sendung durch unglückliche fügung in die hände der Almansaris, die hierdurch erfreut ohne ahnung des misverständnisses den schönen fremden für die mitternacht zu sich bestellt. ein solcher mahneh war am hofe Philipps II nicht zu gebrauchen. Schiller formte ihn in einen einfachen brief um, den er von der Eboli ausgehn lässt. die wichtigste ähnlichkeit ist aber die, dass in beiden fällen falsch gedeutete anfangsbuch-

staben für das misverständnis von ausschlag gebender bedeutung sind: auf einem lorbeerblatt des durch Fatmes kunst hergestellten mahneh werden noch die verschränkten buchstaben A und H zierlich eingekritzelt, um so der empfängerin die namen Amanda und Hüon zu verraten; doch Almansaris deutet sie beglückt auf ihren namen und den des Hassan. ähnlich legt Carlos das E unter dem ihm überbrachten briefe fälschlich als Elisabeth aus, während es die Eboli bezeichnen sollte. da die ganze situation, die nun im Oberon herbeigeführt wird, in ihrer grundlage derjenigen in unserm drama sehr ähnlich, da insbesondere die verwirrung des entteuschten ankömmlings beidemale entsprechend geschildert ist, so dürften diese übereinstimmungen kaum zufällig sein. aber freilich der sittliche geist, von dem die scenen beider werke erfüllt sind, ist durchaus verschieden: gegenüber der üppigen sinnlichkeit Wielands befleifsigt sich Schiller eines durchaus zurückhaltenden tones. inhaltlich ist nur dieses noch übereinstimmend, dass in beiden fällen die buhlerische schöne den geliebten durch ihr lautenspiel zu betören sucht. durch diese erklärung rückt vielleicht auch eine stelle in Schillers brief an Körner vom 12 februar 1788 in eine neue beleuchtung; er schreibt über ein gespräch mit Wieland und bemerkt dabei: '*Neulich hätt' ich ihn fast auf den Kopf gestellt; ich war just in einer meiner widersprechenden Launen und da erklärte ich ihm, als das Gespräch auf französischen Geschmack roulierte, dass ich mich anheischig machte, jede einzelne Szene aus jedem französischen Tragiker wahrer und also besser zu machen. Du kannst ungefähr wissen, wie ich das meinen musste, aber ihm hatte ich in die Seele gegriffen. Er führte mir meinen Carlos zur Widerlegung an; wo ich nämlich gerade die Fehler hätte, die ich an den Franzosen tadle. Ich sagte ihm, dass aus den dreissig Bogen des Carlos gewiss sieben herauszubringen seien, worin reine Natur sei . . . Er solle mir . . . eine dreizehn Blätter starke Szene zwischen Carlos und der Eboli in französischem Geschmacke schreiben lassen und sehen, wer sie aushält*'. es ist nicht unmöglich, dass Schiller hier dem verfasser der frivolen Oberon-scene einen treffenden hieb versetzen, dass er durch hervorhebung seiner schilderung einer höchst ähnlichen situation ihm 'in die seele greifen' wollte. jedesfalls hat er sein vorbild wesentlich verfeinert. wie Posa in der Karthäuserscene die tugend der königin und der Eboli mit spitzfindiger zergliederung gegenüberstellt, so sah unser dichter noch später in den beiden frauengestalten des Oberon, in Amanda und Almansaris, einen typischen gegensatz. indem er bei dem namen der letzteren an die ihm verhasste Caroline Schlegel denkt, schreibt er (Goed. XI 133) das bekannte distichon:

'*Warum verzeiht mir Amanda den Scherz und Almansaris tobet?*
Jene ist tugendhaft, Freund, diese beweiset, sie sei's'.

Doch zurück zu M., wenn auch nur, um uns mit einem

schlusswort von ihm zu verabschieden. überblicken wir die composition des ganzen werkes, so ist besonders ein zug rühmend hervorzuheben. die wandlungen einiger hauptpuncte von Schillers denken und fühlen hat M. mit grofser deutlichkeit erwiesen; so den übergang von Klopstockscher seraphik zu Wieland-Bürgerscher sinnlichkeit, die befreundung mit dem französischen geschmack, sowie die spätere bevorzugung der geschichtlichen studien an stelle der philosophisch-psychologischen. dabei hat er das allmähliche dieser wandlungen gut herausgekehrt, zb. bei besprechung der einleitung zum 'Verbrecher aus infamie' (II 474—77); und endlich ist der zusammenhang der wissenschaftlichen und künstlerischen interessen Schillers bestens berücksichtigt. der widerholte hinweis auf solche grundzüge ist ein vorzug der ganzen anlage des werkes. im übrigen aber weist die composition manche mängel auf. den biographischen capp. schadet die ängstliche chronologie; die abtrennung eines besonderen abschnittes 'Tharandt' zur erörterung der liebe Schillers zu Henriette von Arnim ist nicht gerechtfertigt: der dortige aufenthalt dauerte nur einen monat: unbedenklich durften diese ereignisse in dem Dresdener cap. mit abgehandelt werden. aber, wie schon erwähnt, am wenigsten gelungen ist die gliederung in den grofsen abhandlungen über die werke. man kann jedem pedantischen schematismus abhold sein und wird doch diese ungeregelte besprechung bald dieser, bald jener seite eines kunstwerkes recht unliebsam empfinden. dabei ist die erörterung der bühnenbearbeitungen, aufführungen und äufsern schicksale der dramen immer ganz abgetrennt und für sich geboten, sodass das interesse unkünstlerisch zersplittert wird. aber am schlimmsten ist die breite der gesamtanlage. wird für die darstellung von Schillers leben der raum von vier dicken wälzern erfordert, so würde wol für Goethe das doppelte verlangt werden. die bewältigung solcher massen ist selbst für den fachmann eine zumutung. wenn es für den historiker entlegner zeiten vor allem darauf ankommt, aus dem spärlichen material viel herauszulesen, so zeigt sich die stärke des modernen geschichtschreibers darin, dass er aus der fülle des gegebenen das wichtige kritisch aussondert. diese forderung hat M. nicht erfüllt: er unterschlägt uns selten auch nur eine kleinigkeit, und wo er es tut, wie zb. in der allzu knappen widergabe der erzählung StRéals, da kann man sein verfahren nicht immer loben, weil er dinge verschweigt, durch deren erzählung die nachschaffende phantasie des lesers erst recht in bewegung gesetzt werden könnte. so hat sein werk den character einer sammlung trefflicher monographien, deren inhalt durch höchst ausgibige anmerkungen erhärtet wird, aber den anforderungen der biographischen kunst genügt es nicht. wie sehr überragt unsern verf. in dieser hinsicht Brahm, der freilich an gelehrsamkeit keinen wettkampf mit ihm aufnehmen kann.

Der stil M.s ist ansprechend und natürlich; er ist frei von journalistischen pointen und entspricht der würde eines so hochgelehrten werkes. aber im einzelnen kommen unsauberkeiten vor, die bei einer sorgfältigen redaction hätten ausgemerzt werden müssen. so lesen wir I 9: 'so viel die bei der einäscherung der stadt Marbach zu grunde gegangenen kirchenbücher erkennen lassen'; I 61: 'Die Hoven stammten wie die Schiller von einem alten niederländischen adelsgeschlechte ab' (M. weifs am besten, dass die Schillersche familie nicht aus den Niederlanden stammte); I 301: 'er gibt seinem helfershelfer endlich den auftrag ihn zu töten, welchen aber, gerührt durch den anblick des greises, die kraft verlässt, ihn zu vollziehen'; I 340 und II 35 begegnen uns die pleonasmen 'eifernde zeloten' und 'attentatsversuch', II 450 und 462 treffen wir die nicht schriftdeutsche flexion 'niemand anderer' an; II 92 heifst es: 'wir leiden nicht mit und für das fremde geschöpf', I 90: 'briefe von und an die eltern' u. dgl. m.

Aber trotz allen mängeln bleibt M.s werk vermöge seines aufserordentlich reichen gehaltes eine zierde unserer wissenschaft, ein muster deutscher gründlichkeit, ein ehrendenkmal für des verf. rastlosen und vielseitigen fleifs, und ohne frage die beste zusammenfassende darstellung, die wir über Schillers leben und dichten besitzen.

Leipzig, sept. 1893. ERNST ELSTER.

LITTERATURNOTIZEN.

Paradigmata zur altsächsischen grammatik. zweite neu bearbeitete auflage im anschluss an die sechste auflage von Müllenhoffs Paradigmata, zusammengestellt von MAX ROEDIGER. Berlin, Weidmann, 1893. 15 ss. 8°. 0,30 m. — nach der vorbemerkung sind die formen möglichst nach der zahl der belege geordnet und der Mon. hat den vorzug erhalten. ich kann dieses system der anordnung, nach welchem eine graphische variante des Mon. den vorrang vor einer im Cott. herschenden schreibweise hat (vgl. die endungen des gen. und dat. sg. der schw. masc., die in der reihenfolge *on*, *an*, *en* erscheinen), nicht für geeignet halten, dem anfänger oder sonst jemandem einen überblick über die gestaltung der as. flexionsendungen zu verschaffen. nach meiner ansicht müssen mindestens überall dort, wo Cott. und Mon. von einander abweichen, gesonderte paradigmen gegeben werden. auch könnten häufigere und seltnere nebenformen durch den druck unterschieden werden. übrigens ist R. seinem princip nicht treu geblieben. in dem paradigma des schw. v. 1 conj. ist die endung *-da* vor *-de* gestellt, bei dem schw. v. 2 conj. *-de* gar nicht erwähnt. im schema der *i*-decl. gebührt bei den kurzsilbigen stämmen den dativen auf *-i* der erste platz, *-a*, *-e* ist im Mon. nur ausnahme. *fehu* erscheint im Mon. nur in der form *feho*,

der gen. nur in der form *fehas*, der instr. nur in der form *feho*. im paradigma des demonstrativs wären die dativformen des m. und n. in der folge *themu*, *them*, *themo* aufzuführen, die formen des acc. m. in der folge *thene*, *thana*, *thena*. im gen. sg. f. ist *thera* im Mon. öfter belegt als *thero*, jenem gebührt also die erste stelle. ganz unrichtig ist die reihenfolge *-eru*, *-ero*, *-era* im dat. sg. f. der st. adjectivdeclination; *-eru* ist gerade eine der seltensten formen. die richtige anordnung wäre *-aru*, *-ero*, *-aro*, *-oro*, *-era*, *-eru*, *-oru*, *-uru*. *-a-*, die häufigste schreibung des mittelvocals im dat., ist im paradigma gar nicht aufgeführt. im gen. pl. ist *-aro*, *-oro* vor *-ero* zu stellen. im gen. pl. der schw. adjectivdeclination ist beim fem. *-ono* überhaupt nicht belegt, im masc. nur bei den substantivierten wörtern *aldiro*, *gramo*, *iungro*, *hêligo*; *torohteon* 4182 war trotz seiner vereinzelung nicht zu übersehen.

Abgesehen von diesen inconsequenzen zeigen sich noch andere mängel. s. 4 wird bemerkt, dass der vocal 1 für das praes. ind. sg. und den imp. sg. gelte; den formen des Mon. *teoh* 3203, *help* 1612, *gef* 1607, *seh* 4766 ist keine rechnung getragen. da R. *themo* anführte, hätte er auch *imo* erwähnen müssen. dass *unca* nach *blind* geht, ist nicht richtig; der dat. sg. f. lautet an allen drei belegstellen in beiden hss. mit synkope des mittelvocals *uncro*. wenn R. unter den formen des instr. von *hwat* auch *hweo* anführt, so hätte er mit mehr recht auch *hwô* erwähnen können. unter den pronomina indefinita vermisse ich *ôðar hweðar* 'alteruter'. im schema der lautverschiebung ist falsch, dass einem idg. *t* ahd. immer *d* entspreche; vielleicht ist das zweite *d* druckfehler für *t*. falsch ist ferner, dass as. aus idg. *dh* auch *đ* werde. als entsprechung von *k*³ hat man keine berechtigung schon für das germ. *hw* anzusetzen, jedesfalls würde die consequenz erfordern, dann auch *q* statt *kw* zu schreiben. kaum richtig ist der ansatz von germ. *g* neben *ʒ* als entsprechung von *g¹h*. dass R. nur entsprechungen der 1 und 3 gutturalreihe angibt, wird manchem benutzer der paradigmen befremden erregen. in der übersicht über den vocalismus ist aufser dem paar *u*-*o* auch *o*-*u* für das germ. angesetzt. sollte R. daran festhalten, dass *a* sich in *e* und *o* gespalten hat oder, was auf das gleiche hinauskommt, meinen, dass germ. *o*, *u* indog. *o* entspricht? wenn er dagegen *o* etwa für den ursprünglich aus liquida und nasalis sonans entwickelten vocal hält, so hätte das doch angedeutet werden müssen. und so liefse sich noch einiges anführen. nach meiner ansicht bedürfen die paradigmen auch in ihrer jetzigen gestalt noch sehr der umarbeitung.

Baden N. Oe., 27 juni 1893. M. H. Jellinek.

Etymologisk svensk ordbog. av Fredr. Tamm. Första häftet: A-bärga. Stockholm, HGeber [1890]. 80 ss. gr. 8°. 1 kr. 25 ö. — nach der ankündigung auf s. 4 des umschlags ist dies neue etymologische wörterbuch der schwedischen sprache, das erste seit Ihres

tagen, im allgemeinen nach dem muster von Kluges arbeit angelegt. jedoch unterscheidet es sich dadurch von diesem, dass es die sprachwissenschaftliche litteratur für neue etymologien verzeichnet und mit gröfserer consequenz die entsprechungen aus andern germ. sprachen, soweit diese als repraesentanten gelten können, neben den schwedischen formen angibt. natürlich wurde dabei das hauptgewicht auf die skand. dialecte gelegt; verwante wörter aus den übrigen idg. sprachen hat T. nur dann herangezogen, wenn sie die etymologie und grundbedeutung oder die zugehörigkeit zu irgend einer wurzel klar legten. bei den lehnwörtern galt es in erster linie zu bestimmen, aus welcher sprache das wort aufgenommen wurde, sodann, zu welcher zeit dies geschah. wir erfahren schliefslich noch, dass das werk mit unterstützung der schwed. academie in ungefähr 10 heften von je 5 zweispaltig gedruckten bogen erscheinen soll. der name des verfassers bürgt dafür, dass wir etwas tüchtiges zu erwarten haben, und ein blick in das vorliegende heft teuscht denn auch unsere erwartungen keineswegs. wir haben es unzweifelhaft mit einer gediegenen wissenschaftlichen leistung zu tun, der wir nur den besten fortgang wünschen können. auf einzelheiten einzugehn, möchte ich mir versparen, bis das werk vollendet vorliegt. hoffentlich erfolgt das erscheinen der einzelnen hefte in nicht allzu langen zwischenräumen. F. HOLTHAUSEN.

Jaspar von Gennep und die entwicklung der neuhochdeutschen schriftsprache in Köln von WILLY SCHEEL. [Westdeutsche zeitschrift für geschichte und kunst, ergänzungsheft VIII, hsg. von dr JOSEPH HANSEN. Trier, Lintz, 1893. s. 1—75. 5 m.] — die entwicklung des 'gemeinen deutsch' in den jahrhunderten vor und nach der reformation ist eine bereits vielfach behandelte frage, zu deren endgiltiger lösung jedoch die einzeluntersuchung noch viel zu tun hat. der anteil der kanzleien an der bildung einer solchen gemeinsprache und an deren sieg über die mundarten ist neuerdings insbesondere durch RBrandstetter für Luzern erläutert worden, wie dies die vorliegende arbeit in den anmerkungen zu s. 17 und 35 hervorhebt. sie behandelt ein besonders umfangreiches und wichtiges gebiet, die stadt und das erzbistum Köln. zunächst verdient die umfangreiche belesenheit S.s, welcher ungedrucktes material in fülle herangezogen hat, aber auch für die druckertätigkeit Kölns im 16 jh. manches neue bietet, volle anerkennung; nicht weniger die besonnenheit in der auswahl der beweisstücke und der beweisstellen. drei verschiedene arten von quellen werden durchgenommen: die schriften der erzbischöflichen kanzlei, sodann die der städtischen behörden, endlich die kölnischen druckwerke, unter denen die bei dem bekannten Jaspar von Gennep erschienenen, zum teil von ihm selbst verfassten, insbesondere die verschiedenen fassungen seines Homulus auf das genauste durchgenommen werden. die untersuchung richtet sich

wesentlich auf laut- und formenlehre, da nur für diese die kanzleischriften hinreichendes material darboten. es zeigt sich, dass in der aufnahme der neuen, der gemeinsprachlichen elemente die kanzleien vorangehn und unter ihnen wider die erzbischöfliche. namentlich die reformationsversuche des erzbischofs Hermann von Wied 1543—45 fördern zugleich den anschluss an die nhd. schriftsprache, indem sogar seine gegner auf diese weise ihre ansichten nach aufsen hin zu vertreten und zu verbreiten anlass nehmen. die drucksprache folgt nach, schliefst sich aber immerhin so eng an, dass der um 1520 etwa begonnene process um 1575 so gut wie völlig abgeschlossen ist. dass die kanzlei auf die sprache des verkehrs eingewürkt habe, wird noch zuweilen geleugnet; hier liegt doch wol der beweis vor. eine reihe einzelner beobachtungen verdient noch besonders hervorgehoben zu werden: dass die neuen consonanten früher durchgedrungen sind, als die neuen vocale; dass die kleinen formwörter besondere neigung zeigen, dem dialect treu zu bleiben, wozu von andrer seite das gegenteil behauptet worden war (s. 28 anm.). auf s. 48 in der anmerkung wäre wol Kräuter zu nennen gewesen, der zuerst (in dieser zs. 21, 258ff) beobachtet hat, dass die stämme, welche auf altes ī, ū, ǖ ausgehn, diese längen früher und allgemeiner in *ei*, *au*, *äu* gewandelt haben als diejenigen, in denen die längen im inlaut stehn. E. Martin.

Ratio studiorum et institutiones societatis Jesu per Germaniam olim vigentes collectae concinnatae dilucidatae a G. M. Pachtler S. J. vol. iii. [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von Karl Kehrbach, bd ix.] Berlin, AHofmann u. comp., 1890. xviii u. 486 ss. 4°. 15 m. — dieser dritte band der in den schulen des jesuitenordens geltenden ordnungen enthält in einer ersten abteilung die für das schulwesen der gesellschaft überhaupt erlassenen bestimmungen der ordensgeneräle von 1600—1772, in einer zweiten die auf das studium generale, besonders die academischen studien in einzelnen provinzen, an einzelnen orten sich beziehenden documente desselben zeitraums. in beiden abteilungen sind die schriftstücke chronologisch geordnet. die vom orden geleiteten schulen sind lange zeit hindurch die vornehmsten stätten des speciell katholischen mittleren und höheren unterrichts; was sie von den gleichzeitigen evangelischen anstalten zunächst auffallend unterscheidet — man vgl. zb. die in den MGP bereits veröffentlichten braunschweigischen oder siebenbürgisch-sächsischen ordnungen —, ist die einheitlichkeit der lehre und der methode, damit allerdings verbunden ein hartnäckiger conservatismus. beides zeigt sich in den durch die documente der ersten abteilung ununterbrochen sich hinziehenden einschärfungen, dass die einheitlichkeit der lehre in allen schulen durch genauen anschluss an den hl. Thomas und an Aristoteles gewahrt werden müsse. die erlässe gehn bis ins einzelne: eine reihe derselben zählt auf und definiert die festzu-

haltenden lehrsätze und verzeichnet eine reihe verbotener. die geschichte der lehrbegriffe scholastischer theologie und philosophie findet hier reiches material. ab und zu befremdet die aufnahme einzelner nrr in eine der geschichte des schulwesens gewidmete sammlung; allerdings ist P. dadurch entschuldigt, dass bei keinem andern orden die allgemeineren zwecke mit den lehramtlichen so enge verknüpft sind, wie bei dem jesuitenorden; man vgl. die ungeheure schätzung des lehrberufs, die in der characteristischen äufserung des generals Caraffa s. 65 sich kundgibt. für die innere organisation des unterrichts war in diesem zeitraum die Ratio studiorum gerade so mafsgebend, wie anfangs; die documente des zweiten teils beschäftigen sich daher vorwiegend mit der äufsern organisation der anstalten, genauer stundeneinteilung, scharfer umgrenzung der vollmachten und pflichten der einzelnen unterrichtspersonen und academischen würdenträger, mit abstufung und verleihung der academischen grade, ordnung der dabei zu beobachtenden äufserlichkeiten. man gewinnt daraus ein vollkommnes bild der äufsern erscheinung jener characteristischen vorbilder humanistisch-scholastischer lehranstalten, gymnasien wie universitäten. es war von vornherein zu erwarten, dass das aus diesen denkmälern für die geschichte des unterrichts im deutschen zufliefsende unmittelbare material gering sein werde: in nr 66 (1602) — Memoriale für das Mainzer colleg — lesen wir s. 145: *exercitium linguae germanicae commendatum sit*; ein oberdeutscher lectionsplan (1769) setzt in den drei untern classen auch deutsche orthographie an (s. 247); von deutscher orthographie reden auch die Würzburger statuten von 1749 s. 434 (vgl. auch s. 427); ungleich höherer nutzen darf aber von der ebenda s. 434 erhobenen forderung des übersetzens aus dem latein. ins deutsche und umgekehrt erwartet werden, die ausdrücklich mit der absicht *utque simul in lingua vernacula necessarius progressus fiat* gestellt wird (vgl. auch s. 437, a. 1755). und man wird auch an mittelbare förderung der muttersprache durch die aufs weiteste getriebenen mündlichen lateinischen redeübungen und disputationen denken müssen. die deutsche litteraturgeschichte nehme auch notiz von dem unter nr 109 (um 1772) abgedruckten vorschlag zur herausgabe einer wissenschaftlichen zeitschrift, deren dritter den schönen künsten gewidmeter teil ein gegengewicht gegen die moderne deutsche litteratur, die wegen sittlicher bedenken getadelt wird, bilden und poetisches in deutscher sprache enthalten sollte (s. 451. 452). — der text der aufgenommenen stücke ist, soweit das gebotene material zu urteilen erlaubt, mit aller sorgfalt behandelt; die arbeit des herausgebers war hier keine geringe, und sein verdienst wird durch die bei der correctur übersehenen druckfehler nicht nennenswert geschmälert. die dem 2 bande in unverbesserter form schon beigegebene karte der unterrichts- und erziehungsanstalten der deutschen assistenz S. J. ist hier

in neuem stiche und verbessert widerholt. ein nachtrag bringt drei neue stücke zum 1 bde nach; eine chronologie der stiftung von collegien S. J. innerhalb des alten deutschen reiches und Belgiens ist dem vorwort angefügt. J. Seemüller.

Die siebenbürgisch-sächsischen schulordnungen mit einleitung, anmerkungen und register, herausgeg. von dr Friedrich Teutsch, 2 bd. 1782—1883. [Monumenta Germaniae paedagogica, herausgeg. von Karl Kehrbach, bd xiii.] Berlin, AHofmann u. comp., 1892. lxxxviii u. 623 ss. 4°. 20 m. — Teutsch vollendet hier seine sehr sorgfältige ausgabe der siebenbürgisch-sächsischen schulordnungen. das jahrhundert, über das sich die mitgeteilten documente erstrecken, umfasst die blüte und die gewaltsame zerstörung der nationalen selbständigkeit des deutschen schulwesens in Siebenbürgen. besonders hervor treten zunächst die nrr 78. 79, die in den zusammenhang der an paedagogischen und litterarischen resultaten reichen kämpfe gehören, welche die sächsische nation mit erfolg gegen die unter Joseph ii erlassenen uniformierenden schulbestimmungen führte. nr 78 (1782, s. 27) stellt gesichtspuncte für das studium der philologie auf, welche sprachen- und litteraturkenntnis in weiterem umfang ins auge fassen, neben den antiken classischen sprachen auch deutsch und französisch und womöglich italienisch und englisch: *ne quod in multis reprehenditur, antiquitatis amatores in nostra tempora simus et injurii et ingrati*; den neueren verdanke man die theorie der schönen künste *quam aestheticam hodie dicimus*: sie habe ein anderes aussehen als zu zeiten des Aristoteles und Horaz; aus ihr gewinne, wer sie kennt, nicht blofs ein abstractes wissen, sondern auch eine steigerung seiner empfindung für das schöne und seines urteils darüber. durch das ganze 19 jh. läuft dann ununterbrochene organisierungs- und reformarbeit, von behörden wie von privaten geleistet: so ist historisch und organisatorisch wichtig der Entwurf einer neuen einrichtung der Kronstädter evangelischen knabenschulen (1812) und die (erst später) dazu erlassenen Instructionen, welche in methodische einzelheiten eingehn. im ersten jahrzehnt des jahrhunderts arbeiten die vier lehrer des Schässburger gymnasiums aus eigener initiative, welche vornehmlich von Zay und Binder ausgeht, eine neue organisation ihrer anstalt aus, die sie tatsächlich mit bestem erfolg verwürklichen und die vorbildlich für andere anstalten wird: die Zay-Bindersche Neuordnung in Schässburg 1813. vom j. 1817 ab läuft längere zeit eine in beratungen und entwürfen sich kundgebende bewegung, die auf eine für die Sachsen allgemein geltende schulordnung zielt: in zusammenhang mit ihr steht der volksschulplan Neugeborens 1821, wichtig wegen der streiflichter, die von ihm aus auf den bis dahin herschenden äufseren zustand der volksschule fallen, wegen der durch ihn deutlich bestimmten neuen einrichtung derselben, wegen der methodischen anweisungen, die er enthält; ferner der schulplan für gymnasien

1823/34, der als zweck der anstalt scharf bereits die formale ausbildung betont (*so wie nun der zweck der gymnasien in der formalen ausbildung aller einzelnen geistigen anlagen und kräfte des menschen und in der ausstattung desselben mit einem solchen maafse allgemeiner kenntnisse, als ihm zur erreichung seiner künftigen wissenschaftlichen oder auch bürgerlichen bestimmung und zur führung seines lebens überhaupt notwendig ist, besteht*), zu welchem die ergänzungen und verbesserungen enthaltende nr 98 zu ziehen ist. wichtig ist ferner das Gutachten über errichtung einer juridischen facultät im schoofse der sächsischen nation 1839: es beleuchtet aufs bedeutendste das verhältnis der einzelnen sächsischen kreise untereinander, das verhältnis der Sachsen zu den Magyaren, den zustand des juridischen studiums in Siebenbürgen überhaupt. fruchtbar erscheint der gedanke der 'lustrierungen': lehrer eines gymnasiums werden von amtswegen zu den prüfungen geschickt, die an einer andern anstalt abgehalten werden, und haben dienstlich über die beobachtungen zu berichten, welche sie über einhaltung des lehrplans usw. machen, nrr 105—107. 113. 114 (1844—1848). den grad der nationalen bedeutung der schule in Siebenbürgen und des allgemeinen interesses, das ihr entgegengebracht wird, beleuchten die beiden vom Siebenbürger Jugendbund 1848 an das consistorium gerichteten gesuche um reform des schulwesens, besonders des volksschulwesens. den letzten noch innerhalb der althergebrachten selbständigkeit der sächsischen schulen geschehenden schritt bezeichnen die documente, welche die einführung des Thunschen Organisationsentwurfes an den sächsischen gymnasien begleiten. es folgt nun von nr 124 ab (1879 ff) eine reihe von actenstücken, die den früheren, grösstenteils schulorganisationen enthaltenden nicht mehr gleichartig sind: es sind die in ihrer mafsvollen sachlichkeit doppelt beredten vorstellungen, petitionen, bitten, denkschriften, welche das evang. landesconsistorium an den ungarischen minister, das abgeordnetenhaus, den thron richtet, unermüdlich, beharrlich, um die magyarisierung von den sächsischen schulen fernzuhalten — die trauerreden auf den untergang der nationalen selbständigkeit, wert zu einer zeit gelesen zu werden, in welcher die erinnerung an jene erfolglos gebliebenen versuche aufserhalb Siebenbürgens zu schwinden beginnt. der herausgeber hat in der vorrede mit recht gesagt: 'vielleicht geht es manchem leser dieser sammlung wie mir: er findet, dass der einblick in dieselbe nicht nur lehrreich, sondern oft auch tief ergreifend ist'.

Die mehrzahl der in diesem 2 bande vorgelegten 55 nummern ist zum erstenmale gedruckt; meist konnten die originalacten dem drucke zu grunde gelegt werden, conjecturalkritik war nur in ganz seltenen fällen nötig. T. hat nicht alles in die sammlung aufgenommen, was ihm die archive boten; auf mehreres dergleichen weisen die einleitungen zu den einzelnen denkmälern hin,

wichtigeres daraus ist dort mitgeteilt und verarbeitet. ab und zu drängt sich der wunsch auf, dass ein und das andere dieser stücke seinen platz in der sammlung gefunden hätte und so bequemer zugänglich geworden wäre. mögen auch zb. bei Josephs II Norma regia 1781 die s. vff gegebenen auszüge genügen, so vermisst man doch etwa die schulordnungen für den volksschulunterricht von 1870. 1871, die bestimmungen über die städtischen elementar- und bürgerschulen von 1877 und fände besonders gerne den lehrplan für die evang. gymnasien A. B., festgestellt auf grund des g. a. XXX : 1883 vom landesconsistorium der ev. kirche A. B. in Siebenbürgen vom 4 sept. 1883, als den abschluss der in den nrr 124 ff dargestellten kämpfe der sächsischen kirche um ihr schulwesen (über die drucke jener schulschriften s. LXXXIV f).

Die anlage der arbeit hat, wie T. selbst in dem vorwort bedauert, eine zusammenhängende einleitende darstellung der entwicklung des sächsischen schulwesens ausgeschlossen; die materialien dazu sind aber in den einleitungen zu den einzelnen stücken enthalten, welche überall auf das sorgfältigste die litteratur verzeichnen und bei den wichtigeren denkmälern ausführliche zeichnungen ihrer historischen bedeutung sind. die notwendigen einzelheiten über sachen, personen, bücher bieten die anmerkungen. ein anhang zählt die bis 1850 in Siebenbürgen gedruckten und in den sächsischen schulen gebrauchten schulbücher auf. zu sprachlichen noten war in diesem bande wenig anlass — zum deutschen der nr 83 etwa wären bemerkungen erwünscht gewesen.

Ossiach, im sept. 1893. J. SEEMÜLLER.

Eckius Dedolatus, herausgegeben von SIEGFRIED SZAMATÓLSKI. mit einer photographischen nachbildung. (Lateinische litteraturdenkmäler des 15 u. 16 jhs., hsg. von MAX HERRMANN und SIEGFRIED SZAMATÓLSKI 2.) Berlin, Speyer und Peters, 1891. XV und 52 ss. 8°. 1 m. — eine ausgabe dieses bedeutenden werkes durfte in einer sammlung lateinischer litteraturdenkmäler des 16 jhs. nicht fehlen, umsoweniger, als die neudrucke bei Riederer und Böcking, wie Sz. nachzuweisen sucht, kritischen ansprüchen nicht völlig gerecht werden. auch der neudruck der 'Oratio', die mit sicherheit Pirkheimer zugeschrieben werden darf, ist zu billigen. die einleitung beschäftigt sich mit der verfasserfrage. wer die lateinische und deutsche litteratur der ersten zwei jahrzehnte durchmustert, weifs, auf wie grofse schwierigkeiten die forschung hier überall stöfst, da ja so vieles nur handschriftlich cursierte, was später nie in druck kam, sodass manches verloren scheint, was aufklärung zu schaffen und widersprüche zu lösen im stande wäre. Sz. ist geneigt, den neueren hypothesen, welche die autorschaft Pirkheimers ablehnen, sich anzuschliefsen; solange aber nicht deutlichere spuren von Pirkheimer abführen, scheint es mir immer noch richtiger, lieber das ingenium Bilibaldi in dem würklich bedeutenden werke erkennen zu wollen.

Von einer sammlung der stellen benutzter autoren ist Sz. abgegangen, obwol gerade hier reiche und für die beurteilung der dichtung bedeutsame ausbeute zu erwarten war. denn der verfasser des dialogs erscheint trotz seiner umfangreichen kenntnis antiker autoren, die weit über Terenz und Plautus oder Ovid hinausgeht, nicht, wie viele andre, als compilator, der seine phrasen armselig zusammenbettelt, sondern die entlehnungen nehmen hier zumeist den character des citates an, das in einen neuen zusammenhang eingerückt, gerade durch den contrast mit dem originale die satirischen absichten des dichters wesentlich unterstützt. in dieser hinsicht sind die zahlreichen anlehnungen an Senecas Hercules furens und Hercules Oetaeus von trefflicher parodistischer würkung.

Holsteins (Die reformation im spiegelbilde der dramat. litt. des 16 jhs., Halle 1886, s. 179 ff) zergliederung des dialogs möge dem mit der reformationsgeschichte nicht völlig vertrauten leser das verständnis der zahlreichen anspielungen auf reformationsgeschichtliche ereignisse erleichtern. der text scheint völlig correct; zu bessern wäre p. 42, 8 *theolongia* in *theologia* und p. 46, 13 *vocacer* in *vocarer*. F. SPENGLER.

Darlegung der dichterischen technik und litterarhistorischen stellung von Goethes Elegie 'Alexis und Dora' von dr JOSEPH KASSEWITZ. Leipzig, GFock, 1893. 27 ss. 8°. 1 m. — über diese abhandlung ist eigentlich nichts zu sagen. etwas ungeschickteres, als diese verbauten sätze, die falsch angewandten fremdwörter, die verderbten citate, die unmöglichen bilder usw., lässt sich kaum denken. der erste teil weist mit vielen worten nach, dass die menschen in der idylle patriarchalischen characters und doch nicht patriarchalischen characters sind, und dass alles in dem gedicht 'mit unscheinbaren mitteln' gemacht wird, alles 'einfach, geschickt, naturgemäfs' ist, sowol das selbstgespräch des Alexis, wie die 'gewogenheit von seiten der Dora'. soviel über die dichterische technik. in dem abschnitt über die litterarhistorische stellung finden sich zwei bemerkungen, die nicht neu, aber richtig sind: ein hinweis auf Tibull und einer auf Voss. der zweck der ganzen abhandlung ist der nachweis, dass alle, die das gedicht bewundert haben, hierzu berechtigt waren. ALBERT KÖSTER.

KLEINE MITTEILUNGEN.

EIN BRIEF JACOB GRIMMS. *der folgende brief wurde mir von seinem besitzer, hrn rechtscandidaten Lührs in Göttingen, zur publication übergeben.*

Wohlgeborner, hochzuehrender herr Amtsassessor,
für die mir zu meinen rechtsalterthümern gefällig mitgetheilten bemerkungen erstatte ich den aufrichtigsten dank. Es freut mich zu sehen, dasz meine arbeit, bei der ich mehr an geschichtsforscher und deutsche philologen als an eigentliche germanisten

dachte, auch von geschäftsmännern nicht verschmäht wird. Hierdurch kann aufmerksamkeit auf die im land fortlebenden ungeschriebnen rechtsgewohnheiten erregt werden, und ich bin überzeugt, dasz man oft nur zu suchen braucht um zu finden.

Ihre scharfsinnige erklärung des handschuhs aus dem handschlag scheint mir doch gegen sich zu haben, dasz auf das ausziehen immer ein besonderes gewicht gelegt wird. Durch handschlag wird ein geschäft festgemacht, durch den handschuh ein bestehendes band aufgelöst. Es kommt vor, dass man einen linksgemachten handschuh übersendet. Ein sehr wichtiger beitrag zu diesem symbol ist neulich im Rhein. museum für jurispr. dritt. jahrg. 2 heft 1829 p. 281—283 mitgetheilt worden, wo mit sieben handschuhen übergeben werden musz.

Ohne zweifel sammeln Sie gelegentlich noch viele berichtigungen zu meinem buche und sind wohl so freundlich von zeit zu zeit mir wieder einiges davon zu schicken?

Mit aufrichtigster hochachtung
Ew. wohlgeb. ergebenster diener
Gött., 15 apr. 1830. Jac. Grimm.

Die adresse lautet:

Sr Wohlgeboren
des Herrn Amtsassessor W. Heim
zu Hannover.

Im zweiten absatz des briefes bezieht sich JGrimm auf die erste veröffentlichung der Schwabenehe durch Mafsmann. in der adresse ist der name Heim verschrieben für Heine. EWHeine, ein hannöverscher jurist, gest. 1882 *als amtsrichter a. d., machte sich durch eine* 1850 *herausgegebene beschreibung der grofsartigen steingräber auf dem Giersfelde (in der Westerholter mark im kirchspiel Ankum) verdient. bei der beklagenswerten verwüstung, welcher diese denkmäler mehr und mehr anheimfielen, haben die Heineschen mitteilungen ihren wert behalten. das werkchen, welches sie enthält, im übrigen der verworrensten weisheit voll ist, führt den seltsamen titel 'Über den Germanismus'* (2 *ausgabe Hannover* 1860). *noch absonderlicher ist eine andere schrift Heines 'Die germanischen, aegyptischen und griechischen mysterien'* (*Hannover* 1878).

Göttingen, 14 apr. 1894. R. Meissner.

Über Moriz ii von Craon, den held des mhd. gedichtes, und seine familie habe ich in der einleitung zu meinen Zwei altdeutschen rittermären s. xviii—xxiv allerlei notizen aus z. t. recht abgelegenen quellen mühsam zusammengetragen, während wenige monate vorher eine breit angelegte und vornehm ausgestattete urkundliche geschichte des hauses Craon erschienen war. herrn dr FLiebermann verdanke ich jetzt auch die bekanntschaft mit Bertrand de Broussillon La maison de Craon 1050—1480, étude historique accompagnée du cartulaire de Craon etc., 2 voll. Paris 1893. der verf. schliefst die Lincolnshire-linie (Craon-Burton)

ganz von seiner publication aus, behandelt aber die französischen Craons so ausführlich, dass auf Moriz II allein 50 seiten entfallen (I 71—120). die lücken unsres wissens werden hier ausgefüllt, meine eigene darstellung in wesentlichen puncten ergänzt und berichtigt. Moriz II succedierte, noch minorenn, seinem bruder Guérin um das jahr 1150 und wurde bald nach übernahme der herschaft Craon zum ritter geschlagen. gestorben ist er am 12 juli 1196. zur zeit, als unser gedicht entstand, war er also sicher nicht mehr am leben. die daten aus dem beginn des 13 jhs., welche ich s. XXII aufführe, kommen bereits seinem sohne Moriz III (1196—1207) zu, dessen existenz ich dem Dict. de la nobl. gegenüber in zweifel zog. Moriz II erscheint zum ersten male in der öffentlichkeit und zugleich im gefolge könig Heinrichs II von England, als dieser im herbst 1158 die stadt Thouars belagert. 1168 oder 1169 unternahm er eine fahrt ins heil. land und kehrte von hier 1170 mit reliquien reich beladen heim: noch haben sich 10 certificate geistlicher und weltlicher herschaften darüber erhalten. sein minnesang und seine liebesabenteuer werden vor diese zeit gehören, seine verheiratung mit der reichen wittwe Geoffroys IV von Mayenne, Isabelle de Meulan, fällt bald nachher. im jahre 1191 folgte er dem kreuzheer könig Richards abermals ins heil. land. er machte vorher sein testament (das seine familienverhältnisse am besten beleuchtet) und gab reiche spenden für die kirchen und klöster seiner heimat aus. gestorben ist er sicher in Frankreich; seine begräbnisstätte kennt man nicht, das herz wurde in die abteikirche von Savigny übergeführt.

Bei Broussillon I 85 n. 3 hat sich auch Gaston Raynaud über die mit dem namen eines Craon überlieferten minnelieder geäufsert, in genau dem sinne wie ich s. XXV: auch er lässt Moriz II nur als verfasser des liedes *A l'entrant du dous termine* gelten und spricht *Fine amour claime en moi par eritage* einem seiner söhne zu, wobei er sich für Amaury entscheidet. E. SCH.

BERICHTIGUNGEN: Zs. 38 s. 232 z. 7 v. o. lis ⏗ × | ⏗ × ×̀ × ×̀ ; s. 234 z. 21 v. o. lis *sünu*; s. 235 z. 7 v. u. lis 'nicht auch ein *márcgrâvinne*'; s. 255 z. 15 v. o. lis *Won* st. *Wan*; s. 269 z. 4 v. o. lis *în* st. *in*.

Zu Anz. XX s. 395 f: ich bin nachträglich darauf aufmerksam geworden, dass schon Boxberger die Eboliscene mit Wielands Oberon in verbindung gebracht hat. R.

Am 14 august starb zu Neu-Wittelsbach bei München, im 29 lebensjahre, dr SIEGFRIED SZAMATÓLSKI, dessen finderglück und kritische energie namentlich der litteratur des 16 jhs. zu gute gekommen ist.

Der privatdocent dr ADOLF SOCIN in Basel wurde zum extraordinarius befördert; der privatdocent dr THEODOR SIEBS in Greifswald erhielt den titel professor; der privatdocent dr ALBERT LEITZMANN in Jena gibt seine lehrtätigkeit auf, um eine stellung an dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar anzunehmen.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

